Bemühungen

zur

Beförderung der Critik und des guten Geſchmacks

Quid deceat, quid non? quo virtus, quo ferat error.

Erſtes Stück.

Halle.
bey Carl Hermann Hemmerde.
1743.

Allen
verständigen und unpartheyischen
Kunstrichtern
widmen diese
Bemühungen
Die Verfasser.

Euch, deren grossen Geist ein edler Trieb entflammt,
Durch den Ihr mit Vernunft das schwere Richteramt
Erhabner Künste führt, es nie der Schmähsucht lehret,
Und nie durch Stolz befleckt, Euch sey diß Werk geweihet.
Wer Tugend und Verstand in edlen Schriften zeigt,
Wer in dem Richten nie die Grenzen übersteigt,
Die ihm die Billigkeit, durch Lob und Tadel, setzet,
Ein solcher wird von uns der Zuschrift werth geschätzet.
Nehmt, Richter seltner Art, die die gelehrte Welt

Als Patrioten ehrt, für ihre Stützen
hält;
Nehmt, unsers reinen Zwecks und Eu-
rer Einsicht wegen,
Was Fleiß und Hochachtung vor Eu-
ern Richtstuhl legen!
Des Eifers kühner Flug schwingt uns zu
Euch empor,
Und stellt uns Eure Kunst zum ächten
Muster vor,
Wenn unser freyer Kiel des Triebes
Wink vollstrecket,
Und ohne Leidenschaft der Schriften
Werth entdecket.
Diß eben spricht uns auch von Schuld
und Vorwurf frey,
Und bringt uns überdiß die süsse Hof-
nung bey,
Ihr werdet unsern Fleiß, durch Stra-
fen, oder Schonen,
Durch Tadel, oder Lob, nach Billigkeit,
belohnen.
Verhöhnt, verworfen, verdammt; gebt
Beyfall, Ruhm und Preiß,
Denn beydes kommt Euch zu, und bey-
des mehrt den Fleiß,
Und macht uns Muth: Warum? Ihr
richtet und entscheidet,
Nur, weil ihr kennt und prüft, nicht,
weil ihr haßt und neidet.

Von

Vorrede.

Wenn die Schriftsteller das erstemal in der gelehrten Welt auftreten, so erscheinen sie in vielerley Gestalten, in welcher sie Aufsehen zu machen gedenken. Viele, welche die Natur mit einer mitleidigen Seele begabt hat, kommen mit einer klaglichen Geberde: sie bedauren das Schicksaal der gelehrten Republik, welche mit Schriften von der Materie, welche sie sich abzuhandeln vorgenommen, belästiget sey, weil in ihnen weder Gründlichkeit noch Anmuth gefunden werde. Dadurch verhoffen sie dem Ekel gegen ihre Schrift vorzubeugen, den sie vielmals aus einer gerechten Ahndung befürchten. Sie gleichen den tückischen Schmeichlern und Ohrenbläsern welche sich nicht getrauen, unsre Gunst zu erhalten, ohne die Larve eines mitleidigen und treuen Freundes anzunehmen, welcher uns vor der

Freundschaft mit andern warnet, um sich desto fester bey uns einzuschmeicheln. Hingegen andre stellen sich mit einer grausamen und wüthigen Miene dar, mit welcher sie alle ihre Vorgänger ansehen, damit die Leser von ihrem Muthe auf ihre Geschicklichkeit, wie vom Barte auf die Klugheit, schlüssen sollen. Sie suchen uns alle diejenigen aus den Augen zu bringen, welche ihnen vorgearbeitet haben, und greifen sie durch die schmahsüchtigsten Verkleinerungen an, um ihren Werth zu vermindern, und ihnen den Preis zu entreissen, der Wenige sie jemals die andern vom Wege stossen, damit sie näher zum Ziele und zur Krone kommen mögen. Je unwissendiger gelehrten Männern eine solche Niederträchtigkeit ist, weil die Wahrheit nicht nur ihren Verstand aufklären und erheitern, sondern auch den Willen bessern, die Leidenschaften dämpfen, und die lasterhaften Neigungen ausrotten sollte: um desto mehr werden wir uns hüten, durch Hülfe solcher unedler Kunstgriffe den Lesern unsre Bemühungen verächtlich zu machen. Denn solche Mittel, Gunst und Beyfall zu erschleichen, sind ohnfehlbare Zeugen von den falschen und tadelhaften Absichten der Schriftsteller. Wenn eine aufrichtige Beredsamkeit, die Wahrheit allgemeiner zu machen, den Verstand aufzuklären, den Geschmack zu läutern, und seinen Landsleuten, durch die Schönheiten der Dichtkunst und Beredsamkeit empfindlich zu machen, die Erbauten treibt so wird sein Eifer Beyfall erlangen, ohne daß er sich darum

um Mühe gebe. Wir haben uns entschlossen, in unterschiedenen Stücken die Schönheiten und Mängel, welche sich in den Schriften finden, sie mögen vor das Gerichte der Wohlredenheit, Beredsamkeit, oder Dichtkunst gehören, zu entdecken, nach ihren Gesetzen und Aussprüchen zu beurtheilen, und durch dergleichen critische Abhandlungen mit den erstern unsre Leser zu ergetzen, und vor den letztern zu warnen. Es ist ein Vortheil für uns, daß wir uns in ein so weitläuftiges Feld begeben können, wo so viele Abwechselungen vorkommen. Die Critik hat hierinnen etwas besonders; wie die Werke des Verstandes und Witzes unendlich sind, eben so unzählbar sind die Gegenstände der Beurtheilungskunst. Sie erstrecket sich beynahe durch alle Wissenschaften, und ihre Brunnen, zu welchen man zeithero so fleißig noch nicht gekommen, sind unerschöpflich. In den nächstverflossenen Jahrhunderten hat man wenig Beurtheilungen des Schönen und Häßlichen, wenigstens in Deutscher Sprache nicht, gesehen. Die Gelehrsamkeit war dazumal bey dem größten Haufen ein Gedächtnißwerk, man bekümmerte sich wenig um die Regeln und Grundsätze der Alten, und man ging auch mit der Weltweisheit allzu vertraut nicht um. Man verstund unter der Critik eine Buchstäbeley: die Pressen wurden durch den Druck unzähliger Sammlungen von Lesarten ermüdet; eine unter denselben mit einem schulmäßerischen Machtrone für die beste zu er-

klären, andere welche mit ihnen nicht einstimmten, für Esel zu schelten, ohne bey ihren Ohren vorher einen Maasstab gebraucht zu haben, dieses waren Eigenschaften eines Kunstrichters, welcher sich eben um die Wahl der Sachen, um ihre Ausführung, und um ihren Vortrag nicht bekümmern darf. Wie wir dieses Urtheil nicht über alle damahlige Scribenten erstrecken, und nicht läugnen können, daß ein gründlicher Lipsius, und ein philosophischer Scaliger, unter so viel vernünftigen Männern nur zween zu nennen, die Critik nützlich angebauet haben, so ist doch solches nur in lateinischer Sprache geschehen. Denn obgleich unser theurer Opitz, ferner Buchner, Rüstler, Zese, und mehrere von der fruchtbringenden Gesellschaft sich solches im Deutschen unterfingen, und herrliche Proben davon ablegten, so hatten sie doch unzählige Schwierigkeiten zu überstehen, daß sie also ihren Zweck nicht völlig erhielten, zumahl da einige gleich anfangs den rechten Weg verfehlet hatten. Es ist jederzeit schwer gewesen, eine Kunst zu erfinden, oder aus der Vergessenheit wieder herauszuziehen. Doch so bald der Weltweisheit ein heller Licht aufgesteckt wurde, so bald entstund, vermöge der freundlichen Verbindung, in welcher alle Künste und Wissenschaften sich befinden, auch in diesem Theile der Gelehrsamkeit, Licht und Klarheit, und die Finsternüß ward allmählig vertrieben. Die Deutschen liessen sich durch das rühmliche Beyspiel der Ausländer, welche die Critik fleißig

übten,

übten, anfeuern, hier und da, theils sich selbst zu beurtheilen, theils andre einheimische Schriftsteller, zu prüfen. Viel gleissendes Flittergeld, viel Schwulst und Phöbus, welches vorher Hierarchen der Dichtkunst gewesen waren, wurden nunmehr daraus verbannt: man setzte die Natur wieder ein: man fing an die Beredsamkeit vernünftiger zu machen, und von dem garstigen Wüste zu säubern. Bey unsrer Nachbarinn in dem berühmten Leipzig waren schon von dem Anfange dieses Jahrhundertes an Gesellschaften aufgerichtet gewesen, welche sich in geheim in der Critik, oder in einer vernünftigen Beredsamkeit und Dichtkunst, zu welcher die Critik Anleitung giebt, übten. Die Mahler streuten in ihre Discurse allerhand Materien ein, welche dem guten Geschmacke aufhelfen sollten: sonderlich war Herr Rubeen geschäftig, die Wortspiele, und andern solchen Kram von dem Pindus zu werfen, obgleich die Gratien mit ihrer damaligen Sprache vielleicht nicht reden würden. Unterdessen kan man ihnen deswegen den schönen Witz nicht absprechen, und wir hoffen, daß bey der vorhabenden neuen Ausgabe dieser Discurse auch die Sprache deutscher und schöner erscheinen werde. Der Hamburgische Patriot besaß darinnen gleichfalls viel Redlichkeit, wiewohl das Wollen oft gröſſer, als die That, gewesen ist. Wir urtheilen freymüthig, und dadurch, dünckt uns, wird seinen übrigen Verdiensten nichts entzogen. Wie man insgemein das höher schätzet, was von dem

schönen Geschlechte, als was von unsers gleichen herrühret, so ist es kein Wunder, daß die Tadlerinnen so grossen Beyfall erhielten, welche die Deutschen ermunterten, eine Bemühung zu unternehmen, an welche sie zeither so schwer gegangen waren, nemlich den Geschmack zu verbessern und zu reinigen. So kam auch 1727. eine Schrift von dem Einflusse und Gebrauche der Einbildungskraft zur Ausbesserung des Geschmackes, oder eine Beurtheilung der auserlesensten Beschreibungen unsrer berühmtesten Dichter, von einem Schweitzer, heraus, welche Abhandlung uns von ihrem damaligen guten Geschmacke eine vortheilhafte Meinung fassen heißt. Der Verfasser hat sich zwar nur mit I B I B unterschrieben: allein man hat sichre Nachricht, daß es Herr Bodmer sey, wie es auch die Sprache verräth, indem er selbst an einem Orte seiner Schriften erzählt, daß hieraus sein grössres Werk von den poetischen Gemälden entstanden sey. Um eben diese Zeit bewies Herr Bodmer seine critische Stärke in dem Antipatrioten, und an den Tadlerinnen, in welchem viel gutes vorkömmt, ob sich gleich vielmals seine Beurtheilungen theils auf keinen festen Grund stützen, theils mehr vom Willen, als vom Verstande hervorgebracht worden sind, wie solches im Nachfolgenden deutlich bewiesen werden soll. Alles dieses waren Vorspiele von der nahen Verbesserung und Beförderung der Critik in Deutschland, dessen Ruhm nicht mehr erhoben werden kan, als wenn wir

seine

seine Bemühungen um den guten Geschmack ohne Zusätze und Lobeserhebungen aufrichtig erzählen. Der Herr Pr. Gottsched gab 1728. einen Entwurf von einer vernünftigen Beredsamkeit heraus, worinnen theils die Vorschriften der Alten gesichtet und befestiget, theils die alten und neuern Redner darnach beurtheilet wurden. Im Jahr 1730 trat sein Versuch einer critischen Dichtkunst für die Deutschen an das Licht, von welcher wir schon die dritte vermehrte Auflage in den Händen haben. Mit der größten Bescheidenheit wurden, nach den unveränderlichen Gesetzen der Dichtkunst, die Alten und Neuern, die Auswärtigen und Einheimischen geprüfet, jedoch wurden, aus einer klugen Vorsicht, die lebenden Schriftsteller noch damit verschonet, um dem daraus zu besorgenden Ekel gegen diese Kunst vorzukommen. Wir müßten die Natur der Menschen gar nicht kennen, wofern uns nicht bekannt wäre, wie sie sich bey einer jedweden neuen Entdeckung ihrer Mängel entrüsten, wenn sie zumal durch Personen geschieht, welche durch ein äusserliches Ansehen noch keinen Eindruck in ihre Gemüther machen, so groß übrigens auch ihr innrer Werth seyn sollte. Einer der Hauptbeförderer der deutschen Critik erhielt seinen Endzweck, und die Regeln der Wohlredenheit, Beredsamkeit, und Dichtkunst wurden bekannter. Er unternahm hierauf die critischen Beyträge mit einigen Mitgliedern der deutschen Gesellschaft zu Leipzig, welche auch unter seiner Aufsicht bis hieher fort-

dau-

dauern. Wir werden künftig Gelegenheit nehmen, zu ihrem Ruhme das unsrige beyzutragen, indem sie den Beyfall aller patriotischen Deutschen verdienen. In den berühmten Schriften der Deutschen Gesellschaft in Leipzig ward viel critisches entgegnet. So rühmliche Bestrebungen konnten nicht anders, als löbliche Nacheiferungen erwecken. Herr Bodmer und Herr Breitinger, zween ansehnliche Lehrer in Zürch fuhren fort zu zeigen, wie die Liebe gegen das Vaterland noch immer in der Schweiz wohne, welche stets deßwegen berühmt gewesen ist. Herr Bodmer, welcher uns mit dem Milton vertrauter machen wollte, als wir gewesen, schrieb, zu seiner Vertheidigung, seine mit vieler critischen Einsicht ausgearbeitete Schrift vom Wunderbaren. Er lieferte uns eine grosse Abhandlung von den poetischen Gemälden. Herr Breitinger ließ nunmehr seine critische Dichtkunst an den Tag kommen. Alles sind Werke, die ihnen Ehre machen, indem sie, wie uns bedünkt, weitläuftige und gründliche Anmerkungen und Urtheile über alte und neue Schriftsteller sind. Wir bedauren nichts mehr, als daß diese gelehrten Männer mit dem Herrn Pr. Gottsched in eine, der Critik nachtheilige, Uneinigkeit gerathen sind. Uns deucht, daß die schweizerischen Schriften von der Poesie mit der Gottschedischen Dichtkunst in einem Schranke hätten beysammen stehen können, ohne daß eine Schlacht unter ihnen würde vorgefallen seyn, wie Swift von der Alten

ten Schriftsteller Büchern gedichtet hat. Wir sind nicht im Stande, denen gründlich zu antworten, die uns um die eigentlichen Ursachen dieses critischen Zwiespalts befragen

tantaene animis coelestibus irae?

Der Dichter, welcher dereinst diesen Krieg besingen wird, wird ohne Zweifel die Offenbarung der Musen so nöthig haben, als Homer, da er die Zwietracht Achills und Agamemnons, und ihre Ursachen beschreiben wollte:

Τὶς τ' ἄρ σφωε θεῶν ἔριδι ξυνέηκε μάχεσθαι.

Sie haben Sammlungen critischer und geistreicher Schriften herauszugeben angefangen, von welchen diese berühmten Schweizer selbst nicht die vortheilhafteste Meinung hegen, wenn sie in einem Stücke die Deutschen herausfodern, darzuthun, ob sie in ihren Schriften, welche bis auf 1740 herausgekommen, geschimpft und Schmähungen ausgestossen hätten? Vielleicht können wir sie einiger Maassen in ihrer Meinung bestärken. Die Hochachtung, welche wir für ihre Gelehrsamkeit hegen, legt uns die Wünsche in den Mund, daß sie sich in ihrer Hitze mäßigen möchten. Die Liebe für ihre Ehre treibt uns zu dem Geständnisse, daß sie nicht wenig durch die Streitgenossen erniedriget werde, welche sich ihnen zugesellet haben, um neben ihnen groß zu werden, welche sich wegen ihrer Thorheit und Niederträchtigkeit nach Verdienst aus dem Staube niemals erheben können. Wir wollen uns darüber itzo nicht deutlicher erklären, wer diese

Leute

Leute sind, damit sie uns die Stärke ihrer Unverschämtheit nicht zu früh empfinden lassen mögen. Die deutsche Gesellschaft in Greifswalde hat durch ihre critischen Versuche, und die deutsche Gesellschaft in Leipzig durch ihre critischen Nachrichten, welche beyderseits Meisterstücke genannt werden sollten, die Ausbreitung der wahren Critik, und eines gesunden Geschmackes ungemein befördert.

Diesen berühmten Vorgängern haben wir uns vorgenommen von fernen nachzufolgen. Unsre Leser sollen Bemühungen, die auf den Wachsthum der Critik und des guten Geschmackes abzielen, von uns empfangen. Vielleicht empfinden sie eine Begierde, unsere Einrichtung näher kennen zu lernen. Wir werden uns nicht mit vielen Sprachforschungen einlassen, welche das zufällige bey der Critik sind: wir wollen uns um das Wesentliche derselben bekümmern, welches in der ersten Abhandlung wird bestimmt seyn. Unser Eifer wird dahin gerichtet seyn, ihnen die Schönheiten in den Werken des Verstandes und Witzes anzupreisen, die Fehler aber, nach unsrer Einsicht, bescheiden anzuzeigen, und ihnen Beurtheilungen über allerley Schriften, welche die Wohlredenheit, Beredsamkeit, und Poesie angehen, vorzulegen. Auch werden wir uns bestreben, die Quellen des Schönen und Fehlerhaften zu erforschen, und daher eigne critische Abhandlungen und Anmerkungen über griechische und lateinische Schriftsteller, so ferne sie den Deut-

Deutschen nützlich seyn können, wo es unsre Kräfte zulassen, einzurücken. Wir sind entschlossen, angefochtene Schönheiten zu vertheidigen, , schätzte Fehler aber nach der Vorschrift der Critik zu verdammen. Unbescheidne Urtheile von Schriften, welche die Redekunst und Dichtkunst betreffen, wollen wir ablehnen, und zuweilen unsre Zweifel gegen diese oder jene Meynung entdecken. Wir wollen es so ergetzend zu machen suchen, als es uns möglich ist. Wir sind so freymüthig gewesen, und haben unsern Vorsatz gestanden: sollten wir ihm keine völlige Gnüge leisten, so ersuchen wir unsere Leser, theils deswegen uns ihre Gewogenheit nicht zu entziehen, theils unserm Unvermögen durch ihren Ueberfluß zu statten zu kommen.

Sind unsere Leser begierig, unsern sittlichen Charakter zu kennen, so halten wir uns verbunden, ihnen einige Nachricht davon zu geben So viele Verachtung diejenigen verdienen, die in der Weltweisheit, an dieses oder jenes Meynungen, gleich, als an einem Felsen hangen, nicht, weil sie wahr sind, sondern weil das Ansehen des Urhebers so eine grosse Gewalt über sie hat: eben so sind uns diejenigen in der Critik zuwider, die dieser oder jener Parthey folgen, und die Meynungen anderer annehmen, ohne ihren Grund zu wissen, indem nicht die Vernunft und Untersuchung, sondern die Vorurtheile in ihrer Seele die Oberhand haben, daß sie daher, wenn sie Rechenschaft von ihrem critischen Glauben geben

sollen,

sollen, weiter nichts zur Antwort aufzubringen im Stande sind, als: Er hats gesagt. Damit wir uns diesen Leuten nicht nähern mögen, so sind wir fest entschlossen, unpartheyisch zu seyn, und von unsern Meynungen und Urtheilen jederzeit Grund anzugeben. Wir hoffen aber, daß dieses keine Partheylichkeit seyn werde, wenn wir die Meynungen berühmter Männer annehmen, welche wir nicht wegen ihres Ruhms, sondern wegen angestellter Untersuchung für wahr halten. Das Sprüchwort sagt: Das Gute soll man nehmen, wo man es findet. Wie wir keine andere Absicht bey unsern Bemühungen haben, als nach unsern Kräften etwas zum allgemeinen Besten in der gelehrten Republik beyzutragen, und nicht etwa, wie gewisse ◦ ◦ ◦ geheimen Leidenschaften nach einer unersättlichen Ruhmsucht Gnüge zu thun suchen: wie wir denn deßwegen stets trachten werden, verborgen zu bleiben: so werden wir uns jederzeit auch bemühen, daß wir uns nie von unserm Endzwecke entfernen mögen. Wir wollen uns von dem thörichten Kützel, überall Fehler und Mängel zu finden, und nirgends etwas schönes wahrzunehmen, nicht hinreissen lassen. Alle Spöttereyen über verdienstvolle Leute werden wir vermeiden, wenn wir auch in ihren Schriften hier oder da einen Flecken entdecken, und unsre Leser davor warnen sollten. Allein wenn die Thorheit und Unvernunft durch ihre eigne Gestalt, welche wir auch dann und wann unsern Lesern werden zeigen müssen, damit sie

einen

einen desto grössern Abscheu davor bekommen, lächerlich werden: so werden es diejenigen, die sich also befinden sollten, nicht uns, sondern sich selbst, zurechnen. Da wir aber selbst irren, oder etwas schwaches für stark nach der menschlichen eingeschränkten Einsicht halten können, indem uns weder die Critik noch die Deutsche Nation, wie andre grosse Geister, zu ihren Richtern und Anführern bestellet: so wird es uns höchst erfreulich seyn, wenn wir von vernünftigen Lenken eines Irrthums überführet werden: ja wir machen uns anheischig, die Widerlegungen unsrer Meynungen, wenn sie an unsern Verleger geschickt werden, einzurücken. Sollten wir schmähsüchtige Verkleinerungen und Urtheile nach dem itzigen Schicksaale derer, die zur Verbesserung des Geschmackes etwas beytragen, ertragen müssen, so wird uns ein solcher Zufall weder unvermuthet, noch verdrüßlich seyn. Wir werden die Zeit besser anwenden, als ihnen darauf zu antworten. Doch sind wir nicht willens, gänzlich stille zu schweigen, wenn schmähsüchtige Beurtheilungen mit dem Scheine einer Wahrheit übertüncht werden sollten, um der Welt unrichtige und uns nachtheilige Begriffe von unsern Bemühungen zu machen. Wir haben der Tugend und Wahrheit unsre Namen anvertrauet, welches vortrefliche Paar wir nie zu beleidigen, sondern vielmehr mit gehöriger Hochachtung zu ehren suchen werden. Wir ersuchen auch unsere Gönner, uns ihrer Aufsätze, welche sie aus

guten Ursachen selbst bekant zu machen sich nicht getrauen, würdig zu schätzen, wenn sie zur Aufnahme der Critik und des guten Geschmackes beförderlich sind, und sie an unsern Verleger zu übersenden: wir versichern, daß wir alle erstmögliche Dankbegierde für diejenigen hegen werden, die uns in unsern Vorhaben durch ihre Zuschriften, oder durch andre Bemühungen und Gefälligkeiten bestärken wollen. Wir werden ihnen alles, was uns hierbey lieb und erfreulich seyn würde, zu erweisen niemals ermangeln. Wir empfehlen uns übrigens ihrer Gewogenheit, und versichern, daß wir uns allezeit mit dem grösten Eifer befleißigen werden, wo wir sie nicht verdienen können, derselben doch nicht ganz unwürdig zu seyn.

Halle,
den 1. Heumonat.
1743.

Die Verfasser.

Abhandlung
In welcher der Begriff der Critik bestimmet wird.

§. 1.

Die Critik iſt in der gelehrten Welt in einen ſolchen Ruf gekommen, daß wohl niemand ſo unerfahren ſeyn kan, dem ihr Nahme nicht zu Ohren gekommen ſeyn ſollte. Allein der Begriff, welchen man mit ihr verbunden, iſt ſtets ſo unſtät, und unbeſtimmt geweſen, daß es uns in Verwunderung ſetzet, daß es gekommen, daß man ſie oftmals erhoben, vielmals ſchmählich verachtet hat, indem die Vorſtellungen von ihr oft hoch und edel, oft geringe und verächtlich geweſen ſind. Sie hat bey nahe gleiche Schickſaale mit der Vernunftlehre gehabt, da man vielmals keinen für einen Philoſophen erkennen wollen, der kein purus purus Logicus geweſen, und im Gegentheil die Logik oft als die unnützlichſte Grillenfängerey verachtet

hat. So alt die Gelehrsamkeit selbst ist, so alt ist diese Wissenschaft. Dennoch hat sie die Ehre noch nicht genossen, daß man eine ausführliche Geschichte von ihren Schicksaalen aufgeschrieben hätte, ausser was wir bey den Alten hin und wieder, und unter den Neuern bey dem Scioppius und andern etwa zerstreuet finden. Da wir den Begriff der Critik bestimmen wollen, so befinden wir für nöthig, von den verschiedenen Bedeutungen unter den Alten, so viel uns bekannt ist, eine Nachricht zu geben. Wir wollten, daß wir des berühmten Herrn D. Heumanns Abhandlung, welche er hiervon, nemlich de arte critica, geschrieben hat, mittheilen könnten, indem man sich von diesem grossen Gelehrten in dieser Sache nichts, als was mit grosser Gelehrsamkeit ausgearbeitet worden ist, versprechen kan. Sie ist uns noch nicht zu Gesichte gekommen: Doch versprechen wir, wenn sie in unsre Hände fallen sollte, sie unsern Lesern in der Muttersprache zu lesen zu geben.

§. 2. Die Bedeutung des Wortes Critik ist unter den Alten selbst nicht fest gesetzt gewesen. Sveton hat eine Nachricht von den berühmtesten Grammaticis oder Criticis, wie sie Scioppius in seiner kurzen historischen Abhandlung von den vornehmsten Kunstrichtern, nennet, hinterlassen. Er vergewissert uns darinnen, daß durch die Grammatikos Ausleger der Poeten verstanden würden, und bekräftiget solches mit dem

Zeug-

Zeugnisse des Cornelius Nepos. * Cicero macht im ersten Buche vom Redner eine Anmerkung, welche Rollin in seinem Unterrichte von der Beredsamkeit ohne Zweifel von ihm entlehnet haben wird, daß nemlich alles, was itzo in Künste und Wissenschaften eingeschlossen sey, auch vor diesem, aber nur einzeln und zerstreut, bekannt gewesen wäre. Er bestätigt solches durch viele Künste, und erläutert es auch mit dem Beyspiele der Grammatik, welche wir, mit dem Scioppius mit der Critik für einerley halten. Er sagt dabey, daß sie mit der poetischen und historischen Erkenntniß, mit der Auslegung der Worte, ** und mit der Sprache selbst umgehe. *** Da Cicero von dem Ursprunge der Künste redet, so machen wir die gegründete Folge daraus, daß die Critik von ihrem Anfange von gedachten Eigenschaften gewesen sey. Dieses mag Seneca bestärken, welcher in seinem 88 Briefe saget: Ein Grammatikus bekümmert sich um die Sprache und Rede, wenn er weiter geht, um die Geschichte,

* Cornelius Nepos in libello, quo distinguit litteratum ab erudito, litteratos, *seu graeca consuetudine dictos grammaticos*, vulgo appellari ait eos, qui aliquid diligenter & acute scienterque possint aut dicere aut scribere: ceterum proprie sic appellandos poetarum interpretes &c.

** In grammaticis, poetarum pertractatio, historiarum cognitio, verborum interpretatio, pronunciandi quidam sonus.

*** Vid. Cic. ep. ad Attic. libr. VII. ep. 3. ad fin.

und wenn er seine Grenzen noch weiter hinaus setzt, um die Dichter.* In diesem Verstande verdienen Plato, Epikur, Aristoteles, Longinus, Hermogenes, u. a. m. von welchen wir noch Zeugnisse von ihrer Erfahrenheit in der Kritik lesen und bewundern können, den Namen der Kunstrichter mit gutem Rechte. Es gereichet überhaupt der Kritik nicht zu geringer Ehre, daß die alten Weltweisen mehrentheils zugleich Kunstrichter gewesen sind, wie uns denn Diogenes Laertius von dem Zeno seine Erklärungen vom Reden und Gedichten, ingleichen das Andenken etlicher Schriften, welche er unter den Titel, προβλήματα ὁμηρικὰ τέτταρα, und περὶ ποιητικῆς ἀπορίαι geschrieben, und aus welchen vermuthlich eine grosse kritische Einsicht geleuchtet haben wird, aufbehalten hat.** Denn Dio Chrysostomus versichert uns hiervon, wenn er vom Homer redet: Daß Zeno nicht etwas vom Leben Homers aufgezeichnet, sondern erklärt, wie weit er sein Gedichte nach dem Wahne oder der Wahrheit eingerichtet habe, und wie weit er mit sich selbst uneins sey, und sich widerspreche.***

Es

* Grammaticus circa curam sermonis versatur, & si latius evagari vult, circa historias. Jam ut longissime fines suos proferat, circa carmina. Vid. ep. LXXXIX.

** Vid. Diogen. Laert. in vita Zenon. Libr. VII. c. 1. n. 4. 34. 41. ed. Longol.

*** ὁ Ζήνων οὐδὲν τῶν τοῦ ὁμήρου λέγει, ἀλλὰ διηγεῖται καὶ διδάσκων, ὅσα τὰ μὲν κατὰ δόξαν

Es iſt auſſer Zweifel, daß auch ſchon damals der Name der Critik nicht ſollte gemisbraucht worden ſeyn, da die Sophiſten die Dialektik, und Weltweisheit ſo grauſam entweihet haben. Wir ſchlieſſen ſolches aus einer Schrift, welche Chryſippus wider die Criticos geſchrieben hat, deren Andenken Diogenes Laertius gleichfals auf unſre Zeiten gebracht hat. * Allein man erkennt zugleich hieraus, daß die damaligen Weltweiſen ſich ſolchen Leuten wiederſetzet, welche, ohne einen durch die Weltweisheit aufgeheiterten Verſtand zu beſitzen, ſich an die Critic gewaget haben.

§. 3 In den nachfolgenden Zeiten hat ſich der Begriff der Critik noch mehr erweitert. Die Grammatici urtheilten auch, in welche Claſſe der Künſte und Wiſſenſchaften dieſe oder jene Schrift gehörete. So berichtet uns Diogenes Laertius, daß Ariſtophanes mit Platons Unterredungen eine Eintheilung vorgenommen, und gleichſam jede in ihr Fach geordnet habe. ** Nachdem auch in der gelehrten Republik die Laſter allgemeiner geworden, und ſich der Betrug eingeſchlichen, daß man Bücher unter berühmter Männer Namen herausgab, ſo übernahmen die

τὰ δὲ κατὰ τὴν ἀλήθειαν, γίγραφθαι, ὅτως μὴ φαίνηται, αὐτὸς αὐτῷ μαχόμενος, ἐν τίσι δοκεῖ σὺν ἐναντίοις εἰρῆσθαι.

* Id. in vita Chryſippi.

** Id. in vita Platon. Libr. III. n. 37. Vid. & Quinctilianus libr. I.

Grammatici oder Critici das Amt, die untergeschobenen, vor den wahren Schriften eines Schriftstellers zu erkennen, und die guten Handschriften von den schlimmen zu unterscheiden. Sie untersuchten die Alterthümer, die Säulen, Münzen und Denkmäler, damit sie im Stande seyn könnten, die alten Schriftsteller zu erklären, welche eine von ihren vornehmsten Pflichten war. Endlich fingen sie auch an, die verschiedene Lesarten der Handschriften, welche die Unachtsamkeit und Nachlässigkeit der Schreiber verfälscht, und verschlimmert hatten, zu sammlen, und durch die Unterscheidung der wahren von den falschen den wahren Sinn der Scribenten wieder herzustellen, wie wir schon an dem Gellius Spuren davon finden können.

§. 4. Wir haben gesehen, von was für einem weiten Umfange die Bedeutung des Wortes Critik geworden. Allein je weiter ein Begriff wird, je unsichter und unbestimmter wird er, daß er der ersten Bedeutung fast nicht mehr ähnlich bleibt, nicht anders, als ein helles Wasser, das, je weiter es sich von seiner Quelle entfernet, desto unreiner und unscheinbarer wird. Unter so vielen Bedeutungen ist die eigentliche Würde der Critik nach und nach vergessen worden. Die Grammatici zu des Tiberius Zeiten beschäftigten sich nicht mehr mit der Lesung alter Schriftsteller deswegen, damit sie ihre Schönheiten und Unvollkommenheiten einsehen und beurtheilen konnten, sondern damit sie im Stande seyn möchten,

ten, unnütze Fragen theils aufzuwerfen, theils vorgelegte zu beantworten. Der Kaiser Tiberius selbst ließ sich mit solchen Kleinigkeiten ein. Sveton berichtet uns in dessen Leben im 70 und 71 Abschnitte, daß er die Grammaticos sonderlich mit folgenden Fragen auf die Probe gestellet, daß sie ihm antworten sollen: wer die Mutter der Hecuba gewesen? wie Achilles unter dem Frauenzimmer genennet worden? was die Sirenen gesungen hätten? Daher es denn geschah, daß sich diese Leute, um sich in des Kaisers Gunst zu setzen, auf nichts, als auf solche unnütze Dinge legten. Juvenal bestrafte dieses gelehrte Laster, oder diese Sucht, welche so weit eingerissen war, sehr scharf:

Vos saevas imponite leges,
Vt praeceptori verborum regula constet,
Ut legat historias, auctores noverit omnes,
Tanquam ungues digitosque suos, ut forte rogatus,
Dum petit aut thermas aut Phoebi balnea, dicat
Nutricem Anchisae, nomen, patriamque nouercae
Anchemoli dicat, quot Aeneas vixerit annos,
Quot sculpus Phrygibus vini donaverit urnas?
Sat. VII.

Wir haben uns ein Vergnügen gemacht, diese zwar lange, aber gewiß schöne und beissende Stelle herzusetzen, ob sie vielleicht etwa einen Bagatellgelehrten bekehren, und ihm die Augen öffnen könne. Sie bezeugt, daß auch damals viele die alten Scribenten nicht des Kerns, sondern der Schalen wegen gelesen, wiewol heutzutage ein berühmter C...s einen ganzen lateinischen

Schriftsteller blos aus der Absicht gelesen hat, ein gewisses Wort darinnen zu finden. Die Scholiasten, oder Ausleger der Alten hatten etwa noch einigen Begriff von der Critik. Allein sie mag sich zu Juvenals Zeiten auch in einem noch so schlechten Zustande befunden haben, so ist sie doch bey der völlig herumbrechenden Barbarey gänzlich verlohren gegangen. Sie erlitt ein gleiches Schicksal mit den übrigen Künsten und Wissenschaften, welche bey den verfinsterten Zeiten ganz in Vergessenheit geriethen.

§. 1. Nachdem auch zu dem Ausgange des 15 Jahrhunderts und in den nachfolgenden Zeiten, die Barbarey und Finsterniß allgemach vertrieben worden, und die Künste und Wissenschaften ihre Häupter wieder empor gehoben, so konnte doch die Critik nicht anders, als nach und nach, wieder zu ihrer ehmaligen Würde gelangen. Man las die alten lateinischen und griechischen Schriftsteller: sie waren an vielen Orten nicht zu verstehen: viele Stellen waren theils durch die Abschreiber, theils durch die Länge der Zeit verderbt, oder verlescht worden: man muste sie aus andern Handschriften verbessern und ergänzen, um in der Dunkelheit ein Licht dadurch anzuzünden. Dieses waren allerdings Beschäftigungen für Kunstrichter. Allein man blieb dabey stehen, und machte diese Eigenschaften zu dem Wesen der Critik. Daher maßten sich Leute, welche etwa ein halb Schock veränderliche Lesarten sammlen, die Alten mit einer unverschäm-

schämten Frechheit verbessern, oder vielmehr verschlummern, wegen grammatischer Kleinigkeiten um den Bart wetten, und ihn dem, welcher die Wette verspielet, ohne Barmherzigkeit heraus reissen konnten, dieses prächtigen Namens an. Es kam bey nahe so weit, daß man keinen für einen Kunstrichter erkennen wolte, welcher nicht etliche lateinische Scribenten cum notis variorum in usum Delphini hatte drucken lassen. Jedennoch hat es auch Gelehrte gegeben, welche eine Kenntniß von der wahren Würde der Critik besessen. Unter unsern Deutschen haben vorzeiten Philipp Melanchthon, Camerarius, Fabricius und andere in den Alten mehr das Mark, als das Aeussere, gesucht. Im übrigen müssen wir unsern Nachbarn, den Franzosen, den Ruhm lassen, daß sie die ersten mit gewesen sind, welche unter der Critik etwas mehr, als eine Wortgrübeley, oder Buchstäbeley, verstanden haben, wie die Herrn Dacier, die Frau Dacier, Perrault, St. Evremond, Bouhours und viel andre mehr, mit ihren Beyspielen bezeugen können. Allein es hat auch jederzeit Deutsche, Engelländer, und Italiener gegeben, welche den Begriff mit der Critik verbunden haben, welcher mit ihr ist verknüpfet worden, als der gute Geschmack noch in der alten Welt geherrschet hat. Wir könnten solches mit den ausdrücklichen Worten des gelehrten Morhofs bestärken, wenn wir nicht befürchteten, daß es unsre Leser übel deuten würden, wenn wir an ihrem Beyfalle

zwei-

zweifelten. Dieses wären die ersten Linien einer Geschichte der Critik, welche zu einem weitläuftigen Werke erwachsen könnte, wenn sie ein Gelehrter ausführen wollte. Wir haben wenig von den Kunstrichtern selbst Erwähnung gethan, vielweniger eine Vergleichung unter ihnen angestellet, weil es eben zu unsrer Absicht nicht gehörte. Künftig könnten wir uns vielleicht entschliessen, solches zu thun.

§. 6. Wir wissen nunmehro, welches zu allen Zeiten die Gegenstände der Critik gewesen sind. Poetische, oratorische, poetische Schriften die Meerthümer, die Unterscheidung guter oder schlimmer Handschriften, wahrer und falscher Lesarten haben für sie gehöret. Die Vernunftlehre gebietet uns bey Bestimmung eines Begriffes dem Sprachgebrauche zu folgen. Wir werden daher unsre Erklärung so allgemein machen, daß diese gedachten Begriffe durch eine richtige Folge aus derselben hergeleitet werden können. Vorher wollen wir aber noch einen Begriff auseinander setzen, welcher im nachfolgenden ein grosses Licht geben wird, ehe wir zu unsrer Haupterklärung kommen. Wenn wir gewissen Dingen entweder eine Eigenschaft beylegen, oder ihr eine absprechen, so heißt dieses beurtheilen. Wenn ein Bauverständiger zum Exempel ein Haus betrachtet, daß es dieses oder jenes nicht hat, was er an andern bemerket, oder etwas an ihm findet, welches er an einem andern nicht wahrgenommen hat, so sagen wir, daß er ein Urtheil

über

über das Haus gefället habe. Solche Beurtheilungen werden gründlich seyn, wenn er vermögend ist, die Ursachen davon anzugeben, und wenn sie nicht aus einem bloßen Dunkel, sondern aus einer Einsicht in das Wesen der Dinge, entspringen.

§. 7. Die Critik ist demnach eine Wissenschaft von den Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten historischer und vermischter Schriften. Wir halten dafür, dieser Begriff sey theils allgemein genug, theils fähig, die schärfste Prüfung auszustehen. Der Graf Schaftsbury, und nächst ihm der berühmte H. Pr. Gottsched sind mit uns vollkommen einstimmig, wenn sie den Begriff eines Kunstrichters geben, daß er nemlich ein Gelehrter sey, welcher von freyen Künsten Grund geben könne. Weil man insgemein mehr als die Geschichtkunde, die Redekunst, und Poesie zu den freyen Künsten rechnet, so hat es uns besser geschienen, wenn wir historische und vermischte Schriften an ihre Stelle setzten. Man kan auch Herr Bodmers Vorrede zu Herr Breitingers critischer Dichtkunst nachlesen, welche ebenfals unsrer Erklärung gemäß ist. Wir erfordern eine Wissenschaft zur Critik. Sie ist also eine Einsicht in die Natur der Dinge, und alle ihre Urtheile und Ausspruche werden ihren zureichenden Grund haben müssen. Das Vorurtheil des Ansehens findet hier so wenig, als in einem philosophischen Lehrbuche, statt, und der blinde Aberglaube ist hier so thöricht und lächerlich,

lich, als er sonst wo seyn kan. Alles was sie behauptet, muß sie aus festen Gründen erweisen können. Wir betrachten hier die Critik in ihrer größten Vollkommenheit, und bekümmern uns nicht, ob sie unter den Menschen also angetroffen werde, indem es ja unmöglich ist, den eigentlichen Grad zu bestimmen, den die Menschen erlangen werden. Denn je ferner das Ziel gesteckt ist, je weniger Ursache wird ein Wettläufer haben, in seinem Laufe aufzuhören, wenn er jederzeit noch davon entfernt ist, so nahe er demselben auch gekommen seyn möchte. Wir haben in der Erklärung die Schönheiten oder das Häßliche historischer und vermischter Schriften nicht setzen wollen, weil sie doch ihren Ursprung von den Vollkommenheiten oder Unvollkommenheiten nehmen. Denn da die Schönheit nichts anders ist als eine Vollkommenheit, welche in die Sinne fällt, und nicht deutlich, sondern nur klar empfunden wird, so haben wir jenes lieber brauchen wollen, um dadurch die Deutlichkeit der Begriffe und Vorstellungen anzuzeigen, welche in der Critik vorkommen.

§. 9 Einen Haupttheil der Critik machet nach unsrer Eintheilung die Einsicht in die Vollkommenheiten oder Mängel historischer Schriften aus. Wir haben berühmte Männer, wie aus dem vorhergehenden erhellt, die einerley Meynung mit uns hegen. Da wir durch die Weltweisheit insgemein nur einen Inbegriff allgemeiner Warheiten verstehen, wie sie von der

Ver-

Vernunft allein erkannt werden, so sollte von rechtswegen die Logik blos bestimmt seyn, die Gesetze zu erklären, nach welchen die Vernunft in solcher Erkenntniß wirken müsse. Allein einzelne Warheiten, welche die Geschichte ausmachen, können nicht weniger gründlich ausgeführet werden, der Ungrund und die Unordnung finden bey ihnen so wenig statt, als in den strengsten philosophischen Lehrbüchern. Allein wo findet man Anweisung, theils vernünftig bey ihrer Ausarbeitung, theils gründlich, bey ihrer Beurtheilung, zu verfahren? Die Critik giebt sie. Sie erweist, und setzt die Regeln feste, die ein Schriftsteller beobachten muß, damit sie keinen ungegründeten Ausspruch abfasse. Sie zeigt die Eigenschaften einer allgemeinen, oder einer besondern Geschichte eines Volks, eines Landes, oder einer Stadt. Sie wird die Kunstgriffe entdecken, vermittelst welcher die Wahrheit einer Begebenheit erkannt, die Glaubwürdigkeit der Zeugen geprüfet, der Einfluß der Sitten und Gebräuche eines Volkes in seine Schicksale, die geheimen Triebfedern wichtiger Handlungen untersucht, und die geheimen Umstände welche nicht allen bekannt worden sind, dennoch erforscht werden können. Wenn sie dieses alles ausgemacht hat, so hat sie gleichsam einen Leitfaden, mit welchem sie sich an die Untersuchung und Prüfung aller Geschichtschreiber wagen mag. Ihr gegründetes Urtheil wird zeigen, ob er die Begebenheiten, die er erzählet, habe wissen können:

ob er sie uns aufrichtig und ohne Zusätze, welche von Vorurtheilen und Leidenschaften herrühren, der Nachwelt berichten wollen, ob er von der Völker Gewohnheit und Sitten, von welchen seine Geschichte handelt, völlig unterrichtet gewesen: ob er vielleicht gezwungen worden, Unwahrheiten zu melden, ob er in Beschreibung der Oerter, und in der Bestimmung der Zeiten nicht geirret habe, ingleichen, wie weit seine Geschichte mit andern Nachrichten übereinstimme u. w. nt. ist. Cicero, Quintilian, und andere von den Alten haben hierzu schon gute Anleitung gegeben: von den Franzosen ist uns Du Perron de Castera bekannt, welcher in seinen gelehrten und artigen Unterredungen eine critische Anweisung, eine Geschichte zu schreiben, in einem Gespräche vorgetragen. Peter Bayle hat uns in seinem historisch critischen Wörterbuche die schönsten Muster und Beyspiele von dieser Art der Critik gegeben, als dessen Hauptabsicht mit gewesen ist, die Wahrheit vieler Begebenheiten zu untersuchen, und die Vergehungen der Geschichtschreiber dabey anzuzeigen. Wir erinnern uns, daß bey den Lateinern besonders Gellius und Makrobius sich darinnen geübet.

§. 10. Vermischte Schriften nennen wir einen Inbegriff allgemeiner und einzelner Arbeiten, bey deren Ausarbeitung alle Kräfte der Seele zugleich beschäftigt gewesen sind. Unser Verstand hat eine Kraft Begriffe und Schlüsse zu machen, welche fast ganz allein in philosophischen

Wis-

Wissenschaften angewendet wird; eine Kraft, sich abwesende Dinge als gegenwärtig vorzustellen, eine Kraft, die Ideen unter einander zu vergleichen, und die Aehnlichkeit, und Unähnlichkeit an ihnen zu entdecken: alle diese Kräfte arbeiten zugleich an vermischten Schriften. Aus dem verschiedenen Verhältnisse, welches sie dabey gegeneinander haben, lassen sich die Grenzen zwischen der **Wohlredenheit**, der **Beredsamkeit** und der **Dichtkunst** bestimmen. Insgemein verlanget man die **Wohlredenheit** in den Geschichten, in Abhandlungen philosophischer Wahrheiten, welche nicht nach der grösten logischen Schärfe in blossen Sätzen ausgeführet sind, und in andern solchen Schriften mehr. Wer erkennt nicht, daß hier alle Kräfte des Verstandes zwar zugleich aber sehr wenig geschäftig sind, und entweder nur das Gedächtnis, oder die Vernunft im höchsten Grade? Die Critik wird die Regeln darzu enthalten, und wie weit sich jeder Schriftsteller danach geachtet, untersuchen. Betrachten wir die **Beredsamkeit**, so finden wir bey einigen Nachdenken ebenfalls in dem verschiedenen Verhältnisse der Kräfte des Verstandes unter einander bey der Ausarbeitung einer Rede ihren Ursprung. Die Absicht eines Redners ist, vielerley Leuten eine Wahrheit, als Wahrheit, vorzustellen. Niemand glaubt etwas ohne bündige Beweisgründe: Die Vernunft wird daher bey Reden fast den grösten Antheil haben: doch die meisten sind damit nicht zufrieden: sie

verlangen noch etwas mehrers. Der gröſte Hauſe beſchäftigt ſich gerne mit Sinnlichkeiten; ſeine Einbildungskraft will gekützelt, ſein Witz mit klugen Einfällen beluſtiget, und ſeine Neigungen und Leidenſchaften gerührt und bewegt ſeyn. Der Redner wird daher auch Phantaſie, Witz und Gedächtnis nöthig haben. Jedoch er wird mehr ſchluſſen und beweiſen, als malen und ſchildern, mehr den Verſtand gewiß machen, als ſinnreich und witzig ſeyn. Die Critik wird ihn demnach darinnen ſowohl unterweiſen, als beurtheilen. Ein Dichter hat wiederum eine andere Abſicht. Er will die Wahrheiten mehr ſinnlich machen, als den Verſtand überzeugen: ſcharfe Erklärungen und Schlüſſe ſind ſeine Gegenſtände nicht: er will die Einbildungskraft mit Bildern und Dichtungen, und den Witz mit den geiſtigſten und ſinnreichſten Einfällen unterhalten, ob die Wahrheit gleich überall zum Grunde lieget. Ein jeder erkennet daraus, daß die Einbildungskraft und der Witz in der Dichtkunſt mehr, als die Kraft zu ſchluſſen und zu erweiſen, herrſche, ob die Vernunft gleich dabey nicht müßig iſt, ſondern gemeldete Kräfte in Ordnung hält, daß ſie nicht ausſchweifen. Auch dieſes Feld iſt von der Critik, wie es ihr Amt erfodert, fleißig angebauet worden, wovon uns die Bemühungen der gröſten Kunſtrichter überführen können. Wir wollen das vorgehende noch durch ein Gleichniß erläutern. Die Wohlredenheit gleichet einem Frauenzimmer, welches mit

der

der anmuthigsten Gestalt begabt ist, welche die Natur bilden kan. Ein einfältiges Schäfergewand bedeckt ihre Glieder, welches aber rein und sauber ist: Die Schäfer lieben sie, allein sie sind nicht im Stande, ihre Reitzungen völlig einzusehn. Man kleide sie schöner, wie etwa eine Schöne der Stadt gezieret ist: ein köstlicher Gewand wird ihr Verehrer bringen, die ihre Annehmlichkeiten, als sie noch unter dem unansehnlichen Schäferkleide verborgen waren, nicht erkannt und bewundert. Ist sie nicht das Bild einer Wahrheit, welcher die Beredsamkeit einen grössern Schmuck geliehen? Man bringe aber diese Schöne an den Hof, und lasse ihre natürliche Anmuth durch die Pracht der kostbarsten Kleider, durch die blendenden Schimmer der Diamanten und Edelsteine, und andre Zierden mehr erheben und ausschmücken: man gebe ihr ein grosses Gefolge von andern Schönen, oder laße sie mitten unter ihnen erscheinen, damit die Grösse ihrer Schönheiten hervorleuchten könne, wer wird wohl seyn, den ihre vollkommnen Reitzungen ungerührt liessen, den sie nicht zur äussersten Verwunderung und stärksten Liebe brächten? So ist sie das Bild einer poetisch abgehandelten Wahrheit. Die Critik wird gleichsam die Hofmeisterin seyn, welche ihr den Schmuck anlegt, und acht hat, damit weder durch eine unnöthige Häufung der Zierrathen ihr eigner Reiz verdunkelt, noch vielleicht gar mit Schminken übertüncht werden möge. Demnach begreift die

Critik eine gründliche Redekunst und Dichtkunst in sich, und die Gesetze, welche Aristoteles, Longin, Dionysius, Hermogenes, u. a. m. Cicero, Quintilianus, und so viel neuere Kunstrichter, gegeben haben, sind Gesetze der Critik, welche sie aus der Natur des Menschen, und der Gegenstände, mit welchen die Beredsamkeit und Poesie umgehen, hergeleitet hat, und nach welchen alle Dichter, sie mögen alt oder neu seyn, gerichtet werden.

§ 11. Die Critik soll eine Einsicht in die Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten historischer und vermischter Schriften seyn. Diese Erklärung ist so allgemein, daß sie die Zeit, in welcher sie geschrieben worden sind, nicht bestimmet hat. Die Critik nämlich erstrecket sich über alle Schriften, welche die angezeigten Eigenschaften haben, sie mögen Zeugnisse von dem grossen Geiste der Alten, oder in unsern Zeiten verfertigt worden seyn. Wir wollen den Fall setzen, es sey ein Buch vor tausend oder mehrern Jahren aufgesetzt: es soll von seinen Tugenden und Fehlern ein gründliches Urtheil abgefaßt werden. Dazu ist nöthig, daß es vollkommen verstanden, oder, wo sich Dunkelheit und Finsternis darinne befinden, erhellt und erleucht[et] werde. Die unverständlichen Oerter müssen erklärt und ausgeleget werden. Sehet einen neuen Theil der Critik nämlich die **Auslegungskunst**. Wie sehr viele Ursachen sind, durch welche die Dunkelheit und Unverständlichkeit entstehet; also können

nen

nen auch viele Theile von dieser Kunst seyn. Man ist zuweit von den alten Zeiten entfernt, daß man vieles nicht verstehet, weil uns die Sitten und Gebräuche der damaligen Völker unbekannt sind: also wird zur Auslegungskunst eine gründliche Erkenntnis der Alterthümer erfodert. Man hat hier und da unterschobene Schriften, oder wenigstens solche, deren Ansehen ungewiß ist, auf welche man sich theils berufen, theils ein grosses Licht von ihnen empfangen könnte, wenn man gewiß wüßte, daß sie ächt wären: daraus wird ein neuer Theil der Auslegungskunst und folglich auch der Critik erwachsen, nämlich die Kunst untergeschobene Schriften von den wahren zu unterscheiden. Wir haben, leider! aus der Erfahrung, wie viel Dunkelheit die Unachtsamkeit und Nachläßigkeit der Schreiber verursachet haben, da sie theils ganze Stellen im Abschreiben überhüpft, theils etliche Wörter weggelassen, und also verstümmlet: daher ist nöthig, daß die guten Handschriften vor den schlimmen erkannt, die verderbten Oerter ergänzt und hergestellet, verschiedene Lesarten, welche zum Verstande der Schrift etwas beytragen, gesammlet, und beurtheilet werden, welches einen neuen Theil der Auslegungskunst ausmachet, der insbesondre den Namen der Therapevtik erhalten hat. Caspar Scioppius hat hiervon eine Schrift hinterlassen, und Clerikus hat ebenfalls eine Anleitung darzu gegeben; nur haben sie unrecht gethan, daß sie gemeinet, als ob diese Künste das

Wesen der Critik ausmacheten, wovon das Gegentheil oben schon zur Gnüge gezeiget worden. Wir können hier des gründlichen Herrn Pr. Chladenius in Leipzig **Einleitung zur richtigen Auslegung vernünftiger Reden und Schriften** nicht ohne grossen Ruhm und Beyfall gedenken, wo alle Gesetze der Auslegungskunst überhaupt, aus ihren innern Wesen hergeleitet und erwiesen werden, und wünschen, daß der andre Theil bald an das Licht treten möge, weil wir in dieser Art von Schriften zur Zeit wenig taugliches haben.

§. 12. Wir haben demnach der Critik den wahren Begriff zugeeignet, welchen die Vernünftigsten unter den Alten und Neuern von derselben gehabt haben. Sie ist eine Lehrerinn der Wohlredenheit der Beredsamkeit, und Dichtkunst, und zeiget, wie man Geschichte schreiben müsse. Sie ist auch eine Richterinn der Redner, der Dichter, und Geschichtschreiber, eine Auslegerinn dunkler Oerter, und eine Verbesserinn verstümmelter und verderbter Stellen. Sie breitet sich durch alle Wissenschaften aus, und ein berühmter Lehrer und Redner im vorigen Jahrhunderte, Majoragius hat in einer Rede dargethan, daß eine vollkommne Critik, ohne eine Kenntnis der Weltweisheit, Theologie, Rechtsgelehrsamkeit, und Arzeneykunst nicht möglich sey. Wir können aus ihren Beschaffenheiten alle Eigenschaften eines wahren Kunstrichters herleiten, die uns der berühmte englische Weltweise und Dichter, Pope

so

so erhaben und edel geschildert hat. Es ergiebt sich daher, wie wenig diejenigen an ihre Hoheit langen, die in der Kenntniß der Lesarten, der guten oder schlechten Handschriften, und andern solchen Dingen stark, allein in den Beurtheilungen der Werke des Verstandes und Witzes schwach sind. Einem jeden wird auch aus unsrer Abhandlung klar seyn, daß wir nur von der Einsicht, vom Urtheile, und andern Kräften des Verstandes geredet, des Willens aber nie gedacht haben. Wenn daher ein Urtheil von dieser oder jener Schrift abgefasset wird, welches von dem Willen herrühret, so ist es ein sichres Merkmaal, daß es keine Critik sey. Die Todelsucht, die Schmähsucht, und andre solche Laster, welche sich oft unter die Larve der Critik verstecken, müssen auch hier vertrieben seyn. Die Critik ist eine Wissenschaft, eine gründliche Einsicht und Erkenntniß; wie stimmen diese mit dem Wahne, der Finsterniß und den Vorurtheilen? Ist es etwas anders, ein prächtiges Haus beschimpfen zu wollen, und blind zu seyn? Wie wenig haben also die gelehrten Lästerer Antheil an der Critik, welche von allen Schriften etwas übles sagen. Von solchen Leuten hat ein scharfsinniger Kopf wohl geurtheilet: er urtheilet wie ein Bootsknecht, und schimpft, wie ein Kunstrichter. Daher ist es gekommen, daß auch in den alten Zeiten nicht zum Besten von den Grammaticis oder Kunstrichtern geredet worden, welches nachstehende Ueberschrift auf dieselben ausweiset:

Γραμματικοὶ μώμου τυγίου τέκνα, σῆτες ἁπάντων,
τέλχῖνες βιβλῶν, ξηνοδότου σκύλακες.

Was für einen Schaden aber solche Leute in der gelehrten Republik anrichten, ist bekannt. Sie entehren die Critik, welche von einer so grossen Würde ist, wie wir in dem Obigen gezeigt haben. Wir hätten itzo die schönste Gelegenheit, ihr wegen ihres herrlichen Nutzens eine Lobrede zu halten: allein die Vollkommenheiten sind fremder Anpreisungen nicht bedürftig. Eben so wenig werden wir uns mit ihren Verächtern in einen Krieg einlassen, deren geringschätzige Meynung blos aus einem irrigen Begriffe zu entstehen pfleget. Wir werden schönere Geschichtschreiber, bessre Redner, stärkre Dichter aufstellen können, wenn die Critik mehr Verehrer und Liebhaber finden wird.

- - - docebit
Vnde parentur opes, quid alat, formetque poetam.
Horat.

Sammlung critischer, poetischer und anderer geistvollen Schriften, zur Verbesserung des Urtheils und des Witzes, in den Werken der Wolredenheit und Poesie.

Erstes Stück.

Zürich, bey Conrad Orell und Comp. 1741.

So wenig man ehedem hinter den rauhen Alpen aufgeweckte Köpfe und geschickte Kenner der schönen Wissenschaften ge-

gesucht hat: so rühmlich ist es, daß sich dennoch schon seit mehr als 20 Jahren dergleichen gefunden haben, die durch unterschiedene Schriften, welche Zeugen ihrer Einsicht in die Poesie und Wohlredenheit der Deutschen sind, und welche ihrem Vaterlande, der Schweiz, Ehre machen. Gegenwärtige Sammlung ist ein Beweis ihres Eifers für die Aufnahme der schönen Wissenschaften in Deutschland. Die Herren Verfasser derselben entdecken diese ihre Absicht sogleich in der Aufschrift. Sie wollen nämlich das **Urtheil** und den Witz in den Werken der Wohlredenheit und Poesie verbessern. Was sie eigentlich durch die Verbesserung des Urtheils verstehen, das kan ein gebohrner Deutscher zwar nicht sogleich einsehen: Doch läst sichs aus allen Umständen errathen, daß **Urtheil** so viel, als **Beurtheilungskraft**, oder **Verstand**, im engern Verstande, heissen soll. Die Herren Verfasser haben dem Leser sogleich in der Aufschrift dieser Sammlung einen Begriff von der Stärke ihres Witzes beybringen wollen, indem sie sich der Figur des Namenwechsels bedienet, und die Wirkung für die Ursache gesetzet haben. Doch wir wollen uns nun zum Werke selbst wenden, und uns aus der Vorrede von dem Vorhaben und dem Endzwecke dieser Sammlung unterrichten lassen.

Anfangs rühmet der Verfasser der Vorrede die gute Aufnahme der critischen Schriften, welche seit 20 Jahren aus Zürich nach Schlesien und

Sachsen geschicket worden sind. Zwar leugnet er nicht, daß nur etliche wenige absonderliche Personen mehr davon gehalten, als der grosse Haufe der Leser. Diese etlichen wenigen absonderlichen Personen hätten, sagt er, zu verstehen gegeben, daß sie sich des üblen Geschmacks ihrer Landsleute schämeten, und daß sie in den Urtheilen der Kunstverständigen Schweizer Vernunft und Wahrheit gefunden hätten. Ob der Herr Verfasser dieses den schweizerischen Kunstrichtern zum Ruhme oder zum Tadel schreibt, das läst sich so leicht nicht bestimmen. Dieses ist von ihm, als von einem Schweizer, nicht leicht zu vermuthen. Jenes läst sich auch nicht wohl glauben, indem es den Herrn Schweizern gewiß zu schlechter Ehre gereicht, wenn ihre critischen Abhandlungen nur bey etlichen wenigen absonderlichen Personen, in dem Vaterlande der Poeten und Redner, wie sie selbst gestehen, und da, wo eine gesunde Weltweisheit den Verstand längst geläutert und zu vernünftigen Beurtheilungen gelehrter Schriften geschickt gemacht hat, Beyfall gefunden haben. Wäre es ihnen nicht eine weit grössere Ehre, wenn sie bey vielen Personen, in dem Vaterlande der Poeten und Redner, Beyfall gefunden hätten? Der Herr Verfasser wird aber sagen, die etlichen wenigen absonderlichen Personen wären allein im Stande, von critischen Abhandlungen richtig zu urtheilen, und die übrigen deutschen Poeten und Redner hätten einen verderbten Geschmack. Allein die-

dieses ist es eben, was die Herren Schweizer noch beweisen sollen. Sie glauben es zwar; andere aber nicht.

Nun folgen einige Auszüge aus den Briefen, welche die etlichen wenigen absonderlichen Personen, aus dem Vaterlande der Poeten und Redner, nach den Alpen, zu den kunstverständigen Schweizern geschickt haben. Diese sollen beweisen, daß man sich selbst in Leipzig, und an andern Orten, wo die Poeten und Redner zu Hause sind, über den schlechten Geschmack seiner Landesleute beschwere, und sich der zürcherischen Kunstrichter ihre Arbeit ausbitte. Man findet Klagen in denselben, daß man sich so sehr nach dem gelehrten **Pöbel** richte, und daß auch geschickte Leute, aus Furcht vor den Vornehmen, und aus einer allzugrossen Höflichkeit, auch wider ihren guten Geschmack schrieben. Ueber diese Zaghaftigkeit, und über diesen sclavischen Zwang führet der Herr Verfasser der Vorrede billige Klagen, und der Eifer ist in der That recht patriotisch, welcher ihn wieder die kleinen Geister, die nicht aus Ueberzeugung des bessern, sondern aus einer niederträchtigen Gefälligkeit schreiben, eingenommen hat. Wir müßten nicht diejenigen seyn, für welche wir uns ausgegeben haben, wenn wir nicht hierinn mit dem Herrn Verfasser vollkommen einerley gesinnet wären. Wir geben ihm aber zu bedenken, ob es denn in Deutschland wirklich viel solche sklavische Gemüther giebt? und ob es denn diejenigen wirklich sind,

welche

welche er vielleicht dafür halten mag? Nach unserer Meinung hat man in Deutschland so wenig, als in der Schweiz, nöthig, Vernunft und Ueberzeugung zu verleugnen und elendes Zeug zu schreiben. Kleine Geister, welche dieses dennoch thun werden von unsern verständigen Kunstrichtern, deren Anzahl vielleicht grösser ist, als es die Herren Schweizer wohl glauben mögen, und deren Einsicht auch gewiß der Einsicht der Zürcherischen Kunstrichter nichts nachgiebt, ja sie viel mehr in vielen Stücken übertrift, eben so sehr verachtet, als von dem Herrn Verfasser.

Daß die, aus der ersten Vorrede zu den Leipziger critischen Beyträgen eingerückte Stelle, die Deutschen einer Plumpheit, wie der Herr Verfasser sagt, beschuldiget, können wir nicht einsehen. Denn die Ursache, warum so viel Zeit zur Verbesserung des Geschmacks der Deutschen erfodert wird, bestehet ja, nach der eingerückten Stelle, in der natürlichen Rauhigkeit. Wie schwer aber dasjenige, was einem ganzen Volke natürlich ist, ausgerottet werden kan, das lehret Vernunft und Erfahrung. Die Schweiz kan zum klaren Beyspiele dienen; indem die natürliche Rauhigkeit derselben noch wenig abgenommen hat, obgleich die herzhaftesten Kunstrichter seit etlichen 20 Jahren darum gebessert haben. Sie haben sich aber von ihrem löblichen Vorhaben, eine critisch poetische Sammlung heraus zu geben, durch nichts abhalten lassen. Sie wollen in derselben Lob und Tadel, nach Verdiensten,

und

und ohne Vorurtheil und Leidenschaft, austheilen. Gewiß, ein löblicher Vorsatz! ein Vorsatz, welchen ein jeder Kunstrichter haben muß, wenn er von vernünftigen Kennern für verständig und unpartheyisch gehalten werden will.

Daß die Freyheit, welche im schweizerischen Staate regieret, den dasigen Kunstrichtern und ihren Schriften, wie der Herr Verfasser sagt, einen gewissen Werth der Aufrichtigkeit und Großmuth ertheilen soll, werden viele eben so wenig glauben wollen, als dieses, daß sie bisher in ihren critischen Schriften überall gar zu aufrichtig und großmüthig verfahren haben. Es können aufrichtige und großmüthige Kunstrichter in der Schweiz seyn, ohne daß die Freyheit in dasigem Staate regieret. In andern Ländern ist es auch also. Sachsen und Schlesien, welche der Herr Verfasser ohne Zweifel unter dem Vaterlande der Poeten und Redner verstehet, sind keine freyen Republiken, wie die Schweiz; und doch kan man nicht die geringste Ursache angeben, warum die Kunstrichter in diesen Ländern nicht vollkommen aufrichtig, großmüthig und unpartheyisch schreiben und beurtheilen könnten. Ihre Könige sind viel zu weise, als daß sie die critischen Bemühungen der Gelehrten verhindern sollten; da sie nicht nur dem Staate in keinem Stücke schädlich sind, sondern vielmehr in demselben vielen Nutzen schaffen. Ein anders wäre es, wenn die Grossen im Lande selbst Kunstrichter wären. Diesen zu gefallen, oder wenigstens nicht mit sei-

nen

nem Schaden zu mißfallen, könnte vielleicht mancher gelehrte und verständige Kunstrichter etwas billigen, oder verwerfen, was nicht zu billigen, oder zu verwerfen wäre. Da aber die Grossen Reichsgeschäfte haben, so pflegen sie sich, wenigstens in Sachsen und Schlesien, mit der Critik nicht zu vermengen. Sie überlassen sie den Gelehrten, welche an öffentlichen Geschäften wenig Theil haben, und sind ihnen nicht entgegen wenn sie aufrichtig, großmüthig und unpartheyisch richten. Diese Kunstrichter lassen sich auch an ihrer Freyheit niemals kränken, wenn sich gleich einer, oder der andere, welcher auch ein Kunstverständiger heissen will, auf die Gunst einiger Staatsmänner verläßt, und sie aus Stolz und Neid, auf alle Weise zu unterdrücken sucht. Die Erfahrung ist Zeuge von der Großmuth der sächsischen berühmtesten Kunstrichter. Die Proben derselben sind den Herrn Schweizern so wohl, als allen denen, welche sich um den Zustand der neuen Critik bekümmern, viel zubekannt, als daß wir sie hier anzuführen nöthig hätten. Der Herr Verfasser siehet also, daß die Vorzüge der schweizerischen Kunstrichter vor den sächsischen und schlesischen, wenigstens in Ansehung der Freyheit zu schreiben, nichts sind. Ob sie in andern Dingen mehr Gewicht haben, als hier, das wollen wir im folgenden untersuchen. Die Vortheile, welche der Herr Verfasser von dem Orte herleitet, bestehen in Worten, und haben nichts wirkliches hinter sich.

Ob

Ob die ſächſiſchen und ſchleſiſchen Dichter und Redner ſich den Vorſchlag, ihre Schriften nach Zürich zu ſchicken, und in der Ferne wieder gut zu machen, was ſie, wie die Herrn Schweizer glauben, in ihrer Heymath verderben, haben gefallen laſſen, das werden die Herrn Kunſtrichter zu Zürich am beſten wiſſen. Bisher haben wir in dieſen Sammlungen noch nichts dergleichen gefunden, und wir zweifeln auch faſt, daß wir ins künftige etwas finden werden. Die Urſachen davon ſind ſehr bekannt.

Der Herr Verfaſſer erkläret ſich nunmehr, wie die einzuſendenden Schriften beſchaffen ſeyn ſollen; nämlich aufgeweckt; doch nicht nach Art der Luſtigmacher. Es mögen critiſche, polemiſche, ſatiriſche, poetiſche und zur Beredſamkeit gehörige Stücke ſeyn. Es werden auch Schriften, welche geſchickt, und zwar aus einer ausländiſchen Feder überſetzt ſind, einen Platz in dieſer Sammlung finden. Auch andre geiſtvolle und ſcharfſinnige Werke, oder deren Beurtheilungen, welche zwar nicht in der Aufſchrift mit begriffen ſind, auch zu der Hauptabſicht der Herrn Herausgeber nichts beytragen, wird man, ſagt der Herr Verfaſſer darinnen antreffen. Ob ſich die Freyheit welche ſie ſich hierinnen nehmen, nicht allzuweit erſtreckt, und ob ſie etwan nur in der Schweiz erlaubt iſt? das mögen andre beurtheilen. Vielleicht haben ihnen die Auszüge, welche den letzten Platz in den erſten Stück einnemen, nebſt beſondern damit verknüpften Umſtän-

ſtänden, Gelegenheit gegeben, ſich dieſer Freyheit zu bedienen.

Der Beſchluß der Vorrede enthält eine Ermunterung verſtändiger Köpfe Deutſchlands zum würdigen Beytrage zu dieſen Sammlungen, und verſichert die Leſer, daß man auf ſolche Art denenjenigen den Mund ſtopfen werde, welche der deutſchen Nation ihres Geſchmacks wegen übel nachreden.

Man ſiehet alſo aus dieſer Vorrede, daß die Abſicht der Herrn Herausgeber dieſer Sammlung eigentlich dahin geht, daß ſie in derſelben von den Werken der Wohlredenheit und Poeſie, aufrichtig, großmüthig und unpartheyiſch urtheilen, auch die auserleſenſten Proben, als Muſter dieſer Künſte beyfügen, und dadurch den verderbten Geſchmack vertreiben und den guten in kurzen einführen wollen. Uns dünkt, dieß iſt der wahre Endzweck ihres Vorhabens, und jenes ſind die Mittel, welche ſie ſich zur Erlangung dieſes Endzwecks ausgeleſen haben. Nach dieſem ihrem Endzwecke werden wir durchgehends unſre Beurtheilungen über ihre Sammlung anſtellen, und wo wir etwas antreffen, welches demſelben zuwider iſt, da werden wir es frey und unpartheyiſch anmerken; wie wir denn auch im Gegentheil nicht vergeſſen werden, dasjenige zu loben, was ihrem Endzwecke gemäß iſt.

Dieſes mag von der Vorrede gnug geſagt ſeyn. Unſre Leſer werden es uns zu gute halten, daß wir uns bey derſelben ſo lange aufgehalten haben.

Es ist deßwegen geschehen, damit wir sie sowohl von der Herrn Schweizer, als unserm Vorhaben, bey dieser Sammlung hinlänglich unterrichten und uns den Weg, zu desto kürzerer Beurtheilung der Stücke selbst, bahnen möchten.

Wir kommen demnach zu den in dieser Sammlung enthaltenen Stücken selbst. Und da finden wir gleich zum Anfange eine **Probe einer neuen Uebersetzung Johann Miltons verlohrnen Paradieses, das erste Buch.** Wir halten es für unnöthig zu erinnern, daß die Herrn Schweizer dadurch, daß sie dieser Probe die erste Stelle in ihren Sammlungen eingeräumet haben; ihre Hochachtung gegen dieses Heldengedichte Miltons zu erkennen geben, indem solches schon von berühmten Kunstrichtern angemerket worden, auch ausser dem bekannt genug ist. Wir sind auch hier nicht gesonnen, eine weitläuftige Critik über dieses Muster abentheuerlicher Heldengedichte anzustellen. Denn die allen gesunden Regeln zuwiderlaufende Einrichtung, die höchstabgeschmackte Ausführung und die wunderseltsame Schreibart desselben ist von geschickten Männern, welche dadurch den Vorzug ihrer Einsicht und Beurtheilungskraft vor mancher Schweizer ihrer genugsam an den Tag gegeben haben, so gründlich gezeiget worden, daß wir nicht Ursache haben, uns dabey aufzuhalten. Wir sagen nur dieses überhaupt davon, daß es nichts weniger ist, als ein Heldengedichte, daß es unter den abergläubischsten Ge-

spenserhistorien, welche nur die allerniederträchtigsten Gemüther mit Vergnügen lesen können, die Oberstelle verdienet; daß es dem Wahne und dem Aberglauben Thür und Thor öfnet und überhaupt bey einfältigen Lesern eine solche Wirkung hervorbringen muß, welche aus einem Heldengedichte am allerwenigsten entstehen soll. Dieses alles ist so augenscheinlich, daß wir es gar nicht für nöthig halten, es zu beweisen. Sollte aber democh jemand Beweise von uns verlangen: so versprechen wir ihm, wenn er unpartheyisch urtheilen kan, Genügen zu thun. Wir läugnen indessen nicht, daß in diesem Heldengedichte Miltons hin und wieder Stellen vorkommen, welche allerdings für Schönheiten zuhalten sind, wenn man in seinen Gedanken die Begriffe von den redenden Personen, von denen, zu welchen geredet wird, und von den Umständen, welche der Poet wider alle Vernunft dichtet, absondert. Und dieses wird es auch alles seyn, was wir davon rühmen können. Die beygefügten Anmerkungen, welche einige Ausdrückungen Miltons bald entschuldigen, bald erläutern, bald erheben sollen, haben es bey den verständigsten Kunstrichtern noch nicht so weit gebracht, daß sie einen Geschmack an diesen Heldengedichte hätten finden können. Vielmehr hat der Verfasser der Anmerkungen oft mehr als zu sehr verrathen, wie verderbt sein Geschmack ist. Wie schlecht hat er nicht den unerhörten Ausdruck: Die mit Strömen und Wirbelwin-

winden von ſtürmeriſchen Feuer überſchwemmet lagen, vertheidiget. Wenn es auch gleich erlaubt wäre, ſich von der Hölle und ihren Einwohnern, wie er verlangt, noch ſo phantaſtiſche Vorſtellungen zu machen: ſo würde man ſich doch auch in derſelben nimmermehr Strom und Wirbelwind, ſtürmiſch Feuer und überſchwemmen, als in einer Sache, vorſtellen können.

Eben ſo unmöglich iſt es auch, den Ausdruck: Die Glieder Satans nahmen über den Wellen ſchwimmend viele Hufen Feldes ein, zu entſchuldigen. Was machen die Hufen Feldes in den Wellen? Ohne Zweifel hat unſer Dichter nur die Gröſſe der vielen Hufen Feldes, ſie aber ſelbſt nicht im Sinne gehabt. Aber welcher vernünftige Menſch bedienet ſich denn, um eine Sache recht auszudrücken, der Eigenſchaften ſolcher Dinge, welche der Sache, von der er etwas recht ausdrücken will, ganz und gar widerſprechen? Wer ſagt denn, um die Gröſſe eines Heuſchreckenſchwarms es recht auszudrücken: Das Heer der Heuſchrecken nahm auf dem Erdreiche viele Seen ein? Eben ſo widerſprechend klingt Miltons Ausdruck. Die Phantaſie wird, wie gleichwohl der Verfaſſer der Anmerkungen verlangt, durch ihn nicht beſiegt. Denn da, wie eben derſelbe ſagt, die Poeſie, welche ſich eigentlich nicht um das wahre des Verſtandes bekümmert, dennoch das wahrſcheinliche verlangt, welches auf das Zeugniß der Sinnen

nen und der Phantaſie gegründet iſt: wie ſollte man denn behaupten können, daß ſich die Phantaſie beſiegen laſſe, wenn man

Delphinum ſyluis adpingit, fluctibus aprum?
Hor.

Die Sinnen haben niemals Feld und Wellen, als ein Ding, zuſammen empfunden; folglich können ſie kein Zeugniß geben, daß ſie jemals ein Ding zuſammen ausgemacht haben; folglich kan ſich die Phantaſie keine Vorſtellung davon machen; folglich iſt dergleichen Ausdruck nicht wahrſcheinlich, ja er iſt widerſinniſch, und folglich läuft er wider die Regeln der Poeſie. Wir wollten es aus Gefälligkeit gegen Miltonen und ſonderlich gegen die Herrn Züricher, gerne glauben, daß in der Nord- und Bodenſee zugleich Feld und Wellen wären, wenn ſich nur unſre Phantaſie, durch Anhörung des miltoniſchen Ausdruckes wollte beſiegen laſſen. Doch vielleicht haben dieſe Herren einen Sinn mehr, als die Deutſchen, und zwar einen ſolchen, durch deſſen Hülfe ſie ſich Sachen vorſtellen können, welche wir mit keinen von unſern fünf Sinnen jemals empfinden können. Iſt dieſes: ſo könnte es vielleicht wohl ſeyn, daß alle gut miltoniſchen, das iſt, nach deutſcher Empfindung zu reden, alle recht widerſinniſchen Ausdrückungen in verlohrnen Paradieſe, nach engliſcher und ſchweizeriſcher Empfindung, vollkommen poetiſch ſind.

Daß, auſſer den ſeltſamen und abgeſchmackten Ausdrückungen, dieſes miltoniſche Heldenge-

dichte

dichte auch voll falſcher Gedanken iſt, das beweiſen alle Seiten vielfach. Wir wollen daher nur eine Stelle zur Probe anführen. Auf der 43ſten Seite heißt es: **Durch ihn, (den Mammon) und durch ſein Einblaſen, wurden die Menſchen zuerſt gelehrt, den Mittelpunkt zu plündern und mit verruchten Händen das Eingeweide ihrer Mutter, der Erde, zu zerwühlen, um ſolcher Schätze willen, welche mit beſſerem Nutzen verborgen lägen.** Hier verdammt Milton die Ausgrabung den Beſitz und den Gebrauch des Goldes und Silbers ſchlechterdings. Mit was für Grunde der Wahrheit kann er doch ſagen, die Könige und Fürſten **plünderten** den Mittelpunkt? d. i. das Innere der Erde; die Bergleute zerwühlten das Eingeweide der Erde **mit verruchten Händen**? und das Gold und Silber läge **mit beſſerem Nutzen** verborgen? Entweder, GOTT hat das Gold und Silber ohne einige Abſicht auf den Nutzen der Menſchen erſchaffen; oder die angeführte Stelle Miltons iſt höchſt falſch und wider alle Vernunft. Wer nur einen geringen Verſtand hat, wird hiervon urtheilen können.

Was endlich die ſeltſamen und in reinen deutſchen Ohren ſehr ungewöhnlich und rauh klingenden Wörter und Redensarten, welche man in dieſer Ueberſetzung des erſten Buchs des miltoniſchen Heldengedichtes, und in den beygefügten Anmerkungen gar häufig findet, anbetrift, ſo ha-

ben wir um so viel weniger nöthig, dieselben weitläuftig anzuführen und zu beurtheilen, je bekannter es ist, daß die schweizerische Mundart mit derselben zum Ueberflusse versehen ist, und daß die Kunstverständigen Herrn Schweizer gesonnen sind, eher die Sprache ihrer Landsleute auf ewig in ihrer Rauhigkeit zulassen, als von gebohrnen Deutschen, welche durch ihre Geschicklichkeit ihre Muttersprache bereits auf einen sehr hohen Grad der Vollkommenheit gebracht haben, Lehre anzunehmen. Wir sagen nur, daß folgende Wörter und Redensarten: Anzetteln, pfetzen, stuhnd, die schwarze Berathschlagung, derselbe stach an Gestalt und Gebehrdung über alle andern hervor, mittheilhaftig, Schnelligkeit, sie sandten Hohn und Trutz nach dem Gewölbe des Himmels hinauf, verwundersam, urplötzlich, er ward quer über Ecke in die Hölle gesenkt, u. d. gl. deutschen Ohren theils ganz unbekannt, theils unerträglich sind.

Nun folgt Alexander Popen Versuch von den Eigenschaften eines Kunstrichters, durch den Herrn Hofrath Drollinger übersetzt. Diese Uebersetzung giebt dem ganzen ersten Stücke dieser Sammlung ihren Werth, und hätte, unserm Bedünken nach, mit eben dem Rechte die erste Stelle in derselben behaupten sollen, mit welchem das erste Buch des miltonischen abgeschmackten Fabelwerks ganz und gar von derselben ausgeschlossen zu werden verdienet hätte.

Die

Die Stärke des Herrn Popens in der Critik und Dichtkunſt, iſt allen, welchen es um geſunde Regeln zu thun iſt, ſo bekannt, daß wir gegenwärtigen Verſuch nicht erſt weitläuftig anpreiſen dürfen. Wir ſagen nur ſo viel, daß Einſicht, Gründlichkeit, Anmuth, Lebhaftigkeit, und edle Ausdrückungen in dieſem Verſuche überall anzutreffen ſind. Dieſes einige wollten wir nur wünſchen, daß die Perioden nicht durchgehends ſo gar kurz wären; welches aber doch hier der Deutlichkeit der Schreibart wenig benimmt. Wie nöthig wäre es, daß bey den itzigen bürgerlichen Kriegen im Reiche der Critik ein Friede geſtiftet würde, deſſen Bedingungen auf die Regeln des Herrn Popens, als auf gewiſſe Reichsgrundgeſetze, gegründet würden! Was übrigens die Ueberſetzung anlangt, ſo hat der Herr Hofrath Drollinger in derſelben ſo wohl ſeine groſſe Stärke in der engliſchen Sprache, als auch ſeine beſondre Geſchicklichkeit im Ueberſetzen ſattſam gezeiget. Einige undeutſche Wörter und Redensarten ſind nicht ihm ſowohl, als ſeiner Mundart, zuzuſchreiben.

Die dritte Stelle nimmt die Abhandlung **von dem Sinnreichen und Scharfſinnigen** ein. Ob die Gemächlichkeit des Herausgebers, oder der Mangel einer neuverfertigten critiſchen Abhandlung oder die Vortreflichkeit dieſes Stücks Urſache iſt, daß man es hier in ſeiner zweyten Auflage ſieht, da es ſchon 1728. zu Zürich in der **Anklage des verderbten Geſchmacks** erſchie-

nen ist? das können wir nicht wissen. Genug es hat 2 Bogen Raum voll gefüllet und ohne Zweifel die Absicht des Herausgebers befördert. Wenn wir indessen von dieser Abhandlung überhaupt unpartheyisch urtheilen wollen: so können wir nicht anders sagen, als daß sie sehr wohl gerathen ist. Der Herr Verfasser derselben setzt seine Beweise auf vernünftige Gründe, welche mit dem Ansehen des größten Weltweisen unsrer Zeiten, ich meyne, des grossen Wolfs, einen Theil ihrer Tüchtigkeit erhalten. Er bestimmt aus denselben die allgemeinen Kennzeichen des Scharfsinnigen und zeiget daraus, daß die Begriffe der Phyllis, in den höflischen vernünftigen Tadlerinnen, von dem Sinnreichen und Scharfsinnigen, theils dunkel, theils ungewiß und theils unvollkommen sind. Er thut dieses meistentheils mit solcher Gründlichkeit, daß wir tadelnswerth wären, wenn wir viel dawider einwenden wollten. Seine Beurtheilungen sind also, nach unsrer Einsicht, ziemlich richtig: ob sie aber auch billig sind? das ist eine andre Frage. Hätte er nicht bedenken sollen, daß Phyllis ein Frauenzimmer ist, und daß man also nicht wohl vermuthen kan sie werde die tiefsinnigen Sätze des Herrn Wolfs gelesen haben? Ein Weltweiser, der die Weltweisheit dieses grossen Geistes in Blut und Saft verwandelt hat, würde von dem Herrn Verfasser allerdings billig getadelt worden seyn, wenn er die Begriffe von dem Sinnreichen und Scharfsinnigen nicht besser auseinander gewickelt hätte.

Aber

Aber einem Frauenzimmer, welches wie Phyllis, blos durch eigenes Nachdenken, zu einiger Fähigkeit, die Begriffe zu bestimmen und von abgesonderten Sachen zu urtheilen, gelanget ist, sollte man es auch billig vergeben, wenn sie gleich nicht mit tiefsinnigen Ausdruckungen das innere Wesen der Sachen bestimmt, sondern sich nur meistentheils die Kennzeichen von solchen Eigenschaften derselben bildet, welche den Sinnen am nächsten kommen. Stellet man sich die Phyllis als eine solche vor: (wie man denn nicht anders kan) so muß man in der That noch ihre Fähigkeit bewundern, welche sie in Bestimmung der Begriffe vom Sinnreichen und Scharfsinnigen gezeiget hat. Hätte sie sich weiter in das Feld der Weltweisheit gewagt: wer würde sie alsdenn für ein Frauenzimmer angesehen? und wer würde sie nicht vielmehr für einen verkappten wolfischen Weltweisen gehalten haben? Würde also der Verfasser dieser Gedanken der Phyllis nicht wider die Wahrscheinlichkeit verstossen haben, wenn er sie nach den Gründen der wolfischen Metaphysik hätte philosophiren lassen? Seine Absicht war bey der Verfertigung der vernünftigen Tadlerinnen ohne Zweifel, solche moralische und philosophische Warheiten vorzutragen, welche auch Leute von geringerer Fähigkeit, als die Weltweisen sind, fassen und zu ihrem Nutzen anwenden könnten. Zu dem Ende erdichtete er drey Frauenzimmer, welche er für Verfasserinnen seiner Blätter ausgab. Weil nun diese, vermöge ihres

Charakters, nicht tiefſinnig und allzu philoſophiſch ſchreiben durften und konnten: ſo ſchickten ſich allerdings die ihnen angedichteten Schrift[illegible] für die Begriffe derjenigen, welche dieſe Wochenblätter leſen ſollten, und folglich auch zu ſeiner Abſicht am allerbeſten. Da er demnach einmal die Verfertigung ſeiner Blätter Frauenzimmern zugeſchrieben hatte: ſo muſte er auch ihre Schriften in dem Charakter erhalten, ohne welchem man ſie nicht für Frauenzimmer Arbeit gehalten hätte. Ob nun gleich nicht die tiefſinnigſten Erklärungen und Beweiſe in dieſer Wochenſchrift zu finden ſind; ſo wird man doch groſſe Mühe haben, was irriges darinnen anzutreffen. Ueber dieſes hat ſich, wegen des lehrreichen und anmuthigen Vortrags vieler nützlichen Warheiten, ihr Werth in Deutſchland ſo groß und ſo allgemein gemacht, daß man ſie billig für eine der beſten Wochenſchriften zu halten hat. Der Hamburgiſche Patriot wird nicht weniger ſehr geliebt und fleißig geleſen; daß wir uns alſo nicht ohne Urſache wundern, wie der Herausgeber der Sammlungen in der Anmerkung mit ſolcher Kühnheit ſagen kan, die vernünftigen Tadlerinnen, und der Hamb. Patriot hätten ſeit etlichen Jahren die Gunſt und den Beyfall der eklern Deutſchen verlohren. Wenn eckel hier ſo viel, als unvernünftig heiſſen ſollte: ſo würden wir ihm ſein Vorgeben leicht einräumen; auſſer dem geſchiehet es aber nicht. Um wieder auf die Begriffe der Phyllis, vom Sinnreichen und Scharfſinni-

gen

gen zu kommen, so ist es ja bekannt, daß der wahre Verfasser der vernünftigen Tadlerinnen eben so wohl eine gründliche Einsicht in die Natur des Sinnreichen und Scharfsinnigen hat, als der schweizerische Verfasser dieser Abhandlung. Man lese den 11 §. des II. Capitels seiner critischen Dichtkunst, nach der neuesten Auflage. Hier hat er sich nicht anders von dem Sinnreichen und Scharfsinnigen herausgelassen, als der Herr G. R. Wolf in den Stellen, welche in der schweizerischen Abhandlung angeführet sind. Wir wollen uns daher nicht länger bey derselben aufhalten, und das wenige, was wir bey den geschehenen Beurtheilungen etwan zu erinnern haben möchten, bis auf zwey Stücke vorbeygehen. Das erste betrift den Unterschied, welchen der Herr Verfasser zwischen den Sinnreichen und Scharfsinnigem gemacht, oder vielmehr aus des Herrn G. R. Wolfs Erklärungen erzwungen hat. Er sagt: „Man nennet alles **sinnreich**, was „uns gewisse Aehnlichkeiten zwischen unterschiede„nen Dingen entdeckt, es sey, daß diese Aehn„lichkeiten ihren wahren Grund haben und in der „Natur der Sachen wesentlich seyn, oder daß „sie auf einem blossen Scheine beruhen. u. s. w.„ Scharfsinnig nennet er, wenn wir es kurz fassen wollen, dasjenige, „was uns gewisse Aehnlich„keiten entdecket, welche weder allzu nahe, noch „allzu entfernt sind, und uns grosse, deutliche „und erweckende Begriffe erwecken.„ In einem hohen Grade scharfsinnig sey, „was uns mehrere

„rere und verborgenere Aehnlichkeiten verſchiede-
„ner Dinge entdecke.„ Wir können ihm weder zugeben, daß dieſes die rechten Begriffe vom Sinnreichen und Scharfſinnigen ſind, noch daß dieſer gemachte Unterſchied zwiſchen demſelben aus des Herrn G. R Wolfs angeführten Stellen flieſſet. Wir finden vielmehr, daß dieſer das Wort ſinnreich und ſcharfſinnig, als gleichgültige Wörter gebraucht hat. Er hat nirgends geſagt, daß dasjenige, was die Aehnlichkeiten überhaupt entdeckt, ſie mögen nun im Scheinen oder im Weſen, gegründet ſeyn, ſinnreich heiſſe; der Herr Verfaſſer hat es nur ſo benennet. Daß dieſes aber nicht mit Recht geſchehen iſt, bezeuget, wenigſtens in Deutſchland, der allgemeine Sprachgebrauch. Denn ſinnreich nennet man nicht das Vermögen der Seele, die Aehnlichkeiten an den Dingen überhaupt wahrzunehmen, ſondern die Gedanken und Ausdruckungen eines ſcharfſinnigen Kopfes, d. i. eines ſolchen, welcher die Aehnlichkeiten an den Dingen wahrnehmen kan, und ſolches auch in dieſen Gedanken und Ausdrückungen gewieſen hat. Iſt dieſes nur überhaupt geſchehen, ſo wird er in einem niedrigen Grade; hat er aber viele, groſſe und verborgene Aehnlichkeiten entdecket, ſo wird er in einem hohen Grade ſcharfſinnig genennet. Will man jenes nur ſchlechthin witzig nennen: ſo werden wir ihm nicht widerſprechen; genug, daß es nicht ſinnreich heißt.

Wir wollen noch eine kurze Anmerkung über die Stelle: Du

machen. Wir behaupten nämlich mit dem Verfasser der vernünftigen Tadlerinnen, daß sie eine contradictionem in adiecto in sich enthält. Schön ist ohne Zweifel dasjenige, an welchem das Gemüth, wenn man davon urtheilet, wegen seiner Vollkommenheiten ein Vergnügen hat. Erbärmlich ist dasjenige, was wegen seines elenden Zustandes, bey andern, wenn sie davon urtheilen, ein Mitleiden erwecket. Nun möchten wir wissen, mit was für Wahrheit und Vernunft man sagen könnte: **Dieses Ding erwecket im Gemüthe desjenigen, welcher davon urtheilet, ein Vergnügen, und zwar also, daß es zu gleicher Zeit ein Mißvergnügen in demselben hervorbringt?** Ich darf es nicht beweisen, sondern es ist für sich klar, daß es ein offenbarer Widerspruch ist: Ein Ding soll zugleich Vergnügen und Verdruß erwecken. Ich räume es dem Herrn Verfasser ein, daß die Seele den leidenden Heyland **als erbärmlich** und als schön betrachten kan. Aber wenn sie dieses thun soll: so muß sie ihn nothwendig allezeit auf einer andern Seite betrachten. Hingegen in den Worten: **Du bist ihr erbärmlich schön,** wird soviel gesagt, als: Der Heyland wäre der Seele auf eine solche Art schön, daß er ihr eben dadurch auch erbärmlich wäre; welches mir ein jeder Deutscher einräumen wird. Wenn es hiesse: Du bist ihr erbärmlich **und** schön: so würde man nichts dabey zu erinnern

haben. Das Exempel von einer **mitleidens würdigen Schönen** paßt hieher gar nicht. Denn es müste heissen: Dieses Frauenzimmer ist **mitleidens-würdig** schön, wenn es jener Stelle gleich kommen und sie rechtfertigen sollte. Noch weniger schickt sich die angeführte Stelle aus dem Opitz hierher. Denn der ganze Verstand der Strophe giebt zu verstehen, daß die eine Leidenschaft in: **Frölich klagt und kläglich lacher**, nur verstellt ist; welches man aber von dem erbärmlich schön des niedersächsischen Poeten nicht sagen kan. Das Geständniß, welches der Herr Verfasser am Ende thut, zeuget von seiner Ungewißheit in seiner Beurtheilung, und die zwo Zeilen:

Heil der Welt. dein schmertzlich Leiden
Schrekt die Welt und bringt ihr Frenden.

haben zwar an sich selbst einen guten Verstand: aber der Ausdruck, **erbärmlich schön**, bleibt dennoch eine Contradictio in adiecto. Wir haben es bewiesen.

Auf diese Abhandlung folgt **Hans Sachs, ein Heldengedichte, mit einigen Erklärungen**, und der Unterschrift:

Fortunate puer, tu nunc eris alter ab illo.
Virg. Ecl. 5.

Daß der Verfasser dieser Satire Wernicke ist; daß sie eine Antwort auf Postels Sonnet seyn soll, welches er auf jenen, wegen seiner Verachtung des Lohensteinischen Geschmacks verfertiget hatte, und daß es nach dem Exempel des Mac. Flecno, oder vielmehr Joh. Dryden, auf eine heroisch-

co-

comiſche Weiſe abgefaſſet iſt, wollen wir nicht weitläuftig erinnern, weil es ſchon ſonſt bekannt iſt, und auch von den geſchikten Herrn Herausgebern der greifswaldiſchen critiſchen Verſuche, deren vorgebrachte gründliche Beurtheilungen und gute Nachrichten wir überhaupt nicht zu wiederholen und uns zuzuſchreiben geſonnen ſind, bekannt gemacht worden iſt. Dieſes ſo genannte Heldengedichte, welches von Wernicken ſelbſt mit einer Vorrede und mit dunklen Erklärungen begleitet, auch von dem Herausgeber mit Anmerkungen und Erläuterungen verſehen worden, iſt überhaupt ziemlich ſatiriſch, aufgeweckt und witzig gemacht. Dieſes aber iſt, in ſofern es ein Heldengedichte vorſtellen ſoll, daran auszuſetzen, daß darinnen wieder Wahrſcheinlichkeit ſehr verſtoſſen worden, indem Hans Sachs Poſteln bey ſeinem Leben zu ſeinem Nachfolger ernennet, da doch dieſer lange Zeit nach jenem gelebet hat. Daß Wernicke Poſteln allerley natürliche und andre Fehler verwirft, welche mit dem lohenſteiniſchen Geſchmacke deſſelben keine Verbindung haben, iſt auch nicht zu loben. Es iſt darinnen gedichtet, als ob Hans Sachs Poſteln zu ſeinem Nachfolger der Herrſchaft im Reiche der Dummheit und Unvernunft erwählet und beſtätiget hätte. Daß noch itzo mancher Stelpo anzutreffen ſey, darinnen ſind wir mit dem Verfaſſer der Anmerkungen vollkommen einig: aber ob es eben diejenigen ſind, die wir dafür halten, welche er dafür anſiehet, das können wir hier nicht ausmachen, weil er ſie nicht genennet hat. Von

Von den Auszügen aus Herr Prof. Bredringers Widerlegung der Lettres sur la Religion essentielle à l'homme distinguée de ce, qui n'en est, que l'accessoire, gedenken wir nichts, weil sie zu unsern Vorhaben nicht gehören.

Betrachtung
über den Anfang des ersten Buches des Cicero vom höchsten Gute und vom höchsten Uebel.

Daß es allerdings löblich sey, Künste und Wissenschaften in der Muttersprache zu lehren.

Die Bemühungen, die Ehre des Vaterlandes durch die Anwendung der Muttersprache zu gelehrten Abhandlungen zu befördern, verdienten einen allgemeinen Beyfall; allein wir würden gewiß irren, wenn wir ihn vermuthen wollten, indem sich fast zu allen Zeiten das Widerspiel eräuget hat. Zwar von den Griechen, von welchen als aus einer Hauptquelle die Gelehrsamkeit der andern Völker größtentheils hergeflossen, ist keine Nachricht aufbehalten worden, ob sie von einigen murrischen Köpfen getadelt worden sind, daß sie ihre Schriften nicht in der Sprache der Egypter oder Phoenizier aufgesetzet, von welchen sie doch nach den Zeugnissen der Geschichtschreiber die Wissenschaften erlernet haben. Alle Weltweisen unter ihnen haben

ben deswegen keine Verfolgungen ausgeſtanden: und Demoſthenes wurde nicht darum von dem Athenienſiſchen Volke verſpottet, als er das erſtemal eine öffentliche Rede hielt, daß er ſie in keiner fremden Sprache verfertiget hatte, ſondern ſeine noch nicht genug gelöſte Zunge veranlaßte ſie zum Lachen. Allein unter den Römern iſt an ausländiſchen Affen, wenn dieſer Name im Deutſchen nicht allzuhart lautet, kein Mangel geweſen, als welche es nicht verdauen konnten, daß Cicero und andre anfingen, die Wiſſenſchaften und freyen Künſte in der Mutterſprache vorzutragen. Cicero hat es daher für nöthig befunden, ſich oftmals deshalber zu vertheidigen. Werden nicht bey uns heutzutage alle Gelehrten für Köpfe voller Spreu und für allzuweit von der wahren Gelehrſamkeit entfernte Leute geachtet, welche dem berühmten Vorgänger darinnen nachfolgen? Vielleicht iſt der gute Geſchmack damals unter den Römern, und heutzutage in Deutſchland zu keiner ſo groſſen Vollkommenheit gediehen, als er vielleicht ehedem unter den Griechen, und itz bey den meiſten Franzoſen gelautert geweſen. Wir wundern uns gewiß nicht wenig, daß dieſe Papagoyen, mit welchen Namen Swift dieſe Sprachgelehrten von andern vernünftigen Männern unterſchieden hat, den Meiſter der römiſchen Beredſamkeit mit einigen Vielwiſſern nicht zu den Idioten in der griechiſchen Sprache zählen, weil er an ſo vielen Stellen die lateiniſchen Schriftſteller vertheidiget, und erhoben.

die Griechen aber von ihrer eingebildeten Höfe heruntergesetzet hat. Das Gewissen muß bey diesen Leuten, welche allen deutschen Schriftstellern Witz und Verstand absprechen, ohne nachgerechnet zu haben, wie viel Unzen sie etwa besitzen, im höchsten Grade verstockt seyn, daß es nicht aufwachen will, wenn sie den Anfang des ersten Buches Ciceros vom höchsten Gute und vom höchsten Uebel durchlesen. Wer könnte dein patriotischen Eifer derjenigen verwerfen, welche die lächerliche Unart der Leute mit beissenden Satiren angreifen, die in fremden Sprachen stark sind, ihre eigene nicht besser verstehen, als die Sänftenträger oder Köchinnen. Die Vergleichung ist nicht zu niedrig oder zu spöttisch, denn wir sind aus der Erfahrung davon überführet. Dieses hat uns bewogen, einige Betrachtungen über gedachte Stelle zu machen, und die damaligen Gelehrten mit einigen unsrer Landsleute zu vergleichen, um dadurch theils die Bemühungen grosser Gelehrten von dieser Art zu vertheidigen, theils unser eignes Vorhaben zu rechtfertigen. Die Römer waren in ihren Urtheilen von Ciceros Eifer, die Landessprache zu gelehrten Arbeiten zu gebrauchen, unterschieden: Einige welchen nichts gefiel, als was Griechisch lautete, wollten auch ihre Zeit mit Lesung griechischer Schriften zubringen, andre tadelten ihn eben nicht, sondern verlangten nur eine Mäßigung darinnen.* Beyden

* Erunt, et hi quidem eruditi graecis literis grae-

den begegnete Cicero: von den letztern anzufangen, ſo antwortete er ihnen ganz kurz, daß nämlich niemand Macht habe, einem fremden Fleiſſe Schranken zu ſetzen, und aus einer kleinen Neide die vom Schreiben abzuhalten, welche ein Vergnügen daran funden. * Mit der andern Gattung hielt er ſich etwas länger auf. Er bezeigte ſeine Verwunderung, daß ihnen die Ausführung philoſophiſcher Sätze in der lateiniſchen Sprache ſo verhaßt wären, da ſie doch an den Ueberſetzungen Griechiſcher Gedichte, welche der Urſchrift von Wort zu Wort nachfolgten, keinen Misfallen hätten. Keiner, ſagt er, iſt dem Römiſchen Nahmen ſo feind, der des Ennius Medea, oder Pacuvs Antiopa, und andere ſolche Werke mehr verwerfen ſollte. Er ſetzt hierauf die nachdrücklichen Worte: unerfahren im Römiſchen Poeten ſeyn, das iſt ein Anzeigen, entweder von der niederträchtigſten Faulheit und Nachläßigkeit, oder von einem allzueklen und verzärtelten Geſchmacke. Ja was ihn beträfe ſo hielte er keinen vor gnugſam gelehrt, welchem was in der Mutterſprache geſchrieben worden iſt, unbekannt ſey.** Hiernächſt machte er alle Ein-

eas contemnentes qui ſe dicant, in graecis legendis operam malle conſumere. Quidam id non totum reprehendunt ſi remiſſus agatur.

* Etenim ſi delectamur, quum ſcribimus, quis eſt tam inuidus, qui nos ab eo abducat? &c.

** Quis tam inimicus paene nomini Romano eſt, qui Enuii Medeam, aut Antiopam Pacuuii ſpec-

würfe zunichte, und zeigte, daß es von keinem Gewichte sey was man einwendete, man finde schon bey den Griechen alles ausgeführet, was etwa die Römer in der Mutterſprache von dieſer oder jener Sache ſchreiben möchten. Warum, fragte er, leſen ſie ſo viel Griechen, iſt wohl eine einzige Lehre der Stoiker, welche nicht bey dem Chryſippus gefunden wird? Indeſſen lieſt man den Diogenes, Antipater, Mneſarchus, Panaetius und vor andern den Poſidonius. Lieſet man den Theophraſt mit wenigerm Vergnügen, wenn er die Materien abhandlet, von welchen Ariſtoteles ſchon vor ihn geſchrieben hat? Wenn alſo, fährt er fort, die Griechiſchen Schriftſteller, welche einerley Sachen nur immer andre Kleidungen gegeben, geleſen werden, warum ſoll lateiniſchen Schriftſtellern von ihren Landsleuten nicht gleiche Ehre wiederfahren, wenn ſie zumal keine trocknen Ueberſetzungen liefern, wiewohl ich auch dieſes nicht gänzlich verwerfen kan.* Cicero forſchte

nat aut rejiciat. Rudem eſſe omnino in noſtris poetis aut inertiſſimae ſegnitiae eſt, aut faſtidii delicatiſſimi. Mihi quidem nulli ſatis eruditi videntur, quibus noſtra ignota ſunt.

* Quid habent, cur graeca anteponant iis, quae et ſplendide ſunt dicta, nec converſa de graecis? Nam ſi dicerent, ab illis has res eſſe tractatas, ne ipſos quidem Graecos eſt, cur tam multos legant, quam legendi ſunt. Quid enim eſt a Chryſippo praetermiſſum in Stoicis? Legimus tamen Diogenem, Antipatrum, Mneſarchum &c. Quodſi graeci leguntur a graecis iisdem

forschte hierauf nach den Quellen, aus welchen der Ekel vor das Einheimische herflösse, und zeigte, daß eine falsche Einbildung von der Armuth der lateinischen Sprache, und die allzugeringe Fertigkeit einiger Griechen, welche sich unterfangen, in der lateinischen Sprache zu schreiben, die Ursachen davon seyn möchten.* Also vertheidiget Cicero die Sache der damaligen Schriftsteller, und zugleich alle Gelehrten, welche aus einem rühmlichen Eifer Künste und Wissenschaften gleichsam einheimisch zu machen suchen, ungemein gründlich, und lehrt uns den Charakter seiner Landesleute ziemlich kennen.

So ruhmvoll der Eifer dieses grossen Geistes ist, so wenig tadelhaft dünkt uns unsre Bemühung zu seyn, die Eigenschaften der Römer mit einem grossen Theile deutscher Gelehrten zu vergleichen. Unsre Zeiten sind den damaligen allzu ähnlich. Denn nachdem der unsterbliche Wolf die Weltweisheit in einem gelautertem Deutsch vorgetragen hat, und die berühmtesten Männer in seine Fußtapfen getreten sind, so sind viele von den alten Gelehrten, welche gern ihre Sitte möchten beybehalten wissen, aufgestanden, und haben mit einer Schulmeistermine ihre Arbeiten verdam-

de rebus alia ratione compositis, quid est, cur nostra a nostris non legantur?

* Sed ex eo credo quibusdam usu venire, ut abhorreant a Latinis, quod inciderint in inculta quaedam et horrida de male Graecis scripta latine deterius.

met. Daß ihnen aber das Richteramt nicht zukommen, über solche Bemühungen den Stab zu brechen, dieses wird vielleicht aus den nachfolgenden Anmerkungen zur Gnüge erhellen. Doch damit wir die Grenzen der Billigkeit nicht überschreiten, so müssen wir anmerken, daß die Urtheile der Gelehrten, welche sich über die Deutschen Schriftsteller erstrecken, wie zu den Zeiten Ciceros, unterschieden sind. Einige misbilligen die Bemühung, in deutscher Sprache die Wissenschaften auszubreiten, nicht ganz, sondern verlangen nur eine Mäßigung darinnen, und kommen darinnen mit den Römern gleichfals überein. Weil demnach theils löbliche theils tadelhafte Absichten von diesem Verlangen möglich sind, so wollen wir es auf der guten und schlimmen Seite betrachten. Es verdienen diese Männer allerdings Lob, daß sie von ihrer Muttersprache nicht sogar gehäßig urtheilen, als ob die Wissenschaften und Künste geringschätziger und unansehnlicher würden, wenn sie in einer deutschen Gestalt erschienen. Sie erlauben auch, die Muttersprache zu gelehrten Arbeiten zu gebrauchen: allein man soll sich nur in dieser Begierde mäßigen. Worauf gründet sich dieses Verlangen? Wenn Weltweisen, welche kein Urtheil fällen, wenn es nicht gegründet ist, eine Mäßigung in einer Sache fodern, so geben sie zu verstehen, daß sie befürchten, wenn das Maas überschritten würde, so möchte es gefährlich seyn. Was könnte demnach für Schaden und Gefahr angerichtet wer-

werden, geſetzt daß alle Schriften in der Landesſprache geſchrieben würden, wenn ſie nur auf die Fortpflanzung der Künſte und Wiſſenſchaften abzielten. Es iſt ein Fall hier angenommen worden, welcher ſich niemals eräugen wird. Denn es ſind in allen Ländern, wo ſich die einheimiſche Sprache noch ſo hoch erhoben hat, jederzeit Schriftſteller geweſen, welche in den ſo genannten gelehrten Mundarten ihre Schriften aufgeſetzet haben. Was wird es, fragen wir, für Nachtheil bringen, wenn alle Schriften, die einen rühmlichen Endzweck durch löbliche Mittel zu erhalten ſuchen, in der Mutterſprache geſchrieben würden? Vielleicht wird das Wohl des gemeinen Weſens geſtört, wenn in einem jedweden Verſtande durch einheimiſche Schriftſteller ein Licht aufgienge, wenn dadurch die rohen Gemüther erweicht, und die unbiegſamen Herzen ſeiner Landesleute geſchmeidiger würden? In der That ſollte das allzukurze Gedächtnis der Gelehrten unter die Merkwürdigkeiten der Natur geſetzet werden. Denn niemand iſt wohl unter ihnen, der in ſeinen jüngern Jahren das heilſame Sprüchelchen Ovids nicht ſollte gelernet haben:

- - Ingenuas didiciſſe fideliter artes
Emollit mores, nec ſinit eſſe feros,

welches ihnen itzo bey grauern Haaren entfallen ſeyn muß. Denn wir können ihnen den thörichten Glauben nicht zutrauen, als ſey die Gelehrſamkeit eine Arzney, welche ſparſam gebraucht, den größten Nutzen ſchaffe, im Ueberfluſſe aber

höchst gefährlich und nachtheilig sey. Itzo sind auch die verfinsterten und barbarischen Zeiten nicht mehr, wo die Mönche, welche die größten Thoren selbst waren, das Volk in der Unwissenheit erhalten mußten, wenn sie sich nicht ihres Ansehens beraubt, und sie aus ihren Fesseln entrissen sehen wollten. Warum glauben denn die Gelehrten den Satz: quod omne bonum est communicativum sui im Lateinischen, und warum ist er ihnen denn in deutscher Sprache so unbegreiflich? Allerdings hat die Gelehrsamkeit, sagt man, ihren Einfluß in das gemeine Wesen, wenn sie auch in den so genannten gelehrten Sprachen vorgetragen wird. Wir läugnen es nicht: sie haben Recht. Allein wir wollen nur mit einem Gleichnisse antworten. Von den weitentfernten Sternen genüssen wir einiges Licht: aber ist es deswegen nicht unstreitig, daß sie uns viel hellere Strahlen zuschicken würden, wenn sie uns näher stünden. Können uns unsre Landsleute nicht eines Neides beschuldigen, wenn wir ihnen alle gelehrte Kenntnis vorenthalten wollen, und machen wir uns nicht den Künstlern ähnlich, welche aus einer Handwerksneugunst alles, was sie wissen, geheim halten, und der Welt nichts als die Früchte ihrer Kenntnis zukommen lassen? Was sind es demnach für Triebfedern, welche uns zu dem Vorhaben treiben, daß der Eifer, die Musen, so zu reden, einheimisch zu machen, gemäßigt werden möge. Ja, sagen die Freunde einer solchen Mäßigung; die Künste kommen dabey

bey um ihr Ansehen, die Wissenschaften gera-
then dabey in Abnehmen, und kurz die ganze
Gelehrsamkeit verliert dabey, indem sich dadurch
viele, welche nur hier oder da etwas gehört ha-
ben, an das Bücherschreiben mit einem verwirr-
ten und leerem Gehirne wagen. Allein wird die-
ser Einwurf die Sache selbst, oder nicht vielmehr
die schlechten Schriftsteller treffen; oder ist er so
allgemein, daß er durch keine Erfahrung umge-
stossen werde? Wir verlangen, daß ein einheimi-
scher Schriftsteller ein gründlicher Gelehrter sey,
welcher den Wissenschaften, die er ausführen
will, gewachsen ist. Wenn hier oder da ein
Haus erbauet wird, an welchem kein Verhält-
nus, keine Ordnung und Uebereinstimmung, we-
der Pracht noch Ansehen ist, wolltet ihr wohl so
unbesonnen seyn, und die ganze Baukunst ver-
werfen, oder könntet ihr mit Recht eine Mäßi-
gung des Eifers fodern, wüste Oerter auszu-
bauen, wenn auch hier oder da Bauerhütten auf-
geführet würden, oder nicht ein jeder Baumei-
ster ein Vitruv oder Vignola wäre? Die Wahr-
heit erkennen, und ausbreiten, und darzu die dienst-
lichsten Mittel zuerwählen, ist das edelste Vergnü-
gen, das ein Gelehrter geniessen kan. Es ist
nicht zu besorgen, daß dabey die gelehrten Spra-
chen unterachen sollten, vermöge welcher wir
doch im Stande sind die Gedancken der entfern-
testen Völker zu verstehen. Ein Schriftsteller
der die Wissenschaften und Künste in seiner Mut-
tersprache gemein machen will, ist darzu untüch-

tig, wenn er sie nicht aus ihren ersten Quellen schöpft. Ciceros Ermahnung, die er seinem Sohne gegeben hat, die lateinische Sprache stets mit der griechischen, welches damals die gelehrte Sprache war, zu verbinden, ist uns nicht unbekannt. So wenig die unsern Beyfall haben, die die Muttersprache zur Gelehrsamkeit ganz unfähig achten, so wenig hat die Gesellschaft unwissender Idioten, von welcher im Zuschauer Meldung geschieht, unsre Gewogenheit, deren erstes Gesetze mit ist, bey Erblickung eines griechischen Buches auszurufen:

Graecum est: non debet legi.

Auch ist uns die Hauptpflicht eines Gelehrten nicht unbekannt, die ihn verbindet, nicht nur für seine Landesleute zu sorgen, sondern überhaupt ein Vormund, wenn wir so sagen dürfen, der ganzen gelehrten Welt zu seyn, wozu nothwendig erfodert wird, theils die Sprache der Gelehrten zu verstehen, theils darinnen zu schreiben. Diese Pflicht muß er ausüben, und jene nicht hintan setzen. Ferner behaupten wir nicht, daß alles was zur Gelehrsamkeit gehöret, in der Muttersprache müsse vorgetragen werden. Man hat eben nicht Ursache, die griechischen und römischen Alterthümer in seiner Mundart zu lehren: wenn man seinen Landesleuten die Wissenschaften und Künste nur selbst lehrt, ihren Verstand dadurch erheitert, und ihren Willen besser und gesitteter macht, was hat man nöthig, ihnen die Länder und Völker zu zeigen unter denen sie sich ehedem

auf-

aufzuhalten haben? Sie werden auch schon so bescheiden seyn, und diesen Theil der Gelehrsamkeit uns zu eigen überlassen, wenn man von Leuten, welche sie lehren wollen, nur nicht begehret, ihren Eifer in Ausbreitung der Wahrheit in seinem Vaterlande zu mäßigen, da überhaupt der Begierde Gutes zu thun keine Grenzen gesetzt werden sollten.

Wir haben also diese erste Gattung der Gelehrten befriedigt, welche eine Mäßigung, in der Muttersprache zu schreiben, verlangen; nunmehro werden wir denenjenigen antworten müssen, welche nichts, als was in fremden Mundarten geschrieben worden ist, hochschätzen können. Wir wollen diese Leute in zwo Ordnungen theilen: einige verachten die einheimischen Schriftsteller aus einem bloßen Selbstdünkel, um sich durch etwas besonders von dem Pöbel zu unterscheiden: andre verachten deswegen einheimische Schriften, weil es ihnen eine üble Auferziehung nicht anders gelehret hat, oder weil sie meinen, einigen Grund darzu zu haben. Die erstern sind Leute, welche sich ganz und gar von dem verworfnen Volke entfernen, und sich, mit dem Horaz zu reden, in ihrer mondsüchtigen Phantasie

Diis miscent superis.

Wenn sie sich nicht fürchteten, für Hunger und Durst umzukommen, so glauben wir, daß sie auch das, was zur Leibes Nahrung und Nothdurft gehöret, nicht in deutscher Sprache fodern würden. Sie haben eine so alte Mine an sich, daß man von ihnen glauben sollte, Ter-

Tertius e coelo cecidit Cato.

Sie behaupten nichts sey schön, als was in der Sprache der Römer oder Griechen aufgesetzet sey, als welche nach der Meinung des berühmten Fontenelle die Natur aus einem bessern Teige gebacken habe. Sie besitzen einen unerträglichen Hochmuth, welches nicht anders seyn kan, indem sie nicht nur wie Horaz mit der Scheitel, sondern so gar mit der Nase an die Sterne stossen. Was wir Erdenwürme deutsch thun, das thun sie latemisch, oder griechisch, daß man mit Recht von ihnen sagen kan, was Juvenal von dem römischen Frauenzimmer erzählet:

Omnia graece
Cum sit turpe magis nostris nescire, latine
Hoc sermone pavent, hoc irâm, gaudia, curas
Hoc cuncta effundunt animi secreta, quid ultra?
Concumbunt graece. - -

Wir geben uns zwar weder für Egypter noch Chaldäer aus, welche wahrsagen könnten, allein ihre grosse Liebe zu den benannten Sprachen läßt uns vermuten, daß sie sich auch wohl an denjenigen Orte griechisch oder latemisch aufführen werden,

Da, wo man an die Wand den blossen Rücken kehrt.
Opitz.

Wir gestehen aufrichtig, daß wir nicht lüstern sind, an demselben Orte bey ihnen in die Schule zu gehen. Unsre Leser haben wir nur um Verzeihung zu bitten daß wir sie in ihren Handlungen gar so weit verfolget haben. Wir können versichern, daß wir ihnen keine Personen abgeschildert, welche

weder

weder in dieſer Welt möglich noch würklich wären. Exempla paſſim proſtant ſagten unſre Lehrer vordem, wenn ſie keine Beyſpiele zu gewiſſen Dingen anführen wollten. Wir haben bloß ihren Charakter gemacht; denn widerlegen konnten wir ſie nicht, weil ſie keinen Grund dazu haben, und wir wären zur Unzeit ſinnreich geweſen, wenn wir ihnen Gründe zu ihrer Meynung angedichtet hätten. Denn es brauchte weiter nichts, die Leſer vor dieſen Leuten zu warnen, als ihnen ihre eigentliche Geſtalt vorzuſtellen.

Die Fortſetzung folgt künftig.

Eine Abhandlung von der geſchmückten Schreibart.

§. 1.

Es iſt ein untrügliches Merkmal des üblen Geſchmaks der Deutſchen, daß man unter ihren Schriften, welche von der Poeſie, Beredſamkeit und Wohlredenheit handeln, noch keine Anleitung zur geſchmückten Schreibart gefunden hat. Dieſe mürriſchen Verächter alles deſſen, was ſchön iſt, was in die Augen leuchtet, was lieblich ſchmeckt und was balſamiſch reucht, kommen mir nicht anders vor, als die hart gewöhnten Bauern welch ein Zuckerbrodte und Mandeltorten keinen Geſchmack finden und ihr gewöhnliches ſchwarzes Brod und ihre groben Zugemüſen mit weit gröſſerm Vergnü-

anügen verzehren. Gewiß, die meiſten unſerer Kunſtrichter und Poeten befinden ſich in einem bedaurenswürdigen Zuſtande welche den köſtlichſten Schmuck der Schreibart nicht nur nicht bewundern, ſondern ihn ſo gar für

Verſus inopes rerum nugasque canoras

halten. Es würde nicht nur ein Lohenſtein und nicht nur ein Hofmannswaldau durch den Weg der geſchmückten Schreibart auf den höchſten Gipfel des Parnaß gelanget ſeyn und das geſammte Reich der Dichter, welche in die Fußtapfen eines ungeſchmükten Opitz getreten ſind, überſehen haben; ja es würden nicht ſo wenige unter den nach ihnen aufgeſtandenen und noch izt lebenden Dichtern die noch nie gegebenen Regeln der geſchmükten Schreibart in ihren Gedichten ausgeübet haben, ſondern ſie würde jederzeit von allen für ein weſentliches Stück eines guten Gedichtes gehalten worden ſeyn, wenn man unſerm lieben Vaterlande ſchon längſt vor Opitzens Zeiten hierinnen mit guten Regeln an die Hand gegangen wäre.

§. 2. So ſaumſelig die Deutſchen in Feſtſetzung gewiſſer Regeln zur Aufnahme und Ausbreitung der geſchmückten Schreibart geweſen ſind; eben ſo wenig findet man, daß die Ausländer in gewiſſen Schriften das Wort für dieſelbe geführet und Anweiſung dazu gegeben hätten. Ja es ſcheinet, als ob ſie nicht einmal einen Begriff von derſelben überhaupt hätten, ob ſie ſich gleich derſelben in ihren Poeſien und andern Schriften hin

hin und wieder bedienet hätten. Der einzige H. D. Swift zu Dublin in Irrland hat ſie, wie mich dünkt, zuerſt genennet und etwas weniges von derſelben in ſeinem unvergleichlichem Werke περὶ βαθους gedacht. Dieſer ſahe, daß unter ſeinen Landesleuten eine Art von Dichtern in groſſer Menge anzutreffen war, deren poetiſche Geburten dem Ungeziefer gleichten, welches weder Flügel noch Füſſe hat, und ſich alſo niemals erhebet, ſondern beſtändig auf der Erde kreucht. Weil ihm nun dieſe Art von Poeſien ganz wunderbar und neu vorkam, ſo dachte er auf ein Mittel, wie dieſelbe in ein ordentliches Lehrgebäude und durch daſſelbe auf die Nachwelt fortgepflanzet werden könnte. Er ſchrieb daher das genannte Buch περὶ βαθους, welches er die neueſte Dichtkunſt nennete, und ſetzte es des Longins Buche περὶ ὕψους entgegen. In dieſem Buche war es nun nöthig, nebſt andern neuaufgekommenen Schreibarten auch die geſchmükte anzupreiſen. Er hat dieſes in wenigen Werken gethan und ſeinen Begriff von derſelben durch einige angeführte Stellen aus engliſchen Dichtern erläutert. Dieſes groſſen Mannes Exempel will ich itzo nachahmen und dasjenige, in Anſehung der geſchmükten Schreibart, bey meinen Landesleuten thun, was er bey den ſeinigen gethan hat.

§. 3. Schmücken heiſt im eigentlichen Verſtande ſo viel, als die Figur eines Körpers alſo zubereiten, daß ſie in dem Auge deſſen, der ihn anſchauet, eine angenehmere Empfindung erwecke,

als

als er, der Körper, für sich selbst erwecket. Wenn man z. E. ein Zimmer schmücken oder putzen will, welches einerley ist, so schlägt man es mit Tapeten aus; man hängt Vorhänge in die Thüren und Fenster, Spiegel an die Wände und Leuchter an die Decke, man versieht es mit schönen Stülen und Tischen, und diese wiederum mit prächtigen Teppichen und Decken. Die Decke wird künstlich von Gold gemacht und der Fußboden zierlich getäfelt, u. s. w. Hier stellt man sich das Zimmer als einen Körper vor, dessen Figur durch die Tapeten, Vorhänge, Spiegel, Leuchter, Tische, Stüle u. s. w. auf eine solche Art zubereitet worden, daß sie in dem Auge dessen, der darinnen ist, eine angenehmere Empfindung erwecket, als sie ohne dergleichen Hausrathe würde hervor gebracht haben. Dieser nun, welcher eigentlich die Ursache der angenehmen Empfindung ist, wird der Schmuck genennet. Will jemand von meinen Lesern noch ein deutlichers und zugleich reizenderes Exempel eines geschmükten Körpers sehen, der darf sich nur an einem Sontage in grossen Städten wenn sich die Glocken hören lassen, an eine Kirchthüre stellen, da wird er solche Körper in grosser Menge bey sich vorbey paßiren sehen, deren auf eine besondere Art zubereitete und mit Gold, Silber, Perlen, Edelgesteinen, Seide und Schmink-pflästergen versehene Körper eine so angenehme Empfindung in seinem Auge machen werden, als ihm ein dergleichen ungeschmükter Körper

für

r ſich ſelbſt nimmermehr würde erwecket haben.
§. 4. Hieraus läſt ſich nunmehr das Weſen
r geſchmükten Schreibart gar leicht beſtimmen.
ie wird nämlich nichts anders ſeyn, als die-
nige Art, ſeine Gedanken auszudrücken,
rmöge welcher von derjenigen Sache,
n welcher man ſeine Gedanken ausdrükt,
der Seele angenehmere Vorſtellungen
rurſacht werden, als die Sache an ſich
lbſt, hervorbringen würde. Ich ſage mit
tem Bedachte, Vorſtellungen; denn die Aus-
ckungen der Gedanken, oder die Schreibart
urſacht in uns keine Empfindungen, ſondern
r Vorſtellungen von denen Sachen, welche
gedrückt werden, und welche man wenn man
ſelbſt vor ſich hätte, empfinden könnte. Ich
re hier dieſes letztere wiederum mit Fleiß; denn
Schmuck findet nur an Dingen ſtatt, welche
n mit den Sinnen empfinden kan, oder wel-
eine Figur haben; daher ich auch oben nur
Körpern geſagt habe, daß ſie geſchmükt wer-
können. Ich muß die Gegenſtände des
hmückens noch enger einſchränken. Nämlich
beziehet ſich daſſelbe nur auf die Gegenſtände
Augen. Kein Menſch iſt jemals ſo wahn-
zig geweſen, daß er eine wohlſchmeckende Pa-
e, einen lieblichen Weyhrauchdampf, eine wohl-
gende Muſik und ein weiches Bette ein ge-
mückte Paſtete, einen geſchmückten Weyhrauch-
mpf, eine geſchmückte Muſik und ein geſchmük-
Bette ſollte genennet haben. Es fällt alſo von ſich

selbst wie, daß ein geschmückter Körper, in sofern e
geschmückt ist, ausser den Augen auch die Zunge, d
Nase, die Ohren und die Haut sollte vergnüge
können. Hieraus folgt, daß in der geschmückte
Schreibart nur solche Ausdrückungen statt fin
den, welche eine Vorstellung von Körpern e
wecken, die nur in Ansehung der besondern Zu
bereitung ihrer Figur die Augen ergetzen könne
Ich habe bey Entwickelung des Begriffes vo
der geschmückten Schreibart nichts mehr zu e
innern, als daß sie, weil, wie ich schon gedach
habe, Schmuck oder Putz einerley ist, auch d
geputzte Schreibart genennet werden kan.

§. 5. Von der Erklärung der geschmückte
Schreibart komme ich billig auf die Eintheilun
derselben. Es ist nicht viel Nachdenken nöthig
zu erforschen, daß die schmückende Materie, ode
kürzer zu reden, der Schmuck der Schreiba
entweder ausser unsrer Erdkugel, oder auf und
derselben befindlich seyn muß. Da wir nun ins
gemein alles, was ausser unsrer Erdkugel ist, da
Himmel zu nennen pflegen: so kan ich, meine
Erachtens, die geschmückte Schreibart nicht n
türlicher eintheilen, als in die himmlisch g
schmückte Schreibart, und in die irdisch g
schmückte Schreibart. Jene läst sich wiederu
in die ober- und in die niederhimmlisch g
schmückte Schreibart eintheilen; weil doch uns
Dunstkreis und die ausser demselben befindliche
Sphären für 2. besondere Himmel gehalten we
den. Von dieser giebt es noch dreyerley Ga
tungen. Es ist bekannt, daß alle Körper, welch

uns

unsre Erdkugel auf ihrer Fläche und in ihrem Schoosse heget, in thierische, vegetabilische und mineralische eingetheilet werden. Weil nun, wie ich im nachfolgenden zeigen werde, eine jede Gattung dieser Körper einige unter sich hat, welche einen Schmuck anderer ungeschmückten Körper abgeben können: so kan ich wiederum die irdisch geschmückte Schreibart in die thierisch, vegetabilisch und mineralisch geschmückte Schreibart eintheilen. Ich will so wohl die Möglichkeit, als das Daseyn jeder dieser Gattungen, von der geschmückten Schreibart, erklären, und mit Exempeln erläutern und beweisen.

§. 6. Die himmlisch geschmückte Schreibart bestehet in solchen Ausdrückungen seiner Gedanken, welche von den körperlichen Dingen, die sich ausser unsrer Erdkugel befinden, voll sind. Die oberhimmlisch geschmückte Schreibart kömmt billig zuerst vor. Hieher gehören die über dem Dunstkreise unserer Erdkugel befindlichen Körper, samt ihren sichtbaren Eigenschaften, in so fern sie das Auge ergetzen können: z. E. die Sonne, der Mond, die Planeten und unter diesen besonders der Morgen- und Abendstern, die Fixsterne und deren Licht, Glanz und Farben. Ja hieher gehören auch die lieben Engel. Denn obgleich unsere meisten Weltweisen und Gelehrten der Meynung sind, als ob diese Geschöpfe weder ihren eigentlichen Sitz am Himmel unter den Sternen hätten, noch ihnen einige Schönheiten, als Licht, Glanz und Farbe zugeschrieben

werden könnten: so ist doch bekannt, daß wenigstens der Pöbel von ihnen also denkt. Ferner so hat ja der unvergleichliche Meister in Heldengedichten, Milton, in seinem verlornen Paradiese von den Teufeln, welche ja auch Engel sind, schon mehr, als zu deutlich gezeigt, daß man diese Geister in der Poesie unter körperlichen Bildern vorstellen kan. Der schweizerische Verfasser der Anmerkungen zu den ersten Buche dieses wundervollen Heldengedichts hat es überdieses noch recht gründlich bewiesen, welch eine Schönheit es sey, in Gedichten **geistliche Wesen in körperliche zu verwandeln; durch eine poetische Schöpfung das Mögliche ins würkliche hinüber zu bringen und die Phantasie zu besiegen.*** Wenn auch dieses alles nicht wäre, so könnte uns doch der aus Engeln zusammengesetzte Stern der Weisen, welcher so weit geleuchtet hat, und ohne allem Zweifel ein würklicher Körper gewesen ist, überzeugen, daß die Engel um die Sterne herum wachen, und sie wohl glänzen und leuchten können, als jene. Folglich hat auch die himmlisch geschmückte Schreibart ihren Antheil an derselben. Ich kann von dieser erstern Gattung der himmlisch geschmückten Schreibart kein besser Exempel geben, als dasjenige, welches der Herr D. Schwiz aus seinem englischen Homer selbst angeführet hat. Es lautet also:

Ili

* Siehe die Schweiz. Sammlung geistl. Schri
r. St. 13. Seite.

His Robe of ſtate is form'd of Light refin'd,
An endleſs Train of Luſtre ſpreads behind,
His Throne's of bright compacted Glory made,
With Pearl celeſtial and with Gems inlaid,
Whence Floods of Joy and Seas of Splendor flow,
On all th' Angelic gazing Throng below.

Blakm.

Das iſt: Sein Staatskleid iſt vom hellen Lichte: eine unendliche Schleppe von Glanze breitet ſich hinter derſelben aus. Sein Thron iſt von prächtiger und dichter Herrlichkeit mit himmliſchen Perlen und Edelgeſteinen verſezt, von welchen groſſe Fluten der Freude, und ganze Seen des Glanzes auf den Haufen der aufmerkſamen Engel herab flieſſen.

Hier muß ich anmerken, daß die mit beygebrachten Perlen und Edelgeſteine **Planeten und Fixſterne** ſind; denn ſie werden himmliſch genennt.

§. 7. Zur **niederbimmliſch** geſchmückten Schreibart gehören diejenigen hellglänzenden und ſchönfarbigen Körper, welche in dem Dunſtkreiſe unſerer Erdkugel befindlich ſind, als Morgen- und Abendröthe, Regenbogen, Nebenſonnen, Nebenmonden, allerley glänzende Lufterſcheinungen, u. ſ. w. Ja auch der Schnee gehört hieher, weil ſeine weiſſe Farbe durchgängig für ſehr ſchön gehalten wird. Hierbey iſt wieder anzumerken, daß in dieſer Gattung der geſchmückten Schreibart auch allerley Lufterſcheinungen vorkommen, welche zwar längſt in der Phantaſie des Pöbels, aber niemals in der Natur vorhanden geweſen ſind. Folgende Stelle aus einem in der geſchmückten Schreibart überaus geſezten Redner, nämlich

lich Herrn Wenzel wird einen deutlichern Begriff von dieser Gattung der geschmückten Schreibart machen. Sie heißt:

> Jene Lufebilder bey Sicilien spielen in früher Morgendemmerung mit dem Glanze ihrer künstlich vermengten Farben; unser Lufebild trat, wie in der ersten Morgenröthe seiner Zeit, ich sage in den ersten Jahren des noch zarten Alters mit ganz unvergleichlichen Seltenheiten hervor, so daß die Gemüther von den entzückten Augen versichert wurden, es würde auf diesen so überherrlichen Morgen ein noch weit herrlicher Tag zu sehen seyn. Und freylich fande die Hofnung allhier einer festern Grund, als jene Lufgemälde an denen im Schatten aufgethürmten Seewolken.

§. 8. Ich komme nun auf die andre Hauptgattung der geschmückten Schreibart, nämlich auf die irdische. Die erste Art derselben ist die thierisch geschmückte Schreibart. Ich kan nicht leugnen, daß unter den dreyen Reichen der Natur das thierische Reich das ärmste an schmückender Materie ist. Dennoch aber sind einige Sachen darinnen befindlich, deren die geschmückte Schreibart unmöglich entbehren kan. Die vornehmsten sind ohnstreitig die Perlen. Gleichwie diese fast von der Schöpfung der Welt an bis hieher eine der größten Zierrathen des Frauenzimmers gewesen sind: also haben sie auch von Lohensteins des Schöpfers der deutschen geschmückten Schreibart Zeiten an, bis auf gegenwärtige ein Schmuck der deutschen Schreibart seyn müssen. Sie schicken sich auch überaus wohl

dazu,

dazu, weil die Kostbarkeit derselben ihr schönes Ansehen noch angenehmer macht und sie also einen an sich ungezierten Körper auf das vortreflichste putzen können. Von gleicher Beschaffenheit sind Samt und Seide und viele prächtige Zeuge. Sehe ich mich weiter in dem thierischen Reiche um: so finde ich unterschiedene Thiere, welche wegen ihres schönen und prächtigen Anblicks die Augen ungemein ergetzen und also nothwendig auch zur geschmückten Schreibart gehören. Ich sehe z. E. Papagoyen, Pfauen, kalekutische Hähne, Eichelhabichte, Mandelkrachen, Seidenschwänzer, auch manche Arten von Tauben und viele ausländische Vögel, welche ich nicht einmal zu nennen weis, und erst im Lohenstein und dergleichen Dichtern nachschlagen müste. Milch und Blut werden auch für schöne Sachen gehalten; folglich sind sie auch hieher zu rechnen. Hermelin und Zebelpelze sind ebenfalls hier nicht auszuschlieſſen; denn sie sind so wohl kostbar, als schön. Aus gleichem Grunde gehört das Elfenbein hieher; denn es ist ja bekannt, daß um des Schmucks und der Pracht willen elfenbeinerne Throne angebauet worden sind. Die Hirschgeweyhe werden ebenfalls hin und wieder an statt der Wandhaken und Wandleuchter, und besonders an den Spitzen der Jagdhäuser, zur Zierrath, angemacht; und was soll ich von den Wolfszähnen sagen, welche mit Silber eingefaßt, und mit silbernen Schellen versehen, den Rindern zur Zierrath um den Hals gehangen werden. Alle

diese Dinge, und vielleicht noch andere, hat man in der geschmückten Schreibart bewährt befunden. Ein Exempel wird im 10. §. folgen.

§. 9. Die zweyte Art der irrdisch geschmückten Schreibart ist die vegetabilisch geschmückte Schreibart. Dieser steht das ganze Reich der Pflanzen zu Diensten. So weitläuftig, schön und prächtig nun dieses ist, eben so groß und wichtig sind die Vortheile, welche ein Verehrer der geschmückten Schreibart von demselben zu genieſsen hat. Die allermeisten Pflanzen haben an und für sich selbst ein schönes Ansehen; und hierzu kömmt noch die Schönheit der Blumen und Früchte, welche die Augen aller Welt nach sich ziehet. Man weis, wie oft Blumen, Bäume, Kräuter und Früchte den prächtigsten Gärten, den schönsten Zimmern und den liebenswürdigsten Frauenzimmern zu desto gröſserm Putze dienen müssen. Man weis, daß auch die bloſsen Bilder dieser Sachen dem Auge das gröſste Vergnügen erwecken können: wie nützlich muß demnach nicht ihr Gebrauch in der zu schmückenden Schreibart seyn! Rosen, Nelken, Violen, Levkoyen, Kayserkronen, Tulipen, Narcissen, Hyacynthen, Jonquillen, Fazetten, Tausendschönen, Aurikeln, und viel tausend Arten ausländischer und einheimischer Kräuter und Blumen machen eine unerschöpfliche Quelle schreibartschmückender Materien aus. Ja bloſse Bäume und Kräuter, als Orangen, Lorbern, Epheu, Pappeln, Palmen, Birken, Castanienbäume, Ahorn, Linden, Erlen u. s. w. sind

ſind vortreflich gut, die Schreibart zu ſchmücken. Die Birken oder die Mayen hätte ich weggelaſſen, wenn es dort nicht ausdrüklich hieſſe: **Schmücket das Feſt mit Mayen!** Hier wird billig die Frage aufgeworfen: ob auch die Coralen der vegetabiliſch geſchmückten Schreibart zugehören? Die Antwort hierauf wird leicht ſeyn, wenn ich werde ausgemacht haben, unter welches Reich der Natur ſie gehören. Die Naturkundiger ſind noch ſehr ſtreitig unter einander, ob ſie dieſelben zum vegetabiliſchen, oder zum mineraliſchen Reiche rechnen wollen? Doch, da der Augenſchein lehret, daß ihre Eigenſchaften mit dem Wachsthume, mit den Aeſten und mit den Blüthen und Früchten der Pflanzen eine weit gröſſre Aehnlichkeit haben, als mit den Eigenſchaften der Mineralien: ſo trage ich kein Bedenken, ſie unter die vegetabiliſchen Körper zu zählen. Was folgt hieraus? dieſes, daß ſie auch in der vegetabiliſch geſchmückten Schreibart ſtatt finden. Schirmer hat ihm auch längſt das Bürgerrecht in derſelben verliehen, wenn er zu ſeiner Anemone ſpricht:

Erhebe deinen Mund,
Der in Coralen ſteht!

Von dieſer Schreibart finde ich abermals in H. D. Swifts neueſter Dichtkunſt im 17. Cap. folgende auserleſene Proben:

The Groves appear all deeſt with Wreaths of Flowers,
And from their Leaves drop aromatic Showers,
Whoſe fragrant Heads in myſtic Twines above,
Exchang'd their ſweets, and mix'd with thouſand Kiſſes

As if the willing Branches strove,
To beautify and shade the Grove.
Behn.

Das ist: Die Büsche sind mit Blumenkränzen gezieret; von ihren Blättern triefen lauter aromatische Wasser. Ihre wohlriechenden Häupter, die sich in der Höhe mystischer Weise umschlingen, vertauschen ihre Säftigkeiten mit einander und verwechseln tausend Küsse, gleich als ob sich die begierigen Zweige um die Wette bestrebten, die Gebüsche schön und schekicht zu machen.

Branches in branches twin'd compose the Grove,
And shoot and spread, and blossom into Love.
The trembling Palms their mutual Vows repeat,
And bending Poplars bending Poplars meet,
The distant Plantanes seems to press more nigh,
And to the sighing Alders, Alders sigh.
Guardian.

Das ist: Die Zweige, die sich um andre Zweige wieder umschlingen, machen ein angenehmes Buschwerk. Sie streben, breiten sich aus, und blühen in Liebe, die zitternden Palmen wiederholen ihre gemeinschaftlichen Wünsche. Die sich ausstreckenden Pappeln berühren andre sich gleichfals ausstreckende Pappeln. Die von einander entfernten Ahornen rücken näher zusammen, und die Erlen seufzen gegen einander.

§. 10. Nun eröfne ich meinen Lesern den weiten Schooß der Erden; nun thue ich die kostbaren Schätze des mineralischen Reiches auf und zeige ihnen, was davon zur **mineralisch geschmückten Schreibart** gehört. Diese eignet sich das Gold, das Silber, alle schönen und glänzenden Metalle, die meisten farbigten Erden und Steine, als Marmor, Alabaster, und, was das meiste ist, alle Edelgesteine, zu. Was alle diese Stücke und sonderlich das Gold, das Silber und

die Edelgesteine für einen herrlichen Schmuck der Kleider und viel tausend andrer Sachen abgeben, das wissen alle Menschen. Wer zweifelt demnach, daß sie auch die Schreibart auf das vortreflichste schmücken können. Diamante, Rubine, Smaragde, Jaspisse und alle Arten der Edelgesteine geben der geschmückten Schreibart eine ganz besondre Schönheit. Ich will ein kurzes Exempel aus des hochberühmten Lohensteins Ibrahim Sultan beyfügen, welches nicht nur diese, sondern auch alle vorhergehenden Arten der geschmückten Schreibart erläutern wird:

Mit was für neu und ungewohnten Strahlen
Seh aber ich Burg, Stadt und Land gekrönt?
Ja einen neuen Stuhl mit Purpur aufgethrönt?
Der Donau Haupt mit Myrtenkränzen pralen!
Sich ihren Sand in Gold, ihr Schilf in Zuckerrohr,
Sein Schmelz in Diamant, den Schaum in Perlen kehren?
Was leuchtet aus Tyrol für ein Gestirn hervor?
Kan sein erzreich Gebürg auch Sonnen neu gebähren?

Ich habe das Wort gekrönt, mit Fleiß, gleich den übrigen Schmückwörtern unterschieden, weil das Krönen und die Kronen, wie auch der Zepter und andre prächtige und königliche Sachen, hieher gehören.

§. 11. Wenn ich in **David Schirmers poetischen Rosengebüschen** lese: so weis ich vielmals nicht, ob ich ihn, oder Lohensteinen für den größten Künstler in der geschmückten Schreibart halten soll; so gar voll sind fast alle seine Gedichte von Schmuck und Zierrath. Aus so vielen Meisterstücken will ich zur Erläuterung meiner

ganzen bisherigen Abhandlung nur eine einzige Ode, welche in des ersten Buchs ersten Rosengebüsch die 24ste ist, hersetzen. Sie ist so unvergleichlich gerathen, daß ich das gröſte Unrecht begehen würde, wenn ich sie nicht bekannter machte. Hier ist sie also:

An Alamannen und ihre unvergleichliche Schönheit.

Alamanna,
Schönste meiner Schönen!
Laß mich deine Zier
Rühmen hier
Mit verliebten Sehnen.
Alamanna!

Alamanna,
Schöns Frühlings Blume!
Du bist weiß und roth,
Hilf aus Noth!
Dir zu deinem Ruhme,
Alamanna!

Alamanna,
Deine Wangen blühen,
Daß auch eine Bien
Den Rubin
Wollte dir entziehen.
Alamanna!

Alamanna,
Deiner Augen Fackeln
Trotzen weit und fern
Jeden Stern
Mit verliebten Wackeln,
Alamanna!

Alamanna,
Süß ist deine Lippe:
Denn Corallenstein
Sticht allein
Hin des Mundes Klippe.
Alamanna!

Alamanna,
Wie vom Schnee zwei Ballen
So liegt deine Brust,
Voller Lust,
In geschwelltem Prallen.
Alamanna!

Alamanna,
Alle deine Glieder
Stehen ausgeputzt:
Wie da stutzt
Marmor hin und wieder.
Alamanna!

Alamanna,
Sollt ich dich nur haben
Allzeit neben mir,
Wollt ich hier
Mein Herz an dir laben
Alamanna!

Alamanna,
Zwar, es wird wohl kommen
Die gewünschte Zeit,
Da das Leid
Beyden wird benommen.
Alamanna!

Alamanna,
Bleib mir nur gewogen,
Niemals wirst du was
Sagen das
Wie ich dich betrogen.
Alamanna!

§. 12. Da ich nunmehr die verſchiednen Gattungen der geſchmückten Schreibart erkläret und mit Exempeln erläutert habe: ſo iſt es Zeit, daß ich nunmehr auch einige Regeln davon gebe, dieſe aber werden alſo beſchaffen ſeyn, daß ich ſie weder in allzugroſſer Menge noch auf gar zu beſondre Fälle werde abfaſſen und einrichten dürfen. Viele derſelben werden alles in ſich begreifen, was bey dem Gebrauche der erzählten ſchmückenden Sachen zu erinnern nöthig iſt. Die erſte Regel wird demnach dieſe ſeyn: **Bringet von einer jeden Gattung der geſchmückten Schreibart in einem jeden Gedichte und in einer jeden Rede, ja in einer jeden Periode, ſo viel Ausſchmükungen an, als ihr könnt, und zwar ohne einige Ordnung zu beobachten.** Die Urſache dieſer Regel iſt leicht einzuſehn. Je häufiger und je mannichfaltiger der Schmuck einer Sache iſt, deſto gröſſeres Vergnügen erwecket ſie in den Augen deſſen, der ſie anſchauet. Ein Frauenzimmer, welches gerne von vielen geliebet ſeyn will, borgt ihre Reizungen von allen dreyen Reichen der Natur. Blumen, Gold, Silber, Perlen, Edelgeſteine, ja alles, was ſie an ſich hat, und was ihren Anblick ſo reizend macht, ſind Schätze der Natur. Da nun die Schreibart in der Dichtkunſt und Beredſamkeit auch vergnügen ſoll: ſo muß man ſie nothwendig wohl mit ſolchen Koſtbarkeiten und Annehmlichkeiten bereichern. Daß aber keine Ordnung beobachtet werden darf, erhellet daraus, weil die Vollkommenheit

heit einer Sache um desto grösser ist, je mehrere Dinge, welche in ihren Theilen wenig Verbindung und Verhältnis gegen einander haben, in einem eine Uebereinstimmung mit einander haben. Also kan man eben nicht einsehen, warum die Blumen und das goldne Band auf dem Kopfzeuge eines Frauenzimmers einander gegen über angeheftet sind, und warum Hermelin und Perlen zugleich den Hals umgeben: aber diese Dinge machen doch in einem eine Uebereinstimmung. Zu einem Exempel von der Ausübung dieser Regel mag folgendes dienen. Wenn man die glückliche Geburt eines jungen Prinzen beschreiben wollte: so müste man etwan also sagen:

> Das grosse Weltlicht kann nimmermehr, wenn es früh aus dem strahlenden Golde der Morgenröthe mit seinem silbernen Haaren heraus tritt, das Blaue des gewölbten Himmels in Perlenfarbe verwandelt, und den Blitz der himmlischen Diamante verdunkelt, die Gemüther der Menschen, welche die Oberfläche unsrer Erdkugel bewohnen, so sehr erheitern und gleich den lichtgierigen Sonnenblumen auf sich lencken, als die an unserm königlichen Hofe itzt neuaufgegangene königliche junge Sonne den ganzen Horizont unsers Landes erleuchtet, die Herzen der getreuen Unterthanen mit dem hellesten Glanze der Freude erfüllet und aller Augen und Wünsche durch einen straherfüllten Rosengang nach sich gezogen hat.

§. 13. Die zweyte Regel ist diese: **Bedienet euch der geschmückten Schreibart vornemlich in den Metaphorn, Allegorien und Gleichnissen.** Ich will zwar hiemit nicht sagen, daß sie nicht in Erläuterungen, Beschreibun-

bungen, Erzählungen, Beweiſen und andern Arten der Erläuterungen, als die Gleichniſſe ſind, angebracht werden ſollte: ſondern ich behaupte nur, daß ſie in jenen abſonderlich ihren Sitz hat. Ich würde die gröſten Meiſter in der geſchmückten Schreibart tadeln müſſen, wenn ich derſelben ſo enge Grenzen ſetzen wollte. Der berühmte Lehms, hat mehr, als zu deutlich gezeiget, daß man z. E. von den Demanten, und deren Erzeugung aus einander einen bündigen Beweis eines richtigen Satzes herleiten kan. Doch wird mir auch ein jeder zugeſtehen müſſen, daß die Metaphorn, Allegorien, und Gleichniſſe recht für die geſchmückte Schreibart erdacht zu ſeyn ſcheinen. Das gleichwie, alſo, paßt ſo unvergleichlich zu der lieben Sonne, zu dem Golde und Silber, zu den Perlen und Edelgeſteinen u. ſ. w. als ein Deckel auf den Krug. Wenn ich daher die weiſſe Haut, die rothen Wangen und die muntern Augen einer ſchönen Iris nennen wollte: ſo würde ich ſagen: **der Alabaſter ihrer reizenden Geſtalt die Roſen ihrer Anmuth, die ſtralenden Sonnen ihrer bezaubernden Schönheit.** Wollte ich von der Hoheit und Gütigkeit eines Fürſten reden, ſo würde ich mich alſo ausdücken:

> Der Glanz deiner Hoheit, du Sonne des Landes, beſtralet die Gemüther deiner Unterthanen und durchdringet ihre Herzen, ſo, daß ein ganzer Wald von Roſen des Vergnügens aus demſelben hervorſchimmert.

Wenn ich die Vortreflichkeit eines exemplariſchen

Lebens

Lebens beschreiben wollte: so würde ich mit dem ehrw. P... also anheben:

Gleichwie die Sonne den übrigen Planeten im Leuchten mit gutem Exempel vorgeht; also sollten auch Lehrer und Vorgesetzte ein exemplarisches Leben führen.

§. 14. Die dritte Regel: **Holet den größten Theil des Schmucks eurer Schreibart aus den entferntesten und unbekanntesten Oertern der Erde.** Die Erfahrung lehrt es, daß das Anschauen fremder Sachen für sich selbst wenn sie gleich weder schön noch geschmückt sind, ein Vergnügen erwecket. Ja selbst an den fürchterlichen Ulanen, Croaten, Panduren, an den häßlichsten Zoten der Bäre und an vielen ungestalten Thieren ergetzet man sich, bloß, weil sie fremde sind. Um wie viel mehr müssen also nicht diejenigen Sachen ergetzen, welche zugleich fremde und schön sind? Die Erfahrung zeiget auch, daß der meiste Schmuck des Frauenzimmers auf etliche hundert, ja etliche tausend Meilen hergeholet ist. Die Demante, die Perlen, die Edelgesteine, die Zobelpelze, die kostbaren Zeuge schreiben sich von den entferntesten östlichen, westlichen, südlichen und nordlichen Weltgegenden her. Und eben deßwegen schmücken sie ihre Besitzerinnen noch einmal so prächtig. Günther hat eben also keine Heldenthat gethan, da er seine löblichen Bemühungen um die geschmückte Schreibart, welche er in seiner ersten Jugendhitze angewandt hat, so verlacht, indem er sagt:

Auch schift ich ostermals auf Dielen über Meer
Und holt ein Gleichnißwort aus Mißisippi her.

Es

Es kann nicht ſchaden, wenn man auch zuweilen die Oerter benennet, wo dieſer oder jener Schmuck zu Hauſe iſt. Denn dieſe vielmals ſo ſeltſam klingenden Namen erwecken zugleich bey der Vorſtellung des Schmuckes eine nicht geringe Verwunderung; welches denn die Schreibart ungemein beliebt macht. Folgende Stelle aus Mäanlungs Zuſammungſchrift zum Lohenſteinio ſententioſo kann hier zum vortreflichen Muſter dienen; ob ſie gleich nebſt den ſchmückenden Seltenheiten auch andere in ſich enthält. Sie heißt alſo:

Bekannt iſt es, daß Arabien Weyhrauch, Syrien Balſam, Zacotera Trauben, Syracuſa Feigen Paphos Tauben, Pohlen Bären, Siberien Zobel, Pern Gold, Dekan Diamanten, Arabien Sand und Dornhecken, Preußen Bernſtein zeuge; Tugend und Laſter aber mit der Muttermilch eingeflößet werden, die ſich ſo geſchwinde weſen, als an Löwen die Klauen, an fruchtbaren Bäumen die Blüthe nebſt Früchten und am Cytiſus die Feindſchaft mit andern Bäumen.

§. 15. Die vierte und letzte Regel endlich lautet alſo: Hütet euch, daß ihr nicht den Schmuck der Schreibart in Sachen ſuchet, worinnen er nicht zu finden iſt. Es giebt Sachen, welche den Schein der Schönheit haben, und doch in der That recht garſtig, fürchterlich und erſchrecklich ſind. Hieher gehören die Cyclopen, die Laubfröſche, die ſamtnen und bunten Raupen und Schmetterlinge, die Irrwiſche, die fliegenden Drachen, die Cometen, der Hundsſtern, der Blitz, inſo fern er mit dem Donner verbunden iſt, alle fürchterliche Lufterſcheinungen, u. ſ. w. Denn wer wollte doch ſagen, daß man mit ſolchen Dingen ſeine Schreibart ſchmücken könnte? Der Herr Conrector, Wolfgang Erlenbach zu Zürich, welchem ich in dieſem Stücke alles gute zutraue, hat alſo wohl in der gelehrten Nachricht, welche im 2ten Stück der ſchw. geiſtl. Samml. befindlich iſt, den Irrwiſch, oder, wie er ihn nennet, den ignem fatuum nicht als ein Schmuckwort angebracht; der Zuſammenhang ſeiner recht luſtigen Reinigkeit zeiget vielmehr deutlich, daß er was gar ſehr ſchlechtes und unſcheinbar es vorſtellen ſoll. Nur wegen des Reimchens, welches

ches er, in eben dieser Nachricht, anbringt, bin ich noch nicht mit mir selber einig, ob ich es für einen Zierrath halten sollte oder ob es mit dem Irrwische gleiche Absicht hat? Denn die Nordlichter sind an sich selbst nicht so gar unrecht; ich sollte meynen, daß sie die Schreibart zuweilen gar wohl schmücken könnten. Doch will mir es gar nicht wahrscheinlich vorkommen, daß der Herr Conrector dasselbe hier zum Schmuck angebracht hätte. Vielleicht hat er die Erscheinung der Nordlichter aus der schlimmen Seite angesehen und sie wegen ihrer fürchterlichen Figur und bösen Vorbedeutung welche sie zuweilen haben, unter die falschen Putzwerke der Schreibart gezählet. Die Sache ist wirklich einer Ueberlegung werth; und es wäre wohl nöthig, daß mir ein geschickter Kenner der geschmückten Schreibart die critische Aufgabe auflöfete: Ob die Nordlichter einen Schmuck der Schreibart abgeben können? Uebrigens ist es doch gewiß, daß die vorhin benannten Dinge die Schreibart gar nicht schmücken, sondern sie vielmehr im höchsten Grade verunzieren. Wenn man z. E. zu einem vornehmen Patrone sagen wollte: Deine Huld leuchtet wie der Hundsstern, und deine Wohlthaten locken meine Dürftigkeit zu dir, wie der Irrwisch den Wandersmann; so würde man eine schlechte Belohnung für diese Vergleiche zu gewarten haben. Und was für einen Trost würde ein in der Sclaverey der Liebe schmachtender Verehrer zu gewarten haben, wenn er seiner Gebieterinn auf folgende Art liebkosete: Der Blitz von dero Augen hat mein Herz zerschmettert, und dero Kleidungen sind so schön, als kaum die Häute der Eydexen, die Felle der sammtfarbnen Raupen und die Flügel der bunten Schmetterlinge seyn können! Unvergleichlicher Schmuk! Weg, weg mit diesen garstigen Dingen! Ich lobe mir diejenigen Schätze der Natur welche ich oben angepriesen habe.

§. 16. Der Nutzen der geschmückten Schreibart ist vielerley. Aber hier will ich nur einige Arten desselben anführen. 1) macht sie ein Gedichte, eine Rede, und andere Schriften überaus beliebt. Denn wer sollte denn dasjenige nicht mit dem größten Vergnügen lesen, was voll so

der herrlichen Sachen iſt, deren Empfindung die Augen und deren Vorſtellung die Phantaſie ergetzet? Was aber Ergetzung und Vergnügen bringt, das liebt man, und was man liebt das iſt beliebt: folglich macht die geſchmückte Schreibart die Schriften beliebt. 2) hat man bey Ausübung derſelben die ſchönſte Gelegenheit, ſich in der Phyſik zu üben; indem man ſich nicht nur die geſammten Schönheiten der Natur bekannt macht, ſondern ſie auch von den falſchen Schönheiten derſelben, aus phyſikaliſchen Urſachen, unterſcheidet. 3) kann man ſich durch die Putzwerke der Schreibart das verdrüßliche und mühſame Nachſinnen bey den Erklärungen und Beweiſen in den Reden erſparen. Lohenſtein, Lehms und viele andre haben gewieſen, daß man an ſtatt dieſer verdrüßlichen Grillen den Schmuck der Schreibart zu weit groſſerer Erbauung und Ergetzung in denſelben anwenden kann. 4) macht ſie, daß ſo wohl der Scribent, als auch der Leſer mit lauter anmuthigen, ſchönen, köſtlichen und prächtigen Sachen zu thun hat, da ihm auſſer dem dergleichen wohl kaum alle Jubeljahre vor die Augen kommen. Es heißt immer von den Poeten:

- - loculos vacuos ſemper Homerus habet.

Hat er aber in ſeinen Gedichten fleiſſig mit Gold, Silber, Perlen, Edelgeſteinen, und dergleichen zu thun; ſo fehlt es ihm nie am Reichthume Eben ſo iſt es mit dem Leſer ſolcher Gedichte und andrer dergleichen Schriften beſchaffen. 5) bringt ſie nicht nur das Geld in die Einbildung, ſondern auch in den Beutel Denn wenn z. E. zuweilen ein Patron ſiehet, daß ſein Client das Gedicht, welches er auf ſeinen Namenstag verfertiget, mit Gold, Silber, Edelgeſtein, Perlen und dergleichen ausgeſchmükt hat, und jener dabey weiß, daß er, der Client, dieſe Sachen nicht anders, als par renommé (wenn ich ſo reden darf) kennet, und was er eigentlich damit ſagen wollen, nicht einſiehet: ſo fällt er endlich auf die Gedanken, ſein Client habe ihm dadurch wollen zu verſtehen geben, wie benöthigt er dieſer Sachen ſey, und wie ſie ihm eben deswegen den Kopf ſo eingenommen hätten, da ſie doch den Beutel hätten einnehmen ſollen. Er entſchließt ſich daher, aus Furcht, die-

se Sache möchte ein Anfatz zum hitzigen Fieber seyn, seinen Clienten einen Ducaten, oder einen ganzen Thaler zuzuwerfen. O unvergleichlicher Nutzen der geschmückten Schreibart! Diese vierfache Art desselben ist hinlänglich, ihren Werth zu erhöhen. Ich kann also die übrigen mit gutem Gewissen übergehen.

§. 17. Ehe ich meine Abhandlung beschliesse, kan ich nicht ermangeln, zum Besten des Vaterlandes meinen Landesleuten einige Vorschläge zur Aufnahme der geschmükten Schreibart zu thun. 1) lasse man die Jugend in Schulen die natürliche Historie fleissig studieren, damit sie diejenigen Sachen beyzeiten in den Kopf bekomme, welche sie künftig in ihren Schriften anbringen sollen. 2) gebe man jungen Leuten, wenn sie bereits in der natürlichen Historie etwas gethan haben, den Lohenstein, den Hofmannswaldau, den Schirmer Wenzels Cypressenwälder, Männlings Lohensteinium sententiosum und andre Gedichte und Schriften, welche sich der geschmückten Schreibart mit Vorsatz bedienet haben, in die Hände und preise ihnen die Lesung derselben täglich an, damit sie allmählich lernen, wo und wie die Schönheiten der Natur, welche sie sich in der natürlichen Historie bekannt gemacht macht haben, in Reden, Gedichten und andern deutschen Schriften anzubringen sind. 3) Nach dieser doppelten Vorbereitung stelle man fleissig praktische Uebungen in der geschmükten Schreibart mit ihnen an. Man lasse sie alles dasjenige anbringen und ausüben, was sie in der natürlichen Historie und aus den angepriesenen Schriftstellern gelernet haben; damit also alles Gute, welches sie daraus geschöpft und eingesogen haben, in Blut und Saft verwandelt werde. 4) richte man eine Gesellschaft auf, welche sich mit zusammengesetzten Kräften um die Aufnahme der geschmückten Schreibart bemühet und denjenigen gewisse Preisse austheilet, welcher die geschmücktesten Ausarbeitungen der aufgegebnen Materien an sie einschicket. Diese Gesellschaft könnte die Schreibart schmückende Gesellschaft heissen. Werden diese 4. Vorschläge wohl aufgenommen und klug ausgeführt werden: so wird sich künftig die geschmückte Schreibart in einer ganz andern Gestalt

se

ſehen laſſen, als ſie ſeit Opitzens Zeiten einhergegangen iſt.

§. 18. So habe ich denn aus wahrer Redlichkeit gegen meine Landsleute eine Abhandlung von der geſchmückten Schreibart gemacht. Erſtlich habe ich von der Nothwendigkeit ihrer Wiederherſtellung gehandelt; nach dieſem dieſelbe erklärt; ſie ferner in die himmliſche und irdiſche, und jene wiederum in die ober- und niederhimmliſche; dieſe aber in die thieriſche, vegetabiliſche und mineraliſche eingetheilt. Ich habe ferner einige Regeln von derſelben gegeben, ihren Nutzen angezeigt, und endlich einige gegründete Vorſchläge gethan, wie ſie künftig in gröſſere Aufnahme zu bringen ſey. Sollte dieſe meine Bemühung meinen Leſern gefallen, und ſie zur Verehrung der geſchmückten Schreibart bewegen: ſo bin ich entſchloſſen, ihnen künftig noch mit einer Abhandlung von der lebhaften, von der neumodiſchen, von der artigen, von der verworrnen, von der gelehrten, von der wohlriechenden, und dergleichen Schreibarten zu dienen. Ich wünſche nur, daß man hieraus meinen patriotiſchen Eifer für die Aufnahme der ſchönen Wiſſenſchaften erkennen möge!

Beurtheilung des Halleriſchen Gedichts, über den Urſprung des Uebels.

So wohl die Arzneyverſtändigen, als die Poeten, nennen faſt insgeſamt den Halleriſchen Namen mit einer beſondern Hochachtung. Und der Neid muß auch in der That ſelbſt geſtehen, daß ſich der Herr D. Albrecht Haller ſo wohl unter dieſen, als unter jenen einen groſſen Namen gemacht hat. Ein jeder unpartheyiſcher, welcher von deſſen vortreflichen anatomiſchen und botaniſchen Schriften nur einige Nachricht hat, und deſſen Verſuch von ſchweizeriſchen Gedichten kennet, wird hiervon überzeugt ſeyn. Die Schweiz hat es ſich daher für eine Ehre, und Göttingen für ein Glück zu ſchätzen, daß er jenes für ſein Vaterland erkennet, und in dieſem ein geſchickter Lehrer der hohen Schule iſt. Wir wollen hier von ihm nichts weiter gedenken, als was ſeine Poeſie anbetrift.

Gleichwie wir ihm nun den hohen Namen eines Dichters nicht absprechen können: also sind wir im Gegentheil auch nicht gesonnen, die Mängel seiner Poesie zu übersehen, viel weniger zu rechtfertigen. Uns dünkt, sein Ruhm wird ihm demnach bleiben, wenn wir dieses gleich thun. Denn wer nur einigermassen weis, was zu einer gründlichen Wissenschaft und vollständigen Erfahrung in der Arzneykunst für Fleiß, Mühe und Zeit erfodert wird der wird es einem berühmten Arzte, welcher zugleich ein Dichter ist, nicht eben so sehr zur Last legen, wenn gleich seine Gedichte nicht unter die, von der ersten Grösse, zu rechnen sind. Wir werden es demnach hier entdecken, was wir in den hallerischen Gedichten für tadelhaft halten; ohne die Absicht dabey zu haben, den Ruhm dieses grossen Mannes auch nur einiger massen zu verringern.

Wir finden nämlich, daß sich der Herr D. Haller sehr oft übermäs dunkel ausdrücket. Es ist sonst eine sehr gute Eigenschaft der Schreibart, und sonderlich der poetischen, wenn sie kornicht ist, das ist, wenn man in derselben mit wenig Worten viel sagt. Der Herr D. Haller aber will öfters allzu viel mit allzu wenig Worten sagen. Hieraus aber entstehet ordentlich eine grosse Dunkelheit. Denn wie kan man dem Leser zumuthen, daß er sich Begriffe von Sachen machen soll, die niemand, bey Lesung der Worte, durch welche sie sollen angezeiget werden, bekommen kann, als der welcher aus den Begriffen diese Worte zusammengesetzt hat, d. i. der Verfasser? Die viel ganz seltsamen und unbekannten Wörter und Wortfügungen, deren sich der Herr D. Haller in seinen Gedichten bedienet, tragen auch nicht wenig zu ihrer Dunkelheit bey. Die vielen Mittelwörter (participia) in der vergangnen Zeit, welche zwar im Lateinischen und Griechischen gewöhnlich sind, thun desgleichen. Die Hauptursache dieser Dunkelheit des Herrn D. Hallers ist ohnstreitig diese, daß er überaus viel und tiefsinnig zu denken gewohnt ist. Er bemühet sich daher das innere Wesen der Sachen, ohne prosaischen Ausschweifungen, auszudrücken: was kann aber daraus anders entstehen, als dunkle Wörter und Ausdrückungen? In die Poesie gehören solche tiefsinnige philosophische Begriffe nicht; eben

deßwegen, weil ſie den Verſtand allzuſehr überhäufen und die Einbildung deſto weniger beſchäftigen und ergetzen. Der Herr D. Haller würde demnach ohne Zweifel in ſeinen Gedichten wenigſtens um die Hälfte, deutlicher ſeyn, wenn er nicht allzu philoſophiſch dichtete und allzu abgeſonderte Begriffe mit wenig Worten ausdrückte; wiewohl er ſich auch zuweilen dunkel ausdrückt, wo ihn eben die Materie nicht dazu zwingt. Was die öfters ſehr rauhen Wörter, Sylbenmaſſe und Reime anbelangt, ſo machen ſie ſeine Verſe auch ſehr unangenehm: jedoch dieſen Fehler wird man wohl größtentheils ſeiner noch gar unausgebeſſerten Landesſprache zuſchreiben müſſen. Alle dieſe Fehler machen uns die Stärke des Herrn D. Hallers in der Dichtkunſt ſo wenig verdächtig, als man den Horaz einen ſchlechten Dichter ſchilt, weil ſeine ſonſt ſehr ſchönen Verſe oft gar rauh und nicht flieſſend ſind. Aber wenn einige blinde Verehrer und unzeitige Nachahmer der halleriſchen Muſe ſich überreden, die Schönheit derſelben beſtünde in den dunklen Ausdrückungen und rauhen Verſen, gleichwie ſich manche die Schönheiten des Horaz auf das glücklichſte nachgeahmet zu haben dünken, wenn ſie im dritten Fuſſe keinen Abſchnitt machen, wenn ſie zuweilen wider die Länge und Kürze der Sylben verſtoſſen; wenn ſie mit einem vier oder einſylbigten Worte den Vers ſchlieſſen; wenn ſie viele Eliſiones machen u. ſ. w. Wenn ſie dieſes thun, ſo zweifeln wir daran daß ihnen die Ermahnung des Apoſtels bekannt iſt; Prüfet alles, und das Gute behaltet. Wir haben einige dergleichen ſklaviſche Dichter unter andern in den bekannten und ſonſt ſehr ſchönen Beluſtigungen des Verſtandes und des Witzes kennen lernen. Wir werden künftig dieſer Monathſchrift auch gedenken und die darinnen hin und wieder befindlichen übelgerathenen Nachahmungen der halleriſchen Schreibart treulich anzeigen. In der That, dieſe halleriſche Nachahmungsſucht ſcheinet uns ſich allmählich in das Reich des guten Geſchmacks einzuſchleichen. Wir wünſchen, aus wahrer Liebe zur Deutlichkeit, Anmuth und Schönheit der Schreibart in der Dichtkunſt, daß ſich dieſe Seuche nicht weiter in Deutſchland ausbreiten und mehrere Liebhaber der Dichtkunſt anſtecken

möge. So viel an uns ist, wollen wir uns bemühen, diesem Uebel durch vernünftige Beurtheilungen hallerisch mystischer Gedichte zuvor zu kommen.

Wenn man von der Gestalt eines Körpers überhaupt urtheilen will, ohne auf den Unterschied des Körpers selbst oder seines Ebenbildes zu sehen: so handelt man ohnstreitig am klügsten wenn man das Vorbild, d. i. den Körper selbst vor sich nimmt. Wir haben es daher auch für das beste gehalten, eines von den Vorbildern und Mustern so mancher dunkler Gedichte mit dem Lichte der Critik zu beleuchten und die Ursachen der Dunkelheit zu entdecken, und zu zeigen, wie nöthig es ist daß man sich derselben enthalte. Unsre Leser verstehen schon, daß wir ein Gedicht des Herrn D. Hallers beurtheilen wollen. Und wir können auch in der That nichts thun, was unsrer Absicht gemässer wäre als wenn wir dessen Lehrgedichte über den Ursprung des Uebels vor uns nehmen und zu unsrer Absicht anwenden. Denn in diesem sind alle diejenigen Schönheiten gleichsam in einem Punkte vereiniget welche so manchen Liebhaber, Bewunderer und Nachahmer gefunden haben. Zudem so können wir dieses Gedichte nicht unter die zum geheimen Umgange vertrauter Freunde gewidmeten Schriften rechnen, von welchen der Herr D. Haller in seiner Schutzschrift wegen einiger seiner Schriften gedenket; theils, weil die Materie nicht danach ist, und theils, weil es wie er selbst gestehet, vorher schon in Basel gedruckt worden. Man kann also in demselben nicht besondre Ausdrückungen der Gedanken suchen, welche nur seine vertrauten Freunde verstehen. Da wir einmal die Beurtheilung dieses Gedichtes über uns nehmen: so wollen wir eben nicht allein dasjenige, was zur gegenwärtigen Absicht gehört, sondern auch überhaupt was, in sofern es ein Gedichte ist, einer Beurtheilung nöthig hat, anmerken.

Das ganze Gedichte bestehet aus 3 Büchern. Im ersten Buche macht eine Beschreibung der schweizerischen Gegend, in welcher der Dichter seine Betrachtungen woraus die ganzen 3 Bücher bestehen angestellet hat, den Anfang. Nach diesem wundert er sich über die Bosheit und über die Laster der Welt. Ferner fragt er GOtt warum er doch die Welt so böse erschaffen, da er doch die Güte selbst wäre, und sie aus Güte

auch

auch erschaffen hätte? Endlich zeigt er die Nothwendigkeit von der Untersuchung des Uebels und ruft die Wahrheit zum Beystande in seinem Vorhaben an. Im 2ten Buche fängt er mit der Erschaffung der Welt und insonderheit der Engel an, und beschreibt ihr Wesen, ihren freyen Willen, ihren Verstand, ihre Tugenden und ihre grossen Vorzüge. Von diesen kömmt er auf die Erschaffung der Menschen. Er erkläret ihren Trieb zur Liebe gegen sich selbst und gegen andre. Ferner sagt er allerley von dem natürlichen Triebe seine Gesundheit und sein Leben zu erhalten. Von diesen kömmt er auf das Gewissen. Endlich läßt er diese neu erschaffnen Menschen in alle Welt gehen, und vertheilt sie in unterschiedene Stände und schließt damit, daß alle Menschen sich einer allgemeinen Pflicht bewußt sind. Im Anfange des 3ten Buchs beschreibt er den Fall der bösen Engel, und führet unterschiedene Ursachen desselben an, welche alle auf den allzustarken Trieb nach ihrer Vollkommenheit, und auf die allzu hohen Meynungen von derselben hinauslaufen. Hierauf folgt der Fall der Menschen, welchen er, so viel wir einsehen können, von den Begriffen der Menschen, welche sie von unerlaubten Lüsten hatten, herleitet. Nach diesem sagt er, daß hieraus die 3. Hauptlaster entsprungen wären. Er zeigt ferner, daß die Laster lauter Unglück und Mißvergnügen wirken; und zwar so gar auch darinnen, worinnen man Vergnügen sucht. Nach diesem nennet er die Schmerzen und Uebel des Leibes. Er beschreibt ferner die Unruhe der Seele über die begangnen Laster, und preiset diejenigen selig, welche sich durch Tugend dem höchsten Gute genähert haben. Hierauf bedauert er es, daß die Welt vom Uebel voll ist, thut einige Fragen an GOtt, warum sich dieses so und nicht anders verhalte? und antwortet sich selbst auf unterschiedene Art. Endlich preiset er den Willen, die Macht, die Gnade, die Weisheit und die Gerechtigkeit GOttes und setzt den Grund alles dessen, was bey dem Uebel in der Welt wunderbar scheinet, in diese letzt angeführten Eigenschaften GOttes.

Dieses ist kürzlich der Inhalt des ganzen Gedichtes. In wie weit dieses alles gegründet sey, und ob es den Ursprung des Uebels in ein helles Licht setze, das mögen die Weltweisen nach logikalischen Regeln prüfen. Wir haben dieses Gedichte nur als Poeten, nach critischen Regeln, zu beurtheilen.

Der Eingang zu dieſem Gedichte, welcher aus 64 Zeilen beſtehet, hat ungleich lange Verſe und ohne Ordnung verworfene Reime; da doch das Gedichte ſelbſt ordentliche lange Zeilen, nur unzertrennten Reimen hat. Wir wiſſen nicht warum es dem Herrn D. Haller beliebet hat, den Eingang dieſes Gedichtes hierinne anders einzurichten, als das Gedichte ſelbſt. Man ſieht keine Urſache, warum er eine zweifache Ordnung von Verſen erwählet hat, oder warum die ungleich langen Zeilen ſich zur Materie des Einganges beſſer ſchicken, als die ordentlichen gleich langen jambiſchen? wir zweifeln daher, daß er hierinne viele Nachfolger finden werde. Der Anfang des ganzen Gedichtes iſt dieſer:

Auf jenen ſtillen Höhen
Woraus ein milder Strom von ſtäten Quellen rinnt,
Bewoge mich ein ſanfter Weſtenwind,
In einem Buſche ſtill zu ſtehen.

Hier können wir nicht einſehen wie der Strom rinnt? denn das Wort rinnen braucht man nur von ganz ſeichten Fließwaſſer, und von Strömen gar nicht. Wir begreifen auch nicht, warum ein ſanfter Weſtenwind den Dichter bewogen hat, ſtille zu ſtehen? Der Weſtwind iſt ihm ohne Zweifel angenehm geweſen, weil er ihn ſanft nennt. Folglich hat es der Dichter durch ſein Stillеſtehen zuwege bringen wollen, daß er ihn anwehe. Nun hat aber ja dieſes in währenden Gehen geſchehen können, er mag ihm entgegen gegangen ſeyn, oder ihn von einer Seite her beſtrichen haben. Iſt er ihm von hinten zugegangen: ſo hat er ihn nicht einmal gefühlt, zumal da er ſanft geweſen iſt: alſo hat er ihn auch nicht bewegen können, ſtille zu ſtehen. Die folgenden zwo Zeilen;

Zu meinen Füſſen lag ein ausgedehnter Grund.
Durch ſeine eigne Größ umgränzet,

ſind überaus dunkel. Der ausgedehnte Grund ſoll vielleicht ein weites Feld bedeuten, und die folgende Zeile ſoll etwan ſo viel ſagen, daß, ſo weit nur das Auge ſehen könnte, ſich dieſes Feld immer noch bis dahin erſtreckte. Aber wer errät dieſes ohne ein kopfzerbrechendes Nachdenken? das folgende:

Worauf das Aug kein Ende fund,
Als wo Juraſſus ihn mit blauen Schatten kränzet,

iſt uns ganz unbegreiflich. Juraſſus ſoll ohne Zweifel den Berg

Jura

Jura, welcher die franzöſiſche Grafſchaft von der Schweiz unterſcheidet, anzeigen. Wie dieſer nun einen ausgedehnten Grund mit blauen Schatten kränzen, oder vielmehr bekränzen kan, das iſt vor unſern blöden Augen völlig verborgen, weil ſie ein Feld, welches ſeine eigne Gröſſe umgrenzet, nicht, wie des Herrn D. Hallers ſeine, überſehen können. Wir gehen weiter. Es heiſt:

Die Hügel deckten ſich mit Wäldern,
Wodurch der falbe Schein der Feldern
Mit angenehmen Glanze bricht.

Wenn man ſagen höret: die Hügel decken ſich mit Wäldern: ſo hat man gleich einen Begriff von ziemlich dicht an einander ſtehenden Bäumen, auf den Hügeln. Wie kan man ſich alſo vorſtellen, als wenn man den falben Schein der Feldern u. ſ. w. durch ihre Zwiſchenraume ſehen könnte? Ferner heiſt es:

Dort ſchlängelt ſich durchs Land in 100 regen Stellen
Der reinen Nare wallend Licht.

Die 100 regen Stellen ſind eine Probe der recht vollkommnen halleriſchen Ausdrückungen, Wortfügungen und Wörter. Anſtatt Oertern, iſt das hier ſehr dunkle Wort, Stellen, angebracht. Und dieſe Stellen ſollen rege ſeyn. Wie kan man denn dieſes von den Oertern ſagen? Es können ja nur die in den Oertern befindlichen Körper rege ſeyn. Und wie kann einem Fluſſe, wie hier der Nare, ein wallend Licht, welches ſich ſchlängelt, zugeſchrieben werden? Die Lichtſtralen, welche ſich auf demſelben zu wälzen ſcheinen, thun es ja deßwegen nicht wirklich. Der Fluß ſelbſt wird doch nicht etwan ein eignes Licht haben ſollen? Nicht weit davon rühmt der Dichter das Glück dieſer Gegenden alſo:

So weit das Auge reicht, herrſcht Ruh und Ueberfluß
Selbſt unterm braunen Schaub bemoßter Hütten
Wird Freyheit hier gelitten,
Und nach der Müh Genuß.

Der braunen Schaub bemoßter Hütten iſt uns wiederum ſehr dunkel; und die Redensart: Nach der Mühe wird Genuß gelitten, iſt ganz ungewöhnlich; wenigſtens redet kein rechter Deutſcher alſo, wenn er ſagen will: In dieſem Lande verſtattet man auch den Bauern, daß ſie die Früchte ihrer Arbeit genieſſen mögen.

Unsre Leser sehen wohl, daß wir fast in allen Zeilen etwas anzumerken haben. Wir sehen uns also genöthiget, gleich bey dem Anfange dieses weitläuftigen Werks abzubrechen, weil uns, wenn wir auch fortfahren wollten, der Raum doch nicht verstatten würde, noch viel hinzu zu thun. Indessen soll die Fortsetzung dieser Beurtheilung im nächsten Stücke unsrer Bemühungen folgen.

Die Critik.

Ich sitz auf deiner Hügel Spitzen
O Dichtkunst, edler Geister Lust!
Mein Blut fängt an sich zu erhitzen,
Und dringt sich stärker durch die Brust.
Nun will ich Schlachten, Mann und Helden
Der späten Nachwelt Enkeln melden,
Den Krieg, der Stadt und Land zerstört:
Wie Brüder gegen Brüder fochten,
Wie List und Herrschsucht nichts vermochten,
Die auf das Recht das Schwerdt gekehrt.
Wie? hebt mich denn des Weines Wehen?
Und was betäubt mir Blick und Sinn?
Wo bin ich, und ihr holden Höhen,
Du Fluß und Hain, wo seyd ihr hin?
Der Berg ist unter mir geflüchtet,
Die Lust zum Dichten ist vernichtet,
Und Furcht und Zaghеit will entstehn:
Des Weines sinkendes Gefieder
Läßt mich in einer Gegend nieder,
Die noch mein Auge nie gesehn.
Ich kan den Schauer kaum bestreiten,
Der mich anitzt erschüttert hat:
Da seh ich, wie zu meinen Seiten
Sich die Erfahrung hergenaht.
Gesicht und Wangen sind veraltet,
Doch daß ihr Geist noch nicht erkaltet,
Entdeckt ihr muntres Wesen mir;
Auch so gefällig in Geberden
Ich neige mich vor ihr zur Erden,
Und heische Hülf und Schutz von ihr.

Er-

Ermuntre nur dein schen Gemüthe
O Fremdling, redet sie mich an,
Du bist in der Critik Gebiete
Wo nur der Wahnwitz trauren kann.
Ich will dir ihren Tempel weisen;
Denn deine Laute soll ihn preisen;
Drum wurden du herbeygebracht.
Kaum konnt ich mich mit bloden Minen,
Sie seitwärts anzuschaun erkühnen
So freundlich sie mir auch gelacht.
Der, der von kühnem Muth erwecket
Das Feuer vom Olymp entwandt
Promethens hat sie erst entdecket,
Hat ihren Werth zuerst erkannt.
Sie ist vom göttlichen Geschlechte
Sie stralet durch der Thorheit Nächte,
Und würgt den Wahn, des Truges Sohn.
Sie wirft die Barbarey darnieder,
Und setzt die freyen Künste wieder,
Auf ihren väterlichen Thron.
Die Geister, die nicht träg entschliefen,
Die Sinn und Muth zum Himmel trug,
Entfernte von des Bathos Tiefen
Der Göttin unsichtbarer Zug.
Der Tenkrer, der mit kühner Zungen
Achills entflammte Wut besungen,
Wie Agamemnon ihn entehrt:
Der, welcher den Philipp erschrecket,
Und sein Athen zum Kampf erwecket,
Die haben ihr Gesetz gehört.
Das Volk aus der Albaner Hüften
Vernahm der Göttin weisen Rath
Das sich durch die vollkommen Schriften
Mehr, als durchs Schwerdt, verewigt hat.
Wer gleicht, ihr Römer, euch an Ruhme?
Ihr gabt in ihrem Heiligthume
Auf ihr Gesetz und Urtheil acht.
Es liessen sich in ihrem Dichten,
Nur Bav und Mäv von ihr nicht richten,
Der Nachwelt Spott hat sie verlacht.

Schau

Schau dort auf jenes Berges Mitten
Der Göttin Sitz und Tempel stehn.
Sie schweigt, und unter kleinen Hütten
Seh ich ihn prächtig sich erhöhn
Es heben zwischen tiefen Sträuchen,
Die Häupter der erhabnen Eichen
Sich nicht mit gröſſerm Stolz empor.
Je mehr ich ihren Sitz beschaue
Je mehr strahlt aus dem schönſten Baue
Vollkommenheit und Pracht hervor.
In jene Wohnung kleiner Seelen
Führt meine Führerin mich ein,
Die sich um Wort und Sylben quälen,
Und sich bey Staub und Schimmel freun.
Dort schaut jemand mit starren Blicken,
Als würd ein Geist ihm was entrücken,
Auf ein vermodertes Pappier
Der, sagt sie, stirbt in grauen Haaren
Dereinst noch nach durchwachten Jahren
Bey Beſſrung eines Beta hier.
Bethört mich nicht, ihr falschen Sinnen,
Um wen glänzt jenes stolze Kleid!
Wer? Hier Tiber? Was werd ich innen?
Wie wird sein Ansehn nicht entweiht?
Er prüft der Sprachgelehrten Menge.
Wißt ihr die reizenden Gesänge,
Die die Sirenen angestimmt?
Wer hat die Hekuba geſäuget:
Er fragt: und als sie zitternd schweiget,
Wird seine Wut auf sie ergrimmt.
Wir eilen aus den düſtern Hütten,
Und sehn, zween Feinde dort sich schmähn;
Nicht rauher kann der Hahn der Britten
In einem wilden Zweykampf krähn.
Sie lästern sich mit rauher Stimme
Der Unmuth reiſſet sie im Grimme
Zum tödtlichen Gefechte fort:
Das Barthaar wird der Preis vom Siege:
Was trieb sie zu dem wilden Kriege?
Ein halbst verstümmlet Oſcisch Wort.

Hier

Hier sind wir an des Tempels Schwellen:
Die Prüfung steht und wacht davor,
Sonst drängen, weil sie sich verstellen,
Der Neid und Momus durch das Thor.
Sie wacht mit einem heitern Lichte,
Und leuchtet jedem ins Gesichte,
Der sich hier einzudringen sucht.
Der Eingang ist der Tugend offen,
Die Tadelsucht darf ihn nicht hoffen
Weil die Critik der Lästrung flucht.
Die edle Königin im Lande
Sitzt innen auf dem schönsten Thron,
Bey ihr in sittsamen Gewande,
Das Urtheil, ihr geschätzter Sohn.
Mit gleichen hoheitvollen Mienen
Ist Pallas ehedem erschienen,
Wenn sie von dem Olymp entwich.
Hier herrscht der Ernst in den Geberden,
Ein Thor muß selbst voll Ehrfurcht werden
Sie schreckt und zieht zugleich an sich.
An jenen Tafeln sind die Männer,
Spricht die Erfahrung itzt zu mir:
Die sind der wahren Schönheit Kenner,
Und Richter einer falschen Zier
Sie sind gewissenhafte Richter
Ihr Geist durchforschet alle Dichter,
Die eine höhre Glut entflammt.
Sie richten, ohne zu beneiden,
Und Lob und Tadel zu bescheiden,
War auch vordem ihr liebstes Amt.
Wen seh ich dort an den Altären
Nächst um den Thron der Göttin stehn?
Zween Geister, welche sie verklären
Und bey dem deutschen Volk erhöhn.
Der Ruf steht neben jenes Seiten
Um seinen Nahmen auszubreiten,
Und die Critik zugleich durch ihn.
Der sieht mit Neid auf ihn zurücke
Voll Eifer funkeln seine Blicke
Vor Zorn seh ich die Stirne glühn.

Ihr?

Ihr? Söhne, die ihr mich verehret?
Sagt die Critik und schaut sie an.
So wird mein Ruhm durch euch zerstöret,
Den ich durch euren Dienst gewann?
Du, welcher du mit edler Seelen
Im rauhen Land mich zu erwählen,
Und mich zu preisen dich beeifert,
Auch du sollst zu den Sternen dringen,
Was soll die Misgunst dich bezwingen,
Wenn mich auch dieser Sohn erhebt?
Verwirf der Barbarey zum Hohne
Den Milton, der mir nicht gefällt,
Verbinde dich mit meinem Sohne,
Der dort der Sachsen Geist erhellt.
Ich will mit gleichen holden Trieben
Euch, meine Söhne, zärtlich lieben;
Macht meinen Ruhm vereint berühmt.
Sie zieht von ihres Thrones Stuffen
Sie zur Vereinigung zu rufen
Und schlägt von beyden Hand in Hand.
Wie, wenn in den bekriegten Grenzen,
Die Zwietracht, Krieg und Kampf zerwühlt,
Des holden Friedens Schimmer glänzen,
Dorf, Stadt und Land die Freude fühlt
Der Landmann jauchzt, die Bürger singen,
Daß tausend Jubel aufwärts dringen
Die durch die rege Luft ertönt:
So ward im ganzen Tempel Freude
Daß sich, dem Wahn und Schwulst zum Leide
Ein einsichtvolles zwey versöhnt.
Die Lust hat meinen Sinn begeistert,
Und mich selbst ausser mir entzückt.
Indem die Wonne mich bemeisterte,
Ward Land und Heiligthum entrückt.
So naht euch dann, ihr edlen Zeiten,
Wo die Begier zu wilden Streiten
Die Störerin der Künste flieht,
Wo bald ein eintracht volles Streben
Die Kunst und Weisheit zu erheben,
In itzt getrennten Geistern glüht.

Bemühungen

zur

Beförderung der Critik und des guten Geſchmacks.

Quid deceat, quid non? quo virtus, quo
ferat error.

Hor.

Zweytes Stück.

HALLE,
bey, Carl Herrmann Hemmerde.
1743.

Unterredungen,
welche die schönen Wissenschaften betreffen.

Erste Zusammenkunft.

Drey Freunde, welche sich stets die zärtlichste und aufrichtigste Neigung gewidmet hatten; als sie Knaben gewesen, hatten sie einander geliebet, und in ihrem männlichen Alter waren sie noch nicht ermüdet worden, einander hochzuschätzen: drey solche redliche Freunde pflegten jede Woche etliche Stunden zu ihrem Vergnügen insgesamt aufzuwenden. Sie ehrten die Tugend und Wissenschaft mit gleich starker Hochachtung: sie lasen die Alten und Neuern, und suchten daraus so wohl ihren Verstand mit Wahrheiten, als ihren Witz und ihre Phantasie mit Einfällen und Bildern zu bereichern. Bey gegenwärtigen angenehmen Sommertagen begaben sie sich zuweilen

in einen anmuthigen Garten, wo die Kunst nic
minder, als die Natur ihre Pracht zeigte, u
unter den grünen Bäumen, ihre vielfältig
Schönheiten zu bewundern. Oftmals verä
derten sie ihre Lust, und spatzierten auf das Fel
wo

> Das grüne Korn von Saft und Wuchs erhöh
> Wenn um die Mittagszeit ein kühler Zephyr weht,
> Für Freuden muthig wird, sich in einander menget,
> Und ein Gefühl empfängt.
>
> Gellert.

Ein andermal nahmen sie den Weg nach ein
grünen Busch, und hörten unter den kühl
Schatten finstrer Buchen den anmuthigen G
sange der Vögel zu. So angenehm verfloss
ihnen die Stunden: es fielen dann und wan
aufgeweckte Gespräche vor, welche das Nü
liche mit dem Ergötzenden vereinigten, ohne d
sich eine Zwietracht unter ihnen eräugte, obglei
die Einigkeit ihrer Gemüther nicht verhinder
daß nicht zuweilen ein freundlicher Zank hä
entstehen sollen, wiewohl sich niemals ein stolz
oder eigensinniges Wesen einmischete. So pfle
ten sie ihre Vergnügungen zu theilen, und di
Mittheilung führte eine Wollust bey sich, w
cher nur die edelsten Gemüther fähig sind. E
einem Tage wolten sie in einen Garten spatz
ren, als sie von den Wolken, die sich am Hi
mel aufzogen und einen Regen drohten, gen
thiget wurden, ihren Spatziergang einzustelle
Herrmann, dessen Wohnung in der Nähe w
b

bat die andern beyde zu sich, und sie folgten ihm nach einigen Höflichkeitsbezeugungen dahin. Sie waren kaum daselbst angelanget, als Freymund das Wort nahm, und mit einer verdrießlichen Mine sagte: Das Wetter hat unsre verbeste Lust wieder einmal zu nichte gemacht. Was meinet ihr, laßt uns doch eine Lust ausfündig machen, welche nach unsern Geschmack ist, und die wir beständig geniessen können, ohne daß uns das Wetter dieselbe stören kan. Wir stimmen doch sonst gut mit einander überein; vielleicht werden wir einig. Wir haben die Gärten, das Feld und den Wald oft genug besucht, ich besorge, wir werden diese Art des Ergötzens überdrüßig werden. Spielen wollen wir nicht, auf die Dörfer mögen wir nicht gehen, die Wetterunterredungen sind von den grausamen Spöttern gleichfalls aus den Gesellschaften vertrieben worden, und wir werden sie vermuthlich nicht wieder einführen und die Spötter wider uns reizen wollen, und Familiengespräche scheinen sich auch nicht für uns zu geziemen, was bleibt uns also übrig? Das ist schön, daß ich Gelegenheit bekomme, sprach Altmann, euch meinen Vorschlag, der mir seit kurzer Zeit eingefallen ist, vorzutragen. Lasset uns eine kleine Academie unter uns aufrichten, welche zu gelehrten Unterredungen bestimmt sey. Wir werden uns unter den Alten dem Plato, dem Cicero, Brutus, Attikus und andern dadurch nähern, welche letztern, wie ihr wohl wisset, dergleichen Unterredungen angestellet

haben, als sie durch den Untergang der römisch
Freyheit von den öffentlichen Geschäften entf
net wurden. Es mag zuweilen ein kleiner Str
vorfallen: dieser wird die Unterredung lebh
machen, und die Stunden werden so anmutl
entfliehen, daß wir ihre Flucht kaum wahrne
men werden. Diesem Vorschlage ward von d
andern beyden so gleich beygefallen, und sie beschl
sen, die zu einer solchen kleinen Academie nöt
gen Gesetze zu errichten. Man überließ dem G
finder derselben die Ehre, auch die erste Vo
schrift zu geben. Altmann fing geschwind a
seine Meinung, wie er das Gesetz nannte,
sagen,

Erstes Gesetz.

In unsern Unterredungen muß die Vernu
und der gute Geschmack herrschen. Wer a
Uebereilung oder Unbedachtsamkeit dargeg
handelt, soll nicht allein einen Wiederru
thun, sondern auch den Stoff zur nächst
Unterredung geben müssen.

Dein Gesetz, sprach Hermann, ist so schön, a
dein Vorschlag. Aber ich glaube nicht, daß
uns zwingen soll, bey unsern Gesprächen so äng
lich, als bey philosophischen Untersuchungen
seyn. Wir dürfen unsrer Freyheit nichts verg
ben. Mein Gesetz soll sie in Sicherheit stellen

Zweytes Gesetz.

Wir werden uns bald hier, bald da versamm
len, nach Belieben von dieser oder jener S
che sprechen, und aufhören, wenn wir ei

a

andre Art des Vergnügens geniessen wollen. Eben so soll es uns frey stehen, unsre Zahl mit andern guten Freunden zu vermehren.

Das Gesetz ist allzuangenehm, als daß ich es brechen werde, sagte Freymund. Allein wovon werden wir reden? Philosophische Gespräche haben nicht die größte Anmuth; Denn, wenn wir scharf dabey verfahren, so wird unsre Vernunft zwar genug geschäftig seyn hingegen Witz und Phantasie dabey müßig gehen. Wie leicht könte es geschehen, daß wir bey einer tiefsinnigen Materie, wenn wir derselben allerseits nachdächten, anfingen zu träumen, und endlich zu schlafen. Unsre Gespräche müssen zwar nützlich seyn, aber auch belustigen und ergötzen. Ich will daher durch mein Gesetz die Materie derselben bestimmen.

Drittes Gesetz.

Die Materien der Unterredungen sollen aus den schönen Wissenschaften, aus der Poesie, der Beredsamkeit, Geschichtkunde und aus andern freyen Künsten hergenommen werden. Den Beschluß soll entweder eine kleine anmuthige Geschichte, eine gelehrte Nachricht, oder ein Gedichte machen.

Das letztere von diesem Gesetze ist geschickt dem Ekel vorzubauen. Wenn wir uns in Gedanken vertiefen solten fing Altmann an, so wird uns eine anmuthige Erzählung, oder was es sey, wiederum aus denselben aufwecken. Diejenigen unter den Alten, welche die Gedichte absangen,

machten es eben so: wenn sie in einem blutf
nem Gewande die schreckenden Helden aus
Ilias, den zornigen Achill, das Unglück
Griechen, die Pest, die Niedermetzelung de
ben, den Tod des Patroclus, den Kampf
Achilles mit dem Hector, und dessen Schleif
vorgestellet hatten, so nahmen sie grüne Klei
und sangen die Reisen des Ulysses ab, we
weit anmuthiger, und mehr ergötzend wa
Freymund und Herrmann lächelten, daß
mann durch eine so gelehrte Vergleichung gle
sam das Vorspiel zu diesen gelehrten Gespräc
machte. Als man darauf ein wenig schwieg,
Herrmann an, wir müssen nicht gleich das er
mahl stumm werden. Wenn ihr erlauben w
so will ich euch Anlaß geben, zu sprechen.
will euch nämlich einen poetischen Brief vorle
den ich an einen guten Freund geschrieben ha
als ich ihm seine Lettres germaniques wie
zuschickete. Sie wurden begierig, und auf
Ansuchen, las er ihnen denselben vor.

Brief über die Lettres germaniques

Freund, dem ein deutsches Blut in deutschen Adern qu
Hier ist des Franzen Schrift, die Trotz und Hohn ers
Die keinen deutschen Geist der Künste fähig achtet,
Ich habe sie gesehn, gelesen und verachtet.
Ein aufgeblasner Sinn, der zuversichtlich schmäht
Viel sagt, und nichts beweist, und nur sein Volk erh
Und wenn er tausendmal die Wahrheit auch verletzet,
Dennoch nicht schamroth wird, noch sich darob entse
Ist der Verachtung werth. Wie trotzig fodert er,
Als wär er Phoebus selbst, die deutschen Schöpfer be

Und da auf sein Gebot sie nicht vor ihm erscheinen,
Will er ihr Daseyn gleich mit frecher Stirn verneinen.
Er, der vielleicht das Deutsch gleich als ein Neuker, bricht,
Wirft sich zum Richter auf, schont keinen Deutschen nicht;
Selbst Opitz habe nicht den Helikon gemessen,
Als wär er da bekannt und habe drauf gesessen.
O hätte jeden doch, den deutsches Blut bewegt,
Solch lächerlicher Stolz zum Lachen gleich erregt!
O möchte Rachel doch von diesem Trotze wissen!
Er wär ihm nicht zu stark, den Frevel müßt er büssen.
Man sagt, es wohn bey dir, o Frankreich, Höflichkeit:
Der muß dein Stiefsohn seyn; lehr ihm Bescheidenheit,
Er pralet stets mit Witz und ist doch arm am Witze:
War damals, als er schrieb, Frost, oder Glut und Hitze?
So weit verfällt der Stolz, wenn sich ein feiler Geist
Den Schranken der Vernunft, vom Wahn bethört, entreißt,
An Fremden kann sein Blick nie einen Glanz erblicken,
Und bey ihm selbst sieht er mehr Gaben, als ihn schmücken.
In Frankreich, sagt er, ist allem der Künste Sitz,
Da wohnt Verstand und Geist, und Artigkeit und Witz;
Und wie beweist er das? Kein epischer Poete
Schreyt er mit kühnem Stolz, braucht bey euch die Trompete
Die Kampf und Schlacht ertönt, in die Homer, Virgil,
Und dann Voltaire stieß. Das edle Trauerspiel,
Das auf Cothurnen geht, das Thespis erst entdecket
Ward, ob es gleich selbst schreckt, von Deutschen mehr erschrecket.
Das Lustspiel scheut sich auch, und ist von hier verbannt,
Der rauhe Satir selbst traut sich nicht in dieß Land,
Wie könnte wohl der Reiz unschuldiger Idyllen
Der Deutschen hartes Herz mit Zärtlichkeit erfüllen!
Der Deutsch ist ungebirnt. Mein Eifer hält sich kaum,
Schweig, Kühner, der Geduld geb ich nicht länger Raum,
Der Himmel ließ uns auch aus gleichem Zeuge kommen,
Von welchen euer Geist den Ursprung hergenommen
In unsern Grenzen zwar schwärmt manches Remerheer
Der Frösche leider sind in größten Sumpf kaum mehr.

Wenn sie im lauen Lenz aus ihren Löchern schlüpfen,
Und dumpfig kröchzend schreyn, und hin und wieder hüpfen:
Doch einen deutschen Sinn, in den der Himmel dringt
Daß er aus Erd und Staub vom matten Volk sich schwingt
Entflammt ein edler Zorn, die trefflichen Poeten,
Da nichts poetisch ist, durch Hohn und Spott zu tödten.
Ist Deutschland denn darum an Witz und Geist entblößt,
Wenn mancher, dem man noch die Zunge nie gelöst,
Doch reizend singen will: der Reimer mags entgelten
Doch wär es ungerecht, das ganze Volk zu schelten.
Ihr Franzen, schmähen wir denn eure Fähigkeit,
Wenn feiler Dichter Schwarm um euren Pindus schreyt?
Wenn euer Pöbel auch selbst Hexenmärchen duldet,
So hat ein Kluger doch nicht, was das Volk, verschuldet
Es herrsch in eurer Brust ihr Franzen, Billigkeit
Wir Deutschen sind gerecht, und von der Kleinmuth weit
Die Tugenden, die sich auch an den Feinden zeigen,
Wenn sie nicht Schatten sind, mit Sorgfalt zu verschweigen
Der Himmel hat sich ehr in eure Brust gesenkt
Und euch bey eurem Flug vom Bathos abgelenkt,
Wir sagen ohne Scheu, daß eure Geister brannten,
Eh deutsche Sinnen noch der Dichtkunst Hügel kannten.
Doch Deutsche sollten auch nicht stets im Staube seyn.
Es zog der Pindus schon in unsern Opitz ein,
Da itzt um euer Haupt nur welke Lorbeern glänzen,
So prangt der Deutschen Schlaf in jung entsproßnen Kränzen.
Es herrschet in der Welt beständig Unbestand
Das Glück verläßt dieß Volk, zieht in ein ander Land;
Das Land, das sich erhob, sieht man dem Falle nahen,
Und das, das niederlag, Glück, Glanz und Macht empfahen.
Bey Künsten herrschet auch der Unbestand, wie dort.
Sie wohnten um den Nil und flohn von dannen fort,
Und der Chaldäer Volk empfieng der Weißheit Lehren,
Auch da entwich sie bald, und ließ sich nicht mehr hören.
Die Stadt, wo Pallas einst, (die Zevs Gehirn erzeugt,)
Als ihr mit dem Neptun ein Wettstreit sich eräugt,
Den Oelbaum erst erschuff, empfing, nebst dem Gewinste,
Den Fleiß mit Handlung zeugt, die Weisheit und die Künste;

Doch

Doch nicht Athen allein. So viel der Griechen Macht
Durch ihrer Schwerdter Kraft in Dienstbarkeit gebracht,
So weit erstreckte sich auch des Apolls Gebiete.
Wie mancher sang allda mit feurigem Geblüte
Wie mancher fesselte mit einem freyen Mut
Der Bürger zaghaft Herz, und stolzer Fürsten Wut:
Doch liessen sich daselbst nicht stets die Künste nieder
Die früh dahin geeilt, entwichen endlich wieder.
Man sah der Evadn Fuß aus Griechenland entfliehn;
Man sah den Lorbeerbaum in Roms Gebiete blühn
Die Künste hoben sich als sie August beschützte,
Obgleich die Barbarey dargegen sich erhitzte.
Da klang des Flaccus Lied, da stimmte dem Virgil
Der Musen eigne Hand sein göttlich Saitenspiel.
Doch ach! Veränderung, du Wechsel aller Sachen
Kannst dennoch wiederum die Künste flüchtig machen
Der Völker Wanderung verdarb der Römer Reich
Und dann verlohren sich Verstand und Witz zugleich
Die Künste mußten sich in düstre Klöster flüchten,
Sollt sie die Barbarey nicht ganz und gar vernichten.
Bey euch, ihr Deutschen hob ihr Haupt sich wiederum
Aus Finsternis hervor; es stund ihr Heiligthum
Das erst verschlossen war, den deutschen Völkern offen
Allein der wilde Krieg ließ nicht Verehrer hoffen.
Drum suchten Witz und Kunst dort, wo die Seine wallt,
Biß Deutschland ruhig wär, indessen Aufenthalt
Und da die Franzen sie nicht genug verehren lernen
So werden sie behend von ihnen sich entfernen!
O Freund, sie nahn sich schon: es steigt der Dichtkunst Flor
Es strahlt der Künste Licht bey uns aufs neu hervor
O wär ich doch geschickt, die Dichter nach den Reihen,
Die Deutschland schon erhöhn, als Herold auszuschreyen!
Bey unsrer Nachbarin der holden Pleissenstadt
Sieh wie sich der Geschmack allda geläutert hat
Da prangt die Poesie: Freund kennst du nicht die Schriften
Worinn Verstand und Witz und Geist sich Väter stiften
Die stolzer Franken Neid, und andrer Neider Wut
Mehr unvergänglich macht, als ihnen Schaden thut?

Wenn

Wenn Gellert Fabeln setzt, und Kästner reizend lehret,
Und Schlegel Lieder wagt, die keine Zeit verstöret,
Und Straube ernsthaft tönt, und Schwabe männlich singt
Und der Callisten lobt, dem Doris Ruhm gelingt,
Alsdenn föhl ich mein Blut, von Wollust überfallen,
Daß Deutschland witzig wird, vor Freude stärker wallen.
Da jauchzt die Poesie. Wie steigt die Schauspielkunst,
Es dringt sich schon ihr Werth in fremder Völker Gunst,
Und scheint schon allgemach mit Fremden, die sich blähen,
Von ihrem Werth gewiß, den Wettstreit einzugehen.
O Freund, dieß muß fürwahr der Zeiten Anfang seyn
Wo Deutschland andern wird den Lorbeerkranz verleihn,
Und wo die Künste hier, verzihn sie auf der Erden,
Wie bey den Alten blühn, und bey uns bleiben werden!

Als Herrmann sein Gedichte vorgelesen, fing Altmann sowohl einige matte Verse, als auch einige Fehler wider die Sprache darinnen auszusetzen. O die schenke ich dir recht gern, redete Freymund darzwischen weil du mit den hochmüthigen Franzosen fein deutsch geredet hast. Es redet kein Volk lieber von sich selbst als diese Herren, wie ihr Frauenzimmer sich nicht einbilden kan, daß es unter andern Völkern eben so feine Brunetten und Blonde giebt als unter ihnen. Besonders ist merkwürdig, daß diejenigen, welche am wenigsten unter ihnen verstehen, am meisten mit ihrer Schöpfungskraft prahlen. Wenn man diese Großsprecher alsdenn fragt, welches die Geburten ihres witzigen Geistes sind, so zeigen sie nicht auf sich; man möchte sie für allzuohnmächtig ansehen, als daß sie Schöpfer seyn könnten: sondern sie haben kaum Odem genug, uns ihren Moliere, ihren Boileau, ihren

Cor-

Corneille, ihren Racine, ihren Ruisseau und einige andre zu nennen. Diese Dichter verdienen allerdings den größten Ruhm: allein was den Fleiß und Willen anbetrift, so geben ihnen die Deutschen gewiß nichts nach. Wer sich in der Geschichte der deutschen Gelehrsamkeit umgesehen hat, der muß sich über unsre Vorfahren verwundern, wie sie sich an alle freye Künste gewaget, und es ist zu bedauren, daß die öftern Kriegsunruhen, welche in unserm Deutschlande gewütet, den glücklichen Fortgang ihrer Bemühungen unterbrochen haben. Doch diese Liebe zu den freyen Künsten ist noch nicht in deutschen Geistern erstorben: die Arbeiter so vieler deutschen Gesellschaften, von welchen die wenigsten durch die Huld grosser Fürsten ermuntert werden, und die Bemühungen andrer einzelnen Gelehrten bezeugen dieselbe. Du hast in deinem Sendschreiben besonders auf den Herrn Pr. Gottsched, welcher sich um die Verbesserung der Schaubühne unter den Deutschen rühmlichst bemühet, und auf die beliebten Belustigungen des gelehrten und patriotischen Herrn M. Schwabens gezielet. Ich halte allerdings die Schaubühne von dem berühmten Herrn Pr. Gottsched, und die Belustigungen des Verstandes und Witzes für Werke, welche den Deutschen Ehre machen: ich glaube auch, daß dem stolzen Mauvillon durch die letztern das Maul gestopfet worden; denn ich weiß nicht, daß er seit der Zeit dagegen wieder etwas geschrieben habe. Er müßte denn der

Erlen-

Erlenbach seyn, welcher eine gelehrte Nachricht in das dritte Stück der schweizerischen Sammlung geistvoller Schriften geschicket hat. Ich bin schon lange auf diese Vermuthung gekommen: die Sprache ist so dicht, als die deutsche Sprache eines Franzosen seyn kan, welcher vielleicht in der Schweiz oder in den niederrheinischen Kreisen sein Deutsch erlernet hat, als er durch dieselben nach Oberdeutschland gereiset ist. Er schimpft alle Deutschen ohne Unterscheid und spricht ihnen allen Witz und Geist ab, und alle seine Worte lassen uns schlüssen daß er nicht von unserm Volke sey, wie er sich denn nach seiner Landesart erhebt, und seine Briefe anziehet als wären sie von einem grossen Gewichte. Ob solches gleich, fiel ihm Altmann in die Rede, einiger massen wahrscheinlich ist, so kann ich mich doch nicht davon überreden. Dein Eifer, in welchen du wider den Stolz der Franzosen gerathst, ist nicht ungerecht. Doch wenn ich alle Vorwürfe erwäge, welche den Deutschen von den Franzosen, und den Belustigungen, welche dir so wohl gefallen haben, von geschickten Deutschen selbst gemacht werden, so wird meine Meinung immermehr bestärkt, daß die Künste in den neuern Zeiten nicht so hoch als unter den Alten gestiegen sind. Wenn haben die Griechen, mit welchen man meistentheils, obwohl sehr unrecht, die Franzosen vergleichet, die Römer, mit welchen unsre Deutschen noch eher in Vergleichung können gezogen werden, beschuldigt, daß

sie ungehirnte Köpfe wären? Sie haben aber wohl geklagt, daß die Beredsamkeit mit dem Cicero aus Griechenland nach Italien geflohen sey. Haben die klugen Römer selbst einander so herumgescholten, wie es heut zu Tage leider unter den Deutschen zu gehen pfleget? Denn bey den Belustigungen zu bleiben, so haben ja die offensten Köpfe Deutschlands, die Herren Kunstrichter in der Schweiz, welchen es gewiß an critischer Einsicht nicht mangelt, und Herr Liskov wenn es wahr ist, was man mir hat sagen wollen, daß er die Vorrede zu der neuen Auflage von Heinekens Uebersetzung des Longins gemacht habe, nicht zum besten von denselben geurtheilet, ja so gar ihr Gespötte mit denselben getrieben. Hermann hat also nicht Ursache genug gehabt, in seinem Briefe die Belustigungen allzusehr zu erheben, ob ich ihnen gleich ihren Werth zugestehe, als ob durch dieselben der Anfang zu den Zeiten gemacht worden sey, welche den vergangnen Zeiten, in welchen die berühmtesten Griechen und Römer gelebet, gleichen würden. Denn darzu gehöret viel. Herrmann, welcher diese berühmte Monatschrift mit Freymunden gleich hochschätzte, entrüstete sich ein wenig über Altmanns Urtheil. Er versetzte mit einer kleinen Hitze: Schlimm genug, daß einige Deutsche so wenig deutsch sind, und die rühmlichen Bemühungen ihrer Landesleute, welche das Aufnehmen der schönen Künste zu ihrem Endzwecke haben, niederschlagen. Ich bin zwar mit Frey-

mun-

munden nicht einig, welcher aus Erlenbache
Mauvillonen macht, indem ich mich gewiß über
zeugt halte, daß ein schweizerischer Kunstrichte
der Verfasser der gel. Nachricht sey: aber wa
bedeuten denn die Vorwürfe, welche man de
Belustigungen gemacht hat? Und worinnen b
stehen sie denn als in Spöttereyen, Persönlich
keiten, und anzüglichen Schmähungen? De
Verfasser der Nachricht selbst muß gestehen, da
viel gutes darinnen sey, er lobt einige Stück
und gleichwohl will er die Belustigungen gan
lächerlich machen; Zeiget solches nicht deutlic
daß er aus einem affectvollen Herzen schreibe
Gesetzt auch, sagte Altmann, daß die Affecten d
Quellen der Vorwürfe sind: unterdessen müsse
doch die Herrn Kunstrichter in der Schweiz e
nigen Grund davon haben, indem ich sie fü
alzuehrliebend achte als daß .. O ein erhitzte
Gemüthe vergißt aller Ruhmbegierde, wenn
ins Brausen kömmt, fuhr Herrmann auf. Ih
werdet hitzig, ich werde Schiedsrichter werde
müssen, redete Freymund darzwischen, ich wi
meine Meinung sagen. Du, Altmann, bist ei
wenig zu sehr für die Alten, und folglich auc
für die Schweizer eingenommen, weil diese gleich
falls in den Alten wohl bewandert sind. D
mußt aber wissen, daß unter Herr Bodmer
und Herr Breitingern vor dem 1730 Jahre, un
den Herrn Bodmer und Breitinger vor dem 174
und den Herrn Bodmern und Herrn Breiting
nach diesem Jahre ein gewaltiger Unterschied se

Ingleichen sehen Herr Bodmer und Herr Breitinger in den gründlichen und gelehrten Schriften von den poetischen Gemälden, von dem Wunderbaren, in den beyden Theilen der critischen Dichtkunst und in der Abhandlung von den Gleichnissen anders aus, als in den Sammlungen geistvoller Schriften. Herrmann redet nicht von den Herrn Bodmer und Breitinger, den man in den erstbenannten Schriften erblicket, sondern von denen, die man in den belobten Sammlungen sieht. Das ist andem, daß in den letztern eine gewaltige Verqestaltung mit ihnen vorgegangen ist, wenn sie ihnen nicht boshafter Weise angedichtet worden sind, welches ich lieber glauben wollte. Ich kan es dir auch nicht vergeben, daß du aus den unhöflichen Vorredner der Heineckischen Uebersetzung des Longins den Herrn Liskov machen wollen. Du bist in der That übel berichtet worden: Herr Liskov ist im geringsten nicht der Urheber dieser schlechten Blätter: ich habe sichre Nachrichten davon. Den feinen Geist, welcher aus Liskovs Satiren hervorleuchtet, suchet man vergebens darinnen, wohl aber eine Seele aus dem rohen und ungesitteten Jahrhunderten. Ich wolte es dir aus des Herrn Liskovs Schriften selbst darthun, daß er es nicht sey, da er an einem Orte theils dem Herrn Pr. Gottsched seinen gehörigen Ruhm ertheilet, theils an einem andern Orte zeiget, daß man über die Fehler grosser Gelehrten nicht spotten dürfe, ob es wohl löblich sey, wenn man ihnen dieselben

mit gehöriger Bescheidenheit entdeckte. Könnte sich aber Herr Liskov, dessen vernünftige Bescheidenheit gegen grosse und verdiente Männer mir nicht unbekannt ist, sich selbst so vorsetzlich und schändlich widersprechen? Unterdessen wolte ich in der That über die Vorwürfe des wohlgezogenen Vorredners, und der schweizerischen Herrn Kunstrichter nicht schamroth werden, wenn ich Theil an den Belust. hätte. Denn was z. E. den erstern betrift, so wird er gewiß noch lange in die Schule gehen müssen, ehe er fähig werden dürfte, diesen Schülern ihre Exercitia zu verbessern. Und was die Urtheile der Sammler geistvoller Schriften anbelangt, fiel ihm Herrmann in die Rede, so wollte ich fast mathematisch beweisen, daß sie meistentheils ohne Grund sind. Der Herr Herausgeber der Belustigungen zeiget auch, daß er sie wenig achte:

Er höret niemals auf beherzt zugegen streben
Der wilden Barbarey, und läßet ungefragt,
Was dieser oder der vor Urtheil von ihm sagt
Dem ein gelehrtes Buch ein Dorn ist in dem Augen.
Opitz.

Das war eine Vertheidigung aus dem Opitz, fing Altman an. Bey der Sache zu bleiben: ist der Vorwurf nicht gegründet, daß nämlich das Unternehmen des Herrn Mag. kund zu thun, wie viel der deutsche Witz vermöge, allzu kühn sey? Wahrhaftig, du redest wie ein Schweizer, fuhr Herrmann gähling fort. Gewöhne dir ja nicht an, die Worte deutscher Schriftsteller nach Art dieser Kunstrichter zu verdrehen, oder

du sollst uns heute noch zur Strafe ein Gedicht vorlesen müssen. Der Schulhalter in den Belustigungen hat die Worte des Herrn Mag. seltsam erkläret und vertheidiget. Ja wenn er auch so kühn gewesen wäre, so wäre es eine tölpische Kühnheit. Könnte er nicht eben mit unsern Opitz sagen:

Wenn ich ja fallen soll, so soll mein Fall doch seyn
Von nirgend her als bloß vom Himmel nur allein.

Damit die aber die Ungerechtigkeit der schweizerischen Urtheile destomehr in die Augen leuchte, so will ich sie doch untersuchen, und zwar diejenigen, auf welche noch nicht geantwortet worden ist. Auf der 151. u. f. S. des 3. Stückes der schweizerischen Sammlungen die ich gleich zur Hand habe, wird der Anfang des Schreibens der Wahrheit an den Herrn Grafen von Manteufel;

Du wunderst dich vielleicht, gepriesner Mäcenat
Warum die Wahrheit dir noch nicht geschrieben hat,

aus der Ursache verworfen, weil die Wahrheit alle Personen, welche vor ihr an den Herrn Graf geschrieben, einer Schmeicheley beschuldige. Allein ich bin zu unvermögend, den Schluß zu begreifen: Die Wahrheit sagt: Der Graf werde sich wundern, daß die Wahrheit selbst noch nicht an ihn geschrieben habe: folglich giebt sie zu verstehen, daß alle diejenigen, welche vor ihr an ihn geschrieben, Schmeicheleyen oder Unwahrheiten geschrieben. Du hast darinnen aller-

dings recht, sagte Altmann; allein sie wollen mir dennoch nicht gefallen: ich kann mir nichts reelles dabey gedenken; sie scheinen nur darum gesetzt zu seyn, daß die Wahrheit in den folgenden Zeilen sagen könne, wie sie von den Höfen, und aus den Zimmern grosser Herrn vertrieben sey. Wenn die Beurtheilung des verkappten Erlenbachs so eingerichtet wäre, fuhr Herrmann wieder fort, so wollte ich ihm Beyfall geben. Er fährt fort, und tadelt folgende Zeilen:

Dieß hat mich, grosser Graf, bisher noch abgeschreckt:
Der Staatsmann hatte nur den Wahrheitsfreund versteckt.

Es ist bey diesem ganzen Gedichte zu merken, daß man es lieber ein Schreiben der Weltweißheit hätte benennen sollen, um alle Zweydeutigkeiten zu vermeiden. Solches erhellet so wohl aus der Ueberschrift, als aus dem ganzen Zusammenhange. Wenn man dieses zum voraus setzet, so ist der Verstand gedachter Zeilen meinem Urtheile nach folgender: man pflegt am Hofe sich nicht der Weltweißheit zu befleißigen: Die Staatsmänner sind selten Philosophen; aus welchem Grunde ich mir vermuthet, daß du auch kein Philosoph seyn würdest. Daß es aber wohl beysammen stehen könne, ein Staatsmann zu seyn, ohne die Weltweißheit innen zu haben, lehrt die Erfahrung aller Zeiten. Auf solche Weise fällt das Urtheil des Schweizers über den Haufen, und zugleich erscheinen alle Schmähungen, die

er auf diesen Dichter deswegen ausgegossen, in ihrer wahren Blösse und Schande. Das Urtheil von dem Caklogallinischen Zeitungen ist nicht besser. O das ist eben die Stelle, fing Freymund an, bey welcher ich auf die Muthmassung gekommen bin, daß Erlenbach Mauvillon sey. Ich dachte bey mir selbst: er habe etwa die Belustigungen gelesen, und keinen grossen Fadel an denselben gefunden, daher er vor Zorn bey diesem Stücke in eine Ohnmacht gefallen, und in derselben solch wunderliches Zeug geträumet. Als er hernach durch ein Herzstärkendes Pulver etwa wieder aufgewacht, habe er es von sich geben und aufschreiben müssen, damit ihn der Kopf leichter werden möchte. Er hat sich nicht besonnen, daß es eine Satire wider bekannte politische Zeitungsschreiber sey, welche eine fast ähnliche Schreibart führen. Du kömmst wieder mit deiner falschen Muthmessung, sprach Herrmann, unterdessen ist es wahrer, der Verfasser, welcher dieses Stücke deutschen Harlequins Witz nennet, hat nicht gewußt, daß ein Satyrenschreiber den Character dessen, den er verspotten will, annehmen dürfe. Es wagt sich dieser Kunstrichter auch an die schöne Ode des Herrn Mag. Pitschels. Sie hat einen allzutiefen Eindruck in sein Gemüthe gemacht, als daß er nicht hätte bekennen sollen: **die flüßige Schreibart und der Schwung der Gedanken verdiene ein billiges Lob.** Allein er besinnt sich gleich, daß seine gelehrte Nachricht mit

Unwahrheiten und Widersprechungen angefüllt seyn soll: darum nimmt er sein Lob sogleich zurücke, und sagt von derselben, sie habe ausser der sapphischen Scansion und dem Reime nichts poetisches an sich. Die erste Strophe

Ist es auch möglich, daß aus Welt und Sternen
Sterbende Menschen GOtt erkennen lernen
Daß wir den Schöpfer nur in Kraut und Thieren
Gänzlich verliehren?

Dem Kunstrichter bedünkt, daß die Sterne dem Reime zu gefallen erschienen wären, weil sie den Begriff der Welt nicht erweiterten: ob er ein glücklicher oder unglücklicher Prophete sey, kann ich nicht wissen, aber daß die Ursache gegründet sey, warum die Sternen überflüßig seynd, bedünkt mir nicht. Der Poet redet nach dem gemeinen Begriff, wo man unter der Welt unsre Erdkugel, und unter den Sternen die andern Weltkugeln zu verstehen pfleget. Dem Kunstrichter sey einen ferner in der vierten Zeile, Kraut und Thiere, den Verlust des Schöpfers als unmöglich vorzustellen, nicht wohl gewählt zu seyn. Wer die Ode in Zusammenhang liest, wird erkennen, daß sie an einen Arzt gerichtet sey, und daß der Poet hauptsächlich auf die Botanik und Anatomie seine Absicht richtet, welche sich mit gedachten Dingen beschäftigt. Wer dieses erwägt, wird die Wahl des Dichters billigen müssen. Er setzt seine Gedanken selbst in ein helleres Licht, und zwar in nachfolgenden Zeilen;

Jedliches Etwas lehrt in seinen Gründen
Göttlichkeit finden.

Suchst du in Pflanzen, suchst du auch in Steinen
Ueberall siehst du ihre Strahlen scheinen,
Nerven und Adern, Fleisch und Beine flehen
Sie zu gestehen.

Die Zeilen sind, wie das Gedichte selbst, besonders schön. Doch an dieser Schönheit selbst, sagte Freymund, ist ein kleines Mahl. Ohne Zweifel hat der Vers den Dichter vermocht, Göttlichkeit, statt Gottheit zu setzen. Du hast recht, fing Herrmann weiter an. Aber lasst mich fortfahren, die Urtheile des schweizerischen Kunstrichters zu prüfen. Er kömmt auf den Dichterkrieg, welcher auf die Ode des Herrn M. Pitschels folgt. Es soll, sagt er, ein episches Gedichte nach dem Muster des Pultes vom Boileau, und des Tasso secchia rapita seyn. Des letztern thut er bloß Erwähnung, um dabey den Herrn Pr. Gottsched einen Vorwurf zu machen, als habe er solches durch ein geraubtes Siegel falsch übersetzet, da es durch einen geraubten Wassereimer gegeben werden müsse. Der Vorwurf ist alt. Ob aber gleich der Kunstrichter recht hat, so könnte man doch noch eine Frage aufwerfen, ob nicht die erste Uebersetzung könnte einigermassen vertheidiget werden? Uebrigens weil der Kunstrichter bey diesem Stücke nichts gesagt, ob er gleich seinem Ausspruche zu folge viel darüber zu sagen gehabt, so will ich es gleichfalls mit Stillschweigen übergehen. Billig, aber wäre es, fing Altmann an, du thätest es nicht. Ich gestehe es, daß dieses Stücke, nebst den An-

merkungen zu dem Ergänzungsstückler mein
Hochachtung gegen die Belustigungen verringer
hat, wie wohl die letztern mir noch stärker mis
fallen. Der Verfasser des ersten zeigt Geist un
Witz genug, den Schwulst und die Wörter
sucht einiger Kunstrichter lächerlich zu machen
allein war denn sonst keine Gelegenheit den Wi
zu üben, und diese Wörtersucht abgeschmack
vorzustellen. Durch Spotten über die Perso
nen selbst wird im Reiche der Gelehrsamkei
nichts ausgerichtet, zumal wenn es Persone
trift, die wiederum darinnen stark sind: alsdann
streitet Spott mit Spott: die Gemüther wer
den würklich erhitzt, und Künste und Wissen
schaften laufen Gefahr dabey. Die Fehler selb
mag man verspotten und lächerlich machen: abe
ist es denn eben nöthig, mit den Fingern auf di
Personen zu deuten, welche dieselben an sich ha
ben? Es kann seyn, daß die Herrn Bodmer un
Breitinger Fehler besitzen: aber ich bin überzeugt
daß ihre Tugenden wohl gröſſer sind, und dies
können die Aufnahme der Künste ungemein be
fördern. Wenn man sie aber selbst lächerlich
macht, wenn es gleich nur der Fehler halber ge
schieht, verletzt man nicht alsdann zugleich ihre
Tugenden? Wären hier Merbod und Greiber
tin nicht aufgeführet worden, so wäre vielleich
das mit grosser Bitterkeit und Hasse angefüllt
Complot der deutschen Dichter nicht entstanden
Es ist wahr, es herrscht in dem ersten ein vie
gemäßigter und ein feinrer Spott, als in dem let

tern

tern, an welchem heftige Gemüthsneigungen gearbeitet haben; allein dadurch wird das ganze Stücke nicht schön. O wie viel gröſſer würde die Ehre jetziger Zeiten, bey unsern Nachkommen seyn, wenn alle solche Schriften im Staube vermodert wären, oder doch das Tageslicht nie gesehen hätten. Eben so und noch schlimmer ist es mit den Anmerkungen über den Ergänzungsstückler beschaffen. Dieser war gewiß der Feind nicht, mit welchen man eben zu Felde ziehen mußte. Und wenn es ja hätte seyn müssen, so hätte man ihn mehr wegen der Sachen selbst, als wegen der Sprache angreifen müssen. Wenn man an den Herrn Schweizern etwas aussetzen will, so muß man es nicht sowohl an der Sprache, als an ihren Kunstbüchern thun; darinnen muß man ihnen Abweichungen von der Vernunft und dem guten Geschmacke zeigen, sonst wird man sie in ihren guten Meinungen von sich selbst nur mehr bestärken, wenn sie gleich ungegründet seyn sollten. Alles dieses kann aber mit der gröſten Artigkeit und Bescheidenheit geschehen. Das Licht der Critik soll wohl erleuchten aber nicht brennen. Der Schulhalter in den Belustigungen scheint mir um ein gut Theil höflicher und sittsamer als die genannten Stücke zu seyn, obgleich hier und da die Einfälle zu weit getrieben sind. Dadurch aber will ich der Bescheidenheit des Herausgebers der Belustigungen nicht zu nahe geredet haben; denn es erfolgen in unserm Körper viel Handlungen, welche nicht von unserm

freyen Willen abhangen sondern gleichsam nothwendig erfolgen. Ja ja, du hast völlig recht, ich bin auf deiner Seite, mein Freymund antwortete vielleicht sünden von den 3 bis zum 9ten Stücke der schweizerischen Sammlung geistvoller Schriften mehr geistvolle Schriften, wenn diese Stücke aus den Belustigungen geblieben wären. Oder Meinung bin ich stillschweigend auch gewesen, sprach Herrmann mit einiger Erröthung. Auf den Dichterkrieg folgt ein Schäfergedichte, wobey der Criticus Anlaß nimmt mit einem unanständigen Gespötte die ehmahlige Meinung des Herrn M. Schwabens von den Schäfergedichten aufzuziehen. Man darf, um ein Misfallen darüber zu bekommen dieselben nur lesen. Das ganze Schäfergedichte erhält seinen Beyfall, ausser einem allzukünstlichen Ausdrucke in folgender Zeile

Wer weiß es, ob auch nicht
Die Furcht, daß sie mich flieht, so bald ich mich erkläre
Dem ängstlichen Gestehn den leichten Ausdruck wehret.

Wenn nicht der Schäfer diese Worte redete, sondern wenn der Poet damit die Furcht des Schäfers beschriebe so wäre auch dieser Ausdruck schön: allein für einen Schäfer ist er auch meinem Urtheile nach allzuausgesucht. Ich will mich nicht länger bey ihm aufhalten, der Criticus und ich werden euch zur Last endlich gereichen: wie ungerecht die Beurtheilung des Beweises sey, daß alle Studierenden sich eine historische Erkenntnis von guten Künsten und Hand-

wer-

werken zuwege bringen müssen, wißt ihr aus dem Schulhalter in den Belustigungen schon, und die andern Stücke in den 1. Stücke der Belustigungen übergeht er entweder aus Verachtung, oder weil sie ihn mit ihren Reizungen dazu gezwungen haben. Bey der schönen Fabel des Herrn Gellerts von der Sirene und dem Schäfer sagt er noch, daß die Nachahmung glücklicher, als die Erfindung sey. Allein auch diese ist glücklich, wenn man den Umstand Erwähnung zieht, daß es einigermassen unwahrscheinlich ist, daß der Schäfer die Sirene eine Nacht hindurch soll gehabt, und dennoch nicht wahrgenommen haben, daß sie halb Mensch halb Fisch gewesen sey, wiewohl er leicht hätte gehoben werden können, wenn es dem Herrn Verfasser beliebet hätte. Den Schluß dieser gelehrten Nachricht des Herrn Erlenbachs macht ein schmutziges Wortspiel, die Belustigungen, welche ohnerachtet alles Tadels dennoch größten Theils seinen Beyfall hatten, zu verspotten. Als Hermann hierauf schwieg, versicherten ihn Altmann und Freymund, daß er ihren Gedanken nach die Sache der Belustigungen wohl geführet habe. Sie ersuchten ihn auch, daß er ihnen doch nunmehro auch seine Meinung selbst von den Belustigungen eröffnen möchte. Hermann, welcher sich darzu willig befand, fing hierauf an: wenn ich euch meine Meinung über alle 4. Theile, welche nur herausgekommen sind, überhaupt sagen soll, so will ich euch nur erzählen, womit sie letzt-

letzthin ein guter Freund von mir in Vergleichung gezogen: denn das darf ich euch wohl nicht lange beweisen, das das ganze Verhalten, solche einzelne flüchtige witzige Stücke zu sammlen und herauszugeben, sehr glücklich sey. Mein Freund verglich also die beyden ersten Theile von den Belustigungen, mit einem Frauenzimmer, das in der besten Blüthe ihrer Jahre steht, und alle Reizungen und Annehmlichkeiten besitzet, welche die Jugend haben kann, wie etwa der liebenswürdige Verfasser der Ode, welche die liebenswürdige Calliste besungen, uns seine Schöne abgebildet hat: Scherz und Lächeln, und Anmuth machen dieselbe gefällig: Sehet hier das Bild der beyden ersten Theile der Belustigungen; ein aufgewecktes und munteres Wesen, ein feiner Scherz und Spott herrschen durchgängig in ihnen. Hingegen wie ein Frauenzimmer, von welchen die ersten Reizungen der Jugend entflohen, dennoch eine männliche Anmuth in ihren Mienen behält ob sie gleich mehr ernsthaft ist, als lächelt, so sind auch die beyden andern Theile der Belustigungen: sie sind nicht mehr so aufgeweckt, sondern mehr ernsthaft und philosophisch, jedoch, daß man nicht umhin kan, sie zu lieben und hochzuschätzen. Mein Freund setzte den Wunsch hinzu, daß sich die Belustigungen wiederum etwas verjüngen, und etwas von ihrem ernsthaften Ansehen behalten möchten! Was meine Meinung von dem 1sten Theile besonders anbelanget, so hat er durchgängig fast

mei-

meinen Beyfall, und wem könnte das, was Gellert, Kästner, Schwabe, Schlegel, Straube, der Verfasser der liebsten Ode von der Calliste, welcher mit dem Verfasser des Schreibens vom Günther aus dem Reiche der Todten an Cynthiam einer zu seyn scheinet, und andre singen, nicht gefallen? Deutschland hat sich besonders glücklich zu schätzen, daß seine Kinder sich der schönen Wissenschaften mit einem solchen Eifer befleißigen. Wie freudig wird es werden, wenn es z. E. an den berühmten Gellert noch einen Dichter bekommen wird, welcher den la Fontaine, und la Motte in Fabeln weit hinter sich lassen wird. Verlangt ihr von mir euch besonders die Stücke zu nennen, welche mir besonders gefallen haben, so fodert ihr was schweres. Unter viel guten Dingen ist die Wahl nicht leicht. Unter den Deutschen besinne ich mich nicht, ja ein solch schönes Gespräche als den Democrit gelesen zu haben, eine Arbeit von dem geschickten Herrn Schlegel, welcher uns auch schon eine schöne Tragoedie, den Hermann genannt, geliefert hat. Er weiß die Fehler des Regnard wider die Regeln der theatralischen Dichtkunst so fein durchzugehen, und aufzudecken, daß es unmöglich hätte schöner geschehen können. Nichtsminder hat mich Spaldings Traum von den Vortheilen der Herrschaft einer gesunden Weltweißheit, die Satire wider die Glückwünschungsschreiben, die Stücke von dem jungen Herrn, und noch viel andre ausserordentlich ver-

vergnügt. Die Beschreibung, welche uns Bellert von dem Leben eines Adelichen auf dem Lande de p. 127. giebt, macht uns ganz lüstern darnach. Wenn Straube nur den Zweifler abbildet, so werde ich ganz über den unglücklichen Zustand eines solchen Menschen gerührt. Und wenn ihr noch nie die Reizungen der Liebe empfunden habt, so leset die Abrisse von der Doris und Calliste und antwortet nur:

Nährt mich eine blonde Dirne
Kalos Haut und hohe Stirne
Eine kleine weiße Hand
Voller schönen Unterstand
Und ein Mund, klein im Beschlusse
Der so voll und hochroth blüht
Daß man bey dem andern Kusse
Noch den Druck vom ersten sieht.

Wenn ihr eine solche Schöne empfingt, so würdet ihr die Doris besitzen; wenn ich euch den Abriß der Calliste machen sollte, so müßte ich euch die ganze Ode vorlesen. Das kan nach diesem geschehen, sagte Freymund, du hast gnug zum Lobe der Belustigungen gesagt, wiewohl vielleicht noch vielmehr gesagt werden kan: weist du keine Mängel an denselben? Ja, sprach Altmann, die müssen auch nicht ganz vergessen werden, man muß doch auch wissen, ob deines Freundes Schöne, wie er die Belustigungen in der Metaphore nennt, Schminkpflästerchen hat. Was haben dir für Stücke in dem 1sten Theile der Belustigungen also misfallen? Du hast sie, versetzte Herrmann, bereits selbst genennet, und

wenn

wenn ich euch ja noch einige sagen soll, welche nicht nach meinem Geschmacke sind, so wißt, daß ich die Lobrede auf den Petit, welche von den Memoires d'Amourette im folgenden Theile weit zurücke gelassen wird, die Coffeegedanken von Herr M. Puschein, den Beweiß, daß ein Armer die Dichtkunst nicht müsse sein Hauptwerk seyn lassen, den heutigen Gegenstand meiner Einbildungskraft, und die Erzählung eines Traums nicht mit so grossem Vergnügen, als die übrigen Stücke, gelesen habe. Ich ersuche euch aber mich jetzt zu verschonen, die Gründe darzu anzugeben: es würde ein wenig langweilig seyn. Künftig dürfte ich vielleicht einmahl eine längere Beurtheilung von den übrigen Theilen der Belustigungen vorlesen, und vielleicht auch von einzelnen Stücken dieses Theiles. Altmann und Freymund waren mit seinem Urtheile zufrieden, und gaben ihm so wohl was das Lob, als was den Tadel anbetraf, ihren völligen Beyfall. Freymund that noch den Wunsch, daß alles vernünftige Frauenzimmer statt der französischen Romane und Erzählungen, und statt der ungereimten Chartenspiele, diese Belustigungen in die Hände nehmen möchte, da auch einige von ihrem Geschlechte Theil daran zu haben schienen. Also endigte sich die erste Unterredung mit grosser Zufriedenheit, und nachdem Herrmann die schöne Ode von der Calliste aus dem 1sten Theile der Belustigungen vorgelesen hatte, so begaben sich diese drey redlichen Freunde mit Vergnügen aus einander.

Fort-

Fortsetzung
der Betrachtung über den Cicero
daß es löblich sey, in seiner Muttersprache

Wir haben die unerträgliche Gattung Gelehrten abgebildet, welche aus nem verwerflichen Eigendünkel ni hochschätzen, als was Griechisch oder Röm ist, und daher allen einheimischen Schriftste mit der äussersten Verachtung begegnen. Krankheit scheint unheilbar, und wenn sie die Nieswurtz von allen drey Anticyren gebra ken: wir mögen uns nicht zu ihren Aerzten werfen. Doch es sind noch einige Geleh welche den Arbeiten grosser Geister, in der M terssprache zu schreiben, ihren Beyfall verso mit welchen man gelinder umgehen muß, daran keine stolze Einbildung, sondern entw eine üble Auferziehung, oder eine unvorsic Wahl der in der Muttersprache aufgese Schriften Schuld hat. Einige Gelehrte bloß unter dem Staube lateinischer oder gr scher Schriftsteller aufgewachsen: ihre A haben sie überredet, daß nur in diesen die w Gelehrsamkeit zu suchen sey: entweder we von der Art derjenigen waren, welche wir beschrieben haben, oder weil sie sich aus Sc geschenet, ihre Kinder etwas lehren zu lassen sie nicht gewußt, und worinnen sie hernach von denselben übertroffen würden:

Vel quia nil rectum nisi quod placuit sibi ducunt,
Vel quia turpe putant parere minoribus.
Hor.

Man hat sie auf das Exempel der größten Lateinischen Sprachhelden gewiesen, welche in der Wörtercritik, in Sammlung der Lesarten, in Beschreibung abgestorbner Sitten und Gebräuche einen grössern Ruhm, als die größten und vernünftigsten einheimischen Schrifftsteller erhalten haben. Mit solchen Vorurtheilen sind diese Gelehrten sodann Männer geworden, und mit denselben wollen sie auch ihre Lebenszeit beschlussen. Sie sind den Sclaven grausamer Herrn ähnlich, welchen niemals erlaubt wird, sich ausser der Stadt, worinnen sich ihr Tyrann aufhält, in andre Städte zubegeben: wenn man diesen unglücklichen Leuten sagen wollte, daß ausser ihrer schönen Stadt noch andre nicht minder prächtige Städte lägen, würden sie uns wohl Glauben beymessen? Dürftet ihr sie aber heraus und in dieselben führen, wenn es theils ihr Herr und sie selbst zu liessen; denn viele würden aus Gewohnheit nicht einmal ein Verlangen bezeugen, eine andre Stadt zu sehen; so würdet ihr alsobald ihren Unglauben gebrochen sehen. Ist es wohl anders im Reiche der Gelehrsamkeit beschaffen? Wie vielen wird durch das Verbot unbarmherziger Väter untersagt aus der Landschafft der alten Gelehrten in die Provinz der neuern Schriftsteller zu gehen, und sich daselbst umzusehen? Wenn gleich durch ihren Tod dieses Verbot aufgehoben wird, so sind sie alsdann auch

alt geworden, daß sie aus Mangel der Kräfte sol
che grosse und beschwerliche Reisen nicht unterneh
men können. Unter den Römern ist es nicht an
ders beschaffen gewesen: Cicero läßt es uns an de
oft angeführten Orte muthmassen. Horaz leh
im ersten Buche im 1sten Briefe an den Kaise
daß auch die Römer zu seinen Tagen mit diese
Uebel behaftet gewesen sind; jedoch liebten sie meh
die alten Schrifftsteller ihres Landes als etwa d
Griechen. Von dieser Verachtung der neuer
Schrifftsteller kann man noch eine würkende Urs
che angeben. Dieses ist ihre Unwissenheit in d
Muttersprache. Denn gesetzt, man wollte ihne
einheimische Schrifftsteller in die Hände geben,
wird sie verursachen, daß sie keine Empfindunge
von ihren Schönheiten erhalten können: wie s
solches denjenigen, und oftmals mit Fug vorwe
fen, welche in den Alten nichts schönes seh
können: wiewohl es weit tadelhafter ist, in sein
Heimath ein Fremdling zu seyn, als sich in fremd
Ländern nicht zu rechte finden können. Wen
man also den Beyfall dieser zeither abgebildeten G
lehrten, den einheimischen Schrifftstellern zu
Besten, haben wollte, so müßte man ihnen thei
eine Begierde, sich in ihrem eignen Lande umzus
hen, theils eine Erfahrenheit in ihrer Muttersp
che beyzubringen suchen, und ihnen sodann d
besten Schrifftsteller in die Hände geben. Alle
welch ein schweres Werk ist das! Es ist am beste
wenn man mit diesen Herrn einen Vergleich eing
het, und dieselben sich anheischig machen läßt, n
na

nach den Regeln ihrer lateinischen Logik hierbey zu verfahren, welche sie verbinden, von keiner Sache etwas zu bejahen, oder zu verneinen, von welcher man nichts versichert. Sie mögen also die einheimischen Schrifftsteller nicht loben, aber ihre Bemühungen auch nicht verwerfen, und auf solche Bedingungen kann man sie ungestört unter ihren alten Schrifftstellern sterben lassen. Noch einige Gelehrten verwerfen diejenigen, die in ihrer Muttersprache schreiben, weil sie Grund darzu zu haben vermeinen. Wir treten, sagen sie, nicht ohne Ursache auf die Parthey derjenigen, welche die einheimischen Schrifftsteller geringe schätzen: sie sind es würdig. Wir sind begierig gewesen, einige zu finden; allein unter vielen, die wir gelesen haben, haben wir keinen gefunden, in welchem der Geist und Geschmack, welche die Alten so angenehm und reizend machen, anzutreffen wäre. Und es ist auch nicht zu vermuthen, daß ein solcher aufstehen werde, da täglich so viel geschrieben wird, das keinem, wer mit den Alten umgegangen ist, gefallen kann. Wenn man diese Herren reden höret, so möchte einem allerdings eine Furcht ankommen. Doch ist sie eben so gefährlich nicht, daß man ein niederschlagendes Pulver gegen dieselbe brauchen müsse. Sie sind entweder über die schlechten Schrifftsteller gerathen, und alsdann sind sie verbunden, sich zu erkundigen, ob es nicht bessre giebt; oder sie sind nicht mit der gehörigen Aufmerksamkeit darüber gewesen, und alsdann wird es ihre Pflicht seyn, die einheimischen Schrifft-

steller noch einmal zu lesen, ohne jedoch Vorurtheile mitzubringen. Und gesetzt, daß auch noch niemand aufgestanden, welcher einem solchen Geiste nicht gefallen könne: wissen sie nicht, daß die Natur viel Jahrhunderte darzu braucht, ehe sie einen Plato, einen Homer, einen Cicero und solche hohe Seelen bilden kann? Warum lassen sie alle Hoffnung sinken? Denn ich sollte meynen, das Nichtdaseyn eines Dinges schlüsse seine Möglichkeit nicht aus. Oder da sie selbst, Geist und Wissenschaft besitzen, und in ihrer Muttersprache nicht unerfahren sind, wie sie solches stillschweigend von sich rühmen, warum ehren sie ihr Vaterland nicht, und schreiben nicht selbst etwas, das die Künste und Wissenschaften in deutschen Kleidungen erscheinen läßt. Ich ersuche daher diese Herrn im Namen der Wahrheit, sich um beßre einheimische Schrifftsteller zu bekümmern, und im Namen des Vaterlandes, selbst einheimische Schriftsteller zu werden. Nachdem wir also alle Gegner, welche an der Wahrheit, daß es löblich sey, Künste und Wissenschaften in der Muttersprache zu lehren, sich zu zweifeln wagen, zurück gewiesen haben, so könnte ich hier meine Betrachtung schlüssen, indem sie sicher stehet. Allein damit sie eine desto stärkre Würkung auf das Gemüthe meiner Leser thun möge, so will ich sie noch mit einigen Beweisen begleiten, damit meine Leser dieselbe nicht nur glauben, sondern auch ausüben mögen. Ich bitte sie daher, theils die Pflichten eines wahren

Ge-

Gelehrten, theils die Liebe zur Ehre des Vaterlandes zu erwägen Sind denn die Gelehrten, so bald sie sich durch Künste und Wissenschaften über den Pöbel empor gehoben, berechtigt worden, sich von der Beförderung des gemeinen Bestens auszuschlüssen? Oder ist diese Pflicht bey ihnen um desto dringender je geschickter sie durch den Umgang der Musen darzu geworden sind? Ich weiß nicht, woher doch das schädliche Vorurtheil gekommen ist: die Gelehrten dürften sich nur für sich und andre ihres Gleichen beschäftigen. Sie schreiben, wenn sie etwas von Künsten und Wissenschaften aufsetzen, nur in der abgelebten römischen Sprache: Der Laye darf sich diesen Schriften nicht nähern:

Sacer est locus.
Pers.

Ja sie bekennen öffentlich oftmals, daß dasjenige, was sie schreiben, nur für die Gelehrten, nämlich für solche, welche die Sprache verstünden, ausgearbeitet worden sey. Wie viel aber sind denn der Ungelehrten, oder der Fremdlinge in gelehrten Sprachen in Betrachtung der Gelehrten? Oder gehören die erstern nicht zum gemeinen Wesen? Für wem gehören also Künste und Wissenschaften? Für einige wenige erhabene Geister? Nein, die Alten, welche von ihnen so hochgeschätzet werden, haben mich gelehret, daß an Künsten und Wissenschaften alle Glieder der Republik Theil nehmen dürfen, und daß jeder Gelehrte verbunden sey, seine Landesleute

klug und vernünftig zu machen, welches die Wirkung der freyen Künste und Wissenschaften ist. Scythien war ein rauhes Land; seine Einwohner waren verwildert und unbändig, ehe Anacharsis die Wissenschaften unter ihnen lehrte. Aber sagen uns die Geschichte, daß dieser Weltweise solches in Griechischer Sprache gethan habe? Und in welcher Sprache sangen denn die ersten Lehrer der Weisheit und Künste, die Poeten, Orpheus und Moschus unter den Thraciern, Amphion unter den Griechen, und die Barden unter den nordlichen Völkern? In keiner andern als in ihrer Landessprache. Die Priester zu Delphos, welche ohne Zweifel durch ihre Orakelsprüche das Heil ihrer Mitbürger suchten, thaten solches nicht in der Phönizischen, sondern in ihrer eigenen Mundart; sollten wohl die Priester der Weisheit, die Gelehrten, von jenen in der Wahl der besten Mittel übertroffen werden? Die Weltweisheit ist eine Wissenschaft der Glückseligkeit; alle eure Mitbürger bedürfen derselben: tragt sie ihnen doch in ihrer Sprache vor. Die Geschichte soll ein Spiegel der Sitten und Laster seyn: man beschreibt darinnen merkwürdige Thaten, den Fall lasterhafter Länder, und ihren Untergang, und den Flor tugendhafter Länder, um die Leser zu bewegen, die Laster zu verabscheuen, und die Tugend zu lieben. Giebt ihnen doch die Geschichte in der Muttersprache in die Hände. Was soll ich von der Beredsamkeit, und von der Dichtkunst sagen? Horaz sagt von den Poeten:

Os

Os tenerum pueri balbumque Poeta figurat
Mox etiam pectus praeceptis format amicis
Asperitatis & invidiae corrector & irae.
- - - - - - - - - - - - - - -
- - - - - - - - - - - - - - -
Castis cum pueris ignara puella mariti
Disceret unde preces vatem ni musa dedisset?
Hor.

Werden aber diese Absichten wohl vermittelst der lateinischen Sprache erhalten werden? Kindern, und dem Frauenzimmer kann man nicht zumuthen, dieselben zu erlernen, wenn sie mit geringerer Mühe klüger und vernünftiger werden können. Die Pflicht eines wahren Gelehrten fodert es also, die Künste in der Muttersprache zu lehren. Wie schön und löblich ist doch die Ausübung dieser Pflicht! Ich erinnere meine Leser noch an die Liebe, welche sie zur Ehre des Vaterlandes tragen. Ich erachtete mich einer Unverschämtheit schuldig, wenn ich unter ihnen jemand für einen so ungerathenen Sohn seines Vaterlandes hielte, den weder die Vergrösserung der Ehre desselben ergözte, noch die Schmach desselben kränkte. Es ist für das Vaterland, eine Ehre, wenn es kluge und witzige Geister in seinen Grenzen hat, welche Schriften in der Muttersprache verfertigen, welche ihm und ihnen Ruhm bringen. Das Beyspiel aller vernünftigen Völker lehrt uns solches. Die Griechen lernten von den Aegyptern, aber sie trugen solches in ihrer Sprache wieder vor. Die Römer folgten ihnen darinnen nach, und man

schrieb in der Griechischen Sprache selten: und wer dieselbe nicht vollkommen inne hatte, und doch in derselben schrieb, ward von den Vernünftigen deshalben verspottet. Albinus, welcher mit dem Lucullus in Rom Bürgemeister gewesen beschrieb die Römische Geschichte in Griechischer Sprache. Gleich im Anfange bat er seine Leser um Verzeihung, wenn in seinen Schriften etwas vorkommen möchte, daß nicht zierlich genug, und nach der Art der Griechischen Sprache seyn sollte: er sey ein Römer; und die Griechische Mundart entferne sich allzuweit von der Lateinischen Sprache. Als Marcus Cato solches gelesen, soll er gesagt haben: Bist du nicht thöricht, Albinus, daß du lieber um Vergebung der Fehler bitten, als gar keine begehen wollen? Sonst pflegt man um Verzeihung zu bitten, wenn man aus Versehen oder Noth gefehlt hat: lieber wer hat dich denn gezwungen, Fehler zu begehen, und ehe du sie begingest, deine Leser um Verzeihung derselben zu ersuchen. Gellius, welcher uns diese Begebenheit im IX Buche im 8 Cap. seiner Attischen Nächte, wie er seine Sammlungsbücher nennt, aufbehalten hat, macht die Anmerkung, daß Cato den Albinus mit Fug also aufgezogen habe, und billiget, dadurch des Cato Urtheil. Lehret uns solches nicht, daß es besser sey, in seiner Muttersprache, als in fremden Mundarten zu schreiben? Möchten doch unsre Landsleute auf soviel Vorwürfe unsrer Nachbarn empfindlich wer-

werden, und ihre Sprache mehr anbauen! Werden wir dieselben stets mit geduldigen Ohren anhören! Werden wir stets ein kleinmüthiges Mistrauen in unsre Kräfte setzen! Unsre Sprache ist reich genug: allein ihre Schätze, welche zeither ungenuzt liegen blieben, müssen besser angewendet werden. Man wirft uns so oft vor, daß eine Menge elender Scribenten in unsern Grenzen wimmle! Möchten wir doch unsre Kräfte anwenden, durch kluge, witzige und geistvolle Schriften dieselben zu unterdrücken! Doch es wird eine Zeit in Deutschland kommen, da seine Ehre als ein hellglänzendes Licht schimmern wird, weil seine Schriftsteller die Künste und Wissenschaften in der Muttersprache lehren werden: die Deutschen werden nicht mehr zu den Ausländern wallen dürfen, klug und vernünftig zu werden: die Weißheit und die Künste werden in deutschen Kleidungen einher gehen, und die uns erst verachtet, werden unsre Sprache erlernen müssen, ihre Stimme zu hören. Und wie glücklich haben unser unsterblicher Wolf in der Weltweisheit, die berühmtesten Kunstrichter unsrer Zeit, Gottsched, Bodmer, Breitinger und andre den Anfang schon zu derselben gemacht! Diese Zeit wird unmittelbar auf die itzige folgen: Weltweisen, Kunstlehrer, Redner und Dichter werden aufstehen, und wenn sie in deutscher Sprache die Künste und die Weisheit lehren werden, dieselbe bey allen auswärtigen Völkern verherrlichen!

Sammlung critischer, poetischer und anderer geistvollen Schriften, zur Verbesserung des Urtheils und des Witzes, in den Werken der Wolredenheit und Poesie.

Zweytes und drittes Stück.

Zürich, bey Conrad Orell und Comp. 1741. 1742.

Wir fahren billig in diesem zweyten Stücke unserer Bemühungen fort, unsere Gedanken von der schweizerischen geistvollen Sammlung unparteyisch zu entdecken. Die darinnen enthaltenen Schriften gehören mit zu denjenigen, welche seit einiger Zeit das größte Ansehen im Reiche der Critik gemacht haben. Das erste Stück derselben, über welches wir uns bereits erkläret haben, macht einen guten Anfang zu den critischen Streitigkeiten, um welcher willen die Herausgabe dieser Sammlungen fast allein unternommen zu seyn scheinet. Wir thun diesen Ausspruch nicht ohne Ueberlegung. Und damit er nicht etwann den uns sehr verhaßten Namen eines Machtspruchs bekomme, wollen wir ihn beweisen, ob wir uns auch gleich mit Ansehen geschickter Männer, welche dieses ebenfalls öffentlich gesagt haben, schützen könnten.

Die schweizerischen Herren Kunstrichter haben in alle bisher herausgekommene Stücke ihrer Sammlungen fast nichts, als Streitschriften, welche wider die geschickteren Kunstrichter in Sachsen und deren Anhänger gerichtet gewesen

sen sind, eingerücket. Sollte man nun nicht aus der Wirkung die Ursache erkennen? Sollte man hieraus nicht mit Gewißheit schliessen können, daß der Hr. Herausgeber der schweizerischen Sammlungen durch die Herausgabe derselben, den schweizerischen Hrn. Kunstrichtern das Thor zu dem Tummelplatze mit ihren gelehrten Feinden habe eröfnen wollen? Jedoch, ist es denn was strafbares an einem Kunstrichter, wenn er sich in Streitigkeiten einläst, welche die Verbesserung der Poesie, Beredsamkeit und Wohlredenheit betreffen? ja ihnen gar ein Tagebuch widmet? Es sey ferne, daß wir einen Kunstrichter deßwegen tadeln sollten! Er kann, als ein Kunstrichter, die Streitigkeiten fast unmöglich vermeiden; und er verdienet auch wirklich durch dieselben, wenn er zu Erlangung eines guten Endzwecks gute Mittel vernünftig anwendet, in der gelehrten Welt ein grosses Lob. Aber von solchen Streitigkeiten ist hier nicht die Rede, wenn wir derselben, welche in den schweizerischen Sammlungen befindlich sind, gedencken. Wenn die schweizerischen Hrn. Kunstrichter solcher Streitigkeiten wegen ihre Sammlungen hauptsächlich herauszugeben angefangen hätten: so würde kein einziger Liebhaber einer gesunden Critik und des guten Geschmacks zu finden seyn, welcher ihnen nicht den gröβten Dank für so löbliche Bemühungen abstattete. Allein ihre sonst gründliche Einsicht in den wahren Werth der freyen Künste hat sich bey dem zwischen den

Sach-

Sachſen und Schweizern entſtandenen critiſchen Kriege, bey Zuziehung barbariſcher Bundesgenoſſen, nemlich der Affecten, faſt jederzeit vor dem Schlachtfelde verlohren, und dieſe mit den ſächſiſchen critiſchen Völkern alleine kämpfen laſſen. Nun kan man leicht erachten, was man ſich von ſo ungezähmten Völkern hat verſprechen können Nichts, als Verwirrungen und noch gröſſere Unruhen haben ſie angerichtet, und denen, welche ſie ausgeſchickt, haben ſie weit mehr Schande, als Ehre, erfochten. Das Reich der Critik hat dabey öfters groſſe Zerrüttungen zu befürchten gehabt; wo es nicht gar zuweilen, wegen ſeines bevorſtehenden Unterganges in Furcht zu ſtehen Urſache gehabt hat. Von ſolchen Kriegen ſind nun dieſe ſchweizeriſchen Sammlungen faſt ganz voll, und je weiter wir unſre Betrachtungen darüber anſtellen werden, je mehr werden wir dieſe verdrießliche Wahrheit erkennen. Welches befördert wohl den guten Geſchmack mehr; wenn man in den Schriften ſeiner Gegner Nebendinge angreift, perſönliche Fehler und Schwachheiten aufmutzt, und ſie durch unhöfliche und beiſſende Ausdrückungen nur verächtlich und lächerlich zu machen ſucht? Oder wenn man ſie nach gewiſſen feſtgeſetzten vernünftigen Gründen beſcheiden, gründlich und vernünftig beurtheilet, und ſich mehr die Verbeſſerung der Hauptſachen, als der Kleinigkeiten angelegen ſeyn läßt? Wir glauben, die Hrn. Verfaſſer der ſchweizeriſchen Sammlungen werden,

den, ohne langes Nachsinnen, das letztere von einem Kunstrichter verlangen. Und dennoch haben sie sich fast durchgängig der erstern Art in Beurtheilung der Schriften ihrer Gegner bedienet! Wie werden sie aber dadurch ihren Endzweck erhalten? Wie werden sie den bösen Geschmack vertreiben? Wie werden sie den guten einführen? Wir wollten wünschen, daß sie hierdurch ihren Gegnern nicht Gelegenheit gegeben hätten, sich ebenfalls in Beurtheilung der schweizerischen Schriften über Kleinigkeiten aufzuhalten und bloß zu spotten! Doch, wer hier ein recht großmüthiges und edles Herz zeigen wollte, der sollte entweder die blossen Spöttereyen mit Stillschweigen übergehen, oder sich mit ernstlicher Gründlichkeit zu vertheidigen suchen. Durch das ewige Satirisiren und Spotten; durch das überflüßige Sprach- und Wortgezänke, und überhaupt durch das, gelehrten und in ansehnlichen Ehrenämtern stehenden Männern, höchstunanständige Streiten der Affecte, werden wahrhaftig die freyen Künste nicht in Flor gebracht werden. Die Poesie, Beredsamkeit und Wohlredenheit werden darüber gar vergessen, und in die Finsterniß der alten Barbarey, welche vor Opitzens Zeiten herrschte, gestürzet werden, wenn man nicht eine ganz andre Art zubeurtheilen einführen wird. Doch, wir müssen mitten in unserm critischpatriotischen Eifer abbrechen, damit wir uns nicht die Verbitterung derjenigen zuziehen, welche wir aus einer wahren Aufrichtig-

keit und Liebe zu den ſchönen Wiſſenſchaften, gerne beſänftigen wollen. Wer ſich beleidiget finden ſollte, den bitten wir um Vergebung und verſichern ihn aufs heiligſte, daß böſe Leidenſchaften nicht den geringſten Antheil an dem nehmen, was wir geſagt haben. Es iſt nichts weniger unſer Vorſatz, als die Unruhen, welche bisher im Reiche der Critik geherrſchet haben, zu vermehren. Vielmehr ſpüren wir in uns die ſtärkſte Neigung, zu einem Vergleiche zwiſchen den ſtreitenden Parteyen, ſo viel uns möglich iſt, beyzutragen. Unſere critiſchen Bemühungen werden Zeugen von unſerer Redlichkeit ſeyn, und dieſe ſoll, wie aus allen, alſo auch aus gegenwärtigen Beurtheilungen des zweyten und dritten Stücks der ſchweizeriſchen Sammlungen hervorleuchten.

Wir nehmen alſo das zweyte Stück vor uns. Darinnen finden wir zu erſt: **Nothwendiges Ergänzungsſtücke, zu der Schutzvorrede Hrn. D. T*ll*rs, vor ſeinem neuen Aeſopiſchen Fabelwerke durch einen glücklichen Zufall mitten aus dem Verderben errettet, und den Verehrern der Trilleriſchen Muſe mitgetheilet, von einem ihrer ſchweizeriſchen Zunftgenoſſen.** *Ridiculum acri fortius & melius magnas plerumque ſecat res.* HOR. 1740. Dieſes Ergänzungsſtück iſt ſogleich eine Probe von derjenigen Art im Reiche der Critik zu ſtreiten, welche die ſchw. Hrn. Kunſtrichter bisher eingeführet haben. Vor dem Ergänzungsſtücke ſteht eine hiſtoriſche Nachricht, welche den Leſer be-

berichten soll, wie es zugegangen, daß es dem Herausgeber desselben in die Hände gerathen, und warum es dieser mit in seine Sammlungen einrücken lassen. Es soll nämlich, als ein Umschlag um ein Päckgen Knaster von der Leipziger Messe an ihn geschickt worden seyn. Weil keine ordentlichen Beurtheilungen, sondern lauter Spöttereyen darinnen vorkommen: so können wir nicht vielmehr dazu sagen, als daß wir eine ernsthafte Vertheidigung des trillerischen Gegners, an ihrer statt, gewünschet hätten. Was auf dergleichen Streitschriften geantwortet werden kann, das ist schon in den Belustigungen des Verstandes und des Witzes geschehen, wiewohl auch diese Antwort, ohne eine Sünde wider die Critik zu begehen, noch hätte wegbleiben können, zumal da dadurch die Fabeln des Hrn. D. Trillers so wenig gerechtfertiget worden sind, daß ihr Werth vielmehr, wegen der vielen unnöthigen Wortcritiken und dergleichen Kleinigkeiten, nur noch verdächtiger gemacht worden ist. Uebrigens glauben wir, daß man dasjenige, was der Verf. dieser historischen Nachricht von den meisten Vorreden sagt, „daß „sie nämlich, wie die vielaeheinten Insecten wären, denen man es nicht sobald ansähe, wenn sie „schon etwann einen Schenkel verlöhren, ebenfalls mit Grunde von dieser Nachricht sagen könne.

Nun folget selbst das Fragmentum der Vorrede zu den T. *ll*rischen Fabeln: oder Schutzschrift gegen den Verfasser der critischen Dichtkunst. Dieses Fragmentum

ist

iſt mit einer groſſen Menge Anmerkungen
gleitet, welche von eben der Art ſind, von
cher die hiſtoriſche Nachricht war. Es iſt n
das Ergänzungsſtük ſelbſt enthält gar ſchl
Vertheidigungen des Herrn D. Trillers.
es läßt ſich allerdings nicht gründliches viel da
antworten. Aber eben deswegen ſind auch die S
tereyen und anzüglichen Redensarten überflü
Denn verſtändige Leſer wiſſen ſchon ſelbſt,
che Schutzſchriften ihren Endzwek erreic
und welche ihn nicht erweichen, ohne daß di
ben noch erſt dürfen lächerlich gemacht werd
zumal weil ſie an ſich ſelbſt ſchon lächerlich
ren. Die Critik wegen der Mäuſegevatt
nebſt der Beantwortung und Gegenbeantw
tung derſelben, kömmt ziemlich luſtig her
und Herr D. Triller iſt im Ergänzungsſ
ſchlecht vertheidiget, wie der Verfaſſer der
merkungen ſehr wohl erinnert hat. Wenn
unſre Gedanken über den Vers des Hrn.
Trillers:

Denn ſie (die Mäuſe) waren alte Freunde,
Gevattern auſſer d

entdecken ſollen: ſo können wir nicht läugn
daß hier der Ausdruck von den Gevattern ei
chriſtlichen Fabeldichter nicht gar wohl anſte
Denn das Gevatterheiſſen ſetzt doch allezeit
Taufe voraus. Wenn man nun die Mä
einander Gevattern heiſſen läßt: ſo ſcheint m
auch ſtillſchweigend zu behaupten, daß ſie
jungen Mäuſe haben taufen laſſen. Wie m

aber ein Christ dergleichen Religionsungereimtheiten rechtfertigen können? Doch wir wollen über dieses Ergänzungsstük nicht Anmerkungsanmerkungen machen, sondern es bey dem was wir überhaupt gesagt haben, bewenden lassen.

Gleichwie der Herr Herausgeber der Sammlungen, vor das Ergänzungsstück eine historische Einleitung gesetzet hatte; also macht er nun zum Schlusse noch einen nützlichen Anhang, von einigen autentischen Urkunden, welche dienen, den Ruhm der Trillerischen Fabeln zu befestigen, und die neue critische Dichtkunst schwarz und häßlich zu machen. Diese sogenannten Urkunden sind, aus den Hamburgischen Berichten von gelehrten Sachen, und aus den Leipziger critischen Beyträgen genommen, und mit häufigen Anmerkungen, als welche ohne Zweifel das Hauptwerk sind, versehen. Wenn auf eine kurze gegründete und bescheidene Critik am füglichsten mit vielen, weitläuftigen, ungegründeten und zum Theil unbescheidenen Anmerkungen geantwortet werden kann: so haben wir, was diese Urkunden anlangt, nichts dabey zu erinnern. Wir wollen uns hier deswegen nicht deutlicher erklären, weil der Sammler dieser geistvollen Urkunden uns und andern Lesern in dem *Postscripto* auch etwas, und zwar aus dem Persius, zu rathen aufgegeben hat.

Auf diesen Anhang folgt noch ein Anhang: Er heißt: Ablehnung des Verdachts, daß

die schweizerische Nation sich habe überreden lassen, an Miltons verlohrnem Paradiese einen Geschmack zu finden.

Der Verfasser dieser Ablehnung hat sehr wenig mit sehr vielen Worten gesagt, wie bald wäre die Ablehnung fertig gewesen, wenn er gesagt hätte, daß man einen Unterschied zwischen einer Nation, und den Kunstrichtern in der Nation machen müsse? Wer wird aber von andern Personen, als von Kunstrichtern, sagen, daß sie einen Geschmak an einem Heldengedichte fänden, wenn er sich über den Mangel ihrer Einsicht beschweren will? Nun sind ja in der ganzen Schweiz nicht mehr, als 2 Kunstrichter, nämlich der Herr Prof. Bodmer, und der Herr Prof. Breitinger (*) Also können auch nur diese gemeynet worden seyn, wenn man die Nation beschuldiget hat, sie hätte sich überreden lassen, an Miltons v. P. einen Geschmak zu finden. Stellen denn aber diese zween Kunstrichter die ganze schweizerische Nation vor? und solte man also wohl sagen können, die schweizerische Nation habe sich das überreden lassen, was doch nur zween schweizerische Kunstrichter glauben? Ernstlicher wollen wir hier nicht reden.

Es folgen nunmehr Nachrichten, von dem Ursprunge und Wachsthum der Critik bey den Deutschen. Wir haben diese Nachrichten mit vielen Vergnügen gelesen, weil wir darinnen eine Sammlung von critischen Bemühungen und Ur-

(*) Siehe die schw. Samml. 2tes St. 151 S.

Urtheilen vieler alten Kunstverständigen gefunden haben. Sie fangen sich von Opizen an, und endigen sich mit den noch iztlebenden sächsischen und schweizerischen Kunstrichtern. Wir wollen die nach der Reihe angeführten Kunstrichter nicht hersezen, weil sie bereits in einer andern critischen (*) Monatschrift angemerket sind. Wir wollen nur zweyerley anmerken, welches uns nach Durchlesung dieser Nachrichten mangelhaft und einer Erinnerung benöthiget zu seyn geschienen hat. Der Herr Verf. dieser Nachrichten hat unterschiedene von den alten deutschen Kunstverständigen, welche allerdings noch angemerket zu werden verdienen, weggelassen. Also hat er z. E. von Harsdörfern, Risten und Zesen, und ihren critischen Streitigkeiten nichts gedacht. Auch hätte er unterschiedner nicht ganz unnüzer Bemühungen der Pegnizschäfer, der fruchtbringenden Gesellschaft u. s. w. gedenken können. Wie denn z. E. der poetische Trichter, welchen ein Mitglied der leztern verfertiget hat, nicht ganz und gar zu verwerfen ist. Das andere, was wir erinnern wolten, betrift die Nachrichten von sächsischen und schweizerischen noch lebenden Kunstrichtern. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir sagen, daß diese mit ziemlicher Parteylichkeit aufgesezet worden. Wenn unter zween critischen Parteyen, welche immer mit einander im Streit liegen, die eine durchgehends gelobet und vertheidiget, die andre aber in allem getadelt und verächtlich gemacht

 wird:

(*) Siehe die Greifsw. Verf. P. C.

wird: so kann man in die Aufrichtigkeit des Geschichtschreibers nicht leicht ein grosses Vertrauen sezen. Es könnte zwar, wiewohl sehr schwer, möglich seyn, daß die eine Partey lauter Lob, und die andre lauter Tadel verdiente. Allein hier lehren uns die Umstände, welche uns sehr wohl bekannt sind, und allerley Ausdrückungen, welche sich für einen blossen Geschichtschreiber nicht gehören, daß zuweilen die eine Partey aus Eigenliebe gelobet, und die andre aus allerley schädlichen Affecten getadelt worden. Wir wollen zum Beweise des leztern einige ungegründete Beschuldigungen wider den berühmten Herrn Professor Gottsched, aus diesen Nachrichten anführen. Auf der 165 S. wird er beschuldiget, daß er in seiner critischen Dichtkunst dasjenige gar nicht geleistet hätte, was die Ueberschriften der Capitel versprächen; es wäre nichts gründliches darinnen; er bekümmerte sich um die Natur der Sachen nicht sonderlich; er liesse seine Leser im Dunckeln; es wäre ein grosser Vortheil für sie, wenn er sie nicht verwirrete, anstatt, daß er sie erleuchten solte; er handelte unnöthige Fragen ausführlich ab; im Vortrage herrschete ein hinläßiges Wesen ohne Annehmlichkeit, und eine trokne Kaltsinnigkeit ohne Geschicklichkeit, u. s. w. Wer kann diese dictatorischen Machtsprüche für was anderes, als für die Sprache der Affecten erkennen? Ein Buch, welches von so vielen gelehrten Männern und ersten Kennern der Dichtkunst den größten Beyfall erhalten hat, kann wohl

nicht

nicht mit Grunde von einem einzigen, oder etlichen wenigen, als ein ganz und gar unnützes Buch, verworfen werden. Alles iſt ohne Beweis hergeſezt, und mit beiſſenden und unhöflichen Ausdrückungen begleitet. Wir getrauen uns von allem das Gegentheil zu erweiſen. Wir ſind es aber nicht eher verbunden zu thun, als bis der Hr. Verf. dieſer Nachrichten die Wahrheit ſeiner Beſchuldigungen im Ernſte zu erweiſen ſuchen wird.

Bey dieſer Gelegenheit erinnern wir uns, daß im vergangenen Hornung ein bekanter, und ſonſt nicht ungeſchickter, Zeitungsſchreiber den Herren Schweizern dieſe Machtſprüche, doch mit etwas veränderten Worten, nachbetete. Er verwarf ebenfals die critiſche Dichtkunſt des Hrn. Prof. Gottſcheds faſt ganz und gar, und geſtund ihr weiter keinen Werth zu, als daß man daraus zur Noth ein Leichen- oder Glückwünſchungsgedichte, in eignem, oder fremdem Namen, könte machen lernen. Er hatte, nach Art des Herrn Schweizers und nach ſeiner eignen Gewohnheit, alles ohne Beweis in die Welt hineingeſchrieben; und wenn ſeine Zeitungen ein göttliches Anſehen hätten: ſo würde ſich der Hr. Prof. Gottſched allerdings wegen ſeines Ruhms wenig erwünſchtes zu befürchten gehabt haben. Da aber dieſes nicht iſt: ſo muß er ſichs gefallen laſſen, daß vernünftige Leute ſeine Aftercritik nur verlachen. Hat er was erhebliches wider die beſagte Dicht-

kunst vorzubringen: so wollen wir ihn hiermit, im Namen aller Liebhaber gründlicher Beurtheilungen, aufgefodert haben, seine Einwürfe der Welt vor Augen zu legen. Werden sie wichtig seyn, so wollen wir die ersten seyn, welche auf seine Seite treten. Wird er aber entweder schweigen, oder nichts erhebliches, oder gar fernere Schmähungen, vorbringen: so wird er diesen Vortheil davon haben, daß er für einen Feind der Wahrheit und Liebhaber der Verleumdung gehalten werden wird.

Aber wieder auf die Sammlungen zu kommen, so finden wir etwas weiter unten eine Spötterey wegen des Vorzuges des Hrn. Prof. Gottscheds vor den Hrn. Hofrath König, in Ansehung seiner poetischen Verdienste. Uns dünkt, es ist bereits so ausgemacht, welcher unter diesen beyden den Vorzug verdienet, daß man gar nicht nöthig hat, das Gegentheil von dem, was die Wahrheit ist, durch eine etwas verdeckte Spötterey behaupten zu wollen. Die Vertraulichkeit der Hrn. Schweizer mit dem Hrn. Hofrath König und dessen dienstbaren Verehrern, zum Nachtheile des berühmten Hrn. Prof Gottscheds ist uns gar wohl bekannt, und man kann daraus gar leicht sehen, warum sie diesem letztern den Vorzug streitig machen wollen. Wir könnten, wenn wir es itzo für gut befänden, das Gegentheil leicht darthun. Doch was haben wir vieles Beweisens nöthig? Wer unparteyisch und vernünftig ist, siehet die Wahrheit

heit von ſich ſelbſt aus dem dikſten Nebel der Spöttereyen und Verleumdungen hervorleuchten. Wer es aber nicht iſt, der verſchlieſt noch dazu die Augen, damit er ja nicht etwann, wider ſeinen Willen, einen Stral der Wahrheit, welche ihm ſo ſehr verhaßt iſt, erblicke. Wir würden viel zu weitläuftig ſeyn, wenn wir noch mehr zu Beſtärkung unſers Ausſpruchs aus den Nachrichten anführen wolten. Wir wünſchen nur noch, daß die denkwürdigen Acquiſe in dem critiſchen Reiche bald aufhören mögen, damit ein allzu reicher Vorrath derſelben die Feder des Hrn. Verfaſſers dieſer Nachrichten einmal nicht allzu ſehr beſchäftigen, und ihn von nützlichern Verrichtungen abhalten möge.

Den Beſchluß macht des Hrn. Hofrath Drollingers Ode, über die Unſterblichkeit der Seele. Wir müſſen hier des Hrn. Hofrath Drollingers beſondere Stärke in der Dichtkunſt mit groſſen Vergnügen rühmen. Er hat diejenigen philoſophiſchen Gründe, welche die Unſterblichkeit der Seele ſehr wahrſcheinlich machen, in der nachdrücklichſten und edelſten poetiſchen Schreibart ausgeführet, und überhaupt durch dieſe Ode in uns, und ohne Zweifel in vielen andern ein Verlangen erwecket, mehr Proben von ſeiner Geſchicklichkeit in der Poeſie zu ſehen. Die ſehr wenigen kleinen Fehler werden durch die Menge und Gröſſe der Schönheiten ganz unkenntlich gemacht; weßwegen wir ſie auch nicht einmal anmerken wollen.

Vbi plura nitent in carmine, non ego paucis
Offendar maculis, quas aut incuria fudit,
Aut humana parum cauit natura,
Hor.

Wenn ein Poet dem Phöbus nachgeſpielt,
Und ſeine Lieder uns faſt durch und durch gefallen,
Dem mag nur hier und da was hartes drunter
ſchallen.
Es acht ganz menſchlich zu. Wie leicht iſt es geſchehn,
Daß wir zu ſorglos ſind und irgend was verſehn!
Gottſched.

Die beygefügten Anmerkungen ſind meiſtentheils ſehr wohl angebracht, und ſie machen die Ode den Anfängern in der Poeſie zur Nachahmung deſto brauchbarer. Am allererſten aber hätte wohl die bey dem Buchſtaben (I) wegbleiben können. Denn die Zeile:

Regiert ein Zufall unſre Tage,

würde doch ſchön geweſen und geblieben ſeyn, wenn gleich in der Anmerkung nicht ſtünde, daß Milton den Zufall auch zu einer Perſon gemacht habe, da er ihn neben dem Orchus, Aides, dem Tumult und der Unordnung, als Aufwärter und Bediente des Chaos und der alten Nacht, aufgeführet hat.

Wir wollen nunmehr ſehen, was im dritten Stück enthalten iſt. Zuerſt kömmt vor: Erklärung auf einige Antworten, welche jemand dem Verfaſſer der *Lettres ſur la Religion Eſſentielle à l'homme*, gegen gewiſſe Einwürfe Hr. Prof. Breitingers geliehen hat. Dieſer Brief hat ohne Zweifel in keiner ge-

gedruckten Schrift einen Platz finden können, weßwegen er dem hernach, da er einmal zum Druck bestimmt gewesen ist, nothwendiger Weise, durch ein epikurisches Ohngefehr, mit unter die geistvolle Sammlung gerathen ist. Wir gedenken weiter nichts von ihm, weil er weder in die Sammlungen, noch in unsere Bemühungen gehöret.

Auf ihn folgt eine kurze Abhandlung **von der verblümten Schreibart.** In der Anmerkung lesen wir, daß sie eine Fortsetzung der Abhandlung **von dem Sinnreichen und Scharfsinnigen** aus der **Anklage des verderbten Geschmaks** ist. Man siehet also sogleich, daß sie eine Streitschrift ist. Sie gehet, wie man aus ihrem ganzen Inhalte siehet, blos darauf, daß die Beschreibung des Reichs der Freude, welche Herr **Bodmer** in den **Discursen der Maler**, unter dem Namen **Rubens**, gemacht hat, wider die Beurtheilung des Hrn. **Philologus** in den **vernünftigen Tadlerinnen** vertheidiget werde. Nachdem der Hr. Verfasser die verblümte Schreibart erkläret, und einen dreyfachen Nutzen derselben gezeiget hat, setzt er die ganze Stelle aus dem 24 Stück der v. T. her, welche die Beurtheilung in sich enthält. Die darauf folgende Vertheidigung gründet sich zwar meistentheils nur auf das Ansehen berühmter Schriftsteller und Poeten: allein die Beurtheilung des Hrn. Philologus ist auch grösstentheils so beschaffen, daß sie nicht

anderer Widerlegungen nöthig hat. Was indessen auch ausser dem, zur Vertheidigung der über das lustige Land spazierenden Augen; der Blumen, welche ihre Hälse hervorrecken, und die hintersten Stralen der Morgensöne nachmalen, u. d. gl. vorgebracht worden, beruhet auf ganz guten Gründen. Wider die spazierenden Augen wolte uns zwar ein guter Freund einwenden, diese Redensart könnte wegen des Wortes spazieren, weil es nicht recht deutsch wäre, nicht gelten: allein uns dünkt, es hat schon längst das deutsche Bürgerrecht erhalten. Es wäre also nichts an dem Ausdruke zu erinnern, als daß er etwas ungewöhnlich klingt: aber ist denn nicht eine jedwede Metaphore, wenn man sie zum ersten male braucht, ungewöhnlich? Der Ausdruck, die Blumen recken ihre Hälse hervor, ist eben so hoch getrieben und lustig nicht, wie Hr. Philologus glaubt. Unterschiedene Stellen der besten Schriftsteller und Poeten, wo den Blumen Hälse, Köpfe und Stirnen zugeeignet werden, rechtfertigen ihn auch eines Theils. Was das meiste ist, so findet man, wie der Herr Verfasser anmerket, selbst in den Fabeln einen gleichmäßigen Ausdruk: Die Tulpe schien ihren Hals aus Ehrbegierde hoch zu tragen.

Auf diese Abhandlung folgt noch eine andere von der possenhaftigen Schreibart. Gleichwie die vorhergehende wider die vernünftigen

Tad-

Tadlerinnen gerichtet war, so ficht diese mit dem Patrioten. Der Herr Verfasser nennet die possenhafte Schreibart diejenige Schreibart, welche keinen Gesezen noch Regeln folgt, sondern über die gesezten Schranken ausschweifet; wenn die Aehnlichkeiten, die sie in den Dingen entdeket, alzu entfernet sind; wenn entweder grosse Dinge mit kleinen, oder kleine mit grossen in Vergleichung gestellet werden. Von dieser sind, nach des Hrn. Verfassers Meynung, insgemeine die Ausdrüke des Patrioten, so oft er etwas geistreiches vorbringen will. Hierinnen dünkt uns der schweizerische Herr Verfasser nicht allezeit mit Grunde und Billigkeit beurtheilet zu haben. Gleich auf dem Titel des ersten Stüks klingt es ihm possenhaft, wenn der Patriot setzt: An alle meine Mitbürger, in und ausser Hamburg, in Städten, Dörfern und Flecken. Insonderheit scheint ihm dieses possierlich, daß er Hamburg erst allein, und hernach alle Oerter der Erde, nach ihren Arten, überhaupt nennet. Er macht hieraus den unbilligen Schluß, der Patriot theile die Welt in zween Theile ein, nämlich in Hamburg und die übrigen Städte, Flecken und Dörfer. Hätte hier den Kunstrichter nicht das Gesetz der allgemeinen Menschenliebe, ich will nicht sagen, der christlichen, lehren sollen, daß man unter zwo möglichen Ursachen, welche den Patrioten bewogen haben, sich also auszudruken, ihm die

beſſe zuſchreiben ſollte? Nun iſt ja wohl eine an
dere möglich, als die angeführte. Iſt es nicht
bekannt und gewöhnlich genug, daß man ſei
nem Vaterlande oder ſeiner Vaterſtadt, und
zwar um groſſer Billigkeit, die Ehre giebt, es
beſonders zu nennen, wenn man ſie auch gleich
in einer allgemeinen Anrede mit begreift? We
kann es alſo an dem Patrioten tadeln, daß e
auch aus einer natürlichen Neigung zu ſeine
Vaterſtadt, ſein Hamburg zuerſt und beſonder
genennet hat, ob er gleich die Einwohner unſre
ganzen Erdkugel anredet? Ferner hat der Ver
faſſer dem Patrioten zu viel gethan, da er ihm
andichtet, er hätte unter den Dingen, woru
ter die Geſundheit, der Wohlſtand und da
Vermögen Anſtoß litten, die Laſter verſtande
und hernach dieſe mit dem Flachſe verglichen
welcher durch das Hecheln gereiniget würd
Wir glauben vielmehr, daß er die mit Gute
und Böſem vermiſchten Handlungen der Men
ſchen gemeynet hat. Dieſe werden eigentli
durch die Hechel gezogen, und von dieſen kan
man ſagen, daß ſie dadurch, und zwar vo
Böſen, gereiniget werden. Und ſo ſehen w
nichts poſſenhaftes in dieſer Vergleichung D
folgenden Beurtheilungen ſind meiſtentheils g
gründet; zuweilen aber auch nicht. Unſere G
danken über alle dieſelben zu entdecken, das wi
de zu weitläuftig ſeyn.

Wir kommen alſo auf die *Apologia del Ed
po di Sofocle, contra le cenſure del Signor*

V

Voltaire. Der Hr. Herausgeber hat ſehr wohl gethan, daß er dieſe wohl gerathene Schutzſchrift für den Oedipus des Sophokles in die Sammlungen eingerüket hat. Als Voltäre vor etlichen und zwanzig Jahren ſeinen Oedipus herausgab, fügte er unter andern einen Brief, welcher eine Beurtheilung des Oedipus des Sophokles in ſich enthielt, als einen Anhang, bey. Wieder dieſe Beurtheilung verfertigte, der Verfaſſer des *Paragone della poesia tragica d'Italia, con quella di Francia*, dieſe Schutzſchrift für den Oedipus des Sophokles. Wir müſſen geſtehen, daß er den Sophokles ſehr wohl vertheidiget hat. Seine Urtheile kommen in vielen Stüken mit dem überein, was im erſten Act. des Julius im Europe ſavante von Voltärens Critik geſaget worden iſt. Es würde uns ein Vergnügen ſeyn, einige Stellen aus dieſer Schutzſchrift anzuführen, wenn es uns die engen Schranken unſrer Beurtheilungen erlaubten. Doch zur Probe wollen wir nur anzeigen, wie er Voltärens erſte Critik widerleget hat. Voltäre hatte ſich bey der Unterſuchung des Oedipus, wegen ſeiner Unwiſſenheit in der griechiſchen Sprache, Daciers franzöſiſcher Überſetzung bedienet; Und da fand er, daß bald anfangs Oedipus zu ſeinen Unterthanen, den Thebanern, welche um ihn herum auf den Knien lagen und die Götter um Abwendung der Peſt anruften, ſagte:

Je ſuis Oedipe, ſi vanté par tout le monde.

Die

Dieses rechnete er dem Sophokles als einen grossen Fehler an, weil es schiene, als ob Oedipus glaubte, die Thebaner wüßten nicht, wie er hieße. Ferner scheint er es an dem Dacier zu billigen, daß er von dem Ausdrucke, *si vanté par tout le monde*, glaubt, er sollte des Oedipus, als eines hochmüthigen Königes, Charakter machen. Hierwider erinnert der italienische Hr. Verfasser, daß, wie Dacier überhaupt den Oedipus schlecht übersetzt hätte, und oft von dem griechischen Grundtexte abgewichen wäre, er also auch hier die Zeile:

ὁ πᾶσι κλεινὸς οἰδίπους καλούμενος.

falsch erkläret hätte. Er glaubt, daß dieser Ausdruk des Oedipus vielmehr die Anwesenden, zu grösserem Mitleiden bey seinem Unglüke, bewegen sollte. Dieses ist desto wahrscheinlicher, wenn man, und zwar mit gutem Grunde, annimmt, daß κλεινὸς hier nicht so wohl berühmt, als bekannt, und der Ausdruk in seinem völligen Umfange also heißt: Ich, welchen alle Menschen den wegen seines Unglüks bekannten Oedipus nennen. Der Hr. Verfasser behauptet also auch, daß Oedipus nicht etwann so viel sagen wollte, daß er Oedipus heisse, wie es Voltäre dem Sophokles fälschlich zur Last legt. Er erstaunet darüber, daß Dacier, als ein so gelehrter Mann, welcher noch dazu so besondern Fleiß auf die Schriften des Sophokles gewendet, auf den Irrthum habe verfallen können, zu glauben, Sophokles

hiesse deswegen den Oedipus sagen: Ich, der Oedipus, dessen Namen alle mit solchem Ruhme nennen, damit er den Zuhörern seinen hochmüthigen Charakter möge zu verstehen geben. Denn wenn er den Oedipus blos deswegen, und ohne einen genugsamen wahrhaften Antrieb auf die Schaubühne hätte kommen lassen, so würde dieses was sehr ungereimtes gewesen seyn. Er erläutert dieses hernach mit einer Stelle aus einer alten griechischen Anmerkung über den Sophokles und mit den folgenden Worten des Priesters. Endlich sagt er noch, daß Oedipus diese Worte auch zu Bezeugung seiner Leutseligkeit sage, und schliest diese Critik mit folgenden Worten, welche dem Dacier so wohl, als Voltären, nicht zum Ruhme gereichen: *Ma dato ancora, che senza le dette ragguone Edippo prendesse a dire i suoi vanti, a me sembra in vero, que avesse potuto addurre una migliore difesa.* Dieser Meynung sind wir auch.

Es folgt nunmehr eine Abhandlung von der Schreibart in Miltons verlohrnen Paradiese. Hr. Bodmer hat, wie er gleich im Anfange dieser Abhandlung rühmet, die Begierde noch nicht verlohren, seinen Landesleuten das Vortreflichschöne und Angenehme in Miltons Paradiese zu ihrem Gebrauche zu entdeken und mitzutheilen. Er läst zu Bekräftigung dessen sogleich zween Zeugen auftreten, nämlich seine neue Uebersetzung, und vornemlich die

Erklä-

klärungen von der Poeten Erfindungen, Vorstellungen und der Ausbildung derselben, welche man gröstentheils in seiner Abhandlung vom Wunderbaren findet. Durch diese letztern hat er sich beflissen, die Tüchtigkeit der miltonischen Kunstmittel vor Augen zu legen, und viele besondere Nachrichten und Anmerkungen beygefüget, deren Nutzen er selbst besser herauszustreichen gewust hat, als wir ihn zu erheben im Stande sind. Zudem findet der ausserordentliche Inhalt des miltonischen Wundergedichts, in unserem gemeinen und am Irdischen klebenden Verstande, der weder genugsam angebauet, noch mit Wissenschaften bereichert ist, viele Schwierigkeiten. Hr. Bodmer trauet zwar in Ansehung des Geschmaks an demselben, den Deutschen alles Gute zu. Aber auf uns kann er sich in der That nicht verlassen. Wir sind nun einmal so leichtgläubig gewesen, und haben uns ein Vorurtheil wider Miltons Gedichte beybringen lassen. Hr. Bodmer schreibt uns und unsern gleichen noch allzu wenig Leichtgläubigkeit zu. Er glaubt, unser Vorurtheil sey nur von einigen besondern Eigenschaften hergenommen, die man in Miltons Sprache wahrnähme. Wir verwerfen auch gröstentheils die ganze Erfindung und Einrichtung. Doch da Hr. Bodmer, in gegenwärtiger Abhandlung, nur die wahre Beschaffenheit der miltonischen Schreibart, mit einer sorg-

fält

fältigen Genauigkeit untersuchen will: so dürfen auch wir uns gegenwärtig weiter in nichts einlassen

Herr Bodmer sagt, daß das meiste, was Milton in der Sprache besonders habe, darauf ankomme, daß er die Eigenschaften ganz fremder Sprachen in der Form der Wörter und Redensarten in die seinige hinüber getragen. Hierbey versichert er uns, daß Virgil und Horaz dieses vorlängst gethan hätten. Wir fragen ihn aber, ob dieses so häufig, mit so gutem Grunde und auf eine solche Art geschehen sey, daß man dadurch die neuen Sprachenmengereyen entschuldigen könne? Da er den Homer anführet, verwechselt er die fremden Sprachen mit den verschiedenen Mundarten. Ist es denn aber eine Tugend von dem Homer, daß er sich öfters verschiedener Mundarten bedienet hat? und kan ihn nicht meistentheils das Sylbenmaaß zum Gebrauche derselben genöthiget haben? Herr Bodmer leugnet dieses, und behauptet, diese alten Dichter hätten sich dadurch beflissen, die Sprache zu erheben, und ihr eine poetische Gestalt zu geben. Und wir können es mit Rechte einen verwegenen Ausspruch nennen, wenn er sagt, die alten Kunstlehrer hielten so viel auf die Entlehnung aus fremden Sprachen, daß Aristoteles eine Regel daraus formiret habe. Gesetzt, Aristoteles hätte dieselbe gebilliget, und sogar eine Regel davon gegeben: würde denn daraus fol-

gen, daß ſie eine wirkliche Schönheit und Pracht in den Gedichten hervorbrächten? So groſſe Hochachtung wir für dieſen tiefſinnigen Kunſtrichter haben, ſo würden wir uns doch kein Gewiſſen daraus machen, von dieſer ſeiner Regel abzugehen. Aber wir geſtehen es Herr Bodmern noch nicht zu, daß Ariſtoteles eine Regel gegeben habe, Wörter aus fremden Sprachen zu entlehnen. Denn zu geſchweigen, daß er durch ξενικὰ nicht insbeſondere entlehnte Wörter, wie es Herr Bodmer überſetzt hat, ſondern überhaupt fremde Sachen, nämlich Metaphoren, verlängerte, kurze und andere ungewöhnliche Wörter verſtehet; ſo kan γλῶτται nicht, wie Herr Bodmer glaubt, Wörter aus fremden Sprachen bedeuten; ſondern nur unbekannte, ungewöhnliche griechiſche Wörter und beſondere griechiſche Mundarten. Niemals haben ja die alten griechiſchen Dichter ausländiſche Wörter, als z. E. phöniziſche oder egyptiſche, in ihre Mutterſprache gemenget: verſchiedener Mundarten aber, und unbekannter Wörter der griechiſchen Sprache haben ſie ſich öfters bedienet: eben ſo, wie man auch zuweilen in guten deutſchen Dichtern, welche ſich ganz fremder Wörter, z. E. griechiſcher, lateiniſcher, franzöſiſcher, gänzlich enthalten, gleichwohl niederſächſiſche Wörter und Redensarten antrift, ob ſie gleich Oberſachſen, Schleſier u. ſ. w. ſind. Von ſolchen Mundarten und von andern unbekannten und ungewöhnlichen Wörtern iſt beym

Aristoteles die Rede. Von diesen sagt er, daß sie einen Theil der erhabenen Schreibart ausmachten. Er setzt diese der ganz eigentlichen und gemeinen Art zu reden entgegen. Nun ist es allerdings wahr, daß es z. E. für einen Obersachsen nicht eigentlich und gemein geredet ist, wenn er sagt: Der König in Frankreich ist nach Choisi verzogen; einen im Stande setzen; die Sache auf einen andern Anfangen; etwas verbitten u. d. gl. Aber ob solche fremde Ausdruckungen auch eben deßwegen, weil sie im Obersächsischen nicht eigentlich und gemein sind, auch die obersächsische Schreibart erhaben machen? Dieses können wir nicht mit Ja beantworten; ob wir gleich dem Aristoteles dadurch sehr zu widersprechen scheinen. Wir sagen mit Fleiß scheinen. Denn in der That wird der Widerspruch so groß nicht seyn. Aristoteles führet es, wie wir schon gesagt haben, gar nicht als eine Regel an, daß man sich in der Poesie verschiedener Mundarten und verlängerter, verkürzter und veränderter Wörter bedienen soll. Diese machen das allermengste von dem aus, was er zur erhabenen Schreibart verlanget. Er sagt: Τὸ μὲν οὖν ἐκ τοῦ ἰδιωτικοῦ ποιῆσαι, μηδὲ τὸ πεζόν, ἡ γλῶττα, καὶ ἡ μεταφορὰ, καὶ ὁ κόσμος, καὶ τἆλλα τὰ εἰρημένα εἴδη. D. i. Was die Schreibart über die eigentlichen und trockenen Ausdrückungen erhebet, dieses sind unbekannte Wörter, Metaphoren, Zierathen und andere dergleichen Dinge,

von welchen (nämlich in den vorhergehenden Lehren) schon gedacht worden. Hier siehet man wohl, daß das einzige Wort γλῶττα die Wörter in der Schreibart betrift. Und dieses begreift demnach, wie aus dem folgenden erhellet, auch die Verlängerungen, die Verkürzungen und die Veränderungen der Wörter in sich. Hierzu kömmt, daß Aristoteles durch die von ihm angeführten Exempel aus griechischen Dichtern gar deutlich zu verstehen giebt, daß er wohl von solchen Wörtern rede, welche dem Pöbel, als von solchen, welche überhaupt in der griechischen Sprache unbekannt sind. Demnach preiset er, indem er dieser Dinge gedenket, die Behutsamkeit sorgfältig an, und sagt unter andern: ἀλλ᾽ ἂν τις ἅμα ἅπαντα τὰ τοιαῦτα ποιήσῃ, ἢ αἴνιγμα ἔσται, ἢ βαρβαρισμός. ἂν μὲν οὖν ἐκ μεταφορῶν, αἴνιγμα, ἐὰν δὲ ἐκ γλωττῶν, καὶ βαρβαρισμός. Wenn aber jemand alle diese Dinge auf einmal anbringen wolte, so würde er entweder räthselhaft, oder barbarisch schreiben. Und gleichwie demnach aus den Metaphoren Räthsel erwachsen würden; also würden aus den unbekannten Wörtern barbarische Ausdrückungen werden. Ob nun wohl Aristoteles nicht die Regel gegeben hat, daß man unbekannte Wörter in die Gedichte einmischen soll: so dünkt uns doch fast, daß er denselben noch eine allzu grosse Kraft zugeschrieben hat, und es wundert uns nicht wenig, wie er, als ein so grosser Kenner des wahren We-

sen

ſens in der Dichtkunſt, noch ſo viel Erhabenes in der Verlängerung, Verkürzung und Veränderung der Wörter hat finden können, als er doch gleichwohl würklich gefunden zu haben ſcheinet. Dem Mangel ſeiner Einſicht können wir es unmöglich zuſchreiben. Wir ſind daher auf beſondere Gedanken gerathen, welche wohl nicht gar ohne Grund ſeyn werden. Unſer griechiſcher Bodmer befand ſich damals, als er dieſes ſchrieb, in eben den Umſtänden, in welchen ſich itzo der ſchweizeriſche Ariſtoteles, in Anſehung Miltons, befindet. Er wolte nicht gern die alten griechiſchen Poeten, deren Gedichte ihm ſonſt ſo wohl gefielen, einiger Sprachfehler beſchuldigen. Er dachte daher auch in ihren unbekannten Wörtern, wenn ſie gleich nicht allezeit zur erhabnen Schreibart etwas beytrugen, Schönheiten zu finden, und rühmte ſie alſo überhaupt einigermaſſen, als Mittel zur erhabenen Schreibart. Fragt man uns, wie ein ſolches Verachten mit andern gründlichen Urtheilen des Ariſtoteles übereinſtimme: ſo antworten wir ihm: Humani aliquid paſſus eſt. Wer nun aber aus dem Wenigen, was Ariſtoteles hiervon geſagt hat, ein allgemeines und unwiederrufliches Geſetz machen will, nach welchen man, durch eine unbarmherzige Verſtümmelung und Zerſtückung der Wörter, die Sprache auf eine ſeltſame Art zerhudeln darf, ja ſolches für die gröſten Tugenden eines Dichters ausſprenget: ſo ſetzt man dem Ausſpruche des Ariſtoteles ſo weite Gren-

gen, dergleichen er nimmermehr würde zuge
können, wenn er itzo einmal ansehen solte,
sich das seltsame miltonische Paradies, du
Vermittelung eines ganz besondern Kunstv
ters, als ein fast göttlich Werk rühmen höre

Herr Bodmer sagt, Milton habe sich
ser von dem Aristoteles an die Hand gegebe
Mittel bedienet; aber mit gewisser Maasse
Bescheidenheit, in so weit, als es ihm seine Sp
che zugelassen. Er rühmt es von der englis
Sprache, daß sie von Alters her ein grosses
lieben gehabt, die nachdencklichen und nachdr
lichen Wörter aus fremden Sprachen an
nehmen und zu q. dulden; wie sie denn n
anders, als ein Gemische von verschiedenen S
chen ungleichen Stammes wäre. Ein treffl
Vorzug vor andern Sprachen, welche ihre n
denklichen und nachdrücklichen Wörter au
ren eigenen Schätzen hernehmen können
führet hernach einige Schönheiten der mil
schen Sprache an, welche aber andre gram
tikalische Schnitzer nennen würden. Er lo
sonderlich am Milton, daß er die ganz alten
lischen Wörter wieder hervorgesucht und sic
selben öfters in Spensers, Fletchers und
spears Schriften bemächtiget habe. Wie
sich unsere itzlebenden deutschen Poeten auc
der grosmüthige Milton, eines hausfach
schen Lobredners, Bar, Glori, Niem
s. w. bemächtigten; ob sie etwan deßwegen
englischen Lobredner finden würden? D

deutscher Addison aufstehen und dieses als eine Erhöhung der Sprache rühmen würde, wenn man absonderliche Wörter, mittelst Einschiebung oder Hinauswerfung gewisser Sylben, ausdähnte, oder abkürzte, daran zweiffeln wir sehr. Die Deutschen haben bereits ein allzu gegründetes Vertrauen in den Reichthum und Nachdruck ihrer Muttersprache gesetzt; und was skeptische Schweizer thun, das gehet die Deutschen wohl nicht an, indem man noch nicht weis, ob sich die Herren Schweizer mehr zur Deutschen, oder Französischen, oder italienischen Nation bekennen. Wenigstens läßt sich daraus, daß sie den ersten die flatterhaften Vorwürfe französischer Windmacher so fleißig aufzumutzen wissen, vermuthen, daß sie nicht Landesleute der Deutschen seyn wollen

Was Herr Bodmer ferner von der Prägung der miltonischen Wörter, von den Herren Richardsonen, von dem Herrn von Fenelon und endlich wiederum vom Addison, zum Lobe der englischen, und besonders der miltonischenalischen, und zur Verkleinerung der französischen Sprache anführet, ist zu weitläuftig, als daß wir hier unsere Gedanken darüber entdecken könnten. Hierauf vertheidiget er Miltons Wörter, Wortfügungen und Redensarten sonderlich damit, daß die englische Sprache eine kühne, freye, gelenkige Sprache einer grossmüthigen und gelehrten Nation wäre. Wir glaubten gewiß, daß Herr Bodmer dieses im Scherze vor-

gebracht hätte, wenn wir nicht aus dem folgenden sähen, daß es sein ganzer Ernst gewesen wäre. Wie kan er doch die Verstümmelung die unnöthige Verlängerung, Verderbung und Mischung der Wörter für eine Wirkung der Großmuth und Gelehrsamkeit halten? Gewiß, wenn dieses ein untrügliches Zeichen der Großmuth ist: so macht Hans Sachs allen gelehrten Helden der Deutschen den Rang streitig. Der deutschen Nation schreibt Herr Bodmer fast eine eben so seltsame Großmuth und Gelehrsamkeit zu, in ihrer Muttersprache die Mundarten und Manieren fremder Sprachen an sich zu nehmen und nachzuahmen, und dadurch die Rede helle, kurz, genau, nachdrücklich und erhaben zu machen. Der Wunsch, den er thut, daß eine wortprägende Gesellschaft in Deutschland aufgerichtet werde, macht unserer Muttersprache stillschweigend den Vorwurf der Armuth. Wir indessen halten dafür, daß wir einer solchen Gesellschaft deutscher Wortschöpfer nicht eher nöthig haben werden, als bis es die verständigsten deutschen Dichter und Kunstrichter für gut befinden werden, nach Miltons Beyspiele, Heldengedichte aus der Engel- Teufel- und Gespenster-Welt zu verfertigen. Was er hernach von allerley fremden Wörtern sagt, welche in die deutsche Sprache aufgenommen worden, dawider haben wir wenig zu erinnern. Die alten deutschen Wörter welche er anführet, würden

wohl

wohl nicht alle die itzige deutsche Sprache mehr deutlich als dunkel machen. Pfeilen, Bulgen, Fuste, Nave, Gauch u. s. w. sind rechte Schreckwörter in reinen deutschen Ohren, und was man vor Alters damit bezeichnet hat, das läßt sich itzo auch so ausdrücken, daß es unsre Landsleute völlig verstehen. Von den Beywörtern, von dem Zeitworte in der unbestimmten Weise, (Infinitivo) von der Versetzung der Wörter, von der Auslassung und von dem leidenden Mittelwörtern lassen sich nicht so allgemeine Regeln geben, als Herr Bodmer hier gemacht hat. Zuweilen kan man sich der von ihm für Schönheiten gerühmten poetischen Freyheiten, ohne Verletzung der Reinigkeit der deutschen Sprachen bedienen, und zuweilen auch nicht. Es müssen besondere Bestimmungen und Einschränckungen dazu kommen, ehe man ihren Gebrauch in besondern Fällen entschuldigen kan. Die Natur besonderer Wörter und Redensarten und der Sprachgebrauch erlauben nicht allezeit in einzelnen Ausdrückungen das, was man überhaupt zugeben kan. Der Raum läßt es nicht zu, unsere Gedanken mit Exempeln zu erläutern. Es kan aber vielleicht ein ander mal geschehen.

Von den Wörtern und Redensarten kömmt Herr Bodmer auf ein ander Hülfsmittel, dessen sich Milton bedienet hat, die Rede von der Prosa zu unterscheiden, nämlich auf den geschickten Gebrauch der Metaphoren, welche er nach ähnlichen von ihm selbst entdeckten Bildern formiret hat. Die von Milten selbst gemachten oder entdeckten Bilder sind vielmals so beschaf-

sey, daß ein vernünftiger Leser sich dieselben nicht anders, als mit Ekel, vorstellen kan. Ich will die von Hr. Bodmern gelobte und vertheidigte Stelle anführen: Die grasreichen Erdklösser kalbeten izo; izo erschien der brauue Löwe mit dem halben Leib. Ein jeder siehet gleich, wie abgeschmackt es ist zu sagen: Die Erdklösser kalben, und noch dazu indem ein brauner Löwe erscheinet. Daß hier Herr Bodmer den Ausdruck des Hrn. D. Hallers: Daß die Egypter die Gartenbeter zu heiligen Tempeln gemacht, und ihre Götter gedünget hätten, mit dem miltonischen in eine Reihe setzt, darinnen thut er ihm, unseres Erachtens, sehr unrecht. Von den Egyptern ist alles ganz eigentlich zu verstehen, was der Herr D. Haller von ihnen sagt. Ihre Götter waren ihr Knoblauch. Da nun das, worinnen die Götter befindlich sind, Tempel genennet werden: so waren die Beter Tempel. Dasjenige nun, was der Hr D. Haller unter den Göttern verstehet, nämlich den Knoblauch, kan man wirklich düngen, und die Egypter düngten ihn auch. Was aber Milton von den Erdklössern sagt, daß sie nämlich kalbeten, dieses ist unmöglich; und der Ausdruck ist höchstabgeschmackt, ob ihn gleich nicht die Unmöglichkeit des Kalbens der Erdklösser, sondern die Zusammensetzung zweener allzu widerwärtiger Begriffe dazu macht. Der Hauptunterschied des miltonischen und des hallerischen Ausdruckes bestehet also darinnen, daß dieser eigentlich, jener aber metaphorisch ist. Herr Bodmer hätte demnach den erstern gar nicht durch den letztern sollen rechtfertigen wollen. Hierzu kömmt noch, daß der Herr D. Haller durch die seltsame Zusammensetzung des Düngens und der Götter, die egyptische Religion lächerlich machen will, welches aber Miltons Absicht bey seinen kalbenden Erdklössern gar nicht ist. Wenn meyssen diese miltonische Metaphore gut seyn sollte und müste: so sage uns doch ein Miltonianer, ob die Erdklösser auch etwan rindern?

Die Fortsetzung folget künftig.

Gedanken

von den Eigenschaften eines Kunstrichters

welcher den wahren Werth der alten und neuen Schriftsteller bestimmen will.

Unter vielen gelehrten Zwistigkeiten, welche die Aufmerksamkeit der gelehrten Republik auf sich gezogen haben, ist der Streit besonders merkwürdig gewesen, ob man den alten oder neuern Schriftstel'ern, den Rang vor einander zugestehen müsse. Wie der Geschmack verschieden ist, so sind auch die Urtheile verschieden hiervon ausgefallen. Es gehört ohne Zweifel eine grosse Geschicklichkeit darzu, diesem Streite einen richtigen Ausschlag zu geben. Es ist bekannt, wie heftig in Frankreich wegen dieser Sache gefochten worden ist. Fenelon hat eine allegorische Geschichte von den Unruhen im Reiche der Beredsamkeit, und de Callieres eine poetische Historie von dem jüngsthin angekündigten Kriege unter den Alten und Neuern von dieser Sache geschrieben. Vielleicht ertheilen wir künftig eine umständlichere Nachricht von diesem Streite. Auf beyden Seiten haben geschickte und kluge Kunstrichter gestritten, daß daher der Sieg zweifelhaft geblieben ist. Perrault, Fontenelle, u. la Motte, stunden auf der Parthey der Neuern.

Von

Boileau aber, Furetiere, die Frau Dacier nebst ihrem Manne vertheidigten die Alten Schriftsteller. Auch heute zu Tage ist man in Frankreich darüber noch nicht einig geworden: einige räumen den Alten den Vorzug ein, und viele überreden sich, daß die ersten Jahrhunderte den neuern Zeiten, was die Künste und Wissenschaften beträfe, weit nachstehen müßten. Voltäre hat sich zu den letztern gesellet, wie solches aus vielen Oertern seiner Schriften deutlich ist. Wenn man alles genau und scharf untersuchet und prüfet, was auf beyden Theilen geschrieben worden ist, so möchten wir lieber die Partey derjenigen nehmen, welche die Alten über die Neuern setzen. Denn es ist in der That bey der Frau Dacier, dem Herrn Fenelon, dem Herrn Furetiere und andern, mehr Grundlichkeit und Einsicht, als bey dem Perrault, welcher mit unglücklichem Erfolge ein Addison unter seinen Landsleuten werden wollen, besonders bey dem la Motte, Fontenelle, und Voltäre. Ihre Waffen und Rüstungen sind zu leicht: sie verstümmeln und verderben die Alten, wie la Motte in seiner Uebersetzung Homers, welche einem Cörper ohne Saft und Blut und Fleische gleichet, gewiesen hat; sie spotten und lachen nur, und der Witz ist bey ihren Urtheilen mehr, als die Vernunft geschäftig; wie wir solches an dem Herrn Fontenelle wahrnehmen: sie beurtheilen überhaupt sehr flüchtig, und nur nach den Uebersetzungen, wie solches der Verfasser der in italienischer Sprache ge-

geschriebenen Vertheidigung des Oedipus des Sophokles vom Herrn Voltäre mit andern nicht ohne Grund anmerket. Dennoch sind auch diese Kunstrichter von einer vortreflichen Geschicklichkeit gewesen. Uns scheinen die letztern den Kriegsvölkern ähnlich zu seyn, welche zwar stark sind; aber ihre Kräfte entweder aus einer eingebildeten Sicherheit, oder aus einem allzugroßen Stolze nicht gebrauchen: wenn sie ja ihre Gegner anfallen, so sind es doch nur leichte und flüchtige Angriffe: jene kommen den Kriegsleuten nahe, welche stets auf ihrer Hut sind, ihre Läger befestigen, und hier und da ihren Feinden Abbruch zu thun suchen. Man weis also noch nicht auf welche Seite sich der Sieg neigen werde. Wir haben daher die Eigenschaften derjenigen zu bestimmen suchen wollen, welche bey diesem Streite Obsieger zu seyn begehren. Jeder erkennt, daß man gern richtig zeigen wolle, ob die Alten oder Neuern in ihren Schriften, welche vor das Gerichte der Beredsamkeit und der Dichtkunst gehören, mehr Geist und Witz angewendet haben, und in welchen von beyden, mehr Schönheiten, die man in gebundnen und und ungebundnen Schriften fodert, wahrzunehmen seynd. Man sieht leicht, daß man weder einen von den Alten, wenn er auch aus dem Tode zurückkommen solte, noch einen von den Neuern zu Richtern über diese Sache setzen dürfe. Die Liebe zu ihren Zeiten würde sie niemals einig werden lassen, und es wäre gleichviel, als wenn

man

man zween Ehrgeizige, welche eine gleich grosse Einbildung von ihren Verdiensten besitzen, wolte entscheiden lassen, wem von ihnen beyden am meisten Ehre gebühre. Diejenigen Leute von einer ältlichen Mine, welche die Neuern bey jeder Gelegenheit heruntersetzen, dürfen also sich eben so wenig auf den Richterstuhl setzen. Diese Gelehrten lassen sich nicht überreden, daß wir nunmehro keine alten Schriftsteller haben würden, wenn alle Gelehrte zu allen Zeiten, wie sie, gedacht hätten:

Quod si eam Graecis novitas invisa fuisset
Quam nobis, quid nunc esset vetus?
Hor.

Es steht in ihrem Glaubensbekenntnisse, daß nach den Zeiten des Trajanus Witz und Geist sich unter den Menschen verlohren, und daß die Natur alle Kräfte an den grossen Geistern des Alterthums erschöpfet habe. Man darf sich von diesen Leuten nicht einbilden, daß sie in unsern Zeiten lebten: es befindet sich bloß ihr Körper hier, und ihre Seele hält sich beständig in Alterthume auf, daher es sich denn oftmals auch zutragen pflezet, daß sie solche Handlungen unternehmen, welche in unsern Zeiten abgeschmackt und lächerlich sind. Sie suchen das Ansehen eines ernsthaften Mannes zu haben, welcher sich mit Jünglingen, gesetzt daß sie oftmals so viel Verdienste, als er, besässen, dennoch nicht gemein macht. Was können sich also die Neuern von einem Gelehrten dieser Art, welcher vielleicht

ein

ein Zusammenfluß vieler alten Geister ist, wie man solches an ihm wahrnehmen kan, wenn er alte Schriftsteller liest, indem er bey jeden andre Minen und Geberden annimmt, vortheilhaftes vor sich vermuthen? Wenn es sich zuträgt, daß einer von seinen verstellten Anhängern, welche sich aus gewissen Leidenschaften zu ihm verfüget haben, etwa seines Vortheils halber niederschlägt, so fällt er seinen Urtheilen, welche man meistentheils auf so genannten gelehrten Zeitungsblättern findet, mit klatschenden Händen bey, und schilt die Neuern für witzlose und plumpe Geister, wenn sie etwas schreiben,

non quia crasse
Compositum, illepidumque putetur, sed quia nuper.
Hor.

Daraus erhellet sattsam, daß die veralteten Männer, untüchtig sind, bey diesem Streite, den Sieg davon zutragen. Wie wäre dieses möglich, da sie niemals die Beschaffenheiten der Neuern ausgespähet haben. Sie haben die Schriften derselben mit einem verächtlichen Blicke jederzeit von sich geworfen, und sie des Lesens unwürdig geachtet, daher kan ihr Urtheil, daß sie von dem Werthe der alten und neuern Schriftsteller etwa fällen, nicht gültig seyn. Die Vernunft, die oberste Richterin über solche Streitsachen verwirft dasselbe. Und wenn wir auch setzen, daß jemand die alten und neuern kenne und gelesen habe, so ist doch solches nicht zulänglich. Vielleicht könnten seine Augen denjenigen

gleich

gleichen, welche in der Ferne sehr scharfsichtig sind, und fast mehr daselbst erkennen, als in der That allda befindlich ist, hingegen in der Nähe sich als blödsichtig erweisen, oder wenigstens den Willen nicht haben, da etwas wahrzunehmen. Bald geben solche Herren nicht darauf Achtung, weil ihnen ihre Neigungen und Leidenschaften eine Hülle vor die Augen hängen; oder sie behaupten, daß es etwas anders sey als wovor es alle Leute ansehen. Philopalaeomultonos ist von dieser Beschaffenheit. Man kan nicht läugnen, seine Einsicht in die Alten ist gründlich, und er bleibt nicht blos an den Wörtern als ein Sclave hangen: er besitzt auch eine grosse Kenntnis von den Neuern, aber mehr von ihren eingebildeten Fehlern, als von ihren Schönheiten, hält er ja einige unter ihnen werth, so sind es theils Ausländer, theils ebenfalls unter den Neuern Alte, oder nur seine Eidgenossen. Mehrentheils aber schätzt er sie deswegen hoch, weil sie entweder die Fehler der Alten im Denken, das Schwülstige, das Ungeheure, und Großscheinende, nachgeahmet oder die Arten fremder Sprachen, die Ausdrückungen zu ordnen, in seine Landessprache, wo sie zu Fehlern werden, übergetragen haben. Wenn die Kunstrichter dieser Gattung ihre Leidenschaften bezähmen, und bloß nach den Vorschriften der Vernunft urtheilen wolten, so achtete ich sie allerdings für würdig, zu Schiedsmännern bey oftgedachten Streite gesetzt zu werden. Allein in dem Stande, worinnen sie sich

ge

gegenwärtig befinden, sind sie unfähig dazu, und können nebst den ersten nicht zu Richtern gesetzet werden. Doch sie sind solches nicht allein. Wir wollen ihnen noch andere zugesellen, welche zwar ihrer Eigenschaften wegen ihnen ganz unähnlich, aber doch auch zum Richteramte unwürdig sind. Es ist eine ihnen gerade entgegen gesetzte Partey. Jene lieben nur, was staubicht und modernd ist: diese reitzet nichts, als was in den neuern Zeiten hervorgebracht worden ist; gesetzt, daß es auch von den Alten wäre entlehnt worden, es ist ihnen genug, wenn es aus dem Munde eines Neuern gegangen ist. Sie können sich nicht einbilden, daß etwas zugleich alt und schön seyn könne, und das scheint ihnen ungereimt, daß die grauen Griechen und Römer solten so schöne Dinge, als die Neuern, erzeugt haben können. Vorzeiten sind ihrem Wahne nach die Bäume nicht so schlank und hoch gewachsen, als sie heute zu tage steigen: die Lorbeerbäume sind nicht so grün, und der Witz nicht so lebhaft und munter, noch die Einbildungskraft so feurig gewesen, als etwa in unsern Zeiten. Wenn ich diese Gelehrte, wenn dieser Name nicht entehrt wird, wo man ihn solchen Personen beyleget, betrachtet habe, so ist mir ein Zweifel aus ihrer Beschaffenheit gegen die Lehre vom Daseyn der menschlichen Seele seit den Anfang der Welt, welche von Leibnitzen wieder an das Licht gebracht und bestärkt worden ist, aufgestiegen, und wiewohl ich ihr sonst Beyfall ge-

be, so bin ich doch in Ansehung dieser Leute ge neigt zu glauben, daß immer noch eine neu Schöpfung erfolge, von welcher sie die neue Creaturen sind. Es ist nur aus dem Grund wahrscheinlich vorgekommen, weil sie sich nich einmal einbilden können, etwas altes könne schö seyn. Was, sagt Philoneus, der

nicht auf die Alten zielt
Nicht ihre Schriften kennt, der Griechen und Latein
Opitz.

ein altes Frauenzimmer in flügenden Haaren ohne Ohrenringe, in einem langen Kleide, da ohne gehörige Ausdehnung und ohne Falte lang hinunter auf die Erde fällt, solte schön seyn So schlüsset er vom Frauenzimmer und nich besser von den Schriftstellern. Meine Freund welchen ich, wie solches käme, auf obige Art erkläret, gaben nur nicht völlig Beyfall, inde sie glaubten, daß man noch andere Ursachen da von angeben könnte. Sie meinten, daß ein freywillige Unwissenheit, welche in den Schule ignorantia vincibilis genennet wird, dara schuld sey Und ich kan nicht läugnen, daß mi ihre Gründe bey nahe auf andre Meinung g bracht haben. Diejenigen, welche den Alte alle Vollkommenheit absprechen, sind zu g mächlich, sie kennen zu lernen: es ist verdrüßlich so schwere Sprachen zu erlernen, als die Gri chische und Römische ist: der Staub, welch gemeiniglich auf alten Büchern liegt, könnte ih nen leicht in die Augen flügen, und dieselbe ve

derben. Viele sind auch zu stolz dazu: ihr Wahlspruch ist:

A notre Ignorance
Voüillons l'arrogance
Ce n'est rien plus beau.

Und damit sie in ihrem Gewissen alle Vorwürfe der Nachlässigkeit vermeiden mögen, so suchen sie ihre Einbildung durch allerhand Scheingründe, wie etwa die Athenäen ihren Glauben, daß kein GOtt sey, zu bevestigen und zu bemänteln. Sie sind unerfahren in den alten Schriftstellern selbst, fremd in der Geschichte alter Zeiten, Pilgrime in der Wissenschaft alter Gebräuche, und gesetzt, daß sie noch einigermassen mit den alten Schriftstellern bekannt sind, so sind sie es doch nur durch Dollmetscher. Daher sind ihre Urtheile grösstentheils flüchtig und ungegründet, und die Erfahrenheit hat nicht selten ein gerechtes Spottgelächter über dieselben aufgeschlagen. Es ist noch eine Gattung von Gelehrten übrig, welche weder zu der einen noch zur andern Parthey gehören. Sie loben die Alten, und schelten die Neuern, sie erheben die Neuern, und haben auch etwas an den Alten auszusetzen. Sie scheinen im höchsten Grade unpartheyisch zu seyn, und sind doch nichts weniger: sie stellen sich nur also an, damit sie in den Ruf unpartheyischer und gründlicher Männer kommen mögen, welche ohne Partheylichkeit die Schönheiten jeder Parthey auf der rechten Wage abwägten. Sowohl die altfränkischen und verstockten, als neu-

modischen, und seichten, aber schlauen Gelehrten können also die Frage, welche man von dem Werthe und Unwerthe alter und neuer Schriftsteller aufgeworfen hat, nicht gründlich beantworten. Wem die Eigenschaften wahrer Kunstrichter nicht unbekannt sind, wird auch die Tugenden, die ein solcher Kunstrichter, wie er hierzu erfodert wird, besitzen muß, nennen können. Wie wir uns in der Abhandlung von der Critik erkläret haben, daß diejenige Critik keine wahre Critik sey, welche von dem Willen und Vorurtheilen abhängt, und der Vernunft nicht unterwürfig seyn will, so ist es eben hier beschaffen. Die Sprache der Leidenschaften, und der Vorurtheile ist allzuoffenbar, als daß man sie für die Stimme der Vernunft und Wahrheit erkennen solte. Aus welchem daher die allzugrosse Neigung gegen das Alterthum, oder eine verblendete Liebe zu seinen Zeiten reden, dessen Aussprüche sind bey dieser Sache verdächtig. Ein Kunstrichter, welcher gründlich hiervon urtheilen will muß Herr über seine Neigungen seyn: eine gesunde Weltweißheit, und Vernunftlehre muß die Vorurtheile aus seinem Gemüthe ausgerottet haben, und alle seine Ausspruche müssen so eingerichtet seyn, daß wo sie nach der eingeschränkten menschlichen Erkenntnisse nicht allezeit die Wahrheit selbst sind, der Wahrheit dennoch am nächsten kommen mögen. Allein wie wir mit der bloßen Aufrichtigkeit eines Geschichtschreibers nicht zufrieden sind, wir verlangen,

daß

daß er die Sachen entweder selbst gesehen, oder von glaubwürdigen Zeugen gehört haben soll, so kan man auch mit Recht von einem Kunstrichter, welcher die Vorzüge, welche die Alten und Neuern in der Dichtkunst, Beredsamkeit und andern freyen Künsten vor einander besitzen, bestimmen soll, mehr als Redlichkeit und Unpartheylichkeit heischen. Ein Richter darf keinem unerkannter Weise ein Urtheil sprechen: was ist aber ein solcher Kunstrichter hier anders als ein Richter? Er muß also die Alten und Neuern gelesen, nicht nur aber gelesen, sondern auch verstanden haben. Er muß dem Paris gleich seyn. Dieser war nach des Lucians Berichte nicht nur unschuldig und redlich, sondern auch in Sachen der Schönheit wohl erfahren: wie er denn selbst von sich saget, daß er vollkommen wissen wolle, welches Kalb schöner, als das andre, sey. Drum solte er auch entscheiden, welcher von den drey Göttinnen der goldene Apfel als der Preis der Schönheit gebührte. Paris ließ es aber nicht dabey bewenden ihre Augen, ihre Stellungen und Geberden bloß zu beurtheilen: die Göttinnen mußten sich völlig entblössen, und auf diese Weise konnte er ein vollkommenanschauendes Erkenntnis bekommen, daraus er sodann ein gegründetes Urtheil zu ziehen vermögend war. Also muß ein Kunstrichter in das Innerste der Schriftsteller eindringen können. Es muß in seiner Gewalt stehen, sich bald in die alten, bald in die neuern Zeiten zu setzen, ohne daß er von

einer Parthey gewonnen werde. Er muß ein gerechter Richter seyn: Er muß allezeit folgenden Grundsatz zum Grunde seiner Beurtheilung setzen:

- - - Tibi me virtus tua fecit amicum
Hor.

Es ist andem, es gehöret eine weitläuftige Erkenntnis dazu. Er muß die Geschichten innen haben, von welchen die Alten so viele verjüngte Bilder machen, und diese muß er entdecken und auswickeln können, wozu der gründliche Herr Pr. Chladenius in dem 1ten Theile seiner Auslegungskunst so schöne Anweisung giebt. Die alten Redner und Dichter beziehen sich auf diese oder jene merkwürdige Begebenheit: allein sie geben keine vollständige Nachricht davon: zu ihren Zeiten waren sie bekannt, und sie durften ihre Leser nur mit wenigen Worten erinnern, so stellten sie sich die ganze Begebenheit deutlich dabey vor. In der Entfernung, die zwischen unsern und ihren Zeiten ist, sind uns diese Anspielungen dunkel und unverständlich und dadurch verliehren wir viele Schönheiten an den Alten aus dem Gesichte, die sie doch wirklich an sich haben. Nicht weniger wird zu einem solchen Kunstrichter eine weite Erkenntnis von den Sitten und Gewohnheiten der damaligen Völker in bürgerlichen Leben erfodert. Die Alten nehmen bey jeder Gelegenheit, die sich ihnen darbietet, Anlaß, eine Aehnlichkeit zwischen ihren Sitten und Gewohnheiten, und der Sache, wel-

welche ſie abhandeln zu finden, oder ſie dadurch zu erläutern, oder auch ſie zu beweiſen, wie man ſolches aus Ciceros gerichtlichen Reden weitläuftig darthun könnte. Ja ſoll das Urtheil eines ſolchen Richters ganz ohne Ausnahme ſeyn, ſo muß er auch eine Kenntnis von der Mythologie, von der Göttergeſchichte, von dem Wahne, ja ſo gar von den gemeinen Sagen unter den Alten beſitzen. Nur dieſes von der Göttergeſchichte zu beweiſen, ſo will ich aus dem Lucian ein Exempel anziehen. Wem die Geſchichte Jupiters mit der Danae unbekannt iſt, wird in Lucians Worten, da er ihn Διὰ ἀπογέοντα, den herabflüſſenden Jupiter nennt, keine Schönheit erblicken können. Und dennoch liegt der feinſte Spott darinnen verborgen, wer ſich nur entſinnet, daß Jupiter ſich in einen goldenen Regen verwandelt habe, die Danae zu ſeinem Willen zu haben, und ihr alſo in den Schoos gefallen ſey. Eine Unwiſſenheit in ſolchen Dingen würde einen Kunſtlehrer unfähig machen, ein Urtheil von dieſen gegenwärtigen Sachen abzufaſſen, welches den Beyfall der Klugen erhalten könnte. Und die Kenner der Alten haben mit Rechte oftmals über unſre witzigen und ſonſt geſcheiden Nachbarn ſpotten können, wenn ſie aus angezogner Urſache an den Alten etwas getadelt, welches eine würkliche Schönheit geweſen iſt. Ein Kunſtrichter, wie wir denſelben hier erfodern, muß aber nicht allein dieſes wiſſen; da hier Grade zu beſtimmen ſind, wenn man den Vorzug

angeben soll, den diese vor den andern besitzen; so muß er jedesmal die Absichten, mit welchen jeder sein Buch geschrieben, und die unterschiedne Anwendung der Gemüthskräfte der Alten und Neuern bey Verfertigung ihrer Werke erwägen und bestimmen können. Wenn man die Absicht einer ganzen Schrift, einer Rede, oder eines Gedichtes weiß, so wird uns in ihnen selbst vieles klar, welches ohne eine solche Wissenschaft dunkel geblieben wäre. Und es wäre thöricht, wenn man z. E. unsers grossen Wolfs Lehrbüchern den Vorzug vor den philosophischen Gesprächen des Plato oder Cicero deswegen absprechen wolte, weil in diesen mehr Witz, und Einbildungskraft sich zeige, als in jenen. Denn wenn man zwo Schriften mit einander vergleichen will, ihren Werth gegen einander anzugeben, so müssen es Schriften von einer Gattung, und von einerley Absichten seyn. Da kan man nach diesen erforschen, wie viel die Vernunft, das Gedächtniß, der Witz, die Einbildungskraft an der Ausarbeitung der Schrift beygetragen haben, und alsdann ist es fast nach der Rechenkunst leicht, den Werth solcher Schriftsteller gegen einander zu bestimmen. Da aber die Schönheiten der Schriften selbst von einer verschiedenen Natur sind: einige sind vergänglich und flüchtig

cadunt
Quæ nunc sunt in honore
Horat.

An-

andre sind beständig: so muß ein Kunstrichter auch eine genaue Kenntniß von beyden besitzen. Den Werth einer Schönheit aber pflegt man nicht nach ihrem Schimmer, sondern nach ihrer Dauer abzuwägen. Daher muß ein Gelehrter, der solches unternimmt die Quelle dauerhafter Schönheiten wohl kennen, um desto richtiger in der Beurtheilung der Alten und Neuern zu gehen. Allein welches sind die Quellen dauerhafter Schönheiten, welche zu allen Zeiten auf alle Gemüther gleich starke Würkung thun? Ich antworte: die Natur selbst, welche zu allen Zeiten in den meisten Stücken einerley bleibet, ist eine solche Quelle. Die Schönheiten aus der kleinen Welt, welche von gewissen besondern Umständen, darinnen sich dieselbe oder der Mensch, den man also nennt, befindet, von den Sitten und Gebräuchen, von gewissen Begebenheiten, welche nur Privatpersonen betroffen haben, von dem Wahne und von den Sagen hergenommen sind, sind vergänglich, weil sie selbst zufällig sind, und sie verliehren sich, wenn sie nicht von der Seiten angesehen werden, von welcher sie solten betrachtet werden. Allein diejenigen sind von dem Untergange gesichert, welche aus der grossen Welt, aus der Einrichtung des Weltbaues, und der darinn beständig befindlichen Dinge, von den grossen Weltbegebenheiten, welche Ursachen von den größten Veränderungen sind, daß sie folglich keine Zeit in Vergessenheit stellen wird, und von andern Din-

gen solcher Beschaffenheit geholet werden. Dadurch verbieten wir dem Schriftsteller nicht zu den erstern Quellen zu gehen: wir würden ihm nicht nur viel Gegenstände rauben, woran er seinen Geist prüfen könnte, sondern auch unserm Vergnügen viel Schönheiten entziehen: wir behaupten nur, daß ein Schriftsteller, welcher den Preis der Schönheit zu jeder Zeit davon tragen will, mehr zu dem letztern, als erstern Brunnen gehen müsse. Diese Betrachtung lehrt uns, wie ein Kunstrichter, wenn er zeigen will, wer die meisten Schönheiten besitze, die Alten oder die Neuern, besonders an ihnen untersuchen müsse, welche die meisten dauerhaftesten Schönheiten besitzen. So wissen demnach meine Leser die Eigenschaften eines Kunstrichters, welcher uns belehren soll, ob wir den Alten, oder Neuern den Vorzug lassen sollen? Er muß unpartheyisch seyn, er muß die Alten und Neuern gelesen und verstanden haben; er muß ihre Absichten bey ihren Werken einsehen: er muß wissen, welche Kräfte der Seele vornemlich an denselben gearbeitet haben, und es müssen ihm die Quellen dauerhafter und vergänglicher Schönheiten bekannt seyn. Allein, worzu hilft uns dieses? werden vielleicht meine Leser fragen. Sokrates, der Weiseste unter den Griechen, hatte im Gebrauche, wenn er jemanden unterrichtete, daß er ihm die Eigenschaften, welche gewisse Leute, die ihm einigermassen ähnlich waren, vorstellte, und ihn alsdann fragte, ob sie ihnen nicht nöthig wä-

ren

ren? Wenn sie ihm solches bejahten, wie er es wünschte, weil er entweder von der Wahrheit dazu gezwungen ward, oder weil er die Absicht des Sokrates nicht errathen konnte, so zeigte Sokrates ihm alsdann die Verwandschaft und Aehnlichkeit zwischen ihm und denjenigen, von welchen er gewisse Eigenschaften gefodert hatte, und überführte ihn alsdann durch sein eigen Bekenntniß, daß ihm eben die Eigenschaften nöthig wären. Ich will demnach auch eine Frage anstellen: Ob meine Leser, wenn sie Freunde der wahren Gelehrsamkeit sind, ob sie nicht gern wissen wolten, wer höher zu schätzen wäre, die Alten, oder die Neuern? Ich weis, sie werden mit einem Ja antworten. Ich begehre also von ihnen, daß sie sich um die erfoderten Eigenschaften bemühen mögen. Diese Tugenden werden sie sodann vor einer blinden Neigung gegen das Alterthum, und vor einer tadelhaften Geringschätzung der Neuern bewahren. Sie werden Lob und Tadel ohne Partheylichkeit nach Verdiensten austheilen. Ihre Wissenschaft wird alsdann auch von diesen Dingen gründlich und philosophisch werden. Die Schriftsteller selbst werden aus dem Besitze beregter Tugenden die größten Vortheile ziehen. Sie werden durch dieselben Unterricht erlangen, wie sie es anfangen müssen; wenn sie zu jederzeit schön bleiben wollen. Ein jeder wird dadurch angefeuert werden, seine Schriften mit solchen Reizungen aus-

zu-

zuſchmücken, welchen weder die Flucht der Jahre noch die Vergeſſenheit ſchaden kan,

Quas non
Poſſit diruere aut innumerabilis
Annorum ſeries & fuga temporum.
Hor.

Die neueſte Critik.

Schweig, Pope! ſchweig, Horaz! ſchweig, Ariſtoteles,
Von Dichtkunſt und Critik! die Welt gebietet es.
Ein neu gelehrtes Volk will eure Kunſt vernichten,
Und mit dem Willen nur, nicht mit Verſtande richten.
Was legt ihr Dichtern doch Natur und Weltlauf vor?
Izt hebt dieß Göttervolk ein neuer Schwung empor,
Und bringt es unvermerkt auf andre Pindusſpitzen,
Als wo Homer, Horaz, Virgil und Opitz ſitzen.
Die Richtkunſt ändert ſich; Natur und Weltlauf nicht.
Wie, daß ein Stagirit mit cruſter Kühnheit ſpricht,
Die Dichtkunſt ſey ein Bild von der Natur zu nennen?
Sieht man nicht Zeit und Glück Natur und Dichtkunſt trennen?
Sucht andre Regeln aus, wonach ihr richten könnt,
Ihr, denen noch das Joch der Alten nicht vergönnt,
Den Dichter, nicht das Werk, zu tadeln und zu preiſen,
Im Richten ſtets Affect, und nie Verſtand zu weiſen!
Seht, Sklaven todter Macht! die neue Richtkunſt an!
Betretet, ſeyd ihr klug, die nur erfundne Bahn,
Auf der euch die Critik zu jenen Höhen leitet,
Wo mancher ſchon das Lob der Deutſchen Welt erbeutet.
Entflieht der Sklaverey! auf! richtet, und verbannt,
Vernunft und Gründlichkeit, Kunſt, Einſicht und Verſtand!
Erfüllt den Willen nur mit unruhvollen Trieben,
Und dieſe ſucht durch Witz und Schalkheit auszuüben.
Wählt Männer, deren Ruhm der Weiſen Zunft erhebt,
In welchen die Critik des Stagiriten lebt;

Die-

Dieselben sucht mit Macht von ihrer Höh zu stürzen,
Und ihrem Lob und Ruhm die Dauer zu verkürzen.
Schwingt nur euch selbst empor! laßt keinen neben euch!
Regt sich ein Klügerer: verbietet ihm das Reich,
Versagt ihm alles Recht, den Pindus zu besteigen:
So bleibt euch Ruhm und Glanz und Dicht- und Richtkunst eigen.
Ahmt nur den Mustern nach, die euch die itzge Welt,
Fast wie den Sand am Meer, vor Sinn und Augen stellt,
Die selbst der Pöbel kennt, und welche sich durch Schriften,
Von Ost zum Bodensee ein ewig Denkmaal stiften.
Wie geizig kauft und liest der Deutsche nicht ein Blat,
Das des Verfassers Ziel mit Schmähn geschmücket hat!
Es fliegt und kömmt sehr schnell durch mehr, als tausend Hände,
Gleich, als ob man darinn Orakulsprüche fände.
Und was enthält es denn? Critiken ohne Zahl.
Auf wen? Auf Freund und Feind. Wie? Ohne Kunst und Wahl,
Warum? den Feind zu schmähn, den Freund stets zu erheben,
In der gelehrten Welt berühmt und wohl zu leben.
Man macht der Schriften Werth durch Lob und Tadel kund.
Man lobt für Gunst und Geld, man tadelt ohne Grund
Und mit Parteylichkeit; und ist das Werk vollkommen:
So wird dem Meister doch ein Theil des Ruhms entnommen.
Man leitet Werth und Lob von fremden Kräften her.
Des Meisters schwachem Geist ist so ein Werk zu schwer.
Sollt auch der Vorwurf nicht selbst bey den Feinden gelten:
So pflegt man nicht die Schrift, nur die Person, zu schelten.
Es muß gescholten seyn: Drum critisirt man ja.
Critik und Schimpfkunst sind einander viel zu nah,
Als daß man, wenn man auch den Gönnern schmeicheln wolte,
Die Feinde nicht zugleich durch Schimpf entehren solte.

Wie machts Crispin, wenn er die Fama fliegen heißt,
Durch sie der Neubegier Staat, Feld und Schlachten weist,
Oft statt der Wirklichkeit die Möglichkeit erwählet,
Und nur, was ihm geträumt, nicht, was geschehn, erzählet?

Es

Er hängt der guten Frau von hinten zu ein Stück
Der neuerfundenen und zerlachten Critik
Von eigner Arbeit an: denn ſieht er mit Vergnügen
Sein luſtigmachend Blat mit ihr durch Deutſchland fliegen.
Wie ſumreich iſt nicht oft ſein Urteil abgefaßt!
Beweis und Gründlichkeit ſind der Critik verhaßt,
Der er geſchworen hat. Im Stürzen und Erheben
Sieht er auf die Perſon: das macht, er weis zu leben.
Wie liſtig übt ſein Witz die Freunderwerbungskunſt!
Ein critiſch Zauberwort erſchleicht ihm fremder Gunſt.
Ein kützelnd das iſt ſchön, ein das iſt werth zu leſen,
Iſt manchem, dem es galt, der Freundſchaft Sporn geweſen.
Des Vaterlandes Zucht iſt ſtets von Fehlern frey.
Sagt nun, ob nicht Criſpin der klügſte Richter ſey.
Der, ob ſein Richten gleich Vernunft und Tugend kränket,
Doch Lob und Tadel ſtets nach einem Zwecke lenket?

Star fühlt zur Richtkunſt auch im Magen ſtarken Trieb.
Er kränkt Verdienſt und Ruhm: das iſt der Richtkunſt lieb:
Sie miethet ihn ums Lohn ſie heimlich tapfer richten,
Und ihrer Gegner Ruhm durch Spott u. Schimpf, vernichten.
Wie, wenn zur Winterszeit ein hungrig wilder Bär
Sich Raub und Sperſe ſucht: er rennet hin und her,
Sperrt Schlund und Rachen auf, und läßt ſich gar nicht ſchauen,
Was ſeine Raubgier ſtillt: ſo fängt er aus den Klauen:
Nicht anders macht es Star, wenn ihn der Hunger plagt,
Er nimmt es aus ſich ſelbſt, was ihm das Glück verſagt;
Ihn nährt ſein eigner Witz durch richtendes Erfinden.
Denn muß, ſo oft er ſchreibt, des Hungers Furcht verſchwinden
Sein unerſchrocknes Kiel genennt der Starken Schutz,
Und füllt, mit leichter Müh, der Billigkeit zum Trutz,
Der Wiſſenſchaft zum Schimpf, der Mißgunſt zum Vergnügen,
Ein Blat mit Thorheit an, die Großmuth zu bekriegen.
Und dennoch ſieht niemals die Großmuth gegen ihn,
So critiſch er auch ficht, gleich critiſch loßzuziehn.

O Bli

O Blindheit! welche nicht den Werth der Richtkunſt kennet,
Von welcher man den Zweck der Kunſtverbeſſrung trennet.
Schaut wie Gargil und Trax im Richten einig ſind,
Im Richten, wo man ſich durch eigner Ruhmſuchtwind
Den Gegnern furchtbar macht, durch witziges Beſtreben,
Durch Spotten, ſich bemüht vor vielen zu erheben.
Vordem war ihre Kunſt der Wahrheit zugethan.
Doch was geht der Critik die ſtrenge Wahrheit an?
Pedanten mögen ſich nach nach ihrer Vorſchrift richten!
Ihr Zwang ſoll unſern Ruhm hieß es, niemals vernichten.
So wächſt je mehr und mehr der neuen Richtkunſt Reich!
Gargil, Trax, Stax, Criſpin bemühen ſich zugleich,
Mit ſtark vereinter Macht, die Richter zu verbannen,
Die die Critik ins Joch der alten Weisheit ſpannen.
So hebt man, ſtatt der Kunſt, der Künſtler Ruhm empor!
So gräbt der kleinſte Geiſt ſich aus dem Staub hervor,
Worinn er, wenn er nicht die Welt zu richten wüſte,
In öder Finſternis zuletzt erſticken müſte.
Die ihr, ſtatt Einſicht, Ruhm, ſtatt Beſſrung Zank erwählt,
Hört und erwägt, was euch der Fabel Mund erzählt.
Es waren, ſagt ſie euch, zween kriegriſche Soldaten,
Der Länge wegen einſt in einem Streit gerathen.
Schau, Bruder! ob ich nicht weit länger bin als du?
Hieß es. Der andre ſprach: Das gib ich nimmer zu!
Der Hauptmann hat mich ja ſo gut, als dich, erleſen;
Wie? bin ich dir nun nicht an Länge gleich geweſen?
Ja du biſt, fuhr er fort, ſelbſt nicht ſo lang, als ich;
Ich überſch dich ja; und doch erhebſt du dich,
Und willſt noch länger ſeyn! Wohlan! wir wollen meſſen;
Ich wets, du ſollſt mit Schimpf, dem Großthun bald vergeſſen.
Nun gut, ſie wurden eins. Des Hauptmanns Längenmaaß
Sollt itzt ihr Schiedsmann ſeyn. Doch beyder Theil vergaß
Das Meſſen bey der Wuth: bey grimmigen Erkühnen
Muſt ihnen ſelbſt das Maaß zu Schlag und Rache dienen.

Druckfehler.
im erſten Stück.

Auf der 10. S. unten werden die Worte von deſſen Ruhm an, bis aufrichtig erzählen, weggenommen, und auf der 11. S. oben zwiſchen Gottſched und gab eingeſchaltet.

Auf der 13 S. 11 Z. lies für μάγεσθαι. μάχεσθαι.

55	15			Reichsgrundgeſetzte, Reichsgrundgeſetze.
63	16			wider, wider die.
79	21			Werken, Worten.
84	21			wachen, wohnen
87	12			Mandelkrachen, Mandelkrahen.
89	29			deeſt, dreſt.
89	32			Swcers, Sweets.
90	11			ſchekicht, ſchattichk.
90	16			Plantanes, Platanes.
90	17			Sighury, Sighing.
91	21			neu, nun.
109	25			Teukrer, Grieche.
112	30			zwey, Zwey.

Die übrigen wolle der geneigte Leſer ſelbſt verbeſſern.

Bemühungen

zur

Beförderung der Critik und des guten Geſchmacks.

Quid deceat, quid non? quo virtus, quo
ferat error.

Hor.

Drittes Stück.

HALLE,
bey Carl Herrmann Hemmerde.
1743.

An Herrn G. v L.

Von den ſchmähſüchtigen Beurtheilungen.

Freund, wenn ich neben dir die ſüßte Luſt genoß,
Als ich um deinen Hals die frohen Arme ſchloß,
Nachlarig und vertraut, als du die Stunden kürzeſt,
Und unſer ſüß Geſpräch durch Scherz und Einfall würzteſt,
Da hat oftmals dein Mund mich um den Grund gefragt:
Warum ſich zur Kritik die Schmähſucht meiſtens wagt,
Warum ein Kritikus, wenn er zu richten ſuchet,
Gleichwie ein Zahnarzt ſchreyt und als ein Bootsknecht flucht?

Freund, deine Frag iſt ſchwer, ſo ſchwer, als wahr ſie iſt.
Die Alten, welche man doch mit Verwundrung lieſt,
Verfolgte Schmach und Spott: der den Achill beſungen,
Daß er unſterblich ward, empfand die wilden Zungen
Des Theons und Zoils: der Redner, dem Anton
Den Odem frech geraubt, fühlt eines Adlers Hohn,
Und die, die auch bey uns der Künſten Glanz erheilen,
Verfolgt ein Robortell mit ſeiner Schmähſucht Keilen.
Iſt Schmach der Arbeit Frucht, die edlen Geiſtern ziemt,
Die, wie der Pöbel nicht im Staub und unberühmt

Als eine Laſt der Welt, den Odem ſchöpfen wollen?
Hätt ihnen nicht der Ruhm noch Kränze winden ſollen?
Ja, Freund, ſie krönt genug der Schritten eigner Werth
Gleich wie die Tugend auch ſich durch ſich ſelbſt verklärt.
Allein daß gegen ſie oft tauſend Läſterer ſtreiten
Das eben dient darzu, ihr Lob mehr auszubreiten.
So ſteigt ein Nebel auf: umſonſt; in dem das Licht,
Der Zeiten Herr und Fürſt, durch Dunſt und Wolken bricht,
Und dem der lange nicht ſein ſchimmernd Haupt erblicket
Weit glänzender erſcheint, ihn mehr, als ſonſt, entzücket.
So aber ſageſt du, ſo gehn denn jederzeit
Zur Seite der Critik die Schmähſucht und der Neid,
Und folgt ihr ſtets der Haß, und hat ſie denn vonnöthen
Mit bittrer Läſterung ſtets die Fehlenden zu tödten?
Zwar wenn ein halber Geck, durch leeren Wahn bethört,
Mit abgeſchmacktem Zeug Geſchmack und Kunſt entehrt
Den mag ihr ſtreng Gebot; (denn, Thoren muß ſie haſſen)
Durch den, der ſonſt nichts nützt, mit Spotte geiſſeln laſſen.
Allein das ſcheint zu hart, die, deren frey Gemüth
Mit dem Unendlichen ſich nur umgränzet ſieht,
Und die die Barbarey, vor der ſich Thoren bücken,
Mit beyden Armen nicht vermag zu unterdrücken,
Von denen, welche ſich mit leeren Stolze blähn,
Als Memmen der Critik mit Schmach verfolgt zu ſehn,
Da ruht mein Eifer nicht, entzündet ſich in Flammen
Will die herrliche Kunſt als ſchädlich, ganz verdammen.
Gemach, erhitzter Freund, was man am Künſtler rügt
Das ziehe nicht der Kunſt, die Edle ſtets vergnügt,
Iſt doch die Tugend auch nicht ganz bey uns zu finden,
Und Künſtle ſollen ſie am Glück noch überwinden?
Kein jede ſuchet noch den wahrhaft groſſen Mann,
Der ſie niemals entehrt, den ſie nicht finden kann.
Durchſchau die ganze Welt, iſt etwas wohl vollkommen?
Dem Beſten wird oft noch der Vorzug weggenommen,
Dem wär kein Sterblicher an Tugend vorzuziehn,
Nicht einer aus der Welt; der Stolz nur ſchändet ihn:
Der könnte jenem leicht den Tugendpreis entwenden,
Allein ſein ſchnöder Geiz ringt ihn aus ſeinen Händen.

Der wird vom Neid entehrt, der von dem Zorn entstellt,
Und der vom falschen Wahn, der sich nur selbst gefällt,
Mit Pflegern der Kritik ists besser nicht beschaffen,
Wie mancher fühlt es sich der Eitenliche Waffen:
Er wird von ihr berührt: die schlaue Zauberin
Macht eigne Fehler klein, verblendet ihm den Sinn
An andern sieht er nichts, als Flecken, Schand und Blösse
Und sich schätzt er allein von einer Heldengrösse,
Drum meint er recht zu thun, wenn er den andern schmäht,
Der bey den Künsten doch im grössern Ansehn steht:
Ihm ist das Gute nur, die Mängel nicht verdecket,
Die ihm des schlauen Weibs vergrösternd Glas entdecket:
Wie Crispa, welche sich unzählig mahl den Tag
Vom Spiegel sagen läßt, daß ihr nichts gleichen mag,
Sie sey vollkommen schön: sie sieht auf fremden Wangen
Das lebhaft muntre Roth nicht, wie auf ihren, prangen,
Und nimmt die Sittsamkeit, die auf den Fremden lacht,
Und ihren Mienen fehlt, dagegen nicht in acht.
Ein andrer Kritikus bey dem die mächtge Wahrheit
Die Augen, die er schließt, mit einer heitern Klarheit
Doch wieder offen macht, wird fremde Tugend zwar,
Die ihn weit übersteigt, allein ungern gewahr,
Es sitzt der bleiche Neid in dem vergällten Herzen
Und reizt ihn wütig an, des andern Ruhm zu schwärzen.
Die stürzt er gern herab, die er erhoben schaut,
Wohin sein feiger Muth zu klimmen sich nicht traut,
Sein Geist ist voller Stolz ihn über sich zu sehen,
Zu niederträchtig doch, ihm hoch nachzugehen.
Ein andrer, welcher sich durch Wissenschaft und Fleiß
Und Einsicht und Verstand empor zu heben weiß,
Begehrt zu ungestüm Ruhm von verständgen Männern
Und wenn ihm dann das Lob von gleich berühmten Kennern
Nicht gnug ersättigt hat, so wird sein Zorn ergrimmt
Sich, wie in seiner Brust die wilde Zwietracht glimmt,
Er waffnet sich zum Streit: Streit, der dem Flor der Künste
Kein freudig Schicksaal weist, ihm selbst Schmach zum Gewinnste!

Welch hitziges Gefecht, wo Zorn mit Zorne kämpft,
Und wilde Lästerung der andern Ehre dämpft,
Nach welchem, wenn die Wut in grimmigen Seelen gl[illegible]
Die Wissenschaft entfleucht, die Wahrheit sich entzieh
Wie, wenn ein Harpar stirbt, da bey den Freunden
Ein banger Thränenstrom aus trüben Augen bricht
Und wenig Menschen ihn hoch zu erheben wissen,
Die Klageweiber dann schreyn, klagen, weinen müssen;
Das Zeugen wird bezahlt: ein magrer Praedicant,
Macht gleichfals vor das Geld auch seinen Ruhm beka
So [illegible] um Gelegenheit ein Criticell verwegen,
Und sucht den größten Mann mit Schande zu belegen
Wenn ein gleich niedrer Geist ihm seinen Hunger stillt,
Und die begierge Hand mit schnöden Gaben füllt.
Freund siehst du nun warum die, die die Schriften ri
Oft an der Fehler statt der andern Ruhm vernich
Allein ihr Nahme stirbt mit ihren Leben ab,
Es fällt ihr schnöder Ruhm mit ihnen in das Grab,
Der Männer Nahme bleibt, die sie bethört bestritt
An die ihr Grimm gesucht Verachtung auszuschü

* *

Gedanken
über die Wahl und den Vortrag Hauptsätze in den Reden.

Man wird mich bey der Erblic dieser Ueberschrift nicht ohne G einer Kühnheit und eines unn Vorhabens beschuldigen, da ich etwas zu un nehmen scheine, welches längst von dem grö Redner und Lehrer der Beredsamkeit in Deu land ausgeführet worden. Man wird viel lig fragen, ob ich mir wohl etwas nützliches

den Hauptsätzen in den Reden vorzubringen getraute, welches nicht schon von den berühmten Herrn Prof. Gottsched in seiner ausführlichen Redekunst vorgetragen worden wäre? Ich befinde es für nöthig, hierauf kürzlich zu antworten.

Was den Vortrag der Hauptsätze anbetrift: so werde ich wenig sagen, was nicht bereits von dem Herrn Prof. Gottsched wäre erinnert worden. Ich werde mich auch um deßwillen nicht lange dabey aufhalten, und es wird wenig davon mein eigen seyn. Von der Wahl der Hauptsätze aber schmeichele ich mir allerley sagen zu können, was er, wenigstens ausdrücklich, an- und auszuführen unterlassen hat. Ich leugne aber hierbey nicht, daß ich den Stoff zu meinen Gedanken nirgend anders her habe, als aus desselben belobten Redekunst. Da es nun, nach dem Sprüchworte, leicht ist, zum Erfundenen etwas hinzu zuthun: so wird, wenn ich etwas taugliches vorbringen solte, die Ehre davon nicht so wohl mir, als dem Herrn Prof. Gottsched zugehören.

Ich will meine Gedanken von der Wahl der Hauptsätze zuerst eröfnen. Es würde unnöthig seyn, hier zu wiederholen, was er vom 7ten bis zum 12ten § des 3ten Capitels seiner Redekunst gründlich von derselben gesagt hat. Meine Absicht soll nur dahin gehen, die Frage zu erörtern: Ob ein Redner lieber praktische oder theoretische Hauptsätze wählen soll? Denn

ich finde nicht, daß er ins besondere hiervon ge
dacht hat. Ich werde die Natur und innerlich
Beschaffenheit der Beredsamkeit und einer Red
betrachten und daraus einige Folgerungen zie
hen, welche meine Frage entscheiden sollen.

Die Beredsamkeit ist eine Kunst, all
seine Zuhörer von allem, wovon man will
zu überzeugen, und zu allem, wozu man
will, zu bewegen. Dieses ist die Erklärung
der Beredsamkeit überhaupt. Will man
insbesondere bestimmen, was die wahre Be
redsamkeit sey, so sagt man, daß sie eine Kunst
ist, alle seine Zuhörer von allem, was ih
nen nützlich zu wissen ist, durch richtige
Beweisgründe, zu überzeugen, und zu al
lem, was ihnen nützlich zu thun oder zu
lassen ist, durch richtige Bewegungsgründe
zu bewegen.

Aus dieser Erklärung der wahren Bered
samkeit fliessen folgende 2 nothwendige Eigen
schaften des Hauptsatzes in einer Rede. Er
muß so beschaffen seyn, daß dessen Ausführung
allen Zuhörern nützlich und verständlich ist.
Das erstere ist unmittelbar in der Erklärung der
Beredsamkeit enthalten, und das andere fließt
aus dem erstern. Denn wie kann eine Rede zu
meinem Nutzen gereichen, wenn ich sie nicht ver
stehe? Wenn ich demnach aus diesen Gründen
meine Frage entscheiden will: so muß ich unter
suchen, ob die Ausführung praktischer, oder theo
retischer Sätze mehr nützlich und verständlich ist?

Prak-

Praktische Sätze nenne ich diejenigen, welche in der Menschen sittliches Thun und Lassen einen unmittelbaren Einfluß haben. Unter den theoretischen Sätzen verstehe ich diejenigen, welche in der Menschen sittliches Thun und Lassen keinen unmittelbaren Einfluß haben, und nur mit dem Verstande erkannt werden. Aus dieser Erklärung der theoretischen oder Erwägungssätze fliesset augenscheinlich, daß ihre Ausführung nicht allen Zuhörern nützlich seyn kan. Nur Leuten, welche sich mit dem blossen Verstande zu beschäftigen fähig sind, kann sie einigen Nutzen schaffen, wie wohl auch nur in Ansehung ihrer Erkenntniß, nitnichten aber, in Ansehung ihres Thuns und Lassens. Ein Redner aber soll nicht nur einige seiner Zuhörer, sondern alle, auf eine nützliche Art überzeugen und bewegen. Wie kann aber die Ausführung blosser Erwägungssätze, welche nur für einen bereits geübten Verstand gehören, allen Zuhörern zum Nutzen gereichen? Wenn auch ungelehrte Leute sich aus den Reden erbauen sollen: so müssen sie einen starken Einfluß in das allgemeine Thun und Lassen der Menschen haben. Sie müssen sie von den Lastern abmahnen und zur Tugend anmahnen, kurz, den Willen verbessern. Denn die Ausführung blosser Erwägungssätze würde, weil sie dieselbe, wie ich hernach erinnern will, theils nicht verstehen würden, und weil sie ihnen theils unnöthig seyn würde, wenig erbauen. Nun

aber enthält ein theoretiſcher Satz niemals eine Abmahnung von den Laſtern, oder eine Anmahnung zu der Tugend. Was ſollte alſo die Ausführung deſſelben den ungelehrten Zuhörern für Nutzen ſchaffen können? Was würde das z. E. meine Zuhörer erbauen, wenn ich ihnen in einer Predigt die Sätze beweiſe, daß der copernikaniſche Weltbau der rechte ſey, daß die Seelen der Thiere nicht ſtürben, daß die moliſiſchen Elemente von den epikuriſchen Atomen unterſchieden wären, daß die Aufblähung der Blaſe unter der Glocke der Luftpumpe von der ausdehnenden Kraft der Luft herkomme, daß die Sinne nicht betrügen, daß aus phyſikaliſchen Gründen, vor der Sündflut kein Regenbogen geweſen ſeyn könne u. a. m. Ja nicht nur in Predigten, ſondern auch in allen andern Reden verwerfe ich dieſe und dergleichen Hauptſätze. Die Redekunſt iſt eigentlich nicht den Gelehrten, ſondern den Ungelehrten zum Beſten erfunden worden. Dieſe ſollen durch die beſondern Kunſtgriffe, welche die Redekunſt lehret, gewonnen und von ſolchen Wahrheiten überzeuget werden, welche ihren Zuſtand verbeſſern. Dieſe edle Kunſt enthält auch, aus eben dem Grunde, ſolche Regeln, welche dienen, die Ungelehrten insbeſondere zu überzeugen und zu bewegen. Bey den Gelehrten ſolche Wirkungen hervorzubringen, dazu hat man ſchon andere Mittel. Wenn man dieſe von wichtigen Wahrheiten über-

überzeugen will: so darf man ihnen nur den vorhabenden Satz philosophisch und mit tüchtigen Gründen, ohne alle Rednerkünste beweisen; und das ist bey dieser Absicht ein hinlängliches und wahres Mittel. Den Gelehrten also zu gefallen werden keine Reden gehalten. Ist es demnach nicht abgeschmackt, solche Hauptsätze zu wählen, deren Ausführung nur den Gelehrten nützen kan?

Man kan zwar Reden über theoretische Sätze halten: aber was sind darinnen für Rednerkünste anzubringen? Die Figuren, die Erregung der Affecte, und dergleichen Stücke, welche guten Reden eigenthümlich sind, können darinnen kaum, ohne die Ausführung lächerlich zu machen, angebracht werden. Was ist aber das hernach für eine Rede, wenn so nöthige Stücke darinnen fehlen? Zudem so erfodern die theoretischen Hauptsätze strenge philosophische Beweise, wenn ihre Ausführung den Gelehrten, als welche sie allein angehet, nützlich seyn soll. Diese aber laufen wider die Regeln der Beredsamkeit. Eine solche Rede kan also weder eine Rede, noch eine philosophische Abhandlung, sondern nichts, als trockner Mischmasch genennet werden.

Ich höre niemals etwas mit grösserm Verdrusse, als solche Predigten, welche vom Anfange bis zum Ende mit lauter historischen und philologischen Ausführungen, welche keinen einzigen Zuhörer im geringsten erbauen können, vollgestopft sind. Was sollen diese Dinge auf der

Kan-

Kanzel? Kein Zuhörer ist derselben zu seiner ewigen Seligkeit benöthiget. Wenn doch die historischphilologischen Herren solche Sätze zu ihren Ausführungen erwählten, wobey sie den Willen ihrer Zuhörer angreifen, und durch geschickte Erregung und Dämpfung der Affecten, die Tugend, als eine Siegerinn über die Herrschaft der Laster, im Triumphe aufführen könnten! Doch wie ist es möglich, daß die heilsamen Regeln einer vernünftigen Beredsamkeit, durch einen allgemeinen Gebrauch, nutzbar gemacht werden können, so lange die Einfalt noch mächtig ist, und die größten Lehrer der wahren Beredsamkeit mit dem bittersten Hasse und auf die empfindlichste Art verfolget, ihre heilsamen Lehren, deren Nutzen unendlich ist, boshafter Weise unterdrücket werden, und man also den Lauf der Tugend hemmet, den Lastern aber Thür und Thor offen stehen läßt!

Aber ich muß in meiner Untersuchung fortfahren. Die Ausführung theoretischer Hauptsätze ist nicht nur ungelehrten Zuhörern nicht nützlich; sondern sie ist ihnen auch unverständlich. Diese wollen nämlich allezeit, wenn sie etwas hören, wissen, wie es mit dieser oder jener Sache, welche sie allgemein haben vortragen hören, in besondern, im gemeinen Leben bekannten Fällen, welche sie sich mit den Sinnen vorstellen, beschaffen ist. Da aber solche bekannte Exempel selten, oder doch niemals deutlich genug, können gezeigt werden: so müssen sie mit dem blos-

sen

sen Verstande die allgemeinen Wahrheiten, welche ihnen der Redner vorträgt, begreiffen können; wozu sie aber, als Ungelehrte, nicht fähig sind. Alle oben angeführten Hauptsätze würden z E. samt ihren Ausführungen ungelehrten Leuten dunkel seyn, und nach angehörter Rede würden sie so klug seyn, als vorher, wenn sie Reden darüber anhören sollten. Könnte jedoch ein dergleichen Satz, wenn dessen Ausführung nur nützlich wäre, deutlich, doch hinlänglich, bewiesen werden: so würde ich ihn nicht gar verwerfen Es werden aber wenige von solcher Beschaffenheit seyn.

Doch ich muß meinen Lehrsatz von dem Gebrauche der theoretischen Hauptsätze in etwas einschränken. Wenn ein theoretischer Satz einen nicht allzu unmittelbaren Einfluß in der Menschen Thun und Lassen hat, und wenigstens einige wichtige Folgen, welche in die Verbesserung des Willens einschlagen, daraus fliessen: so kan man ihn zuweilen zum Hauptsatze einer Rede erwählen. Wenn ich also z. E. die Unsterblichkeit der Seele, die Majestät GOttes u. d. gl. zum Gegenstande einer Rede erwählen wollte: so würde ich noch wohl zu entschuldigen seyn, wenn ich meinen Hauptsatz nur auf eine der Rede gemässe Art und dabey gründlich ausführte, alles zur Verbesserung des Willens anzuwenden trachtete, und eine geschickte Erregung und Dämpfung der Leidenschaften nicht vergässe.

Wenn wir die Reden der Alten, z. E. des

Demosthenes und des Cicero betrachten, so finden wir, daß sie niemals theoretische Sätze, und zwar solche, welche in den Zustand ihrer Landesleute keinen Einfluß gehabt hätten, zum Gegenstande haben. Allezeit werden solche Hauptsätze darinnen bewiesen, welche in das Thun und Lassen der Athenienser und Römer einen unmittelbaren, ja einen gegenwärtigen Einfluß hatten. Und diese letztere Eigenschaft sollten auch unsere meisten Reden, besonders die Predigten, haben.

Ich hoffe nunmehr bewiesen zu haben, daß die theoretischen Hauptsätze, wo nicht gänzlich, doch größtentheils, aus guten Reden zu verbannen sind. Es bleiben also die praktischen Sätze übrig. Diese gehören eigentlich für die Redner, und die Zusammenhaltung und Erwägung der Erklärung der praktischen Hauptsätze und der wahren Beredsamkeit zeigen augenscheinlich, daß diese allen Zuhörern nützlich und verständlich seyn können. Doch wird ein vernünftiger Redner allezeit, nach Maßgebung des Ortes, der Zeit, und anderer Umstände auch noch unter diesen eine geschickte Wahl anzustellen wissen. Ich habe nicht nöthig, mich hierüber näher herauszulassen, indem der Herr Prof. Gottsched, an dem oben angeführten Orte, hiervon zur Genüge gehandelt hat. Dieses sey genug von der Wahl der Hauptsätze.

Ich will noch etwas weniges von dem Vortrage derselben gedenken. Unter dem Vortrage der Hauptsätze verstehe ich hier die Art

des Ausdruckes, der man sich bedienet, wenn man seinen Zuhörer sagt, wovon man sie in seiner Rede überzeugen, oder wozu man sie bewegen will. Ein solcher Vortrag nun muß einfach und eigentlich seyn. Einfach muß er seyn, d. i. er muß nicht aus mehr als aus einem Subject und Prädicat bestehen, weil zu gehöriger Ausführung mehr als eines Satzes eine allzu lange Zeit gehöret, oder, wenn wirklich nur ein Satz darunter verborgen liegt, die Zuhörer verwirret gemacht werden. Eigentlich muß er seyn, damit ihn alle Zuhörer recht verstehen, und wissen, worauf sie in der ganzen Rede hauptsächlich Achtung zu geben haben.

Diese letztere Eigenschaft wird noch von vielen Rednern aus der Acht gelassen, ja kaum für eine Eigenschaft eines Hauptsatzes gehalten. So strafbar dieses an ihnen ist, so nöthig ist es, daß ein Redner seinen Hauptsatz eigentlich und so ausdrücke, daß die Zuhörer, ohne einigen Zweifel, wissen, dieses, und nichts anders, sey der Hauptsatz der gegenwärtigen Rede. Ich habe öfters das Unglück gehabt, solche Redner zu hören, welche ihren Hauptsatz, wo nicht schematisch vorzutragen, doch ganz künstlich dahinein zu flechten die Gabe gehabt haben, wo man ihn nimmermehr erwartet hätte. Die ganze Rede ist mir also gewesen wie eine Fabel, worinnen die Hauptabsicht derselben erst am Ende, und auch öfters nur ganz vieldeutig hervorleuchtet. Eine

Rede

Rede, deren Hauptsatz nicht eigentlich und wie ein ordentlicher logischer Satz vorgetragen worden ist, muß bey den meisten Zuhörern nothwendig ohne Nutzen und räthselhaft seyn.

Daß Demosthenes und Cicero ihre Hauptsätze nicht allezeit vollkommen logisch vorgetragen haben, hiervon ist die Ursache, daß ihren Zuhörern der Hauptsatz ihrer Reden allemal vorher bekannt war. Wenn daher auch bey uns die Zuhörer den Hauptsatz einer Rede vorher wissen können: so will ich es keinen Redner verargen, wenn er seinen Hauptsatz weder einfach noch eigentlich vorträgt. So sind z. E. gemeiniglich die Lobreden. Hierinnen würde es lächerlich seyn, zu sagen: **Ich will den und den loben; ich will beweisen, das der und der lobenswürdig sey.** u. d. gl. Bey solcher Gelegenheit kan man auch seine redneriſchen Künste im Vortrage des Hauptsatzes anbringen. Doch ich will von ihm nichts mehr gedenken, weil ich doch nichts mehr würde sagen können, als was man bereits in der oftgenannten Redekunst des Hrn. Prof. Gottscheds nachlesen kan.

******** ******** ******** **********

Fortsetzung und Beschluß

der im zweyten Stück übrig gelassenen Anmerkungen über das dritte Stück der schweizerischen Sammlungen.

Die Streitigkeiten, welche nunmehr folgen, können wir übergehen. Aber der Bilder, welche von fremden Sitten und Gebräuchen herge-

genommen sind, müssen wir gedenken. Herr Bodmer schreibt ihnen einen Prei- und Glanz zu, vornemlich wenn man geschickte und in den Geschichten der Völker und ihrer Sitten erfahrne Leser hoffen darf. Er lobt also folgende Redensart: Sie gestatten nicht, daß etwas in den öffentlichen Druck komme, welches nicht vorher unter ihrem Schwamme gewesen ist. Was uns anlangt, so können wir dergleichen Ausdrückungen nicht billigen. Wie viele von den Lesern verstehen sie denn? Schreibt man denn nur allezeit für Antiquitätenhelden und Geschichtkundige? Und müssen ja alte Gebräuche in die Schreibart mit eingemenget werden, so nehme man doch lieber deutsche, als fremder Völker ihre. Doch auch diese machen die Schreibart dunkel. Die alten Griechen und Romer sind uns hierinnen mit keinen Exempeln vorgegangen. Wenn sie gewisse Redensarten von Sitten und Gebräuchen hernahmen: so hatten sie in den ihrigen Zeiten ihren Grund; wenigstens waren sie doch einheimisch. Aus einer unzeitigen Begierde nun, alle Schönheiten der Alten überall und ohne Unterschied nachzuahmen und anzubringen, ist die üble Gewohnheit bey etlichen Dichtern, und sonderlich bey denen, welche lateinisch dichten, entsprungen, daß sie auch solche Wörter und Redensarten in ihre Schreibart mit einmengen, welche so wenig in die itzigen Zeiten, und zu den übrigen damit verknüpften Redensarten, gehören, als die Stücken

und Mörser in die trojanische Belagerung. Wie reimt sich z E. in der angeführten Stelle der Schwamm und der Druck zusammen? Dieser gehöret allein in die itzigen, und jener allein in die alten Zeiten. Herr Bodmer gestehet zwar, daß unwissende Leser nicht wissen würden, was sie aus dem Schwamme machen sollten: aber dieses thut er, die Schönheit derselben nur desto mehr zu erheben. Wie leicht wäre es uns, nach dem Beyspiele gewisser unbilliger Folgenmacher, hieraus zu schliessen: Also sucht Herr Bodmer die Schönheit der poetischen Schreibart in der Dunkelheit, und also in Fehlern? Und wir können ihn des erstern ohne Scheu beschuldigen; das letztere folgt aus dem erstern. Auf der 100 Seite behauptet er ausdrücklich mit dem Hrn. Muratori, daß die Dunkelheit eine Tugend in der Schreibart sey. Was er hier mit dem Verstande sagen will, das lassen wir uns nicht anfechten. Wir können es mit unsern Sinnen nicht erreichen, was eine verständige Dunkelheit hier sagen soll. Vielleicht sehen wir es alsdenn ein, wenn wir uns einen Begriff von einem tugendhaften Hochmuthe werden machen können.

Nun kömmt Hr. Bodmer auf die Verlängerungen und Verkürzungen der Wörter, deren sich Milton fleißig bedienet hat, und welche Aristoteles, als ausnehmende Schönheiten, angepriesen haben soll. Wenn es von verständigen Kunstrichtern für eine Tugend gehalten wird,

Die

Die arme Rede zwingen,
Die Sylben über Hals und Kopf in Reime bringen,
Der Wörter Henker ſeyn:

Opitz.

ſo werden wir alles billigen, was er hier vorgebracht hat. Voritzo aber müſſen wir bekennen, daß wir ihm nur in einigen ſehr wenigen Stücken recht geben. Von den miltoniſchen Freyheiten behaupten wir dieſes ebenfalls.

Nun kömmt wieder ein critiſches Scharmützel; darein wollen wir uns nicht menaen, wir möchten ſonſt etwas davon tragen. Das *Pun* und *Quibble* ſieht fürchterlich genug aus. Was die wilden und widerlichen Redensarten im Milton anlangt, ſo gründen ſie ſich allerdings auf die teufliſchen Mord-Jammer- und Nothgeſchichte. Aber dieſe ſind eben mit das Hauptwerk, welches das verlohrne Paradies verwerflich macht. Wir übergehen alles, was Herr Bodmer noch am Ende zum Lobe ſeines engliſchen Homers und deſſen Ueberſetzung, deren Verfaſſer er ſelbſt iſt, anführet, und bewundern nur die prophetiſche Entzückung, in welche er zuletzt geräth, und worinnen er den Verehrern des miltoniſchen V. P. ihre reiche Vermehrung, den Feinden deſſelben ihren unvermeidlichen Untergang, und Miltonen ſelbſt ein faſt göttliches Anſehen unter den Deutſchen, als gar bald zu erfolgende Dinge, zuverläßig vorhergeſagt. Ein gewiſſer Freund wolte muthmaſſen, Hr Bodmer hätte bereits durch ein ganz auſſerordentliches Fernglaß denjenigen Cometen erblicket, wel-

cher die gänzliche Zerstörung aller antimiltonia
nischen Welttheile verursachen sollte. Wir merk
ten gleich, daß er selbst ein Antimiltonianer wa
und gaben ihm daher, als Freunde, den Rath
Er sollte nur nicht sporten!

Man sichet übrigens, aus dieser ganzen Ab
handlung des gelehrten Hrn. Bodmers, wie hoc
es ein durch Leidenschaften gelenkter Wille, we
cher mit einem scharfen Witze verbunden ist, i
Vertheidigung nicht geringer Fehler der poet
schen Schreibart, bringen kan. Wenn sich ir
gend einmal jemand vornehmen wollte, auf gle
che Art grosse moralische Verbrechen mit einer
so schönen Glanze der Tugenden zu überziehen
so verbannte man ihn, seiner Schädlichkeit we
gen, ganz gewiß aus dem Lande, ja wohl gar

Τῆς τε μάλ', ἥ τε βάθιστον ὑπὸ χθονὸς ἐστι βερεθρο

Homer.

Fern, wo der tiefste Schlund des Erdreichs offen steht.

Da wir uns, aus dringenden Ursachen, be
der Abhandlung des Hrn. Bodmers von der mi
tonischen Schreibart so lange aufgehalten haben
so wollen wir die Nachrichten von gelehrte
Schriften, und das Complot der herr schen
den Poeten und Kunstrichter gar überge
hen. Es kommen ohnedieß nur fast lauter Per
sönlichkeiten darinnen vor, welche von einem un
geneigten Willen herrühren. Wir müsten al
mehr moralisiren, als critisiren, wenn wir un
sere Gedanken weitläuftig darüber entdecken woll
ten. Dieses stimmt aber mit der Absicht unse

rer Bemühungen nicht überein. Was noch etwan davon hieher gehören möchte, darüber haben sich bereits die im vorhergehenden Gespräche sich unterredenden Personen erkläret.

****

Sammlung critischer, poetischer und anderer geistvollen Schriften, zur Verbesserung des Urtheils und des Witzes, in den Werken der Wolredenheit und der Poesie.

Viertes, Fünftes und Sechstes Stück.

Zürich, bey Conrad Orell und Comp. 1742.

Gegründete Ursachen erlauben es, ja nöthigen uns, daß wir unsere Beurtheilungen der schweizerischen Sammlungen ins enge ziehen. Wir haben uns schon im vorhergehenden erkläret, daß wir nicht Sittenrichter, sondern Kunstrichter abgeben wollen. Aus diesem Grunde können wir das meiste, was in den schweizerischen Sammlungen enthalten ist, mit Stillschweigen übergehen. Denn wenn jemand Collectanea Helvetica in nuce herausgeben wollte: so würde er kaum 1 Stück von 10. Bogen voll machen können. So gar haben bey den Herren Zürichern die Leidenschaften des Willens die Beurtheilungen des Verstandes von ihrem critischen Triumphplatze verdrungen. Doch wir wollen unsere ferneren Gedanken hierüber zurück halten, und uns zu den in diesem drittenStück enthaltenen Aufsätzen selbst wenden.

Im vierten Stücke kömmt zuerst vor: **Grundriß eines epischen Gedichtes von dem geretteten Noah.** Das Unternehmen des Herrn Verfassers, uns ein episches Gedichte zu liefern, welches vielleicht die meisten, so bisher in Deutschland erschienen sind, übertreffen würde, ist ganz löblich, und eine glückliche Ausführung desselben würde sonderlich der Schweiz Ehre machen. Er erkläret sich in der Ueberschrift etwas allgemein, so daß man erst nicht weis, ob es ein Heldengedichte, oder nur überhaupt ein erzählendes Gedichte werden soll. Wie man aber in der Ausführung siehet, so soll wohl Noah ohne Zweifel einen Helden, und das ganze Gedichte ein Heldengedichte vorstellen. Ist dieses: so können wir den Hauptfehler desselben, daß der Held Noah ein allzu unthätiger und fauler Held ist, nicht unangemerket lassen. Ein Held, von welchen man ein Heldengedichte verfertiget, muß sich im ganzen Gedichte thätig erweisen, und das Heldengedichte, welches man von ihm verfertiget, muß eine ganz besonders wichtige That desselben in sich enthalten, und nicht nur mit allerley Folgen und Nebenumständen, welche sich selten unmittelbar auf ihn beziehen, angefüllet seyn. Es ist wahr, Noah, sein Held, war ein frommer Mann, und seiner Frömmigkeit wegen ward er durch GOttes unmittelbare Vorsehung, bey dem Untergange der ganzen Welt, gerettet. Dieses berichtet uns die Schrift, und der Verfasser hat ihm auch

selbst

selbst in seinem Entwurfe keinen unmittelbaren Einfluß in seine Rettung zugeschrieben. Aber diese allgemeine Frömmigkeit des Noah ist nicht genug, in einem Heldengedichte besungen zu werden. Er müste eine ganz andere Probe seiner Frömmigkeit abgeleget und dadurch seine Rettung fast unmittelbar gewirket haben, wenn deßwegen ein Heldengedichte von ihm verfertiget werden könnte. Das Wichtige, was er bey seiner Rettung vorgenommen, ist, daß er den grossen Kasten gebauet, worinnen er sich, samt seinen Angehörigen und viel tausend Thieren, währender Sündfluth hat aufhalten können. Hiervon hätte unser Dichter ein Heldengedichte machen müssen, wenn er von einer wichtigen Handlung des Noah ins besondere ein Heldengedichte hätte verfertigen wollen. Er gedenket zwar dieses Baues im 4ten Buche: aber nur, als einer Nebensache. Homer hat nicht etwan aus der Tapferkeit des Achilles und aus der Klugheit des Ulysses überhaupt einige wichtige Folgen gezogen, dieselben in seiner Ilias und Odyssee ausgeführet, und dabey seine Helden die meiste Zeit unthätig seyn lassen. Nein, er hat die Tapferkeit an einer besondern wichtigen Handlung des Achilles, und die Klugheit an einer besondern wichtigen Handlung des Ulysses, in ihrer größten Stärke gezeiget, und sie durch das ganze Gedichte hindurch stets thätig seyn lassen, obgleich zuweilen, insbesondere den Achilles, etwas mittelbar. Was läst aber

unser neuer Heldendichter seinen Helden für eine wichtige Handlung vornehmen? Was besingt er an dem Noah? Nichts anders, als daß er, bey bevorstehender Sündfluth auf GOttes Befehl in den Kasten, welchen er, doch, wie der Dichter vorgiebt, mit Hülfe der Engel, gebauet, nebst seinen Anverwandten gegangen, und also dadurch bey dem allgemeinen Untergange der Menschen errettet worden ist. Fürwahr, eine wichtige That! Im ersten Buche thut Noah ganz und gar nichts. Im zweyten Buche thut er nichts, als daß er dem Nemuel Nachricht von seiner Reise zu den Gezelten der Menschen giebt. Wie soll von dieser einzigen Erzählung ein ganzes Buch angefüllet werden? Im dritten Buche beweinet Noah unter einem Kürbisgeländer das Ende des menschlichen Geschlechts. GOtt entdeckt ihm sein Vorhaben wegen der Sündflut: Noah aber machte durch allerley Vorstellungen um die Verschonung der Welt: aber weil nicht so Gerechte darinnen gefunden werden, so läßt sich GOtt nicht erbitten. Das Uebrige, was hier vorkommt, geht den Noah nichts an. Im vierten Buche bauet Noah den Kasten; er gehet mit den Seinigen hinein, und die Sündfluth nimmt den Anfang. Im fünften, sechsten und siebenden Buche thut Noah wiederum weiter nichts, als daß er den Kopf zum Kasten heraus steckt, und den ersaufenden Menschen Busse prediget, die Bilder im Kasten seinen Kindern erkläret und endlich, nach geendigter Sündfluth,

fluth, mit ihnen aus den Kasten gehet. Der Raum verstattet es nicht, die von dem Verfasser beygefügte Ausführung der Erfindungen durchzugehen. Wir erinnern nur, daß viele darunter überflüßig, unwahrscheinlich und nach dem miltonischen Geschmacke sind. Da z. E. der Verfasser den Noah allerley thun und reden läßt, was in der heiligen Schrift dem Jonas, Moses und Abraham zugeschrieben wird: so dünkt uns, daß er der Regel des Horaz:

Aut famam sequere, aut sibi conuenientia finge,
Scriptor,

zuwider gehandelt hat. Wenn das Gerüchte, ja so gar zuverläßige und bekannte Geschichte, die Handlungen und Reden gewisser Personen andern zuschreiben, als welchen sie der Dichter zugeschrieben hat: so muß dieses nothwendig eine grosse Verwirrung in den Lesern machen. Daß Nemuels Tod das Wahrzeichen, daß Noah in das Schiff gehen sollte, gewesen, davon ist in der H. Schrift auch gar nichts enthalten. Daß die lieben Engel auch ihre Rolle dabey zu spielen haben, dieses ist mit den miltonischen Dichtungen völlig zu entschuldigen. Woher es aber Sem hat wissen können, daß eben die Engel die Schildereyen und Bilder im örtlichen Schiffe gemacht haben, dieses können wir nicht errathen. Chams philosophische Zweifel, welche er von der nothwendigen Menge Wassers zur Ueberschwemmung des ganzen Erdbodens, von der besten Welt, vom Ursprunge des

Uebels hergenommen und wider die Sündflut erreget hat, scheinen aus der wolfischen Philosophie hergenommen zu seyn. Es muß also wohl wahr seyn, was Pythagoras und Plato gesagt haben, daß unsere Seelen lange vorher in andern Leibern vorhanden gewesen sind. Doch genug von dem geretteten Noah.

Nun kömmt wieder eine Streitschrift, Echo des deutschen Witzes genannt. Der ganze Lerm betrift die Anmerkungen, welche der sel. Herr M. Pürschel über das in den schw. Sammlungen befindliche Ergänzungsstück zu der Schutzvorrede der trillerischen Fabeln gemacht, und in die Belustigungen des Verstandes und des Witzes hat einrücken lassen. Auf die weitläuftige und ungeistvolle Vorrede des in den Conrector Erlenbach verkappten Herrn Bodmers folgt eine critische Untersuchung, wer der Verfasser der neuen Anmerkungen zu der trillerischen Schutzvorrede sey. Herr Bodmer hat durch Hülfe seiner selbsterfundenen critischen Algebra den Herrn Prof. Gottsched, aber sehr unglücklich, herausgebracht. Er mag bessere Proben seiner Erfindung ablegen, wenn er ein mathematischer Kunstrichter heissen will.

Hierauf folgt: Zureichender Grund, warum der Herausgeber des Ergänzungsstückes, den Namen Tr*ll*e nur mit Sternen und Alltagsstrichlein geflickt habe drücken lassen. Herr Bodmer macht uns durch diese ausführliche Untersuchung Hofnung, es mit

der

der Zeit so weit zu bringen, als jener, welcher zween Folianten von dem Pünctchen über den Buchstaben i schrieb. Da wir uns nun einer solchen Geschicklichkeit gar nicht schmeicheln können: so müssen wir bey einem so wichtigen Werke ganz verstummen.

Ferner kömmt historischer Erweis, daß das Ergänzungsstück zu der Vorrede vor dem trillerischen Fabelbuche Herrn Doctor Trillern; die Vorrede und Anmerkungen zu demselben aber Mich (Bodmern) zum Verfasser haben. Unsere uncritische Einsicht kan hierzu wieder nichts sagen.

Endlich findet man; Abgenöthigtes Lob eines critischen Versuches von einer freyen Uebersetzung aus der schweizerischen in die sächsische Sprache. Hierinnen findet man einen Beweis dessen, was wir bey Erzählung der Vorrede zu diesen schweizerischen Sammlungen gesagt haben, daß nämlich die Herren Schweizer ihre Sprache lieber auf ewig in ihrer natürlichen Rauhigkeit lassen, als von gebohrnen Hochdeutschen Regeln annehmen wollen.

Die absonderliche Nachricht und die Druckfehler, welche beynahe einen Bogen einnehmen, hätten wir in den geistvollen Sammlungen nicht gesucht. Indessen, was schadet es? Der geneigte Leser muß sie doch mit bezahlen, wenn er die Echo des deutschen Witzes haben will.

Wir kommen zum fünften Stücke. Der

Herr

Herr Herausgeber hat aus einem patriotischen Eifer für die Ehre des deutschen Vaterlandes zween Briefe des Herrn von Mauvillon, den einen von der deutschen Sprache, den andern von den deutschen Poeten, und noch einen Anfang von einem, von den Fortgange der Philosophie in Deutschland, ins Deutsche übersetzt und mit vielen Anmerkungen versehen, einzerücket. Was die mauvillonische Windmacherey anbetrift, so wollen wir uns nicht die Mühe nehmen, unsern Lesern mit Widerlegung derselben beschwerlich zufallen; zumal, da schon unterschiedene wahrhafte deutsche Patrioten, so wohl in fremden Schriften, als auch bereits in unsern Bemühungen ihren gerechten und gegründeten Eifer dawider ausgelassen haben. Die meisten Beschuldigungen Mauvillons sind falsch und viele nicht so allgemein, als er vorgiebt. Uns wundert es nur, wie er, da er mitten in Deutschland lebt, ja selbst in Leipzig seit langer Zeit seinen Unterhalt findet, mit solcher Kühnheit, die ganze deutsche Nation so unverschämt heruntermachen und ihr schlechterdings Geschmack, Witz und Geist absprechen kan. Doch seiner eignen Nation redet er nicht viel rühmliches nach, wenn er, wie er glaubt, ihr zum Ruhme, nachsagt: „Wer nur Geist hat, ist „bey allen Franzosen willkommen, und kan sie „nur für seine Gönner ansehen. Er hat keinen „andern Titel nöthig, als daß er ein geistreicher „Kopf sey: so wird ihm jedermann wohlgewo-

„gen

„gen bleiben. Das ist der Geschmack der fran„zösischen Nation überhaupt; und niemand wird, „meines Bedünkens, so unvernünftig seyn, und „ihm nicht dem Vorzug vor dem Geschmacke „des Deutschen geben. Denn es ist gewiß, daß „man nichts geschicktes ausrichten kan, wenn „man es ohne Geist vornimmt. Die gelehrte„sten Werke taugen nichts, wenn sie nicht mit „Witze verfertiget sind, „ u. s. w. Also gilt ein Bel esprit in Frankreich mehr, als ein tiefsinniger Philosoph? Also ist eine mathematische Demonstration eines wichtigen Lehrsatzes, und eine tiefsinnige philosophische Abhandlung, weil darinnen wenig, oder nichts witziges vorkömmt, in Frankreich nichts geschicktes und nichts taugliches? Mauvillon behauptet es. Aber es sey ferne, daß wir ihm hier nachahmen und von ihm und vielen andern flüchtigen Franzosen den Schluß auf die ganze Nation machen wollten! Die alte deutsche Redlichkeit ist mit dem Blute unserer Vorfahren viel zu unverfälscht in uns fortgepflanzt worden, als daß wir sollten die Unbilligkeit begehen und allen Franzosen einen so üblen Geschmack zuschreiben können. Sollten wir aber aus Liebe zu einer allzugrossen Aufrichtigkeit irren: so wird die Schande auf Mauvillons und seiner Nation Seite am grössesten seyn.

Die unter diesen Briefen befindlichen Anmerkungen sind so beschaffen, daß sie größtentheils nicht mehr Aufmerksamkeit verdienen, als

die

die Briefe ſelbſt. Die fälſchlichen Entehrungen der deutſchen Nation und ihrer Poeten und Kunſtrichter fallen einem jeden viel zu ſehr in die Augen, als daß man ihren Ungrund weitläuftig zu entdecken Urſache haben ſollte. Einer einzigen Beſchuldigung der Unrichtigkeit einer Gottſchediſchen Ueberſetzung wollen wir gedenken. Bey der Ueberſetzung der Worte des Horaz:

Nil tanti eſt; ergo fungar vice cotis, acutum
Reddere quae ferrum valet, exſors ipſa ſecandi,

tadelt es der Verf. daß der Hr. Prof. Gottſched das *exſors ipſa ſecandi* gänzlich aus der Acht gelaſſen habe. Aber wie boshaft hat er bey ſeiner verleumderiſchen Critik die nach den Worten:

Doch Grillen! weg damit! Ich trachte, den Poeten
Zuſort ein Sporn zu ſeyn, ein Wetzſtein ihrer Flöten,

folgende Zeile:

Wie dieſer Eiſen ſchärft, und ſelbſt nicht ſchneiden kan,

auſſengelaſſen! Wenn man ſo critiſiren darf: ſo iſt noch nicht einmal ein erträgliches Gedichte jemals in der Welt geweſen.

Den Beſchluß des fünften Stückes macht eine kurze Abhandlung von den Dichtungen überhaupt. Mit beſſern Rechte hätte dieſer Aufſatz eine Beurtheilung einiger Dichtungen im Patrioten heiſſen können. Denn nachdem der Verf. einige Grundregeln der Dichtungen vorausgeſetzet: ſo bindet er alsbald mit dem hamb. Patrioten an und ſtreitet bis zum

Ende

Ende wider ihn. Wir können mit dem Verfasser die Dichtungen von dem Raritätencabinette, von dem Wetterglase des Verstandes, von der philosophischen Uhr, von dem Perkaden-nosch, von dem blauen Wasser, von dem Traumküssen, von dem Universalschnupftoback für das Gedächtniß u. s. w. für nichts anders, als für unnütze, ungereimte und unwarscheinliche Dichtungen halten. Wenn die Sammlungen lauter solche Beurtheilungen in sich enthielten: so würden wir mit grösserem Vergnügen von ihrer Nützlichkeit reden können.

Aber, leider! gleich zu Anfange des sechsten Stücks erblicken wir die Fortsetzung der **Echo des deutschen Witzes**. Der beste Vortheil, den wir davon haben, ist dieser, daß wir uns nicht lange dabey aufhalten dürfen. Zuerst kömmt, im Zusammenhange mit der vorhergehenden Echo, das fünfte Stück, nämlich **Erörterung der Frage, wieferne die Königin von Saba und der König Herodes, mit der christlichen Religion einen Zusammenhang haben?** Wiewohl die in den Leipzigischen Anmerkungen befindliche Beschuldigung der Religionsspotterey, oder wenigstens der Geringschätzung der Religion, keine so weitläuftige Beantwortung, wie die gegenwärtige ist, verdienet: so sind doch darinnen gar nützliche und gegründete Sachen enthalten, welche den Verfasser der Anmerkungen, wenn er noch lebte und unpartheyisch wäre, gewiß schamroth machen würden.

Hier-

Hierauf folgt das ſechſte Stück **von der critiſchen Höflichkeit einiger hochdeutſcher Kunſtrichter.** *Quis tulerit Gracchos, de ſeditione querentes?* Die Herren Kunſtrichter in Zürich ſind von einigen ſächſiſchen Kunſtrichtern einer ſchweizeriſchen Unhöflichkeit, bäueriſchen Grobheit und Unbeſcheidenheit beſchuldiget worden. Dieſe, ihrem Bedünken nach, falſchen Beſchuldigungen glaubt der Herr Conrector Erlenbach durch nichts beſſer ablehnen zu können, als wenn er die ſächſiſchen Herren Kunſtrichter aus den critiſchen Beyträgen gleicher Verbrechen überführet. Man könnte hier eine Parallelfrage, mit der 50ſten in den 10ten Stücke der Echo des deutſchen Witzes, aufwerfen.

Ferner handelt der Herr Conrector **von der critiſchen Gerechtigkeit einiger hochdeutſchen Kunſtrichter.** Er widerlegt erſt die falſchen Begriffe, welche die ſogenannten hochdeutſchen Kunſtrichter, nach ſeiner Meynung, von der critiſchen Gerechtigkeit haben, und zeugt alsdann, daß ſie ſowohl wider diejenige, welche ſie ſich vorſtellten, als wider die wahre critiſche Gerechtigkeit geſündiget hätten. Er zeigt ihnen nämlich, daß ſie ſowohl lebendige, als todte Schriftſteller, welches wider ihre eingebildete critiſche Gerechtigkeit liefe, beurtheilten, als auch, daß ſie zuweilen etwas tadelten, was ſie zuvor gelobet hätten, und umgekehrt; und dieſes wäre der wahren critiſchen Gerechtigkeit zuwider. Wir kön-

können dem Herrn Conrector hierinnen nicht ganz widersprechen. Wir wollten nur wünschen, daß sich einige sächsische Kunstrichter, durch dergleichen critische Ungerechtigkeit, dem Vorwurfe ihrer Widersacher nicht so bloß gestellet hätten. Wir rathen ihnen aufrichtig, sich inskünftige vor diesem grossen Fehler entweder zu hüten, oder wenn sie ihn begehen, doch zu zeigen, daß es kein Fehler sey.

Ferner befindet sich in der Echo des deutschen Witzes ein Mittel, wie die Unvollkommenheit des Gottschedischen Versuches einer critischen Dichtkunst am sichersten könne entschuldiget, und gegen alle Vorwürfe sicher gestellet werden. Da hier von der critischen Dichtkunst des Herrn Prof Gottscheds die Rede ist: so kan man leicht vermuthen, daß sich der critische Wille des Herrn Conrectors ziemlich geäußert haben muß. Die Anmerkungen des Hrn. M. Pitschels, welche dieses Buch betreffen, verdienen allerdings zum Theil einige Verspottung: aber weil es gerade die dem Hrn. Conrector so verhaßte critische Dichtkunst des größten Lehrers der Dichtkunst unter den Deutschen betrift: so verleitet ihn sein critischer Amtseifer zu allzuvielen satirischen Ausschweifungen.

Nun folgt eine Erörterung der Frage: **Ob es wahr sey, daß die Deutschen an Miltons verlohrnem Paradiese keinen Geschmack finden?** Da diese Erörterung Miltons Heldengedichte angehet: so siehet man wiederum,

daß man die critiſche Unparteylichkeit darinnen nicht zu ſuchen hat. Nach weitläuftigen Widerlegungen, oder vielmehr nur Beantwortungen der gottſchediſchen und pitſcheliſchen Einwürfe macht der Herr Conrector den untrüglichen Schluß, daß niemand unter den Deutſchen, als der Hr. Prof. Gottſched und der Herr M. Pitſchel, keinen Geſchmack an Miltons v. P. findet. Es wäre itzo für uns zu weitläuftig, ſeine Beantwortungen zu beleuchten. Doch können wir nicht umhin, ſeine phyſikaliſche Erklärung, wie die Geiſter durch Regung eines Fuſſes, einen Weltkreis erſchüttern können, zu bewundern. Sie machen es, behauptet er, wie Archimedes, welcher ſagte:

Des vbi ſtem, & terram tibi ſede mouebo.

Wenn dieſes iſt: ſo müſſen die Teufel entweder ihre langen Füſſe, oder einander ſelbſt, zu Hebeln brauchen. Was für mathematiſche Teufel hat nicht Milton erfunden!

Den erwünſchten Beſchluß der Echo des deutſchen Witzes macht ein halbes hundert Vorſchläge, zu richtigen und ganz lehrreichen critiſchen Unterſuchungen. Dieſe Vorſchläge ſind alle in Fragen abgefaßt. Dieſe aber haben die beſondere Eigenſchaft, daß ſie weder eine Beantwortung nöthig haben, noch von dem Herrn Conrector deßwegen aufgeworfen worden ſind, damit ſie möchten beantwortet werden. Es hat ſich auch unſers Wiſſens noch niemand über die Beantwortung derſelben

ge-

gemacht, und wir ſind auch nicht geſonnen, ein überflüßiges Werk zu verrichten. Wenn wir uns ja die Mühe darüber hätten nehmen wollen: ſo würden unſere Beantwortungen wohl nicht allezeit nach dem Wunſche des Herrn Correctors ausgefallen ſeyn. So viel von der zehnfach tönenden Echo des deutſchen Witzes.

Es folgt nunmehr Herrn Johann Chriſtoph Gottſcheds, der Weltweish. und Dichtk. öffentl. Lehrer zu Leipzig, ſeltſame Vorrede zu ſeinem eigenen dreymal wiederholten Verſuche einer critiſchen Dichtkunſt für die Deutſchen. Um weiterer Ausbreitung willen abſonderlich aufgelegt, und mit gründlichen Anmerkungen über die Kunſtmittel des Vorredners verſehen, von Wolfgang Erlenbach. Correct. Zürich, bey Conrad Orell und Comp. 1742. drey Monate nach der erſten Ausgabe. Ein dergleichen Verfahren mit der Vorrede des Hrn. Prof. Gottſcheds, welche ihm, nach dem Urtheile aller Unparteyiſchen, gewiß recht abgedrungen worden, konnte ein jeder erfahrner Kenner des erlenbachiſchen Jachzornes, ſobald dieſelbe ans Licht getreten war, aus dem mechaniſchen Willen des ſtreitbaren Herrn Correctors, mit ſolcher Gewißheit vorherbeſtimmen, als die Sternkündiger die Sonnenfinſterniß, welche heute den 17ten des Weinm. erfolgen wird, vorherbeſtimmet haben. Wir glauben dieſes mit mehrerem Grunde zu behaupten, als der Herr

Conrector die wiederholten Auflagen der critiſchen Dichtkunſt des Hrn. Prof. Gottſcheds mit der vorherzubeſtimmenden Wiederkunft der Cometen verglichen hat. Der Herr Prof Gottſched hat indeſſen, obgleich Neid und Bosheit ohne Aufhören aus Zürich auf ihn losſtürmen, doch noch nicht die geringſte Urſache, zu befürchten, ſeine Dichtkunſt werde ihren bisherigen Werth und ihr Anſehen bey den Deutſchen verlieren. Ein Buch, welches angenehm, lehrreich und gründlich geſchrieben iſt, wird bey allen noch ſo gefährlichen Anſchlägen der zürichiſchen Kunſtrichter, und ihrer niederträchtigen Streitgenoſſen in und um Sachſen, von denen, welche ihm bisher Beyfall gegeben haben, niemals den Namen eines unnützen Miſchmaſches erhalten. Ja ſelbſt diejenigen, welche ihm denſelben entzogen haben, werden den Werth deſſelben erkennen und es zu ihrem Nutzen anwenden; jedoch, ohne dabey die Dichtkunſt des Hrn. Breitingers unter die Bank zu werfen. Weder unſere Pflicht erfodert es, noch läßt es der Raum zu, über die Spöttereyen des luſtigen Hrn. Conrectors einige Anmerkungen zu machen. Was die in der neuen Auflage befindlichen Veränderungen der Urtheile des Hrn. Prof Gottſcheds anbetrift, ſo zeugen dieſelben von ſeiner critiſchen Gerechtigkeit, welche darinnen beſtehet, daß er ſeine Urtheile von Sachen, von welchen er mit der Zeit eine nähere Erkenntniß erlanget hat, nach Befinden, lieber ändert, als halsſtarrig bey ſeinem

ein-

einmal gethanen Ausspruche beharret; welches gewiß lobenswürdig ist.

Den Beschluß des sechsten Stückes macht eine Ecloga. Der Dichter stellt hier einen Schäfer vor, welcher seine Schäferin durch die Lust eines andern eingebüsset, und sich nunmehr mit Vergnügen der Liebe ganz entschlägt und der Annehmlichkeit des Landlebens geniesset. Daß diese Dichtung von einem Schäfer wahrscheinlich ist, könnte mancher zu beweisen verlangen. Wir wollen aber dieses, wie auch einige unnöthige Wiederholungen übergehen und nur zwo Stellen anmerken. Nachdem Hylas die Rosen und Violen betrachtet hat, fängt er an:

Horcht! horcht! was vor Musick erfüllet das Revier!

Dieses horcht! horcht! gehöret hier zu Lande unter die allerpöbelhaftesten Ermunterungswörtgen. Weiter unten heist es:

Der Tauben Hals ist zart,
Des Westes Schatten kühl.

Wo hat doch der West einen solchen Körper herbekommen, daß er einen Schatten werfen kan? Der Dichter wird doch wohl nicht die obengenannten Tannen und Fichten unter dem Weste verstehen? Uebrigens ist diese Ekloge voller nicht ungeschickter Malereyen.

Lob der Mutterſprache. *

Es iſt von den Schriftſtellern angemerket worden, daß ſie, um die Würkungen ihres Verſtandes und Fleiſſes der Welt anzurühmen, in ihren Vorreden gemeiniglich, dieſelben mit fremden Schriften in Vergleichung ziehen, und bey ihnen weder Verſtand noch Witz und Fleiß, an ihren Kindern aber nichts als Schönheit, und Reizungen erblicken. Dieſer Fehler iſt aber nicht bey den Vorrednern allein geblieben, ſondern auch denen eigen geworden, welche ſich mit dem Lobe ruhmwürdiger Gegenſtände beſchäftiget haben. Gemeiniglich verfallen auch dieſe dahin, daß ſie die Vortreflichkeit ihrer Sache in der Verkleinerung ähnlicher Dinge finden wollen, von welchen doch andere mit gleichem Rechte vortheilhafte Meinungen hegen. Allein eben dadurch, wodurch ſie ihre Gegenſtände zu erheben ſuchen, werden ſie niedergeſchlagen, und verdächtig gemacht, indem vernünftige Leute nicht durch den bloſſen Vorzug, der denſelben vor andern zugeeignet wird, ſondern durch den innern und wahren Werth der Sachen gerühret werden können. Auf die Art, welche wir verworfen haben, ſuchte Cicero der rö-

* Man kan dieſes Lob, als eine fernere Fortſetzung des Beweiſes, daß es löblich ſey, Künſte und Wiſſenſchaften in ſeiner Mutterſprache zu lehren, betrachten.

römiſchen Sprache den Preis vor der griechiſchen zuzueignen: indem er vermeinte, in der lateiniſchen einen gröſſern Vorrath von Wörtern Redensarten und Verbindungen anzutreffen, als in der griechiſchen Sprache. * Allein worauf gründete ſich ſein Urtheil? So leichtgläubig wir ſonſt bey den Wahrheiten ſind, in welchen uns Cicero unterrichtet, weil ſein anmuthiger Vortrag derſelben zugleich durch die kräftigſten Beweiſe unterſtützet wird; ſo wenig kan er uns dießmahl bewegen, ihm beyzufallen. Denn er, bringt, um ſein Vorgeben zu beſtätigen, das einzige Wort, πόνος, herbey', um an denſelben die Armuth der griechiſchen und den Reichthum der römiſchen Sprache darzuthun, weil nämlich die Griechen durch daſſelbe zweyerley auszudrücken pflegten, worzu die Lateiner zwey beſondre Wörter hätten. ** Einen gleichen tadelhaften Kunſtgriff haben wir in dem Lobe des Bouhours und des du Perron, das ſie der franzöſiſchen

* Ita ſentio & ſemper diſſerui, latinam linguam non modo non inopem, vt vulgo putarunt, ſed locupletiorem etiam eſſe, quam Graecam Libr. I. de finib. bon. & mal.

** O verborum inops interdum, quibus abundare te ſemper putas Graecia. Tuſcul. quaeſt. lib. II. n. 35. Uns dünkt, daß dem Cicero hier einmahl etwas menſchliches begegnet ſey. Denn ſollte es ihm unbekannt geweſen ſeyn, daß es mit den lateiniſchen Wörtern, wie mit den griechiſchen beſchaffen ſey: welches aus dem Gebrauche des Verbi, z E. pedibus laboro u. ſ. w. deutlich erhellet.

Sprache gegeben haben, angemerket, welche gleichfalls die Sprache der Römer gegen die ihrige hielten, und in dieſer eine gröſſere Menge Redensarten und Schönheiten, als in der lateiniſchen antreffen. Alles was in einer Sprache vortrefflich ſeyn kan, iſt der übrigen eigen. Sie iſt ihnen geſchickter, die Gedanken fremder Völker zu überſetzen, ſie iſt natürlicher, deutlicher, vollſtändiger, und alles, was in derſelben aufgezeichnet iſt, nachdrücklicher, lebhafter und einnehmender. So gemein dieſes Verfahren iſt, ſo ungerecht ſcheint es uns zu ſeyn, fremde Dinge zu verkleinern, damit unſre Sachen, deſto prächtiger über ſie hervorragen möchten. Wir ſetzen hinzu, daß es uns faſt unmöglich zu ſeyn dünket, einer Sprache durch die Vergleichung mit andern einigen Glanz zu geben, wenn es Sprachen geſitteter und kluger Völker ſind. Denn zu geſchweigen, daß die, welche ſolches gethan haben, ſelten der Sprachen ſo mächtig geweſen, daß ſie nicht die Fehler der Schriftſteller, das Unnatürliche, die Raubigkeit und den Schwulſt ihnen ſelbſt ſollten zugeſchrieben haben: ſo verſchwindet das, was in dieſer Sprache einnehmend und ergetzend iſt in der andern, und was in dieſer ſchön und reitzend iſt, iſt in jener häßlich und verwerflich. Der Pöbel hat meiſtentheils die Sprachen gemacht: Wenn es eine Sprache gäbe, von welcher einſichtvolle Weltweiſen, welche ein richtiges Erkenntniß von der Ordnung und Vollkommenheit hätten, die Urheber

heber wären, ſo möchte es angehen, ihr den Vorzug vor allen andern Sprachen zu geben. Allein da ſolches nicht iſt, ſo erkennt man aus den Vergleichungen der Sprachen mit einander nichts, als daß jede Mundart ihre Schönheiten und ihre Fehler habe. Da wir uns alſo vorgenommen haben, zu zeigen, warum ein jedes geſittetes Volk ſeiner Mutterſprache Hochachtung ſchuldig ſey, ſo müſſen wir ein ſolches Lob aus andern Quellen herleiten.

Es iſt dem Menſchen natürlich, dasjenige, was ihm am nächſten angehet, was ihn vollkommner macht, und ihm den Weg bahnt, ſeinen Verſtand mit Begriffen und Bildern anzufüllen, und ſeine ganze Seele zu beſſern, zu lieben und hochzuſchätzen. Aus dieſem Grunde verdiente die Mutterſprache eines jeden Volkes die gröſte Hochachtung. Sie iſt unſre gemeine Wohlthäterinn. Wenn Carteſius recht hat, daß die Sprache ein Kennzeichen vernünftiger Geſchöpfe ſey, welches ſie von den Thieren unterſcheide, ſo muß man ſolches vornehmlich von der Mutterſprache rühmen. In unſern zarteſten Jahren iſt ſie unſre Lehrmeiſterinn geweſen: ſie hat uns unterrichtet, und den erſten Samen zu allem Erkenntniſſe in uns ausgeſtreuet. Wir wurden durch dieſelbe geſchickt, weil es doch unſern eingeſchränkten Kräften nicht möglich iſt, ohne Zeichen die Sachen ſelbſt zu erkennen, das Wahre von dem Falſchen abzuſondern und unſre Gedanken andern mitzutheilen. Ohne die-

ſelbe würden wir untüchtig geweſen ſeyn, un
mit den freyen Künſten und Wiſſenſchaften
einen vertraulichen Umgang einzulaſſen; welch
doch ſo wohl zur gemeinen Wohlfarth, als ſe
ner eigenen Glückſeligkeit unentbehrlich i
Selbſt diejenigen, welche das ſüſſeſte Vergn
gen an fremden Sprachen finden, würden ohn
ihre Landesſprache nicht im Stande geweſ
ſeyn, ſie zu erlernen. Ich bin daher allezeit
die größte Verwunderung geſetzet worden,
ich wahrgenommen, daß ſo viele Menſchen d
Natur in Betrachtung ihrer Mutterſprache au
gezogen haben, und gegen ſie unempfindlich ſin
Ich habe an einem andern Orte die Urſachen g
zeiget, was ſo vermögend iſt, ſie gegen ih
Wohlthäterinn ſo undankbar zu machen, d
ſie derſelben alle Hochachtung entwenden. Wen
jemand auch den Vorzug ſeiner Sprache, w
gen der Menge der Wörter und Redensart
vor unſrer erwieſe, daß wir ihm denſelben, v
der Wahrheit gezwungen, einräumen müßte
ſo ſollte uns dieſes keinesweges zur Verachtun
derſelben anreizen: vielmehr ſollte ſich unſer p
triotiſcher Eifer anflammen, unſre Sprache eb
ſo ſchön, ſo lieblich und nachdrücklich zu mache
als die fremde wäre. Es iſt an dem, wir h
ben auch einen natürlichen Trieb, fremde Di
ge, wenn ſie vollkommen ſind, hochzuſchätzen
allein er kan mit dem andern, welcher uns a
reizet, das, was uns eigen iſt oder uns näh
angeht, zu lieben, in der freundlichſten Verbi
dur

hung ſtehen. Zwar möchten uns die Verehrer der fremden Sprachen entgegen ſetzen, daß man die Künſte und Wiſſenſchaften meiſtentheils in ſeiner Mutterſprache nicht abgehandelt fände, oder wenn auch einige Bücher von denſelben darinnen geſchrieben wären, ſo ſähen doch die ſchönen Wiſſenſchaften annuthiger und reizender in den Sprachen fremder Völker aus. Wir können ihnen hier, ohne unſre Meynung fahren zu laſſen, daß ſie die Natur verläugnen, alles zugeſtatten, was ſie haben wollen. Selbſt ihr Einwurf macht ſie in den Augen der patriotiſchgeſinnten verächtlicher und tadelhafter. Läugnen wir denn, daß wir in den Künſten und Wiſſenſchaften nicht vieles aus den Schriften, die in fremden Sprachen erſchienen ſind, erborgen müſſen? Wie viel hat man nicht den Griechen und Lateinern zu verdanken? Sie ſind uns in den Künſten und Wiſſenſchaften ſo treulich vorgegangen, daß uns ihre Schriften Muſter ſeyn können, wie wir die Wahrheiten in unſrer Sprache vortragen müſſen. Man geſteht es auch zu, daß die vernünftigſten unter den Einheimiſchen Schriftſtellern ihre Sachen größtentheils von ihnen entlehnet, wiewohl ihre Geſchicklichkeit die entlehnten Sachen vielmals verſchönert und mit einem gröſſerm Glanze ausgezieret hat, daß ſie daher ihnen eigen geworden ſind. Und ſolches zu thun, wäre die Pflicht derjenigen, die den Muth haben, ihrer Mutterſprache einen ſo ſchimpflichen Vorwurf zu machen.

Wenn

Wenn ſie einige Liebe zur Ehre ihres Vaterlandes in ſich empfänden, ſo würden ſie ſich mit dem rühmlichſten Eifer angelegen ſeyn laſſen, ihre Mutterſprache durch den Vorrath der andern zu bereichern, und ſie durch entlehnten Schmuck reizender zu machen, damit die Künſte und Wiſſenſchaften nicht erröthen dürften, ſich darinnen ſehen zu laſſen. Ein ſolcher Diebſtahl, wenn man ihn mit einigem Rechte einen Diebſtahl nennen darf, iſt rühmlich, und hat allen Völkern zu allen Zeiten Ehre gebracht. Was die abgelebten Sprachen und die Schriften, die in denſelben verfaſſet worden ſind, betrift, ſo kan man ſie als eine reiche Erbſchaft anſehen, zu welcher keine Freunde und Anverwandten mehr vorhanden ſind: jeder Fremde, welcher ſich durch ein ruhmwürdiges Bezeigen hervorthut, hat das Recht einen Theil derſelben ſich anzumaſſen. Geſetzt aber, daß ſolches nicht wäre, ſo iſt es doch mit den Wahrheiten und Wiſſenſchaften nicht wie mit den Gütern im gemeinen Leben beſchaffen, ſondern es verhält ſich mit ihnen wie mit den Brunnen und Flüſſen, jeder darf aus denſelben ſchöpfen und trinken, ſie mögen ſich befinden, wo ſie wollen. Da hiedurch die Bemühungen derjenigen, die ihre Mutterſprache aus den Schriften fremder Völker verbeſſern wollen, gerechtfertiget werden, ſo erkennet man daraus leicht, wie verwerflich diejenigen ſind, die eine Kenntnis von dem Mangel ihrer Sprache haben, und demſelben abzuhelfen ſich nicht beſtre-

ſtreben. So gelehrt und verſtändig ſie ſonſt ſeyn mögen, ſo ſind mir dennoch diejenigen werther, welche auch nur auf die geringſte Weiſe die Mutterſprache zu erheben und hervorzuziehen ſuchen. Aus dieſer Urſache verdienen patriotiſche Ueberſetzer, wenn ſie auch fehlen ſollten, dennoch ein gröſſeres Lob, als die gröſten Lateiner und Griechen, deren Gelehrſamkeit ein verborgner Schatz iſt, der zur Ehre des Vaterlandes nichts beträgt. Frankreich iſt ſeinem Amiot gröſſern Dank ſchuldig, als dem berühmten Turnebus, Scaliger Salmaſius, und vielen andern lat. Criticis und Philologis. Alſo iſt dieſen Verächtern der Mutterſprache begegnet worden: doch es giebt noch einige, welche ſich von den Schönheiten und Reitzungen fremder Sprachen ſo haben hinreiſſen laſſen, daß ſie ſich einbilden: es ſey nicht allezeit möglich, die Künſte und Wiſſenſchaften in der Mutterſprache vorzutragen, daß ihnen nichts entgienge, indem nicht jederzeit die Zeichen zu den Sachen vorhanden wären. Wenn ein Volk nicht in der gröbſten Raubigkeit lebet; wenn ihm nicht noch alles, was mit den Künſten und Wiſſenſchaften verwandt iſt, fremd und unbekannt iſt, ſo hat ſolches unmöglich ſtatt: Denn die Gr. oder Lat. Sprache iſt nicht fähiger zum Vortrage der Wiſſenſchaften geweſen, als die Sprache eines jeden Volkes. Unterdeſſen iſt es andem, es kan kommen, daß man einen Gedanken in dieſer Sprache nicht auszudrücken vermögend iſt, den man doch in einer

ner andern Sprache zu verſtehen geben kan: allein iſt es nicht mit der Zeit möglich, einen Ausdruck zu denſelben zu erfinden? Nur alsdann wird es ganz unmöglich ſeyn, wenn hinter gewiſſen Worten keine Gedanken ſind, wie der groſſe Leibnitz an einem Orte bedächtig anmerket, es ſey gemeiniglich ein ſicheres Kennzeichen, daß man bey gewiſſen barbariſchen Kunſtwörtern der Scholaſtiker nichts gedenke, wenn ſie ſich nicht in die deutſche Sprache übertragen lieſſen.

Wenn diejenigen, welche der Mutterſprache ihre Hochachtung entreiſſen, wahrhafte Gelehrten ſind, deren Erkenntnis nicht in bloſſen Worten beſtehet, noch ein vergrabner Schatz, ſondern dem gemeinen Weſen nützlich ſeyn ſoll; ſo mögen ſie mir doch auf die Frage antworten, welche Sprachen am meiſten hochzuſchätzen und zu erheben ſind. Diejenigen in welchen man ſeine rühmlichen Abſichten ſchwer, und niemals ohne Furcht eines Irrthums erhalten kan, oder diejenige, die uns auf das leichteſte zu unſerm Zwecke kommen läßt, und uns zugleich vor allen Irrthum bewahret? Man müßte die Vernunft verläugnet haben, wenn man der letztern nicht den Vorzug vor den andern zugeſtehen wollte. Die Abſichten, zu deren Erlangung die Sprache vorhanden iſt, können aber nirgends beſſer als in der Mutterſprache erhalten werden: nur ihr iſt es jederzeit eigen, daß wir die wahren Begriffe mit den Wörtern verbinden können, ohne darzu durch viel Mühe und Fleiß zu gelan-

langen, die an derſelben eigentlich hängen, oder, uns deutlicher zu erklären, ſo zu gedenken, wie es die Wörter mit ſich bringen. Bloß von unſrer Mutterſprache können wir verſichert ſeyn, daß in unſern Landsleuten bey unſern Worten, wenn wir ſie nicht verkehren, ſondern in der Bedeutung nehmen, wie ſie alle Welt nimmt, eben die Gedanken und Begriffe werden hervorgebracht werden, welche wir bey ihnen gedacht haben. Daher iſt es leichter, die Wiſſenſchaften zu faſſen, wenn ſie in der Mutterſprache vorgetragen werden. Wir können in denſelben viel weiter fortgehen, indem wir, was die Sprache betrift, keinen Anſtoß zu vermuthen haben. Warum ſollten wir auch von einem ſo vortheilhaften Wege weichen, da uns das Exempel aller vernünftigen und klugen Völker unter der Sonne anmahnt, auf demſelben fortzuwandeln. Die Griechen und Lateiner, welche von uns ſo bewundert werden, leiſten eben die Bahn, und ſind darauf nicht nur zu ihren Abſichten, ſondern auch zum größten Ruhme gelanget. Wenn man aber in den abgelebten Sprachen alles ſchreiben wollte, die allerdings ihrer Schönheit und Vortreflichkeit wegen verdienen, hochgehalten zu werden, ſo würde ſolches mit den größten Schwierigkeiten verknüpfet ſeyn. Wir ſchweben ja im Erkenntniſſe der Schriftſteller ſelbſt noch in groſſer Ungewißheit. Wie viel zweiffelhafte Worte kommen in denſelben vor! Können wir auſſer Gefahr ſeyn, ob unſre Begriffe, die wir bey ihnen

nen bekommen, mit den Begriffen des Schriftstellers, die er dabey gehabt, allezeit übereinstimmen, und ob unsere Leser, wenn wir in solchen auswärtigen Sprachen schreiben, und uns daher ihrer bedienen müssen, eben das dabey denken würden, was wir dabey gedacht haben? Wie viel Wörterbücherschreiber, wie viel Ausleger, und Dollmetscher haben wir nicht über die Griechen und Lateiner: keiner ist vollkommen: wenn sie den Sinn derselben am besten getroffen zu haben vermeinen, so kommen immer andre und zeigen, daß sie dennoch geirrt haben. Denn daß wir uns noch deutlicher herauslassen, so finden wir bey ihnen Wörter, welche so verschieden an Bedeutungen sind, als die Tiegerthiere an Flecken: und viele, welche, ausser den bekannten und unbekannten Bedeutungen noch besondre Begriffe, die man sich nach dem eigentlichen Werthe der Worte fast nicht vermuthen sollte, wenn uns ihre eignen Schriftsteller nicht noch Nachricht davon gegeben hätten, in sich fassen. * Wie kan man also gesichert

* Wir wollen zum Beweise einige Exempel aus der griechischen Sprache, welche an vielbedeutenden Wörtern sehr fruchtbar ist, beyfügen. Wir finden im Diogenes Laertius L. 11. n. 81 daß Aristipp das Wort ὀλύσχοινος für das Wort ὀξύσχοινος gebraucht. So bedeutet ἀναπυστὸν gemeiniglich so viel als κλεινὸν, hingegen bey dem Herodotus, ἀνήκοον, ἄῤῥητον. Hesychius macht bey dem Worte

sichert seyn, daß, wenn man seine Gedanken in einer solchen Sprache zu erkennen geben will, darüber keine Irrthümer, oder kein Misverstand entstehen werde? Dieses ist noch nicht genug: wenn auch die Wörter zu einer Zeit bestimmt gewesen sind, so haben doch die nachfolgenden Jahrhunderte oft andre Bedeutungen eingeführet. Es geht mit den Wörtern, wie mit den Münzen in Frankreich, welche immer nach den Ableben ihres Königes wieder umgepräget werden. *

Worte εὐλόγησεν, die Anmerkung: εὐλόγησεν, ὕμνησεν. Εἴρηται δὲ παρὰ τῇ γραφῇ, καὶ κατ' ἀντίφρασιν, ἀντὶ τοῦ ἐβλασφήμησεν. Bey den Lateinern bedeutet, foedare gemeiniglich, so viel als, beflecken: und *foedus* so viel als befleckt, schmutzig: Servius aber merkt an, daß jenes bey dem Virgil und Sallust so viel als lacerare, und dieses so viel als crudelis bedeute. So heißt nequicquam fast stets: im geringsten nicht: Der ber. Heuman aber hat angemerket, daß es vielmals auch frustra bedeute.

* Sciopp erinnert nicht ohne Ursache, daß die Verfertiger der Wörterbücher in Erzählung der Bedeutungen der Wörter nach den Jahrhunderten gehen mögten, indem sie sich nach denselben geändert haben. So bedeutet αἵρεσις sonst eine Secte, zu den Zeiten des Theodosius aber, so viel als conditio. Bey den Römern ist ein Patricius zu den Zeiten, da sie noch frey waren ganz etwas anders, als ein Patricius zu des Constantinus des Gr. Zeiten: wie wir uns denn erinnern, daß ein gr. Gelehrter in einer gewissen Vorrede bey diesem Worte ganz unrecht das 1ste Buch des Livius anziehet.

Multa renaſcentur, quae iam cecidere, cadentque
Quae nunc ſunt in honore vocabula, ſi volet uſus
Quem penes arbitrium eſt, & jus & norma loquendi
Horat.

Noch andre ſind in den vorigen, und auch in den neuern Zeiten ſo misgehandelt und ſo übel gebraucht worden, daß man itzo ganz andre Sachen, als ehemals damit ausdrücket, indem die erſte und ächte Bedeutung ganz verlohren gegangen zu ſeyn ſcheint. * Wir übergehen itzt mit Stillſchweigen, daß bey dem Wachsthume der Künſte und Wiſſenſchaften auch neue Zeichen zu den neuen Gedanken haben erfunden werden müſſen: daher die Bedeutung der alten Wörter vielmals ganz verwandelt worden iſt, weswegen es auch öfters ſehr ſchwer iſt, ihre Bedeutungen völlig zu beſtimmen. Alles dieſes kan erweiſen, wie thöricht diejenigen handeln, die die fremden und abgelebten Sprachen ihrer Mutterſprache vorziehen, wenn es anders unweiſe gehandelt iſt, ſich ohne Urſache in unendliche Schwierigkeiten zu ſtürzen, und, um löbliche Endzwecke zu erreichen, einen Weg zu betreten, welcher am wenigſten zu ihnen führet. Wenn in der Mutterſprache Künſte und Wiſſenſchaften

* Es wäre leicht, eine groſſe Menge ſolcher Wörter anzuführen. Das Wort *negotium* iſt ein gutes Wort: Cicero gebraucht es in einem Briefe: allein heut zu tage wiſſen wenige ſeine wahre Bedeutung: man überſetzt es durch, Vorzug, da es doch bey dem Cicero ohne Zweifel ſo viel als eine gute Vorbedeutung, oder eine fröhliche Sache heißt.

ten gelehret werden, ſo müſſen nothwendig die Begriffe davon uns leichter, deutlicher und verſtändlicher ſeyn, weil wir nicht erſt die Sprache lernen dürfen, um die Schriften davon leſen zu können. Wenn die größten Gelehrten in den vorigen Jahrhunderten ſolches gethan hätten, ſo wären unzählige Streitigkeiten, Schmähungen und Verkleinerungen um nichtswürdiger Dinge wegen vermieden worden. Die größten Lateiner haben einander wechſelsweiſe Schnitzer vorgeworfen: man hat ſie niemals vereiniget geſehen; und was das meiſte iſt, ſo ſind ſie über ſolche Kleinigkeiten mit einem tödlichen Haſſe gegen einander ergrimmt worden. Wie hart hat Scaliger, deſſen unerträglicher Hochmuth ſeinen Gaben gleichet, ſeine Mitgelehrten angelaſſen: den Scribanius heißt er einen ungeſchliffenen Kerl, den Heinſius, Hofmann, und Lipſius abgeſchmackte Leute und Idioten, und Taubmannen gar einen Narren: Pareus ward von ihm ſo mißgehandelt, daß er im Zorne geſagt hat: *credo omnino diabolum fuiſſe auctorem Critices:* Der Teufel müßte der Erfinder der Critik geweſen ſeyn. So ſtark unſer S. R. Heineccius im Latein war, ſo hat man ihm doch jüngſthin Fehler auf eine ſehr ſinnreiche Art zeigen wollen. Alles dieſes iſt nicht ſo leicht zu beſorgen, wenn man ſich bemühet, in ſeiner Mutterſprache ſchön zu ſchreiben: tauſend Schwierigkeiten fallen hinweg: wir dürfen uns nicht mit den verſchiedenen Bedeutun-

gen martern: und was uns in fremden Sprachen als ein finstrer Rauch vorkömmt, das ist in unsrer Muttersprache ein hellscheinendes Licht. Geben nicht alle diese Vortheile der Muttersprache vor auswärtigen Mundarten den Vorzug? Verdient sie nicht allen Ruhm, und alle Hochachtung? Sollten daher nicht alle Schriftsteller, die der Republik nützen wollen, in derselben schreiben? Ist es nicht ein größrer Ruhm, in der Sprache des Landes schön und vortrefflich, als in einer fremden erträglich zu seyn, da es fast ganz unmöglich ist, in derselben vollkommen zu werden?

****** ***** *************************

Fortgesetzte Beurtheilung des hallerischen Gedichtes, vom Ursprung des Uebels.

Wir haben uns bey unsern Lesern zu entschuldigen, daß wir nicht, nach unserm Versprechen, diese Beurtheilung bereits im vorhergehenden Stücke fortgesetzet haben. Die Ursache dieser Verzögerung ist wichtig, und sie bestehet darinnen. Wir bedachten, daß unsere Kühnheit, da wir ein Gedichte eines so angesehenen Dichters so frey beurtheilet hatten, etwas grosses gewaget hätte. Wir traueten unser Einsicht nicht so viel zu, daß wir in allen Recht haben und ohne Widerspruch

ſpruch bleiben könnten. Wir hoffeten alſo, es würde uns etwan ein geſchickter Kenner poetiſcher Werke ſeine Gedanken über unſre Beurtheilungen in der Zeit, ehe wir ſie fortſetzten, mittheilen. Und alsdenn wollten wir, nach Beſchaffenheit derſelben, unſre fernere Beurtheilungen einrichten. Wir ſind aber nicht ſo glücklich geweſen, etwas dergleichen zu Geſichte zu bekommen. Es ſey nun, daß dieſes aus Verachtung gegen unſere Beurtheilungen, oder wegen der Gerechtigkeit unſerer Sache geſchehen iſt, ſo ſtehen wir nicht länger an, die Fehler des hallerſchen Gedichtes, nach unſerer Einſicht, zu entdecken. Wir halten uns für überzeugt, daß die Verachtung keinen Grund haben kan; und wenn unſere Sache gerecht iſt; ſo haben wir um deſto mehr Urſache, unſer Verhaben auszuführen.

Wir fahren alſo im Eingange des Gedichtes fort. Der Dichter ſagt:

Mit Schafen wimmelt dort die Erde,
Davon der bunte Schwarm in Eile frißt und blekt.

Hier weiß man nicht, ob davon auf die Schafe, oder auf die Erde geht? Nun iſt es zwar nicht glaublich, daß der bunte Schwarm, (welchen wir auch unter den Schafen nicht geſucht hätten) Erde freſſen wird: aber die Zweydeutigkeit bleibt doch, weil davon unmittelbar auf Erde folgt; und wer recht deutlich ſchreiben will, der muß ſie gänzlich vermeiden. Ueberdieſes ſo klingt es ſehr wunderlich, wenn man ſagt: Der

Schwarm bleckt. Nicht weit davon heist es:

Da · manch reger Stral auf seine (des bleichen Mooses) Dunkelheit
Ein zitternd Licht durch rege Stellen streut,
Und in verschiedner Dichtigkeit
Sich grüne Nacht mit göldnem Tage gattet.

Der Leser hat grosse Mühe, ehe er errathen kan, was hier der rege Stral, das zitternde Licht und die regen Stellen bedeuten sollen. Der rege Stral soll ein zitternd Licht streuen. Das ist eben so viel gesagt, als: Der rege Stral streut einen regen Stral, oder: das zitternde Licht streut ein zitternd Licht. Denn worinnen sind denn der rege Stral und das zitternde Licht von einander unterschieden? Wir können hier keinen Unterschied finden. Und doch macht der Dichter durch zweyerley Ausdrückungen einer Sache der Phantasie des Lesers so viel zu schaffen, daß sie sich ein Ding als zwey vorstellen soll. Da nun dieses unmöglich ist: so siehet man wie dunkel solche Stellen nothwendig seyn müssen. Was unter der grünen Nacht zu verstehen ist, das begreifen wir auch nicht. Die Nacht kan man sich ja für allemal nicht anders, als schwarz vorstellen. Woher sie nun damals die grüne Farbe bekommen hat, das kan man nicht wissen. Die Baumblätter, oder der Moos, wo die verschiedne Dichtigkeit befindlich gewesen ist, sind zwar grün gewesen: Der Dichter wird sie aber doch wohl nicht unter der Nacht verstanden ha-

haben? Gleichwohl ſiehet man nicht, was hier ſonſt die Nacht könnte genennet werden. Und es erhellet auch daraus, daß er die auf den Blättern oder auf dem Mooſſe gebrochenen Lichtſtralen, den goldnen Tag nennet, und die Nacht ſich mit demſelben gatten läßt. Denn dieſe Dinge ſind am nächſten beyſammen, ſie berühren einander, und laſſen ſich beyde zugleich und gleichſam vereinigt ſehen.

Die umgeſorgte Fülle, welche weiter unten vorkömmt, iſt ein ſeltſamer Ausdruck; zu geſchweigen daß umgeſorgt, wenigſtens hier, gar nichts ausdrückt. Wir können uns nicht bey allen Anmerkungen lange aufhalten. Es folgt deßwegen nicht, daß wir nicht allezeit Grund gehabt hätten, zu tadeln. Von einem Bache ſagt unſer Dichter, daß er

plötzlich aufgeht in Schnee und Perlenblaſen
Durch jähe Felſen rauſchend ſtäubt.

Der Schnee kan, unſern Bedünken nach, wohl in Waſſer, das Waſſer aber nicht in Schnee aufgelöſet werden. Denn das Waſſer beſtehet nicht aus einer Menge kleiner Schneetheilchen, ſo, wie der Schnee aus Waſſertheilchen zuſammengeſetzt iſt. Nun kan es zwar ſeyn, daß ſich hier der Dichter, wie denn dieſes in der Poeſie gar wohl erlaubt iſt, mit dem äuſſerlichen Anſehen des Waſſers, welches plötzlich durch jähe Felſen ſtäubt, begnüget, und nach dieſem das in viele weiſſe kleine Tröpfgen zertheilte Waſſer Schnee genennet hat. Aber Schnee und Waſ-

ser sind allzu verwandt miteinander, so daß mancher gar leicht glauben könnte, dasjenige, was ein Dichter von dem einen behauptete, ob es gleich des andern Eigenschaft ist, käme ihm wirklich zu; und dieses macht Verwirrung und Dunkelheit. In ganz unterschiedenen Dingen geht eine solche metaphorische Ausdrückung gar wohl an; ja sie ist eine Zierrath in der Poesie. Also hat unser Dichter die zertheilten Wassertheile des Baches gar schön Perlenbläsen (wiewohl diese Zusammensetzung etwas seltsam klingt) genennet. Ja es würde noch poetischer geklungen haben, wenn er sie gar Perlen genennet hätte. Und dieses ist kein falscher Ausdruck; denn es fällt alsbald in die Augen, daß er metaphorisch ist: bey jenem aber von dem Wasser und dem Schnee ist die Metaphore nicht so deutlich, und das aufgelöst macht, daß er noch eigentlicher zu seyn scheinet. Gleich darauf heißt es:

Auf jenem Teiche schwimmt der Sonnen funkelnd Bild.

Auf dem Grunde eines Teiches scheint zwar die Sonne zu liegen: aber oben drauf scheint sie niemals zu schwimmen. Ferner:

Dort streckt das Wetterhorn den nie beflognen Gipfel
Den blauen dünnen Wolkenkranz;
Bemalt mit rosenfarbnem Glanz.
Beschämt sein graues Haupt, das Schnee und Purpur schmücken,
Gemeiner Berge blauen Rücken.

Hier ist das Wort strecken in einer Bedeutung gebraucht, welche der gewöhnlichen ganz entgegen

gen geſetzet iſt. Was geſtreckt iſt, das muß ſich in einer horizontalen und nicht, wie es der Dichter hier gebraucht hat, in einer ſenkrechten Lage befinden. Die beyden letztern von den angeführten Zeilen ſind ſo dunkel daß wir bey langem und mühſamen Nachſinnen nicht das geringſte haben heraus bringen können, was zur Erklärung derſelben gedienet hätte. Wer einen erleuchtetern Verſtand hat, als wir, der mag der Schwäche unſerer Einſicht mit einer deutlichen Erklärung zu Hülfe kommen.

Wir übergehen des Himmels tiefe Höhen und die in der Luft erhabenen weiſſen Seen worauf durchſichtig Gold und flüchtig Silber glimmt, und wenden uns zu dem Gedichte ſelbſt. Wir wollen den Anfang ganz herſetzen:

Ich ſann in ſanfter Ruh dem holden Vorwurf nach,
Bis daß die Dämmerung des Himmels Farben brach.
Die ſtille Einſamkeit, die Mutter der Erfindung
Hielt der Begriffen Reyh' in ſchlieſſender Verbindung
Und nach und nach verknüpft, kam mein verwirrter Sinn
Unvermig mit ſich ſelbſt, zu dieſen Worten hin.

Wir zweifeln, daß das eine Eigenſchaft der Dämmerung iſt, daß ſie des Himmels Farben bricht. Der Dichter verſteht doch ohne Zweifel unter der Dämmerung den Untergang der Sonne. Nun brechen ſich aber ja die Sonnenſtralen, ſo wohl früh, und zumittage, als abends. Die Dämmerung hat alſo dieſes nicht voraus, daß ſie die Stralen bricht. Hernach iſt auch die Brechung der Sonnenſtralen nicht ein Zei-

chen

chen des Abendes, für welches es der Dichter hier ausgegeben hat. Die Sonnenstralen brechen sich wie gesagt, so wohl früh, vormittage, zu mittage und nachmittage, als abends, wenn sie aus einer dünnen Materie in eine dichte, und aus einer dichten in eine dünne fahren: niemals aber sagt man, wenn dieses geschiehet, und wenn z. E. am hellen Tage, wenn die Sonne noch hoch stehet, ein Regenbogen, eine lichte Wolke, oder sonst ein Luftzeichen gesehen wird, welches von der Brechung der Sonnenstralen herrühret: Es wird Abend. Wenn es hiesse: Die Dämmerung entzieht dem Himmel seine Farben: so wäre dieses der Dämmerung gemäß und eigen: wenn sich aber nur die Stralen brechen: so folgt nicht, daß es deßwegen Abend ist, wie doch hier unser Dichter vorgibt. Die folgenden zwo Zeilen haben wiederum ein ziemliches Maaß der Dunkelheit. Das und nach und nach verknüpft vermehret sie noch. Denn man weis nicht, ob sich verknüpft auf der Begriffe Reihe, oder auf die schliessende Verbindung, oder auf den verwirrten Sinn beziehen soll. Wenn hernach die stille Einsamkeit die Reihe der Begriffe in schliessender Verbindung gehalten hat: wozu ist denn hernach noch das Verknüpfen nöthig gewesen? Man geräth also auf die Muthmassung, der verwirrte Sinn sey verknüpft worden. Aber wie wunderlich klingt dieses! Dieß sind die schönen Früchte von dem Gebrauche der leidenden Mittelwörter. Endlich

lich heiſt es in dieſen ſechs Zeilen: **Mein verwirrter Sinn kam zu dieſen Worten hin.** Sind denn die Worte auſſer dem Sinne, oder der Seele des Dichters geweſen, daß er erſt zu ihnen hat gehen müſſen? Unſerm Bedünken nach will er die folgenden Worte alle ſelbſt geſprochen haben. Iſt aber dieſes: wie kan er denn ſagen, er wäre zu ihnen hingekommen? Doch, nicht er, ſondern der verwirrte Sinn iſt nur hingekommen. Was bedeutet aber dieſes? Es iſt ein dunkler, ein wunderlicher, ein ſeltſamer, oder daß wir es kurz ſagen, ein hallerischer Ausdruck.

Die dritte und vierte Zeile von den Worten, zu welchen der verwirrte Sinn des Dichters hingekommen iſt, lauten alſo:

Wo mancher Mandevil des guten Merkmaal mißt
Wo Thaten Boshaft wirkt und fühlen leiden iſt.

Heiſt mißt hier ſo viel, als vermißt? oder kömmt es von meſſen her? Was die andre Zeile ſagen ſoll, das iſt theils ſehr dunkel, theils ganz unverſtändlich. Wenn die erſte Hälfte hieſſe: Wo Boßheit Thaten wirkt, da wäre ſie doch zu verſtehen, obgleich noch ziemlich ſeltſam: aber der andern Hälfte ihren Verſtand können wir weder durch die Verſetzung, noch durch einen andern hermeneutiſchen Kunſtgriff herausbringen. Weiter unten fragt der Dichter:

Wer iſts, der einen Tag von tauſenden erlebt,
Den nicht in ſeiner Bruſt die Reu mit Feuer gräbt.

Die Reue ſoll den Tag **mit Feuer** in der Bruſt graben. Wenn es brennen hieſſe, ſo wüſte

man.

man, was es heissen sollte. Wir kommen zu den folgenden zwo Zeilen;

Wer ist der Selige in seltnem Stern gebohren,
Bey dem Verdruß sein Recht auf eine Stund verlohren?

Fürs erste sollte es heissen; welcher in seltenen Sterne gebohren ist, und bey Verdruß sollte der stehen. Hernach so ist die Redensart: in seltnem Sterne gebohren werden ganz ungewöhnlich. Mancher würde einen Cometen, und also nicht viel glückliches darunter verstehen. Unter einem glücklichen Gestirne gebohren werden sagt man wohl; jenes aber niemals. Die dritte Zeile davon:

Aus unserm Herzen quillt des Unmuths bittre Quelle

theilt wiederum ein Ding in zwey Dinge! Das Quillen des Wassers und die Quelle sind einerley. Der Dichter aber sagt: Die Quelle quillt: eben so als wenn man sagen wollte: der Regen regnet, das Wachsthum wächst, der Schimmer schimmert u d gl. Es wollte zwar iemand diesen Ausdruck mit dem bekannten *vivere vivere* der besten Lateiner entschuldigen. Zu geschweigen aber, daß das Ansehen einen Ausdruck, welcher wider die Natur der Sachen ist, nicht gut machen kan, so paßt dieses Exempel nicht einmal hieher. Denn ein Leben leben, und das Leben leben, dieses ist zweyerley gesagt. Bey diesem Ausdrucke verhält sich das Leben thätig; bey jenem aber leidend, und dieser ist mit dem obigen hallerischen Ausdrucke zuvergleichen; jener aber nicht. Die bald folgenden zwo Zeilen;

Noch

Noch ſelig, wann zuletzt der Tage kurze Zahl
Zugleich das Maaß auch wär des Lebens und der Quaal

müßten, wenn ſie die gehörige Deutlichkeit haben ſollten, ſo heiſſen: Man würde ſelig zu nennen ſeyn, wenn die kurze Zahl der Tage zugleich das Maaß des Lebens und der Quaal wäre. Aber das räthſelhafte noch ſelig und die Verſetzung der Wörter in der andern Zeile geben dieſen Verſen diejenige Eigenſchaft, welche ſie haben müſſen, wenn man ihren Verfaſſer daraus erkennen ſoll. Ferner heiſt es:

Ach Gottheit und Vernunft giebt Gründe größrer Schrecken
Von jenem Leben kan kein Grabſtein uns bedecken!

Anſtatt **GOtt**, oder **göttliche Offenbarung** iſt **Gottheit** geſetzt worden. Ein neues und beſonderes Mittel, dunkel zu ſchreiben! Was iſt **ein Grabſtein von jenem Leben**? Wir können es nicht errathen. Ohne Zweifel ſoll dieſe Zeile ſo viel ſagen, als: **Jenem Leben kan uns kein Tod entreiſſen.** Aber ein Dichter muß ſich doch wohl poetiſch, das iſt, dunkel, ausdrucken. Die folgenden zwo Zeilen:

Nachdem der matte Geiſt die Jahre ſeiner Acht,
Verbannt in einen Leib mit Elend zugebracht,

lehren uns, daß die menſchlichen Seelen, ehe und als ſie in die menſchlichen Leiber gekommen, in die Acht erkläret worden. Was ferner hierbey zu erinnern iſt, das mögen die Weltweiſen ausmachen. Weiter unten wünſcht der Dichter:

O daß der wüste Stoff einsamer Ewigkeit
Noch lag im öden Schlund der alten Dunkelheit!

Woraus muß doch die einsame Ewigkeit seyn erschaffen worden? Mancher würde zwar fragen: Ist denn die Ewigkeit aus etwas erschaffen worden? Aber aus diesen Zeilen erhellet deutlich, daß einmal eine wüste Materie in dem öden Schlunde der alten Dunkelheit gelegen hat, aus welcher hernach die einsame Ewigkeit ist erschaffen worden. Verstehest du auch was du lieseſt? möchte mancher hier von neuem fragen. Die Antwort ist leicht: Eben das ist die Schönheit eines Ausdruckes, wenn man von ihm sagen kan:

Ey, das ist schön!
Der Teufel selbst kanns nicht verstehn.

In einer der folgenden Zeilen wollte neulich jemand den Spinozismum finden. Wir antworteten ihm aber, daß es Herr D. Haller wol nicht so verstanden haben wollte, wie sichs zwar gar leicht verstehen lieſſe. Was in den folgenden Zeilen des ersten Buches hin und wieder zu erinnern seyn möchte, das gehet mehr die Weltweisen an, als die Dichter. In den Zeilen:

Er (Gott) hat sie [illegible],
Und nicht, warum sie sind, vergebens sie bemühn,

sind am Ende die Worte: zu wissen, zu ergründen, zu erforschen, u. d. gl. ausgelassen.

Dieſes wären nun unſere Anmerkungen über das erste Buch. In dem zweyten und dritten Buche wollen wir künftig fortfahren.

Ab.

Abhandlung

von den Urſachen des Vergnügens, welches uns die Beſchreibungen unvollkommner Dinge bey den Rednern und Dichtern geben.

Es iſt mit unſerm Erkenntniſſe in Sachen der Beredſamkeit und Dichtkunſt nicht anders, als mit dem Geſchmacke bey dem Genuſſe der Speiſen, oder des Getränkes beſchaffen. Wir ſchmecken, daß etwas ſuß und lieblich, oder bitter und herbe ſey: jedoch ſo klar unſre Empfindungen davon auch ſeyn mögen, ſo werden wir uns doch niemals dabey bewuſt, worinnen das Weſen der Süßigkeit oder Bitterkeit beſtehe. So gefällt uns in der Beredſamkeit und Dichtkunſt viel, ohne daß wir ein deutliches Erkenntnis von ſeiner Schönheit haben, und es mißfällt uns etwas, wenn wir gleich die Urſache davon nicht angeben können. Iſt unſer Verſtand von Jugend auf gewöhnt worden, an wahren Schönheiten ein Vergnügen, und an würklichen Unvollkommenheiten ein Mißvergnügen zu empfinden, ſo iſt auch ein verwirrtes Erkenntnis von der Schönheit oder Häßlichkeit eines Dinges hochzuſchätzen, wenn man ſich nur hernach beſtrebet, daſſelbe deutlich zu machen, und die Urſachen von unſerm Gefallen oder

oder Mißfallen einzusehen, damit man uns nicht vorwerfen könne, daß unser Geschmack willkührlich sey. Nur denen, welche mit andern menschlichen Seelen gar keine Aehnlichkeit haben, hat die Natur eine so vortreffliche Zunge, welche bey dem Genusse des Zuckers oder der Wermuth, nicht wie bey uns gemeinen Leuten nur bloß klare und verwirrte Empfindungen, sondern deutliche Vorstellungen und sogar Erklärungen von ihnen in der Seele hervorbringt, und nur ihnen hat sie so viel Licht und Deutlichkeit im Verstande mitgetheilt, daß sie bey jedem, was ihnen schön oder häßlich vorkömmt, sogleich die Ursachen davon zu erkennen, vermögend sind. Dieser Vortheile können wir uns nicht rühmen. Unserm Geschmacke gefällt etwas; es ist ihm etwas zuwider, ohne daß wir die Triebfedern davon sogleich finden können. Wie in der Weltweisheit und andern höhern Wissenschaften noch viele Wahrheiten sind, deren gründliche Auswickelung spätern Jahren vielleicht aufbehalten wird, so ist auch in den freyen Künsten, so viele Jahrhunderte auch schon die geschicktesten Kunstlehrer allen Fleiß angewandt haben, Gründlichkeit und Licht in dieselben zu bringen, noch vieles übrig, davon es zur Zeit schwer fällt, den wahren Grund anzugeben. Unterdessen ist es die Pflicht derjenigen, die sich einigermassen des Nahmens eines Kunstrichters würdig zu machen suchen: in solchen dunklen Dingen ihre Kräfte zu versuchen. Wenn auch

sol-

ſolche Bemühungen nicht ihren Endzweck völlig erlangen, ſo ſind ſie doch nicht ganz fruchtlos: ſie erheitern wenigſtens etwas, daß künftig andre, die ſich an eine gleiche Arbeit wagen, ſich eher zu rechte finden können. Dieſes hat uns bewogen, unſre Gedanken über eine Sache zu eröffnen, die zeither von Kunſtrichtern entweder ganz unerörtert geblieben, oder wenigſtens ſehr leicht abgehandelt worden iſt. Wir haben nämlich den Urſachen nachgeforſchet, welche verurſachen, daß uns die Beſchreibungen der Redner und Dichter von unvollkommnen Dingen, wenn ſie getroffen ſind, gefallen.

Ehe wir unſre Gedanken weitläuftiger darüber entdecken, ſo müſſen wir uns nothwendig deutlicher erklären, was wir unter den unvollkommnen Dingen, deren Beſchreibungen uns in Rednern oder Dichtern gefallen, verſtehen. Unſere Leſer mögen daher wiſſen, daß wir die Erklärung der Philoſophen von dieſem Worte zum Grunde legen, daß wir alles unter dieſelben rechnen, was unſern Sinnen widrig und häßlich iſt, was einen Eckel in ihnen rege macht, was einen Schauer über uns ausgüſſet: alle fürchterlichen, ungeſtalten, und ſchreckenden Gegenſtände, die unſer Gemüthe mit Abſcheue, mit Haſſe, mit Furcht, und allen andern uns verdrüßlichen Bewegungen erfüllen können, zählen wir unter dieſelben. Ungeheuer, Brand, Mord, Schiffbruch, und alle Arten des Un-

glückes gehören zu ihrer Anzahl. Denn welcher kan sich dieselben, ohne das gröſte Misvergnügen, gegenwärtig und mit den Sinnen vorstellen? Ich nehme keine Fehler, Mängel und Gebrechen, noch eine einzige Art von Unvollkommenheiten aus, als diejenigen, welche sich ein schamhafter Mensch, niemals, ohne roth zu werden, vorstellen kan. Wer die Tugend und Schamhaftigkeit liebt, wird bey Beschreibungen solcher Dinge allezeit ein Grauen und einen Widerwillen bey sich verspüren: nur den niederträchtigsten Pöbel können solche unverschämte Fratzen belustigen, als aus deren Haufen gewiß der Poet oder Redner seyn müßte, der sich mit denselben einlassen sollte. Wenn also Ovid seine Wollüstereyen beschreibt, so schildert er in der That unvollkommene Dinge ab: allein seine unkeuschen Bilder misfallen uns so stark, daß uns allezeit der heftigste Schauder dabey überläuft. Kurz alles, was die Schamhaftigkeit verletzet, macht uns Unlust. Aus diesem Grunde hat uns jederzeit die schmutzige Beschreibung des Miltons von der Geburt des Todes, und wie er in dem Schooſſe seiner Mutter der Sünde sitzet und naget, misfallen, wie sie denn von andern deshalber getadelt worden ist. Aus dieser Ursache misfallen uns auch die wollüstigen Schäfererzählungen von Noſſen, weil sie ohne Scham sind, so viel sonst auch Witz damit vermengt seyn mag. Alle Abschilderungen andrer

Un-

Unvollkommenheiten; wir mögen ſie bey Rednern oder Dichtern finden, wenn ſie ihrem Urbilde nahe kommen, erwecken uns ein Ergötzen, oder wenn jemand die Empfindungen darüber ein Grauen nennen will, ſo iſt es doch ein angenehmes Grauen. Uns gefällt in der Beſchreibung eine häßliche Frau eben ſo wohl, als das ſchönſte und reitzendſte Frauenzimmer. Wir erſchrecken nicht vor dem Ungewitter auf der See, vor dem zornigen Wellen und Fluten: wir finden ein Vergnügen daran, wenn wir daſſelbe nur bey dem Redner und Dichter, und nicht mit der That ſelbſt gewahr werden. Ein wilder hauender Eber, welcher in der gröſten Wut iſt, würde uns die gröſte Furcht einjagen, wenn wir ihn erblicken ſollten: allein wenn wir bey einem Poeten ihn recht abgeſchildert ſehen, ſo gefällt er uns ſo ſehr, als das beſte Bild von den zahmſten und anſehnlichſten Hirſche, von welchem uns Virgil ein anmuthiges Bild machet. Eine Menge aufgebrachter Bauern, welche jemanden zur Hülfe plötzlich eilen,

Cum improviſi adſunt: hic torre armatus obuſto
Stipitis hic gravidi nodis; quod cuique repertum
Rimanti, telum ira facit.

Virg.

würde uns, wenn wir ſie ſehen ſollten, erſchrecken: das Bild aber von den Schwarme vergnüget uns. Wir glauben, daß uns unſre Leſer genug werden verſtanden haben. Allein wo-

her kömmt es, daß der Redner oder Poet eine so grosse Gewalt, über unsern Eckel, über unsern Abscheu, und über unser Schrecken hat, welches alles unangenehme Erschütterungen der Seele sind? Was ist die Ursache, daß uns ihre Beschreibungen solcher Dinge statt des Verdrusses und Widerwillens Lust und Vergnügen einflössen?

Wenn wir dem Aristoteles, welcher seine philosophische Einsicht zuerst angewendet hat, auch in den freyen Künsten alles auf festen Fuß zu setzen, Glauben beymessen wollen, welcher nicht durch die Stärke seiner Gründe, sondern durch sein blosses Ansehen gewürket wird, so müssen wir uns überreden, daß das Vergnügen, welches man aus den Beschreibungen unvollkommner Dinge schöpfet, aus der Begierde, stets etwas zu lernen, hervorquelle. Obgleich in dieser Auflösung etwas wahres ist, so ist sie doch unserm Bedünken nach, noch zu allgemein und unbestimmt. Es ist andem, unser Verstand ist so beschaffen, daß er niemals in einer trägen Ruhe seyn kan: er sucht sich stets thätig und geschäftig zu zeigen: es sey nun, daß diese Bemühung in sich ein Vergnügen führet, oder daß die Vorstellungen selbst, welche aus demselben erwachsen, Vollkommenheiten sind, welche nothwendig gefallen müssen. Doch eben die Erfahrung die uns solches belehret, zeiget uns auch, daß die Gegenstände, mit welchen

sich

sich unsre Seele beschäftigen sollen, angenehm seyn müssen: wir empfinden kein Verlangen, eine Kenntnis von Dingen zu erwerben, welche unsern Neigungen und Grundsätzen entgegen sind. Wie wird also der Grundsatz der Philosophen, daß nur dasjenige gefallen könne, was vollkommen ist, oder scheinet mit unserm Satze zu vereinigen seyn? Ehe wir noch suchen sie in eine Uebereinstimmung zu bringen, so müssen wir noch vorher eine Eintheilung der unvollkommnen Dinge machen, damit wir hernach alles desto besser auseinander setzen können. Es können nämlich die unvollkommnen Dinge, welche von Rednern oder Dichtern beschrieben werden, entweder würklich unvollkommen seyn, oder nur nach dem Wahne und nach der Einbildung der Menschen also beschaffen seyn. Diese Eintheilung ist bekannt: aber wir haben doch nöthig, unsre Leser itzo daran zu erinnern. Die Abschilderungen von beyden Arten erwecken uns ein Vergnügen. Lasset uns den Ursachen davon nachspähen. Wir wollen über alle beyde eine allgemeine Betrachtung anstellen, und alsdann jede insbesondre kurz vor uns nehmen.

Der grosse Leibnitz, dem die Natur ihr Innerstes aufgeschlossen hatte, hat die Anmerkung von dem Vergnügen und Misvergnügen gemacht, daß es aus unzähligen unmerklichen Vorstellungen (perceptionibus) zusammengesetzt sey, obgleich eine immer mehr darzu beytrüge als die

andere. Dieser Gedanke ist von einem grosse
Umfange, und an glücklichen Folgerungen un
gemein fruchtbar. Was wird er aber, uns b
unsrer Betrachtung nützen? Dieses, daß w
uns vor dem Irrthume bewahren, als wenn
nur eine einzige Ursache unsres Vergnügens, da
wir aus den Beschreibungen unvollkommn
Dinge ziehen, gäbe. Wir erkennen zugleich da
aus wie es schwer sey, in dieser Sache etwa
genau und fest bestimmtes zu sagen. Dieses i
nicht das Werk nur eines Kunstrichters: es ge
hören viel Kräfte darzu, die Ursachen eines solche
Ergötzens vollkommen zu machen. Hier wir
meine Meinung bestätigt, da ich oben behaup
tet, Aristoteles habe den Grund davon nicht gan
errathen. Einiger massen rührt es würklich da
her, wenn wir uns an den Bildern unvollkomm
ner Dinge ergötzen, daß das Verlangen, stet
unser Erkenntnis zu vermehren, niemals gestill
wird, oder daß unser Verstand nicht unthätig
seyn mag. Damit diese Ursache noch allgemeine
werden möge, so setzen wir noch hinzu, daß di
Vorstellungen so beschaffen seyn müssen, daß
sie zwar die Kräfte der Seelen beschäftigen
aber nicht angreifen, oder gleichsam erschüttern
mögen. Daher kömmt es, daß wir in den
Trauerspielen, bey bewegenden und herzrührenden
Stellen, oder bey der Vorstellung traurigerUn
glücksfälle gerühret, ja so gar mit zu weinen be
wogen werden. Ein solches Weinen ist uns an
ge

genehm: ja man wird oftmals zur Unluſt und zum Widerwillen gebracht, wenn uns jemand durch entgegen geſetzte Handlungen darinnen ſtören will. Das rührt daher, daß zwar alle unſre Seelenkräfte, alle unſre Neigungen und Leidenſchaften dabey beſchäftigt, aber nicht, wie es bey wahrhaften Unglücksfällen geſchieht, in die heftigſte und ſtärkſte Bewegung geſetzet werden. Und ſolches iſt auch eine mitwürkende Urſache von dem Ergötzen, das uns die Vorſtellung der Beſchreibungen von unvollkommnen Dingen gebiehrt. Unter den Vorſtellungen der Sinne und der Einbildungskraft iſt der größte Unterſcheid, den man denken kan: wenn jene in unſre Seele unvollkommne Dinge abmahlen, ſo bringen ſie zugleich Unluſt und Misvergnügen mit in dieſelben hinein, da dieſe hingegen mit ihrer Vorſtellung auch faſt nicht die geringſte Unluſt verurſachet. Wen die Philoſophie, oder nur die Erfahrung gelehrt hat, daß die Vorſtellung der Sinnen jederzeit lebendiger und lebhafter ſey, als die Vorſtellung der Einbildungskraft, dem wird alles dieſes nicht ſchwer zu begreifen ſeyn. Bey ihr finden ſich tauſend kleine Empfindungen nicht, die bey jener vorhanden waren, ob wir uns derſelben gleich nicht bewußt waren: ſie läßt uns bey dem unvollkommnen Dinge tauſend Unvollkommenheiten nicht ſehen, die uns die Sinne empfinden lieſſen. Es iſt hiermit, wie mit dem häßlichſten

und liederlichsten Gemälde beschaffen: in der Nähe wird es uns ganz misfallen, weil wir gar zu viel Unvollkommenheiten daran wahrnehmen; aber laßt uns den Gesichtspunct verändern, und uns in eine gewisse Entfernung kommen, so wird vielleicht wohl gar einiges Vergnügen in uns über das Bild entstehen. Woher kömmt es? Daher, daß die Mängel in der Ferne verschwinden sind, die in der Nähe die Augen und den Verstand allzuhefftig verletzten. So ist es auch mit den Vorstellungen der Einbildungskraft beschaffen: sie sind zu matt und zu ohnmächtig, als daß sie uns sollten bewegen können: es ist ihr unmöglich, alle Unvollkommenheiten, die an einem Dinge befindlich sind, abzuschildern, oder es fehlt ihren Bildern wenigstens allezeit an der Lebhaftigkeit, die die Vorstellungen der Sinne haben. Wie vielweniger wird die Vorstellung unvollkommner Dinge, die wir nur aus den Beschreibungen erhalten, uns bewegen können? Der Poet oder Redner hat sie schon mit seiner Einbildungskraft nur vorgestellt: denn es ist nicht möglich, Beschreibungen von ihnen zu machen, wenn die Sinne selbst dadurch betäubt werden. Wir glauben nicht, daß Canitz seine Trauerode bey den Sarge seiner gel. Doris, oder Besser seine Klage über seine Gemahlin verfertigt habe, als er über die Gasse mit ihr zum Grabe gegangen ist. Wenn solches auser Streit ist, so hat die Abschilderung eines unvollkommnen Din-

ges,

ges, welche uns hernachmals gefällt, ſehen viele Mängel an denſelben verderbet; u. indem wir uns die unvollkommne Sache in der Beſchreibung des Poeten wiederum durch Hülfe der Einbildungskraft vorſtellen, ſo werden wiederum Unvollkommenheiten verſchwinden, weil wir dennoch durch dieſelbe nicht die Gedanken des Poeten oder Redners völlig und in ihrer Lebhaftigkeit, wie er ſie gehabt hat, bekommen. Man könnte einwenden, daß, wenn es ſo zugienge, die Beſchreibung den unvollkommnen Dingen ſelbſt nicht ähnlich bleiben würden: allein wie ein Gemälde dennoch ähnlich iſt, wenn es nur die Hauptzüge enthält, ſo iſt es hier auch beſchaffen. Wenn man alſo den Grad des Misvergnügens, das uns die Vorſtellung der Sinne von einer unvollkommnen Sache erreget, beſtimmen könnte, und hernach die Grade, welche es in gedachten Veränderungen abnimmt, abzöge, ſo würde man finden, daß wenig Misvergnügen übrig bleiben würde. Jedoch weil uns in den Beſchreibungen unvollkommner Dinge doch noch Unvollkommenheiten vorgeſtellet werden, ſo mag es in Betrachtung der Vorſtellung der Sinne immer geſchehe, deren anſchauendes Erkenntnis nach den Regeln der Weltweiſen, auch Unluſt machen muß, ſo müſſen wir noch unterſuchen, was denn dabey das Misvergnügen völlig unterdrücke, und uns über dieſes noch vergnügt darüber macht. Die Mannigfaltigkeit der würkenden Urſachen hört auch hier nicht auf.

Wir empfinden ein Vergnügen, wenn wir die Aehnlichkeit des Bildes mit seinem Vorbilde einsehen: theils hat unsre Eigenliebe, die sich darum schmeichelt, daß sie so fertig sey, die Aehnlichkeiten der Dinge unter einander wahrzunehmen, indem doch jeder Mensch gern in einem Grade witzig und scharfsinnig seyn möchte, an der Freude schuld: theils ist sie über die Geschicklichkeit des Urhebers der Beschreibung, verursachet worden: wir vergnügen uns, daß er mit vielen Seelenkräften, mit dem Witze, mit der Phantasey, mit der Dichtungskraft u. s. w. zugleich gearbeitet, und auch uns dadurch Anlaß gegeben habe, denselben zu beschäftigen.

Auch können uns die Gedanken von unsern Umständen, in welchen wir gegenwärtig stehen, wenn wir eine Beschreibung lesen, vergnügt machen. Wenn wir die unvollkommnen Dinge, welche uns der Poet beschreibt, durch die Sinnen noch nie empfunden haben, so vergnügen wir uns darüber. Wenn also der Poet eine grausame Niedermetzelung abschildert, so ist man froh, daß man noch nie in einer Schlacht gewesen ist: wenn er einen Schiffbruch und einen heftigen Sturm beschreibet, so macht uns der Gedanke lustig, daß wir in keiner solchen Gefahr schweben. Haben wir aber jemals die unangenehmen Gegenstände, die uns ein Dichter oder Redner abmahlt, selbst empfunden; so ergötzt man sich, daß man dieselben

itzo nicht empfinde: daher ſich denn jeder auch ſeiner ausgeſtandenen Gefahren und Trübſeligkeiten mit Vergnügen erinnert, indem er die Glückſeligkeit ſeiner itzigen Umſtände deſto mehr wahrnimmt. * Wer z E. einmals das Unglück gehabt, unter den Pöbel zu fallen, und von ihm geſchleift, geſtoſſen, und beſpien worden, der freut ſich, wenn er die Beſchreibung in dem bek. Buche des Seneca, daß einen Weiſen keine Schmach treffen könne, wie Cato vom Volke ſey geſchleifet worden, durchlieſt, daß es ihm gegenwärtig nicht alſo ergehe. Daher kömmt es, daß Günthers Hans bey ſeiner Zurückkunft aus dem Feldzuge alles ſo freudig beſchreibet, daß er auch die Donau mit einem Striche vom Bier vorſtellen will.

Es giebt Philoſophen, welche das Vergnügen, das aus der Nachahmung entſpringt, daher leiten, wie die Dinge, welche nachgeahmt oder beſchrieben werden, auf unſre Neigungen und Leidenſchaften würken. Ihre Meinung iſt in der Natur gegründet. Unſre Eigenliebe, und die Einbildung von uns ſelbſt, der Hochmuth, der Neid, und andre ſolche Neigungen miſchen ſich gemeiniglich in die Urtheile des Verſtandes. Es darf ſich davon kein Menſch ganz frey achten:

* Man kan hier den Anfang der Rede Ciceros: ad quirites de reditu nachleſen.

ten: so frey, er sich auch davon zu erhalten sucht, so wird sich doch allezeit etwas davon in seine Vorstellungen einmischen. Wenn wir andre Leute, zum Exempel unvollkommen sehen, so macht unsre Eigenliebe so gleich die Anmerkung, daß wir nicht mit den Fehlern und Gebrechen behaftet sind; wenigstens macht sie dieselbe, wenn sie auch nicht gegründet seyn sollte. Wie vergnügt ist nicht Corinna, die sich die Schönste zu seyn dünket, wenn man ihr saat: Chloris sey häßlich, Aspasie habe eine todte Mine. Rubicunda sey kupfricht: Livia habe eine grosse und krumme Nase, und Lesbia einen grossen Mund und aufgeworfne Lippen: denn sie betrachtet ihre Gestalt, und, weil sie diese Fehler nicht wahrnimmt, so unterdrückt das Vergnügen über ihre eigene Vollkommenheiten das Misfallen, das aus gedachten Unvollkommenheiten etwa entstehen könnte. Die Redner, welche das Herz des Menschen kennen, wissen dieses allzuwohl. Cicero wußte, daß die Beschreibung des Antons, wie er sich vollgetrunken, auf den Markt getaumelt gekommen, und in öffentlicher Versammlung der Römer ganz rohe Stücken, die noch nach den Weinröchen, von seinem gestrigen Schmause wegaerochen habe, den gutgesinnten Römern nicht misfallen, sondern sie vielmehr vergnügen würde. Die Stelle ist so schön, daß ich sie hersetzen will. Sie befindet sich in der andern Philip-

lippiſchen Rede, welche noch mehr ſolche Stellen enthält: In coetu populi Rom. negotium publicum gerens magiſter equitum, cui ructare turpe eſſet, is vomens, fructis eſculentis, vinum redolentibus, gremium ſinum & totum tribunal implevit. Man könnte nur zwar einwenden, daß in uns würklich ein Grauen und ein Abſcheu gegen den Anton entſtünde: allein ich antworte, daß uns eben dieſes Grauen und dieſer Abſcheu gefällt, daher es geſchieht, daß wir uns mit ihm gerne unterhalten. Die Urſache davon kan ſeyn, weil wir die Gröſſe des Vergnügens, bey welchen ſich das Grauen findet, deſto mehr empfinden. Wir wollen hier unſre allgemeine Betrachtung ſchlüſſen, ob wir dieſelbe gleich noch weiter fortführen könnten. Itzo wollen wir dieſe allgemeinen Grundſätze auf die Gattung der unvollkommnen Dinge, welche ſolches nur unſerm Wahne und der Vorſtellung unſrer Sinnen nach ſind, anwenden. Ein Menſch, welcher ruhig iſt und deſſen äuſſere Sinnen nicht erſchüttert werden, ſtellt ſich die Schlachten, die Ungewitter, die Stürme, das Niedermetzeln der Menſchen, und alles was dem Geſichte und allen andern Sinnen zuwider und erſchrecklich iſt, wenn er die Beſchreibungen davon lieſt, in der That nicht als Unvollkommenheiten vor. Wenn uns Virgil das Ungewitter beſchreibt, das Aeneas auszuſtehen gehabt hat:

Venti velut agmine facto
Qua data porta ruunt, & terras turbine perflant
Incubuere mari, totumque a sedibus imis
Vna Eurusque Notusque ruunt, creberque procellis
Africus & vastos volvunt ad littora fluctus.
Insequitur clamorque virum stridorque rudentum
Eripuere subito nubes coelumque diemque
Teucrorum ex oculis: ponto nox incubat atra
Intonuere poli & crebris micat ignibus aether

so ist solches unserm Verstande ein anmuthiges Schauspiel. Denn wer kan behaupten, daß alles dieses, was der Poet beschreibt, Unvollkommenheiten wären, wenn sie an und vor sich selbst betrachtet werden. Wenn man von allen den Dingen, die der Dichter abgeschildert hat, ein deutlicheres Erkenntnis hätte, als wir Menschen insgemein haben, so würden wir vielleicht die größte Vollkommenheit darinnen zeigen können. Allein ob wir sie gleich nicht vollkommen einsehen, so empfindet sie doch unsre Seele; obgleich dunkel, wenn diese Dinge sie selbst nichts weiter angehen. Das Vergnügen wird noch durch die Kunst des Poetens erhöhet. Die Psychologie lehrt uns, daß unsre Einbildungskraft bey dem geringsten Anlasse Gelegenheit nehme, ähnliche Ideen hervorzubringen. Der Poet hat diesen Kunstgriff gewust. In der angeführten Stelle aus der Aeneis stellt der Dichter die Winde als tapfre und beschäftigte Männer vor: unser Gedächtnis erinnert uns gleich stillschweigend an die Ideen der Tapferkeit und der Arbeit-

heitſamkeit, welches Vollkommenheiten ſind, und alſo nothwendig vergnügen müſſen. Der Raum läßt uns nicht zu, weder das angeführte Beyſpiel weitläuftiger zu zergliedern, noch mehrere von dieſer Gattung anzuführen.

Wir wollen noch einige Anmerkungen von dem Urſprunge des Vergnügens aus den Beſchreibungen von würklichen unvollkommnen Dingen beyfügen. Wenn uns die häßlichſte Frauensperſon abgebildet wird, ſo wird, wie ſchon gedacht, ein ſolches Bild unſern Verſtand vergnügen. Wer wird nicht mit dem Zeuxis über die Abſchilderung ſeines häßlichen Weibes lachen müſſen, deſſen Bild der Herr v. Brück im 1. Theile der Schriften der deutſch. Geſellſchaft nachgezeichnet hat:

Ein dünnes Schimmelhaar, das keine Schüre halten
Die Stirne finſter, ſchmal, unzählbar reich an Falten
Die Augen hohl und roth, wie Wunden, waſſerreich,
Die Naſe kupfricht groß, den Truthahnſchnäbeln gleich
Die Wangen runzlich gelb, ſchwarzgelb, mit Roth beſchmieret
Die Lippen weit und blau, mit Haar und Grind gezieret
Die Zähne faul und ſchwarz, ein Kinn, darinn der Wurm,
Ein Hals der löchricht iſt, als ein beſchoßner Thurm
Beluſtigen ſo ſehr als alle zarte Züge,
Ob deren Schönheit gleich die Venus überſtiege,

Iſt aber nicht das Lachen ein Kennzeichen des Vergnügens? Unterdeſſen wird dennoch keiner ein ſolches Weib für eine Schönheit halten,

noch

noch ſie zu ſeiner lieben Ehegemahlin verlangen. Man müßte ſehr ernſthaft ſeyn, wenn man bey nachfolgender Beſchreibung gleichfalls vom Hr. Brück die Stirne runzeln wollte:

Ein neues Wunderthier iſt in das Land geflogen
Und hat vor kurzer Zeit den Helicon bezogen,
Ein Scheuſal der Natur, ein Feind der Niedrigkeit,
Ein Spott des klugen Volks, ein Zierrath unſrer Zeit
Die Thorheit, wie man ſagt, hat dieſes Thier gebohren
Es trägt den Lorberkranz, doch auch zwey Eſelsohren,
Der Schwanz geht gleich voraus, der Kopf macht den Beſchluß
Die Flügel trägt der Bauch, am Rücken iſt der Fuß.

Ich will noch die dritte Beſchreibung einer häßlichen und unvollkommnen Sache aus dem Ovid herſetzen. Es iſt das Bild des Neides:

Pallor in ore ſedet, macies in corpore toto:
Nusquam recta acies: livent rubigine dentes
Pectora felle virent: lingua eſt ſuffuſa veneno
Riſus abeſt, niſi quem vidi movere dolores
Nec fruitur ſomno, vigilacibus excita curis.
lib. II. metamorph.

Wenn man auf dieſe Gegenſtände ſelbſt Achtung geben will, deren Abſchilderungen uns gefallen, ſo wird man wahrnehmen, daß in ihnen ſelbſt der Grund von unſern Vergnügen einigermaſſen liege. Es hat nämlich unter den Unvollkommenheiten ſelbſt, die an einem Dinge beſchrieben werden, eine gewiſſe Ordnung und

Ver-

Verhältnis ſtatt, und wenn der Dichter ſo glücklich iſt, ſie zu beobachten, ſo kan er ſich ſicher verſprechen, daß ſeine Beſchreibung ergötzen werde. Da der Dichter ein altes unförmliches Weib malen wollte, ſo mußte er die Unvollkommenheiten mahlen, die ſich einigermaſſen zuſammen ſchicken: wenn er den einen Backen häßlich und runzlicht, und den andern liebreizend und anmuthig gemahlet hätte, ſo würde er nicht ein altes häßliches Weib, ſondern ein Ungeheuer geſchildert haben, und uns würde es verdroſſen haben, daß ſich ſein Bild ſelbſt ſo wenig zu ſeinen Abſichten ſchickte. Denn die Uebereinſtimmung der Mittel mit den Endzwecken, die Eintracht in ſeinem Unternehmen, und die Nachahmung, welche der Natur folget, machen in unſern Verſtand einen reitzenden und angenehmen Eindruck. Die glückliche Wahl der Eigenſchaften, die Ovid zu dem Bilde des Neides gebraucht hat, kan nicht anders, als uns vergnügen. Es ſind alles Beſchaffenheiten, welche man bey den Neidiſchen antrift, und dieſe hat er geſammlet, und in einer gewiſſen geſchickten Verhältnis zuſammen gefüget. Dieſes ſind unſere Gedanken, über die ſchwere Materie, die aber einen groſſen Einfluß ſo wohl in die Beredſamkeit, als Dichtkunſt hat. Wir ſind zu kleinmüthig und uns unſrer wenigen Einſicht allzubewuſt, als daß wir uns einbilden ſollten, alles hierbey in ein ſolches Licht geſetzt zu

haben, daß nicht andre noch vieles erläutern könnten. Wir wollen auch von dem Nutzen nicht viel Worte machen: unsre Leser werden selbst erkennen, daß ein Redner oder Dichter sehr glücklich bey den Beschreibungen unvollkommner Dinge seyn werde, wenn er nur bey ihrer Verfertigung alles, was wir erinnert haben, genau im Sinne haben wird.

****

Zween Gastwirthe.

Eine Fabel.

Ein Gastwirth, welcher seinen Gästen
Nicht, wie er wünschte, stets zum besten,
Selbst, als ein Gast, zu Dienste war,
Sprach bey sich selbst: Was soll ich machen?
Die Gäste hungern, dürsten, wachen,
Mein Vortheil läuft hierbey Gefahr.
Ich will mir selbst ein Gasthaus bauen,
Und mich berühmt und glücklich schauen.

Bald ward ein prächtiges Gebäude,
Ihm, und den Reisenden zur Freude,
Voll Kunst und Ordnung aufgeführt.
Stein, Kalk und Holz holt' er von weiten,
Den Bau recht kostbar zu bereiten;
Von ihm selbst ward er ausgeziert.
Er gab sich Müh, und überdachte,
Wie er ihn schön und nutzbar machte.

Zehn Jahre waren schon verflossen,
Seit er der Kosten Frucht genossen,
Und manchem Neider weh gethan;
So sah ein Feind von seinem Glücke,
Ein andrer Wirth, mit scheelem Blicke,
Den Fortgang seiner Nahrung an.
Bald will ich, bey dir einzukehren,
Sprach er, den vielen Gästen wehren.

Den groſſen Bau nicht zu verweilen,
Ward aus nicht fern gefundnen Theilen
Ein doppelt Gaſthaus aufgebaut.
Er gab ihm jenes Gaſthofs Namen:
Doch, da die Gäſte noch nicht kamen,
So ward ſein Neid nun endlich laut.
Er ſchrie, um alle Welt zu blenden,
Und ihn nur Vortheil zuzuwenden.

Habt ihr, hieß es, ihr fremden Thoren?
Vernunft, Verſtand und Witz verlohren,
Daß ihr euch jenen Gaſthof wählt?
Wo euchs an nichts, als nur an allen,
Was euch kan nützen und gefallen,
Ja ſelbſt an Koſt und Lager fehlt?
Was ſucht ihr da? Ein kaufich Zimmer?
Ja, Blendwerk und entlehnten Schimmer.

Der andre Gaſtwirth war nicht blöde,
Er ſprach: Dein Haus iſt gros, doch öde,
Ihm fehlt, was unentbehrlich iſt.
So ward denn Streit mit Streit gehäufet,
Und öfters dahin ausgeſchweifet,
Wo ſich der Eifer ſelbſt vergißt.

* * *

Nicht euch; ihr Meiſter groſſer Werke!
Der Welt weiht eures Geiſtes Stärke!

An Herrn G. v. L.

Mein Herr.

Sie haben mir etwas schweres aufgeleget, da sie mir befohlen haben, ihnen eine Nachricht von den gel. Neuigkeiten, die in die freyen Künste und schönen Wissenschaften einschlagen, zu geben, und Ihnen zugleich meine Gedanken kürzlich darüber zu eröffnen. Sie wissen, daß um die Zeit der Leipziger Messen in ganz Deutschland eine Menge Schriftsteller auftritt, die man nicht übersehen kan. Wenn ich ihnen von allen Nachricht geben sollte, so würde mein Brief so lang werden, daß sie ihn vor Verdruß wegwerfen würden: und wenn ich es nur von einigen thun soll, so wird mir die Wahl überaus schwer, nicht darum, weil wir etwa der guten Schriftsteller so viel hätten, sondern weil man unter dem grossen Haufen elender Scribenten die erträglichen und Guten nicht so leichte wahrnehmen und aussondern kan. Es ist mir das Meßverzeichnis der Bücher von Leipzig übersandt worden, und ich überschicke ihnen dasselbe, damit sie nur daraus sehen mögen, mit welcher

einer

einer Last von Romanen, Liebesgeschichten, Lebensbeschreibungen, und wie der Land Nahmen hat, die Welt schon wieder beschweret worden sey. Die vortreffliche Pamela, von welcher wir nunmehro den dritten und vierten Theil aus dem Englischen übersetzt erhalten haben, kan sich unter der abscheulichen Menge nichtswürdigen Zeuges kaum sichtbar machen. Meine Nachricht wird also sehr kurz seyn und sich nicht weiter als über die Schriften erstrecken, die ich mir habe selbst bringen lassen. Ich will ihnen zuerst zwo Schriften erzählen, von welchen ich mir den Titel nach viel gutes versprach, welche mich aber gewaltig in meiner Einbildung betrogen haben, als sie von mir durchgesehen und gelesen worden sind. Aus der Schweiz hat man uns Betrachtungen über die Gottschedische Schaubühne geliefert. Eine Schrift, welche ihrer Hochachtung gegen das, was aus diesem Lande von den Kunstrichtern kömmt, einen neuen Stoß geben muß. Sie haben mir selbst zugestanden, daß sie durch die Sammlungen geistvoller Schriften, welcher Nahmen ihnen mit Recht zukömmt, wenn man durch den Geist Ausbrüche eines hitzigen, hochmüthigen und herrschsüchtigen Gemüthes verstehen will, einen grossen Anstoß erlitten habe, durch gegenwärtige Schrift, wird sie ganz über den Haufen fallen. Was enthält sie denn, werden sie vielleicht begierig fragen? Gesamm-

lete Pasquille auf den berühmten Herrn Prof. Gottsched, welche der Fr. Neuberin zugeeignet sind, unbescheidne Anmerkungen über das Trauerspiel des Herrn Pr. nämlich über den Cato, und endlich über die Uebersetzung der Iphigenia des Racine. Die Schmähschrift von Rosien, dessen Schreibart der Schreibart des Verfassers der schmutzigen Schäfererzählungen so ähnlich ist, als ein Laster dem andern seyn kan, ist hier nachgedruckt und mit neuen Schmähungen von einem Kunstrichter vermehret worden: es ist zugleich ein untrügliches Merkmal von der Beschaffenheit der nachfolgenden Beurtheilungen. Könten sie wohl aus Lästerungen, deren Ungrund sich gleich jeden Unpartheyischen offenbar macht, aus den Ausbrüchen eines erbosten Feindes, den die Vollkommenheiten an andern unerträglich sind, der den andern alle Ehre und alle Vollkommenheiten zu rauben auf das unverschämteste sucht, der sich mit der frechsten Stirne allein für den Meister hält, einen Mann erkennen, den die Liebe zur Wahrheit, zur Beförderung der Künste, zur Aufnahme der Wissenschaften, und zur Verbesserung des Geschmacks und des Urtheils die Fehler der andern,

Quas aut incuria fudit,
Aut humana parum cavit natura,

aufzudecken suchet. Die Vorwürfe, die dem

Herrn

Herrn Prof. in der Beurtheilung des Cato und der Uebersetzung der Iphigenia gemacht werden, sind so wichtig nicht. Der Vortrag freylich macht sie groß, und als Elephanten: allein wenn sie theils den Cato selbst, und im Zusammenhange, und die Iphigenia im Französischen gegen die Uebersetzung selbst halten, und sich nicht auf die Treue des Kritikus verlassen, so werden sie finden, daß ich recht habe, wo sie sich anders die Geduld nehmen können, ihre Gemüthsruhe durch eine Schrift einigermassen zu stören, die sie nothwendig mit Abscheu und Ekel erfüllen muß. Und gesetzt, daß dem Herrn Prof. Gottsched wirklich einige Fehler könnten gewiesen werden, so ist solches die rechte Art nicht. Sie werden sich selbst erinnern, wie schon ehemals der Herr Prof. eine bescheidne und höfliche Critik über seinen Cato aufgenommen, und darauf würklich vieles geändert und verbessert hat: würde er es nicht noch itzo thun, wenn man ihm die Fehler mit gehöriger Bescheidenheit und Höflichkeit anzeigte? Aber woher rührt es? Man hat vielleicht einigen Fehler gewiesen, und können solches wohl eingebildete und hochmüthige Leute vertragen, welche zumal nichts schreiben können, wenn ihnen nicht durch einen Bogen zu zehn oder vier und zwanzig Bogen Anlaß gegeben worden ist? Sie werden sich nunmehr um den Urheber desselben bey mir erkundigen?

Da kan ich ihnen keine Antwort geben. Wie ich von vielen unbesonnenen Leuten, welche ohne viele Ueberlegung gleich zufahren, in Gesellschaften gehöret habe, so wollen sie Ihr. Hochehrw. den Herrn Pastor Breitinger, und den berühmten Herrn Professor Bodmer, Herrn des grossen Raths in Zürch zu Urhebern und Herausgebern dieser Lästerschriften machen. Sie es wohl, M. H. nur einigermassen wahrscheinlich, daß ein öffentlicher Prediger die Pflichten der Religion und Sittenlehre, ich will den Wohlstand nicht erwähnen, so gar vergessen, und sich von seiner Höhe zu niederträchtigen Pasquillenmachern gesellen sollte? und daß ein Geist, wie Herr Bodmer, seinen Ruhm so gar aus den Augen setzen könnte, daß er nicht überlegen sollte, daß er seiner erlangten Ehre nicht nur itzo, sondern auch bey den Nachkommen einen unauslöschlichen Schandfleck durch eine solche Handlung machen würde? Nein, H. H. ich befürchtete mich selbst dem Laster der Lästersucht zu nähern, wenn ich nur den geringsten Argwohn haben wollte, daß dem also sey. Meine Hochachtung gegen Herrn Bodmer und Breitinger ist allzu groß, als daß ich mich davon überreden sollte. Die Gründe, die man solches zu bestärken, anzuführen pfleget, daß die Erbitterung der zürcherischen Kunstrichter auf die sächsischen bekannt sey, daß die Schreibart ihnen gleich komme,

daß

daß sie endlich selbst in einigen Stücken ihrer Sammlungen Meldung von Rosts Schmähschrift gethan und ihr Wohlgefallen darüber bezeiget, und die andern Stücke bey gedachter Lästerschrift schon versprochen hätten: man wisse aber, daß von den Sammlungen geistveller Schriften niemand Urheber sey als seine Hochehrw. Herr Pastor Breitinger und seine Hochedelgebohrn. der Herr Pr. und Edler des Raths Bodmer, wie solches aus der Vorrede deutlich erhelle; sind demohngeachtet schwach und ohnmächtig. Denn wie leicht ist nicht z. E. der Beweis von der Schreibart entkräftet? Kan nicht jemand, der in den Lastern sein Vergnügen findet, die Schreibart dieser beyden berühmten und aller Hochachtung würdigen Kunstrichter boshaftig nachgeahmet, haben? Sie werden überführet werden, wenn künftig diese ruhmvollen Männer ihr Misfallen selbst über diese schlechte Schrift, deren Verkauf bereits in Sachsen, wie es alle Pasquille verdienen, auf hohen Befehl verboten worden, die den Nahmen einer der grösten Städte ihres Landes auf den Titel misbrauchet, öffentlich bezeigen werden.

Ich will von meinem Eifer ablassen, welcher anfangen möchte Ihnen verdrüßlich zu fallen. Ich will ihnen noch von einer Schrift einigen Vorschmack geben, die in ihrer Art

eben

eben nicht fein und vortrefflich ist. Solches ist eine Uebersetzung des Palmgenius. Damit sie nicht etwa von derselben sich vermuthen mögten, daß diese Uebersetzung von dem herrlichen Gedichte treu und anmuthig zu lesen sey, so erinnert ihr Verfasser selbst in der Vorrede, sie vor Irrthümern zu bewahren, daß er, mit dem ber. Lau zu reden, mit einer Staats und Libertinerfeder übersetzet habe, ob er gleich selbst den Franzosen deswegen kein Lob giebt. Die Verse sind frey, wenn sie das eine Freyheit nennen, welche sich von den Regeln einer reinen Verskunst losreisset. Er sagt in der Vorrede, daß er auf das Urtheil der Welt warten wolle, ob nämlich seine Arbeit werde gut aufgenommen werden, da er alsdann seine Uebersetzung Ihrer Königlichen Maj. in Preussen zueignen wolle. Ich glaube nicht, daß ihn die Lobsprüche der Welt dazu verführen werden. Nachdem ich ihrem zärtlichem Geschmacke einigen Verdruß gemacht habe, so muß ihn wohl durch eine Nachricht von einigen guten Schriften wiederum einigermassen zufrieden stellen. Ich will sie nach den Graden der Vollkommenheit, die sie an sich haben, erzählen. Den unterssten mag die Nachricht von des grossen Maecenaten der schönen Wissenschaften, Ihro Excellenz des Geh. Cabinetsministers Grafen von Manteufel in Leipzig gefeyerten akademischen Jubelfeste einnehmen. Die

Feyer-

Feyerlichkeiten, welche dabey gewesen sind, werden mit der größten historischen Genauigkeit erzählet, also daß man nichts von ihnen vermissen wird. Man hat darinnen die Gedichte und Reden gesammlet, welche dabey sind gehalten worden. Es sind in der That viel schöne und reitzende Stücke darunter, welche die deutlichsten Merkmale von dem guten Geschmacke ihrer Verfertiger sind.

Auf einer höhern Stuffe der Vollkommenheit stehen die Uebungsreden der Gesellschaft, welche sich unter der Aufsicht des Herrn Prof. Gottscheds in der Beredsamkeit übet. Der Nahme des Herausgebers ist Löschenkohl. Ich kan Sie versichern, daß er alle diejenigen, welche eine reine deutsche Schreibart, worinnen die auserlesensten Sätze abgehandelt werden, lieben, verbunden haben wird. Es ist anders, nicht alle Stücke sind nicht von einerley Stärke des Geistes, der Einsicht, und des Witzes; aber ich glaube doch, daß keine darunter sey, welcher nicht Lob gebühre. Wenn etwas darinnen auszusetzen ist, so ist es meistentheils die allzusehr gesuchte Kürze der Perioden. Es fehlt ihnen der harmonische Wohlklang, der uns in den Schriften der Griechen und Römer entzücket: das Gehör wird nicht von ihnen erfüllet. Wenn oftmals aus drey oder vier Perioden eine gewordenwä-

wäre, so würden diese Reden noch einmal so vollkommen seyn. Sie werden die Ursache davon leicht erkennen. Seitdem man die unmäßige Ausdehnung der Perioden bestritten, so ist man in den entgegen gesetzten Fehler verfallen.

Ich komme nunmehro auf die dritte Schrift die in ihrer Art vollkommen ist, und ungemein viel beytragen wird, den guten Geschmack unsrer Landsleute zu bilden. Sie setzt die Materie vom Scherzen in das klärste Licht. Der Verfasser derselben ist der berühmte Herr M. Meyer bey uns, welcher sich schon durch seinen gründlichen Beweis, daß keine Materie denken könne, und daß die vorherbestimmte Harmonie fest stehe, einen grossen Ruhm bey den Weltweisen zuwege gebracht hat. Cicero und Quintilian haben etwas von dem Scherzen geschrieben: allein es ist dunkel und unzureichend: hier ist überall heitrer Tag. Die Gelehrsamkeit würde einen grossen Vortheil davon haben, wenn alles in den freyen Künsten so philosophisch abgehandelt würde, und wenn sich nur gründliche Weltweise, an die freyen Künste wagten, und nicht so viel entlaufene Gymnasiasten in ihr Heiligthum eindringen wollten. Diejenigen, die unter den Schriftstellern gerne witzig scherzten, wenn es ihr frostiger und plumper Geist zulassen wollte, möchten hier in die

Schule

Schule geben, damit ſie entweder ſchweigen, und ſich durch ihre rohen und jämmerlichen Scherze nicht dem Lachen der Welt ausſetzen, oder etwas beſſeres und feurigers hervorbringen könnten. Doch ich will Ihre Begierde, die in Ihnen ohne Zweifel rege geworden iſt, nicht mehr reitzen; denn mein Lob, ſo groß es auch ſeyn möchte, wird von der Schrift ſelbſt noch allezeit übertroffen werden. Ich bin

Mein Herr,

Halle,
den 19. des Weinm.
1743.

Dero gehorſamſter.

N. E. N.

Nacherinnerung.

Gleich da wir unſer drittes Stück der Bemühungen ſchlieſſen, ſo erhalten wir einen gedruckten Brief von einem unbekannten guten Freunde aus Berlin. Wir ſind ihm für ſeine gute Meinung für uns ganz gehorſamſt verbunden: weil aber in fünf und ohngefehr ½ Bogen viel geſagt und geſchrieben werden kan, ſo wollen wir unſerm loſen Freunde künftig, obgleich kurz, wieder öffentlich antworten.

Bemühungen

zur

Beförderung der Critik und des guten Geſchmacks.

Quid deceat, quid non? quo virtus, quo
ferat error.

Hor.

Viertes Stück.

HALLE,
bey Carl Herrmann Hemmerde.
1743.

Schreiben an die Verfasser.

Von den Reimen und dem Sylbenmaasse in Schauspielen.

Meine Herren

Ich hatte letzhin bey nahe die Feder angesetzt, meine Gedanken von den Reimen und dem Sylbenmaasse in Schauspielen mitzutheilen, als ich das zwölfte Stück der critischen Beyträge zu Gesichte bekam, und in denselben eine Abhandlung des geschickten Herrn M. Rüdigers* in Annaberg, von eben dieser Materie, antraf. Bey dem ersten Anblicke derselben hätte ich bey

* Wir finden keine Ursache, warum wir diese Zeilen unsers unbekannten Freundes nicht einrücken sollten. Wir ersuchen ihn vielmehr uns ferner gewogen zu seyn und öfters einen Beytrag einzusenden. Wir werden solches mit vielem Danke erkennen.

habe den Entschluß gefasset, mein Vorhaben
ändern: weil ich glaubte, der Herr M. Rich
ter würde eben das, was ich von dieser Mate
zu gedencken gedachte, ausgeführet haben. A
lein nach Durchlesung der Abhandlung befan
ich, daß er lange nicht so weit gegangen wa
als ich zu gehen nur vorgesetzt hatte. Er hat sic
nur bemühet zu zeigen, daß es nöthig sey, ein
ge Regeln zu Beobachtung der Wahrscheinlich
keit in den Reimen der Schauspiele fest zu setzen
von gänzlicher Abschaffung derselben aber un
von dem Sylbenmaasse hat er gar nichts ge
dacht. Ich aber habe nur vorgenommen, th
nen, m. H. die Gründe zu zeigen, welche, nac
meiner jetzigen Einsicht vermögend sind, die Re
me von den Schauspielen gar auszuschliessen
das Sylbenmaaß in denselben aber, wo mc
auch zu verbannen doch wenigstens etwas un
gezwungener einzurichten.

Ich erinnere mich, daß ehemals Her
Straube und Herr Schlegel in den critische
Beyträgen wegen der gereimten und ungereim
ten Comödie Streitschriften gewechselt haben
davon dieser die ungereimte, und jener die ge
reimte vertheidigte. Weil ich aber die Stücke
in welchen ihre Abhandlungen enthalten sind
nicht gleich bey der Hand habe: so will ich ein
zig und allein meinen eigenen Gedancken folgen
und so wohl die Tragödie, als die Comödie von
dem unanständigen Joche der Reime und des
Sylbenmaasses zu befreyen suchen.

Oft

Oftmals, wenn ich gegen gute Freunde und geschickte Kenner der theatralischen Dichtkunst meinen Eifer wider die Unwahrscheinlichkeit der Erfindung und Ausarbeitung so wohl, als der Vorstellung heftig herausgelassen und die Nothwendigkeit einer genauen Beobachtung der Wahrscheinlichkeit fast aufs höchste getrieben habe, so haben sie nur, statt einer gründlichen Widerlegung, die Reime und das Sylbenmaaß der Schauspiele vorgehalten, und gesagt: Dieses beydes müsse vor allen Dingen abgeschafft werden, wenn man die Wahrscheinlichkeit so hoch treiben wollte: Denn wäre jemals etwas unerhörtes in der Welt gewesen, so wäre es dieses, daß die Leute im gemeinen Leben in Versen redeten. Auf diesen Vorwurf habe ich jederzeit, ich weis nicht, ob mir, oder den Vertheidigern dieser Dinge zur Schande, verstummen müssen. Ein Vorurtheil, nach welchem ich die Reime und das Sylbenmaaß für wesentliche Stücke, wo nicht der Lustspiele, doch der Trauerspiele, hielt, blendete mich allezeit so stark, daß ich niemals die Möglichkeit, geschweige denn, die Nützlichkeit ihrer Verbannung, erblicken konnte. Doch der Verdruß, daß ich dem Einwurfe meiner Gegner, dessen Nichtswürdigkeit ich mehr fühlte, als von mir geben konnte, mit keiner Antwort gehörig zu begegnen im Stande war, strengte mein Nachdencken an, daß ich in kurzem mit gegründeter Dreustigkeit behauptete, die Reime und das gezwungene Sylbenmaaß müssen so wohl

als die prächtigen Unwahrscheinlichkeiten der Vorstellung, der Wahrscheinlichkeit weichen. Und ich finde auch noch nicht, was man nur für gegründete Einwürfe dawider machen könnte.

Ich will die Reime zuerst vernehmen. Erwägen sie nur einmal, m. H. ob jemals was abgeschmackters gedacht werden kan, als dieses, daß sich die Zuschauer überreden sollen, die im Schauspiele vorgestellte Personen würden wirklich allezeit über die zwölfte, oder zwölfte und dreyzehnte Sylbe gleichlautende Töne in ihren oft entlegenen Unterredungen vorbringen, wenn sie die Personen, welche sie spielen, in der That wären. Gesetzt, so wenig auch unser Pöbel glauben würde, wenn man ihm bereden wollte, die alten Griechen und Römer hätten aller zwölf Augenblicke einerley Reimen gemacht; eben so wenig wird er auch jenes glauben. Unsere Dichter stellen sich die Zuschauer ihrer Schauspiele im höchsten Grade einfältig vor, indem sie ihnen so einen starken Glauben zumuthen. Dieser Grund würde allein hinlänglich seyn, die Reime aus den Schauspielen zu verwerfen, wenn ich nicht einen weit stärkern im Vorrathe hätte. Dieser ist nämlich, wie ich schon gedacht habe, die grosse Unwahrscheinlichkeit derselben. Da nun diese, wie schon gedacht habe, und gleich im Anfange will, grösser ist als die gröbste unter allen, so folget die Unwahrscheinlichkeit in Schauspielen aber, wie aus andern Gründen bekannt ist, dem Endzwecke derselben zuwider

läuft,

läuft, und zwar um desto mehr, je gröſſer sie ist: so müssen ohnstreitig die Reime in den Schauspielen höchst schädlich seyn, und also aus denselben verbannet werden.

Wie kan es doch immermehr ein Zuschauer mit der Vernunft und Erfahrung zusammen reimen, daß ein Mensch, welcher, ohne vorher darauf gedacht zu haben, sich mit einem andern unterredet, zu gewissen Sylben, aus dem Stegereife die gehörigen Reime findet? Daß die andere Person den Reim zu dem Worte, welches jener aussprach, ebenfalls aus dem Ermel schüttelt? ja daß abwesende Personen, wenn sie auf die Schaubühne kommen, den Schall der letzten, oder bald letzten Sylben ihres Vorgängers im Reden, gleich als eine Echo, durch die Elasticität eines Reimes, von sich können zurück prallen lassen. Wenn mich die Erfahrung überzeugen wird, daß alle Menschen Reimschmiede aus dem Stegereife sind, so werde ich auch die Reime in den Schauspielen, als wahrscheinliche Vorstellungen natürlicher Handlungen, billigen.

Ich weis wohl, daß man mir hier eben das einwenden wird, was die schallliebenden Verfechter der Reime in der deutschen Poesie überhaupt, zur Vertheidigung ihrer Sache vorbringen. Man wird unser Sylbenmaß eines Mangels an Anmuth und Zierlichkeit beschuldigen, und also verlangen, der Reim müsse diesen Mangel ersetzen. Allein vor allen Dingen muß

ich diesen Herren ins Ohr sagen, daß ihr Vorgeben, mit ihrer Erlaubniß, nicht wahr ist. Ich möchte wissen, ob irgend was abgemesseners in einer Sprache seyn kan, als das Sylbenmaaß der deutschen Verse? Wie viel Versarten in der griechischen und lateinischen Prosodie sind denn so beschaffen, daß, wie in allen deutschen jambischen und trojäischen Versen, allezeit eine kurze und eine lange Sylbe miteinander abwechselt? Wo haben denn die Griechen und Lateiner die Regel gehabt, daß eine gewisse Art von Versen unumgänglich aus lauter daktylischen Füssen hat bestehen müssen, wie bey uns Deutschen die daktylische Versart? Sie konnten bald drey, bald zwo lange und bald zwo, drey und noch mehr kurze Sylben hintereinander setzen, ohne den geringsten Fehler wider ihre Prosodie zu begehen, da wir hingegen die Hände über dem Kopfe zusammenschlagen, wenn wir in unsern Versen eine kurze Sylbe für eine lange, und eine lange für eine kurze, gesetzt haben. Zur Erläuterung dessen will ich eine Stelle aus dem Homer, eine aus dem Ovid und eine aus dem Günther unter einander setzen. Homer schreibt im Anfange des 17ten Buch seiner Ilias:

Οὐ δ' ἔλαθ' Ἀτρέος υἱὸν ἀρ' ἠΐφιλον Μενέλαον
Πάτρ κλοῖ Τρώεσσι δαμεὶς ἐν δηιοτῆτι.

Ovid im Anfange seiner Elegie an den August:

Quid mihi vobiscum est, infelix cura, libelli,

In-

Ingenio perii qui miser ipse meo?
Cur modo damnaras repeto mea crimina, musas?
An semel est poenam commeruisse parum?

Günther auf die Verlobung mit seiner Phyllis:

Du Engel, den mir GOtt so unverhofft gesandt,
Die Lust der Ewigkeit schon in der Welt zu schmecken,
Nimm hin den Abschiedskuß noch einmal von der Hand,
Da Nerven, Zung und Mund vor Wehmuth stehn und stecken
Und glaube, daß mein Herz in heissem Blute schwimmt,
Da unsres Umgangs Scherz so früh ein Ende nimmt.

Und in dem Hochzeitscherze aus dem Secundus:

Da habt ihr die Zeugen vom ewigen Bunde!
Da kommt nun, da ist sie die selige Stunde!
Da schickt sie die Vorsicht, da wälzt sie der Lauf
Des milden Gestirnes von Osten herauf.

Aus diesen Stellen wird man sehen, um wieviel weniger Mühe sich die Griechen und Lateiner über ihr Sylbenmaaß gegeben, als wir Deutschen uns auf den Hals geladen haben. Die abgezeichneten Sylben können es deutlich genug zeigen. Der Elisionen will ich, nebst andern Freyheiten, nicht einmal gedenken.

Doch ich halte mich zu lange bey meinem Nebenbeweise auf. Ich fahre vielmehr wieder in der Hauptsache fort. Gesetzt, daß überhaupt der vorgegebene Mangel der Anmuth des

deutschen Sylbenmaasses durch die Reime ersetzt werden müsse; welches ich doch nicht zugebe: so könnte diese Ersetzung, aus schon angeführten Ursachen, doch in Schauspielen nicht statt finden. Aber, was sage ich noch viel von dem Mangel der Anmuth im deutschen Sylbenmaasse, da ich es selbst auch für viel zu gekünstelt halte, als daß ich es in den Schauspielen sollte dulden können. Wenigstens dünke ich mich überzeugt zu seyn, daß das Sylbenmaaß in den Schauspielen so, wie es bisher bey uns im Gebrauche gewesen ist, der Wahrscheinlichkeit ungemeinen Abbruch thut. Denn so wenig im gemeinen Leben redende Personen ordentlich reimen; eben so wenig beobachten sie eine abgemessene Anzahl kurzer und langer wechselsweise aufeinander folgender Sylben. Die Ungereimtheiten, welche ich oben bey den Reimen anführte, finden hier ebenfalls statt. Die Zuschauer können unmöglich glauben, daß die Personen, welche sie auf der Schaubühne sehen, in ihren Reden ein solches Sylbenmaaß beobachten würden, wenn sie, als die vorgestellten Personen selbst, im Ernste mit einander redeten.

Ja, wird man einwenden, es muß doch ein gewisser numerus in den Reden der spielenden Personen seyn, welcher dem Ekel und Verdrusse der Zuschauer vorbeuget, und ihre Ohren mit einer gewissen Anmuth kützelt. Ich antworte, wenn nur die innere Beschaffenheit der Reden der Personen schön, angenehm, lebhaft, ruh-

rührend, kurz, ſo iſt, wie ſie in einem guten Schauſpiele ſeyn muß: ſo werden die Zuhörer wenig nach der Abmeſſung und Abzählung der Sylben fragen. Ein guter Stil, welcher nie die Feder anzuſetzen gewohnt iſt, ohne die Regeln der Wohlredenheit zu beobachten, wird, ohne Reime und ohne Sylbenmaaß ſo eine angenehme Ordnung in den Worten und Sylben halten, daß kein Zuhörer, welcher ſeine Ohren nicht bereits durch dieſelben, als tönende Erze und klingende Schellen, verwöhnt hat, etwas angenehmeres verlangen wird. Ich möchte doch wiſſen, was es hindern ſollte, den von der unvergleichlichen Frau Gottſchedinn in ungebundene Rede überſetzten Cato des Addiſons mit Beyfall auf der Schaubühne vorzuſtellen? Dieſe vollkommne Meiſterinn in der Deutſchen Sprache und Wohlredenheit, welche nicht nur ihre Mutterſprache, ſondern noch viele andere und beſonders die engliſche, in ihrer Gewalt hat, druckt die Schönheiten des Addiſons in ſo anmuthigem Deutſch aus, daß kein Kenner der Anmuth einer Sprache nach dem Sylbenmaaße fragen kan, wenn er dieſe Ueberſetzung leſen höret. Würden nun alle unſere Schauſpiele auf dieſe Art verfertiget: ſo würden ſie die gröſte Anmuth bey ſich führen, ohne die Wahrſcheinlichkeit im geringſten zu verletzen: welche aber gewiß ganz hindangeſetzet wird, wenn man die Anmuth durch das Sylbenmaaß recht mit den Haaren herzu ziehen will. Gleichwie ein Frauen-

zim-

zimmer, welches mit einer unerzwungenen Schönheit pranget, weit besser gefällt, als ein anders, welches sein Gesicht vergoldet, und also eine ganz fremde und die Liebenswürdigkeit gar nicht befördernde, sondern vielmehr verhindernde Schönheit angenommen hätte, gefallen würde: also ist das Sylbenmaaß gar nicht dasjenige, was die Anmuth der theatralischen Schreibart befördern kan: eine natürliche prosaische, aber nach den Regeln der Wohlredenheit eingerichtete Schreibart allein thut es, ohne den Endzweck der Schauspiele zu verhindern.

Wenn auch ja, etwan den einfältigen Dichtern zum besten, in Schauspielen ein gewisses Sylbenmaaß beobachtet werden sollte und müste: so wollte ich noch die Versart, so wie sie in den Recitativen der Cantaten gewöhnlich ist, doch ohne Reime, zur Noth dulden. Denn da würde man das gezwungene Wesen nicht so sehr merken. Ich will, meine Gedanken zu erläutern, den letzten Auftritt aus dem Aurelius des Hrn. Quistorps in eine solche Versart bringen.

Trajan.

So lebe denn: mein treuester Aurel!
Itzt darf dich nichts mehr quälen.
Der Götter Zorn hört auf,
Der dich durch Dräun voll Schrecken machte.
Sieh! deine Unschuld siegt!
Die Götter stellen sie den Römern dar.
Ich billige nunmehr dein Schweigen,
Das so verdächtig schien.
So muß die Unschuld doch noch triumphiren!
Erheitre deinen Sinn!

Ganz

Ganz Rom gewinnt dich wieder lieb:
Die Götter ſcherken dir ſelbſt dein Verbrechen;
Der Kayſer denkt an keine Mordthat mehr.

Julia.

Doch, laß mich Armſte nicht allein
Dein groſſes Glück zu haſſen ſcheinen.
Laß doch auf meinen Schmerz auch Lindrung folgen!
Die Götter ſprechen dich vom Morde frey:
So zeige mir, du ſeyſt auch mein Erhalter.
Aurel! ſey wiederum mein Sohn!

Aurel.

Was hör ich? wollen noch die Götter,
Die mich mit ſolchem Grimm verfolgt,
Mich ſelbſt von Schwerdt und Tod errettet?
Träumt, oder wacht mein Ohr?
Verzeihn ſie noch nach Zorn und Dräuen!
Du aber weinſt allein!
O Weib! mich rührt dein Wort: ich bin dein Sohn.

Julia

Mein Sohn? ach! willſt du's ſeyn?

Aurelius

Ja, ja, ich will es ſeyn.

Trajan.

O! ſo umarmt euch, zarte Herzen!

Aurel

Ach, Mutter!

Julia.

Ach mein Sohn!

Aurelius.

Verzeih!

Julia

Ich weine vor Vergnügen!

Trajan.

Iſt ſolche Zärtlichkeit in Rom
Jemals geſehen worden?

Röm. Bürger.

Nein, Kayſer! nein! ein ſolch Bezeigen
Verdient ein Denkmaal unter uns.

Ich glaube, der Zuschauer wird ebenfalls in Affecte gesetzt werden, wenn der ganze Aurelius und alle Schauspiele also abgefasset wären.

Ich weis wohl, was die Liebhaber der Reime und des Sylbenmaasses in den Trauerspielen, zur Vertheidigung ihrer Sache vorbringen. Sie sagen, der gemeine Mann stünde in der Ueberredung, vornehme Leute redeten eine von ihrer ganz unterschiedenen Sprache. Also (dieses ist ihr Schluß,) könnten sichs die Zuschauer gar leicht als wahrscheinlich vorstellen, daß die Personen auf der Schaubühne itzt Ernste in Versen redeten; weil in den Trauerspielen lauter vornehme Personen vorkämen. Dieser Schluß müste eine etwas genauere Verbindung mit dem vorausgesetzten Satze haben, und dieser letztere müste in der Erfahrung mehr gegründet seyn, wenn ich die Folgen sollte einsehen können. Weil manche den gemeinen Mann für so einfältig halten, daß er glaube, vornehme Leute redeten in Versen: also ist er wirklich so einfältig, und also ist ihm auch das Sylbenmaß und der Reim auf der Schaubühne gar nicht anstößig. Schöner Schluß! Es könnte wohl mancher denken, der Pöbel hielte dafür, vornehme Leute giengen auf den Köpfen. Und könnte man wohl also die Schauspieler auf der Schaubühne wirklich auf den Köpfen gehen lassen, ohne die Wahrscheinlichkeit dadurch zu verlieren? Mit einem Worte: das vorausgesetzte ist falsch, und die Folge ist auch falsch. Es ist

wohl

wohl wahr, der Pöbel glaubt, und zwar mit Rechte, daß vornehme Leute anders reden, als sie: aber muß er denn deßwegen auch in dem Wahne stehen, sie redeten in Versen? Es ist gar keine Folge da; und ich will mein Leben verwetten, und behaupten, daß es noch keinem Menschen jemals in den Sinn gekommen ist, dieses zu glauben. Wie kan man nun auf einen solchen Ungrund eine so hartnäckige Verbeissigung der Verse in den Trauerspielen bauen? Man verwerfe doch immer einmal die tönenden Gespräche! Man suche doch, wenn anders die Erbauung noch der Hauptzweck der Schauspiele ist, die Wahrscheinlichkeit so hoch zu treiben, als es möglich ist! Man wage es endlich, auch Trauerspiele, so wie man bereits mit den Lustspielen angefangen hat, in ungebundener Rede zu verfertigen. Die Erfahrung wird den Nutzen einer solchen Kühnheit deutlich genug zeigen. Man verwirft die Singspiele, und zwar mit Rechte, größtentheils deßwegen, weil alles darinnen gesungen wird, und z. E. nichts abgeschmackter ist, als wenn ein Bedienter seinem Herren singend einen Brief überreicht. Ich frage aber, ob es nicht wenigstens halb so toll ist, wenn im Oedipus des Voltäre ein paar alte Bürger aus Theben und Korinth einander in Versen erzählen, wie sie ehemals den kleinen Oedipus auf einem Berge gerettet hätten? Wo hatten diese alten ehrlichen Männer das Versemachen, und zwar das Versemachen aus dem

Ste-

Stegereife, gelernet? Doch, was sage ich v
diesen allem? Wo war der Hohepriester, w
war Philokret, wo war Oedipus selbst zu e
nem so fertigen Pocken worden? Solche unb
antwortliche Fragen kommen heraus, wenn ma
die Verse in den Schauspielen auf den letzte
Blutstropfen vertheidiget. Will man die Schau
spiele von dem thörichten Wuste der Opern m
mer mehr und mehr entfernen und der Wah
scheinlichkeit immer näher und näher bringen
so muß man sie von den Reimen und dem allz
gezwungenen Sylbenmaasse reinigen.

Noch einen mehr als gordischen Knote
habe ich aufzulösen, ehe ich mir mit der Hoff
nung des Sieges über meine Gegner schme
cheln kan. Damit ich mich meines Sieges de
sto würdiger mache: so will ich ihn nicht zer
hauen, sondern auflösen. Man trozt nämlic
darauf, daß die alten Griechen und Römer all
ihre Tragödien und Comödien in Versen ge
schrieben haben. Da wir nun den Mustern de
Alten nachahmen sollten: so müsten wir unser
Schauspiele auch in Versen schreiben. Ich über
gehe eine Widerlegung, welche ich auf die Un
gültigkeit des Ansehens gründen könnte; theils
weil hier das Ansehen allerdings einigen Grund
abgehen kan, und theils, weil ich eine gültiger
Widerlegung im Vorrathe habe. Diese besteh
het darinnen, daß ich behaupte, daß die jambi
schen Verse der Griechen und Römer, als wo
innen sie alle ihre Schauspiele geschrieben haben

so

ſo wenig von der ungebundenen Rede unterſchieden ſind, daß man es kaum merkt, daß es Verſe ſind. Ich habe ſchon gezeigt, daß ihre Hexameter und Pentameter lange nicht eine ſo abgemeſſene Ordnung der Sylben haben, als unſere jambiſchen Verſe. Da nun die jambiſchen Verſe bey ihnen noch weit weniger ordentliche Abmeſſung der Sylben hatten, als die Hexameter und Pentameter: ſo kan man leicht erachten, was für ein groſſer Unterſchied zwiſchen ihren und unſern jambiſchen Verſen ſeyn muß. Dieſe entfernen ſich von der ungebundenen Rede ſehr weit; jene aber bleiben ihr ganz nahe, ja ſie ſind ihr gar gleich, wenn dieſelbe, in Anſehung des ſo genannten numeri, nach den Regeln der Wohlredenheit eingerichtet iſt. Wer wird wohl die folgende Stelle aus der Rede des Cicero für den Archias:

> Quare, ſi res eae, quas geſſimus, orbis terrae regionibus definiuntur, cupere debemus, quo minus manuum noſtrarum tela peruenerint, eodem gloriam famamque penetrare,

für weniger wohlklingend halten, als die folgende aus dem 4ten Aufzuge des Selbſtpeinigers im Terenz:

> Ita me Dii amabunt, vt nunc, Menedemi vicem
> Miſeret me, tantum deueniſſe ad eum mali.
> Illancine mulierem alere cum illa familia?

Und doch iſt nur die letztere in Verſen abgefaßt. Die Tragödien des Seneka ſind ebenfalls alſo i

und mit den Trauerspielen des Aeschylus, des Euripides und des Sophokles verhält sichs fast nicht anders; wiewohl sie noch eine etwas bestimmtere Ordnung der Sylben beobachtet haben, besonders Sophokles. Allein man halte einmal folgende Stelle aus dem gebundenen Prometheus des Aeschylus:

Αἴ, αἴ, τὸ παρὸν
Τὸ τ' ἐπερχόμενον
Πῆμα στενάχω, πῆ ποτε μόχθων
Χρὴ τέρματα τῶν δ' ἐπιτεῖλα;

mit dieser aus dem Ikaromenippus des Lucians zusammen:

πολλάκις μὲν γὰρ ἀνώρμησα πιστεύειν τινὶ αὐτῶν, ἕτερος δέ με θυμὸς ἐρύκε:

so wird man sehen, wie wenig die griechischen jambischen Verse von der ungebundenen Rede unterschieden sind. Wenn ich eine und die andere Stelle aus griechischen Tragödien und prosaischen Schriften untereinander schreiben wollte: so versichere ich, daß unter hunderten nicht einer wissen sollte, welches Verse, und welches nicht Verse wären, wenn ich nämlich die Zeilen nicht absetzte und keinen Verfasser dazu schriebe. Aber wo kan man im Deutschen dergleichen Verwechselung vornehmen? Da geht es gar nicht an.

Die Alten sahen darauf, daß ihre Schauspiele wohlklingend, und die Zuschauer also desto mehr auf eine unvermerckte Weise eingenommen würden. Dieses gedachten sie um

desto

desto gewisser zu erhalten, wenn sie ihre Schauspiele in Versen schrieben. Sie vermieden aber die allzu abgemessenen Verse sorgfältig; damit sie nicht wider die Wahrscheinlichkeit verstossen möchten. Waren sie zuweilen noch etwas allzu sehr für eine ordentliche Abmessung und Abzählung der Sylben besorgt: so thaten sie dieses bloß, dem noch manchmal sehr am Klange klebenden Pöbel zu gefallen. Man hat aber dieses gar nicht Ursache nachzuahmen. Wiewohl, wenn wir nur nicht weiter gehen, als sie jemals gegangen sind: so werden unsere Fehler wider die Wahrscheinlichkeit kaum merklich seyn. Des Aeschylus Tragödien sind fast durchgängig in solchem Versen abgefaßt, wie mein gegebenes Exempel aus dem Aurelius. Man kann also mit dem Sylbenmaasse der Alten in ihren Schauspielen nichts wider mich ausrichten. Da nun die Reime bey ihnen in ihrer ganzen Poesie was ganz unerhörtes gewesen sind: so können wir auch überhaupt aus ihren Mustern nicht die Nothwendigkeit der Verse in den Schauspielen darthun.

Dieses sind meine Gedanken von den Reimen und dem Sylbenmaasse in den Schauspielen. Wollten Sie, m. H. dieselben etwan in ihre Bemühungen mit einrücken: so könnte ich vielleicht, wenn ich irren sollte, auf den rechten Weg geführet werden. Ich bin unterdessen ihr

den 8. des Wintermon. 1743. ergebenster.

C. M.

****

Schreiben eines Schweizers an einen Franzosen von dem critischen Kriege der witzigen Köpfe in der Schweiz und in Sachsen.

Aus dem Französischen übersetzt. *

Mein Herr,

Das Gerüchte von dem Kriege, welcher sich unter den witzigen Köpfen in Sachsen und in der Schweiz, wegen der deutschen Dichtkunst entzündet hat, ist auch vor ihre

* Es ist uns dieses Schreiben nebst den Anmerckungen darüber ohne Benennung des Ortes, der Zeit, und der Namen der Verfasser zugeschickt, und zugleich so viel Nachricht gegeben worden, daß der Brief in eine gewisse französische Monatschrift hat kommen sollen, welches aber aus besondern Ursachen nicht geschehen wäre. Man hat uns mit besondrer Höflichkeit ersuchet, so wohl den Brief als die Anmerckungen zu übersetzen, und der gel. Welt mitzutheilen. Wir haben auch wirklich gefunden, daß der Brief sowohl als die Anmerckungen etwas zum bessren Verstande der itzigen critischen Streitigkeiten beytragen könnten. Es ist also unser Wunsch, den wir in der Vorrede gethan:
Τίτ᾽ ἄρ᾽ σφῶε θεῶν ἔριδι ξυνέηκε μάχεσθαι,
einigermassen erfüllt worden. Man kann dieses, und was die Herren in Leipzig in den Beytr. und die Herren Schweizer in ihren Sammlungen geistv. Schriften von diesem Zwiste berichten, zusammenhalten, und mit einander vergleichen.

ihre Ohren gekommen. Sie verlangen eine genaue und vollständige Nachricht von denselben von mir. Ich gehorche Ihnen desto williger, weil ich Ihnen für die Aufmerksamkeit, die Sie auf eine Sache richten, bey welcher die Ehre der schweizerischen Nation einigen Antheil hat, vielen Dank schuldig bin.

Die kleinen critischen Schriften, welche von Zeit zu Zeit in Zürich herausgekommen sind, liessen ihre Verfasser völlig einen Geschmack an dieser Art der Gelehrsamkeit finden. Im Jahr 1727 machten sie eine Anklage des verderbten Geschmackes bekannt. Das ist eine kleine Stachelschrift (a) worinnen der hamburgische Patriot und die hällischen Tadlerinnen beurtheilt werden. Der Patriot und die Tadlerinnen sind Wochenblätter, welche, nach Art des englischen Zuschauers, von gewissen ganz gemeinen Materien aus der Moral bekannt gemacht, und grösstentheils ohne Salz und Geist ausgeführet worden sind. Im Jahre 1728 stellten sie eine kleine Abhandlung von dem Einflusse und Gebrauche der Einbildungskraft zur Ausbesserung des Geschmackes ꝛc. an das Licht. Im Jahre 1732 erschienen die Charaktere der deutschen Gedichte, in Versen; und im Jahre 1736 der Briefwechsel von der Natur des poetischen Geschmackes, geringerer Werkgen zu geschweigen.

Ihr Eifer und ihre Sorgfalt, die sie auf

diese Werke wendeten, verbanden sie, die ern
haftesten Betrachtungen über diese Mater
anzustellen, und bey dieser Gelegenheit sahen
sich verpflichtet, die geheimsten Triebfedern d
Dichtkunst zu erforschen. Auf diese Weise
langten sie dahin, daß sie von ihren Entdeck
gen ein Lehrgebäude nach den Regeln und V
schriften der Dichtkunst u. Critik aufführen konn
Folgende Werke haben sie davon herausgeg
ben. I. **Die critische Dichtkunst in zwe
Bänden.** Im ersten wird die poetische M
lerey in Absicht auf die Erfindung, und im a
dern in Absicht auf den Ausdruck und die F
ben abgehandelt. II. **Critische Abhandlu
von dem Wunderbaren, in der Poesie u
dessen Verbindung mit dem Wahrschei
lichen** (b) **in einer Vertheidigung des Gedi
tes Johann Miltons von dem verlohrnem P
radiese.** Man antwortet darinnen auf all
was man nuder den Milton eingewandt h
III. **Critische Betrachtungen über die po
tischen Gemälde der Dichter.** Es wird
diesem Werke vornämlich auf die Kunst u
Pracht der Ausführung gesehen, und der Gru
erklärt, warum man sie in den poetischen G
mälden hochachtet. IV. **Critische Abhan
lung von der Natur, den Absichten, u
dem Gebrauche der Gleichnisse.** Alle d
se Werke erschienen im 1740sten Jahre. Glei
wohl sind sie von einem langen und tiefsin
gen Nachdenken hervorgebracht worden. D

Verfasser haben, ehe sie dieselben an das Licht gestellt, alles reiflich und gründlich erwogen (c) Alles, was die Alten und Neuern von diesen Sachen gedacht und festgesetzet, haben sie, als eine Richtschnur, vor Augen gehabt. Denn es würde eine Nachläßigkeit verrathen haben, wenn sie an den willkührlichen Aussprüchen eines Geschmackes wären hängen geblieben, den niemand genau bestimmt und den alle Welt besitzen will, indem jeder den Seinigen für den alleinuntrüglichen ausgiebt. Sie behaupteten, daß man die Quelle des Schönen erkennen könnte, weil das, was gefiele, nothwendig gefallen müsse, daß es seinen Ursprung (d) in der Natur des Menschen habe, und daß die Grundregeln der Dichtkunst in eben der menschlichen Natur müßten gesucht werden; daß sonst alles, was man Grundgesetze nenne, den schönen Namen nicht verdiene, weil sie keine grössere Deutlichkeit hätten, als das, was auf allerhand gähe Einfälle gebauet wird. Sie nahmen daher dieses Schöne zum Grunde ihrer Regeln, welches seinen Ursprung aus dem Verhältnisse hat, in welchem es mit dem menschlichen Gemüthe sieht, und wiesen dieses Schöne nicht nur an grossen Dingen, wie es sich durch die lebhaften Empfindungen offenbaret, die es in einem so hohen Grade erwecket, daß der Pöbel sowohl, als die Gelehrten davon gerührt werden, ob er gleich weder die Kunst noch den Ursprung desselben einsieht. Sie suchten es auch in den

Stellen zu zeigen, wo seine Eindrücke durch eine Zusammenkunft zufälliger Umstände z. E. durch einen Fehler der Erziehung, durch Unwissenheit, durch Dummheit, durch die Boßheit der Leser, oder durch die Schwürigkeit, das Verhältniß der Nebenabsichten mit den Hauptabsichten zu finden, geschwächet werden.

Die Lehrer der Dichtkunst haben sich meistentheils begnügen lassen, allgemeine Grundregeln festzusetzen. Sonst aber geben sie uns sehr seichte und mangelhafte Anmerkungen.* Was dahin ohngefähr gehört, handlen sie sehr genau ab. Es ist zwar wohl auch wahr, daß sie sich auch in absonderliche Umstände einlassen, und mit ihnen zu schaffen haben, aber nach allen dem lassen sie doch das Verlangen nach etwas in uns zurück, das genauer und mehr bestimmt wäre. Was Herr Addison vom **Vergnügen** oder von der **Lust** geschrieben, war zu seiner Zeit neu und unbekannt; unterdessen sind es doch nur allgemeine Anmerckungen. Er begnügte sich, den Wunsch zu thun, daß doch irgends ein witziger Kopf aufstehen möchte, welcher die verschiedenen Arten der Schönheiten in einem vortrefflichen Werke, welche sich an be-

son-

* Wir wissen nicht gewiß ob wir hier des Verfassers Sinn völlig erreicht haben werden. Es war in unsrer Handschrift eine Verwirrung mit den Zeichen, da die Perioden anders sollten geordnet werden. Wir mußten also zusehen, welches ohngefähr die beste Ordnung gäbe.

ſondern Stellen in demſelben finden, unterſuchte u auswickelte. Die Blätter von eben dieſem Kunſtrichter, welche eine Vertheidigung und ein Lob des **verlohrnen Paradieſes** in ſich enthalten, gehen nicht auf den Grund des Wunderbaren, welches Milton gebraucht hat, ſein Gedicht weit über die menſchliche Sphäre zu erheben.

Unſre **Zürchiſchen** Gelehrten bauten erſt die Grundſätze **des Schönen** auf die Erkenntniß des Menſchen, und ſeiner Sitten, und verſuchten auch alsdann die Kunſt zu zeigen, dieſe Grundſätze bey allen einzelnen Stellen und ſehr beſondern Fällen anzubringen, wo die Abſicht, die Umſtände, und die Perſonen ſehr unterſchieden, verändert, und vielerley ſind. Sie haben gethan, was Herr **Muratori** applicare con accuratezza gl' inſegnamenti univerſali a i lavori particolari, e andare minutamente oſſervando il tutto e le parti per iſcopriroi le proporzioni la novità e l'altre virtu della materia e del artifizio nennet.

Zu dieſer Abſicht waren ihnen beſondre Exempel nöthig, an welchen ſie theils die Schönheiten, und theils die Fehler anmerken und zeigen könnten. Sie fanden die erſtern bey den Griechen und Römern, ohne das zu vergeſſen, was ihnen die Poeten ihrer Nation darboten. Sie thaten **Opitzen**, **Kanitzen**, **Hallern**, **Hagedornen**, **Königen** und **Brokſen** die Gerechtigkeit, die ſie ihnen ſchuldig waren. Was die fehlerhaften Beyſpiele betrift, ſo wurden ſie von ihren Landesleuten damit verſorget. Sie

nahmen sie aus den deutschen Schriftstellern, welche man (f) die Lust des deutschen Volks nennte. Diese fanden sich dadurch beleidigt, und alle, die sie bewunderten, glaubten solches auch. Herr Triller, Doctor der Arzneywissenschaft, war einer von denen, welcher am allermeisten beleidigt zu seyn glaubte.

Es befindet sich in der critischen Dichtkunst ein Abschnitt von der äsopischen Fabel. Nachdem darinnen in die Natur und in das innere Wesen der Fabel eingedrungen worden, so sind nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit die Grundregeln derselben festgesetzt worden, die eine nothwendige Folge aus jenen sind. Hierbey haben unsre Kunstrichter Anlaß genommen, Hrn. Trillers Gedanken über diese Materien, und am Ende dessen Fabeln zu beurtheilen. Zum Unglück werden seine Lehren zum Theil falsch, und zum Theil seicht und obenhin abgefaßt, und seine Fabeln ohne die wesentlichsten Eigenschaften der Fabeln, und die noch über dieses in einer niedrigen und kriechenden Schreibart erzählet sind, befunden. Diese Beurtheilung that Herr Trillern die Augen nicht auf; er widersetzte sich vielmehr der Wahrheit, die doch auf das stärkste unterstützt worden war. In der ersten Hitze des Schmerzes, welchen ihm die Verwegenheit derjenigen machte, die da Fehler an ihm finden wollten, setzte er eine Vorrede auf, worinnen Scheltworte, Grobheiten, lächerliche Klagen, und

und abgeſchmackte Spöttereyen die Stelle der Gründe vertraten. Er wollte ſie für die neue Ausgabe ſeiner Fabeln ſetzen, welche gleich unter der Preſſe waren. Aber Herr Erneſti (g) ein Mann von einem aufgeheiterten Verſtande, und ein Freund von Herr Trillern, der den Druck zu beſorgen hatte, wendete alle Mühe bey ihm an, daß er die Perſönlichkeiten davon wegzulaſſen möchte. Herr Triller gehorchte ihm in ſo weit: er machte ſie nicht öffentlich bekannt: unterdeſſen ließ er viel Abſchriften davon machen, und beſtrebte ſich ſehr, ſie unter ſeine Freunde zu bringen. Er ließ über dieſes auch noch einen kurzen Inhalt ſeiner Grobheiten, welche er unterdruckt hatte, in ein hamburgiſches Zeitungsblatt ſetzen. Eine von dieſen Abſchriften fiel in die Hände eines falſchen Freundes von Herr Trillern, welcher die Liebe für ihn hatte, und ſie in die Schweiz an die ſchickte, vor deren Augen man ſie doch hatte verſtecken wollen.

Um eben dieſe Zeit band Herr GOTTSCHED, Prof. der Weltweisheit zu Leipzig, mit den ſchweizeriſchen Kunſtrichtern an; entweder, weil ihn Herr Trillers Unglück nahe gieng, oder weil er für ſich ſelbſt beſorgt war, wenn er nicht ihrer ausgelaſſenen Begierde, die ſie hatten, die lebenden Schriftſteller ſowohl als die verſtorbnen zu beurtheilen, einen Zaum anhängte. Sonſt war er ihnen auch nicht gewogen, weil ſie wenig Weſens aus ſeinem Namen

men gemacht hatten, der in seinen eignen Augen so berühmt war, so daß man schon auch gesagt hatte, sie wollten ihn beynahe aus der besten poetischen Welt ausschliessen (h). Im 24sten Stücke seiner critischen Beyträge (eine Art von einer Monatschrift) schalt er die verwegnen Schweizer ernsthaft, und als ein Richter aus, welcher das Endurtheil fällen könnte. Er war sehr freygebig, und maß ihrer critischen Dichtkunst ohne einigen Beweis Mängel in der Einrichtung und Ordnung bey: er prophezeyte ihr ihren nahen Fall mit einer so zuversichtlichen Mine vorher, als ob ihr Schicksal in seinen Händen stünde. Er machte ausdrücklich einen Artickel wider die Abhandlung vom Wunderbaren, oder besser zu reden, wider die Vorrede dieses Buches: Denn überhaupt berührte er das Werk selbst nicht.

Da das Gedichte vom verlohrnen Paradiese dem Urheber gedachten Werkes alle Exempel dargereichet, die er nöthig hatte, seine Lehren vom Wunderbaren und dessen Verbindung mit der Wahrscheinlichkeit in das nöthige Licht zu setzen, so erklärte er, was dahin gehörte, er erwog alle Einwürfe, welche dem Dichter waren gemacht worden, und antwortete darauf. Man findet also in dieser Schrift eine weitläuftige Vertheidigung des miltonischen Gedichtes. Dieser Beyfall, der einem Werke gegeben wurde, welches Herr Gottsched verworfen hatte, schien diesem eine Frechheit zu seyn, welche vermöge

des

des lächerlichen, welches sie in sich enthielte, sich selbst widerlegte. Wie er meynt, so ist ein Schweizer strafbar, welcher sich unterfieht, zu zweifeln, daß das deutsche Volk das Recht habe, ein Werk zu verdammen, und dabey nach ihrem eignen Geschmacke und ihrer freyen und ungezwungenen Neigung zu verfahren. Er schalt ohne Barmherzigkeit Miltonen und Addisonen aus: er setzte den ersten zur niedrigsten Classe der Scribenten herunter, wie ohngefähr unser Lohenstein, Hofmannswaldau und Ziegler sind, den andern aber nennte er einen critischen Aufschneider. Er tadelte die ganze englische Nation, als eingebildet, daß es also kein Wunder gewesen, daß sie sich habe hintergehen lassen. Addison hätte wegen ihrer natürlichen Eitelkeit ihnen leicht etwas weiß machen können, daß sie also nachdem den Milton für ein Heldengedichte gehalten. Er beschuldigt unserm Vertheidiger Miltons einer Untreue gegen sein Vaterland, die er dadurch begangen habe, daß er den englischen Poeten über alle unsre deutschen Dichter erhoben habe. Alles dieses schwatzt er mit einer so herrschsüchtigen Mine, und mit einem so gebieterischen Tone her, daß er jeden mit Vorurtheilen eingenommenen Geist, wiewohl ohne Zuthun der Vernunft, einnehmen mußte.

Unsere schweizerischen Kunstrichter hatten voraus gesehen, daß den herrschenden Poeten ihre Ermahnungen und Vorschriften ein wenig

zu

zu hart seyn würden, da sie ihnen über dieses noch neu waren, indem sie mit den Grundsätzen nicht übereinstimmten, nach welchen sie sich in ihren Schriften zu richten pflegten. Übrigens hatten sie sich von der pflegmatischen Natur und dem methodischen Sinne der Deutschen, welche in ihren Schulen herrschen, vermuthet, daß sie wider einige ihrer Grundsätze mit den Waffen einer guten Logik kämpfen, und also ihr Gebäude im Grunde untergraben, oder daß sie zum wenigsten einige von ihren Lehren einigermassen ungewiß machen würden. Als sie aber sahen, daß ihnen ihre Widersacher nichts als unsläte Beschuldigungen machten, und nichts als Klagen vorbrachten, die ihre Lehrsätze ganz unwiderlegt liessen (i), so wollten sie geruhig warten, bis sich die Wahrheit durch sich selbst aufheiterte, wenn sie mit ihrem Lichte die Dummheit und den üblen Geschmack angriffe. Die Anhänger, welche ihre Schriften mitten in Deutschland gefunden, bewogen sie ihren Schluß zu ändern.

Sie sahen wohl, die Namen ihrer Gegner wären in Sachsen so berühmt, daß sie sich ein so grosses Ansehen, und einen so allgemeinen Beyfall erworben hätten, daß ihre Urtheile für starke Beweise gälten, daß sie auch noch die Buchdrucker und Buchhändler (k) auf ihrer Seite hätten, die von ihnen ihre Werke zum Verlage bekämen, daß die Verfasser der Monatschriften und der gelehrten Zeitungsschreiber mi

mit ihnen gleichſam nur eine Seele wegen der Sympathie ihrer Meynungen und Kräfte ausmachten, daß Herr Gottſched insbeſondre das Wort unter den Sachſen hätte, welche unter allen Deutſchen doch die geiſtreichſten wären, und nach deren Geſchmack ſich die Provinzen in Ober- und Nieder-Deutſchland richteten. Sie befürchteten daher, ſie möchten die gute Sache unterdrücken, wie im Anfange dieſes Jahrhundertes Vernikens Schriften von ihnen unterdrücket worden waren, (1) welcher Schriftſteller in ſeinen Urtheilen gründlich war, und an denen, die mit ihm zu gleicher Zeit lebten, den leeren und lächerlichen Schwulſt angegriffen hatte.

Die ſächſiſchen Freunde unſerer Kunſtrichter ſtellten ihnen noch vor, daß das Uebel, welches ihre Gegner mit ihren Schriften ſtifteten, um deſto gefährlicher ſey, weil es auf die Kräfte der Seele gienge, und daß ſie den Geſchmack derjenigen verderbten, die ihn von Natur unverfälſcht gehabt hätten u. ſ. w.

Unſere Schweizer folgten dieſem Unterrichte. Sie trugen es Herr Erlenbachen und Herr Eſſingern auf, damit ſie den Wohlſtand inacht nähmen, die Irrthümer ihrer Gegner lächerlich zu machen, die Perſonen aber zu ſchonen. Herr Erlenbach beſchloß alſo Hr. Trillern anzugreifen, und ihn mit ſeinen eignen Waffen zu ſchlagen. Er machte das Stück der Schutzvorrede bekannt, welches jener im erſten

An-

Anfalle der Wut aufgesetzt, und hernach
Anrathen seiner Freunde weggelassen hatte.
schiene Herr **Erlenbachen** mehr als zu h
länglich zu seyn, ihren Urheber auf eine heil
me Art schamroth zu machen. Aber dies
Stücke ein desto grössres Ansehen zu geben,
stellte er sich an, als wenn er einer von d
eifrigsten Verehrern der Poesie des Herrn **Tr**
lers wäre. In diesem Charakter setzte er N
ten unter den Text, wo er sich stellte, als
er die Meynungen Herrn **Trillers** erklären,
len üblen Auslegungen zuvorkommen, und **ku**
seine ganze Vertheidigung in das helleste Li
setzen wollte, alles mit einer so lehrreichen
feinen und anmuthigen Ironie. (m)

Was Herr **Essingern** anbelangt, so st
er wider den Herrn **Gottsched**. Er erklä
die Urtheile dieses grossen Richters von
Herrn Schweizer **critischen Dichtkunst**
einer Vergleichung derselben mit einem We
Herrn Gottscheds, (n) welches er von eben
Materie unter gleichem Titel aufgesetzt und h
ausgegeben hatte. Der Verdammung
miltonischen Gedichtes setzte er eine ironi
Klage von dem üblen Geschmacke entgeg
worinnen er dem schmählichen Verdachte He
Gottscheds, da er der ganzen schweizeris
Nation schuld gegeben, als ob sie sich überre
lassen an dem verlohrnen Paradiese einen
schmack zufinden, begegnet.

Sie werden also zweyerley erwarten,
nä

nämlich entweder die sächsischen Kunstrichter, vermöge ihrer natürlichen Einsicht, beschämet geworden, oder, daß sie alle ihre Kräfte angewand hätten, sich gegen die Schweizer gründlich zu vertheidigen, und theils die Einrichtung und Wahrscheinlichkeit der trillerischen Fabeln zu rechtfertigen, theils vor den Augen der Vernünftigen das Ungeheure und Unregelmäßige in dem englischen Gedichte deutlich darzuthun. Alles dieses thaten sie nicht. In den Belustigungen des Verstandes und des Witzes erschien unter dem Titel: Anmerckungen über das Ergänzungsstük der Schuzvorrede Hn. Trillers an statt einer Vertheidigung eine elende Stachelschrift, worinnen weder Salz noch Geist ist. (o) Der Verfasser gestehet selbst, daß sie nur durch eine Krankheit möglich gewesen, und sagt auch er sey nicht im Stande sie, was den Grund ihrer Lehren beträfe, zu tadeln, er wolle solches nur thun, was den Vortrag und den Ausdruk beträfe, damit sie nicht gewonnen haben möchten, wenn man stillschweigen müßte, indem es besser sey etwas, es mögte auch seyn was es wolle, als gar nichts zu sagen.

Er nahm sich also vor, über Kleinigkeiten, über Ausdrückungen und Worte zu grübeln, und über etliche Gedanken welche nicht zur Sache gehörten, (p) Sophistereyen zu machen. Der Urheber dieser schönen Ver-

theidigung ist Hr. Pitschel, welcher in Hrn Gottscheds Schule aufgewachsen und gezogen worden ist. (q) In eben diesen Belustigungen sahe man ein allegorisches Gedichte, in welchen der Verfasser (allem Ansehen nach ist es Herr Gottsched) (r) die Schweizer artig zu verspotten meynet. Hier ist die Einrichtung.

„Eris nimmt die Gestalt der Göttinn der „Critik an, um Nerboden zu überreden, mit „den deutschen Dichtern Krieg zu führen: Griebertin, sein getreuer Achat, unterstützte sie „darinnen. Nerbod entschlos sich ihr zu gehorchen. Eris warf heimlich eine Natter, welche sie von Alectos Haupte gerissen in sein Dintenfaß. Eine sanftmüthige Muse, welche „Nerboden nie verließ, lief hinzu und riß sie „heraus; sie konte aber nicht verhindern, daß „nicht einige Tropfen Gift sich mit der Dinte „hätte vermischen sollen. Daher kam die „Galle die aus Nerbods Feder floß. Die „deutschen Dichter fühlten die übeln Wirckungen und erduldeten sie. Nerbod freute sich „in seinem Hertzen darüber, und bereitete ihnen blutige Streiche zu. Alle Welt erwartet die wichtigen Folgen davon.„

Alles dieses wird in einer poetischen und sehr lebhaften Prose erzählet: es sind Gemälde und Gleichnisse darinnen; was aber den allegorischen Sinn betrifft, so versteht man wenig davon. Was gehet also darinnen die Schweizer an? und was hat man ihnen durch diese Erzäh-

zählung geſchadet? Beweißt eine Allegorie wohl etwas?

Dieſes diente zu weiter nichts, als Hr. Erlenbachen und Effingern neuen Stof zu geben, ihre Kräfte in der Ironie und in einem anmuthigen Spotte zu üben. Der erſte ſetzte die Echo der deutſchen Witzer (s) auf. Es iſt eine Samlung kleiner critiſchen Schriften, in welchen er mit einer geſetzten, und doch muntern Mine über die Anmerkungen und befremdlichen Urtheile Hn. Puſch. ſ. ſpaſſet. Hier ſind die Titel von einigen.

I. Abgenöthigtes Lob eines critiſchen Verſuches von einer freyen Ueberſetzung aus der ſchweizeriſchen in die ſächſiſche Sprache. II. Hiſtoriſcher Erweis, daß das Ergänzungsſtük zu der Vorrede vor dem Critiſchen Fabelbuch, Herrn Doctor Trillern zum Verfaſſer hat. III. Zureichender Grund, warum der Herausgeber des Ergänzungsſtüks den Namen Tr*ll*r nur mit Sternen und Alltagsſtrichlein geflickt habe drucken laſſen. IV. Erörterung der Frage: Wie ferne die Königin von Saba, und der König Herodes mit der chriſtlichen Religion einen Zuſammenhang haben? V. Von der critiſchen Höflichkeit einiger hochdeutſcher Kunſtrichter VI. Wie die Unvollkommenheit des Gottſchediſchen Verſuchs einer critiſchen Dichtkunſt am ſicherſten könne entſchuldiget und gegen alle Vorwürfe ſicher geſtellet werden. VII. Ob es wahr ſey, daß die deutſchen an Miltons verl. Par. keinen Geſchmack finden?

Ueberdieſes überſetzte Hr. Erlenbach die Briefe des Hn. Mauvillon ins deutſche, die

er von der Sprache, dem Geiſte und dem Geſchmake der Deutſchen geſchrieben. Sie hatten die beiden Vormünde der Sachſen und Schleſier aufgebracht, und dieſe begegneten ihm, ohne Mäßigung als einen Läſtrer, und ſeinen Urtheilen als Schmähungen. Unterdeſſen ſetzte Hr. Erlenbach Anmerkungen unter den Text, die ihn rechtfertigten, und führte die eignen Worte der Schriftſteller an, die ſich zu Sachwaltern und Vertheidigern ihrer Nation aufwerfen, und zeigte ganz deutlich, daß ſie ihre eigene Urtheile und Meinungen, da ſie aus dem Munde des Hn. Mauvillons kamen, ſchmähten, wenn ſie nur anders abgefaßt wären.

Hr. Effinger brachte ihnen einen noch gefährlichern Streich bey. Er erſann das Convolut der herrſchenden Poeten (t). Hier iſt die Einrichtung davon. „Der herr„ſchende Geſchmack, ein böſer Geiſt, ſahe den gu„ten Fortgang der Critik, und befürchtete, es„möchte bald das Ende ſeiner Herrſchaft vor„handen ſeyn. Er gab SCHOTTGEDEN„ſeinem Pflegſohn und Lieblinge von ſeiner Un„ruhe und Furcht Nachricht: dieſer ließ auf„Anrathen ſeiner getreuen Freundinn, Muſa„kul (w) die herrſchenden Poeten und Kunſt„richter in eine Verſammlung berufen, um mit„einander zu berathſchlagen, wie man die„ſchweizeriſchen Kunſtrichter unterdrücken möch„te, welche in der Dichtkunſt neue Geſetze ein„führen und die eingeführten alten Geſetze be„herr

„herrschenden Geschmackes ganz ungültig ma-
„chen wollten. Sie gehorchten und kamen mit
„grossen Haufen. Nachdem sie sich versamm-
„let hatten, sagte jeder seine Meynung. Ih-
„re Aussprüche waren nach dem Character ei-
„nes jeden unterschieden, aber insgesamt eitel
„und lächerlich. Endlich schien die Meynung,
„daß man die Lehren und Regeln der Schwei-
„her verdrehen, und den Lesern ein Blend-
„werk vormachen müßte, den Vorzug zu be-
„kommen, als sich der herrschende Geschmak,
„ihr Schutzgott, ἀπὸ μηχανῆς unter ihnen sehen
„ließ. Dieses Gespenst setzte sich auf einen
„Thron von Dünsten, redete, und lobete ih-
„re bräderliche Einigkeit und ihren Eifer für sei-
„ne Person und sein Reich. Nachdem er ihren
„Eifer gemäßiget, und ihre Neigungen erwogen
„hatte, so verwarf er einige, und einige
„schränkte er ein und bestärckte sie. Nach
„diesen ließ er sich weitläuftig über die kräftig-
„sten Mittel ein, die angewendet werden müß-
„ten, wenn sie ihren Platz in seinem Reiche be-
„haupten sollten. Alle diese Mittel waren sehr
„unrechtmäßig, ob sie gleich alle aus den
„Handlungen der beurtheilten deutschen Kunst-
„richter gezogen sind. Nachdem er ihnen
„also durch seine Gegenwart einen Muth ge-
„macht, und sie durch seine Rathschläge unter-
„richtet hatte, gab er ihnen seinen Segen und
„verschwand. Voll stolz jauchzten sie schon in
„ihrer Einbildung über ihren Sieg und läster-

„ten den herrlichen Namen der göttlichen Cri-
„tik, und knirschten voll Eifer und schickten
„den Schweitzern einen Fehdebrief zu. Die
„Göttinn ließ, um ihre Einbildung tödtlich zu
„kränken, ihre Wagschaalen steigen, auf wel-
„che sie den innerlichen Werth der Bücher ab-
„wägt. In die eine Wagschaale legte sie die
„crit. Dichtkunst der Schweizer, und in
„die andre Schottgeds Dichtkunst, und warf
„noch 20 oder 30 Schriften der besten deut-
„schen Kunstrichter dazu; die letztere flog hoch
„in die Höhe und schlug an den Wagebalken
„an. Diese hoben ihre Augen auf und sahen
„das Schicksal ihrer Werke, ohne daß sie klü-
„ger wurden: denn die blauen Dünste des üb-
„len Geschmackes hatten ihren Verstand ver-
„finstert u. s. w.

Der Verfasser setzte gantz unten die Abschrift von den Stellen her, wo er die Urtheile der symbolischen Personen hergenommen hatte, damit er dem Verdachte wider seine Aufrichtigkeit vorkommen möchte. Wenn Ihnen der Auszug dieser satirischen Erfindung gefället, so will ich Ihnen wohl eine ganze Uebersetzung davon geben. Sie werden sowohl den gründlichen und angenehmen Geist der Schweizer als auch die Einbildung ihrer Gegner vollkommen daraus erkennen.

Ich muß Ihnen noch sagen, daß unsre schweizerische Kunstrichter zu ihren Kampfplatze (u) die Sammlungen critischer und geist-

voller Schriften, ein periodisches Werk, vornehmlich erwählet haben. Es ist im vergangenen Jahre hauptsächlich in der Absicht angefangen worden, um den Sachsen, Schlesiern und Brandenburgern, welche entweder durch das Ansehen oder die Furcht vor den Idioten vom Range, von welchen sie ihr Glück erwarteten, oder durch die Tyranney der herrschenden Poeten, welche sich in den Besitz, Lob und Ruhm auszutheilen, gesetzt, eine Freystadt zu eröfnen, wo sie ihre Meynung von den Schönen und Häßlichen frey und sicher entdecken können. Man läßt sie dadurch an der schweizerischen Freyheit Theil nehmen. Und fürwahr, diejenigen von den Oberdeutschen, welche die schädliche Eitelkeit dieser abgeschmackten Herren (x) des Geschmacks einsehen, können die deutsche Nation nicht besser vor dem Schimpfe bewahren, welcher von ihren Urtheilen auf sie zurück fällt, als wenn sie dieselben daselbst der Falschheit beschuldigen. Wenn sie kein förmliches und öffentliches Zeugniß wider diese unrechtmäßige Besitzer des Ansehens ihrer Nation ablegen: so müssen sie denken, daß die Nachkommenschaft (y) sie für Sachwalter und Vormünder des deutschen Volkes halten, und sie mit diesen Pedanten und Barbarn vermengen und beschämen wird, die sie erdulden und sich nach Gelegenheit so weit herunter lassen, ihnen Beyfall zu geben.

Sehen sie hier die vornehmsten Artikul der benannten Sammlungen.

I. Alexander Popen Versuch von den Eigenschaften eines Kunstrichters, durch Hrn. Hofrath Trollinger übersetzt. II. Hans Sachs, ein Heldengedichte Hrn. Wernikens wider die schlechten Poeten seiner Zeit III. Nachrichten von dem Ursprung und Wachsthum der Critik bey den Deutschen. IV. *Apologia del Edippo di Sofocle, contra le censure del signor di Valiare*, italiänisch V. Eine Vertheidigung der Schreibart in Miltons verl. Paradiese, worinnen man behauptet, daß die deutsche Sprache geschickt sey, daß man nachdrückliche und kräftige Nachtwörter aus dem Englischen in dieselbe übertragen könne. VI. Grundriß zu einem epischen Gedichte; vom geretteten Noah. Man füget die Erfindung und Anordnung der Materien dem Inhalte eines jeden Buches bey.

Ich habe Ihnen als ein getreuer Geschichtschreiber alles erzählet, was von diesem Kriege des Witzes und der Critik vor meine Ohren gekommen ist. Sie haben nicht nöthig eingenommen zu werden, um selbst zu urtheilen, auf welcher Seite sich die Vernunft und Gerechtigkeit finde. Die witzigen Geister ihres Volkes sind über die Wahrheiten in Dingen der Schreibart und des Witzes längst einig, (z) die unter uns noch ungewiß und zweifelhaft sind. Wir wollen die Streitigkeiten nebst andern Klagen der Deutschen seyn lassen, und uns beständig auf die Seite der Vernunft und Wahrheit stellen, in welchen Lande und

bey

bey welchen Volke wir ſie auch antreffen mögen. Ich bin mit aller Ergebenheit,

den 28 May 1742.

B. W. von R.

****

Anmerkungen

über den Brief eines Schweizers an einen Franzoſen.

(a) Das iſt eine . . . ohne Salz und Geiſt ausgeführet worden ſind.

Das iſt ziemlich hoch geſprochen. Da es aber der Verfaſſer dieſes Briefes nicht für gut befunden hat, ſich zu nennen: ſo wird er es um deſto weniger übel nehmen, wenn man ſeiner Meynung, welche dem allgemeinen Beyfalle, den der **Patriot** und die **Tadlerinnen** in ganz Deutſchland gefunden haben, wie ſolches die wiederholten Auflagen der Buchhändler bezeugen, ganz und gar zuwider iſt, keinen Glauben zuſtellt. Wenn auch dieſes Zeichen eines algemeinen Beyfalles die Vortreflichkeit eines Werkes nicht beweiſen könnte, ſo wird doch unſer ungenannter Kunſtrichter eben ſo wenig im Stande ſeyn, Fehler an demſelben zu zeigen und zu erweiſen; weil ein erhabner Geiſt, und zwar ein ſolcher, **welcher dafür erkläret worden iſt**, dazu

gehöret, mit seiner entgegen gesetzten Meynung, dem Urtheile einer ganzen, ebenfalls aufgeklärten Nation, als die deutsche ist, die Wage halten zu können. Es ist sehr wahrscheinlich, daß dieser dictatorische Machtspruch ebenfalls aus dem Munde des Verfassers der gedachten Stachelschrift gehet, welche, damit man es im Vorbeygehen sage, nichts weniger, als den Titel einer Beurtheilung verdienet, sondern viel mehr beynahe mit allem dem vermischt ist, was man sich als höchstniederträchtig und sehr schlecht vorstellen kann, und worinnen die Begierde, sich durch Angreifung solcher Schriften, an welchen sehr viel einen Geschmack finden, einen Namen zu erwerben, aus allen Zeilen hervor leuchtet. Herr Bodmer ist der Verfasser derselben. Denn als er zu einem Werke, welches er vor mehr als 20 Jahren unter dem Titel: Discourse der Mahlern, verfertiget hatte, keine Leser finden konnte, so konnte er es nicht länger leiden, daß ein ander Werk mehr Beyfall fand, als seines. Wenn übrigens der Verfasser des gegenwärtigen Briefes bedacht hätte, daß diese Wochenschriften gar nicht für grosse Weltweisen geschrieben worden sind: so würde er sich des Ausdruckes, von gewissen ganz gemeinen Materien aus der Moral, gewiß nicht bedienet haben. Denn diese Blätter sind gar nicht an einen Leibnitz oder an einen Wolf gerichtet, sondern an den gemeinen Mann, an

das

das Frauenzimmer und an junge Leute, welchen auch solche gemeine Sittenlehren gemeiniglich sehr unbekannt sind. Herr Bodmer selbst hat in einer Abhandlung, welche er unter dem Titel: Der getäufte Diogenes herausgab, die Regel gegeben, daß die Materien einer Sittenschrift, dergleichen der Patriot und die Tadlerinnen sind, nach dem Charakter und der Fähigkeit der Person, welche sie schreibt, eingerichtet seyn müssen. Würde es nun aber wohl wahrscheinlich seyn, und würde sich nicht unser Kunstrichter zuerst darüber aufhalten, wenn man in einem Werke, bey welchem man voraussetzt, daß es von 3 Frauenzimmern abgefasset worden, alle philosophischen Subtilitäten anbringen wollte? Gewiß dieses ist ihnen leichter zu verzeihen, daß sie darinnen etwas weniger Gelehrsamkeit haben sehen lassen, als ein Aristoteles und Leibnitz, als wenn sie so viel, als jene, zu wissen vorgegeben, und dadurch wider die Wahrscheinlichkeit verstossen hätten. Doch dieses ist nicht das einzige Exempel, daß die Begierde, alles dasjenige, was nicht in unserm eigenen Gehirne entsprungen ist, zu kunstrichtern, zu einer fruchtbaren Quelle des Widersprechens wird.

(b) In einer Vertheidigung . . . verlohrnen Paradiese.

Es ist an dem, daß sich Herr Bodmer die Mühe gegeben hat, es so weit zu bringen, daß man an seiner Uebersetzung dieses englischen Gedichtes einen Geschmack finden möchte, in-

dem

dem er ganze Bücher überſetzt und geſchrieben hat, um alle Fehler des Originals und der Ueberſetzung zu rechtfertigen. Als aber ſeine Kräfte nicht zureichten, und als er merkte, daß dieſes Buch Gefahr liefe, ein Ladenhüter zu werden, ſo iſt eine Geſellſchaft ſogenannter witziger Geiſter aufgerichtet worden, welche nicht unterlaſſen hat, ihm jede Meſſe mit neuen Abhandlungen auszuhelfen, ſo, daß man, um von der Vortrefflichkeit ſeines verlohrnen Paradieſes, eines Werkes, an welchem die ganze deutſche Nation ſo wohl, als die franzöſiſche, noch keinen Geſchmack hat finden können, überzeugt zu werden, ein Dutzend groſſe Bücher wird leſen müſſen. Man betrügt ſich ſehr, wenn man nicht glaubt, daß auf dieſe Art, eine Perſon, welche nur ein wenig mehr zu thun hat, als der Ueberſetzer dieſes Gedichtes und deſſen Anhänger, nicht lieber, ſogar wider ihr eigen Gewiſſen, Milconen und Hr. Bodmern das Lob gewähren ſollte, welches dieſer letztere ſo eifrig ſucht.

(c) Alles, was . . vor Augen gehabt.

Es iſt wahr, die Herren zu Zürich haben ſich die Meynungen der Neuern über dieſe Materien auf eine ſolche Art bekannt gemacht, daß ihre Schriften eigentlich nichts ſind, als ausgeſchriebene Sachen aus allem, was Muratori, du Boſc und Pope von dieſer Materie geſchrieben haben. Es iſt auch wahr, daß man im ganzen Thomaſius keinen ſo ſtrafbaren Ausſchrei-

schreiber findet, als Hr. Bodmer und Breitinger sind; wie ihnen zu gehöriger Zeit und an seinem Orte gezeiget werden wird.

(d) In der Natur des Menschen.

Man kann nicht läugnen, daß dasjenige, was überhaupt schön ist, seine Quelle in der Natur des Menschen hat. Aber wenn man sich mit dieser allgemeinen Schönheit, welche sich nach der menschlichen Natur richtet, gar in jeder Zeile des verlohrnen Paradieses breit machen will: so scheinet dieses nicht viel besser gedacht zu seyn, als wenn man eben dieses bey den Kröpfen anbringen wollte, welche einen so grossen Theil der eingebildeten Schönheit bey den Salzburgern ausmachen.

(e) Opitzen, . . Brokses.

Man darf nur das Lob, welches man hier dem Herrn Brockes giebet, mit allen denen unhöflichen Ausdrückungen, deren man sich in der obengedachten Critik derer Stücke im Patrioten, welche von dessen Arbeit sind, und in dem critischen Gedichte, welches Herr Bodmer unter dem Titel: Charaktere der deutschen Gedichte, vor 10 Jahren herausgegeben, zu bedienen unterstanden hat, vergleichen: so wird man überzeugt werden, daß die Herren zu Zürich die Sprache nach Belieben ändern, und daß es gegen die Mühe nichts ist ein grosser Poet zu seyn, welche es kostet, sich ein solches Lob von ihrem falschen critischen Eigensinne zuwege zu bringen. Die deutsche Nation

tion ist wegen des Verzeichnisses der de
schen Poeten, welches sie hier mittheilen, g
nicht einstimmig. Es sind ihrer darunter,
welchen man allerley auszusetzen hat, und es
nicht lange, daß sie sich selbst über sie aufhi
ten. Was Hr. Hallern betrift, so kömt
man mit ihnen darinnen überein, daß er e
Poet ist, welcher viel Engländer gelesen u
sich aus denselben eine Art, seine Gedanken
ordnen angewöhnet hat, welche der englische
Nation vollkommen eigen ist; und da er sic
gar keiner Schönheit und Richtigkeit de
Schreibart befleißiget, so sind seine Gedichte i
der That voll von einen gewissen ausländische
Erhabenen, welches die Ohren unaufhörlic
verletzet und sehr oft in nichts bestehet, als i
der Dunkelheit englischbarbarischer un
schweizerischsolöcismischer Ausdrückungen

(f) Die Lust des deutschen Volks nennte.

Es kann seyn, daß man dieses zu Hrn
Bodmern und Breitingern und zu den
Verfasser dieses Briefes sagt. Aber in den ar
tigsten deutschen Provinzen sagt man es gewiß
nicht. Es wird schwer seyn, unter einem wi
zigen und mit einem zarten Geschmacke verse
henen Volke nachzusuchen, um 2 oder 3 Per
sonen zu finden, die ihr Vergnügen an denen
Schriftstellern, z. E. an Hr. Trillern, haben,
welche die Hrn. zu Zürich beurtheilen. Was
hierbey die Wahrheit ist, das betrifft dieses,
daß man unter den mittelmäßigen derjenigen

poe-

poetischen Stücke, welche sie aufweisen, hin und wieder schöne Stellen eingestreuet zu finden glaubt, und daß man hieraus zuweilen geschlossen, ihnen käme es zu, einige Personen, welche noch nicht fähig wären, einen Geschmack an der Schönheit eines Werks, welches über ihren Verstand erhaben ist, und welches sich von gemeinen Schriften unterscheidet, zu finden, an die Belustigungen des Verstandes zu gewöhnen. Aber heißt dieses ein Vergnügen daran haben? Indessen behaupten die Hrn. Kunstrichter zu Zürich, als eine sehr ausgemachte und bekannte Sache, daß die benannten Schriftsteller in Deutschland die Lust des Volkes sind. Wenn sie mit der Zweydeutigkeit des Wortes Volks durchzukommen denken: so betrügen sie sich; weil sie nicht auf den ungeschickten Theil der Deutschen, sondern auf diejenigen, welche einen sehr erheiterten Verstand haben, die Schuld einer ungerechten Hochachtung gegen die verworfenen Poeten schieben. Billige und erleuchtete Leute werden ohne Mühe aus diesen falschen Vorgeben urtheilen, mit was für Billigkeit man zu Zürich den Verstand und Geschmack der deutschen Nation ansieht.

(g) Hr. Ernesti . . von Hr. Trillern.

Hr. Ernesti ist ein viel zu guter Freund von den Hrn. zu Zürich, als daß er ein wahrer Freund des Hrn. Trillers seyn könnte. Die Hrn. zu Zürich schreiben auch so wohl in

dem

dem *Mercure ſuiſſe*, als auch hier, einem falſchen Freunde des Hrn. Trillers eine Sache zu, welche den zureichenden Grund ihrer Wirklichkeit nirgends hat, als in dem Hrn. Erneſti. Dieſer letztere war auch nicht derjenige, welcher ſich dem Drucke des epanorthotiſchen Abſchnittes in der Vorrede Hern. Trillers zuerſt widerſetzte; Hr. Schwabe und der Buchdrucker ſelbſt waren es.

(h) Beſten poetiſchen Welt ausſchlieſſen.

Es iſt keinesweges meine Abſicht, hier einen Gelehrten zu vertheidigen, welcher, um ſich eine allgemeine Hochachtung zu erwerben, nicht nöthig hat, die Ehre der beſten Schriftſteller ſeiner Nation abzuſchneiden. Ich bin ſo, wie faſt alle, die den Hrn. Gottſched kennen, überzeugt, daß es ihm etwas leichtes wäre, ſeine Vertheidigung auf eine Art, welche ihm eben ſo vortheilhaft, als den Hrn. zu Zürich nachtheilig ſeyn würde, zu unternehmen; ob er es gleich weder zu thun willens iſt, noch zu thun nöthig hat. Ich will nur zwo Anmerkungen machen, welche ſo wohl die Untreu, als die Ungerechtigkeit unſerer ſchweizeriſchen Kunſtrichter betreffen werden. Erſtlich rechnen ſie es dem Hrn. Gottſched als ein Verbrechen an, daß er in ſeiner Dichtkunſt die lebenden Poeten nicht angegriffen hat. Eine Beſcheidenheit, welche jedermann an ihm bewundert; weil es ihm eben ſo leicht geweſen wäre, Fehler in den Dichtern unſerer Zeiten zu finden,

den, als offenbar es ist, wie viel ihnen noch fehlet, ehe sie vor allem Tadel gesichert sind. Es kann fürwahr nichts anders, als eine Wirkung einer wahrhaftig großmüthigen und zum Guten gemachten Seele seyn, was den Hrn. **Gottsched** bewogen hat, die Fehler seiner Zeitverwandten zu verschweigen, und er thut es aus einem Grundsatze, welcher dem ganz umgekehreten Grundsatze der Hrn. zu Zürich ganz und gar entgegen gesetzt ist; da jene sich durch Entziehung der Ehre aller Lebenden, welche sie nicht, wie sie wünschen, vergöttern wollen, Ehrenbogen aufrichten. Dieses war ihre Ungerechtigkeit. Was ihre Untreu anlanget, so zeigen sie dieselbe dadurch, daß sie sagen, Hr. **Gottsched** hätte es übel genommen, daß sie so wenig Wesens von seinem Namen gemacht hätten, und daß sie ihn hätten aus der besten poetischen Welt ausschliessen wollen. Ich weis nicht, ob ausser dem Canton Zürich ein Ort in der Welt ist, wo man den Hrn. **Bodmer** und seinen Mitbrüdern ein solches Ansehen zugestehet. Die Gewalt, auf diese Art zu verbannen, fiele gewiß nicht in seine Hände, wenn es die Republik der freyen Künste für gut befände, einen Kunstrichter in ein so päbstliches Ansehen zu setzen. Was den Ausdruck von der besten poetischen Welt anlangt, so scheinet es wohl, als wenn man etwas scharfsinniges darunter hätte verstecken wollen; aber es ist in der That so versteckt, daß

man Mühe hat, es wahrzunehmen. Denn wenn die beste Welt hier so viel bedeuten soll, als eine Welt, in welcher es keine schlechten Poeten giebt: (wie es denn auch so scheinet, weil Hr. Bodmer vorgegeben hat, daß er den Hrn. Gottsched, welcher, nach seinem Geschmacke, mit darunter gehöret, davon ausschliessen wolle,) so gölte dieses Verfahren nichts; weil, nach der Erklärung der besten Welt, selbst das Uebel ein nothwendiger Theil derselben ist: und also dürfte weder Hr. Bodmer Hr. Gottschedens davon ausschliessen, noch dieser die zürchischen Hrn. Kunstrichter, daraus jagen; so schlechte Poeten, als sie auch sind. Aber wir gehen weiter. Es ist höchst falsch, daß Hr. Bodmer von dem, was Hr. Gottscheden und seine Verdienste um die Dichtkunst betrift, auf eine einem so würdigen Manne, so zu sagen, recht unanständige Art still geschwiegen haben soll; weil man ihm nicht nur einen Zusatz zu den Charakteren der deutschen Gedichte, welcher für ihn sehr vortheilhaft war, und welchen man in den critischen Beyträgen findet, zugeschickt, sondern ihm auch in ihrer Abhandlung von den poetischen Gleichnissen, Lobsprüche beygelegt hat, an welchen ihm zwar nichts gelegen ist. Dieses ist nun eine Unwahrheit welche jedermann in die Augen fällt, daß Hr Gottsched das Stillschweigen der Hrn. zu Zürich sollte übel genommen haben. Vielmehr sind diese Herren diejenigen, welche, da

sie

sie sahen, daß sie sich in ihrer Absicht betrogen fänden, nämlich durch dergleichen Höflichkeiten den Hrn. Gottsched gänzlich auf ihre Seite zu ziehen, damit dieser ihnen, an der Spitze der besten deutschen Poeten, alle die Lobsprüche beylegen möchte, welche sie sich wünschten, daß sie sich, sage ich, in dieser Hoffnung betrogen fänden, belohnten sie ihn seit dem mit allen Schmähungen, deren der critische Zorn, welcher mit einer natürlichen Unhöflichkeit verbunden ist, fähig seyn kann. Hr Gottsched hatte indessen, in Ansehung der Herren Schweizer, nichts gethan, als was er mit allen Lebenden zu thun gewohnt ist, deren Aufsätze nicht gänzlich nach seinem Geschmacke sind. Er schwieg still, da er sie mit gutem Gewissen nicht loben konnte. Diese Mäßigung hatte inzwischen den Hrn. Bodmer, welcher, es kostete, was es wollte, für einen Stifter des guten Geschmacks in Deutschland, (wo man ihn beynahe gar nicht bekannt hätte, wenn nicht Hr. Gottsched seiner gedacht hätte,) angesehen zu seyn begehrte, so böse gemacht, daß er seit dem beschlossen hat, Himmel und Erde wider ihn zu erregen. Es fehlt demnach so viel, daß Hr. Bodmer Hr. Gottschedden anfänglich herunter gemacht hat, daß ich vielmehr von guter Hand weis, daß er es auf alle mögliche Arten versucht hat, ihn auf seine Seite zu ziehen, und daß er es weder an Lobsprüchen, noch an Schmeicheleyen, hat fehlen lassen. Aber, wie

Hr. Menage sagt: Nachdem ich mich mit dem P. Bouhours wieder ausgesöhnet habe, finde ich in seinen Schriften keine Fehler mehr; er schreibt schön und richtig:* eben so hat Hr. Bodmer an Hrn. Gottscheds Schriften eher nichts auszusetzen gefunden, als seit dem ihm sein Vorhaben, sich dessen Beyfall durchaus und in allen zuwege zu bringen, fehl geschlagen.

(i) Als sie aber sahen: ganz unwiderlegt liessen.

Das heist ein wenig zu früh triumphiret! Diejenigen Personen, welche die meiste Geschicklichkeit besitzen, den Grund ihres neupoetischen Lehrgebäudes anzugreifen, und ihnen ihre Schwäche darinnen zu zeigen, haben wahrlich mehr zu thun, als daß sie Zeit haben sollten, in jeder Woche einem jeden Buche, welches man alle Tage zu Zürich herausgiebt, ein anderes entgegen zu setzen. Hr. Gottsched vornehmlich, welcher bey der mühsamen Durchsehung des grossen Wörterbuchs des Hrn. Bayle, eines Werkes, welches ihn 4 Jahre hinter einander beschäfftiget, ganz gebunden ist, und dabey die öftern Ausgaben seiner eigenen Schriften, welche er allezeit wieder übersiehet, nebst den öffentlichen Geschäften, welche ihm sein Amt auferlegt, zu besorgen hat, Hr. Gottsched, sage ich, könnte, ohne sein Gewissen zu ver-

* Menagiana. Edit. Amstel. 1693. pag. 67.

verletzen, die wenige Zeit, welche er übrig hat, durch critische Untersuchungen, nicht verderben, welche dennoch gantz unnütze seyn würden, weil die Welt niemals so blind seyn wird, daß sie nicht in den schweizerischen Schriften das Wahre von dem Falschen sollte unterscheiden können, und weil die Hrn. zu Zürich niemals aufhören werden, ihre gewöhnliche Spitzfündigkeit den stärksten Gründen, welche man ihnen nur vorbringen kan, entgegen zu setzen. Denn mit einem Worte, sie wollen niemals unrecht haben. Es ist sehr wahrscheinlich, daß es, auf Seiten der Hrn. zu Zürich, eine Art eines politischen Betragens ist, daß sie ihren poetischen Streit zu einer Zeit angefangen haben, worinnen sie wissen, daß ein Mann, dessen Ansehen, als des Hrn Gottscheds, in dieser Sache so viel gilt, nicht im Stande ist, das allergeringste auf alle ihre Schmähungen zu antworten, ja nicht einmal eine einzige Seite von allen ihren Schriften zu lesen, welche sie seit 2 Jahren herausgegeben. Sie rächen sich indessen, auf eine gewisse Art, an einem schlafenden Löwen, und sie werden weiter nichts gewinnen, als so viel, daß er niemals aufwachen wird.

(k) Die Buchdrucker und Buchhändler.

Was haben die zürcherischen Kunstrichter und ihre Anhänger für eine Sittenlehre! Die Buchdrucker und Buchhändler in Deutschland ziehen einigen Vortheil aus denen Schrif-

ten, welche den Hrn. zu Zü ich nicht gefallen, und alsobald beneiden sie sie deswegen. Dieser unschuldige Vortheil wird eine Ursache, warum man mit den Verfassern dieser Schriften anbindet. Sieht man also die Uneinigkeit der Deutschen und der Züricher als einen Buchhändlerkrieg beyder Parteyen an? Ich weis es nicht! Aber ich frage: Warum machen sich denn die Schriften der Herren zu Zürich nicht auch beliebt, daß sie so gesucht würden?

(l) Sie befürchteten daher . . Wernickens Schriften von ihnen unterdrücket worden wären.

Dieses hätte verdienet bewiesen zu werden. Der Verfasser, welchem man diese grosse That zuschreibt, war kaum ausser Hamburg bekannt und die Hrn. Schweitzer sind die ersten Urheber von der neuen Ausgabe der Lohensteinischen Werke gewesen, welche die Leipziger Buchhändler zu besorgen genöthiget worden, weil man ihnen zum öftern gedrohet, daß sie in der Schweiz nachgedruckt würden.

(m) Alles mit einer so lehrreichen, als feinen und anmuthigen Ironie.

Der Verfasser des gegenwärtigen Briefes will für einen treuen Geschichtschreiber angesehen seyn. Nichts desto weniger wird der Leser nicht übel thun, wenn er selbst den Commentar des Hrn. Leibnitz lesen, und ihn mit den Anmerkungen des Hrn. Pitschels vergleichen

gleichen wird, von welchen wir gleich hernach reden wollen.

(n) Mit einem Werke des Hrn. Gottscheds.

Ich will hier eine Anmerkung machen, welche nur denen Lesern nöthig ist, die der Sache nicht recht kundig sind. Sie bestehet darinnen, daß man sich nicht von einem epischen Anachronismus in dieser Erzählung betrügen lassen soll, welcher der Dichtkunst des Hrn. Gottscheds nicht eher Meldung thut, als mitten in dem poetischen Kriege, und nachdem man von der Dichtkunst des Hrn. Breitingers geredet hat. Es ist indessen ganz gewiß, daß Hrn. Gottscheds Dichtkunst und dessen Beyträge zur critischen Historie der deutschen Sprache mehr als 10 Jahr, vor Hrn. Breitingers Buche vorhergegangen sind, und die Bahne zu den vielen schönen Entdeckungen gebrochen haben, welche itzo unter fremden Namen bekannt werden.

(o) Eine elende Stachelschrift, worinnen weder Salz noch Geist ist.

Der Verfasser dieser Stachelschrift ist nicht im Stande, seinem Tadler, in Ansehung der Beywörter, gleiches mit gleichem zu vergelten; sondern, statt der ganzen Rache, verweiset er den Leser nochmals auf seine eigne Schrift, die Anmerkungen der Schweizer mit den seinigen zu vergleichen. Man wird um so viel besser thun, wenn man dieser Erinnerung folget, als unser Briefsteller im folgenden die Worte des

Hrn. Pitschels so versetzt hat, daß man sie nicht wieder in Ordnung bringen kann, ohne den ganzen Brief, welcher im Anfange seiner Anmerkungen befindlich ist, gelesen zu haben. Im Vorbeygehen wollte ich anmerken, daß die Züge und Farben des Abrisses, welchen man von der Schrift des Hrn. Pitschels gemacht hat, und welcher so wohl hier, als in dem Aprillmonate des *Mercure Suisse* befindlich ist, den Zügen und Farben in dem Abrisse, welchen Hr. Erlenbach gemacht hat, so gleich kommen, daß man daraus schliessen sollte, sie wären beyde aus einer Feder geflossen.

(p) Ueber etliche Gedanken, welche nicht zur Sache gehörten.

Ich frage, was Hr. Erlenbach in seinen Anmerkungen für eine ernstliche Materie abhandelt? und was folglich darinnen seyn kan, was nicht zur Sache gehörte? Denn es ist nichts rechtschaffnes darinnen, weder was etwan neue critische Untersuchungen noch Befestigungen der vorhergehenden anbetrifft, ausgenommen gewisse Realitäten, welche dem entgegen gesetzt sind, was man eine feine und angenehme Ironie zu nennen beliebt hat. Uebrigens hat man in der Schuzschrift für Herr Erlenbachen wenig ausgerichtet, wenn man sich z. E. bemühet, die groben und schändlichen Schnitzer wider die Zergliedrungskunst, welche Hr. Erlenbachen von Hr. Pitscheln sind vorgeworfen worden, unter der Larve der

Ge-

Gedanken, welche nicht zur Sache gehören, zu schützen.

(q) Welcher in der Schule Hrn. Gottscheds aufgewachsen und gezogen worden ist.

Hr. Pitschel hat sich schon in seinen Anmerkungen erkläret, daß er sichs für keine Schande hält, ein Schüler des Hrn. Gottscheds gewesen zu seyn, indem er weis, daß unter dessen Schülern Leute von vornehmen Stande sind, und auch solche, welche mehr Gelehrsamkeit haben, als diese Herrn Kunstrichter nicht besitzen. Er glaubt nicht, daß man Verstand und Witz verderben würde, wenn man des reinen Unterrichts dieses gelehrten Mannes geniessen will. Nichts destoweniger findet er sich ohne Zweifel durch diese Redensart beleidiget, da er überzeugt ist, daß sich kein verständiger Mensch einem einzigen Lehrer übergeben wird, ohne sich darum zu bekümmern, was etwan andere sagen könnten. Und dieses ist einer von den Punkten, von welchen der Correspondent der Hrn. zu Zürich sie besser hätte unterrichten sollen, wenn man die Gelehrsamkeit betrachtet, welche er besitzt, oder welche er, wenn er so studieret hätte, wie Hr. Pitschel, besitzen könnte. Ich muß hier eine Sache berühren, welche von unserm treuen Geschichtschreiber ist unterdrücket worden, und welche die Entdeckung des Namens desjenigen betrifft, welchen er gegenwärtig Hr. Pitschel nennet. In den Leipziger Belustigungen hatte man diesen

Namen nicht unmittelbar unter die Anmerkungen gesetzt; man fand ihn nicht eher, als am Ende, in dem Verzeichnisse der im ersten Bande enthaltenen Stücke. Hr. Erlenbach, welcher sich in lauter Rachgier fühlte, ergriff, ohne zu erwarten, ob die Sache von sich selbst klar werden würde, die Feder, und brachte eine sehr weitläuftige Ausführung zu Papiere, daß Hr. Gottsched sein Gegner wäre. Er sahe zwar seinen Irrthum alsbald: nichtsdestoweniger aber hatte er, als ein anderer Pilatus, geschrieben, was er geschrieben hatte. Er ließ seine Ausführung, in welche er sich ganz verliebt hatte, drucken, und that nichts, als daß er eine kleine Anmerkung beyfügte. Nunmehro also, da er den Namen seines Gegners weis, dennoch aber böse ist, daß er ihn das erste mal verfehlet hat, beharret er doch darauf, daß er ihm, ich weis nicht, was für eine Schandthat? vorwirft, weil er sich nicht gleich vom Anfange an genennet hat; obschon der ganze Fehler auf Hr. Erlenbachs Ungedult fallen muß.

(r) Allem Ansehen nach ist es Hr. Gottsched.

Allem Ansehen nach wird man endlich alles auf Hrn. Gottscheds Rechnung schreiben, was den Hrn. zu Zürich widerwärtiges begegnet, und wenn sie auch mit den Nasen wider die Wände liefen.

(s) Echo des deutschen Witzes.

Wir wollen nur ein paar Worte von den Stücken sagen, aus welchen diese Schrift be-

bestehet. Das erste ist eine Art einer so gezwungenen und herausgemarterten Schutzschrift, daß man auf diesen Fuß die wunderlichsten Meynungen, wenigstens in Sprachen, vertheidigen kann.

Wider das zweyte Stück wird nicht viel einzuwenden seyn, ausser, was einige Umstände betrift, welche durch die Feder des sehr parteyischen Geschichtschreibers ein wenig sind gemäßiget worden.

Das dritte ist ein Beweis, welcher mit dem Charakter der Ironie des Hrn. Erlenbachs vollkommen überein kömmt, und zeiget die ernstliche und lustige Gestalt derselben, so, daß sie, nachdem sie mit sehr ernsthaften Grundsätzen angefangen hat, scherzend schliesset, und darum bis itzo für die allervollkommenste in ihrer Art gehalten werden kan.

Das vierte beantwortet nichts, was den Hauptpunkt der Frage anbetrifft, welcher darinnen bestehet, daß die theologischen Scherze, ob sie schon die Religion nicht unmittelbar angehen, doch zu vermeiden sind, weil sie mittelbar Schaden verursachen können.

Das fünfte und sechste Stück sind dem Charakter desjenigen, welcher sie geschrieben hat, nachtheiliger, als dem Charakter derjenigen, welche darinnen beschrieben sind.

Das siebende enthält meistentheils solche Betrachtungen, welche Hr. Erlenbach, wenn sie gegründet wären, gar wohl hätte anstellen kön-

können, ohne so viel Schmähungen einer Nation hin zu schreiben, welche er gegenwärtig verständig und geistreich nennet.

(r) Das Complot der herrschenden Poeten.

Man muß dem Leser im Vorbeygehen die Nachricht geben, daß, da Hr. Erlenbach hierein auch Hr. Heinecken, (einen gewissen Sekretar und deutschen Uebersetzer des Dionysius Longinus, eines Buches, dessen schlechter Abgang den Herausgeber genöthiget hat, schon die dritte Vorrede dazu zu machen, und durch dieses Mittel sich zu bemühen es los zu werden) gemischet, dieser es ihm sehr schlechten Dank gewußt, und deßwegen durch einen seiner Freunde, einen irrenden Ritter im Reiche der Gelehrsamkeit, Genugthuung von ihm verlanget hat, welchem sie Hr. Erlenbach nicht abschlagen durfte, indem er ex vnguibus urtheilte, was für einen wichtigen Anhänger er sich an ihm schaffen würde, wenn er ihn durch einen Wiederruff befriedigen könnte.

(u) Zu ihrem Kampfplatze.

Die Hrn. zu Zürich haben sehr wohl gethan, daß sie zum Kampfplatze eine Schrift erwählet haben, welche in einer Buchhandlung herauskömmt, in welcher sie selbst mit in Handel stehen. Ein Buchhändler, welchen der Streit nichts angienge, würde desselben vielleicht einmal überdrüßig werden. Aber dieses haben sie itzo nicht zu besorgen, da sie sich zumal ihr Geld, welches sie dabey zusetzen, nicht werden dauern lassen

(w) Die-

(w) Dieser ließ . . Freundinn Muskul.

Hier menget man recht ohne die geringste Ursache die Frau Gottschedinn in diesen Streit, welche doch nicht den geringsten Theil an allen dem nimmt, was die schweizerischen witzigen Köpfe, wie sie sich nennen, angehet, und welche noch nicht so viel Musse gehabt hat, sich mit Lesung ihrer Schriften, welche es auch seyn, zu beschweren, oder nur ein einziges Wort wider die zürichsche Gesellschaft zu schreiben, weil sie glaubt, daß ihr dieses wenig Ehre bringen würde. Hr. Essinger, die wahre Ehre aller Orbile seiner Zeit, hat sie also nicht darum in sein Complot gemischet, weil sie sich etwan den Haß dieser Herren zugezogen, oder weil sie auf eine Art, es sey welche es sey, ein so ausnehmendes Merkmaal ihrer schlechten Höflichkeit verdienet hat. Warum aber sonst? Vielleicht deßwegen weil man voraussetzt, daß eine Satire dem Hrn. Gottsched desto empfindlicher seyn muß, worinnen man eine Person angreift, welche er liebt? Wahrhaftig! die Herren zu Zürich müssen eine ganz ausserordentliche Sittenlehre haben, nach welcher sie die Leute, wegen ihrer guten Eigenschaften bestrafen. (Ich setze voraus, daß es zu Zürich kein Laster ist, seine Ehegattin zu lieben.) Oder hat er es vielleicht gethan, die Frau Gottschedinn dafür abzustrafen, daß sie sich untersiehet, einen Mann zärtlich zu lieben, welcher das Unglück hat, Hr. Bodmern, Hr. Breitin-

ringern und etlichen Schulmeistern zu mißfallen? Wenn dieses die Ursache ist: so kann ich sie, so gewiß, als ich die Ehre habe, dieses Frauenzimmer zu kennen, versichern, daß ihr ihr Gemahl um desto liebenswürdiger seyn, und daß es ihr sehr gleichgültig seyn wird, wenn die Frau Bodmerinn und die Frau Breitingerinn weder Lust noch Ursache haben, ebendergleichen zu thun.

(x) Abgeschmackten Herren.

Diese ganze Periode enthält eine wiederholte Auffoderung der Oberdeutschen, welche in der Vorrede zu den Sammlungen critischer Schriften befindlich ist. Man hat nunmehr die Wahl, ob man sich auf die Seite der Züricher stellen, oder ob man gestehen will, daß man ein Erdschwamm ist. Die Hrn. zu Zürich betrügen sich doch, wenn sie glauben, man müsse in Oberdeutschland ihre Sammlungen haben, wenn man wolle rauh reden lernen; Die neue Vorrede zum Longin des Hrn. Heinecke zeigt ihnen das Gegentheil; wenn anders Niedersachsen den Ruhm reinerer Provinzen vertilgen können.

(y) Die Nachkommenschaft.

Dieses ist gewiß diejenige, die da urtheilen wird, welche unter den zwo Partenen diejenige ist, welche unter dem Scheinvorwande, daß sie die schönen Wissenschaften verbessere, und sich den Verderbern des herrschenden Geschmacks entgegen setze, bloß ihre eigne Ehre

sucht,

sucht, und ein unumschränktes Ansehen im Reiche des Verstandes zu behaupten sich bemühet, indem sie schlechthin drohet, alle diejenigen, welche nicht ihre Partey ergreifen, unehrlich zu machen.

(z) Längst einig.

Sind sie es auch in Ansehung der Vortrefflichkeit des miltonischen verlohrnen Paradieses? Ohne Zweifel nicht!

****

Gedancken der unsichtbaren Gesellschaft.

Neun Stück, jedes $\frac{1}{2}$ Bogen in 8. Halle, in der Fritzschischen Buchhandlung.

Diese Wochenschrift ist vor 2 Jahren zu Halle herausgekommen. Herr Piera, vorizo Conrektor am cöllnischen Gymnasio zu Berlin, ist ihr Verfasser. Warum sie mit dem neunten Stück ins Stecken gerathen, ist uns unbekannt. Indessen wollen wir über die wenigen Blätter, welche uns von dem Herrn Piera geliefert worden sind, einige Betrachtungen anstellen.

Wir können diese jung von der Welt gekommene Wochenschrift weder unter die besten, noch unter die schlechtesten zählen. Nicht unter die schlechtesten, weil in manchen Blättern und in manchen Stellen ein nicht unfähiger Verstand und Witz hervorleuchtet.

Nicht

Nicht unter die besten, weil wir den Geist darinnen fast nirgends antreffen, welcher die berühmten Verfasser des englischen Zuschauers des hamb. Patrioten, der vernünftigen Tadlerinnen, des Biedermanns, des Freymäurers und etlicher anderer Wochenschriften von etwas geringerm Werthe beseelt hat. Herr Piera scheint uns immer nach etwas besonderm und ausserordentlichen im Ausdruck und in der Schreibart zu streben. Es gehört aber ein ganz besonderer und ausserordentlichen im Ausdrucke und in der Schreibart zu streben. Es gehöret aber ein ganz besonderer und ausserordentlicher Geist dazu, dergleichen Ausdruck und Schreibart angenehm und beliebt zu machen. Vornemlich hat er sich durchgehends überaus kurzer Perioden, öfters auch seltsamer Redensarten und Wörter bedienet; welches ohne Zweifel eine Wirkung einer allzuuneingeschränkten Hochachtung gegen die hallerische Schreibart seyn mag. Sonst scheint er sich eben den Zweck vorgesetzt zu haben, welchen die Verfasser der nur benannten Wochenschriften gehabt haben; nämlich, so wohl den Verstand, als den Willen seiner Landesleute zu bessern. Er hat auch in der That seine Gedanken öfters mit ziemlicher Geschicklichkeit, wiewohl zuweilen über gemeine und bekannte Sachen, vorgetragen. Die Stücke sind von verschiedenen Werthe, und damit unsere Leser ein desto genauer Erkenntniß von dem-

wedes unsere Gedanken insbesondere kürzlich entdecken.

Das erste kann man als eine Vorrede zu den folgenden Stücken ansehen. Hr. Pyra bezeugt gleich zu Anfange gegen die lehrbegierige Welt sein gutes Vertrauen, daß sie seine Wochenschrift fleißig lesen werde, da sie den Zuschauer, die sorgfältigen Väter, die Brachmannen so begierig gelesen hätte. Er geräth hernach, nach Gewonheit unzehlicher Vorredner, auf die vielen elenden Schriftsteller und Schriften, und nimmt hierbey Gelegenheit zu beweisen, daß eine eben so grosse Aehnlichkeit zwischen den Geistern und Angesichtern waltet. Philippi, Stoppe, Faßman bekommen ihren Theil; Breitinger, Liskov und andre werden bey Gelegenheit gelobt. Endlich macht er sich die Gewohnheit der artigen Verfasser zunutze, daß er nämlich seinen Lesern mit einer galanten Höflichkeit begegnet, und sie versichert, sie alle Montage weiter zu unterhalten u. s. w. Unsere Leser sehen also, daß nicht viel besonders in diesem ersten Stücke vorkömmt; die netten Franzbände, die ehrfurchtswürdigen Folianten, die metaphorischen Körper, die figürlichen Seelen, und dergleichen Dinge müssen denn etwas besonders seyn.

Das andere Stück enthält einige sehr vernünftige und gute Gedanken von der Ausübung der Tugend und dem dazu nöthigen Unterrichte.

Wir wollen weiter nichts, als zweyerley erinnern. Auf der 12ten Seite heist es: die vernunftlosen Thiere gehen ihnen selbst unwissend in der Ausübung der Tugend vor. Wie kann ein Geschöpfe Tugenden ausüben, ohne zu wissen, ob es was gutes oder was böses thue? Wir glauben, daß der Vorsatz so wohl zur Ausübung der Tugend gehöret, als zur Ausübung der Laster. Auf der 13ten Seite schreibt Herr Pyra: Der Himmel selbst muß seinen ganzen Einfluß ausschütten. Was aus einem Gefässe fleußt, das wird nicht herausgeschüttet. Und überhaupt ist damit nichts gesagt: den Einfluß ausschütten. Dasjenige, was einfließt, könnte wohl, wenn es nicht flösse, ausgeschüttet werden: der Einfluß aber kann weder ausgeschüttet werden, noch fliessen.

Im dritten Stück theilt Herr Pyra seinen lieben Lesern die schon im ersten Stück versprochne Nachricht von der unsichtbaren Gesellschaft mit. Die Vorbereitung zu dieser Erzählung nimmt fast viertehalb Viertel von dem Blatte ein. Wir übergehen die Nachrichten von dem Geheimschreiber dieser Gesellschaft, Hrn. Pyra, daß er nemlich eines Landjunkerverwalters Sohn ist, daß ihm seine Grosmutter in seiner Kindheit immer Gespenster- und Nirenbistörchen erzählt, u. d. gl. wir wenden uns vielmehr zur unsichtbaren Gesellschaft selbst. Die Frau im Hause, wo sie wohnet, heist, von einer alten Prinzeßinn, Psyche,

und

und ist eine Halbgöttinn, oder ein Engel. Das erste Mitglied der Gesellschaft heist Tod; er ist ganz männlich, ernsthaft und tiefsinnig. Das zweyte ist Ingenia; ein lebhaftes und feuriges Frauenzimmer. Das dritte heist Mnemosine; sie ist etwas langsamer und bedienet sich der Hülfe der Ingenia. Das vierte ist Thelinna. Hr. Pyra, der Geheimschreiber der unsichtbaren Gesellschaft, hält ihn für der Mnemosyne Bruder. Er ist herrschsüchtig und fassete zuerst den Schluß, die Gedanken der unsichtbaren Gesellschaft herauszugeben. Wir zweifeln aber, daß er auch daran Schuld ist, daß dieselbe so bald aufgehöret hat, ihre Gedanken herauszugeben. Wir wollten zwar wohl einige Erinnerungen wegen dieser Nachricht beyfügen: aber der Hr. Geheimschreiber Pyra verbietet es uns auf der 20sten S. da er schreibt: „Kurz! je scharfsinniger meine Leser seyn werden, je weniger verzweifeln wir „an ihrem Beyfalle.„ Wir wollen also lieber scharfsinnig seyn, als die Beschreibung der unsichtbaren Gesellschaft beurtheilen.

Im vierten Stück theilt uns die unsichtb. Gesellschaft durch ihren Geheimschreiber, Hrn. Pyra, ihre Gedanken von der guten und schädlichen Neugier mit. Ob diese Gedanken gleich nicht die schlechtesten sind: so scheinen uns doch die viel vortrefflicher zu seyn, welche man davon im englischen Freydenker in 4ten Stück, antrift. Wir bedauren sehr, daß man uns nicht mehr, als 8 Stück, von dieser schönen Wochen-

schrift, in der Uebersetzung geliefert hat. Wir wünschen sehr, daß sich bald ein anderer Uebersetzer und Verleger finden möge, wenn die erstern, welche nur 8 Stück zum Vorscheine gebracht haben, durch ein unveränderliches Schicksal von der Fortsetzung abgehalten worden sind. Doch wieder auf unsre unsichtb. Gesellsch. zu kommen: so müssen wir noch sagen, daß sie öfters gar niedrige Gedanken hat. Wir wollen nur eine Stelle anführen: „Itzo, da sie, (Neophile) Frau geworden ist, besoldet sie eine ganze Schaar triefäugigter Zeitungsträgerinnen. Was das ihrem Manne vor Speck und „Butter kostet, ist leicht zu schliessen.„

Im fünften Stück befindet sich ein Schreiben an Hrn. Pyra von einem seiner aufmerksamen Leser, aus Saalburg vom 18 Aug. 1741. Hr. Pyra hat eine etwas weitläuftige Vorbereitung zu diesem Briefe vorangesetzt, worinnen er behauptet, daß Anmuth und Nutzen in einer Schrift sehr befördert würden, wenn anderer Personen ihre Gedanken und Reden darinnen vorkämen. Er erläutert dieses mit den Epopeen und insbesondere mit dem englischen Zuschauer und den schweiz. Malern. Wir sind mit dem Hrn Pyra einig; wenn nur nöthige Einschränkungen dazu kommen

Im sechst Stück eröfnet die unsichtb. Gesellsch ihre Gedanken von dem höchsten Gute, oder der Seelenruhe. Diese Gedanken sind sehr schön und die dabey vorkommenden Abschilderungen

rungen falschzufriedener Gemüther gefallen uns wohl. An etlichen Ausdrükungen haben wir nur etwas zu erinnern. Auf der 45sten S. heißt es: Ohnsorge jagt der Lust über die lange Brücke nach. Dieses ist ein Provinzialsprüchwort und allzu niedrig. Auf eben dieser S. kömmt die grüne Dämmerung vor. Auf der folgenden Seite heißt es: Belindens Glanz ihrer wachsenden Schönheit erleuchtet alles rund umher. Unserm Bedünken nach ist ein glänzendes Frauenzimmergesicht keine Schönheit. Unten findet man endlich japanirte Tische. Was mit japanischen Figuren gezierte Tische sind, das wissen wir wohl, jenes aber nicht. Doch nicht Hr. Pyra, sondern Jgfr. Ingenia hat diese Ausdrückungen hervorgebracht.

Im siebenden Stück hat uns Hr. Pyra den ersten Gesang von einem scherzhaften Heldengedichte, **Bibliotarrarus** genannt, geliefert. Der Anfang dieses Gedichtes ist recht gut, und wir wünschten nur die Fortsetzung zu sehen. Sonderlich sind einige Gleichnißbilder darinnen überaus wohl gerathen. Zum Beweise wollen wir eins hersetzen. Da der Dichter den grimmigen Studio abmahlet, sagt er:

So, wie ein Leu, (was kann hier sonst ein Gleichniß leihen?)
Sich dort in Lybiens verbrannten Wüsteneyen
Selbst mit dem Schwanze reizt, und grimmig, vor dem Streit,
Daß Erd und Himmel schallt, brüllt, tobet, scharrt und schreyt.

Ja wie man in der Brunst, in Polens fetten Auen,
Dem dikksten jungen Stier, sich nicht darf nahe trauen,
Wenn durch sein schwarzes Fell der Wespe Stachel dringt,
Und ihn, durch heissen Schmerz, in volles Rasen bringt.
Er springt, er rast herum. Mit Stossen und mit Streichen
Wetzt er sein krummes Horn an wundenvollen Eichen;
Er brüllt und fordert Lust und Winde prausend raus,
Und stößt, und wirft vor Wuth den Sand, zum Vorspiel, aus.

Der Dichter ruft den Reim zum Beystande an. Denn, sagt er:

Vergeblich wird es itzt auch Maro selber wagen,
Durch sein erhabnes Lied den Preis davon zu tragen.
Wo nicht der Schellenschall des Reims am Ende klingt,
Wo man nicht die Vernunft in seine Fesseln zwingt;
So ist Geist, Kunst und Fleiß und alles Oel verlohren:
Denn der Geschmack sitzt fast den meisten in den Ohren.

Einige niedrige Ausdrükungen wollen wir nicht anführen.

Im achten Stük treffen wir wiederum sehr gute Gedanken vom Geschmak an. Hr. Pyra nennet ihn überhaupt eine Fähigkeit zur Empfindung des Schönen. Diese Erklärung erstreckt er auf alles, was einer Schönheit fähig ist, und also auch auf die menschlichen Handlungen. Den guten Geschmak in der Beredsamkeit, Dichtkunst u. d. gl. nennt er nur Arten von dem allgemeinen guten Geschmake, welcher eine Geschicklichkeit oder Fähigkeit ist, sich an dem Schönen zu belustigen.

Das neunte und letzte Stück enthält eine Satire auf die lasterhaften Bestrafer der Laster. Ingenia hat sie in der Hitze gemacht. Wir glauben Hr. Pyra schiebt alles auf die arme Ingenia, was ihm selbst nicht wohlgerathen zu seyn scheint. Wenn wir dem Hrn. Geheimschreiber der unsichtbaren Gesellschafft einen Rath hätten geben sollen: so wäre es dieser gewesen, daß er die Ausbrüche der hitzigen Ingenia, ehe er sie seinen Lesern mitgetheilet, dem tiefsinnigen Moos zum Durchsehen und Verbessern hätte übergeben sollen. Kurz, wir sind weder mit der Jgfr. Ingenia, noch mit dem Hrn. Geheimschreiber, Pyra, wegen dieser Satire zufrieden. Sie könnte mehr ein Schimpf- als ein Stachelgedichte heissen, So geht es aber, wenn dem Dichter

Feruens difficili bile tumet iecur.
Hor.

Wir könnten auch viele niedrige Wörter und Ausdrükungen daraus anführen, wenn wir Zeit und Raum verderben wollten. Genug, wir haben Ursache zu behaupten, daß man von diesem neuntem Stücke nicht sagen kann: Ende gut, alles gut: doch heist es aber auch nicht: Ende schlecht, alles schlecht.

****

Schreiben an Herrn Emanuel Jacob Pyra, Conrectorn an dem cöllnischen Gymnasio zu Berlin, über dessen Erweis, daß die Gottschedianische Sekte den Geschmack verderbe.*

Sie haben neulich mit der sanftmütigen Mine eines Conrectors vor dem Angesichte ihrer Schüler einen Anfal auf unsere Bemühungen gethan, und mit einem den

* In den Anmerkungen wollen wir mit unsern Lesern reden, indem wir uns nicht überwinden können, dem Beyspiele des Hn. Conrectors zu folgen, und in einem Briefe bald mit uns selbst, bald mit ihm, und bald mit der Welt zu reden. Wir werden unsern Lesern Nachricht von dem Charakter des Hn. Conr. geben sollen. Dieses steht nicht in unserm Vermögen. Unterdessen können wir nicht umhin, ihnen das mitzutheilen, was uns ein guter Freund aus Berlin gemeldet hat. Er erzählt nämlich, daß er aus Hr Bodmers Schriften Lust bekommen habe, einmahl auf der Leiter der Geschöpfe in die obern Sphären zu steigen: er habe daher fleißig, nach Miltons Formularen, zu den ätherischen Geistern geseufzet, daß sie ihn auf derselben in die Höhe bringen möchten, weil er sie, ohngeachtet aller Bemühungen, nicht hätte antreffen können. Einsmals sey er mit einem heitern Glanze umleuchtet worden, und plötzlich sey ihm der Geist erschie-

den Conrectorn gewönlichen Vertrauen auf ihre Weißheit uns mit einem gewaltigen Ansehen lehren wollen, daß wir hätten schweigen müssen, wenn wir ihren Beyfall verlanget hätten. Sie haben dabey alles gethan, was in ihrem

erschienen, welcher den Milton in die Höhe getragen. Eine dicke Binde sey von seinen Augen gerissen worden, daß er die Leiter habe sehen, und sie besteigen können. Tausend Wunder und Abentheuer habe er daselbst wahrgenommen, von welchen er uns noch eine ausführliche Nachricht künftig mitzutheilen verspricht. Unter andern sey er an eine Wohnung gekommen, von welcher ihm sein Führer gesagt, daß hier die Geister verfertiget würden, die man aus den obern Sphären auf die Erde zu senden pflegte; von denen, die schon herabgekommen, habe er die Recepte an den Wänden angeheftet gefunden. Unter den Recepten von dem Conr. Erlenbachen, Effingern und andern habe er auch das Recept vom Hn. P*r* angetroffen. Voll Begierde habe er es gleich durchgelesen, und mit ätherischen Griffeln in sein Gedächtniß geschrieben. Zum Hn. Conr. P*r* wäre nämlich ein wenig Wissenschaft aus Hr. Bodmers und Breitingers Schriften, dreymahl so viel Unwissenheit, noch einmal so viel Stolz und Ruhmsucht, eine Handvoll cimmerische Finsterniß, ein groß Maaß Haß gegen alle, die die Vernunft und Deutlichkeit auch in der Wohlredenheit und Dichtkunst lieben, genommen, dieser Klumpen mit einem guten Masse Galle wohl unter einander gemengt, und eine menschliche Gestalt alsdenn daraus gebildet. Wir lassen solches an seinen Ort gestellet seyn. So viel wissen wir, daß der Hr. Conr., mit seinem

Vermögen gestanden hat. Ja noch weit mehr, als ihre Schuldigkeit gewesen, indem sie es über das Herz gebracht, mit zween Groschen unsere Bemühungen, und zugleich das Recht, Gegenbemühungen zu schreiben, zu erkauffen. Was die Pflicht bey Ihnen nicht vermocht hat, das hat theils das Vergnügen, das die Conrectores als Schriftsteller zu empfinden pflegen: gaudent scribentes, theils der Ihnen entgegen düstende liebliche Geruch eines Gewinnes ausgerichtet. Es war ihnen mehr als zu bekannt, was Plautus sagt:

Necesse est facere sumtum, qui quærit lucrum.

Sie wurden über dieses noch in ihrer Vermuthung betrogen, daß der hiesige berühmte Herr Pr. L**, Hr. Professor U***, der Hr. D. K**, und Hr. Pastor L** in L***, Urheber von dieser Schrift wären. Zum Unglücke hat Ihnen eben das ein Geist, der uns nicht grün seyn mag, hinterbracht.

Sie

Schooßdichter zu reden, noch im öden Schlamme der alten Dunkelheit läge, wenn er nicht von seinen Collegen, dem Hn. Erlenbachen und Effingern herausgezogen worden wäre. Wenn er etwas schreibt, so verirret er sich niemals weit über fünf Bogen, ob er gleich eine grosse Freude an seinen Kindern hat, wie man aus seinem oben angeführten Wahlspruche: gaudent scribentes erkennen kann. Als er noch hier in Halle war, verfertigte er ein ungereimtes Gedichte: der Tempel der Dichtkunst benahmt, dessen Schönheiten wir künftig entdecken wollen.

Sie haben also wider uns geschrieben. Gewiß ein Glück, welches nicht einer jeden Monatschrift wiederfahren ist; Sie werden uns noch hochmüthig und unglücklich machen! Aber was hat denn ihre furchtbare Feder hervorgebracht? Einen Erweiß, daß die Gottschedianische Sekte den Geschmack verderbe in einem Schreiben an uns über unsere Bemühungen. So grossen Danck wir Ihnen davor schuldig seyn, so müssen wir doch fragen, womit sie ihren Satz bestärcket haben? Mit Gründen, die in den Schulen mode sind: damit nämlich, daß wir nicht nach ihrem Geschmacke geschrieben haben. Eben daraus beweisen sie, daß wir vielleicht neue und junge Kunstrichter wären. Halten sie uns entschuldigt, daß wir, ob wir gleich überall offenherzig seyn wollen, doch hier nicht mit der Sprache heraus gehen. Uebrigens bitten wir Sie, den Beweiß nicht gegen alle Leute zu führen, sonst möchten sie die ältesten Greise zu den jüngsten Leuten machen. Wenn sie Thuans Gedichte wider seine ungerechte Tadler gelesen haben, so erinnern sie sich doch der Worte:

- - Nulla fides barbæ impexoque capillo,
Nulla supercilio rugisque seuera proceſſis,

und deuten sie dieselbe etwas verändert hieher.

Wir hatten gesagt, daß Hr. Bodmer, Hr. Breitinger, und Hr. Haller, so hoch wir auch diese Männer schätzen, democh keine Götter wären, wir vermeinten Fehler an ihnen zu

ſehen, und weil wir ſo etwas geſehen hatten, ſo nennen ſie uns Critikos, die mit dem Staare behaftet wären; hierzu kömmt, daß wir dem Hn. Pr. Gottſched das ihm gebührende Lob nicht entzogen, noch ihn auf die neueſte Art heruntergeriſſen haben. Daher werden wir geſcholten:

> Perpetuo quod non uſque ad faſtidia laude
> Putidus hos onerem, non illos aſper acuto
> Dente ſecem, plenisque vomam convicia buccis
>
> Thuan.

Dieſe Freymüthigkeit haben wir uns von den Hn. Bodmer und Breitinger angewöhnet: wir haben von ihnen gelernet, daß es nöthig ſey, von lebenden Schriftſtellern ſeine Meinung zu ſagen, weil ſie ſich verantworten könten: daß es weniger Ehre ſey, die Todten zu beurtheilen. Da es alſo faſt aus ihren Lehren gefolgert werden kann, daß es beſſer ſey, von abgelebten Scribenten zu ſchweigen, ſo möchten wir faſt auf die Gedancken kommen, als ob Hr. Bodmer und Hr. Breitinger geſtorben wären, weil ſie es uns ſo gravitätiſch verbieten, gegen dieſe Männer den Mund aufzuthun.

Sie machen den Nahmen des Hn. Pr. Gottſcheds gleichſam zu einem Schimpfworte, daraus wir, ehe wir im Leſen auf die bey der Uberſetzung Petrons angeführten lectiones variantes gekommen waren, beynahe geſchloſſen, ſie wären etwa vordem ein Schüler deſſelben geweſen, indem es heute zu Tage eine Schan-

de

de wäre, wenn ein Schüler den Lehrer, geſetzt er hätte ihm noch ſo viel zu verdanken, nicht läſtern ſollte.

Sie erſuchen uns, nicht böſe zu werden. Die Demuth iſt zu groß. Wir verſichern, daß wir in einem viel freudigern Affecte geweſen:

Nam iſti quod ſuccenſeam ipſi, nihil eſt.
Plaut.

Wollen ſie wohl wiſſen, was wir thaten, als wir ihren Erweis laſen? Wir lachten.

Sie betheuren, daß wir Sie als einen ehrlichen Mann zum Eifer bewogen. Die Verſicherung von ihrer Ehrlichkeit wird ſo oft wiederholt, daß Leute, die mehr argwöhniſch, als wir, ſind, leicht auf einen ſchlimmen Verdacht fallen könnten, da zumahl der Schluß ihres Briefes bezeugt, daß ihr Gewiſſen nicht eben ſonderlich ruhig ſeyn müſſe.

Sie prophezeyen den Gottſchediſchen Schriften, und, wenn wir uns einiger maſſen an die Seite dieſes groſſen Mannes wagen durfen, unſern Bemühungen den Untergang durch Staub und Würmer. Das Coffeeſchälchen hat es ihnen gewiß gewahrſaget. Wir bedauren, daß ſie, was die erſtern belangt, ein unglücklicher Prophet ſeyn werden. Was uns betrifft, ſo freuen wir uns, daß unſrer Bemühungen Schickſal nicht in ihren Händen iſt. So groß ſie auch in der Welt ſeyn mögen, ſo ſind ſie doch noch nicht Thorwärter bey der

Ewig-

Ewigkeit, denn sie sind noch kein gelehrter Zeitungsschreiber, so viel wir wissen. Zudem würde es uns noch Ehre genug seyn, wenn Hr. Bodmer, Breitinger, und Liskov unsrer bey der Nachwelt gedächten. Da wir hier den Hn. Liskov nennen, so bezeugen wir gegen Sie, daß weder wir noch Hr. Liskov mit den Ehrentituln, die sie ihm beygelegt haben, zufrieden seyn können. Sie nennen ihn eine Zuchtruthe kleiner Geister. Das ist geschimpft. Wissen sie nicht, daß das selten groß ist, was wider kleine Dinge gebraucht wird. Und ist ihnen denn das jämmerliche Schicksal der Ruthen unbekant? Wir wissen, Hr. Liskov eifert um die Ehre eines grossen Geistes. So ist auch das Bild eines Dorfschulmeisters, der wider Schulknaben die Gerte in der Hand führt, vor einen Hofmann in der That allzuverächtlich und niederträchtig.

Sie kommen nunmehr auf den Endzweck unsrer Bemühungen. Sie hatten nicht nöthig, denselben durch eine fictionem heuristicam zu machen, um ihn herauszubringen. Unsre Absichten sind in der Vorrede deutlich genug gesaget worden.*

Aber

* Wir wiederholen unsre Absichten hier noch einmal. Wir lieben die Unpartheylichkeit, und wollen nach unsren Vermögen etwas zur Verbesserung des Geschmacks beytragen. Daß wir Hrn. Pr. Gottsched vertheidigen, geschieht nicht darum, weil es Hr. Pr. Gottsched ist, sondern weil er gerechte Sache hat.

Aber lassen sie uns zur Sache kommen. Sie widersprechen uns, und sagen, Gottscheds und Bodmers Schriften könnten nicht in einem Schranke beysammen stehen. Wenn Hr. Bodmers Schriften so unleidlich und monarchisch sind, als er selbst ist, so kann es wohl seyn. Hierbey werfen sie die Frage auf, ob Gottsched das innere Wesen der Dichtkunst erkläret habe? Damit sie erkennen mögen, wie hoch wir Sie verehren, so wollen wir ihre Worte parodiren. Hat Hr. Breitinger und Hr. Bodmer, wie Hr. Prof. Gottsched das innere Wesen der Dichtkunst erklärt? Haben sie dieselbe aus der Natur des Menschen erkläret? Haben sie die geschickten Mittel, den Zweck derselben zu erreichen, angegeben? Haben sie richtige Exempel angeführt, ihren Werth genau bestimmt, und gründlich beurtheilt? Wir setzen hinzu, sind Hr. Bodmers und Breitingers Schriften nicht vielmehr Sammlungen allerhand nützlicher Anmerckungen auswärtiger Schriftsteller, als zusammenhangende Lehrbücher? Haben die wohl die Natur der Gleichnisse, und das Wesen des Wunderbaren erklärt, die auch nicht einmal richtige Erklärungen davon gegeben haben? Diese Fragen entziehen zwar unsrer Hochachtung, die wir gegen diese grossen Männer haben, nichts, aber sie zeigen doch, wie gefährlich diese rhetorische Figur für Sie sey. Lieber

Herr

Herr Conrector, bedienen sie sich doch derselben nimmermehr wieder.

Sie kommen auf unsre Vorrede, und beschuldigen uns eines Diebstahles der Gedanken. Wir wissen nicht, was sie wollen, da sie keinen Beweis darzu setzen. Von Ihnen und Ihresgleichen wenigstens haben wir nichts entwendet

Tene ego defraudem, cui ipsi nihil est in manu
Plaut.

Gesetzt auch, daß wir die Gedanken nur wiederholt hätten, so wäre es doch keine unnöthige Mühe gewesen. Denn was ist jetzo häufiger, als Vorredner, welche entweder winseln, oder schimpfen? Und ist uns nicht auch erlaubt, was Hr. Bodmer, und Hr. Breitinger in ihren Vorreden thun? Sie geben unsrer Vorrede Fehler schuld. Das kann seyn, wir sind so gut Menschen, als der Hr. Conrector. Aber worinnen meynen sie wohl, daß wir gesündigt hätten? Lassen sie sehen. Wir hatten gesagt, daß wir die Schriften beurtheilen wollten, sie möchten vor das Gerichte der Wohlredenheit, Beredsamkeit, und Dichtkunst gehören. Ja sagen Sie, diese Künste können nicht Richterinnen seyn, wenn sie Lehrerinnen sind. Sie spassen, lieber Hr. Conrector, Sie würden uns führen, wenn wir sprächen, sie wären kein Lehrer, wenn sie unterrichten, und kein Richter, wenn sie ihre Primaner, oder Secundaner verurtheilten, und auf sie losschlügen.

Um uns nur zum Lesen zu haben, stellen sie

sich

ſich ſo unwiſſend als Schüler von der niedrigſten Bank an, als wenn kein Unterſchied unter der Wohlredenheit, und der Beredſamkeit u. Dichtkunſt ſey. Wenn Sie auf Hr. Br. Dichtkunſt geſchworen haben, wie ſolches gewiß iſt ſo werden Sie das Capitel von den gleichgültigen Wörtern darinnen gleichfalls vor gültig achten; ſonſt wollten wir ſie in unſre Abhandlung von der Critik p. 41 verweiſen.

Sie tadeln ferner den Ausdruk: ſo unzählig die Werke des Witzes ſind, eben ſo unendlich ꝛc. Wiſſen ſie nicht, daß das ä örtchen eben das viel bedeutende Wörtchen ſo beſtimmet? Doch es wäre in der That beſſer geweſen, wenn wir geſetzt hätten, eben ſo unzählbar

Sie tadeln unſern Ausdruck: die Critik erſtrecke ſich durch alle Wiſſenſchaften, und nennen ihn Deutlichdunkel. Sie ſagen nämlich die Critik ſey niemals mit den andern Wiſſenſchaften vermiſcht. Ja nach Hr. Bodmers und Breitingers, und ihren Begriffen freylich nicht; denn das laſſen Sie allzudeutlich blicken, daß ſie in der Onrologie, Cosmologie, und Pſychologie nicht eben Leibnitze und Wolfe ſind, daher es auch kömmt, daß ſie den Miltoa ſo glücklich vertheidigen Ihre Verbeſſerung gefallt uns alſo noch nicht; wenn ſie noch ein paar Jahre langer die Lacrecia ihrer Schüler verbeſſert haben werden, denn dürften wir erſt zu Ihnen in die Schule kommen.

Von Rechtswegen ſollten wir ihnen eine Lobrede halten, weil Sie ſich, um uns Verderbern des Geſchmackes zu wehren, aller nur erlaubten Mittel bedienen, und auch piam fraudem zu Hülfe nehmen. Um uns Schnitzer zu weiſen, ſo machen Sie welche in unſre Vorrede. Sie ſagen der Ausdruck: In den nächſtverfloſſenen Jahren hat man wenig Beurtheilungen des Schönen und Häßlichen, wenigſtens in Deutſchland nicht geſehen: verwirrtes undeutſches, und widerſprechendes Zeug. Ganz recht, lieber Hr Conrector. Aber iſt das nicht Ihre Arbeit? heißt es nicht bey uns p 7? In den nächſtverfloſſnen Jahrhunderten hat man wenig Beurtheilungen des Schönen und Häßlichen, wenigſten in Deutſch. Sprache nicht geſehen? Iſt hier der Verſtand nicht klar genug? An das nicht darf ſich wohl niemand nicht ſtoſſen, weil wir es im deutſchen ſehr oft

zu den verneinenden Partikuln ſetzen. So würde man zum Exempel ſagen: Wenig Conrectores lieben Vernunft und Natur, wenigſtens Hr. Conr. Pyra nicht. Wir reden nach eignen Meinungen, denn bey Ihnen kömmt doch alles auf die Phantaſie an

Sie ſagen, daß ſie keine Beurtheilungen ſehen könnten. Wenn Sie dem Homer, was die Blindheit, die man ihm beymißt, ähnlich wären, ſo wollten wir es glauben. Doch wir wünſchten, daß Sie und die Hrn. Zürcher in eine Beurtheilung geſehen hätten, es würde viel Unruhe und Streit nicht vorhanden ſeyn. Gehört möchten ſie dieſelben immer haben, denn

Vox audita perit.

Wir ſind auch mit Ihnen einig, daß noch kein Geometra die Eſelsohren geweſen habe. Das können auch andre Leute thun. Das wäre nun ſo mit Erlaubnis zu ſagen ohngefähr eine Geometrie für den Hrn. Conr. Erlenbach, und andre ſolche Conrectores, zu denen Sie ſich auch rechnen als welche ſich nicht zu niedrig ſchätzen, andrer Schriften, wenn ſie Fehler haben, an den Schuleſel zu hängen.

Wir wollen Ihnen doch auch einmal ein bißchen nachgeben, die Galle möchte ſonſt wieder ſieden, ehe ſie mit dem Leſen ans Ende kämen; es wäre beſſer geweſen, wenn wir bey dem Ausdrucke: der Weltweisheit ein heller Licht aufſtecken, das Wörtchen in darzugeſetzt. Deswegen iſt es aber doch kein Schnitzer. Wenn ſie aber eine Vertheidigung verlangen, ſo wollen wir unſern Ausdruck aus allen Ihren poetiſchen ſymboliſchen Glaubensbüchern rechtfertigen.

Sie thäten uns zuviel Ehre an, wenn ſie uns ins Lateiniſche überſetzen wollten. Wenn ſie es aber doch thun wollten, ſo müßten ſie uns nur recht verſtehen; denn wenn ſie eine freundliche Verbindung amicam conjunctionem gäben, ſo möchten wir nicht damit zufrieden ſeyn. Sie ſagen ſie wären müde unſre Schnitzer zu corrigiren, und wir mögen nicht müde werden, bey Ihnen welche zu ſuchen. Unterdeſſen laſſen ſie doch noch ein viertel Bogen zu ihren Gegenbemühungen drucken, und geben die häufigen Fehler als Druckfehler an, oder wenn ſolches die Koſten nicht tragen

gen sollte, so schicken sie dieselben getrost in die Samlung geistvoller Schriften nach Zürch.

Sie geben uns schuld, wir hätten gesagt, die Tadlerinnen hätten die Critik zuerst in Deutschland rege gemacht. O hätten sie sich doch unsre Bemühungen von einem Schüler vorlesen lassen, wenn sie das Vergrösserungsglaß nicht gleich bey der Hand gehabt haben: sie glauben nicht, was solche kleine Ungerechtigkeiten dem Ansehen eines Conrectors für einen Stoß geben. Haben wir nicht der Discourse der Mahler zuerst erwähnt, ob sie wohl freylich durch die Tadlerinnen zuerst in Gang gebracht worden sind?

Sie sagen, Gottsched habe, als er den Lohensteinischen Geschmack vertrieben, den Weissianischen eingeführt. Sachte, sachte, lieber Hr. Conrector, lesen Sie doch seine Dichtkunst p. 257, und seine Redekunst hin und wieder. Sie kommen auf die Ursachen des critischen Krieges. Hier müssen wir Ihnen einmahl was unangenehmes sagen: wir haben Sie noch immer gelobt. Sie sind kein aufrichtiger Geschichtschreiber. Wir wollen es beweisen. Nicht wahr, Sie nehmen an, was die Alten sagen? Ohne Zweifel. Denn das, werden sie sagen, fließt aus der Definition eines Conrectors. Hören sie also was Lucian sagt: ὁ συγγραφεὺς ἔστω, ἄφοβος, ἀδέκαστος, ἐλεύθερος, παῤῥησίας καὶ ἀληθείας φίλος. οὐ μίσει οὐδὲ φιλίᾳ νέμων, οὐδὲ φειδόμενος, ἢ ἐλεῶν, ἢ αἰσχυνόμενος, ἢ δυσωπούμενος. ἴσος δικαστῆς, εὐνοὺς ἅπασιν ἄχρι τοῦ μὴ θατέρῳ τι ἀπονεῖμαι πλεῖον τοῦ δεόντος - - - ἀβασίλευτος, οὐ τὶ τῷδε ἢ τῷδε δόξει λογιζόμενος, ἀλλὰ τί πέπρακται, λέγων. Da wir befürchten, daß Sie vor allzuvielen Schulverrichtungen nicht Zeit haben werden, den Schrevel oder Scapula nachzuschlagen, und diese Zeilen zu verdeutschen, so wollen wir sie übersetzen. Ein Geschichtschreiber sey ohne Furcht, nicht bestochen, frey, ein Freund der Freymüthigkeit und Wahrheit; weder aus Haß noch Freundschaft muß er etwas thun, er muß weder schonen, noch barmhertig seyn, noch sich schämen, noch sich erbitten lassen; er sey ein gerechter Richter, allen geneigt, doch so weit, daß er keinen zu viel thue, unbeherrscht, er denke nicht dar-

auf, was dieſem oder jenem gefallen möge, ſondern, ſage, was die Wahrheit iſt. Dieſe Eigenſchaften ſollten ſie haben, wenn ſie ein getreuer Geſchichtſchreiber ſeyn wollten. Ohne Furcht ſind ſie! denn ſie befürchten nur, daß ſie das Maul immer noch nicht recht voll genommen haben mögen, allein nicht unbeſtochen oder unerbittlich. denn wir wiſſen den Inhalt der Briefe allzuwohl, welche von den Hrn. Zürchern an Sie geſchrieben worden, auch nicht ohne Haß, und allen gleich geneigt, ſonſt würden ſie dem Hrn. Pr. Gottſched nicht alle Verdienſte ſchlechterdings abſprechen, ferner nicht unbeherrſcht; denn ſie ſind voll Eifer und Zorn, ja die Galle kocht in Ihnen P. S. und endlich reden ſie nicht, was die Wahrheit iſt, ſondern was den Hrn. Zürchern gefällt. Doch das iſt Ihnen und ihrem Hrn. Collegen dem Hr. Erlenbachen keine Schande; Sie dürfen es nicht zu Herzen faſſen. Ihr Charakter bringt es mit ſich. Sie haben einmahl zu der Breitingeriſchen und Bodmeriſchen Fahne geſchworen, was können ſie dieſen Kunſtrichtern alſo entgegen thun?

Künftig werden wir ſolches noch mehr zu erweiſen im Stande ſeyn. Wir erhalten immer mehr und mehr Nachrichten aus B[illegible] L[illegible] und ſogar aus Zürch. Ihre beſten Freunde ſind nicht ſo aufrichtig, als ſie wohl denken. Eine einzige [illegible]erung erlauben ſie uns zu machen. Wenn ein Schüler von ihnen in Berlin herumginge und ſagte: unſer Hr Conrector Pyra iſt ein grundehrlicher und gelehrter Mann, er erklärt den Cornelius Nepos aus Bochners Noten recht unvergleichlich, und es iſt eine derbe Lüge, wenn die Leute ſagen der Hr. Conr. wäre jachzornig, müßten Sie nun wohl den Schüler angeklagt haben, weil er ihre Ehre retten will? Im geringſten nicht. Warum ſol aber Hr. Pr. Gottſched alle diejenigen angereitzet haben, die ihn vertheidigen?

Sie ſetzen Hr. Liskov und Roſt den Hr. Bodmer und Breitinger an die Seite als Streitgenoſſen, und ſagen von ihnen, daß ſie vorher einen allgemeinen Beyfall erworben. Herr Liskov will keinen Beyfall haben. Er weiß es allzuwohl, daß es eben keine groſſe Heldenthat iſt einen Sivers Radegaſt, oder Philippi mit Satiren zu demüthigen, da dieſe Leutchens vorher ſchon ins Spital gehörten, gleichwie

es

es vor dem Ulyß oder Agamemnon keine Ehre eben gewesen wäre, wenn sie einen schielenden, lahmen, und buckichten Thersit überwunden und zu Boden geschlagen hätten: denn kleiner wird doch Hr. Liskov nicht, als die angeführten Helden, seyn wollen. Zudem so ist es auch nicht andem daß Hr. Liskov Urheber von der Vorrede vor dem zum dritten oder viertenmahl mit einem neuen Titelbogen versehenen deutschen Longin würklich sey. Wir haben Briefe von seiner eignen Hand an seine Freunde gesehen, in welchen er auf alle sehr übel zusprechen ist, die ihn vor den Verfasser einer so unsalznen und poebelhaften Satire halten: ja er hat sich selbst vorgenommen, diejenigen lächerlich zu machen, die, wie Hr. Rost, undankbar gegen ihre Lehrer wären, und den Ruhm verdienter Männer ohne Ursache lästerten. Daher sich auch die Belustigungen nicht vor ihm zu fürchten haben, indem er sich viel zu gut dünkt, als daß er einen Schulmeister abgeben und *Exercitia corrigiren* sollte. Was Rosten betrifft, so ist es wohl andem, daß er unter dem Frauenzimmer vom niedrigsten Range als ein Ovid einen allgemeinen Beyfall erhalten hat, aber daß er Ruhm unter den Gelehrten haben sollte, solches ist uns unbekannt, wohl aber wissen wir, daß ihn alle vernünftigen Gelehrten hassen und verabscheuen. Jedoch was Plautus bey einer andern Gelegenheit saget:

Quando mecum pariter potant, pariter scortari solent
Hanc quidem, quam nactus praedam pariter cum illo partiat

könnte man folgendermassen hier parodiren:

Der welcher mit uns schimpft, und edle Männer schmäht,
Nimmt Theil an unsern Ruhm, und wird von uns erhöht.

Warhaftig wenn die Herrn Zürcher den Gesellen so gut als wir kennten, sie würden sich schämen, daß sie als tugendhafte und gelehrte Männer mit ihm gemeine Sache gemacht hätten. Wir wissen wohl, wie diejenigen, die durch eine schalkhafte und unschuldige Lebensart sich in Armuth gestürzt, durch Schmähen und Spotten Brodt erwerben wollen; aber insgemein werden sie selbst lächerlich.

Nil habet infelix paupertas durius in se,
Quam quod ridiculos homines facit. Juv.

Unſer Eifer iſt gerecht. Wenn Schmähſchriften Satiren heiſſen ſollen, ſo wird kein vernünftiger Mann ſicher ſeyn können.

Sie verſichern uns, daß ſie aus Ueberzeugung ſchrieben, und erſuchen uns daher, ſolches nicht als Schmähungen anzuſehen. Was uns anbetrift, ſo ſprechen wir Sie gänzlich davon los, ob ſie ſich aber gegen den Nahmen des Hrn. Pr. Gottſcheds nicht zu weit vergangen haben, das überlaſſen wir Ihrem Gewiſſen. Doch was ſagen wir. Dieſer Mann verdient es, weil er nicht hat loben wollen, was er für fehlerhaft angeſehn, und lieber ſtille geſchwiegen, als die Hrn. Zächer und ihre Freunde, Correſpondenten und Anhänger, ſo viel wir wiſſen, beleidigt hat. Zu dem geſchieht ihm auch recht, warum beugt er ſich nicht unter das Joch der Kunſtrichter nach der neuſten Mode; unter den Wölfen muß man mit heulen; wenn er ihre Gunſt haben will, ſo mag er ſeine Freyheit fahren laſſen

Submitte caput cervice parata
Ferre jugum Juv.

Sie kommen auf unſre Abhandlung von der Kritik. Erſtlich tadeln ſie unſre Eintheilung der Schriften in hiſtoriſche und vermiſchte. Wenn Sie die 33 Seite durchgeleſen, ſo würden Sie uns nicht ſchuld geben, daß wir davor hielten die philoſophiſchen Handlungen, wenn ſie nicht von der ſtrengen Mathematiſchen Lehrart ausgearbeitet ſind, gehörten nicht vor das Gerichte der Critik. „Wir ſagen ja gerade das Wiederſpiel. Man verlangt die Wohlredenheit in den Geſchichten in philoſophiſchen Abhandlungen, welche nicht nach der gröſten logiſchen Schärfe in bloſſen Sätzen ausgeführet ſind, und in andern Schriften mehr. Sie tadeln uns, daß wir den Begriff der Critik nicht auch auf die Maleren, Bildhauerkunſt u. ſ. w. erſtreckt hätten. Gleichwie der allgemeine Begriff vom Geſetze in der Phiſik, in der Naturlehre, in der Sittenlehre und in andern Wiſſenſchaften mit Recht immer anders beſtimmt werden darf, ſo iſt es auch uns erlaubt geweſen, den allgemeinen Begriff der Critik, da ſie eine Wiſſenſchaft der Vollkommenheiten, oder Unvollkommenheiten der Dinge iſt, nach unſern Abſichten, und nach dem Gebrauch der Alten einzuſchränken. Sie wollen unſern Begriff verbeſſern. Sie ſagen: die Critik iſt eine Fertigkeit die freyen Künſte zu beurtheilen.

Aber

Aber diese Erklärung ist um keinen Grad besser als diese: die Critik ist eine Critik über freye Künste, oder als diese ein Conrector ist ein Schulmann, der ein Conrector ist. Lassen Sie sich doch von einem Primaner (denn ohne Zweifel wird in ihrer Classe die Logik nicht getrieben,) sagen, daß erklären etwas anders als verdeutschen sey. Ferner sagen sie in unsrer Erklärung wären die beyden Worte: Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten überflüßig. Aber so bliebe gleich die differentia specifica hinweg; indem jemand eine Wissenschaft von historischen und vermischten Schriften besitzen kann, ohne daß er eben ihre Vollkommenheiten oder Unvollkommenheiten kennt. Wir wollen das erläutern. Wenn wir eine Erklärung von Ihnen machen wollten und sagten: Der Hr. Pyra ist ein Schulmann, welcher am cölnischen Gemnasio gleich nach dem Rector kommt, und einen Erweis geschrieben hat, daß er ein Verderber des Geschmacks wäre, wir irren, daß die Gottschedianische Secte den Geschmack verderbe; wenn wir die beyden andern Eigenschaften nun hinweg liessen, sagen sie, lieber Herr Conrector, könnte man nicht auch denken, sie wären ein Dorfschulmeister? Ferner so ist es auch noch nicht ausgemacht, ob einer der die Vollkommenheiten eines Dinges kennet, so gleich auch seine Unvollkommenheiten einsieht. Denn gleichwie man wissen kann, daß Hr. ** wollüstig, unkeusch, undankbar schmahsüchtig, daß Hr. *** voll Haß, Prügelmeister, und ein verlaufner Schüler ist, daß Sie, lieber Hr. Conrector! voll Zorn und Galle sind, welche Tugenden alle den Nahmen der Unvollkommenheiten verdienen, ohne eine Kenntniß von Ihren Vollkommenheiten, z. Ex. daß sie Conrector sind, und eine lange Perücke tragen, zu haben, so ist es auch mit dem Gegentheil beschaffen.

Nun macht sich Ihre unerbittliche Critik auch an unsre Beurtheilung der schweiz Sammlungen. Wir hatten zuerst ausgesetzt, daß die Hn. Sammler das Wort Urtheil für Beurtheilungskraft genommen. Sie fragen, ob wir die Eintheilung in judicium subjectivum et objectivum nicht wüßten? Das rettet die Hn. Sammler noch nicht. Unser Tadel gieng hauptsächlich dahin, daß die Hr. Sammler diesen tropum, der nicht allen gleich

verſtändlich iſt, auf dem Titel gebraucht haben. Wie lächerlich aber der Gebrauch der troporum et figurarum aus den Büchertiteln ſey, können ſie in Menkens Reden von der Charlatanerie der Gelehrten erſehen.

Wir haben dem Milton und ſeinen Fehlern das Wort nicht reden wollen. Dadurch iſt ihnen nach dem Herzen gegriffen worden. Da halten ſie nun eine Strafpredigt vom Neide und von der Misgunſt mit einer Beredſamkeit, die dem beredten Munde des Apuleius trotz bietet. Sie erheben den Milton, der gilt bey Ihnen alles, alles muß vor demſelben weichen, Homer, Virgil, Grammatik, und alles,

Committit vates et comparat inde Maronem
Atque alia parte trutina ſuſpendit Homerum
Cedunt Grammatici - - - - omnis
Turba tacet. Juv.

Wir erinnern uns in einer Comödie geleſen zu haben, daß eine fromme Scheinheilige vor lauter Gottesfurcht in Ohnmacht gefallen ſey, als ſie die Nahmen Wernsdorfs und Fechts nennen hören, und daß man ſie nicht eher wieder daraus erwecken können, als bis man ihr die Nahmen ihrer Heiligen in die Ohren geruffen. Ein guter Freund von Ihnen hat uns berichtet, daß Sie dieſem heiligen Frauenzimmern ähnlich wären, daß ſie nämlich allezeit in Ohnmacht ſänken, wenn die Nahmen Magny, Voltaire, Algarotti, Gottſched, erwähnt würden, und daß ſie nicht eher wieder daraus erwecket werden könnten, als bis man ihnen die Nahmen Bodmer Breitinger, Licht, Glanz, Strahlen, Grad Teufel, hervorſtechen, gebährenden Tiches, Ströme und Wirbelwinde von ſturmeriſchen Feuer, u. dergleichen ſolche Dinge nicht in die Ohren rieſe. Alsdann erinnerten Sie ſich nach und nach, und ſeufzten allezeit mit matter Stimme bey jedesmahl über Gottſcheds Dichtkunſt und unſre Bemühungen. Wenn dem alſo iſt, ſo hüten ſie ſich ja die künftigen Stücke unſrer Bemühungen zu leſen, weil wir verſchiedenes wider die Vortrefflichkeit des verl. Paradieſes einzuwenden haben, oder, wenn Ihnen ja der Appetit ankommen ſollte, ſo nehmen ſie nur bey Zeiten ein Präſervativ ein, damit ſie nicht im Tod gar entſchlafen mögen. Denn wir werden noch behaupten, Miltons Paradies ſey

aber

abentheurlich, weil es ſich auf die falſchen und leeren Einbildungen des Pöbels zu ſeiner Zeit gründe, weil er ſeine Teufel, ſeinen Himmel und ſeine Hölle, nicht wie die Bibel, abſchildert, ob er ſchon den erſten Anlaß daher bekommen hat. Daher auch in der engliſchen Ausgabe Miltons die Teufel mit Hörnern und Klauen gemahlt ſind. Wir werden auch darthun, daß wir nicht ganz unrecht gethan haben, als wir Miltons Erzählungen Geſpenſterhiſtörchen genennet haben. Jedoch wir wollen auch nicht vergeſſen zu zeigen, daß Milton ein groſſer Geiſt geweſen ſey, ob er gleich nicht auf der oberſten Staffel der Leiter der Geſchöpfe geſtanden, wie Hr. Bodmer meynt, daß viel Schönheiten in ſeinem Gedichte ſind, ob er gleich ein Dichter iſt, den man ganz ausſtreichen muß, wenn man ihn ganz verbeſſern wolte. Hingegen ſie, lieber Hr. Cour. und ihre Collegen halten das Ungeheure für das Wunderbare, weil man Ihnen, wie Sie ſelbſt in einem Stücke ihrer unſichtbaren Geſellſchaft berichten, von Jugend auf von Geſpenſtern und Hexen erzählt hat:

admiratio ſummis
Debetur monſtris Juv.

Doch wir wollen auf die von uns angegriffnen, und von Ihnen vertheidigten Stellen kommen. Wir erinnerten; daß wir uns mit unſrer Einbildungskraft keine Teufel, die mit Strömen und Würbelwinden von ſtürmeriſchen Feuer überſchwämmet lägen, vorſtellen könnten. So viel Mühe Sie ſich auch gegeben uns ſolches einzuſchwatzen, ſo haben ſie doch nichts ausgerichtet. Erſtlich iſt überhaupt dieſe Abbildung der Hölle phantaſtiſch, nicht darum, weil ſie zum Theil mit der heil. Schrift übereinkömmt, ſondern weil ſie der Dichter mit Vorſtellungen vermehrt, welche ſich nicht dazu ſchicken. Denn kann man ſich in einer Idee Ströme und Würbelwinde von Feuer gedenken? Was ſind das vor Würbelwinde, die von Feuer ſind? Zur Noth lieſſen ſich Flammen gedenken, die in Würbel getrieben werden, aber Winde von Feuer kann ſich nur Hr. Bodmer und Sie gedenken. Iſt das überſchwemmen eine Eigenſchaft der Winde, kann wohl was von ihnen überſchwemmt ſeyn? Und iſt es auch möglich, in einigen maſſen möglich, ſich die Flammen zugleich als Ströme, und zugleich als Würbelwinde vorzuſtellen? Doch eben dadurch

wird die Hölle erſchrecklich: doch nur Ihnen. Sie ſind faſt wie die alten frommen und gottſeligen Mütterchen, die vor Furcht deſto näher zuſammenrücken, je widerſinniger und abgeſchmackter Zeug von den Geſpenſtern erzählt wird. Virgil und Opitz retten Milton nicht. Sie ſtellten zwar das Feuer als einen Strom, aber nicht zu gleicher Zeit als einen Würbelwind vor

Milton hat nach Ihnen auch recht, als er geſagt: Satan habe viele Hufen Feldes ſchwimmend in der Feuerſee eingenommen. Hufen bedeuten nur das Maas. Was ſoll aber das Wort Feldes dabey? Aber wir wollen Ihnen ein wenig einhelfen, ſie hätten ſagen ſollen. Ihr Bemühet wißt ihr nicht, daß Hufen Feldes eine Metaphor iſt, ohngefähr wie nobis meridies? Und wir hätten ihnen geantwortet: Wiſſen ſie nicht, lieber Hr. Conr., daß die geſcheideſten Kunſtrichter unter den Alten ſolche catachreſes verworfen? Doch wenn man Ihnen auch einräumt, daß durch die Hufen das Maaß angedeutet worden, was kömmt nun für eine Länge heraus? Es weiß noch niemand wie lang oder kurz eigentlich der Teufel geweſen ſey? Wenn jemand ihre Länge ausmeſſen wollte und ſagte; der Hr. Conrector iſt viel Federſpuhlen oder Spannen lang, wer wüßte es nun, wie hoch ihre Perſon wäre, und wie leicht wäre es ſodann nicht möglich, daß man ſie für ein kleines Männchen hielte? Sie ſind, um Kaufmannsſtil zu reden, ein ſchlimmer Bezahler; Sie geben wohl Gründe, aber ſie ſind immer um ein paar Loth zu leichte.

Wie ſie meinen iſt auch folgender Gedanke Miltons ſchön: Durch Mammons Einblaſen wurden die Menſchen zuerſt gelehret, das Gold mit verruchten Händen aus der Erde zu graben Wir ſind noch nicht bekehrt, und nun einmal in einen verſtockten Sinn dahin gegeben. Wir wollen nicht erinnern, daß Mammon nur ein allegoriſcher Teufel ſey, der aber doch unter würklichen Teufeln aufgeführet worden iſt, denn davon wollen wir künftig reden, ſondern wir merken nur an, daß die poetiſche Freyheit nicht ſo weit gehe, daß ſie auch Sätze für gewiß ausgeben dürfe, von denen das Gegentheil glaubwürdiger iſt, und die einen leicht zum Irrthum verleiten können. Wenn man ſolches zulieſſe, ſo könnten alle falſchen Gedanken gerechtfertiget.

tiget werden, und alsdann würde auch folgender Gedanke schön seyn müssen: Durch Beelzebubs Einblasen wurden die Menschen zuerst gelehrt, Conrectores in die Schule zu setzen, weil in der Welt schon so viel Lerm und Unruhe durch sie angerichtet worden. Der Einfall müßte deslo schöner seyn, weil noch eine Ursach dabey stünde. Aber würden Sie, lieber Herr Conrector, wohl damit zufrieden seyn, würden sie den Gedanken nicht höchstungereimt, und zwar mit Grunde so nennen? Bey dem Exempel, das sie aus dem Opitz, und andre aus dem Horaz angeführet, nimmt es uns Wunder, daß Ihnen das bekannte Sprüchelchen Duo cum faciunt idem non est idem nicht eingefallen sey. Opitz redet nicht von denen, die das Erz zuerst erfunden und ausgegraben, denn die sind wohl ganz unschuldig gewesen, sondern von denen, die es jetzo aus Geitz ausgrüben, und das ist ein grosser Unterschied. Doch was sagen wir? Milton hat Recht. Es hat gewisse philosophische Ketzer unter den Alten gegeben, die Sie, lieber Hr. Conr., aus dem 1sten Theile der philosoph. Historie von Hr. Bruckern können kennen lernen, welche gleichfalls gelehrt, die Teufel wären gekommen, und hätten die Kinder der Menschen die Philosophie, welche Ihnen darum wohl verhaßt seyn mag, und auch das Ausgraben des Geldes und Silbers zuerst gelehret.

Doch sie selbst scheinen uns Recht zu geben, da sie den Vers aus dem Horaz anziehen:

Ubi plurima nitent in carmine paucis non offendar maculis.

In unsern Horaz heißt er

Ubi plura nitent in carmine, non ego paucis
Offendar maculis.

Sie werden wohl einen cod. manuscr. vom Horaz besitzen, und die gemeine Lesart daraus verbessert haben. Denn daß ein Conrector am Cöllnischen Gymnasio zu Berlin so unwissend seyn sollte, daß er diesen bekannten Vers nicht inne hätte, das mag der glauben, der Strom und Würbelwinde von Feuer als ein Ding gedenken kann. Sie rufen den Petron zu Miltons Vertheidigung herbey: allein ob wir gleich, was die Uebersetzung betrift, manches zu erinnern hätten, so wollen wir doch nur erinnern, daß zwar Petron Feuer, Witz, u. Dichtungen von einem Dichter erfordere, aber doch Natur, Ver-

nunft und Warscheinlichkeit nicht ausschlüsse, die beym Milton gar zu oft fehlen

Wir sind es überdrüßig, die Tadlerinnen länger zu vertheidigen; wenn sie sich gerne widerlegt lesen wollen, so lesen sie nur die Anmerkungen über den vorhergehenden Brief. Wernike ist gleichfalls nicht genug von Ihnen vertheidiget worden; ein Dichter darf zwar einen Verstorbenen erscheinen lassen, aber er muß nur auch die Erscheinung wahrscheinlich machen.

Sie sagen der Scherz in unsrer Betrachtung über den Cicero sey zu hoch getrieben, was können wir davor, Opitz mag es verantworten.*

Unsre Abhandlung von der geschmückten Schreibart wird von Ihnen geschimpft. Wie so? Weil Sie das, was Sie davon urtheilen nicht beweisen, Sie selbst haben solches oben gesagt. Sie meynten, hier hätten wir die Ursachen des Schwulstes angeben sollen; hier ist der Ort nicht dazu gewesen, denn wir wollten ihn nur lächerlich machen.

Was die Critik über Hr. Pr. Gottscheds Cato, die den Hr. Zürchern getreulich nachgeschrieben, und hier bloß zu dem Ende eingestreut worden, damit $5\frac{1}{4}$ Bogen erfüllet würden, so wissen sie, lieber Hr. Conr., daß wir in einer historischcritischen Untersuchung dieser berühmten Tragödie, Ihre und der Hr. Zürcher Einwürfe und Verbesserungen prüfen werden.

Nunmehr sind Sie endlich bis zu unsrer Beurtheilung des hallerischen Gedichtes vom Ursprunge des Uebels gekommen. Sie schreiben unser Lob, das wir dem Hn D. Hallern gegeben, von uns ab und vermehren es mit einigen Bitterkeiten gegen den Hn. Pr. Gottsched. Sie und andre meynen von Hn D. Hallern:

Ipse facit versus atque uni cedit Homero
Propter mille annos Juv.

Allein

* Es ist aus Uebereilung p. 69 eine Stelle falsch übersetzt, Cicero redet von den schlechten Uebersetzungen schlechter Griechen. Es ist uns begegnet was oft den grösten Lateinern wiederfährt, zumahl wenn sie sich in die jurisprudentiam Romanam vet. mengen, wie wir aus einem gewissen Lexico Ciceroniano solches zu erweisen im Stande sind.

Allein uns iſt die Beſcheidenheit des Hn. D. Hallers ſo bekannt, daß wir gewiß behaupten können, er möge kein übertriebenes Lob haben, und er würde es nicht übel aufnehmen wenn man ihn einen Gottſchedianer, d. i. einen Dichter, der ſich meiſtentheils nach den Regeln des Hn. Pr. richtet, nennte. Wir kennen ſeine Verdienſte allzuwohl, und wir werden noch einſt die Schönheiten und Vorzüge, die ſeine Gedichte verherrlichen, öffentlich anzeigen, wiewohl wir die Fehler die ſeine Menſchlichkeit verurſacht hat, zugleich anmerken werden. Sprachfehler ſind keine Schönheiten. Wiewohl bey manchen blinden Hallerianer heißt es:

Soloecismum liceat fecisse marito
Nil non permittat tibi Juv

Doch Sie kommen zur Sache; wir wollen doch mit gehen und ſehen, was ſie gutes ſagen. Die Dunkelheit in der Schreibart entſteht nicht daraus, daß man alle proſaiſche Ausſchweifungen, wofür Hr. D. Haller immer die erforderliche Menge der Zeichen zu den Gedanken hält, vermeide, wie ſie unſre Worte auf eine löbliche und ihnen geziemende Art verdrehen, ſondern darinnen, daß man allzuviel mit allzuwenig Worten ſagen will.

Ein Strom, welches ſie vertheidigen, wird ſo lange nicht rinnen, ſo lange die Gewäſſer die auf den Bergen entſpringen nicht Ströme ſondern Bäche heiſſen werden. Doch das könnten wir dem Hn. D. Hallern leicht vergeben. Auf unſre Critik vom Weſtenwinde haben ſie nichts gründliches geſagt, was können wir alſo wider Sie ſagen?

Die zwo Zeilen:

Zu meinen Füſſen lag ein ausgedehnter Grund
Von ſeiner eignen Gröſſ umgränzet,

ſind ihnen lebhaft, uns ſcheinen ſie es gar nicht zu ſeyn. Denn was laſſen uns die letzten Worte gedenken? Wenn man es genau unterſucht, ſo iſt in den klingenden Worten nichts anders geſagt: als die Flur iſt nicht gröſſer als ſie groß iſt. Wir wollen es durch ein Exempel von ihrem Kopfe erläutern. Wenn man ſagte: des Hn. Conr. Pyra Kopf iſt, wenn er die Parrucke nicht aufgeſetzt hat, denn ſonſt umgränzt dieſe den Kopf von ſeiner eignen Gröſſ umgränzet, was denkt man wohl dabey? Umgränzen heißt rund herum einſchlieſſen, daraus folgt, daß Ihr werther Kopf ihren Kopf rund herum einſchlieſſe, oder daß ihr Kopf nicht gröſſer ſey, als er iſt.

Wer

Wir tadeln den Ausdruck:

Allwo Juraſſus ihn mit blauen Schatten kränzt.

Hier verweiſen ſie uns auf die Berge, welche von fernen blau ausſehen. Dieſes läugnen wir nicht, nur das, daß ihr Schatten blau ausſehen ſoll. Der Schatten, den Sie, lieber Hr. Conr., mit Gehen machen, kann wohl der Farbe ihres Kleides ähnlich, d. i. ſchwarz ſeyn, aber einen blauen, grünen, gelben, rothen, violenfarbnen oder Pomeranzenfarbnen Schatten hat wohl kein Menſch geſehen.

Sie ſehen wie viel wir noch auf die andern Vertheidigungen antworten können. Aber ſie haben ſchon einmal denjenigen einen Dudenkopf genennet; der an Miltons Vortrefflichkeit zweifeln würde, und in den folgenden vertheidigen ſie Hallern aus ihren Grundſätzen, daß die Sprachfehler das nachdrückliche ausmachen, und daß der, welcher ganz ungewöhnliche, widerſinnige und verkehrte Ausdrükungen und Wortfügungen verwerfe, den Grund der ganzen Dichtkunſt umreiſſe. Wer wird nicht lieber gewonnen geben, als für einen gehalten werden wollen, der den Grund der Poeſie einriſſe. Sie ſind faſt einem römiſchen Zunftmeiſter ähnlich, welcher als er hörte, daß ſein College ein Geſetz gab, welches ihm zuwider war, ſchnel kam, und es ihm verbot; als er ihm nicht gehorchte, riß er ihm das Stück, worauf er das Geſetz geſchrieben war, aus der Hand; und als er noch nicht aufhörte, ſo hielt er ihm alsdann mit der Hand den Mund zu.

Nach der Logik der Phantaſie, welche wohl bey Ihnen die Logik der Vernunft mag verjagt haben: denn wozu könnten ſie dieſelbe wohl als Conrector gebrauchen, fallen Ihnen noch zwo Stellen aus dem Hn. Haller ein, welche getadelt worden ſind. Die erſte iſt die bekannte Stelle vom gebährenden Nichts, welcher Ausdruck von den Hn. Greyphswaldern nicht ohne Urſache ein Scheinwort genennet worden iſt. Wir wiſſen, daß ſie ſich durch einige Spitzfindigkeiten haben bewegen laſſen, einen Widerruf zu thun, allein ihre erſte Meinung iſt doch gegründeter, welches hier zu erweiſen, der Raum nicht zuläßt. Die andre Stelle heißt: Sobald der trübe Herbſt die falben Blätter pflückt. Der geſchickte Hr. Schlegel hatte ſie mit Rechte in ſeiner Abhandlung der Natur getadelt, und zwar, wenn wir uns recht erin-

erinnern, deßwegen, weil der Poet nicht das rechte Beywort gewählet; denn in ſo fern der Herbſt trübe iſt, in ſo fern pflückt er eben nicht. Allein ſie vertheidigen nach ihrer Mode, ohne die Verurtheilung ſelbſt geleſen zu haben. Ehe wir von einander ſcheiden, müſſen wir Ihnen noch eine kleine Geſchichte aus dem Alterthum erzählen. Gelo, ein Tyranne zu Syracuſa hatte einen übelriechenden Mund, aus welchem ein ſtarker u. garſtiger Geſtank aufſtieg. Niemand hatte den Muth, dem Tyrannen dieſen Fehler zu entdecken, indem ſich jeder vor ſeiner Macht u. Grauſamkeit fürchtete. Einsmals ward ein fremdes Frauenzimmer zu ihm gebracht, die ſich erkühnte, ihm dieſe verdrüßliche Wahrheit zu ſagen. Gelo ward voll Zorn und Eifer, daß ihm ſeine Gemalin nichts davon geſagt, und hielt ihr ſolches ernſtlich vor, weil ſie doch die beſte Kundſchaft von ſeinen Odem hätte haben ſollen. Dieſe Gemahlin bat ihn, er ſollte ihr ſolches nicht zurechnen, weil ſie ihr Lebelang mit keinem andern Manne zu thun gehabt, und daher gemeint hätte, daß aller Männer Odem ſo übelriechend wäre. Wenn ſie, lieber Hr. Conr., u. andre blinde Verehrer von Hr. D. Hallern ſich einiger maſſen gegen diejenigen vertheidigen wollen, die das Herze haben, ihnen zu ſagen, daß ſeine Verſe rauh und unangenehm ſind, ſo werden ſie ſich genöthiget ſehen, wie Gelons Gemahlin zu antworten: man ſollte ihnen verzeihen, ſie hätten ſonſt keine rechtſchaffnen Dichter geleſen, und hätten daher gedacht, es müßten alle guten Poeten rauh und unangenehm zu leſen ſeyn.

Nunmehr war ihr Brief aus, und nunmehr kömmt auch die Scham bey Ihnen wieder zurücke, welche ſich unterdeſſen von Ihnen entfernet hatte. Genug, ſchreiben Sie, ich ſchäme mich mehr zu ſagen. Das Gewiſſen wacht auch auf, und die Gewiſſensangſt wird ſo groß daß ſie auch die Beyträger, Verſucher, Beluſtiger, und Bemüher Steine gegen ſich aufheben ſehen. Fürchten ſie ſich nicht. Was uns wenigſtens anbelangt, ſo ſind wir ganz friedfertige Leute, wir beten Tag vor Tag,

Vos ſigna tubæque
Ite procul, cupidis vulnera ferte viris
Tibull.

Sie glauben im Gegentheile nicht, wie ſehr wir uns vor Ihnen fürchten. Es iſt gefährlich ſich mit Correctoren einzulaſ-

ſen

ſen, Sie haben Recht und Muth zu ſchimpfen, die Bücher andern auf den Kopf zu ſchmeiſſen, und ehrlicher Leute Bildniſſe an den Schulieſel zu hängen. Wir wollen mit allen fechten, nur mit Ihnen nicht:

Cum leone et excetra cum cervo, cum apro
æolico
Cum avibus ſymphalicis, cum Antæo de-
luctari malim. Plaut.

Unterdeſſen ſoll es uns eine Ehre ſeyn, wenn ſie den Briefwechſel fortſetzen, und noch länger die luſtige Rolle dabey ſpielen wollen. Wir ſind, Lieber Hr. Conrector,

Ihre Diener

die Verfaſſer.

****

Beweis,
daß die Alten den Geſchmack verderben.

Homer, Virgil, Horaz, und du, Stagirens Ehre!
Und wer ihr alle ſeyd, die ihr Witz, Kunſt und Lehre
Von Griechenlands und Roms gelehrter Zunft geerbt,
Geſteht es, daß ihr irrt, und den Geſchmack verderbt!
Ihr Alten! die ihr mir Kraft, Witz und Fleiß geſparet;
Ihr irrt! warum? weil ihr Gottſchedianer waret
Wie Gottſched ſchreibt und lehrt, ſo ſchriebt und lehrtet ihr.
O Sekte! der Geſchmack ſchreyt Zeter über dir!
Wie, daß du dich doch ſtets nach Gottſcheds Sinn gerichtet,
Und ſo wie er gedacht, der allzeit, wenn er dichtet.
Der Dichtung Vorbild nicht, wie Miltons kühne Zucht,
Stets über der Natur, nein, in derſelben ſucht?
Was Gottſcheds Einſicht rühmt, das habt auch ihr erhoben,
Und niemals hört man euch den Werth der Werke loben,
Die Gottſched nicht erhebt: ihr gleicht ihm allezeit:
Sagt nun, ſagt ob ihr nicht Gottſchedianer ſeyd?
So flieht durch euch beynah die Dichtkunſt von der Erden.
Denn da muß der Geſchmack verderbt und bitter werden,
Wenn man ſich in das Volk von Gottſcheds Sekte wagt
Verderbt! Wie ſo? Warum? Herr PYRA hats geſagt.

*** *** ***

Bemühungen

zur

Beförderung der Critik und des guten Geſchmacks.

Quid deceat, quid non? quo virtus, quo ferat error.

Hor.

Fünftes Stück.

HALLE,
bey Carl Herrmann Hemmerde.
1743.

Von dem Gebrauche der Mythologie in der heutigen Poeſie.

1. §.

Die alten griechiſchen und römiſchen Dichter, nahmen die Gelegenheit zu ihren meiſten Erdichtungen aus einem gewiſſen Zuſammenhange allgemein gewordener Fabeln. Die allerälteſten Dichter bey den Griechen hatten zuerſt allerley Fabeln von Göttern, Menſchen und Thieren, theils aus den uralten Sagen des Volckes, welche vielleicht alle, ihren Grund in gewiſſen alten ſonderbahren Begebenheiten hatten, und den Vorgebungen der alten egyptiſchen, phöniciſchen und anderer morgenländiſchen Weltweiſen und Prieſter, in ihre Gedichte mit eingemiſchet, theils hatten ſie ſie auch ſelbſt erſonnen. Da nun die folgenden Dichter dieſes für ſich, und ihre Gedichte ſehr vortheilhafft befanden, ſo behielten ſie nicht nur die Fabeln, deren ſich ihre Vorgänger bedienet hatten, bey, ſondern vermehrten die Anzahl derſelben auf die Art wie jene, immer noch mehr. Woraus denn endlich gleichſam eine zuſammenhangende Geſchichte, aus einer möglichen Welt entſtanden iſt; welches die alten Dichter immer als wahr voraus ſetzten, und, wenn ſie in

ihren Gedichten oft etwas daraus anbrachten, ungemeine Vortheile dadurch erhielten. Es war aber diese mögliche allgemeine Geschichte aus unzähligen erdichteten Nachrichten von viel tausend Göttern, Göttinnen, Menschen und Thieren, und dem, was mit ihnen seltsames, merckwürdiges and wunderbares vorgegangen war, zusammengesetzt. Sie hatten über dieses viele Halbgötter, Halbmenschen, Ungeheuer, kurz, fast alles, was sich nur die Phantasie als höchstwunderbar, schrecklich und unerhört vorstellen kann, ersonnen. Seltsame Liebeshändel unter Göttern und Menschen, und für sich selbst unmögliche Verwandlungen, kommen überall darinnen vor. Und wer solte alle Arten dieser unzähligen Erdichtungen ins Kurze fassen können? mein Endzweck erfodert es auch hier nicht. Genung, wenn man alles, was ich von dieser allgemeinen erdichteten Geschichte, deren sich die alten griechischen und römischen Dichter überall bedienet haben, zusammen denkt, so hat man den Begriff der Mythologie.

2. §.

Wenn ich untersuchen will, ob sich unsere heutigen Dichter noch dieser Mythologie bedienen können, so muß ich vor allen Dingen wissen, wozu sie die Alten eigentlich gebraucht haben. Denn hieraus erkennet man, ob unsere Dichter auch diejenigen Absichten bey Verfertigung ihrer Gedichte haben müssen, welche die alten Dichter gehabt haben; und ob bey den Neuern die

Mytho-

Mythologie auch, wie bey den Alten, ein Mittel zu Erreichung solcher Absichten seyn kann. Mich dünckt, ein grosser, ja wohl der gröste Nutzen der Mythologie ereugnete sich bey den alten heydnischen Dichtern alsdenn, wenn sie das Wunderbare in ihren Gedichten anbringen solten. Meine Absicht ist hier nicht, die Nothwendigkeit des Wunderbaren in den vornehmsten Arten der Gedichte zu erweisen, sondern nur zu zeigen, wie grosse Dienste den Alten die Mythologie bey Beobachtung derselben gethan. Was konnte aber dem ganz unwissenden heydnischen Pöbel wunderbarer und erstaunenswürdiger vorkommen, als wenn sie von ihren Dichtern hörten, daß Saturn seine Kinder verzehret; daß Jupiter als ihn die Riesen vom Throne des Himmels stossen wolten, dieselben mit seinem Blize zurück getrieben und gebändiget; daß Vulkan vom Himmel herabgestossen und lahm worden; daß Jo in eine Kuh und wieder in ein Frauenzimmer verwandelt worden, und alsdenn erst den Epaphus gebohren, welchen sie, ehe sie noch zur Kuh worden war, vom Jupiter empfangen hatte. Der Centauren, der Sirenen und anderer Abentheuer und Ungeheuer nicht zu gedencken. Von unzählichen Exempeln, welche beweisen, daß sich die alten Dichter der Mythologie, in Ansehung des Wunderbaren, mit grossem Vortheile bedienet haben, will ich nur folgendes aus dem 14. und 15. B. der Ilias des Homer, anführen. Als während des Zornes des Achilles, die Griechen

in einer Schlacht von den Trojanern viel gelitten hatten, und Juno, welche sie allezeit schützte, ihnen gerne gerathen wissen wolte, schläferte sie den Jupiter ein, damit sie indessen nach ihrem Gefallen, alles zum Besten der Griechen und zum Unglücke der Trojaner einrichten könnte. Sie bediente sich aber folgender List. Sie überredet die Venus, daß sie ihr ihren Gürtel leihet, welchen Homer nennet

Κεστὸν ἱμάντα,
Ποικίλον ἔνθα δὲ οἱ θελκτήρια πάντα τέτυκτο.
Εὔθ' ἔνι μὲν φιλότης ἐν δ' ἵμερος ἐν δ' ὀαριστὶς,
Πάρφασις ἥτ' ἔκλεψε νόον πύκα περ φρονεόντων.

Das ist:

Den gestickten bunten Gürtel, in welchen alle Reizungen gebracht sind. In welchem Liebe, Verlangen, Liebesgespräche und Schmeicheleyen stecken, welche auch die klügsten Herren betrügen.

Diesen Gürtel bindet sich Juno um, geht zum Jupiter, und entzündet ihn dadurch alsbald mit Liebe, so, daß er den völligen Ausbruch derselben nicht hindern, und nicht einmal mit ihr in das Bette, welches ihm sein Sohn, Vulkan gemacht hatte, gehen kann. Währenden Beyschlaffes, welcher auf dem Berge Ida geschehen, bedeckt sie, nach Jupiters Willen, ein schöner Nebel, und unter ihnen wuchsen, wohlriechende Blumen hervor, welches Homer also beschreibt:

ἀγκὰς ἔμαρπτε Κρόνον παῖς ἠν' παράκοιτην.
Τοῖσι δ' ὑπὸ χθὼν δῖα φύεν νεοθηλέα ποίην,

Λωτόν

Λωτὸν θ' ἐρεπέντα, ἰδὲ κρόκον ἠδ' ὑάκινθον
Πυκνὰν καὶ μαλακὴν, ὃς ἀπὸ χθονὸς ὕψοὲ ἔρηγε.
Τῷ ἔνι λεξάσθην ἐπὶ δὲ νεφέλην ἔσσαντο
Καλὴν χρυσείην· στιλπναὶ δ' ἀπέπιπτον ἔερσαι.

Das iſt:

Jupiter umarmte ſeine Gemahlin. Unter ihnen brachte die fruchtbare Erde friſches Kraut hervor; nämlich beſchauten Cotus, und Saffrankraut, auch dichte und weiche Hyacinthen, welche ſie von der Erde in die Höhe huben. Auf dieſen ſchliefen ſie ein, und wurden mit einem ſehr ſchönen Nebel umgeben, und von oben herab fiel ein glänzender Thau.

Ich übergehe, was Homer für Umſtände vom Schlafe erzählet, welcher auf einen groſſen Baum geſtiegen, und den Jupiter in einen feſten Schlaf verſenket; ferner was Juno hernach mit Hülfe des Neptun, zum Vortheile der Griechen, vorgenommen u. d. gl. Man ſiehet aus dem, was ich angeführet habe, zur Gnüge, wie ſchön ſich Homer dieſer Erdichtungen, welche alle aus der Mythologie ſind, zur Erreichung des Wunderbaren bedienet hat.

3. §.

So leicht es angehet, und ſo gewöhnlich es einigen engliſchen, franzöſiſchen und deutſchen Dichtern iſt, durch das Wunderbare in das Unwahrſcheinliche zugerathen, ſo wenig trifft man dieſen groſſen Fehler bey den alten Dichtern an. Sie wuſten mitten im Schwunge der Natur zu-

folgen, und das Wunderbare und Wahrscheinliche miteinander zu verbinden. Meine gegenwärtige Absicht erfodert, daß ich zeige, was ihnen die Mythologie hierinnen für Dienste geleistet hat. Wenn sie in ihren Gedichten solche wunderbare Dinge vorbrachten, dergleichen ich im vorhergehenden §. angeführet habe: so konnte ja wohl öfters jemand fragen: Ist dieses auch möglich? Hat man auch Exempel, daß dergleichen jemahls in der Welt geschehen ist? warum ist denn unter uns niemand, der dergleichen hervorbringen kann? Solche und dergleichen Einwendungen wider das Wunderbare, gleichsam ehe sie gemacht würden, zu heben, hatten die alten Dichter sogleich ihre mythologischen allgemeinen Erdichtungen bey der Hand, nach welchen diejenigen, welche so besondere Thaten gethan hatten, entweder Helden, oder Halbgötter, oder, und zwar meistentheils, Götter und Göttinnen waren. Und da konnte man, nach den Begriffen, welche man von ihrem Vermögen und von der Allmacht der Götter hatte, gar wohl glauben, daß ihnen solche Dinge möglich gewesen wären. Also war Virgils wunderbare Erdichtung, daß Venus den Aeneas und Achat mit einem Nebel umgeben, welches er im ersten Buche seiner Aeneis also beschreibet:

Venus obscuro gradientes aëre sepsit,
Et multo nebulæ circum dea fudit amictu
Cernere nequis eos, nec quis contingere posset,
Moliriue moram, aut veniendi poscere causas,

dek-

deswegen wahrſcheinlich, weil es Venus, als eine Göttin, gethan hatte. Auf dieſe und viele dergleichen Arten bedienten ſich die alten Dichter der Mythologie, zu Beobachtung der Wahrſcheinlichkeit.

4. §.

Einen nicht geringen Nutzen hatte auch die Mythologie bey ihnen, wenn ſie Dinge, welche nur mit dem Verſtande begriffen werden können, recht ſinnlich und dem gemeinen Volcke deutlich vorſtellen wollten. Es konnten in den Gedichten nicht allezeit ſinnliche Sachen, als eigentlich ſinnliche, vorgetragen werden; ſondern man muſte auch ſolche, welche nicht in die Sinne fielen, vorbringen. Dieſe aber gehören gröſtentheils für die Poeſie nicht, weil ſie ihrem Zwecke zuwieder ſind. Daher muſten ſie, ſie nothwendig in Erdichtungen einkleiden, ſo wie Aeſop der nackenden Wahrheit das Kleid der Fabeln umgegeben hat. Nun fanden ſie in der Mythologie die ſchönſte Gelegenheit, deren ſie ſich zu ſinnlicher Vorſtellung abgeſonderter Begriffe, bedienen konnten. Ein bekanntes Exempel hiervon, ſind Apollo und die Muſen. Von den Künſten und Wiſſenſchafften oder den Fähigkeiten dazu, nebſt deren Nutzen und Vortrefflichkeit in eigentlichen Ausdrückungen zu reden, ſchickte ſich für ſie als Poeten, nicht wohl. Sie verwandelten ſie alſo in Perſonen, und dieſe waren überhaupt Apollo nebſt den 9. Muſen. Von dieſen redeten ſie, als von Menſchen von welchen und ih-

ren Handlungen ſich die Phantaſie Vorſtellungen machen kann. Und ſo brachten ſie dem gemeinen Volcke von abgeſonderten Dingen, auf die angenehmſte und deutlichſte Art, die vortheilhafteſten Begrieffe bey. Wenn Virgil ſich die Fähigkeit, eine Heldenthat des Turnus recht heroiſch zu beſchreiben, wünſchen will: ſo verwandelt er dieſe Fähigkeit in die Calliope, als welcher nach der Mythologie, dieſelbe, als eigen zugeſchrieben ward, und redet die Muſen überhaupt, und ſie insbeſondere alſo an:

Vos, o Calliope' precor, adſpirate canenti;
Quas ibi nunc ferro ſtrages, quæ funera Turnus
Ediderit; quem quisque virum demiſerit orco;
Et mecum ingentes oras evoluite belli;
Et meminiſtis enim Divæ, & memorare poteſtis

Alſo verſtunden ſie unter der Clio, Euterpe, Terpſichore und Urania u. ſ. w. Die Fähigkeit zur Hiſtorie, zur Muſik, zur Sternkunde u. dgl. Wie abſcheulich es ſey, die Tempel der Götter durch Unkeuſchheit zu entheiligen, dieſes ſtellten ſie durch die heßlichſte unter allen Geſtalten, durch den Kopf der Meduſa vor, von welcher ſie vorgaben, daß Minerva ihre Haare in Schlangen verwandelt hätte, als Neptun in ihrem Tempel Unzucht mit derſelben getrieben. Ferner da gemeiniglich die Eſel für die dummſten Thiere gehalten werden, ſo gaben ſie, nach der Mythologie, vor, Phöbus habe des Midas Ohren in Eſelsohren verwandelt, als er ſich ihrer ſo ſchlecht bedienet, indem er des ungeſchickten Pans Stimme, ſeiner Stimme aus Dummheit vorgezogen.

. . . Nec Delius aures (Midæ)
Humanam ſolidas patitur retinere figuram:
Sed trahit in ſpacium, villisque albentibus implet.
Inſtabilesque illas facit, & dat poſſe moueri.
Cætera ſunt hominis: partem damnantur in vnam,
Induiturque aures lente gradientis aſelli.

Ovid. Metam. l. XI.

Auf dieſe Art gab den alten Dichtern die Mythologie Gelegenheit, in ihren Gedichten den Leſern, ſo wohl die ſchändlichſten und abſcheulichſten, als die angenehmſten und reizendſten Bilder vorzumalen.

§. 5.

Bedenkt man, daß die Mythologie bey den heydniſchen Völckern, wo die alten griechiſchen und römiſchen Poeten dichteten, nichts anders, als ihre Religion geweſen: ſo ſieht man auf das deutlichſte, wie nützlich, ja wie nöthig, ſie den Dichtern geweſen. Ein Poet hat das, als eine Hauptpflicht, auf ſich, daß er dasjenige zur Verbeſſerung der Völcker und Sitten auf eine angenehme Art, beytrage. Welche Gründe zur Tugend, und welche Warnungen vor den Laſtern ſind aber jemals bey dem Pöbel, wenn er nur nicht gar ohne Religion iſt, von gröſſerer Wirkung geweſen, als diejenigen, welche aus der Religion hergenommen ſind? Dieſes wuſten die alten heydniſchen Dichter wohl. Daher ſtellten ſie Jupitern mit Bliz und Donner vor, und erzehlten erſtaunliche Begebenheiten, hart beſtrafte Laſter. Den Tugendhaften zeigten ſie die elyſäiſchen Felder, und munterten noch mehrere

durch

durch Erzählungen belohnter Tugenden, zum Guten auf. Alles dieſes aber nahmen ſie aus der Mythologie her. Alſo nahm Homer bey einem, am heitern Himmel entſtandenen heftigen Donnerwetter Gelegenheit, wenigſtens zur Beſſerung des Pöbels, dem Scheine nach, ſeine epicuriſchen Sünden zu bereuen, und dafür zu büſſen; denn, ſagte er,

. . . Dieſpiter
Igni coruſco nubila diuidens,
Plerumque per purum tonantes
Egit equos volucremque currum,
Quo bruta tellus & vaga flumina,
Quo ſtyx & inuiſi horrida Taenari
Pedes, Atlanteusque finis
Concutitur.

Carm. L. I. Od. 34.

Zu Beſtrafung der Grauſamkeit muſte Siſyphus, nach der Mythologie, in der Hölle beſtändig einen groſſen Stein einen Berg hinan wältzen, und da er, wenn er bis an die Spitze gewältzet war, allezeit wieder herunter wolte, ſeine Arbeit beſtändig widerholen. Der öftern abſcheulichen Verwandlungen, wovon ein paar Exempel im vorhergehenden §. befindlich ſind, will ich nicht gedenken. Von den Göttern nehmen ſie ſonderlich viele Gründe für die Tugend, und wider die Laſter her, in dem ſie immer, entweder vom Gröſſern zum Kleinern, oder vom Kleinern zum Gröſſern ſchloſſen. Leichtſinnige brauchten wohl zuweilen, wie ſolches auch mit unſerer Religion

non

von manchen geſchiehet, die mythologiſche Religion zur Entſchuldigung ihrer Fehler. Dieſes that Byblis, als ſie ſich in ihren Bruder Caumus, verliebt hatte. Sie ſagt:

De nempe ſuas habuere ſorores;
Sic Saturas Opim iunctam ſibi ſanguine duxit,
Oceanus Thetyn, Junonem rector Olympi.
Ovid. Metam. L. IX.

Alſo ſagt Ovid in der Elegie an den Auguſt, daß viele Wohllüſtige in den Tempeln der Götter, wegen deren Exempel, ihre Begierden entſchuldigen könnten. Er ſagt:

Quis locus eſt templis auguſtior? hæc quoque vitet,
In culpam ſi qua eſt ingeniosa ſuam.
Cum ſteterit Jouis æde Jouis ſuccurrit in æde,
Quam multas matres fecerit ille Deus.
Proxima adoranti Junonia templa ſubibit,
Pellicibus multis hanc doluiſſe Deam.
Pallade conſpecta, natum de crimine virgo
Suſtulerit quare quæret Erichtonium?
Venerit in magni templum, tua munera, Martis:
Stat Venus victori iuncta viro ante fores.
Iſidis æde ſedens, cur hanc Saturnia, quæret,
Egerit Jonio Boſporioque mari?
In Venere Anchiſes, in Luna Latinius heros,
In Cerere Jäſion, qui referatur, erit.

6 §.

Endlich hatte die Mythologie bey den Heydniſchen Dichtern den Nutzen, daß ſie ſich und ihre Gedichte dadurch bey dem Volcke in großes Anſehen ſetzten. Es iſt einem Dichter unumgänglich nöthig, daß er bey denen, welchen er durch ſeine Gedichte nützen will, in Anſehen ſtehe. Ich habe nicht nöthig, dieſes hier zu beweiſen.

weiſen. Ich will nur zeigen, wie ſehr ſich die alten Dichter durch den Gebrauch der Mythologie in Anſehen ſetzten. Da die Mythologie lauter uralte, höchſt wunderbare und mit Göttern und Göttinnen vorgefallene Begebenheiten in ſich enthielt, und dieſelben niemand ſo genau zu erzehlen wuſte, als die Dichter: ſo muſte nothwendig das Volk auf die Meynung gerathen, ihre Dichter hätten eine genaue Gemeinſchaft mit den Göttern. Und da dieſe es auch in ihren Gedichten überall ſo künſtlich anzubringen wuſten, daß ſie des unmittelbaren Beyſtandes der Muſen, des Appollo der Venus und anderer Götter, genöſſen, andere Leute aber ſich dergleichen nicht rühmen könnten: ſo ward der Pöpel in ſeiner Meynung immer mehr und mehr beſtärckt. Daher kam es denn, daß ſie die Dichter ſo hoch ſchätzten, ja ſie gar für ein Geſchlecht der Götter hielten. Daher kam es auch, daß dem Homer in Griechenland nach ſeinem Tode göttliche Ehre angethan und im Tempel Säulen und Ehrenbogen aufgerichtet worden. Die alten Dichter vergaßen nicht, wenn Sie etwas wichtiges ſchreiben wollten, die muſen und andere Götter um Hülffe anzuruffen.

Μῆνιν ἄειδε θεὰ Πηληϊάδεω Ἀχιλῆος,

ſagt Homer gleich im Anfange ſeiner Ilias. Und Virgil bald im Anfange ſeiner Aeneis:

Muſa mihi cauſas memora, quo numine læſo.

Dadurch und durch andere dergleichen Kunſtgriffe, erhielten ſie was ſie ſuchten, daß man

nämlich

nämlich von ihnen glaubte, sie hätten eine genaue bekantschafft mit den Göttern, und diese hülfen ihnen in ihrem Dichten unmittelbar. Aus allem nun was ich bishero angeführet habe, erhellet deutlich, wie nöthig und nützlich die Mythologie den alten Dichtern zu ihren Absichten gewesen ist.

7 §.

Alle diese Absichten haben aber auch unsere heutigen Dichter bey ihren Gedichten nöthig. Sie müssen sich bemühen nicht nur das wunderbare und wahrscheinliche in ihren Gedichten einzumischen, sondern auch beydes geschickt mit einander zu verbinden. Sie müssen trockene und bittere wahrheiten, in angenehmen und deutlichen Bildern vorstellen können: Sie müssen Völcker und Sitten durch ihre Gedichte unterrichten und beßern. Durch alles dieses aber die gewünschte Würckung hervorzubringen, ist endlich auch nöthig, das sie in Ansehen stehen. Denn ein Lehrer und Sitten verbeßerer ohne Ansehen hat noch niemals etwas besonderes geleistet. Man siehet also, daß die heutigen Dichter ebenfalls die Absichten haben müßen, zu deren Einrichtung sich die Alten der Mythologie, als eines höchst bequemen Mittels, bedienekten. Daher müßen sie sich denn auch um tüchtige Mittel bemühen, solche Absichten zu erlangen. Wenn sie also dieselben in der Mythologie finden, so ist kein Zweiffel, daß sie verbunden sind, dieselben zu ergreifen. Dieses nun zu unter suchen, ob nemlich die Mytho-

logie unſern heutigen Dichtern, in Anſehung nur erwähnter fünff Stücke, oder ſonſt, vortheilhaft ſeyn kann, iſt itzo mein Vorhaben.

§ 8.

Wenn man die beſchaffenheit der Mythologie aufmerckſam erwäget, und ſie gegen die itzigen Zeiten, Sitten und Völcker hält: ſo wird man gewahr, daß ihr Nutzen bey den heutigen Dichtern gegen den Nutzen welchen ſie den alten Dichtern ſchaffte, ein ſehr geringes Verhältniß hat, und daß ſich die erſtern ſehr betrügen würden, wenn ſie dieſelbe ſo, wie dieſe zu Erreichung beſagter Abſichten ſehr bedienen wollten. Ich will mich näher erklären. In der Mythologie ſind ſolche wiederſinniſche, und aller vernunfft zuwieder laufende Erzehlungen enthalten, daß man kaum glauben kann, daß itzo, in Europa wenigſtens, noch ein einziger Menſch ſo blödes Sinnes iſt, daß er ihnen einigen Glauben zuſtellen ſollte. Zum Exempel können die ganz unglaublichen Verwandlungen, die einem Gotte höchſt unanſtändigen Handlungen, welche in der Mythologie von ihnen erzählet worden und d. gl. m. dienen. Wo lebt wohl itzo ein Menſch, welcher die Einfalt beſitzet, zu glauben, daß ehemals ein Menſch oder ein Thier, oder ein lebloſes Ding in den Himmel genommen und unter die Sterne geſetzet worden wäre, ſo das z. E. etliche Sterne einen Bär, etl. einer alten Königin, Caßiope ja etl. eine Leyer, und andere andere Menſchen oder Thire ſeyn ſolten? der Heydniſche Pöbel war

war ſehr einfältig und es war genug, daß es die Poeten ſagten, dieſes bedeute dieſes oder jenes, ſo glaubten ſie es. Bey uns, da Weltweisheit und Offenbarung unſerem Pöbel die Augen längſt aufgethan haben, würden dieſe und dergleichen Fabeln, wenn ſie in Ernſte vorgebracht würden von ſchlechter Würkung ſeyn. Was alſo den heydniſchen Dichtern in Anſehung des Wunderbaren groſſe Dienſte that, daß wurde öfters bey unſern Dichtern abgeſchmackt, und unter dem gemeinſten Pöbel vielmals zum Gelächter werden, weil es, in unſern erleuchteten Zeiten aller Wahrſcheinlichkeit, deren genaue Beobachtung in der ganzen Dichtkunſt unumgänglich nöthig iſt, zu wieder wäre. Schon bey den Römern verbot der groſſe Kunſtrichter und Dichter Horaz, die unwahrſcheinlichen mythologiſchen Erdichtungen unter andern in den Schauſpielen:

Ficta voluptatis cauſa ſint proxima veris
Nec, quodcunque volet, poſcat ſibi fabula credi:
Neu pranſæ Lamiæ vivum puerum extrahat alvo.

In arte Poetica

Um wie viel weniger laßen ſich nicht alſo ſolche ungeheure Erdichtungen in unſern Gedichten anbringen. Ja nicht einmal alles was dem Wahne und der Sage bey unſerm Pöbel gemäß iſt, ſchickt ſich für unſere Dichter, wie ſolches Herr J. A. K. in dem 30ſten Stück der Leipziger critiſchen Beyträge gezeiget hat, wo man hiervon mehr nachleſen kann.

9. §.

Uber dieſes ſo leidet es auch unſre Religion

nicht, daß man sich zu sehr mit dem heydnischen Fabelwercke, welches den christlichen Lehren grösstentheils im höchsten Grade zuwider ist, vermenge. Wenn ein christlicher Poet von den vielen Göttern, von ihren höchst ungöttlichen Handlungen u. dgl. so im Ernste, wie die alten heydnischen Poeten, reden wolte, so würde man ihn, wo nicht allezeit für einen vollkommenen Gotteslängner oder Gotteslästerer, doch gewiß für wahnwitzig und unsinnig halten müssen. Die fast unzähligen Liebeshändel Jupiters, und andre unsinnige Erzählungen von ihm und andern Göttern, sind zu unsern Zeiten so abgeschmackt und schändlich, daß ein Christ ohne Entsetzen nicht dran würde denken können, wenn ein heutiger Dichter dergleichen bey dem allervollkommensten Wesen, in welchem wir die wahre und einzige Gottheit verehren, auch noch so künstlich und versteckt anbringen wolte. Ja wenn wir auch nicht Christen wären, sondern unsre Zeiten bloß durch eine gesunde Weltweisheit wären aufgekläret worden, so würde man doch solche Dinge sehr verabscheuen. Und wenn man auch überhaupt betrachtet, daß die Mythologie bey den Alten, die Stelle der Religion vertreten hat: so fällt es so gleich in die Augen, daß, da unsere Religion auf ganz andern Gründen beruhet, als die Mythologie, diese neben jener unmöglich zu solchen Absichten gebraucht werden kann, zu deren Erreichung sie den Alten behülflich war. Die Mythologie ist bey uns Christen nichts, als ein leeres Gewäsche, dessen Ungrund auch dem niedrigsten

Pöbel in die Augen fällt, da sie hingegen bey dem alten heydnischen Volcke fast in so grossem Ansehen stund, als bey uns die Religion steht. Gesetzt auch, daß bey uns ein Dichter solche abgeschmackte mythologische Fabeln nicht in solchem Ernste vorbrächte, als die alten heydnischen Dichter; gesetzt, daß er sie nur zuweilen als Erläuterungen mit einstreuete: so kann er doch fast nicht behutsam genung verfahren, daß er nicht die Reinigkeit der christlichen Lehre, mit dem thörichten Wuste des Heydenthums beflecke, und dem allzuwilligen Pöbel das Gift der gefährlichsten Irrthümer mit dem Zucker angenehmer Erdichtungen unvermerckt beybringe.

10. §.

Es würde auch öfters der Ehrbarkeit und der Tugend überhaupt, ohne Absicht auf die christliche Religion, zuwiderlaufen, wenn man sich der ganzen Mythologie, und zwar so, wie die alten Dichter, in den heutigen Gedichten, bedienen wolte. Bey den Heyden, wo vieles, was bey uns Fehler und Laster sind, erlaubte Dinge, ja wohl gar Tugenden waren, ging es an, daß die Poeten in ihren Gedichten allerley aus der Mythologie vorbringen konnten, welches, wenn es von unsern Poeten so vorgebracht würde, zum grösten Aergernisse gereichte. Die alten Heyden hatten fast kein Laster unter sich, welches nicht nach der Mythologie seinen Gott hatte, und von ihm geschützet, und als ein Gottesdienst aufgenommen wurde. Also war Venus die Göttin der Wohllüste. Merkur der Gott der Diebe u.

ſ. w. Ja ihre Götter ſelbſt begingen faſt alle mögliche Schandthaten. Jupiters Ehebrechereyen und Hurereyen ſind faſt unzählich. Dem ungeachtet aber fehlte ſo viel, daß die alten griechiſchen und römiſchen Dichter unrecht thaten, wenn ſie dergleichen Begebenheiten, aus lauter Ehrfurcht in ihren Gedichten an gehörigen Orten vorbrachten, daß ſolches vielmehr zu ihren Abſichten höchſtnützlich war. Wenn nun ein itziger Poet, aus Hofnung, er werde ſich eben dergleichen Stücke aus der Mythologie in ſeinen Gedichten mit Nutzen bedienen können, auch ſolche ſchöne Sachen im Ernſte vorbringen wolte, ſo würde er ſich gewaltig betrügen. Er würde Tugend und Ehrbahrkeit beleidigen, und alſo ſeinem vornehmſten Zwecke zuwider handeln, geſetzt, daß er auch einige Abſichten dadurch erreichte. Doch ich will hiervon nichts mehr ſagen, weil dergleichen Mißbrauch der Mythologie bey unſern heutigen Poeten, wenigſtens bey denen, welche deutſche Verſe ſchreiben, nicht mehr ſehr gewöhnlich iſt.

11. §.

Viel ſchädlicher aber iſt ihr Mißbrauch in Anſehung deſſen, da unſere Gedichte durch dieſelbe den meiſten Leſern ſehr dunckel gemacht werden. Der Inbegriff aller mythologiſchen Fabeln iſt ſo groß und verwirrt, dabey aber auch in den itzigen Zeiten denen, welche die alten heydniſchen Dichter nicht leſen mögen, auch ſich ſonſt nicht ſehr um die Poeſie bekümmern, ſo unnütze, daß die Anzahl derer Gelehrten, welche ſie vollkom-

men

men inne haben, ſehr klein iſt. Unter den Ungelehrten aber weiß, auſſer den Malern und Bildhauern, niemand etwas davon; und dieſen ſelbſt ſind auch nur die vornehmſten Sachen ſo überhin bekannt. Wie ungereimt würde es demnach ſeyn, wenn ich mich zur Erreichung verſchiedener Abſichten, bey Verfertigung eines Gedichts, ſo unbekannter und den meiſten Leſern räthſelhaffter Dinge bedienen wolte! Wenn man öfters auf die Anſchmidung der Andromeda an einen Felſen: auf die Verwandlung des Ceyx in eine Lerche; und der Halcyon in einen Eisvogel, und auf das Urtheil über den Ixion, nach welchem er in der Hölle beſtändig ein Rad mit Schlangen herum drehen muß. Wenn man, ſage ich, auf dieſe und andere dergleichen mythologiſche Erzählungen in den Gedichten öfters Anſpielungen machen wollte; ſo würde man dieſe dadurch gewiß zu lauter Räthſeln machen. Man kann gar wohl erhabene und prächtige Gedichte machen, und demnach dieſer Dinge dabey entbehren. Pietſch und Opitz haben es unter andern bewieſen. Opitzens Gedicht auf den König Ladislaus iſt längſt für ein Muſter eines vollkommenen Lobgedichtes gehalten worden. Und Pietſchens Heldenode auf den Eugen hat auch den Beyfall der Kenner erhalten: und demnach ſiehet man weder in dieſer, noch in jener, daß Pietſch und Opitz erſt ihre Gedichte durch mythologiſche Räthſel haben verdunckeln müſſen, wenn ſie haben wollen erhaben ſchreiben.

12. §.

Aus allem dem, was ich zu Vermeidung der Mythologie in unſern Gedichten angeführet habe, folgt noch nicht der Schluß, daß ich unſere Dichter aller Mittel, durch welche ſie zu ihrem Zwecke gelangen können, berauben wollte. Nein, dieſes wird niemals meine Abſicht ſeyn, ſo lange ich Dichter und Gedichte für etwas edles und nützliches halten werde. Meine Abſicht iſt nur, ihnen den Gebrauch der falſchen Mittel, durch welche ſie den wahren Zweck der Dichtkunſt nur hindern, abzurathen, ſo wie ich ihnen im Gegentheil die wahren Mittel höchlich anpreiſſe. Da nun dieſe in genugſamer Menge vorhanden ſind, ſo werden ſie ſich auch keiner poetiſchen Theurung zu befürchten haben, wenn ſie ſich auch gleich der Mythologie nicht eben ſo häufig bedienen werden. Wir können durch ſolche Mittel, welche wir häufig in Händen haben; und deren viele bey den alten Dichtern unbekannt und unbrauchbar waren, in unſern Gedichten das Wunderbare, das Wahrſcheinliche, das ſinnlich Ergötzende, das Erbauende und das, wodurch wir uns in Anſehen ſetzen können, eben ſo wohl anbringen, als die alten heydniſchen Dichter. Es gehen täglich in der Welt wunderbare Begebenheiten vor, deren Beſchreibung oder Nachahmung unſern Zweck, in Anſehung des Wunderbaren, gar leicht befördern kann. Wir dürfen nur auf die Natur der Sachen, auf die Sitten und Gebräuche und den Lauf der Welt achtung geben, ſo wird es

es uns an demjenigen, was uns zu Beobachtung der Wahrſcheinlichkeit nöthig iſt, niemals fehlen. Tauſend natürliche Dinge, menſchliche Handlungen, Gemüthseigenſchaften, Affecten und d. gl. ſtehen uns zu den lebhafteſten Abſchilderungen zu Dienſte; ja wir können Perſonen und Begebenheiten erdichten, ſo viel wir wollen, und haben alſo gar nicht nöthig, unſern Leſern in unſern Gedichten mythologiſche Abentheuer vorzumalen, wenn dieſelben unſerm Zwecke aus beſondern Urſachen zuwider ſind. Alſo giebt uns auch die Moral und die Hiſtorie unzählige Mittel an die Hand, unſere Leſer durch die Gedichte zu erbauen. Eine tiefe Einſicht in die menſchlichen Gemüther und Neigungen macht einen Dichter geſchickt genug die Menſchen und Sitten zu beſſern: die Erkenntniß der Eigenſchaften GOttes, ſo wohl aus der natürlichen als geoffenbarten Religion; und überhaupt eine gute Wiſſenſchafft, um die menſchliche Glückſeligkeit und die Mittel, dieſelbe zu erlangen, erſetzt den Nutzen der Mythologie in Anſehung der Erbauung tauſendfach. Die Fabeln ſind vor andern hierzu ein höchſt bequemes Mittel, und wie glücklich dieſelben dazu angewendt werden, dieſes hat der vortrefflichſte deutſche Fabeldichter der geſchickte Hr. M. Gellert, in ſeinen Fabeln längſt gewieſen. Was endlich das Anſehen betrifft, in welchem ein Dichter ſtehen muß, ſo wird er ſich ſolches gewiß dadurch nicht zuwege bringen, wenn er ſeinen Leſern den Wahn beyzubringen ſuchte, daß er eine Gemein-

ſchafft mit den Göttern hätte. Nichts, als der Ruhm der Tugend und der Gelehrſamkeit, kann ihn in den itzigen erleuchteten Zeiten in Anſehen ſetzen. Dieſes beydes muß er in ſeinen Gedichten, doch ohne Pralen und Pedanterey, ſeinen Leſern zuverſtehen geben, daß er es beſitze: nochmehr aber ſolches durch ſeine Handlungen bezeugen. Es erhellet alſo deutlich, daß unſere Dichter bey Vermeidung allzuvieler mythologiſcher Gewürze ihrer Gedichte gar nichts verlieren, was ſie zu Erreichung ihres Endzweckes ſtets behalten müſſen.

13. §.

Ich darf alſo nicht erſt den allgemeinen Einwurf, daß die Mythologie doch eine groſſe Zierrath in der Poeſie wäre, weitläuftig ablehnen. Die Zeiten ändern ſich, und mit ihnen auch die Sitten, Völcker und Begebenheiten. Was bey den alten Heyden zu Erreichung des Wunderbaren, des Sinnlichen des Erbauenden u. d. gl. diente, das dient bey uns nicht ſtets dazu, wie ich bereits gezeiget habe. Und wie will dasjenige ein Zierrath in Gedichten ſeyn, was unbekannt und dunckel iſt? Die meiſten mythologiſchen Namen und Anſpielungen, ſind leere Töne, bey welchen ſich zu unſern Zeiten nichts dencken läßt; und wenn man ſich ja noch etwas darunter vorſtellen will, ſo kommt es erſtlich ſehr gezwungen heraus, und hernach ſo wird meiſtentheils die gröſte Einſicht in die Mythologie dazu erfodert, wenn es einen Verſtand haben ſoll. Auf ſolche Art aber müſ-

ſten

sten dunkle und unbekannte Sachen durch andere dunkle und unbekannte erkläret werden können, welches aber eben so unmöglich ist, als wenn ich ein finsteres Zimmer mit einer ausgelöschten und noch rauchenden Fackel erleuchten wollte.

14. 4.

Was ich in der bisherigen Ausführung zu Vermeidung der Mythologie angebracht habe, das erstrecket sich noch lange nicht so weit, daß man sie gar aus unsern Gedichten verbannen sollte. Nein, einen eingeschränkten Gebrauch derselben, haben schon längst verschiedne geschickte Kunstrichter von den Dichtern verlangt, aber ganz und gar haben sie ihn niemals verdammet. Herr Bodmer hat in seiner Abhandlung vom Wunderbaren im siebenden Abschnitte gar vernünftige Gedanken davon, wie wohl ich ihm in einigen Stücken, wo er seine allzu grosse Begierde, den ausschweifenden Milton in allen zu entschuldigen, zu sehr hat blicken lassen, nicht recht geben kann. Was seine Beschuldigung Opitzens anbelangt, so bin ich mit ihm einig, daß er in seiner Hercinia die Mythologie zu hoch getrieben hat. So sehe ich auch nicht, was sein Lobgedicht auf den Kriegsgott Mars sagen will. Entweder hat er den Krieg selbst loben wollen oder den Gott des Krieges; daß aber das erstere eben nicht sein Endzweck gewesen seyn mag, siehet man aus dem ganzen Gedichte, in dem er wenig darinnen anbringt, was den Krieg selbst betrifft. Und hätte er auch den Krieg loben wollen, so würde es

ja wohl ihm viel anſtändiger geweſen ſeyn, wenn es ihn, als den Krieg ſelbſt, und nicht in der verſtellten Perſon des Mars, gelobet hätte. Hat er aber den Gott des Krieges loben wollen; warum hat er nicht den wahren einigen GOtt gelobet, welcher wie über alle Sachen, alſo auch über den Krieg, GOtt iſt? Dieſes würde ſich für ihn und unſre Zeiten geſchickt haben: jenes aber läßt ſich an ihm gar nicht entſchuldigen, zumal da er alle die mythologiſche Fabeln vom Mars u. ſeine Liebeshändel mit der Venus, und ſonſt nichts ſonderlich rühmliches an ihm gelobet hat. Es hat mir, aus dieſer Urſache, die Anrede an den wahren GOtt des Krieges, in der ſchönen Ode des Hrn. Eberts, welche der Krieg betittelt iſt, weit beſſer gefallen, als Opitzens ganzes Lobgedichte auf den Mars. Er lautet alſo:

GOtt! der du die Welt regiereſt,
GOtt! der du die Welt bewegſt,
Frieden macheſt, Kriege führeſt,
Völcker ſegneſt, Völcker ſchlägſt,
GOtt der Fürſten! GOtt der Krieger!
Der Beſiegten und der Sieger! u. ſ. w.

In der Abhandlung von den Scheinwörtern in der deutſchen Sprache, welche im vierten Stück der Greifswaldiſchen critiſchen Verſuche befindlich iſt, iſt der gebrauch des Wortes Schatten, ſo fern man es für abgeſchiedene Seelen nimmet, u. in manchen Fällen des Worts Tod, bey den Dichtern verworffen. Aber mich dünckt der Hr. Verf: hat hier allzuſehr philoſophirt, und philoſophiſche und poetiſche Ausdrückungen nicht

gnugsam von ein ander unterschieden. Der gemeine Mann stellt sich unter den abgeschiedenen Seelen und dem Tode etwas mit seiner Phantasie vor, und von diesem reden die Dichter, damit sie die Sache, so viel möglich sinnlich machen: ob sie gleich nichts anders, als die würcklichen Seelen als Geister, und den Tod als die Endigung des Lebens, darunter verstehen. Und wer will ihnen das verwehren, ohne sie zugleich unzählicher Vortheile zu berauben. Wenn sich nur ihre Gefälligkeit gegen den Wahn nicht weiter erstreckt, so wird sie eben nichts schädliches nach sich ziehen.

15 §.

Ich habe gesagt daß die Mythologie von unsern Dichtern noch zum Theil, und auf gewisse Art gar wohl gebrauchet werden kann. Und dieses geht überall an, wo es die oben angeführten Ursachen nicht verbieten, sondern vielmehr der Zweck eines Gedichtes es erfodert. In so fern man nicht abgeschmacktes, widersinnisches und unglaubliches Zeug, der Religion und den Sitten überhaupt nichts nachtheiliges, und nichts dunckles und räthselhafftes vorbringt, kan man sich der Mythologie garwohl bedienen. Wenn also ein berühmter Held, oder sonst etwas merckwürdiges aus der Mythologie bekannt wäre, so könnte man sich der Beschreibungen und Abschilderungen davon mit Nutzen bedienen. Man kann den Eifer der alten Heyden in ihrer Religion, und in sorgfältiger Verehrung ihrer Götter dem

ſchlechten Eifer unſrer Mitbürger in ihrer Religion, entgegen ſtellen, und alſo durch Erzählung vielerley mythologiſcher Sachen, ſie zu beſchämen und dadurch zu beſſern ſuchen. Ein vernünftiger Dichter wird ſchon ſelbſt alles zu ſeinem Nutzen anzuwenden wiſſen. In Fabeln und im Scherze iſt der Gebrauch der Mythologie völlig erlaubt. Denn in den erſten iſt ohne dieß niemals etwas wahres, in ſo fern es eine Erzählung iſt, enthalten: wenn man ſich aber derſelben zum Scherze und in die Ironie bedienet, ſo fällt das Schädliche und das Anſtößige von ſich ſelbſt weg. Lucian hat ſich derſelben in Anſehung des letztern, in ſeinen Geſprächen mit dem erwünſchteſten Nutzen bedienet, und doch nichts weniger dadurch verrichtet, als die Gemüther verderbet. Unſere Zeiten möchten ſich glücklich ſchätzen, wenn ſie viel glückliche Nachahmer, des Lucian aufzuweiſen hätten.

16 §.

Bey dieſer Einſchrenckung des Gebrauchs der Mythologie in unſern Gedichten, darf man wie geſagt, nicht befürchten, es werde ein Mangel an poetiſchen Hülfsmitteln entſtehen. Man wird in den Oden Begeiſterungen, Entzückungen, unerwartete Bilder und erhabene Gedancken aus anderen Quellen, ſo wohl als die alten Dichter aus der Mythologie herholen und anbringen können. Unſre Religion und Sitten lehre geben uns eben das an die Hand, was bey jenen die Mythologie leiſtete. Die Schäffergedichte können

nen

nen völlig ihre alte Gestalt und Einkleidung behalten, weil auch bey den Alten keine Mythologie dazu nöthig war. Eben so verhält sichs mit den Elegien, Satiren und Lehrgedichten, Gemüthsbewegungen, Neigungen Abschilderungen der Laster, können ohne einige Mythologie angebracht werden. In dem Heldengedichte hat man, zu Erreichung des Wunderbaren, nicht der Erdichtung der Götter nöthig. Es muß in der berühmten Handlung des Helden, welche man besingt, selbst dasjenige enthalten seyn, was Gelegenheit zum Wunderbaren geben kan. Ausser diesem ist er kein würdiger Held. Die Anrufung der Götter in Helden Gedichten kann mit vielerley andern Anruffungen vertauscht werden. Man kann den wahren Gott, die Seelenkräfte u. d. al. anruffen, wie schon unterschiedene christliche Dichter gethan haben. Also hat der geschickte Herr J. F. W. in seinem sehr schön angefangenen komischen Heldengedichte, den Renommisten, den Geist der Schlägerey angeruffen:

Wirf einen Blick auf mich, du Geist der Schlägereyen!

Und was hätte sich auch hier vor eine Anrufung besser geschickt? Zu Lust und Frauenspielen ist es um so viel weniger nöthig, da es schon die alten Kunstrichter verworfen haben.

Nec Deus intersit, nisi dignus vindice nodus
Inciderit.

Hor.

17 §.

Es erhellet also deutlich, wie abgeschmackt noch

viele unſerer Dichter handeln, wenn ſie ihren Gedichten keinen beſſern Schmuck zugeben wiſſen als den, welchen ſie aus der Mythologie haben. Sie handelten eben ſo thöricht, als ein Frauenzimmer handeln würde, wenn es ſich einer vor hundert Jahren ſchon aus der Mode gekommenen Kleidung bedienen wollte, und ſich damit zu putzen gedächte. Die Mythologie iſt nunmehr gröſtentheils auch aus der Mode gekommen, und vieles, was an ihr vor dem ſehr ſchön war, das wird allen Vernünftigen itzo zum Gelächter. Wer ſeine Gedichte mit nichts mehr, als mit mythologiſchen Räthſeln zu verſchönern weis, der zeigt, daß er zwar Gedächtniß, aber keinen Witz hat. Denn das iſt keine Kunſt, ſchon erfundene Sachen von neuen anzubringen. Vornehmlich ſchweifen diejenigen, welche in der lateiniſchen Poeſie ihre Stärcke zeigen wollen, noch allzu häufig in die Mythologie aus: Das macht, ſie haben nichts, als heydniſche Dichter, welche alle voll Mythologie ſind, geleſen, und einen neuen Schwung wiſſen ſie ihrem lateiniſchen Pegaſus nicht zu geben, ſo groſſe Lateiner als ſie auch gemeiniglich ſeyn wollen. Solche Gedichte kann man auf keine andere Art mit Gelaſſenheit leſen, als wenn man ſie in das alte Heydenthum zurück ſetzt. Und demnach würde man den meiſten keine andern Dichter, als einen Lav oder Mäv, als Verfaſſer, zuſchreiben können.

****

Schreiben einer Hofdame an den Abt von Bellegarde. *

Mein Herr,

Es ist gewiß an dem, daß Leute, welche nichts zu thun haben, weder sich in Ruhe erhalten, noch andere darinnen laßen können. Obwohl das Leben, welches wir hier führen unruhig genug ist, und uns dieses auch angenehm vorkömmt, so finden wir doch auch Zeit, verdrüßlich zu seyn. Bey solcher Ruhe von Geschäfften hat uns die Begierde, etwas neues zu lesen eingenommen. Nachdem wir lange Materien gesucht haben, welche uns das gröste Vergnügen gäben, und am geschicktesten wären, die müßige Zeit damit zuzubringen, und unsere Unlust zu vertreiben, so haben wir uns bey dem guten Geschmacke aufgehalten. Wir haben uns auch einige Zeit über die Person berathschlagt, welche wir erwählen wollten, daß sie uns etwas über diese Materie schriebe. Da ich ihnen nicht schmeicheln will, so will ich ihnen ohne Umstände sagen, daß es der bloße Glücksfall hierinnen entschieden hat. Meine Schwester, und ich laßen einer grossen Prinzessinn, welche uns mit ihrer Freund-

* Diese Briefe sind aus den Lettres choisies de Messieurs de l'Academie Françoise sur toutes sortes de sujets, wegen ihres sittlichen Inhalts, übersetzt worden.

Freundschaft beehrt, und deren Rang und Verdienst wir unendlich schätzen, die Betrachtungen vor welche sie über das Lächerliche und über die Höflichkeit angestellt haben. Wir sind alle drey darinn einig worden, daß sie derjenige wären den wir suchten. Schreiben sie uns demnach etwas von dem guten Geschmack u. von dem verderbten Geschmacke; von den Mitteln ihn einzurichten; von den unterschiednen Arten und Kenzeichen des Geschmacks. Wir verlangen keine philosophische und nach allen Regeln der Kunst abgefaßte Abhandlungen von ihnen. Denn wir verlangen nichts, wobey wir viel nachsinnen brauchen; wir suchen uns nur zu belustigen. Handeln sie diese Sache auf eine leichte Art durch aus einander gesetzte Betrachtungen ab: wir werden uns um die Ordnung nicht bekümmern. Ubrigens wenden sie nichts durch eine verstellte Bescheidenheit ab. Eine Prinzeßin welche etwas wünscht, will, daß man ihr gehorche. Führen sie keine Entschuldigungen an. Denn ich werde keine annehmen. Setzen sie alles bey seit um zu thun, was man ihnen aufträgt. Man wünschte, daß man dieses in 3 Wochen haben konte, damit wir uns auf der Reise, welche wir thun wollen belustigen können. Man beschuldigt mich, das ich ungeduldig sey. Es ist wahr, daß ich es im höchsten Grade bin, so, das ich mir selbst und meinen Freunden dadurch beschwerlich bin. Ich will meine Fehler lieber bekennen als läugnen. Denn

kurz

kurz, daß sie es wissen, ich habe der Prinzeßin mein Wort gegeben, daß ich sie antreiben will zu thun, was sie wünscht. Dahero halten sie sich sehr geschwind und so bald, als sie können werden, dazu. Ich danke ihnen für die Bücher, welche sie mir geschickt haben. Sie haben mich sehr vergnügt. Ich glaube, daß ich ein Philosoph werden werde, denn ich finde viel Geschmack, wenn ich ihre Uebersetzung des Epitets lese, ob mir wohl seine Moral sehr rauh zu seyn scheint. Leben sie wohl, mein Herr, ich bin

Dero
unterthänige Dienerin
Marggräfin von N. N.

Versailles,
den 2. Marz.

Schreiben des Herrn Abts von Bellegarde an eine Hofdame, welche ihn um einige Betrachtungen über den guten Geschmack ersucht hat.

Gnädige Frau,

Ich werde ihnen mit vieler Aufrichtigkeit bekennen, daß ich mich gar nicht für fähig halte, demjenigen, was sie durchaus von mir fordern, so gleich eine Gnüge zu leisten. Ich bin nicht gewohnt, in Eil etwas zu verfertigen,

und ob es wohl scheint, daß ich auf eine leichte Art und mit grosser Flüchtigkeit schreibe, so ist es indessen doch wahr, daß mich das, was ich ans Licht stelle, viele Mühe und Arbeit kostet.

Um sie davon zu überführen, so will ich ihnen nur sagen, Gnädige Frau, daß, ehe ich ein Werk vornehme, ich alle alte, neue, griechische, lateinische Schriftsteller, welche sich in dieser Materie Mühe gegeben haben, mit Bedacht lese; ich durchgehe sie alle, um nur den Kopf mit Gedanken anzufüllen, welche mit der Sache, welche ich abhandeln will, einige Verwandschaft haben. Das ist die Methode, welche ich beobachte, wenn ich schreiben will, so, daß ich, da ich mich itzo, um meine Gesundheit wieder herzustellen, auf dem Lande befinde, kein Buch habe, oder nicht im Stande bin, davon mit einiger Aufmerksamkeit etwas zu lesen, nicht glaube, daß ich mit dem, was sie mir befehlen, wohl fortkommen werde. Das sind Entschuldigungen, Gnädige Frau, welche gerecht seyn werden, wenn sie sich mit Gründen wollen zufrieden stellen lassen. Aber sie sagen in einem gebieterischen Tone, daß sie gleich wollen Gehorsam geleistet wissen, und daß die Prinzessin, welche sie angetrieben hat, an mich zu schreiben, es nicht gewohnt ist, daß man ihr etwas abschlägt. Ich habe nichts dawider zu sagen: ich will ihnen gehorchen, Gnädige Frau. Ich will auf ein Gerathewohl schreiben, was mir über diese Materie einfallen wird, ohne eine genaue Lehrart, oder eine grosse Ordnung in acht

zu

zu nehmen; und will der freyen Art und der Unordnung folgen, welche man in den Betrachtungen wahrnimt, welche ich von dem Lächerlichen und der Höflichkeit mitgetheilet habe. Wofern ihnen bey einer vergnügten Stunde dieses Gnüge leistet; wofern sie auch nicht damit zufrieden sind, so bitte ich sie doch, Gnädige Frau wenigstens mit meinem Gehorsam und meiner blinden Aufopferung zufrieden zu seyn, welche ich für alles dasjenige, was sie mir zu befehlen belieben, beständig wiederholen werde,

Von dem guten Geschmacke.

Sie haben oft sagen hören, Gnädige Frau, daß man von dem Geschmacke nicht streiten müsse. Man wiederhohlt diese Grundregel alle Augenblicke, ohne zu wissen, was man sagt. Warum sollte man nicht darüber streiten, da es so vielerley närrischen und verderbten Geschmack und so vielerley Leute giebt, welche auf das Verkehrte verfallen, und allezeit die schlimme Parthey nehmen. Ich glaube, Gnädige Frau, daß sie von dieser gemeinen Grundregel nicht sehr überzeugt seyn mögen, weil sie mit so grossem Eifer wünschen einzusehn, worinn der gute Geschmack bestehe, und was ihn von dem bösen unterscheide. Sie kennen eine Dame, welche daran etwas angenehmes findet, wenn sie Blätter von Eichen, Siegellak, Kalk und Gips isset. Die Geschichtkunde melden von einem Menschen, welcher den Gesang der Nach-

tigallen nicht ertragen können, und durch das Quarren der Frösche ganz eingenommen worden. Damit er nun das Vergnügen an dieser Musik Tag und Nacht haben möge, so läßt er sich an das Ufer eines grossen Teiches, an einem wüsten und wilden und von Bäumen entblößten Orte ein Haus bauen, daß die Vögel nicht heran kommen möchten, weil ihr Gesang ihm nicht so angenehm war, als das verwirrte Geschrey der Frösche. Kann man mit einigem Grunde wohl dergleichen lächerlichen Geschmack billigen? Es ist also eine falsche Grundregel, welche sich bloß von dem Zufalle herschreibt, daß man über den Geschmack nicht streiten dürfe.

Der gute Geschmack hat einen grossen Umfang, und setzt seltne Eigenschaften voraus. Er schlägt in alles ein, und würzet alles: ist aber nicht so gemein, als man meynt. Tausend Menschen schmeicheln sich, ihn gereinigt zu haben, obwohl sie bloß ihrem Eigensinn und ihren Vorurtheilen folgen. Es ist fast unmöglich, diejenigen, welche hiervon eingenommen sind, wegen des natürlichen Widerspruchs, daß man dieses empfinde, dahin zu bringen, daß sie gestehn, man betrüge sich, man urtheile unrecht. Diejenigen, welche einen vortreflichen Geschmack haben, lassen sich durch ihre Eigenliebe nicht so bald verführen, und werden durch ihre Gaben nicht verblendet, so selten sie auch sind. Eine Person, welche schön ist, weiß zwar, daß sie schön ist, aber sie gesteht ganz frey, daß andre noch mehr Annehmlich-

lichkeit besitzen. Ein in seiner Kunst geschickter Mensch hält sich nicht für einen Phönix, und läst dem Verdienste anderer Gerechtigkeit wiederfahren. Der gute Geschmack richtet unsere Urtheile und unsere Gedancken wohl ein, und macht daß wir uns dessen, was wir sind, bewust sind.

Uber eben diese Materie.

Wollten sie wohl glauben, Gnädige Frau, daß der Geschmack mehr vom Herzen, als vom Verstande herrühre, ob wohl der meiste Theil der Menschen sich einbildet, daß er vielmehr eine Betrachtung des Verstandes, als eine Bewegung des Herzens sey. Der Geschmack folgt ordentlicher Weise unsrer Neigung und Begierde, daher kommt es, daß man in seinen meisten Geschäfften weniger nach der Vernunft, als nach dem Temperament verfährt. Wenn sie wollen, Gnädige Frau, daß ich ihnen meine Meinung mit ein paar Worten sagen soll, um die Leute vom guten Geschmack, von den andern zu unterscheiden; so halte ich dafür, daß der Geschmack vortreflich ist, wenn er durch die Vernunft eingerichtet wird, und daß diejenigen, welche nur ihrer Neigung, als Führerin folgen, ordentlicher weise einen verderbten Geschmack, haben denn sie sind einiger maassen den Thieren gleich, welche nur durch ihre Begierde und durch ihr Temperament etwas thun. Der gute Geschmack ist die Würckung einer richtigen und aufgeklärten Vernunft, welche in zwey-

felhaften, oder ungewiſſen Dingen ſtets die gute Parthey nimmt. Hierbey muß man ſich nicht mehr wundern, daß er ſo ſeltſam iſt, und daß tauſend Leute, welche ſich anſpornen, ihn vollkommen zu erlangen, ſich ſehr zur Unzeit damit ſchmeicheln. Aber ſie betrügen die Welt nicht lange Sie laſſen ihre Narrheit und ihren üblen Geſchmack bald blicken, wenn ſie ſich in das Urtheilen, oder Entſcheiden miſchen wollen. Und was ich noch unanſtändiger und lächerlicher finde, iſt, daß ſie ſchlechterdings wollen, man ſoll ihnen Beyfall geben, und ihrer Meinung ſeyn, ſo thöricht ſie auch ſeyn mögen. Ich bekenne indeſſen, daß ein jeder einen Geſchack nach ſeiner Art hat, ob er wohl in einen ſehr eingeſchrenckten Kreiß eingeſchloſſen iſt. Denn die ganze Welt hat nicht eine ſehr groſſe Einſicht. Wir müſſen dahero den Geſchmack anderer nicht gleich verwerffen, ob er ſchon dem unſrigen zuwieder iſt. Wenn wir die Gegenſtände in eben dieſem Geſichtspuncte und in eben dieſer Richtung, in welcher ſie ſie betrachten, ſähen, ſo würden wir finden, daß ihre Urtheile und Entſcheidungen richtig ſind. Ehe wir ſie nun verwerfen, ſo müſſen wir alle Gründe wiſſen, welche ſie ſo zu urtheilen, wie ſie thun; bewegen. Man könte ſich noch wohl bey aller dieſer Vorſichtigkeit irren. Denn es giebt bey jeder Sache viele widrige Umſtände, welche den Zuſtand verändern. Es iſt alſo eine große Verwegenheit, wenn man diejenigen tadelt, welche anders als wir, urtheilen. Man ſetzt ſich in Ge-

fahr, an den Tag zu legen, daß man einen verderbten Geschmack habe, indem man ihn an andern verwürft. Ich errinnere mich der Verwunderung, Gnädige Frau, welche an ihnen wahrzunehmen war, als ein gewisser Mensch von sehr geringem Stand, welcher aber ein grosses Glück erlangte, ob er wohl nur einen mittelmäßigen Verstand hatte, mit so grossem Hochmuth und Hartneckigkeit über eine Materie, welche er gar nicht verstund u. welche seinen Verstand weit übertraf, gegen die Meinungen eines Mannes von Verdiensten und einer hohen Gelehrsamkeit, welcher seine Gründe mit vieler Bescheidenheit vorgetragen hatte, stritte. Die Narren gaben diesem Rentmeister Beyfall, und liessen sich durch sein Geschrey und durch die Kühnheit in seinen Entscheidungen betäuben: aber sie, Gnädige Frau, sie konnten es nicht vertragen, und sich über ihren bösen Geschmack und eine so lächerliche Höflichkeit nicht genug wundern.

Man kan überhaupt sagen, daß niemand zu finden ist, welcher nicht an einer Sache einen Geschmack haben sollte. Selbst Leute vom untersten Pöbel, welche keine Auferziehung haben und dumm zu seyn scheinen, urtheilen in ihren Angelegenheiten richtig, und scheinen verständig zu seyn wenn es um ihren Vortheil zu thun ist, das Hauptwerck, ist, daß man sein Talent wohl kenne, und sich darnach untersuche, ohne über sein Vermögen etwas vornehmen zu wollen. Es

ſey entweder ein Mißvergnügen, Eigenſinn, oder Narrheit, man urtheilt doch von den wichtigſten Sachen, welche auch wohl über ſeine Fähigkeit ſind. Tauſend Leute gleichen dem Schuſter, welchen der berühmte Apelles vor würdig hielt, abzumahlen. Dieſer in ſeiner Handthierung geſchickte Mann fand an den Schuhen des Bildes einigen Fehler. Apelles hörte ſeine Gründe an, gab ihm Recht, und änderte, was er daran ausgeſetzt hatte. Aber als dieſer Handwerksmann auch die Geſtalt des Beins tadeln wollte, antwortete ihm der Mahler; mein Freund, ihr vergeßt euch; das, was ihr ſagt, geht über euren Verſtand.

Uber eben dieſelbe Materie.

Es ſcheint mir, Gnädige Frau, daß ich mich gar vergeſſe, u. zu weit von meinem Vorhaben entferne. Aber ich habe es ihnen gleich geſagt, daß ich mich der Freyheit bedienen werde, welche mir die Beſchaffenheit der Briefe giebt, ohne einige Ordnung in Acht zu nehmen, und ohne zu unterſuchen, ob das, was ich in einer Stelle ſage, in einer andern beſſer angebracht ſeyn würde; kurz, ſo daß ich allen Zwang und alles knechtiſche Weſen, welches eine genaue und regelmäßige Methode erfodert, verbanne.

Der Geſchmack hat in dem gröſſeſten Theil menſchlicher Handlungen einen Einfluß. Er beſtimmt zu einer Lebensart mehr, als zu einer

andern. Einige finden den Geschmack an der Musick, und an dem Wohlklange; andere von einem hitzigen Temperamente lieben etwa schwermendes, das Schwermen der Trompeten und Trommeln beseelt sie. Wenn sie fragen wollten, warum so viel Leute Verrichtungen über sich nehmen, welche ihnen verdrüßlich zu seyn scheinen; so könnte man keinen andern Grund davon angeben, als daß sie ihrem Geschmack und ihrem Gutdüncken folgen. Denn sie könnten eine andere Handthierung ergreiffen. Allein niemals wird man sich beßer zu etwas entschliessen, als wenn man seiner Neigung folgt. Denn man ist fast jederzeit bey allen glücklich gewesen, was man mit Geschmack gethan hat. Der Geschmack zieret alles aus. Was die Kunst und Erfindung herfür bringt, das ist nur durch die Ordnung, welche der gute Geschmack in seiner Gewalt hat, schon dieses erhebt eben die Schilderung der Caraschen und Titier und anderer berühmten Mahler über die mittelmäßigen Mahler. Dieses macht es, daß die Musick des Lullius so gesucht wird, der Geschmack zeigt sich so gar in Kleinigkeiten. Gewiße Weibespersonen dücken sich in geringer Kleidung, weil sie darin ein gutes äusserliches Ansehen haben, mehr zu seyn, als andre in ihren mit Gold besetzten, und reich gestickten Kleidern weil sie keinen guten Geschmack haben. Ob man sich wohl fürchtet zu bestimmen, daß er bloß von der Einbildung oder Phantasie herrühre. Er ist etwas würkliches: man empfindet etwas ge-

wisses, ich weiß nicht was, welches Vergnügen erweckt, und welches man nicht wohl erklären kann. Es gehört für den Geschmack, was man von den Farben, dem Geruche, den Wissenschafften, den Kleidern, den Gebäuden, den Wercken der Kunst und Natur urtheilt. Sie dient uns zur Führerin, und führt uns auch in allem. Die Natur ist eine Art der Uebereinstimmung, welche durch verschiedene Verbindungen in unsern Sinnen, in unsrer Seele, in unsrer Vernunft, in unsern Herzen einen Eindruck macht. Sie ist der Ursprung aller unsrer Leidenschafften welche aus der Verhältniß, welche sich zwischen unsern Sinnen und ihren Gegenständen findet, entstehen. Sie ist diejenige Verwandschafft und Sympathie, welche die angenehmen Empfindungen verursacht. Die Sympathie bestehet in einer gewissen Lage eines Gegenstandes in Ansehung eines andern Gegenstandes. Eine gewisse Verbindung des Klangs und unterschiedener Thöne, welche eine Verhältniß mit dem Werckzeuge des Gehörs haben, erwecken das Vergnügen in uns, welches der Wohlklang und eine Musick, die sich wohl hören läßt, herfürbringt. Eben so macht die Vermischung der Speisen, der Brühe, der Würze, wenn alles wohl zugerichtet ist, das was man an gewissen Leckerbissen, welche wegen ihrer Lieblichkeit allen, die einen guten Geschmack haben, gefallen, reitzendes findet.

Wie nun die Werckzeuge in den meisten Menschen verschiedentlich zusammen gesetzt sind, so

würcken

würcken auch die Vorwürfe verschiedentlich in ihre Sinne. Dieses verursacht den natürlichen Abscheu, welchen man an einigen Personen bemerkt, welche den Anblick und die Annäherung gewisser Vorwürfe nicht vertragen können, der Geruch vom Taback, welcher itzt so sehr Mode ist, und dessen man sich, auch so gar unter dem Frauenzimmer so häuffig bedient, erweckt bey einigen so viel aufsteigende Dünste, daß bißweilen die Ohnmacht erfolgt. Der Geruch vom Weine, welcher die meisten Menschen ergötzt und stärckt, bringt andere zum Brechen und entkräftet sie so, daß sie in Ohnmacht fallen. Der Zimmet, die Nelcken, der Zucker, die Erdäpfel, Morcheln, Schwämme, welche, so zu sagen, die Seele wohlschmeckender Speisen sind, welche sie heben, welche ihnen das, was sie annehmliches und liebliches haben, geben, sind denjenigen zuwider, welche nicht daran gewohnt sind, und welche eben so wenig davon kosten können, als wenn es Gift wäre. Hierinn ist es eigentlich an dem, daß man mit Grunde sagen kann, man solle nicht über den Geschmack streiten, weil einerley Vorwürfe verschiedene Empfindungen nach den verschiedenen Lagen des Gefässes verursachen, und weil das, was nach einiger Geschmack ist, bey andern einen Ekel und eine Art von Schmerz erweckt.

Das ist, Gnädige Frau, eine Weltweißheit, in welcher sie wohl bewandert seyn werden. Es ist schon lange daß sie in allen diesen Geheimnissen sind unterrichtet worden, daß nun in des Carte-

sius

sius oder Gessendes oder in anderer neuen Weltweisen Schriften nichts wunderbares ist, welches ihnen unbekannt wäre.

Es verursachen aber nicht nur die verschiedenen Berührungen in dem Werckzeuge des Geschmacks unterschiedene Empfindungen, es ist wahrscheinlich, daß andre Vorwürfe fast eben diese Wirckung thun. Vielleicht scheint dem Sosias etwas weiß zu seyn, was von dem Achilles mit einer andern Farbe wahrgenommen wird. Auch macht vielleicht das Zeichen zum Treffen einen Verzagten bleich und zitternd, und verdoppelt den Muth eines Muntern. Kurz man kann nichts gewisses entscheiden, da die Augen nichts anders sind, als auf verschiedene Art verfertigte Gläser, welche die Farben ihrer Gegenstände verändern. Es verhält sich mit den Sinnen, wie mit dem Verstande, welcher über eine jede Materie denckt, diejenigen, welche eine richtige und zärtliche Empfindungskraft haben, erkennen die Sachen mit richtigen Gedancken, und so, wie sie an sich selbst sind. Ein geringer Verstand hält sich nur bey der äusserlichen Beschaffenheit der Gegenstände auf. Ein subtiler Verstand bezeigt sich klug, befreyt sich von den leeren Einbildungen. Der Unterscheid, welcher sich unter beyden findet, kommt von der Lage der Werckzeuge und dem verschiedenen Temperament, von den Fäsern im Gehirn, und von dem her, womit es erfüllt ist. Ich bin völlig der Meinung eines ansehnlichen Mannes, welchen sie kennen, Gnädige Frau,

und

und welcher so viel schöne Wercke ans Licht gestellt hat. Dieser sagt, daß die Lebhaftigkeit und der gesunde Verstand, die Zärtlichkeit und die Stärcke wesentliche Eigenschaften einer vortreflichen Seele sind. Daß diese Eigenschaften von einem wohlgebildeten und wohl eingerichteten Haupte, von einem wohlgemäßigten und mit einem zärtlichen Wesen erfülltem Gehirne, von einer hitzigen und brennenden Galle, welche durch die Melancholie unterhalten, und durch das Blut gedämpfet wird. Die Galle giebt das aufgeweckte und die Einsicht. Die Melancholie giebt den scharfen Verstand und die Gründlichkeit, das Blut giebt die Annehmlichkeit und Zärtlichkeit. Man kann nicht zweifeln daß alles dieses, ob es wohl nur etwas materialisches ist, zur Schönheit, Artigkeit und Lebhaftigkeit der Seele etwas beyträgt, weil die Seele, so lange sie mit der Masse des Cörpers verbunden und gleichsam verwickelt ist, von den Werckzeugen regiret wird. Wenn nun diese Werckzeuge wohl beschaffen sind, so sind sie ihr auch am behülflichsten, das Ihrige zu errichten. So geschickt ein Mahler ist, so hat er doch einen guten Pinsel nöthig, wenn er schöne und saubre Züge machen will.

Uber eben diese Materie.

Nach den Grundsätzen dieser Weltweißheit werden sie leicht einsehn, Gnädige Frau, warum vornehmen Leute gemeiniglich mehr Artigkeit.

keit, mehr Lebhaftigkeit, mehr Munterkeit, mehr Annehmlichkeit, als Leute von geringen Stande besitzen. Denn ausser dem, daß die Auferziehung unendlich viel beyträgt, den Verstand zu verbessern und vollkommen zu machen, so ist es gewiß, daß gute Speisen, und die Säfte auserlesener Speisen, welche sich mit dem Blut und den andern Feuchtigkeiten des Leibes vermischen, sie zart und zu den Verrichtungen der Seele geschickter machen. Es kömmt vielleicht auch daher, daß muntre Leute, ich weis nicht was für ein Feuer, und ich weiß nicht was für eine Munterkeit in den Augen haben, welche sie von den Dummen unterscheidet, deren düstere und schläfrige Augen ihren langsamen und ungeschickten Kopf anzeigen. Mich dünckt, daß der Verstand nicht weniger der Lage des Landes, als der Beschaffenheit der Feuchtigkeiten und der Werckzeuge des Körpers unterworfen sey. Und in der That die nordischen Völcker haben einen viel gröbern, viel langsamern, unlebhaftern und unwircksamern Verstand, als die Morgenländer. Griechenland und Italien haben mehr hohe Geister, und in allen Arten der Künste und Wissenschafften berühmte Schrifftsteller herfür gebracht, als alle andre Theile der Welt zusammen.

Ich weis nicht, Gnädige Frau, ob sie mir diesen Satz leicht zugeben werden; denn sie sagen oft, daß sie die Wercke der Griechen und Römer weniger rühren und weniger vergnügen, als die Bücher der Schrifftsteller von unsrer Nation,

in

in welchen sie mehr Artigkeit, mehr sinnreichen Scherz, einen bessern Geschmack, mehr Annehmlichkeit, mehr Ordnung und mehr Lehrart, als in den andern finden. Ob nun wohl dem also ist (denn ich will hierinn nicht wider sie streiten) Gnädige Frau, so ist doch die rechte Mäßigung der Lust in einer Gegend nicht ein geringes Hülfsmittel zur Vollkommenheit des Verstandes. Was mir am meisten hierinn zuschaffen macht, und wovon ich ihnen mit aller Aufrichtigkeit bekenne daß ich viel Mühe gehabt habe, es zu begreifen, ist dieses, daß die Völcker in eben diesen Ländern in gewißen Jahrhunderten artig und witzig sind, welche in andern wieder grob und halb dumm, zu Leuten ohne Geschmack und Artigkeit werden. Die Jahrhunderte des Alexander, des Auguſt, Ludwig des Groſſen sind so glückliche und an seltnen Geistern fruchbare Jahrhunderte gewesen. Es dünckt mich, daß aller Verstand der Welt sich in ein Land wendet, und der übrige Theil der Erde barbarisch wird. Man kann, ohne uns sehr zu schmeicheln, sagen, daß Franckreich itzt mit dem Besten versehen ist, und daß die Künſte und Wissenschaften darinn besser ausgearbeitet werden, als unter allen andern Völkern in Europa.

Der gute Geschmack leidet seine Veränderungen, wie der Verstand. Es ist nicht lange, als der Geschmack in Franckreich sehr verderbt war. Der Schwulst, das gezwungene Wesen, die abgeschmackten Scherze hatten den gesunden Verstand verbannt. Die Spitzfündigkeiten, die Zweydeutig-

deutigkeiten, die Wortſpiele hatten den Platz wahrer Schönheiten in den Schriften inne. Die gereimten Sprüche des Lächerlichen, die närriſchen Scherzreden machten dem Volcke und dem Hofe ſelbſt Vergnügen. Die geſunde Vernunft lag unter den Haufen ſchlechter Erfindungen gleichſam begraben und erſtikt. Und es iſt nur nach vieler Mühe und nach vielem Streiten geſchehn, daß der Verſtand ſeinen Platz wieder eingenommen, und ſich in ſein Anſehn geſetzt hat.

Das übrige folgt künftig.

Gedanken vom Homeriſchen Schilde.

1. §.

Homer hat, nach dem Zeugniſſe der gröſten Kunſtrichter, das Wunderbare mit dem Wahrſcheinlichen ſo genau vereiniget, daß die nachfolgenden Dichter kein feſteres Band zwiſchen dieſen höchſtnöthigen Stücken in der Poeſie erfinden können. Die klügſten Römer haben ſich geſcheut, ihren Maro dem griechiſchen Dichter vorzuziehen, ſo ſehr ſie auch von der Liebe zu ihrem Vaterlande dazu angereizet werden mochten. Virgil ſelbſt muß erkannt haben, daß er den Homer nicht völlig erreicht habe, weil er ſein vollkommnes Werk dem Feuer aufopfern wollen. So verwegen und poetiſch mir jederzeit Drydens Lobſpruch, den er dem Mil-

ton

ton ertheilt hat, daß nämlich die Natur dieſe beyden Dichter in ihm vereint habe, vorgekommen. Eben ſo kühn, und wenn ich es frey ſagen darf, ſo lächerlich haben mir Scaligers Worte geſchienen, durch die er mit einer Dreuſtigkeit, die ihm gewöhnlich iſt, den griechiſchen Dichter niederſchlagen, den römiſchen aber erheben will, da er ſie miteinander vergleicht. In ſeinem fünften Buche der Dichtkunſt ſagt er oft vom Homer: nolo imitari, non placet. Ridiculum eſt. Fatuum eſt. Homericum eſt. Græculum eſt. Virgilianum non eſt. Romanum non eſt. Alle dieſe Wörter ſind bey ihm gleich viel bedeutende Ausdruckungen. Es iſt ſchwer zu beſtimmen, was dieſen Kunſtrichter, welcher gewiß die griechiſche Gelehrſamkeit mit der lateiniſchen, und dieſe Wiſſenſchaft mit einer ſtärkern Beurtheilungskraft, mehr als ſeine Vorgänger, verbunden, zu einem für den Homer ſo nachtheiligen Urtheile bewogen habe. Die gründlichſten Gelehrten haben ihn deßwegen ſo wenig verſchonet, ſo viele Hochachtung ſie im übrigen für ſeine Einſicht gehabt, daß einige neuere Franzoſen, unter welchen Perrault der vornehmſte iſt, welche ſich doch, was die Gelehrſamkeit betrifft, vor ihm bücken müſſen, dadurch hätten ſollen abhalten laſſen, ſein Urtheil um deſto ſchwächer und verächtlicher zu machen, je gröſſer der Eifer und die Hitze geweſen, mit welchen ſie es ihm nachgeſprochen haben. Perrault hat ſich bey den geiſtreichen Köpfen Franckreichs durch ſeine Verurtheilungen der Alten,

in welchen er ſo oft ſeine Unwiſſenheit verrathen
lächerlich gemacht; und ſein Schickſal ſoll uns i
unſern Urtheilen von den Alten behutſam ma
chen. Denn oft tadelt man etwas, welches nac
einer genauern Unterſuchung für anmuthig ge
halten wird. So iſt es mit unzähligen Stelle
Homers ergangen. Unter dieſen verdient die Ho
meriſche Beſchreibung des achilliſchen Schilde
vor andern unſre Aufmerkſamkeit. Ein unvor
ſichtiges Urtheil von einem gewiſſen Herrn
A. B. welches wir im 30ſten Stücke der crit
ſchen Beyträge von dieſer poetiſchen Schilde
rung mit einer unvermutheten Dreuſtigkeit vo
ihm gefällt geleſen, hat mich bewogen, meine G
danken davon aufzuſetzen. Es ſcheint, als wen
uns viel Schönheiten entriſſen würden, wenn al
Beſchuldigungen gegründet wären, welche wid
dieſe Stelle gemacht worden ſind. Die Alte
müſſen entweder eine allzu gütige Nachſicht fü
den Homer gehabt, oder die Kunſt, die er hie
angewandt, allzuſtark empfunden haben, als da
ſie hier dem Homer einige Vorwürfe hätten ma
chen ſollen. Zu ſeinen Zeiten hat ihn ohne Zwe
fel Heſiodus mit ſeinem Schilde nacheifern wo
len, das Hercules gehabt hat, allein es iſt ſo we
unter dem Homeriſchen geblieben, daß nach Eu
ſtaths Berichte, die Alten geſagt; Herculs Schi
ſey vom achilliſchen Schilde ſo weit, als die A
beit eines Gottes von der Arbeit eines Menſche
unterſchieden *. Virgil hat es auch für ſchön b
funden, ſo daß er es in ſeinem achten Buche nac

geal

geahmet. Unter den Alten hat sich sogar ein Frauenzimmer Damo, gefunden, welches die Schönheiten dieses Gemäldes in einer eigenen Schrift auseinander gesetzet hat. Eustathius hat uns in seinen Anmerkungen über diese Stelle ein Stück noch aufbehalten. Es ist viele Jahrhunderte ausgestellt gewesen, ohne daß es von den Vorbeygehenden getadlet worden wäre, biß Scaliger gekommen und folgendes Urtheil davon gefällt: Homeri clypeus frivola & puerilia continet. Herr Dacier hat es wider ihn und den Herrn Perrault vertheidiget, und seine Sache nicht unglücklich geführet. Weil man unter den Deutschen keine ausführliche Abhandlung davon hat, so habe ich meine Gedanken davon eröfnen wollen. Ich werde viele Beschuldigungen ablehnen, aber vielleicht doch nicht alles für schön ausgeben, weil es vom Homer etwa herrühret. Ich will eine Ubersetzung hersetzen, welche dem Urbilde zwar nicht gleichkommen, aber doch nicht alle Schönheiten desselben verdunklen wird **.

1. §.

Vulcan verließ die Thetis, und gieng zu seinen Blasebälgen. Er kehrte sie zum Feuer und befahl ihnen, zu arbeiten. Sie bliesen alle in zwanzig Oefen, und machten einen Wind, welcher das Feuer leicht in eine Lohe bringen konnte. Er richtete sich nach ihm; bald gieng er stark, wenn

* Eustathius sagt dieses in folgenden Worten: Οἱ τα ποιηθεν [illegible] ἐκειν[illegible], τοσουτον ἐοικασι προς ἐκεινην (ἀσπιδα) [illegible], ὁσον και ἀνθρωπινα ἐργα προς [illegible].

** Der Text steht im 18. Buche der Ilias bald zu Ende.

Vulcan eilte, bald ließ er nach, wie er es haben wollte, und nachdem er arbeiten konnte. Der Gott warf ein ungearbeitet Stück Erz und Zinn, wie auch köſtliches Gold und Silber in das Feuer, und ſetzte alsdenn einen groſſen Amboß auf den Stock. Er nahm einen ſtarken Hammer in die rechte Hand, und mit der andern erariff er die Feuerzangen, und fing an, einen ſtarken und feſten Schild zu ſchmieden. Er ätzte ihn auf eine verwunderswürdige Art überall, und umgab ihn mit einem hellen, dreyfachen, und glänzendem Rande. Das Wehrgehänge an demſelben war von Silber. Der Schild ſelbſt war fünffach. Zuletzt arbeitete er vermittelſt ſeiner göttlichen Wiſſenſchaft an unzählligen Kunſtſtücken auf demſelben. Er machte das Bild der Erde, des Himmels, und des Meeres, der unermüdeten Sonne und des vollen Mondes auf demſelben. Er bildete die Geſtirne, mit welchen der Himmel geſchmückt iſt, das Siebengeſtirn, die Regenſterne, den groſſen Orion, und den Bär darauf ab, welcher auch der Wagen genennt wird, dem Orion gegen über ſteht, und unter allen Sternen allein, * nicht in die Fluten des Weltmeeres ſincket.

Er bildete zwo vortreffliche Städte, voll vernünftiger Menſchen darauf ab; in der einen waren Hochzeiten und Gaſtereyen. Hier wurden die verlobten Schönen aus den Häuſern * bey angezündeten Fackeln und einer prächtigen Hochzeit Muſick durch die Stadt geführt. Die Jünglinge tanzten

* Man hat dem Homer bey dieſer Stelle vorgeworfen, er ſey nicht in der Sternkunde erfahren geweſen, weil dieſes Geſtirn nicht das einzige ſey, welches dem nordlichen Erdſtrenchen nicht untergehe. Ariſtoteles hat ihn ſchon im 26. Cap. ſeiner Dichtk vertheidigt. Το, ἀμοιρον, ſagt er, κατα μεταφορην. Το γαρ γνωριμωτατον, μονον ἐστι heißt hier der vornehmſte. Denn was am bekannteſten iſt, iſt das einzige. Strabo erklärt es im 1ſten Buche noch anders, Homer verſtehe darunter alle Geſtirne um den Nordpol herum. Die Stelle iſt zu lang, ſie griechiſch beyzufügen.

tanzten nach dem Klange der Trompeten und Saitenspiele. Die Frauen der Stadt stunden alle in den Vorhöfen ihrer Wohnungen, und waren voll Verwunderung.

Dort war eine starke Versammlung des Volkes. Es war ein Streit entstanden. Zween Männer stritten mit einander um die Geldstrafe, welche eines erschlagnen Menschen wegen erlegt werden mußte. Dieser behauptete vor dem Volke, er habe sie erlegt; jener aber verneinte, etwas empfangen zu haben. Beyde Partheyen hofften mit ihren Zeugen zu gewinnen **. Die Anhänger von beyden Theilen unter dem Volke schryen auf sie zu. Die Herolde aber erhielten das Volk in Ordnung. Die Aeltesten *** saßen auf polirten Steinen in einem heiligen Kreise. Sie trugen die Stäbe der lautruffenden Herolde in ihren Händen, und gingen mit ihnen, und gaben wechselsweise ihr Gutachten von sich. In der Mitte lagen zwey Talente Gold, welches demjenigen gegeben werden sollte, der seine Sache am besten ausführen würde.

Um die andre Stadt hatten sich zwey Kriegsvölker in schimmernden Waffen gelagert *. Ihre Meynungen waren

Y 3

* Im Griechischen steht θαλαμων aus den Kammern. Der Scholiast merkt aber bey einer Stelle im dritten Buche an, daß dieses Wort auch das Haus bedeute.

** Im Griechischen steht ἐπι ἰστορι, der Scholiast erklärt es, ἐπι μαρτυρι. Ἀμφοτεροι δε ἐβαλοντο ἐπι μαρτυρι δικασταδας.

*** Der Scholiast sagt hier: οἱ δικασται δηλονοτι. Die Aeltesten waren ehedem Richter.

* Eustath giebt uns p. 1159. röm. Ausg. Nachricht, daß die Alten diese Stelle sehr zweydeutig befunden hätten. Der ersten Auslegung, als der deutlichsten, und natürlichsten sind wir gefolget. Sie heißt mit seinen Worten also: Φασιν τι, γαρ ἐνταυθα μια ἐννοια τοιαυτη τις. Τὸν οἱ πολεμιοι ἐζητουν, ἀπαιτουντα τα της πολεως, οἱ μεν βαλοντας οἱ πολιτας περιεθηναι. Ἀυτοι μεντοι ἀν ἐπια-φεντο,

ren unter einander getheilet. Die Belagerer verlangten die Theilung der Güter **, welche sich in der anmuthigen Stadt befanden, oder sie wollten dieselbe von Grund aus verwüsten. Die Einwohner giengen dieses nicht ein, sondern waffneten sich heimlich zur Hinterlist. Ihre geliebten Weiber, die unmündigen Kinder, und die verlebten Greise unter den Männern stunden auf den Mauern und beschützten sie. Die andern zogen aus. Mars und die göttliche Pallas führten sie an: beyde glänzten, wie das Gold; beyde hatten güldene Kleidungen; beyde waren mit ihren Rüstungen schön und groß, wie nämlich Gottheiten zu erscheinen pflegen, so daß die Kriegsvölker viel unansehnlicher gegen ihnen waren. Nachdem sie an den Ort, welcher zu ihren Nachstellungen wohlgelegen war, nämlich an den Fluß gekommen waren, aus welchem alle Heerden getrancket wurden, lagerten sie sich daselbst, und waren mit ihrem glänzenden Erzte bedeckt. Fern von ihnen sassen zween Schidwach-

θοντο, ἀλλ' ἡτιμαζοντος εἰς λοχον. d. i. Der erste Verstand ist dieser. Die Belagerer wolten die Güter der Stadt theilen, oder sie zerstören, wenn solches die Einwohner nicht eingehen wollten. Diese liessen sich nicht darzu überreden, sondern bereiteten sich zu einer Kriegslist. Die andern beyden Meynungen gehen dahin, daß sich nämlich die Belagerer entzweyt hätten. Nach einer Meynung wird ein Theil derselben geschlagen, nach der andern aber reiben sie sich selbst auf. Die ganze Zweydeutigkeit mag aus einer falschen Ordnung der Unterscheidungszeichen hergekommen seyn. Bey dem Verse wird am Ende ein Punct haben stehen sollen:

Τευχεσι λαμπομενοι. Διχα δε σφισιν ἠνδανε βουλη.

** Die Bürger einer belagerten Stadt musten die Helfte ihrer Haabe den Feinden geben, wenn sie abziehen sollten. Dieses sagt der Scholiast: σημειουται, ὁτι οἱ ἐπιστρατευσαντες πολει τινι, και μετα σπονδων ἀπαλασσομενοι, ἐλαμβανον παρατων πολεμομενων το ἡμυσιτων ἐν τη πολει κτηματων.

wachten, welche auf die Heerden der Schafe, und der fetten Stiere acht haben sollten. Diese kamen schnell herzu; es folgten ihnen zween Hirten, welche sich auf ihren Schallmeyen ergezten; sie hatten sich aber keiner Nachstellung versehen. Jene sahen es und brachen auf sie los, und plözlich erwürgten sie die Haufen der Ochsen und die schönen Heerden der weissen Schafe; sie brachten auch die Hirten um. Die Belagerer, welche in einer Berathschlagung begriffen waren, vernahmen das laute Geräusche bey den Heerden, sprangen eilends auf ihre flüchtigen Rosse, und verfolgten sie. Sie kamen, und stritten an den Ufern des Flusses. Sie warfen ihre ehernen Lanzen auf einander los. Die Zwietracht, und der Lerm, und die verderbliche Göttin des Schicksals herrschten unter ihnen *. Diese erhielt den, welcher nur verwundet worden war, lebendig, einen andern unbeschädigt; einen andern getödteten schleppte sie bey den Füssen, durch den Haufen der Erschlagenen. Ein bluthesprüztes Gewand flog um ihre Schultern. Alle diese Geister waren unter ihnen geschäftig, und kämpften, wie die lebendigen Menschen, und rissen die Leichname von beyden Theilen hin und her.

Er bildete ein lockeres Brachfeld, einen fetten breiten,

* Man hat der Frau Dacier schuld gegeben, daß sie den Homer verschönert habe. Hier ist ein Beyspiel davon. Diese Stelle übersezt sie also: La fureur, le desordre, & la mort regnent dans tous les rangs; la cruelle Parque, les robes toutes degoutantes de sang y decide Souverainement du sort de ces Guerriers. Les uns blessés tombent au pouvoir de leurs ennemis, les autres sont pris, sans avoir reçû aucune blessure, celui la est traîné sans vie: cet autre entre les bras de la mort se défend encore; u. s. w. Es würde ein Bogen kaum zureichend seyn, ihre Zusäze nur bey dieser Stelle allein zu fassen. Herr Breitinger, welcher den Homer oft aus ihr übersezt hat, hat öffters auch ihre Zusäze

und dreymahl aepflügten Boden mit vielen Ackerleuten darauf ab, welche den Pflug mit ihrem Geſpanne hin und wieder zogen. Dieſen, welche umgekehrt, und an das Ende des Feldes gekommen wären, näherte ſich ein Mann, welcher eine Schaale ſüſſen Weins in ſeinen Händen trug und ihnen darreichte. Sie zogen wiederum Furchen, und eilten mit dem Brachfelde zum Ende zu kommen. Dieſes ſchwärzte ſich hinter ihnen, ob es gleich vom Golde war, daß es einem geackerten Stücke Landes ähnlich ward, welches eben das verwunderswürdigſte dabey war.

Er ſetzte auch das Bild einer hohen Saat darauf. Die Schnitter auf derſelben hatten ſcharfe Sicheln in ihren Händen, und ſchnitten ſie ab. Haufenweiſe fiel das Getraide dicht an den Furchen auf die Erde hin; welches von den Garbenbindern mit Seilen gebunden ward. Es ſtunden aber drey Garbenbinder dabey, und nahe bey ihnen junge Knaben, welche das Getraide auffammleten, und daſſelbe ihnen mit einer emſigen Geſchwindigkeit auf ihren Armen zutrugen. Der Herr des Landes ſtund ſtillſchweigend mit dem Stabe in der Hand an den Furchen, und vergnügte ſich in ſeinem Herzen. Die Herolde bereiteten dorten unter einer Eiche ein Gaſtmahl zu, und waren um einen Stier herum geſchäftig, den ſie abgeſchlachtet hatten. Die Frauen beſorgten die Mahlzeit für die Ackerleute, und kneteten vielen weiſen Teig untereinander.

Er bildete auch einen Weinſtock voll Trauben von Golde auf demſelben ab. Die Rancken an demſelben waren durchgehends ſchwarz. Er ſtützte ihn auf ganz ſilbernen Weinpfählen, und umgab ihn mit einem himmelblauen Graben und mit einer Hecken, welche er von Zinn machte. Ein einziger Weg führte zu demſelben, durch welchen die Träger hingiengen, welche Weinleſe hielten. Die Jungfrauen und unſchuldigen Knaben trugen die ſüſſe Frucht in geflochtenen Körben. Mitten unter ihnen ſpielte ein Jüngling anmuthig auf ſeiner wohllautenden Zitter; er ſang mit ſeiner zarten Stimme den angenehmen Geſang vom Linus * darzwiſchen.

Sie

Sie tanzten nach ihm, und sangen, und erhuben ein Freudengeschrey und folgten ihm mit hüpfenden Füssen nach.

Er verfertigte ferner das Bild einer Heerde Stiere, welche aufgehobene Häupter haben, darauf. Sie waren aber von Golde und Zinne gearbeitet. Brüllend drangen sie aus ihren Ställen an einen schnellrauschenden und schieligten Fluß auf die Weide. Vier Hirten ebenfalls von Golde und neun schnelle Hunde folgten den Heerden. Zween scheusliche Löwen ergriffen einen brüllenden Stier unter den Vordersten: er ward, so stark er auch brüllte, fortgeschleppt: Die Hunde und Jünglinge setzten ihnen nach, sie aber zerrissen die Haut des fetten Ochsens und verschlangen sein Eingeweide, und sein schwarzes Blut. Vergebens reizten die Hirten ihre muthigen Hunde zum Anfalle an: indem sie sich nicht wagten, mit den Löwen zu streiten, sondern sie stunden von fernen und bellten, und hüteten sich, ihnen nachzukommen.

Vulcan, dessen Ruhm überall bekannt ist, bildete auch in einem angenehmen Thale eine grosse Heerde weisser Schaafe, mit den Hütten, Ställen, und Hirten darauf ab.

Er bildete auch einen künstlichen Tanz auf dem Schilde ab, welcher demjenigen ähnlich war, den Dädalus in der schönen Stadt Cnossus für die reizende Ariadne erfunden hat. Die Jünglinge und die anmuthigsten Schönen, welche die Hände in einander geschlungen hatten, tanzten in einem Kreise. Diese waren mit leichten Kleidungen angethan, iene aber trugen künstlichgewebte Gewande, welche wie Oel glänzten; die Schönnen hatten ihre Schläfe an-

* Eustathius erklärt die Worte Homers also. Er sagt: Λινος δε ειδος ωδης κατα Ἀρισταρχον, ἡ ὑμνου, ὡς καὶ ὁ παιαν καὶ διθυραμβος &c. p. 1163. Linus ist nach Aristarchs Meynung eine Art eines Liedes, oder eines Gesanges, wie etwa der Päan, und der Dithyrambus ist, u. s. w. Der andre Scholiast sagt: ἀντιτου την επι λινῳ τῳ απολλονος παιδι ᾠδην ὀντι νηπτῳ. Sie sangen den Linus, das ist den Gesang über den Linus Apollons Sohn. Spidas sagt es auch: [illegible]

muthig bekränzet; die Jünglinge trugen goldene Degen, welche von ſilbernen Gürteln herabhingen. Sie wendeten und dreheten ſich mit geſchickten Füſſen herum, ſo geſchwind, als ein Töpfer das Rand, welches er mit ſeinen Händen angefaſſet hat, herumtreibt, und verſucht, wie es laufe. Sie liefen in verſchiedenen Wendungen unter einander herum. Um die anmuthigen Tänzer und Tänzerinnen ſtund eine groſſe Menge Zuſchauer, welche ganz entzückt wurden. Zween Tänzer huben unter ihnen an zu ſingen, und ſprangen mitten durch dieſelben.

Um den äuſerſten Rand des Schildes, welcher ſo künſtlich verfertigt worden war, bildete er zuletzt noch die ungeheuren Fluten des Weltmeeres ab.

3. §.

Dieſes iſt die Uberſetzung eines ſo berühmten homeriſchen Gemäldes, welches unter den Alten viel Bewunderer, unter den Neuern aber ſo wohl Tadler als Vertheidiger gefunden hat. Ich muß geſtehen, daß meine Uberſetzung ſo wohl was die Stärcke und Klahrheit der Gedancken, als auch die Schönheit des Ausdruckes und den Wohlklang der Zuſammenſetzung anbelangt, dem Originale weit nachſtehe, ob ich mich gleich bemühet habe, daſſelbe ohne alle Zuſätze, welche bey der Frau Dacier ſo gewöhnlich ſind, im Deutſchen zu liefern. Was meine Gedancken darüber betrifft, ſo will ich die Vorwürfe, welche dieſer Beſchreibung gemacht worden ſind, oder gemacht werden können, einen Gegner in den Mund legen, und ihm hernach entweder recht geben, oder den Homer gegen ihn vertheidigen.

4. §.

Man muß ſich verwundern, wird ein Tadler dieſer homeriſchen Beſchreibung ſagen wie viel daß Anſehen des Alterthums bey ſeinen Verehrern vermogen; weil ſie oft Sachen für ſchön erklären, welche doch durch die gröſten Unwahrſcheinlichkeiten und andre Fehler mehr verſtellt werden. Der homeriſche Schild kann zum deutlichſten Beweiſe dieſer Wahrheit dienen. Das gefährliche Vorurtheil von der Unfehlbarkeit dieſes Dichters hat es gemacht, daß die Fehler an dieſem Gemälde den witzigſten Geiſtern in Athen und Rom verſteckt geblieben ſind. Hat es ja einige gegeben, welche ſie erkannt haben, ſo ſind ſie doch gleichſam gezwungen geweſen, zu ſchweigen, wenn ſie ſich und ihre gegründeten Beurtheilungen nicht haben verſpottet ſehen wollen. In unſern aufgeklärten Tagen iſt diſes nicht zu befürchten. Meine Beurtheilung iſt daher für der Verachtung ſicher und ich ſchmeichle mir Beyfall zu erlangen, wenn ich die Fehler dieſer Beſchreibung deutlich werde gewiſen haben. Es iſt den epiſchen Dichtern von der Vernunft ein Geſetz vorgeſchrieben worden, welches ſie nicht übertreten ſollten, in ihr Gedichte nichts einzumiſchen, welches zu ihrem Hauptwercke nichts beyträgt, und alſo, wie ein unnützes Glied von dem ganzen Körper abgeſchnitten werden kann. Homer, welcher nach des Hrn. de la Motte Anmerkung ſehr oft wieder dieſes Geſetz ſündigt, hat auch hier daſſelbe aus den Augen geſetzet. Sei-

ne

ne Beſchreibung iſt an dem Körper ſeines Gedichtes ein todtes Glied. Der Dichter will uns die üblen Folgen von der Zwietracht und die Vortheile der Verſöhnung und Einigkeit an dem Beyſpiele Achills zeigen. Das erſtere hat er zeither glücklich geleiſtet: die Griechen haben ohne ihn nichts anfangen können, ſie ſind geſchlagen, und zurück getrieben worden; ja Patroclus ſelbſt, Achills beſter Freund, ward darüber unglücklich und verlohr ſein Leben. Der Dichter hat nunmehr Gelegenheit bekommen, den Knoten ſeines Gedichtes aufzulöſen, und, ohne den Caracter ſeines Helden, welcher unerbittlich war, hintanzuſetzen, die Früchte der Eintracht zu zeigen, wenn ſich Achill, um den Tod ſeines Freundes zu rächen, mit dem Agamemnon freywillig ausſöhnte, und die Trojaner ſeine ſchwere Hand fühlen ließ. Ordentlicher Weiſe vermuthete man alſo gleich nach der Nachricht von dem Tode des Patroclus und den Schmerzen Achills, darüber die Beſchreibung ſeiner grauſamen Thaten, mit welchen er ſich an den Trojanern rächte, und die den Griechen, mit denen er ſich wieder vereinigt hatte, ſo heilſam waren. Der Leſer wäre dadurch in den Stand geſetzt worden, von den Vortheilen der Eintracht, und dem Schaden der Uneinigkeit beßer zu urtheilen, wenn er ſie gleich gegen einander geſetzt hätte betrachten können. So aber wird ſeine Aufmerckſamkeit durch die Zubereitung zur Verfertigung des Schildes, und durch die Abſchilderung deſſelben

selben unterbrochen. Er verliert den Achill, den Agamemnon mit seinen Griechen, und die Trojaner ganz aus dem Gesichte. Wie schwach wird nicht der Eindruck werden, den die Nachfolgenden Bücher machen sollen! zeigt wohl die Heerde brüllender Ochsen, welche an einen schnellrauschenden und schilfigten Fluß auf die Weide gehen, den Character Achills in einem grössern Lichte? Oder hat villeicht der künstliche Tanz, den der Dichter beschreibt, einen Einfluß in das Unglück der Trojaner, welche Achills Zorn empfinden müssen? Wenn ich auch einräumte, daß die Bilder an sich selbst schön und wohl ausgeführt wären, so würden sie doch an einer unrechten Stelle stehen, weil sie zum Ganzen nichts beytragen. Mich deucht, Homer habe hier eben den Fehler begangen, den ein Maler begehen würde wenn er zwischen zween Kriegsheern welche in einem Kampfe mit einander begriffen wären, einen Tisch mit köstlichen Gerichten, und vollen Weingläsern, an welchen sehr friedliche Gäste sassen, abbilden wollte. Doch wenn nur er in den Bildern noch eine bessre Wahl getroffen hätte, so könte man seiner Erfindung etwa Beyfall geben. Warum erwählte er nicht lieber solche Bilder, welche mit seinem Hauptwercke eine genauere Verbindung hatten, und den Leser nicht so weit von dem Innhalte des ganzen Gedichtes entfernten? Warum ließ er nicht alle üblen Folgen von der Uneinigkeit Agamemnons und Achills auf dem Schilde so zu sagen, ins Kleine

brin-

bringen, daß ſie der Leſer mit einem Blicke hätte überſehen können? Dieſer Kunſtgriff würde ſo wohl die Aufmerkſamkeit glücklich erhalten, als dieſes Buch mit den nachfolgenden feſter vereiniget haben. Allein es hat dieſes dem Homer nicht alſo gefallen: er hat den Seiltänzern nachzuahmen geſucht, welche ſich durch einen kühnen Sprung von dem Seile entfernen, und dennoch nicht herabſtürzen. Wir wollen ſehen, wie weit ſolches dem Homer geglücket ſey. Der Erfolg wird zeigen, daß er auch in den Abſchilderungen, die er gewählt hat, Fehler wider die Wahrſcheinlichkeit, und die Regeln eines guten Gemäldes gemacht hat. Ich will die Beſchreibung Stückweiſe durchgehen. Das erſte, was Vulcan auf dem Schilde abgebildet, iſt der Himmel mit der Sonne, dem Monde und den Geſtirnen. Der Poet, der uns dieſes erklärt, ſagt, er habe die unermüdete Sonne darauf abgebildet. Warum ſetzte er nicht lieber ein Beywort zu der Sonne, welches ein Bild in ſich enthielt, das auf dem Schilde ausgedrückt werden konnte? Er konnte ja ſetzen, die Sonne, welche Strahlen warf. Dieſe Anmerkung gilt eben auch von der Eigenſchaft, welche er uns von dem Bären ſagt. Das andre Bild iſt von zwo Städten, die verſchiedene Mundarten redeten. Welche Ungereimtheit! Welcher Mahler iſt wohl im Stande, dieſes abzuſchildern? Wenn wir auch dem Vulcan eine Allmacht zugeſtehen wollten, ſo würde doch ſolches auch durch dieſelbe nicht möglich ſeyn.

Er

Er zeigt uns von der erſten Stadt zwo verſchiedne Beſchaffenheiten, welche Vulcan auf dem Schilde abgebildet haben ſoll; Hochzeiten und Gaſtereyen, und dann auch einen Proceß. Die Bräute werden durch die Stadt geführet; dieſes kann vielleicht noch abgeſchildert werden, aber wie wird es mit den Hochzeitliedern, welche geſungen werden, und dem Klange der Pfeifen ergehen, welchen ſie von ſich geben? So lächerlich dieſes iſt, ſo ſchön iſt es auch, wenn der Dichter ſagt: es hatten auf dem Gerichtsplatze zween Männer vor den Aelteſten wegen der Geldſtrafe, die eines erſchlagenen Mannes halber erlegt werden ſollte, mit einander geſtritten; der eine hätte behauptet er habe ſie erlegt, der andre aber ſolches verneint, und geſagt; er habe nichts empfangen. Das Volk, welches um ſie herumgeſtanden, habe auf ſie losgeſchrien. Wie hat doch Vulcan das Bejahen, Verneinen und Schreyen auf dem Schilde abbilden können? Eben ſo wenig kann es durch ein Bild vorgeſtellt werden, wie die Aelteſten oder die Richter ihr Gutachten nach der Reihe von ſich geben. Ich wende mich zu dem Bilde der Belagerten Stadt. Die Belagerer fodern von den Bürgern derſelben die Hälfte ihrer Güter; dieſe verſtehen ſich nicht darzu, ſondern rüſten ſich zu einer Kriegsliſt. Kann wohl eine Foderung, eine Verweigerung, und eine Abſicht abgebildet werden? Ich bin gewiß, man würde den Mahler für unſinnig erklären, der ſich anheiſchig machte, ſolche Dinge abzuſchil-

ſchildern. Ich fahre fort, dieſes Bild zu beurtheilen. Die Bürger ziehen aus, und lagern ſich an einen Fluß: die Weiber, Kinder, und Greiſe beſchützen die Mauren: ſie aber überfallen die feindlichen Heerden, und erwürgen die fetten Ochſen und Schaafe mit ihren Hirten; die Belagerer vernehmen das Geräuſche, ſetzen ſich auf ihre Pferde, und werden mit ihnen Handgemenge. Das Schrecken, und die Unordnung, und das Schickſal herrſchen unter ihnen, und begehen grauſame Thaten unter ihnen. Und was das gefährlichſte dabey iſt, ſo ſind alle dieſe Bilder auf dem Schilde lebendig, wie die Menſchen. So ſchrecklich und wunderbar iſt dieſer Schild! Im Ernſte aber zu reden, ſo möchte ich in der That gern wiſſen, wie ſolche zuſammenhangende Handlungen eines Subjects, (der Bürger, oder der Belagerer zum Ex.) welche ununterbrochen auf einander folgen auf einem Gemälde können vorgeſtellet werden? Solches von einem Bildhauer, Mahler, oder Kupferſtecher zu fodern, wäre eben ſo thöricht, als es ungereimt ſeyn würde, wenn ich von ihnen verlangte; ſie ſolten mir einen Panduren in einer Stellung abbilden, wie er erſtlich das Schwerdt über ſein Haupt ſchwingt, und alsdann daſſelbe zwiſchen die Zähne nimmt. Wenn ich zu des Homers Zeiten gelebt hätte, ſo würde ich ihn gewiß befragt haben, wie er es ſich wohl eingebildet, daß es Vulcan gemacht, als er den Bildern ein Leben eingeblaſen hat. Dieſe Fehler nun, welche ſo leicht in die Augen fallen,

wird

wird man mit einer geringen Aufmerksamkeit auch an andern Bildern leicht entdecken können. Der Dichter erzählt: Vulcan habe darauf abgebildet, wie die Ackerleute auf einem lockren Boden Furchen gezogen haben, und an das Ende desselben gekommen, wo ihnen ein Mann eine Schaale süssen Weins gereichet habe, und endlich darauf wieder umgekehret sind. Ich muß meine Frage, die ich schon oft gethan habe, nochmahls thun, wie es nämlich möglich sey, alles dieses abzuschildern? Diese Frage müßte ich unendlich wiederholen, wenn ich die folgenden Bilder weitläuftig beurtheilen wollte. Ich will nur alles noch kurz anzeigen, was Vulcan noch mehr auf diesem berüchtigten Schilde abgebildet haben soll, welches aber, wenn man es erwägt, nicht möglich ist. Man hat also nach Homers Berichte auf dem Schilde sehen können, wie sich die Erde hinter den Ackerleuten schwärzte; Homer selbst nennet dieses ein unbegreifliches Wunder. Ferner hat man darauf wahrgenommen, wie die Saiten mit einer zarten Stimme anmuthig gelautet, oder wie ein Jünglina nach anderer Meynung den anmuthigen Gesang vom Linus gesungen habe. Vielleicht hat er, wie heute zu Tage ein Chorschüler, die Stimme, auf welcher diese Aria gestanden, in den Händen gehabt. Dieses ist noch nicht genung: man hat auch die Ochsen entsetzlich auf dem Schilde brüllen gesehen, welche von etlichen Löwen zerrissen werden; und damit alle diese Ungereimtheiten lustig be-

schlossen würden, so hat er einen ungemein künstlichen Tanz darauf abbilden lassen, da sie in einem Kreis herum springen, in die Höhe hüpfen, und ein Freudengeschrey erheben. Um den Rand des Schildes läßt er die ungeheure Fluten des Weltmeeres flüssen. Dieses sind die Bilder auf diesem berühmten Schilde, deren Beschreibung in der That sehr malerisch ist, so, daß sie an einem andern Orte reizen und gefallen würde, da sie hingegen hier ungereimt und unerträglich ist. Allein Virgil, welcher die Kunst zur Vollkommenheit gebracht, wie Scaliger klüglich anmerket, weil sie bey dem Homer noch roh gewesen ist, hat auch diese Erfindung in seinem Gedichte verbessert. Er läßt den Vulcan auf dem Schilde des Aeneas solche Sachen abbilden, die den Helden viel näher angehen, indem es Prophezeyungen gleichsam von der Macht seiner Nachkommen sind, und er hat die Fehler, welche ich an dem Homer ausgesetzt habe, insgesammt glücklich vermieden.

5. §.

Hätte sich jemand von denen, welchen diese Homerische Beschreibung nicht gefällt, die Mühe gegeben, alle Ursachen anzuzeigen, welche ihren Beyfall zurückgehalten haben, so würde er vielleicht die Sprache geredet haben, die ich einen erdichteten Gegner habe reden lassen. Ich habe die Vorwürfe, die man dem Homer schon gemacht hat, und die man etwa noch hätte ersinnen kön-

nen

nen, in ſeine Beſchuldigung gebracht, die ich ſo ſtark vorgetragen habe, als es mir möglich geweſen iſt. Allein da ich ſo kühn geweſen bin, eine Anklage wider den Homer ſo hoch zu treiben, als ſie noch nicht getrieben worden, ſo erfodern es die Geſetze der Billigkeit, ſeine Vertheidigung zu unternehmen. Ich will es mit der Redlichkeit thun, die man verlangen kann. Die erſte Beſchuldigung, welche der Gegner vorgebracht hat, läuft dahin aus, Homer habe durch ſeine Beſchreibung des Achilliſchen Schildes eine fehlerhafte Epiſode gemacht. Er hat ſeine Anklage ſo angefangen, wie es bey nahe alle Kunſtrichter machen, wenn ſie an dieſem berühmten Dichter etwas auszuſetzen finden. Sie beſchuldigen faſt ſtets die erleuchteſten Zeiten einer blinden Verehrung deſſelben; ja dieſe iſt ſo abergläubiſch geweſen, daß der gute Geſchmack auch die ſichtlichſten Fehler nicht wahrgenommen haben ſoll. Allein wenn man dieſes nur genauer erwägt, ſo wird man finden, daß diejenigen, die es alſo machen, nicht einen geringen Hochmuth verrathen. Man hat in den alten Zeiten in dem Homer nicht alles für göttlich gehalten: ſeine Fehler ſind ihm nicht verziehen worden: was iſt wahrſcheinlicher, als daß man ihm auch bey dieſer Stelle nichts nachgeſehen haben würde, da zumahl Zoilus und andre Erbfeinde des Homers gewiß nicht vergeſſen haben würden, dieſe Stelle lächerlich zu machen, wenn ſie nicht den gerechten Spott der Klugen befürchtet hätten. Das Stil-

leſchweigen des ganzen Alterthums iſt alſo dem Homer allerdings rühmlich, weil es nicht aus einer abergläubiſchen Hochachtung ſondern von einer allzuſtarken Empfindung der Schönheiten dieſer Epiſode hergeruhret. Ich will aber auch die Gründe anzeigen, warum ſie dieſelbe vor ſchön gehalten haben.

6. §.

Homer hat die Kunſt, geſchickte Epiſoden, oder Zwiſchenfabeln anzubringen, ſo vollkommen inne gehabt, daß er unmöglich bey dieſer Stelle ſolche groſſe Fehler würde begangen haben, welche nach der Meynung meines Gegners ſo leicht hätten vermieden werden können. Der erſte Fehler, welche ihr beygemeſſen wird, ſoll darinnen beſtehen, daß ſie mit dem Hauptworte des Dichters keine Verbindung habe. Freylich wird man aus einem abgebrochenen Stücke einer Bildſeule nicht einſehen können, wie geſchickt es mit den andern Theilen derſelben übereingeſtimmet habe; allein man kann doch von ſeiner Schönheit ſelbſt ein Urtheil fällen, wie ſolches auch mein Gegner auf eine geneigte Art von dieſen Bildern hat thun müſſen *. Und ſo iſt es eben mit der Beſchreibung des Schildes beſchaffen. Es iſt an dem, dieſelbe erhöht den Character Achills im geringſten

* Si avulſum, ſagt Plinius der Jüngere, Statuæ caput aut membrum aliquod inſpiceres, non ita quidem ex illo poſſes congruentiam æqualitatemque deprehendere, poſſes tamen judicare an id ipſum ſatis elegans eſſet. Libr. II. ep. 5.

ſten nicht, wenn man ſie an ſich ſelbſt betrachtet, aber ſie kann in der Zuſammenſetzung wohl etwas darzu beytragen. Die Virgiliſche Beſchreibung des Aeneiſchen Schildes thut dieſes ebenfalls nicht. Dieſe Beſchuldigung ſchadet alſo dem Homeriſchen Gemälde nichts. Die andre ſcheint gefährlicher zu ſeyn; da man ſagen könnte: ſie unterbreche die Aufmerkſamkeit der Leſer, ſie bringe ihnen den Achill, Agamemnon, die Griechen, und Trojaner ganz aus dem Geſichte. Alles dieſes iſt eben die Abſicht Homers, warum er dieſes Kunſtſtück hier einſchaltete. Er würde die Aufmerkſamkeit der Leſer verlohren haben, wenn er mit der Beſchreibung ſolcher groſſen und wunderbaren Veränderungen fortgefahren wäre. Alles war ſchrecklich, groß, und entſetzlich, was der Poet in den vorigen Büchern erzählte. Das Unglück der Griechen; das Feuer, das man ſchon in die Griechiſche Flotte hätte werfen wollen; der Verluſt der Trojaner, welchen ihnen die Verkleidung des Patroclus zugezogen, und der Tod dieſes Helden ſelbſt muſten nothwendig die heftigſten Gemüthsbewegungen in den Leſern erwecken. Sollte der Dichter in ſo heftigen und ungeſtümen Vorſtellungen fortfahren? Die Natur unſerer Seele, welche dadurch ermüdet wird, und die Homer ſehr wohl kannte, geſtatteten dieſes nicht. Hätte der Dichter die grauſamen Thaten Achills fort erzählt, durch welche er ſich an den Trojanern, und am Hector gerochen, ſo wäre durch dieſe Einförmigkeit in der Erzählung der Edel der Le-

ser erregt, und der Verstand von der Menge ähnlicher Bilder überhäuft worden. Abwechselung und Veränderung der Gegenstände müssen auch in den epischen Gedichten seyn, wenn sie vollkommen seyn sollen; eine schöne Unordnung muß nicht nur in begeisterten Liedern herrschen; sondern sie hat auch hier gewissermassen statt, ob sie gleich von einer andern Art seyn soll. Freylich muß dadurch im Ganzen eine schönere Uberein-stimmung erhalten werden, wenn sie des Beyfalls der Kenner würdig seyn soll. Beydes erfodern die Regeln der Vollkommenheit. Gemälde, Bildnisse, und prächtige Tapeten tragen zur Festigkeit eines Gebäudes nichts bey; die Seulenordnungen, und Verzierungen ebenfalls nicht; unterdessen wird es dennoch von allen bewundert, wenn es damit ausgeschmückt ist. Von diesen Beschaffenheiten ist gegenwärtige Episode. Sie ist ganz von Homers Erfindung. Philostratus meldet uns dieses in seinen Heroicis, da er sagt τα δε τȣ Ἀχιλλεως ὁπλα ἀσυλα μειναι και ἀναλωτα. Achills Waffen, wären weder verletzt noch geraubt worden. Sie zieht zwar die Aufmerksamkeit der Leser ab, aber sie zernichtet dieselbe nicht; die Beschreibung ist gleichsam ihre Ruhe, durch welche sie neue Kräfte erhält. Homer hat sich dieses Kunstgriffes in andern Büchern schon vorher bedienet. Von dieser Art ist die Unterredung des Glaucus mit dem Diomed im sechsten Buche, als Hector aus dem Treffen nach der Stadt gehet, etwas daselbst anzuordnen.

nen. Glaucus will mit dem Diomed einen Zweykampf eingehen; Dieser unterredet sich vorher mit ihm, wie solches die Gewohnheit der Alten gewesen ist, und in dieser Unterredung erfährt er, daß zwischen ihnen beyden das Gastrecht obwalte. Bey dieser Gelegenheit erzählen sie einander viel angenehme Dinge, wodurch die Heftigkeit der Schlachten anmüthig unterbrochen, der Leser aber beruhigt wird, indem ihn der Dichter dadurch von dem Tumulte und der Unordnung des Treffens zu der Stille der historischen Erzählung bringt, wie solches Eustath an diesem Orte wohl anmerket. Was muß nicht diese Zwischenfabel, wenn man sie im ganzen Umfange betrachtet, für Würckungen haben, da sie mit einer grössern Kunst, als die gemeldete Unterredung, ausgeführet ist? Wir wollen die ganze Zubereitung derselben ansehen. Patroclus, welcher Achills Rüstung angezogen hat, wird von Hectorn erlegt, und folglich seiner Waffen von eben demselben beraubt. Achill, welcher seinen Tod rächen sollte, hatte also keine Rüstung und Waffen. Thetis, die Göttin des Meeres, seine Mutter sieht sein Elend; was ist natürlicher, als daß sie ihn mit neuen, und zwar mit den besten Waffen versorgen wird? Sie läßt dieselben also bey dem Vulcan verfertigen. Kann man nicht von ihm mit Rechte vermuthen, er werde etwas verwunderswürdiges machen? Und leistete er es nicht, da er alle Stände und Lebensarten, welche damals auf der Welt üblich waren, auf dem Schil-

de abbildete? Dieses war ein Werk, für einen so künstlichen Gott, als Vulcan war. Eustath hat dieses schon angemerkt, da er sagt: πραξεις ἀνθρωπων πολεμου και ειρεινης πρεπουσας, ὑφ' ὧν ὁ καθ' ἡμας διοικειται βιος, ἀπαγγελλει δι' αὐτων ὁ ποιητης, εἰσηγητης της ἀριστης γιγνωμενος πραξεως d. i. Der Dichter hat durch diese (Bilder) die vornehmsten Handlungen der Menschen in Krieg und Frieden, mit welchen sie ihr Leben zubringen, abgemahlt, und die beste Lebensart angezeigt u. s. w. Dadurch, daß ein Gott diese Waffen verfertigt hat, werden auch die erstaunlichen Thaten Achills wahrscheinlich und zugleich lehrreich, weil er sie ohne den Beystand der Götter nicht errichten können. Vulcan hätte zwar nach der Forderung meines Gegners auch das, was vor Troja geschehen war, auf dem Schilde abbilden können, allein dadurch wäre, wie schon gedacht, die Absicht Homers nicht erhalten worden. Zudem war auch dieses der Kunst Vulcans lange nicht so anständig, als die Abbildung dessen was in der ganzen Welt damals, vorgieng. Es ist also ausser Zweifel, daß das Gemüth der Leser durch diese Episode geschickt worden, stärckere Eindrücke von den nachfolgenden grossen Begebenheiten anzunehmen.

7. §.

Ich habe im Vorigen erwiesen, daß diese Beschreibung sehr wohl an dem Orte stehe, an welchen sie Homer gesetzet hat. Nunmehr will ich die

die Beſchreibung ſelbſt durchgehen, und auf alle Einwürfe, welche dawieder gemacht werden ſind, antworten, vorher aber zeigen, wie ſich ein Dichter bey der Beſchreibung eines Bildes verhalten könne. Wie ein gutes Bild nicht ohne eine gewiſſe Abſicht verfertiget ſeyn kann: Der Maler, oder wer der Verfertiger ſonſt iſt, muß etwas Vernünftiges dabey im Sinne gehabt haben, daß ein Verſtand aus demſelben hervorleuchte; ſo muß alſo der Dichter welcher es beſchreiben will, die Abſicht, und den Verſtand deſſelben nothwendig wiſſen. Es kann aber auf einem Gemälde nichts als körperliche Dinge, welche in die Sinne fallen, abgebildet werden, nämlich die mannichfaltigen Lagen und Stellungen der Gegenſtände. Von den Menſchen oder Thieren können die verſchidenen Geberden, Züge, Mienen und Bewegungen auf einem Bilde nachgeahmet werden. Weil dieſe aber allezeit faſt Zeichen gewiſſer Gedancken, Leidenſchaften, oder Begierden abgeben welche damit verknüpft ſind, ſo werden dadurch auch auf einem Gemälde Dinge abgebildet, welche eigentlich vor den Sinnen verborgen ſind. Doch nicht nur die Gedancken allein, welche mit den Stellungen, und Bewegungen der Menſchen unmittelbar verbunden ſind, ſondern auch diejenigen, welche vor dieſen natürlicher und ordentlicher Weiſe vorhergehen, oder darauf erfolgen, werden auf einem Bilde vorgeſtellt, weil ſie einem jedweden, der daſſelbe anſieht, nach den Geſetzen zu dencken einfallen müſ-

ſen. Daraus erhellt, daß das gegründet ſey, was Plinius von dem Timanthes meldet: In allen ſeinen Gemälden erkennt man mehr, als abgemahlt iſt * oder was er von Apelles ſagt; er hat abgemahlt, was nicht gemahlt werden kann. ** Ein Meiſter in dieſen Künſten, wird keinen Strich und Zug auf einem Bilde thun, welcher nicht einen gewiſſen Verſtand in ſich enthält, wenn er anders dabey ſeyn kann. Daher wird die vornehmſte Regel für denjenigen, der die Beſchreibung eines Bildes unternimt, dieſe ſeyn, **daß er nicht nur alles, was auf einem Gemälde ſelbſt ſtehet**, ausdrücke, ſondern auch alle **Veränderungen** oder Beſchaffenheiten der Seele, (ich rede vornämlich itzo von den Bildern der Menſchen und Thiere,) welche mit den abgebildeten Stellungen, Bewegungen, und Lagen verknüpft ſind, oder nothwendig vor ihnen hergegangen, oder darauf erfolget ſind, und die alſo wahrſcheinlicher weiſe daraus geſchloſſen werden können, mit deutlichen Worten anzeige. Auf dieſe Weiſe wird er ſeinen Endzweck erhalten, welcher dieſer iſt, den Leſer von dem Verſtande und Inhalte des Bildes vollſtändig zu unterrichten. Dieſe Vorſchrift iſt der Natur gemäß. Ich will es mit einem recht gemeinen Beyſpiele erleutern. Wenn auf einem Bilde nicht weit

* In omnibus ejus operibus intelligitur plus ſemper, quam pingitur.

weit von einem Walde ein Hirſch gemahlt iſt, dem ein Windhund nachſetzt, ſo wird ein jedweder, der es dem andern erklären ſoll, ſagen; ſiehe das iſt ein Hirſch, der dort aus dem Walde hervorgekommen iſt, der Hund will ihn gern fangen, der Hirſch aber will ſich retten. Es iſt gewiß, daß auf dem Gemälde nichts mehr abgebildet geweſen als der Wald, eine Ecke darvon der Hirſch, und vor ihm der Hund, und zwar beyde mit ausgeſperrten Füſſen. Man könte auch hier fragen, wie der Mahler das Kommen aus dem Walde, das Fangen, und Auſſreiſſen (ſo zu reden,) habe abbilden können? die Sache noch klärer und gewiſſer zu machen, ſo will ich aus Lucians Abhandlung von der Verläumbdung ein Gemälde des Apelles anführen. „Er machte einen Mann mit langen Ohren, welcher der Verläumbdung welche ſich nähret, die „Hand darbietet. Um ihn ſtehen die Unwiſſenheit, und der Verdacht die Verläumbdung, welche ſich geputzt hat, hält in der Rechten eine Fackel, mit der Lincken ſchlept ſie einen Jüngling „bey den Haaren herzu, welcher die Hände aufhebt, und die Götter um Hülfe anruft. Vor „ihr geth der Neid her, es folgten ihr mehr Frauen, welche ſie ermahnen, anputzen, und unterrichten müſſen. Es ſind ſolches die Nachſtellungen, und die Betrügerey. Von fernen folgt „die Reue in Trauergewande, und weint, und „ſchämt ſich.“ So leicht auch dieſes Bild abzumahlen iſt, ſo wird doch der Leſer leicht ſehen,

daß Dinge auf demſelben ſtehen, welche nicht abgebildet werden können, die man aber aus allen Umſtänden leicht errathen kann. Man ſehe das Gemälde des Cebes an, ſo wird man darinnen noch mehr beſtärckt werden. Ich will nunmehr auch die Pflicht beſtimmen, die ein Dichter in ſo weit er einer iſt, bey der Beſchreibung eines Bildes zu beobachten hat. Er muß nämlich darinnen alle poetiſchen Zierrathe anwenden, welche die Abſchilderung eines Gemäldes anmuthig und lebhaft machen können. Er muß ſich nicht nur vor einer trocknen Anzeige der Dinge, welche ſich auf einem Bilde befinden, hüten, ſondern ſeiner Beſchreibung durch den klugen Gebrauch der Tropen ein Leben geben, wie ſolches der Verfertiger deſſelben durch eine genaue Abbildung der Stellungen und Lagen der Dinge gethan hat. Nur muß er ſich dabey hüten, daß er das Bild nicht gar etwa mit einen Firniſſe überſtreiche, daß man es nicht vor demſelben zu erkennen im Stande ſey. Er kann daher, was eigentlich könte ausgedruckt werden, ganz wohl metaphoriſch ausdrücken; er kann vor das Gegenwärtige das Vorhergegangne, u. ſ. w. ſetzen, wenn er ſich nur in acht nimt, daß er mit einem allzuhäufigen Gebrauche ſolcher poetiſchen Farben nicht die Züge des Bildes ſelbſt verſtellt, oder gar verderbe. Nach dieſen Regeln will ich nunmehr dieſe Homeriſche Beſchreibung ſtückweiſe durchgehen, und unterſuchen, ob er etwas darwieder verſehen habe.

8. §.

Der erste Einwurf, den mein Gegner bey dieser Beschreibung machte, gieng auf den methaphorischen Ausdruck, die unermüdete Sonne. Homer wird auch durch die letzte Regel gerechtfertigt, ob ich gleich zu sehe, daß die angegebne Verbesserung ganz wohl statt finden könnte. Das erste Bild stellt eine Stadt im Frieden vor. Homer sagt: Πολεις μεροπων ανθρωπων Städte voll vernünftiger Menschen. Man hat eine Critick über die lateinische Uebersetzung gemacht: civitates variæ linguæ hominum, und hat geglaubt, daß sie den Homer treffe, Allein weit gefehlt! das griechische Wort bedeutet Menschen voce articulata gaudentes. Es ist ein solches Beywort, wie wir etwa im Deutschen sagen, die vernünftigen Menschen, oder im Gegentheile, die unvernünftigen Thiere. Homer kann auch dieses nicht sagen, weil er unter den beyden Städten, Athen und Eleusini versteht, wie solches nach des Scholiasten Erinnerung schon längst Aristophanes von Cercyra angemerckt hat, indem alles, was er von diesen beyden Städten sagt, sich auf sie schicket. Die Anmerckung des Scholiasten ist zu lang, als daß ich sie ganz beyfügen könnte. Jedoch wenn Homer auch sich eines solchen Beywortes bedienet hätte, so hätte er nicht unrecht gethan. Denn wenn ein Mahler auf einem Bilde eine Stadt aus Ungern und eine aus Brandenburg abschilderte; sollte derjenige, welcher das Bild erklärt, (denn so muß man

den

den Homer mit betrachten,) nicht ſagen können, ſie redeten zwo verſchiedne Sprachen? Allerdings, indem es der erſten Regel gemäß iſt. Homer hat in der erſten Stadt den Vulcan eine Hochzeit abbilden laſſen. Euſtath merckt dieſes als eine groſſe Schönheit an. „Γαμον ἐνφραξει πρω„τον το και πολιτικωτατον ἐργον και τη Φοσει κα„λον. Homer bildet die Hochzeit zu erſt ab, weil „es ein Werk iſt, das ſich für die Stadt am be„ſten ſchickt und von Natur gut iſt.„ Der Scholiaſt merkt an, was die Muſick betrifft, daß Pallas dieſelbe zuerſt aufgebracht habe: ἀυλες τε ἐν γαμοις πρωτον ἐυρεν ἀθηνα, und lehrt dadurch, daß Athen unter dieſer Stadt abgebildet ſey, welches er auch bey dem Proceſſe anmerket. Man tadelt den Homer, daß er geſetzt,

Πολυς δ' ὑμεναιος ἐγειρει.

Es werden viel Hochzeitlieder geſungen, * weil es nicht abgebildet werden könnte. Allein zugeſchweigen, daß ein Mahler die Geberden der Singenden noch wohl ausdrücken kann, ſo iſt zu wiſſen, daß bey den Alten keine Hochzeit ohne dem Hymnaeus ſeyn konnte; daher er es nach der obigen Regel der Dichter ganz wohl in ſeine Beſchreibung bringen konnte. Es war mit demſelben faſt ſo, als heute zutage mit der Einſeegnung des Prieſters beſchaffen, ohne welche keine rechte

* Ich habe in der obigen Überſetzung mehr dem Verſtande als den Worten gefolgt, da ich dieſe Worte durch eine prächtige Hochzeitmuſick überſetzt habe.

te Hochzeit gefeyret werden kann. Was das andre Bild betrifft, auf welch in die alte Art Rechtsſachen zu führen vorgeſtellet iſt, ſo hat man den Homer beſchuldigt, er habe gewollt, Vulcan hätte darauf abgebildet, wie zween Männer wegen der Geldſtrafe, die eines ermordeten Mannes wegen erlegt werden muſte, mit einander geſtritten, und Reden gehalten. Der eine habe behauptet, dieſelbe erlegt zu haben, der andre aber verneint, etwas empfangen zu haben. Allein im geringſten nicht. Vulcan hat nur die Stellungen aller dieſer Perſonen auf den Schild geprägt; Einen geſchloſſenen Kreis, in der Mitten einen todten Cörper, und zween Talente Gold, die Richter auf polirten Steinen, das Volck mit offenen Munde umher, die Herolde mit den Stäben, wie ſie damit winkten, und endlich zween Perſonen, gegen einander mit allerhand ungeſtümen Bewegungen. Homer kam und ſetzte zu dieſen Dingen, die Veränderungen der Seelen, welche mit dieſen Stellungen und Lagen nothwendig verbunden ſind, um den Leſern einen Begriff von dem Bilde beyzubringen; nebſt den Urſachen aller Gegenſtände hinzu, und daraus muſte nothwendig dieſe ſchöne Beſchreibung erwachſen. Vulcan muſte dieſes alles bey Verfertigung dieſes Bildes gedacht haben, und was iſt widerſinniſches dabey, daß uns Homer die Gedanken eines Gottes erklärt? Nicht anders iſt es mit dem Bilde der belagerten Stadt beſchaffen. Vor das erſte iſt es einer groſſen Dunkelheit ſchon von den

Alten

Alten beſchuldigt worden. Ich habe oben ſchon aus dem Euſtath eine Stelle deswegen angeführet. Ich will den Porphyr noch hinzu ſetzen, welches in ſeiner ſiebenden Homeriſchen Unterſuchung eben dieſes will: πολλης ταραχης πληρη εναι τα επι ταυτα. Er erwählt eben die Auslegung, die mir die beſte und leichteſte zu ſeyn geſchienen hat. Wir wollen ſehn, wie viel Vulcan von dieſem Bilde hat auf dem Schilde vorſtellen können. Er hat das Heer der Bürger zeigen können, wie einige ſich an dem Fluſſe gelagert haben, wie andere auf die Heerden acht gegeben, wie einige dieſelbe niedermachen, andre mit dem Feinde in Handgemenge ſind. Was iſt natürlicher, als daß der Dichter die Urſache angab, wie ſie aus der Stadt hieher gekommen waren? denn er konnte die Gedancken Vulcans aus göttlicher Eingebung wiſſen. Von dem feindlichen Heere konnte abgebildet werden, wie einige verſammlet ſaſſen, andre auf die Pferde ſprangen, andere mit den Bürgern im Treffen waren. Konnte er denn nicht auch den Lerm, die Unordnung, und das Schickſal im hitzigſten Gefechte unter ihnen abbilden? Muſte daraus nicht die Beſchreibung entſtehen, wenn der Dichter mit allem dieſem nach den Geſetzen der Erzählung verfuhr? Mein Gegner hat recht, daß es ungereimt ſey, zu glauben, die Figuren wären lebendig geweſen. Denn Homer hat dieſes nicht, ſondern vielmehr das Gegentheil geſagt, da er ſelbſt darzu ſetzt wie Euſtath anmerkt; ſie ſtritten, wie

leben-

lebendige Menschen, d. i. die Stellungen streitender Leute waren an Ihnen so genau ausgedrückt, daß man hätte meinen sollen, sie wären lebendig. Das Gleichnis von einem Panduren, daß ich meinem Gegner in den Mund gelegt, scheint dieser Beschreibung zwar zu schaden; allein sie thut es nicht. Denn damit ich kurz auf alle diese Beschuldigungen antworte, so frage ich, wer es dem Mahler verwehren könne, seine Person in unterschiednen Stellungen zu zeigen, um ihre zusammenhangenden Handlungen auszudrücken? Der Dichter hat freylich hier vor ihm einen Vortheil voraus, da er solches, ohne seinen Hauptgegenstand zu vervielfältigen, bewerckstelligen kann. Eben dieses gilt von dem getadleten Bilde der Ackerleute, da man alle die Handlungen einem Subjecte zuschreibet, welche doch Homer verschiednen austheilt. Denn warum konnten nicht einige Ackerleute Furchen ziehen, andre am Ende stehen, wo ihnen ein Mann eine Flasche Wein gab, andre aber umkehren? Dieses abzubilden ist keine unmögliche Sache. Eben so ist es mit dem Bilde der Erndte beschaffen; es würde unnöthig seyn, viel Worte davon zu machen. Die Beschuldigungen welche noch einigermassen wichtig zu seyn scheinen, sind diese: erstlich das Spielen eines Jünglings auf der Zitter, und das Singen darzwischen; und zum andern; der künstliche Tanz. Auf die erstere zu antworten, so erinnere ich, daß die Geberden eines Singenden können abgebildet werden; (denn daß λογον hier

nicht die Saite, ſondern einen gewiſſen Geſang anzeige, iſt aus der Note zu erſehen). Zum andern, daß bey dem Weinleſen allzeit der Geſang vom Linus abgeſungen worden: der Dichter aber kann das, was mit der abgebildeten Sache genau verbunden iſt, in der Beſchreibung ſelbſt anzeigen, um den Leſer vollkommen davon zu unterrichten; beſ. 7. §. daraus denn erhellt, daß Homer hierbey keinen Fehler begangen habe. Darauf, daß man bey dem folgenden Bilde von den Heerden ſagt, Vulcan ſollte nach Homers Meinung das würckliche Brüllen abgebildet haben, braucht man nicht zu antworten, da man weiß, daß man allezeit, wenn das Rindvieh das Maul aufſperrt, zu ſagen pflegt, es brülle. Ich komme auf die letzte Beſchuldigung vom Tanze. Man hat ſich nicht einbilden können, wie es möglich ſey, tanzende Paare vorzuſtellen, welche ſich mit in einander geſchlungenen Händen in die Runde drehten. Allein man hat dabey vergeſſen, zu erwägen, daß die Figuren auf dem Schilde, welches leicht zu erweiſen iſt, von erhobener Arbeit geweſen ſind, und daß alſo Vulcan eine ſo runde Erhöhung hat machen können, daß die tanzenden Perſonen rings um dieſelben vorgeſtellet worden ſind. Wie leicht die andern Bilder auf dem Schilde können verfertigt werden, überlaſſe ich der Einſicht der Leſer ſelbſt, damit es nicht ſcheinen möge, als traute ich Ihnen allzu wenig zu. So hätte ich nunmehr dieſe anmuthige Beſchreibung wider alle Einwürfe gerettet; ich hätte

ſie

ſie noch mit den Heſiodiſchen und Virgiliſchen Beſchreibungen ihrer Schilde vergleichen können; allein ich behalte mir dieſes bis zu einer andern Zeit vor.

9. §.

Ich muß hier noch von einigen Meinungen der Alten von dieſer Beſchreibung gedenken, welche derſelben viel Ehre machen. Demo, oder Damo, vermuthlich eine Tochter des Pythagoras, hat davor gehalten, αἴνιγμα κοσμογονίας, das Räthſel, wie die Welt entſtanden, ſey darunter verborgen. Unter der Thetis verſteht ſie θεσιν πραγμάτων, d. i. die Anordnung aller Dinge, durch das Feuer, und die Luft der Blaſebälge, die beyden Elemente, das Feuer, und die Luft; durch das Gold und Erzt, die Erde; durch das Zinn das Waſſer; durch den äuſſern dreyfachen glänzenden Rand, den Thierkreis: dreyfach ſoll er wegen ſeiner Gröſſe, und hell, wegen der Sonne, die ihn beſtrahlet genennt werden; durch τελαμῶνα aber nämlich durch das Wehrgehänge verſteht ſie die Himmelsachſe. Von dieſer Meinung kann man den Euſtathius weitläuftiger in ſeinen Erklärungen p. 1154. u. f. S. nachleſen. Mit dieſer Meinung iſt die Einbildung der Kirchenväter ſehr verwandt, welche davor gehalten haben, Homer habe die Schöpfungshiſtorie des Moſes auf ſeinem Schilde abgebildet. Wir wollen die Worte Juſtins des Mär-

tyrers anführen, die ſich in ſeiner Ermahnung an die Griechen p. 21. befinden: ἐτω Μωϋσης γεγραφεν. Ἐν ἀρχῃ ἐποιησεν ὁ θεος τον ὐρανον και την γην, ἐιτα ἡλιον, και σεληνην και ἀστερας. Ταυτα γαρ ἐν Αἰγυπτῳ μαθων και τοις ὑπ' αὐτε ἐν τῃ τε κοσμε γενεσει γραφεισιν ἀρθεις, ἐν τῃ τε Ἀχιλλεως ἀσπιδι τον Ἡφαιστον, ὡσπερ εἰκονα τινα της κοσμοποιιας κατασκευασαι παρεσκευασεσεν. ἐτω γαρ γεγραφεν.

Ἐν μεν γαιαν ἐτευξ' ἐν δ' ὐρανον, ἐν δε θαλασσαν &c.

„Moſes ſchreibt alſo: Im Anfang ſchuff GOtt „Himmel und Erde, und die Sonne, und den „Mond und die Sterne. Dieſes hat er in Aegyp„ten gelernt, und hat ſich an dem, was in der „Schöpfungsgeſchichte geſchrieben geweſen, ſo er„getzt, daß er ſich vorgenommen, den Vulcan „auf Achills Schilde ein Bild der Schöpfung „der Welt machen zu laſſen. Denn ſo ſchreibt „er.„

„Er prägte das Bild des Himmels, der Erde, und des Meeres darauf ab.

Eben dieſes ſagt Clemens Alexandrinus in dem fünften Buche der Stromatum p 598. Was mich anbetrifft, ſo fälle ich von dieſen Meynungen das Urtheil, das Philipp Melanchthon in ſeiner Vorrede zu den Scholiis minoribus von denen

gefällt

gefällt hat, die unter allem was Homer geſagt hat, etwas phyſicaliſches ſuchen. Sæpe, ſagt er, ridere Soleo græcorum grammaticorum vulgus, qui ad phyſiologiam totum Homeri carmen referunt, mireque ſibi placent, cum noua metamorphoſi belli nugatores ex Joue æthera ex Junone aërem faciunt, quæ ne per Febrim quidem unquam Somniaturus Homerus erat.

* *

Wider die Verächter des Alterthums.

Ihr ſchönen Künſte, bebt und zittert,
Denn eure Herrſchaft wird erſchüttert,
Die Barbarey beſtürmt euch itzt.
Ein neues Heer von ſchwärmeriſchen Geiſtern
Will eurer Hügel ſich bemeiſtern
Und wird durch Haß und Zorn auf euren Fall erhitzt.
Ich ſeh es dort gerüſtet ziehen,
Wie es mit wilden Waffen ſchreckt,
Ich ſeh euch ſchon der Erd entfliehen,
Indem euch keine Macht vor ihrem Frevel ſchützt.

Euch zwingt itzt nicht der Krieg zu flüchten,
Der eure Herrſchaft zu zernichten,

Vor dem die halbe Welt verheert
Euch droht kein Schwarm unwiſſender Barbaren,
Die bey den ſchrecklichſten Gefahren
Den Zepter euch entrückt und euren Sitz zerſtört.
Itzt wütet nicht ein Heer der Gothen,
Kein wilder Wend und Longobard,
Der wütend euch die Flucht geboten,
Als einſt ſein kriegriſch Schwerdt der Welt Beherrſcher ward.

Wie wenn in unbekriegten Ländern
Sich Eintracht, Ruh und Glück verändern,
Indem der Aufruhr hier regiert,
Der innre Streit die Länder mehr verwüſtet,
Als wenn ein feindlich Heer ſich rüſtet
Und mit vereintem Volck die wildſte Kriege führt:
So muß der Thron der Künſte wancken,
Die itzt kein äuſſrer Streit beſiegt,
Indem voll thörichter Gedancken
Der ſtoltzen Neuern Wahn das Alterthum bekriegt.

Der Hochmuth ſucht ſie aufzuwiegeln:
Es ſoll auf des Permeſſus Hügeln
Nicht mehr der Alten Wohnung ſeyn.
Sie können ſich auf den geweihten Spitzen
Nicht mehr vor ihrer Wut beſchützen;
Ihr frecher Tadel dringt auf ihre Schriften ein.

Sieht,

Seht, wie ſich in den eitlen Heeren
Unwiſſenheit und Dünkel blähn,
Die, freyer Künſte Reich zu ſtören,
Was nicht ihr Geiſt erdacht, mit bittrer Mißgunſt ſchmähn.

Es eilt, mit einem tiefen Fluge,
Vor dieſer Schaaren weitem Zuge
Die finſtre Barbarey voran.
Bald ſenket ſich mit Sturm ihr ſchwarz Gefieder,
Und bald erhebt ſichs brauſend wieder:
Sie füllt die Luft umher mit Finſterniſſen an:
Wie wenn die Rach auf einer Wolcke
Mit Dunſt und Nacht den Luftkreis deckt,
Und einem laſterhaften Volke
Mit Ungewittern dräut, und ſie mit Sturm erſchreckt.

Sie weis mit zauberiſchen Händen
Die jungen Sclaven zu verblenden,
Die ſie in ihren Banden hält.
Der Haufe denckt, der Weisheit ſelbſt zu dienen,
Weil ſie Geſtalt und Tracht und Minen
Von dieſer Göttin nimmt, und tückiſch ſich verſtellt.
Zwar iſt ihr Glanz ein falbes Glänzen,
Wie leicht erkennt man ihr Geſicht!
Doch wo Betrug und Wahrheit grenzen,
Dieß ſieht die blinde Schaar vor Wahn und Einfalt nicht.

Ein Heer von ihren älsten Söhnen
Wühlt dort in grauen Pergamenen,
Die Staub und Moder halb zerstückt.
Da suchen sie in den verloschnen Zeilen
Ein mangelnd Alpha zu ereilen;
Schnell siehts ihr starrer Blick, und schnell wird es entrückt.
Die glauben nicht, was die gesehen,
Daraus entspinnet sich ein Krieg:
Seht wie sie izt sich wechselnd schmähen;
Dem grösten Lästerer bleibt im Kampfe Feld und Sieg.

Dieß sieht der Blick der jüngern Rotte;
Sie lacht mit einem bittern Spotte,
Die Barbarey erhebet sie.
Dieß, sagt sie, nüzt die Kenntniß alter Schriften.
Denckt ihr euch grössern Ruhm zu stiften:
So unterrichtet euch bey alten Weisen nie.
Bahnt euch die Wege selbst zur Ehre,
Und werdet groß allein durch euch.
Was brauchet ihr der Alten Lehre?
Ist euer Witz und Geist nicht ihrem Geiste gleich?

Sie sprach: der Haufe wird entzündet,
Der sich vollkommen reizend findet,
Und Stolz und Kühnheit nimmt ihn ein.
Nun sieht die Welt die strengsten Bücherrichter,
In Deutschland singt ein Heer der Dichter,
Die voll Begeisterung den Pöbel selbst erfreun.

Nun-

Nunmehr wird eigner Witz erhoben,
Und nicht die Weisheit von Athen.
Wer wird verjährte Römer loben?
Ihr Witz gefällt nicht mehr; vor Zeiten war er
schön.

Seht jenes Schriftelds Riesenstärcke!
Er tadlet schamlos ihre Wercke
So streng und scharf als Zenodot.
Verachtung ist in seinen Zügen
Das Fremde kann ihn nicht vergnügen,
Tyrannisch herscht sein Kiel, der jedem Alten droht.
O traurigs Schicksal edler Bücher!
Umsonst entrißt ihr euch der Zeit:
Ihr wart vor ihren Wüten sicher,
Da ihr nunmehr ein Spott des Aberwitzes seyd!

Du Vater kluger deutscher Lieder!
Mein Opitz, kämst du zu uns wieder,
Und soltest ihren Greuel sehn
Was würdest du voll edlem Eifer sagen?
Voll Zorn sähst du in unsren Tagen
Die erste Barbarey, die du verjagt, entstehn.
Du sähst die Neuern, als Tyrannen,
Die ein vermeßner Stolz bewohnt,
Die Alten von der Höh verbannen,
Wo in zufriedner Ruh Geschmack und Weisheit
thront.

Es stehn die Mäler deiner Meister,
Athens und Roms erhabner Geister,

Nicht mehr so sicher als vor dem.
Die, die noch itzt, mit göttlichen Gesängen
Selbst Fels und Stein und Bäume zwängen,
Sind dieser rohen Schaar nicht schön und angenehm
Homer mag vom Achill es spielen;
Und Pindars Lied sey neu und kühn;
Sie werden seinen Reiz nicht fühlen,
Und die Bewunderung ihm ungerecht entziehn.

Horaz entzück' auf seiner Leyer
Mit Liedern voller Geist und Feuer;
Und Maro preis Aeneens Muth:
In ihnen wird nicht Witz und Anmuth wohnen,
Dir, gröster Feind der Macedonen,
Und dir, o Tullius fehlt Nachdruck, Geist und Glut.
Nur fehler spürest du in Ihnen;
So sagt der Haufe der sie schmäht,
Der auf des Alterthums Ruinen,
Mit frevelhafter Hand, denckmäler sich erhöht.

Sie trotzen selbst auf schlaffen Saiten
Den Vorzug ihnen abzustreiten:
Doch ihre Kühnheit wagt zu viel.
Seht der erzwingt auf muthigen Trompeten
Mit Müh den schwachen Ton der Flöten;
Und sagt sich selbst: du singst noch stärcker als Virgil.

Seht

Seth den sein Lied in Schatten Hüllen;
Er meint es sey mit Pracht erfüllt.
Der glaubt, er sey in den Idyllen
So schön als Moschus selbst, u. singt doch rauh u. wild.

Vermeßne, welches Unterfangen!
Ihr seyd den Wettstreit eingegangen,
Die nahe Strafe droht euch schon.
So wißt ihr nicht was Marsyas erlitten,
Als er mit dem Apoll gestritten?
Die gröste Schande war der frechen Kühnheit Lohn.
Bezähmt den Stolz, verworfne Seelen;
Hört die Geschichte zitternd an,
Erbebt sie wird euch itzt erzählen
Was euer nächster Freund durch seinen Streit gewann.

Er stritt und wollte schöner singen:
Wen könnt Apoll wohl nicht bezwingen?
Sein Lied stritt ihm den Vorzug ab:
Der Frevler hat des Gottes Zorn empfunden:
Nichts war am ganzen Leib als Wunden,
Und Strommweis flos das Blut von seinen Gliedern ab.
Man sah sein zitternd Eingeweide
Sein hüpfend und erbebend Herz.
Die Faunen gingen hier im Leide,
Und, selbst der Satirn Volck empfand den größ-ten Schmerz.

Nach-

Nachrichten.

1. Bey B. C. Breitkopfen zu Leipzig iſt ohnlängſt ein Verſuch einer Lebensbeſchreibung an der Weltberuffenen Perſon des Mecänas 8, ohngefehr 10 Bogen zum Vorſchein gekommen. Der ungenannte Herr Verfaſſer, deſſen Schreibart mit der Schreibart desjenigen, welcher von der Roſe und Tulipe geſchrieben hat, ziemlich übereinkommt, liefert uns darinnen viele zuſammenhängende Nachrichten von dem Leben des Mecänas, welche er in den Schriften der Alten zerſtreuet gefunden hat. Er ſucht ihn dabey von den Beſchuldigungen zu retten, welche Seneca und andre wieder ihn gemacht haben. Der bloſſe Name des Mecänas iſt vermögend dieſer Lebensbeſchreibung begierige Leſer zu verſchaffen, wenn auch ſie ſelbſt gleich nichts ſchönes und reizendes an ſich hätte; woran es doch aber auch keinesweges mangelt. Wir wollten nur wünſchen, daß Faßmann und andre ſeines Gelichters, es ſo gut machten, als wir der Hr. Verfaſſer.

2. Das Schreiben des Hrn. H. G. v. Z.** aus P*** in F** von 15 Dec. vorigen Jahres iſt richtig bey uns eingelaufen. Wir dancken dem uns unbekannten Hrn. Verfaſſer deſſelben

ben für die darinnen uns bezeigte Gewogenheit und gute Meynung ergebenst. Er wird es uns aber nicht als eine Hartneckigkeit anrechnen, wenn wir seinem wohlgemeynten Rathe nicht in allem nachkommen. Den Anfang zu dem zu machen, was er uns gerathen hat, das kann uns unmöglich anders, als nachtheilig seyn. Nachsicht und Stillschweigen können vielleicht das allmählich bewerckstelligen, was unser Freund auf einmal von uns verlangt. Wir düncken uns eben so wohl dazu geneigt zu seyn, wozu der Herr Verfasser, wie er öfters in seinem werthen Schreiben versichert, geneigt ist. Und vielleicht überzeugt ihn unsre itzige Erscheinung vor der gelehrten Welt davon mit mehrern. Was die Entdeckung unsrer Personen anlangt, so hat unser unbekanter Freund ohne Zweifel zu viel von uns begehret, indem wir ihm nicht anders, als vor den Augen aller Welt, willfahren könnten. Da er aber dieses ganz insgeheim thun, und sich von uns einer genauen Verschwiegenheit versichern kann: so wird er sich vielleicht uns eher entdecken können; und hernach haben wir auch wohl Gelegenheit, auf beyden Seiten einander kennen zu lernen. Ein fortgesetzter Briefwechsel wird zu unsrem gröſten Vergnügen reichen. Wenn unsres wertheſten Freundes vertrauteſter Freund deſſen in dem Schreiben hin und wieder gedacht wird, eine wirckliche Person ist: so bitten wir uns ebenfalls von demselben seine nähere Bekantma-

chung

chung und Freundschaft aus. Ubrigens sind wir unsrem verborgnen Herrn Correspondenten für die verschiednen besondern Nachrichten, welche wir vielleicht zu rechter Zeit mit Nutzen werden brauchen können, sehr verbunden. Wir wünschen nichts mehr, als durch eine nähere Entdeckung Gelegenheit zu bekommen, uns die werthe Freundschaft eines so grossen Kenners der schönen Wissenschaften so wohl mehr zu Nutze machen, als ihm die unsrige desto Deutlicher bezeigen zu können.

An Herrn Emanuel Jacob Pyra

Lieber Herr Conrector,

NAchdem wir ſichre Nachricht bekommen haben, daß Sie aufs neue an unſrer Bekehrung arbeiten, und deßwegen eine Schrift die darauf abgezielet, heraus geben wollen, welches ohne Zweifel unſre vorige Dancksagung verurſachet hat: ſo müſſen wir Ihnen beziegen, daß uns dieſes ein Vergnügen, welches dem erſten gleich iſt, gemachet hat. Nur bedauren wir dabey, daß das Schickſal gegen Ihre Verdienſte ſo unempfindlich geweſen, und Ihrer Schrift den nöthigen Verleger verſagt hat, und daß auch ein gewiſſer wöchentl. Schriftſteller Ihre Ermahnungen keinen Platz in ſeinen Blättern einräumen wollen. Wir können dieſes nicht ohne Mitleiden anſehen, und erſuchen Sie daher geziemend Ihre Schrift nur an uns zuſchicken, indem ſie eine beſondre Zierde unſrer Bemühungen abgeben wird. Wir wollen ſo ehrlich dabey verfahren, als Sie ſelbſt thun könnten, und ſie der Welt unverfälſcht mittheilen. Wir ſind übrigens,

Lieber Herr Conrector,

Ihre gehorſamſten Diener,

die Verfaſſer.

Bemühungen

zur

Beförderung der Critik und des guten Geſchmacks.

Quid deceat, quid non? quo virtus, quo
ferat error.

Hor.

Sechſtes Stück.

HALLE,
bey Carl Hermann Hemmerde.
1744.

Auf

Seine Königliche Majestät in Preussen und Churfürstliche Durchlauchtigkeit in Brandenburg,

Friedrich den Andern.

Wie lange wird in allen Grenzen
Des Krieges mörderisch Eisen glänzen
Das er, von Furcht und Zorn umringt,
In herrscherischer Hand, hochmüthig um sich schwingt?
Noch ist sein Arm empor gehoben;
O Vorsicht, wird er ewig toben,
Und dräut dein Zorn durch ihn den Untergang der Welt?
Er, dem Gesetz und Tugend weichen,
Tritt stolz auf aufgehäuften Leichen,
Da manch unzählbar Heer durch seine Waffen fällt.

Man hört ein kriegerisch Getümmel,
Dort wo das Licht am rothen Himmel,
Wenn es in Osten höher steigt,
Ein Haupt voll Majestät den Völkern glänzend zeigt?
Ein Held, der tausend überwunden,
Doch einen Gröſsern nicht gefunden,
Führt kühne Perser an, vor welchen Stambol bebt.
Das wilde Volk der Türken flüchtet;
Denn seine Herrschaft wird zernichtet,
Die sich auf Unrecht stützt, und durch die Laster hebt.

Wie, wenn die Vorsicht, sich zu rächen,
Weil frecher Sterblichen Verbrechen
Sich fruchtbar jeden Tag gehäuft,
Mit der erzürnten Hand den strengen Blitz ergreift;
Wenn ihre schweren Donner rollen,
Die die Verruchten stürzen sollen;
Der Frevler niedersinkt, und ängstlich klagt und thränt:
So seh ich itzt Europa klagen,
Und seufzend an die Brust sich schlagen,
Weil sie den Frieden wünscht und sich doch fruchtlos sehnt.

Sie

Sie ſieht auf den beſchäumten Seen
Der Tannen kühne Töchter gehen,
Die holer Erzte Laſt beſchwert,
Aus welchen bey den Streit ein raſcher Donner fährt.
Im Felde hat der Muth der Britten
Den Stolz der Franzen ſchon beſtritten,
Den ungerechte Wut zum harten Kampf erhizt;
Jzt ſchlägt er ſie auch in den Meeren,
Sie ſind das Schrecken der Jberen,
Die Rach und Grimm bewehrt, doch allzuſchwach beſchüzt.

Das Land der Bojer liegt verheeret,
Das einen neuen Zepter ehret,
Und wenn es matt nach Frankfurt blickt,
Sich voll Verzweiflung ſträubt, und ungeduldig bückt.
Ich ſeh, wie in dem öden Lande
An des verlaßnen Jſters Strande
Ein traurig Schattenheer erwürgter Krieger irrt.
Das Glück entweicht, die Göttin flichet,
Die, wo die Eintracht ſproßt und blühet,
Der Tugend Schuz und Luſt, der Laſter Feindinn wird.

Der Krieg läßt an des Rheines Seiten,
Ein fernes Volk voll Feuer streiten,
Das oft, mit sieggewohnter Hand,
Des Rechtes Rächer war, die Franzen überwand.
Der Rhein vernimmt in seinen Grotten
Den Lerm der kriegerischen Rotten,
Voll innerlichem Gram hebt er sich schnell hervor.
Bestürzt sieht er ergrimmte Geten
Den Feind mit wilden Schwerdtern tödten,
Er sieht sie, und verbirgt sein traurend Haupt in Rohr.

Wie wenn mit fürchterlichem Wüten
Den Wolken Süd und Nord gebieten,
Daß plötzlich eine grause Nacht
Die halbe Welt erblaßt und voll Entsetzen macht;
Wenn in den dicken Finsternissen
Die Völker zaghaft trauern müssen,
Indem ihr zitternd Herz ein banges Grauen schreckt;
Ein sichrer Land des Lichts geniesset,
Das aus der Sonn erquickend fliesset,
Weil ihm kein finstrer Dunst das heitre Blau verdeckt:

So

So ſeh ich vor den Ungewittern
Den gröſten Theil der Welt erzittern:
Doch, Preuſſen, nur dein glücklich Land
Iſt wilden Kriegen fremd und Stürmen unbekannt.
Der Neid ſieht deiner Länder Glücke,
Unwillig zieht er ſich zurücke,
Das Unglück flieht mit ihm, vor dem die Luft ſich ſchwärzt.
Ich ſeh mit ſchweſterlichen Küſſen
Die Ruh und Luſt ein Bündniß ſchlieſſen,
Mit welchem im Vertraun die holde Freyheit ſcherzt.

Die Sicherheit ſchützt deine Grenzen.
Ich ſeh, ich ſeh ihr göttlich Glänzen:
Sie trägt den Oelzweig in der Hand
Und um die Schultern irrt ein himmelblau Gewand.
Sie läßt ihr güldenes Gefieder
Auf dich, du edles Preuſſen, nieder:
Die Eintracht iſt bey ihr, die, was ſich haßt, vereint.
Du biſt entfernt von Furcht und Schrecken,
Du wirſt hier keinen Feind entdecken,
Als nur das ſtrenge Recht, der Laſter ewgen Feind.

Ja, sieh, es herrscht bey deinen Bürgern,
Da sich die Furcht vor rauhen Würgern
Mit schneller Flucht entfernen muß,
Gerechter Siege Frucht, ein stolzer Ueberfluß.
Durch welche Pracht werd ich entzücket?
Palläste, die die Kunst geschmücket,
Sind hier den Schlössern gleich, mit welchen Frankreich prangt
Siehst du die Häuser deiner Reichen
Hochmüthigen Pallästen weichen,
Mit welchen Welschland kühn Bewunderung verlangt?

Hier herrscht das Glück auch in den Hütten,
Das Unrecht darf sie nicht zerrütten
Weil ihnen nur die Macht der Zeit,
Die selbst Palläste stürzt, den späten Umsturz dräut.
Die Wohlfahrt wallet auf den Fluren
Und wo sie geht, sind ihre Spuren,
Da sie mit offner Hand den Schäfern Anmuth giebt.
Sie denken nur an Scherz und Liebe
Und diese Quelle sanfter Triebe
Macht, daß man ihre Flur mehr als die Städte liebt.

Dort

Dort ſeh ich an den ſchwarzen Bächen
Zween Schäfer, ſich umarmend, ſprechen,
Ich ſeh, wie Damon zärtlich klagt
Und was? Daß Phyllis ihm den erſten Kuß verſagt.
Doch Phyllis kömmt, auf ihn zu lauſchen,
Der ungetreuen Blätter Rauſchen
Verräth die Hirtin gleich, er eilt, ſie flieht und lacht.
Dort ſeh ich wie nach den Schallmeyen,
In oft veränderlichen Reihen,
Der Schäferinnen Tanz die Gegend ſchöner macht.

Muß nicht in deinen fernſten Ländern
Der Mangel ſich in Glück verändern?
Iſt jemand der hier hülflos bebt,
Als wer aus Trägheit nicht nach edlen Thaten ſtrebt?
Wer macht es, daß mit reichen Flüſſen,
Sich Ruh und Segen hier ergüſſen
Und daß der Adel blüht, und daß der Bürger ſteigt?
Wer ſtellte dich auf dieſe Höhe,
Auf der ich dich, o Preuſſen, ſehe,
Da doch ſo manches Volk ſich jetzt zum Falle neigt?

Entflieh ich dem beglückten Volke?
Ich ſchweb auf einer lichten Wolke,
Die, da ſie ſich um mich verdickt,
Mit göttlicher Gewalt mich durch die Luft entrückt.
Welch Licht ſeh ich um jene Krone?
Wer ſizt auf dem erhöhten Throne,
Der den erſtaunten Geiſt zur ſtillen Ehrfurcht zwingt?
Der Schuz, der wie die Sonne blizet,
Wenn ſie im Löwen ſich erhizet,
Deckt ihn, daß ſich hieher kein Unfall wütend dringt.

Wer iſt der Held, der hier regieret,
Und einen freyen Zepter führet,
Der, wenn ihn ſeine Rechte regt,
Der Völker lange Reih zu ſanfter Furcht bewegt?
Ich ſeh die Palmen, die ihn ſchmücken,
Das Feuer bricht aus ſchnellen Blicken,
Der Muth ſteht neben ihm gerüſtet und umſtählt.
Er lehnt ſich ſtolz auf ſeine Lanze:
Die Rüſtung flammt mit regem Glanze:
Sein Arm liegt an dem Stahl, der, wenn er ſchlägt, entſeelt.

Di:

Die Majeſtät zeigt mehr Vergnügen:
Doch gleichen Ernſt in Götterzügen,
Der ihr ein edles Anſehn giebt.
Die Demuth liegt vor ihr, die ſie voll Ehrfurcht liebt.
Entſeliger an dem Gemüthe,
Steht um den Held die milde Güte,
Das Lächeln ſchmükt die Stirn, der Reiz ihr blumiche Kleid.
Der Held, der keine Falſchheit leidet,
Sieht, wie um ihn das Recht entſcheidet,
Das mit verbundnem Aug ſein Ohr den Völkern leiht.

Dort, wo die Stuffen ſich erheben,
Seh ich die Unſchuld zaghaft beben,
Die ſich zum Throne traurig nahe,
Weil wilder Uebermuth ſie frech zu Boden trat.
Sie kömmt, mit unſichern Tritten,
Des Helden Rache zu erbitten,
Seufzt, und umfaßt ſein Knie, und ſchnell erweicht ſie ihn.
Ihn rührt ein zärtliches Erbarmen:
Er hebt ſie mit ofnen Armen,
Und küßt die bange Stirn, daß ihre Wolken fliehn.

Wenn

Wem seh ich dort den Helden winken?
Wer sind die, welche kraftlos sinken?
Bedrängte Waisen, welche Wut
Verfolgt euch ungestüm und raubt euch euer Gut?
Getrost, er sieht schon euer Sehnen;
Es flüssen königliche Thränen;
Lebt, ruft er, wißt, daß ich der Waisen Schutzgott bin.
Die Frevler trifft ein kaltes Schrecken,
Sie flüchten, um sich zu verstecken;
Allein sein Blitz eilt fort, und wirft sie rächend hin.

Schnell wird ein freudiges Getümmel,
Das laute Jauchzen dringt zum Himmel,
Das, da das Volk die Rache sieht,
Schnell in dem Mund entsteht, schnell von den Lippen flieht.
O Friedrich, rufen tausend Zungen,
Die Bosheit wird durch Dich verdrungen,
Der Hochmuth liegt gestürzt, die Demuth wird beschirmt.
Es führt Dein Arm der Waisen Sache
Verbrechern folgt die schnelle Rache
Und ungestraft wird hier die Unschuld nie bestürmt.

Der

Der Preis der königlichen Ahnen
Die Wollust ſichrer Unterthanen,
Der Wiſſenſchaften Glanz und Zier,
Wie? Friedrich lebt u. herrſcht voll Pracht und Hoheit hier?
Vom Morgen bis zu Herkuls Seulen
Seh ich ſchon ſeinen Nachruhm eilen,
Den der geſchwinde Ruff zu allen Völkern trägt.
Nein, unter ihm, du ſtolzes Preuſſen,
Wird dir kein Feind die Ruh entreiſſen,
Die dich mit holder Hand in ihrem Schooſe pflegt.

O Held, den ſeine Bürger lieben,
Du haſt mit väterlichen Trieben,
Da ſich ein Wütrich keinem traut,
Die doch in ihrer Bruſt ein ſichres Reich erbaut.
Dich ſeh ich Deine Völker loben;
Für Dich wird ihre Hand erhoben;
Indem Du zwar befiehlſt, doch mehr vermahnſt, als zwingſt.
Man ſah Tyrannen grauſam wüten,
Nicht liebreich locken; nur gebieten;
Da Du durch ſanfte Huld ſie zum Gehorſam bringſt.

Der

Verehrt die Vorſicht, edle Brennen,
Und lernet euer Glück erkennen,
Das itzt auf einem Gipfel ſteht,
Auf welchen Tarus ſonſt ſein mächtig Rom erhöht?
Die finder ſie nicht oft auf Erden,
Die aller Völker Wohlfarth werden,
Wenn der Regierung Laſt auf ihren Schultern liegt.
Vielleicht daß euch das Unglück drückte,
Wenn euch nicht Friedrichs Schutz begiückte,
Und ihr ein fremdes Joch auf krummen Nacken trügt.

Wer zeigt mit zauberiſchem Lichte
Sich meinem zitternden Geſichte,
Das, da ein dünner Nebel weicht,
Das, was geſchehen iſt, mit ſchärferm Blick erreicht?
Ihr Völker hört, indem ich ſpiele;
Weil ich ein heilig Feuer fühle,
Das durch der Dichtkunſt Macht in meinen Adern glüht.
Das Lob des Beſten von den Helden,
Will ich der Welt begeiſtert melden,
Die Nachwelt ſoll das ſehn, was itzt der Erdkreis ſieht.

Du Fürstinn der Vollkommenheiten,
Du, Vorsicht, hast von ewgen Zeiten
Dir dort ein göttlich Schloß erbaut,
Von dem dein freyer Blick auf alle Welten schaut.
Dort siehst du unter deinen Füssen
Ein unerschöpflich Lichtmeer flüssen,
Wo ein unzählbar Heer bewohnter Welten schwimmt.
Dort siehst du tausend Feuerballen
Um ihre eignen Achsen wallen,
Um welche sich die Bahn der Irrgestirne krümmt.

Um dich im schimmerndem Gepränge
Steht der Vollkommenheiten Menge;
Von ihnen blizt ein heitres Licht,
Selbst der Monarch des Tags strahlt so verblendend nicht.
Die Helden flehn bey deinem Throne,
Die, als der Glanz der schweren Krone
Ihr liebreich Haupt umblizt, der Völker Glück erbaut.
Die ihrer grossen Nahmen Ehre
Durch Wohlthun mehr, als durch Altäre,
Die ein Tyrann sich setzt, der Ewigkeit vertraut.

Ihr

Ihr Herz begeiſtert ſüſſe Freude,
Sie ſehn, wie du im Weltgebäude
Die Wohlfarth der Geſchöpfe willſt,
Und was die Güte will, auch durch die Macht erfüllſt.
Hier ward durch deinen Rath beſchloſſen,
Als Friedrich Wilhelms Zeit verfloſſen,
Ihn in der Helden Reih vom Erdkreis zu erhöhn.
Bey dir ſteht der Monarchen Leben,
Du nimmſt es, wie du es gegeben,
Damit die Völker oft im tiefen Trauern flehn.

Carln, Deutſchlands Schutzgott, zu entſeelen,
Durchbrach des Schreckens finſtre Hölen,
Auf ihren Wink, der ſtrenge Tod,
Der Hütten nicht verſchont und ſtolzen Schlöſſern droht.
Er flog durch angeſteckte Lüfte,
Und traf mit mörderiſchem Gifte
O Rudolph, Habſburgs Glanz, den letzten Zweig von Die.
Er ſtarb, es ſeufzten die Trutonen:
Doch ſanken auch noch Annens Kronen,
Und es erblich durch ſie der Reuſſen Luſt und Zier.

Doch

Doch nicht allein die kalten Neuſſen
Und Deutſchland, nein, auch euch, ihr Preuſſen,
Traf kurz vorher der wilde Schlag,
Da eure Ceder ſank und umgeſtürzet lag.
Denn Friedrich Wilhelm ward entriſſen,
Des höhern Lichtes zu genieſſen,
Das ſich ein wahrer Held durch Tugenden erwirbt.
Euch Brennen ſah man ängſtlich trauren,
Er wird in euren Herzen dauren
Weil Tapferkeit und Ernſt nie mit den Körpern ſtirbt.

Der Himmel war euch noch gewogen,
Als ſich dieß Wetter aufgezogen,
Er ſetzte Friedrichs weiſen Sohn,
Sein wahres Ebenbild, auf den verwaißten Thron.
Die Ruhe blieb noch unzerſtöret,
Und euer Land ward nicht verheeret,
Weil Krieg und Aufruhr ſich vor ſeinem Arm geſcheut.
Kein Unglück kam, euch zu verwüſten;
Es ward auf traurigen Gerüſten
Der treuen Unſchuld nicht der Untergang gebräut.

Doch Oeſterreich ward mehr erſchüttert,
Als dieſer wilde Sturm gewittert;
Auch Rußland ſaß in trüber Nacht,
Weil Streit und Zwietracht hier die Bürger umgebracht.
So ſtürzt ein Fels von ſchroffen Höhen,
Auf welchen dichte Wälder ſtehen,
In tiefe Thäler hin, die ihre Laſt bedeckt.
Der Wald wird nicht allein entblättert;
Nein, jede Tanne liegt zerſchmettert,
Daß kein Geflügel mehr ſich in ihr Grün verſteckt.

Die Vorſicht, der die Völker dienen,
Iſt, Friedrich, Dir damals erſchienen,
Als Carln, der Deutſchen mächtig Haupt
Der Tod mit ſtrenger Hand der ſichern Welt geraubt.
Sohn, ſprach ſie, den ich ſtets begleite,
Auf! rüſte Dich nunmehr zum Streite,
Umgürte Dir das Schwerdt, ſtets ſoll es ſiegreich ſeyn,
Stets ſoll es Deine Feinde tödten,
Bemächtige dich der Sudeten,
Das ſonſt verletzte Recht ſetzt Dich zum Herrſcher ein.

Sie

Sie sprach es, und sie war verschwunden.
Was hat mein Held damals empfunden?
Es brannt im königlichen Blut
Ein oft gefühlter Trieb, der unbeherrschte Muth.
Doch war die Neigung zu dem Frieden
Noch nicht aus seiner Brust geschieden;
Ein Held, wie Friedrich, eilt nur ungern in den Streit.
Da wo des Volks verworfne Seelen
Die Unruh gern und hitzig wählen,
Wirkt sein erhabner Geist der Völker Einigkeit.

Nein, Friedrich, als ein Gott auf Erden
Wollt auch der Gottheit ähnlich werden;
Sein Zorn entbrannte nicht so gleich;
Die Weisheit rieth durch ihn den Stillstand und Vergleich.
Er wollte vor der Kriege Stürmen
Des Feindes Reichsstuhl selbst beschirmen;
Allein das Glück beschloß den stillen Frieden nicht.
Mit niemals überwundnen Heeren
Zog Friedrich aus, den Feind zu lehren,
Daß auch die gröste Huld die Ruh gerechet bricht.

O Krieg! Verwüſter der Provinzen!
Dein Arm goß in die andern Prinzen
Die Zwietracht, und die Herrſchbegier;
Dein Wink befahl den Streit, und ſie gehorchten Dir.
Dein eiſern Thor ward aufgeſchloſſen,
Es brachen deine Kampfgenoſſen,
Furcht, Schrecken, Seuch und Tod, als eine Flut, hervor.
Es tobten deiner Fackeln Feuer;
Schon wüteten die Ungeheuer;
Die Welt erſchrack, und hub die bange Hand empor.

Den Muth der Völker zu erhitzen,
Zog Friedrich ſelbſt vor ihren Spitzen.
So nimmt ein Held ſein furchtbar Schwerdt,
Kämpft ſelbſt, und trozt dem Tod, wenn er den Sieg begehrt.
Sonſt bebt das Volk bey den Gefahren;
Die Unruh mit zerſtreuten Haaren
Verwirret Flur und Stadt, wenn Krieg und Streit entſtehn.
Der Landmann flieget zu den Mauern.
So wird, wenn Büſch und Felder trauern,
Der Nord den leichten Schnee mit Sturm zuſammen wehn.

O Held! wenn Du voll Feuer kriegeſt,
Und wenn Du ſchlägſt, und wenn Du ſiegeſt,
Eilt doch die Huld ſtets neben Dir.
Dein göttliches Gemüth erfreut das Volk mit ihr.
Als Dich Eliſien erblicket,
So ward ihr ſeufzend Volk entzücket,
Die Bürger ſahen Dich, als ihren Retter, an.
Ihr Helden! die ihr wütend ſtreitet,
Die Furcht wird durch euch ausgebreitet:
Lernt, wie man auch im Streit mit Liebe ſiegen kan.

Die älteſte Fürſtinn von den Flüſſen,
Die ſich in Friedrichs Reich ergüſſen,
Die Oder gieng mit ſtärkerm Lauf,
Und hub voll Hoffnung ſchon die frohen Fluten auf.
Sie wünſcht ihm, ſchneller hinzueilen;
Sie hofte, ſich nicht mehr zu theilen,
Und wollte, Preuſſen! Dir, nur unterthänig ſeyn.
Sie beugte willig ihren Rücken,
Und trug die Laſten breiter Brücken
Und ihre Flut ſchlang nie die Preuſſen zornig ein.

Der Feldzug ſchwebt vor meinen Blicken
Der König eilt, ſein Schwerdt zu zücken;
Er hebt den Arm, und da er droht,
Wankt, zweifelt und verehrt der Bürger ſein Gebot.
Zwar will der Feind ſich noch beſchützen:
Doch Deinen kriegeriſchen Blitzen,
Weicht aller Wälle Stolz, die trotzig widerſtehn.
Du ſiehſt die neuen Unterthanen;
Sie bücken ſich vor Deinen Fahnen,
Die unter Deinem Heer, als ſtolze Wimpel, wehn.

Noch ſchrekt mich hier kein Strom vom Blute,
Der, wenn mit ungezähmten Muthe
Ein Heer den Feind zum Flüchen treibt,
Auf öde Felder ſteuft, und in den Furchen bleibt.
Man ſieht den Thau auf den Gefilden
Noch tauſend Sonnen künſtlich bilden,
Wenn ſich das frühe Licht in ſeinen Perlen bricht.
So iſts denn dem Held gelungen?
Das weite Land iſt faſt bezwungen,
So zagt der feige Feind; ſo kömmt, und kämpft er nicht?

Er

Er kömmt, um den Beſitz zu ſtreiten,
Ich ſeh den Grimm ſein Heer begleiten,
Er athmet Geiſt und Glut von ſich.
O Held! dort eilt er her, und flammet wider Dich.
Was ihre kühnen Schwerdter wirken,
Das wiſſen ſelbſt die rauhen Türken,
In deren wilder Bruſt ein ſtreitbar Herz doch ſchlägt.
Der Krieg wird Land und Volk zerrütten;
Er kömmt, und unter ſeinen Tritten
Wird durch des Wütrichs Zorn die Gegend raſch bewegt.

Ich weis, daß Zevs, der Gott der Götter,
Auch ſo, nach falſchem Wahn, im Wetter,
Auf des Olymps Gewölbern fuhr;
Die bebten unter ihm zum Schrecken der Natur:
Sie ſahen Welt an Welte ſtoſſen,
Und unter ſeinen Götterroſſen
Erzitterte die Welt, die ihn zum Zorn gebracht.
Die Donner rauſchten in den Lüften,
Und aus den ſchnellverdickten Düften
Drang krummer Blitze Glut und brach die dicke Nacht.

Hier kämpft mein Held; vor ſeinen Streichen
Häuft ſich ein Hügel lauer Leichen.
Schützt, Preuſſen! wie ihr ſonſt gethan,
Schützt eures Königs Ruhm! Er ſagte, und führt ſie an.
Die Gegend muß vor ihm erſchüttern,
Doch Neupergs Heer will nicht erzittern;
Wie Löwen kämpfen ſie, die nach dem Raube ſehn.
Sie ſehn wie die Aar eraunen:
Das Feuer ſtrömt aus den Carthaunen:
Doch ſinkt ihr Muth noch nicht, noch bleibt er ſtandhaft ſtehn.

Der Feind mag ſich noch ſtärker ſträuben,
Mein Held wird Ueberwinder bleiben.
Er ſchlägt, ſein Heer ſieht, wie er kriegt,
Und ſchnell erröthet es, daß er noch nicht geſiegt.
Schwerin kämpft dort voll edler Hitze,
Und zeigt an der Geſchwader Spitze,
Auf ihrer Friedrich hin, deß Schwerdt vom Blute raucht.
Der Ungarn Heer will noch nicht fliehen,
Nur ſich gemach vom Streitplatz ziehen,
Denn aller Preuſſen Schwerdt wird in ihr Blut getaucht.

Die

Die Rache brauſt in allen Brennen.
Sie dringen ein, den Feind zu trennen
Sie ſind bedrängt, und ſehn zurück;
Doch ſchnaubet noch ihr Grimm, doch funkelt noch ihr Blick.
Der Sieg erſcheint: ſie ſind bezwungen,
So ſtreitbar ſie mit uns gerungen;
Weil noch das Heer im Flichn ſein blutig Eiſen ſchwang.
Noch will ein Schwarm mit Ruhm verderben,
Er eilt, durch Friedrichs Arm zu ſterben,
Mit Kühnheit wieder her und in den Untergang.

Der König ſolgt, mehr auszurichten,
Da die zerſtreuten Heere flüchten,
Das Volk der Feinde ſteht getheilt,
Weil hinter ihm die Furcht mit ſchwarzem Fittig eilt.
Wie wenn ein Adler aus den Höhen
Wo unſre Blicke ſtarr vergehen,
Auf einen Falken ſtürzt, und kämpft, und ihn verjagt:
Der Falke flieht, vor deſſen Drohen
Doch andre Vögel ſchüchtern ſtohen:
So treibt mein Held den Feind, der ſich umſonſt gewagt.

Ich ſeh dich, furchtſam vor den Siegen,
O Feind! nach den Gebirgen fliegen:
Den Wahn beſtraft nunmehr die Reu,
Daß Friedrich nicht zu ſtark, und zu beſiegen ſey.
Du kämpfteſt mit entflammten Muthe,
Du zeugſt von meines Königs Muthe,
Da ihn der Lorber erſt nach harten Schlachten krönt.
Ja, Moſſwitz wird es ewig wiſſen,
Da ihm die Krieger weichen müſſen,
Die ſelbſt der Held Eugen zum Siege nur gewöhnt.

Sieh, wie ſich Glogau zitternd bücket,
Als es den Adler kaum erblicket
Neuß ſieht ihn mit Entſetzen an;
Das Heer eilt ſiegreich her, ſchnell wird es unterthan.
Ihr Völker, wißt, wie Friedrich ſieget,
Und wie der Frieden ihn vergnüget;
Kommt ſchlößt mit ihm den Bund, und ehrt die Einigkeit.
Soll eure Kühnheit länger währen?
Er ſtraft ſie; denn er dringt nach Mähren,
Und mit dem Heer der Muth, und mit dem Muth der Streit.

Die

Die Langmuth wird an euch ſich rächen:

Sein Heer muß durch die Wege brechen

Die ſchlanker Fichten Laſt bedeckt;

Daß ſeinen ſchnellen Zug ſtets neue Hindrung ſchreckt.

Allein was kann es nicht beſiegen?

Nun fängt es an ſich auszubreiten;

Der Völker wilde Fluth hält keine Macht zurück.

Sie hat ſich durch das Land ergoſſen;

Das ſteile Brünn iſt eingeſchloſſen;

Dir, Wien, und, Ungarn, dir dräut meiner Sieger Glück!

Der Feind läßt ſich dieß Land entreiſſen;

Wo iſt mein Held und ſeine Preuſſen?

Sein Heer, das, wenn es kriegt, gewinnt,

Weil Muth, und Tod, und Sieg Gefährthen von ihm ſind?

In Böhmen will es wieder ſtreiten,

Und neue Palmen ſich bereiten,

Das Schrecken fliegt voran, der Schauer neben ihm.

Carl, welcher nicht vor Schwerdtern fliehet,

Und deſſen Antlitz muthig glühet,

Bekämpft die Franzen hier mit tapfern Ungeſtüm.

Er

Er ſieht den Strom der Brennen kommen:
Er wird vom Feuer eingenommen,
Das Helden zu dem Streit entflammt,
Indem ihr Muth ſich zeigt, aus dem ihr Nachruhm ſtammt.
Er läßt ſein Heer die Schwerdter ſchwingen
Er will uns, als ein Sturm, bezwingen,
Der in den Wäldern brauſt, und Eichen niederreißt.
Sein Heer hofft uns, zu unterdrücken
Die Rache funklet in den Blicken,
Sie ſchnauben, und kein Wink zähmt den ergrimmten Geiſt.

Seht dort verbergen wilde Pferde
Mit Brauſen unter ſich die Erde:
Der Ungarn Volk bricht wütend ein,
Und will, o Friedrich! itzt, Dein Ueberwinder ſeyn.
So ſtürzen ſich mit raſchem Toben
Die Wogen, die der Oſt erhoben.
Aufrühriſch und voll Zorn, auf feſte Schiffe los.
Doch werdet ihr, ihr kühnen Eichen!
Dem Trotze ſtolzer Flut nicht weichen:
Zertrümmert ſinkt ihr nicht, der Schiffer Muth bleibt groß.

Der

Der Streit fängt an; die Preuſſen kämpfen
Der Ungarn neuen Grimm zu dämpfen,
Um dich, erſchrocknes Chotoſitz!
Schlägt meines Friedrichs Arm, eilt ſein erzürnter Blitz.
Die Brennen wollen wieder ſiegen,
Der Ungar will nicht unterliegen,
Carl führt ihn an, den Feind, ſein Zuruff ſpornt ihn an.
Und jeder ſtrebet nur nach Wunden
Die, wenn die Kühnheit ſie gefunden,
Gerechte Zeugen ſind, wie viel ihr Arm gethan.

Wie wenn in des Veſevus Schlünden,
Die innern Schwefel ſich entzünden,
In ihm ein feurig Wetter brauſt,
Schnell durch den Abgrund bricht, ſchnell durch die Lüfte ſauſt.
Der bange Himmel wird verdunkelt
Und wenn die Sonne heiter funkelt,
Stirbt ihr erquickend Licht durch Finſterniß und Nacht:
Doch, wenn ſie in das Meer geſunken,
So ſtrömt mit ſtürmeriſchen Funken
Das Feuer in die Höh, das alles ſichtbar macht:

So ſteht aus zornigen Metallen,
Des Rauches finſtre Wolken wallen,
Daß ſchnell die Nacht die Luft umhüllt,
Die gleich die ſchnellſte Glut mit grauſen Schimmern füllt.
Mit dieſen fürchterlichen Wettern,
Wirſt du den kühnen Feind zerſchmettern,
Held! der der erſten Welt der Gott der Donner wär.
Um, Schleſien noch zu erhalten,
Läßt Carl den Muth noch nicht erkalten,
Kämpft, Xenophon! wie du; ſein Kriegsvolk, wie dein Heer.

Das Lob der Sieger zu erwerben,
Ringt der mit dieſem noch im Sterben:
Der Geiſt will mit dem Blut entfliehn;
Doch iſt er noch ergrimmt, und wirft ſich über ihn.
Der ſtirbt, allein in ſeinen Zügen
Lebt die Begierde noch zu ſiegen;
Sein Auge dräut noch dem, der ihm den Preiß entriß.
Der Ungar kämpft noch auf den Knien,
Den Sieger in den Tod zu ziehen;
Allein ſein Angeſicht deckt ewge Finſternis.

Die Vorſicht ſieht von ihren Höhen
Der Ungarn Muth noch widerſtehen,
Sie wägt ihr Schickſal, und gebeut,
Daß Friedrich Sieger ſey, der ſchnell den Feind zerſtreut.
Der Feind flieht nun beſiegt zurücke,
Carl winkt ihm mit entflammten Blicke;
Umſonſt, indem das Glück nicht, was er will, beſchlüßt.
Den Preuſſen iſt der Sieg gegeben,
Carl eilt, die Zwietracht aufzuheben,
Die den Geſetzen feind, der Ruh Tyrannin iſt.

Der Friede kömmt, ſein ſtolzer Wagen,
Wird auf beglänzter Luft getragen
Es fliegen Scherz und Luſt um ihn,
Die ſich ihm ſpielend nahn, und gaukelnd von ihm fliehn.
Ihr holen Donner der Carthaunen
Vor welchen Städt und Volk erſtaunen,
Wenn euer tödtlich Bley das Land mit Leichen deckt.
Ihr brecht aus euren weiten Röhren;
Doch nicht die Länder zu zerſtören,
Der Bürger zittert nicht, und wird nur ſanft erſchreckt.

Der Frieden macht itzt die begeiſtert,
Die erſt die Streitbegier bemeiſtert,
Die Wohlluſt über ihre Ruh
Eilt durch ein Luſtgeſchrey nach den Geſtirnen zu.
So wie auf den beſtürmten Schiffen,
Die der gereizte Süd ergriffen,
Und durch die Lüfte warf und in den Abgrund ſtieß;
Der Schiffer Herz, wenn er ſich leget,
Sich wieder neubeſeelt beweget,
Das erſt der nahe Tod im langen Schrecken ließ.

Nun werdet ihr in euren Kriegen
Ihr kühnen Ungarn! glücklich ſiegen,
Indem euch Friedrich nicht mehr dräut
Noch ſein monarchiſch Schwerdt geſchwinde Flucht gebeut.
Den Held entzünden gröſſre Triebe;
Ihn treibt die königliche Liebe,
Die für die Länder ſorgt, und für ihr Wachsthum wacht.
Eliſien ſich hold zu zeigen,
Läſt er dich, Breßlau! höher ſteigen,
Der Handel macht dich itzt voll Ueberfluß und Pracht.

Wer

Wer naht ſich dort zu Friedrichs Throne?
Die Künſte kommen von der Rhone,
Indem ihr Ludwig nicht mehr lebt,
Sie vor Gefahren deckt und von dem Pöbel hebt.
Mein König, dem ſie ſich vertrauen
Will ihnen ſichre Höhen bauen,
Und ihnen das verleihn, was einſt Auguſt verlieh.
Begeiſtre dich, den Held zu preiſen,
Geſellſchaft fern berühmter Weiſen
Denn dich erhält ſein Arm im prächtigen Berlin.

Der Weiſen Fleiß iſt hier geſchäftig;
Das Licht der Künſte ſtrahlet kräftig;
Es dringet in die Völker ein,
Und Wahrheit und Vernunft wird durch ſie allgemein.
Die Dichtkunſt trägt auf ihren Flügeln,
Mich ſchnell zu Albertinens Hügeln,
Und läßt den frohen Blick dort Friedrichs Wunder ſehn.
Ich ſeh in dieſen fernen Ländern
Die rauhe Mundart ſich verändern,
Und Deutſchland wird auch hier in ſeiner Sprache ſchön.

Mir zeigen ſich die nahen Zeiten;
Da wir mit Frankreich muthig ſtreiten,
Und wie das Volk, das uns verlacht,
Ein deutſcher Weiſe lehrt, ein Dichter feurig macht.
Selbſt bey des Krieges wildem Toben
Hat Opitz ſich empor gehoben;
Der Deutſche ſchwang ſich auf, eh ihn ein Fürſt erhitzt.
Ihr Franzen mögt noch höher dringen,
Wir wollen über euch uns ſchwingen,
Wenn ein Octav uns reizt, ein Friedrich uns beſchützt.

Ja die Geſellſchaft iſt entzündet,
Die meines Friedrichs Huld gegründet
Die Preuſſen glühn, ſich zu erhöhn,
Und weil ſein Schutz ſie ſtärkt, den Franzen vorzugehn.
O Dichtkunſt! wer erſcheint bey ihnen?
Der Himmel herrſcht in ſeinen Minen;
Pietſch iſt es, ſagt ihr Mund, der meine Glut gefühlt.
Ihr Eifer reizt ihn zum Vergnügen;
Die Freude ſitzt in ſeinen Zügen;
Er redet, und ſo hold, als er vordem geſpielt.

Ihr Söhne, ſelbſt zu unſern Sitzen,
Wo unter uns die Sonnen blitzen
Dringt das, was Friedrichs Huld gethan,
Wagt ein begeiſtert Lied, und hebt es edel an!
Wie Pindar müßt ihr feurig ſingen.;
Sein Ruhm ſoll durch den Weltkreis dringen,
Dieß will die Ewigkeit, er ſagt es, und entweicht.
Sie ſingen, und die Nachwelt höret,
Sie ſucht den Größten, den ſie ehret,
Und niemand iſt ſo groß, der Dir, o Friedrich! gleicht.

Beurtheilung
des Plutus des Aristophanes.

Aristophanes war ohnstreitig der beste Lustspieldichter in dem mittlern Alter der griechischen Lustspiele. Seine Lustspiele sind voll gesalznen Spottes, artiger Einfälle und nachdrücklicher Sittenlehren. Wir sprechen ihn aber deswegen nicht von allen Fehlern frey. Er ist öfters unflätig, zuweilen auch unwahrscheinlich in seinen Lustspielen. Allein eben darum gehören sie noch nicht unter diejenigen, welche ihre gröſte Vollkommenheit erreichet haben, und deren Einführung von dem Aristoteles glücklich vorher verkündiget worden. Indessen sind seine Lustspiele jederzeit in solchen Werthe gehalten worden, daß er bis itzo unter den Kunstverständigen in grossem Ansehen steht. Es ist nur zu bedauern, daß von seinen 47 Lustspielen nicht mehr, als 11 Stück auf unsre Zeiten gekommen, 36 aber verlohren gegangen sind. Was für Schätze eines komischsatirischen Witzes sind nicht dadurch der Nachwelt entrissen worden! Doch wir müssen uns an dem begnügen, was uns das neidische Alterthum übrig gelassen, und die wenigen vorhandenen Lustspiele des Aristophanes zum Aufnehmen der schönen Wissenschaften anzuwenden suchen.

Da diejenigen, welche ihr höchstes Gut in

den

den Ruhme, grosse Griechen, Lateiner und Antiquitätenhelden zu seyn, suchen, und welchen wir auch zum Theil diesen Ruhm allerdings nicht absprechen können, zwar viel Lernens und Rühmens von der Vortreflichkeit der alten theatralischen Dichter machen, sehr selten aber das wahre Schöne derselben der lehrbegierigen Welt entdecken, sondern es gemeiniglich bey Buchstaben, Sylben, Wörtern, und, wenn es hoch kömmt, bey Redensarten, bewenden lassen: so sind wir entschlossen, uns der Sache, nach unsern wenigen Vermögen, anzunehmen, und nach und nach die wahren Schätze der alten theatralischen Dichter aus dem Staube hervorzuziehen. Wir wollen in die Fußstapfen des berühmten Gottscheds treten, welchen die Nachwelt seine grossen Verdienste um die Verbesserung der deutschen Schaubühne nicht genug wird verdanken können. Die Wortforschungen werden wir unsere geringste Sorge seyn lassen. Unsere Bemühungen werden auf das wesentliche dieser Schriften gerichtet seyn. Gewiß, Aristophanes würde die ewigen Wortgrübler, welche die Sprachen nur um der Sprachen willen treiben, und dabey dasjenige ganz und gar vergessen, warum man fremde Sprachen erlernet, wenn er noch lebte, in einem eignen Lustspiele auf das empfindlichste durchziehen. Und ihre Thorheit verdienet auch wirklich eine solche Verspottung der Vernünftigen, als irgend eine andre.

Wir wollen vorizo den Plutus des Aristophanes vor uns nehmen, und so wohl seine Schönheiten, als auch seine Flecken, anmerken. Aristophanes hat zween Plutos gemacht. Der letztere ist 20 Jahre nach dem erstern, welchen er mit schlechtem Beyfalle aufgeführet hat, gespielet worden, wie der Scholiast des Aristophanes in den Fröschen und in dem Plutus selbst, an unterschiedenen Stellen, anmerkt. Die Zeit, da der letztere ist gespielet worden, fällt, unter Antipaters Regierung, in das 4te Jahr der 97sten Olympias. Der gegenwärtige Plutus ist, nach Küsters und anderer Urtheile, aus dem erstern und letztern zusammengesetzt. Es ist auch aus der Verwechselung der Zeiten, welche man hin und wieder darinnen wahrnimmt, ziemlich wahrscheinlich. Wir wollen uns aber bey diesen Umständen, welche nicht zur Hauptsache gehören, nicht weitläuftig aufhalten, sondern überhaupt nur dieses noch anmercken, daß dieser Plutus das letzte Lustspiel ist, welches unter des Aristophanes Namen heraus gekommen und bis izo erhalten worden ist. Ausser demselben hat er noch den Cocalus und Aeolosicones, in seines Sohnes, des Arerotes Namen, verfertiget, welche aber beyde verlohren gegangen sind. Wir haben also hauptsächlich den Plutus deßwegen zum Gegenstande unsrer Beurtheilung erwählet, weil er, da er das letzte Lustspiel des Aristophanes ist, welches wir haben, doch vermuthlich eines von dem besten seyn muß.

muß. Wir wollen vor allen Dingen den Inhalt deſſelben hinlänglich anzeigen.

„Chremylus, ein armer, und dabey ehrlicher „und redlicher Mann, bekam von dem Delphi„ſchen Apollo, als er ihn fragte, in was für „Sitten er ſeinen einzigen Sohn erziehen ſollte, „ſtatt einer Antwort, den Befehl, er ſollte dem„jenigen, welchem er, wenn er aus dem Tem„pel gegangen ſeyn würde, zuerſt begegnete, über„all nachgehen. Als er zum Tempel herausge„gangen war, begegnete ihm ein blinder Mann. „Er ging ihm alſo auf allen Schritten nach. „Sein Knecht, Cario, welcher mit ihm gehen „muſte, warf ihm dieſes, als eine Thorheit, vor. „Chremylus entdeckte ihm die Urſache. Hier„auf fragten ſie den blinden Mann, theils mit „Ungeſtüm, theils mit Güte, wer er wäre. Er „wollte es lange nicht ſagen, weil er befürchtete, „ſie möchten ſo übel mit ihm umgehen, wenn „ſie ihn kennten, wie andre gethan hatten. End„lich entdeckte er es ihnen, daß er Plutus, „(der Reichthum) wäre. Chremylus erſtaunet „darüber, und nöthiget ihn, mit ſich hinein zu „gehen, indem er ihm theils ſeine groſſe Macht, „ſelbſt über die Götter, ja über den Jupiter, „verhält, theils ihm verſpricht, daß er ihn nicht „ſo übel mit fahren und ihn nicht unter die Er„de vergraben wolle, wie andre, weil er ein ehr„licher und redlicher Mann wäre. Indeſſen „ſchickt er den Cario zu den benachbarten Land„leuten, ſie herzuholen, damit ſie an dem Plu-

„kus, (am Reichthume) Theil nehmen möchten.
„Endlich sieht sich Plutus, nach vielen Wei-
„gern, genöthiget, mit dem Chremylus, wel-
„cher ihm verspricht, durch Gottes Hülfe, das
„Gesicht wieder zu schaffen, nach Hause zu ge-
„hen. Hierauf kömmt Cario mit den Landleu-
„ten, welche ihm, was er gesagt, noch nicht
„glauben wollen. Da sie aber sehen, daß es
„allerdings wahr ist, so freuen sie sich im vor-
„aus auf die guten Tage, und versprechen dem
„Chremylus hülfreichen Beystand in seinem Vor-
„haben mit der Blindheit des Plutus. Blepsi-
„demus, ein anderer armer und ehrlicher Mann,
„als er höret, daß Chremylus so plötzlich aus
„dem ärmsten zum reichsten Manne worden
„wäre, beschuldiget ihn des Diebstahls auf das
„hartnäckigste. Als sich Chremylus nach vie-
„len Streiten endlich entschuldiget, verspricht
„ihm Blepsidemus ebenfalls beyzustehen. Hier-
„auf kömmt Penia, (die Armuth) und beschwert
„sich sehr, daß sie, wenn Plutus sehend werden
„würde, aus Griechenland vertrieben werden
„sollte. Hier werden in einem langen Streite
„die Vorzüge des Reichthums und der Armuth
„erhoben, welche letztere aber doch endlich flüch-
„tig werden muß. Indessen wird Plutus in
„den Tempel des Aesculapius gebracht und
„durch ihn von seiner Blindheit völlig befreyet.
„Cario bringt diese fröliche Botschaft zuerst den
„Landleuten. Des Chremylus Ehegattinn
„hört das dadurch entstandene Freudengeschrey

„und

„und kömmt heraus: da ihr denn Cario erzähle, wie Plutus wieder sehend, ein anderer „Blinder aber, Neokludes, noch blinder worden „wäre. Plutus kömmt hernach mit dem Chremylus selbst zurück und wird von des letztern „Ehegattinn freudig empfangen. Nach diesem „kömmt Cario und streicht das grosse Vermögen seines Herrn frölich heraus. Dikäus begegnet ihm in alten Kleidern, welche er dem „Plutus für die ihm ertheilten Güter weihen „will. Indem sie mit einander reden, kömmt „Sycophanta, (ein Verleumder) mit einem „Zeugen, und beklagt sich, daß Plutus, nachdem er sehend worden wäre, ihn verlassen hätte. Cario und Dikäus verspotten ihn, ziehen „ihm seine Kleider aus, hängen ihm alte Lumpen über, und sein Zeuge verläßt ihn. Unterdessen tritt ein altes Weib auf und beklagt „sich, daß sie, nachdem Plutus sein Gesicht wiederbekommen, einen gewissen jungen Menschen „nicht mehr gefiele, wie vorher, da er noch blind „gewesen. Sie bittet den Dikäus, es bey dem „Plutus dahin zu bringen, daß er den jungen „Menschen nöthigte, ihr ihre Wohlthaten zu „vergelten. Bald kömmt der junge Mensch „selbst und hilft sie, nebst den andern, verspotten. Chremylus ermahnet ihn endlich, daß er, „da er den Wein getrunken, auch die Hefen mit „austrincken solle. Nach diesem kömmt Mercur und beklagt sich gegen dem Cario, daß er „ganz verhungert wäre, weil, nachdem die tu-

„gendhaften Leute reich worden wären, ihm nie
„mand mehr, Reichthum zu erlangen, Opfer
„kuchen brächte. Er bittet also den Carie, ih
„aufzunehmen, und, weil er sich auch zu de
„schlechtesten Verrichtungen versteht, so heißt
„ihn hinein gehen, und die Eingeweide des Vi
„hes abwaschen. Zuletzt kömmt auch Jupiter
„Priester und klagt Hunger, weil niemand mehr
„opferte, auch niemand in dem Tempel käm
„als wenn er die Nothdurft der Natur darin
„nen verrichten wollte. Cario erbarmt sich se
„ner, bringt den Plutus aus seines Herrn Hau
„se an die Stelle des olympischen Jupiters, w
„der öffentliche Schatz der ganzen Stadt wa
„macht auch dem alten Weibe, wegen ihres un
„dankbaren Liebhabers gute Hofnung und führ
„den Plutus mit Fackeln in Jupiters Tempe
„Der Chor begleitet sie mit einem frölichen Ge
„sange.

Wir haben deswegen den Inhalt des Plutu
so weitläuftig angeführet, damit unsre Lese
weil wir nicht das ganze Lustspiel selbst, in de
Uebersetzung liefern, desto deutlicher sehen kön
nen, worauf sich unsre Urtheile beziehen. Wen
man diesen Inhalt aufmerksam erwägt, so sieht
man, daß Aristophanes in diesen Lustspiele zei
gen wollen, wie unrechtmäßiger Weise die
Bösen und Ungerechten den Reichthum
besitzen, und wie billig es hingegen sey
daß nur die redlichen Leute reich wären
Hierbey hat er nun vieles, was bey dem Be
sitz

ſitze des Reichthums ſtrafbares und abgeſchmack-
tes vorkömmt, auf das beiſſendeſte durchgezo-
gen. Wir übergehen, was davon in dem er-
ſten Aufzuge vorkömmt, weil wir ihn ſelbſt in
der Ueberſetzung beyfügen. Wir gedenken viel-
mehr des Zwiſtes zwiſchen dem Chremylus und
Blepſidemus, worinnen dieſer jenen des Dieb-
ſtahls beſchuldiget, weil er ſo bald reich worden
ware. Hierdurch zeigt Ariſtophanes auf eine
ſehr beiſſende Art, daß es in Athen bereits ſo
weit gekommen ſey, daß man, wenn einer Reich-
thum erlangt hätte, nothwendig glauben müſſe,
er habe ihn durch Diebſtahl oder andre unerlaubte Wege erhalten, weil kein redlicher Mann reich zu ſeyn pflegte. Ferner ſo macht er ſeine Sittenlehre dadurch recht empfindlich, daß er den Cario erzählen läſt, wie ein blinder Mann in den Tempel des Aeſculapius noch blinder worden wäre, da er die Opfer beſtohlen habe. Er läßt den Chremylus und den Dikäus, nebſt den Nachbarn des Chremylus, weil ſie alle ehrliche und redliche Leute waren, reich werden, ſo bald Plutus ſein Geſicht wieder bekömmt, und er alſo die Würdigen von den Unwürdigen unterſcheiden kan. Durch das alte Weib und den Sykophanta, welche beyde laſterhafte Leute waren, und, nachdem Plutus ſehend worden war, ihr Vermögen verlohren hatten, zeigt er, daß kein laſterhafter reich ſeyn würde, wenn alle den Reichthum rechtmäßiger Weiſe erlangten. Beyde macht Ariſtophanes ſo lächerlich,

daß

daß man wohl keinen feinern komischen Witz verlangen kan, als er hierinnen bewiesen hat. Noch eine lustigere Rolle läst er den Priester des Jupiter und den Merkur spielen. Durch beyde bestraft er seine Athenienser, daß sie, nur Reichthum zu erlangen, opferten, indem, da nunmehr die tugendhaften Leute reich, die lasterhaften aber arm worden wären, niemand an das Opfern mehr dächte; wobey er den anmuthigsten Scherz anbringt. Endlich gibt er seinen Landsleuten dadurch, daß er dem Plutus in den öffentlichen Schatz der Stadt bringen läst, die heilsame Ermahnung, daß sie eben dergleichen thun, und das Vermögen, welches so viele übrig hätten, in den allgemeinen Schatz legen sollten, damit auch die Armen davon könnten versorget werden. Und also dächten wir, daß er seinen Zweck vollkommen erreichet hätte.

Was die dreyfache Einheit, deren Beobachtung in den Schauspielen so nöthig ist, anlangt: so finden wir nicht, daß wir den Aristophanes hierinnen eines Fehlers beschuldigen könnten. Die Einheit der Handlung hat er ohnstreitig in seinem Plutus genau beobachtet, indem alles zur Haupthandlung, welche darinnen bestehet, daß Plutus, durch Hülfe des Chremylus, sehend gemacht wird, und durch ihn hernach alle Tugendhaften reich, alle Lasterhaften aber arm werden, gröstentheils unmittelbar, gehöret. Dieses erhellet aus dem weitläuftig angezeigten Inhalte zur Genüge.

Den

Den einzigen langwierigen Streit des Chremylus und Blepsidemus mit der Penia (der Armuth) könnte man vielleicht dem Aristophanes, als etwas überflüßiges vorwerffen, indem man eigentlich nicht sagen kan, daß er zu der Haupthandlung etwas hauptsächliches beyträgt. Allein, man müste alle Zwischenfabeln aus den Schauspielen verbannen wollen, wenn man diesen sehr angenehmen und scherzhaften Streit, als überflüßig, verwerffen wollte. Ueberdieses so hat er eine ziemlich genaue Verbindung mit der Haupthandlung und einen Nutzen in der Sittenlehre dieses Lustspiels. Da nämlich Aristophanes in demselben den Reichthum so sehr erhob, so war es auch nöthig, daß er den Zuschauern, welche arm waren, zu ihrer Beruhigung, die Vortheile der Armuth, in den Reden der Penia, auf das nachdrücklichste zeigte. Er entschuldigte aber auch zugleich dadurch die Begierde des Chremylus und anderer tugendhafter Leute, nach dem Reichthume, indem er, aller Vortheile der Armuth ungeachtet, doch noch nachdrücklicher zeigt, wie sehr der Reichthum der Armuth vorzuziehen sey, wenn ihn nur ein Tugendhafter besitzt.

Ὁ Πλοῦτος εὐρυσθενὴς,
Ὅταν τις ἀρετᾷ κεκρα-
μένον καθαρᾷ βροτήσιος ἀνὴρ,
Πότμον παραδόντος, αὐτὸν ἀνάγῃ.

Pindarus.

Wenn ja etwas an der Rolle der Penia aus-

zusetzen ist, so ist es dieses, daß sie sagt, Chremylus und die übrigen wollten sie von allen Orten vertreiben:

ἐκβαλοῦντες ἐκ πάσης μεχώρας ἐκβαλοῖν.

Act. II. Sc. IV.

Denn wenn sie dieselbe von allen Orten hätten vertreiben wollen: so folgte, daß sie geglaubt hätten, es wären überall, wenigstens in Griechenland, lauter tugendhafte Leute; welches doch mit dem, was Chremylus zu verschiedenen malen sagt, nicht überein kömmt. Wir fügen noch dieses hinzu, daß Chremylus in eben diesem Auftritte selbst sagt:

Ὅ, τι;

Σὲ πρῶτον ἐκβαλόντες ἐκ τῆς Ἑλλάδος.

Hier droht er der Penia, daß sie aus Griechenland vertrieben werden solle. Was nun die Penia anlangt, so sagte sie es bey einer heftigen Gemüthsbewegung. Und was ist wohl gewöhnlicher, als daß man alsdenn das vom Ganzen sagt, was man nur von einem Theile sagen sollte? Ja sagt man nicht auch ausser der Gemüthsbewegung: Die ganze Stadt ging hinaus? Da man doch nur einen Theil der Einwohner meynet. Chremylus widerspricht sich in seinen angeführten Worten auch nicht. Er sagt sie halb im Scherze und will nur der Penia bange machen. Es ist nichts weniger seine Meynung, als, daß sie gar aus ganz Griechenland sollte vertrieben werden.

Wir müssen hier zween Einwürfen begegnen.

Zu

Zu dem ersten gibt uns Menage Gelegenheit, welcher behaupten will, die Handlung würde durch das Schlafen derjenigen Personen, welche zur Haupthandlung gehören, indem sie in dem Tempel des Aesculapius schliefen, unterbrochen, und sie würde allein durch den Cario fortgesetzt, welcher, da die andern schliefen, wachet. Aber Hedelin giebt uns auch die Antwort auf denselben an die Hand. Es wäre ein Fehler, sagt er, wenn alle Personen, welche zur Haupthandlung gehören, eine Zeitlang aufhörten, die Haupthandlung fortzusetzen, gesetzt, daß es auch Cario durch sein Wachen thäte. Denn dieser hat mit der Hauptmaterie nichts zu schaffen. Aber die schlafenden Personen setzen eben dadurch die Haupthandlung fort, daß sie schlafen. Denn dieses müssen sie nothwendig, nach der Gewohnheit, thun, wenn Aesculapius den Plutus heilen sollte.

Der andere Einwurf betrift die Abwesenheit des Plutus, als der Hauptperson des Lustspiels, im ganzen 4ten und 5ten Aufzuge. Aber wer dieses dem Aristophanes als einen Fehler anrechnen will, der muß noch nicht wissen, daß es zweyerley ist, die Haupthandlung nicht fortsetzen, und die Hauptperson nicht mehr auf der Schaubühne erscheinen lassen. Wenn jene nur vor dem Ende des Schauspiels nicht aufhört: so ist die Abwesenheit der Hauptperson kein Fehler. Kömmt doch in dem ganzen Französischen Trauerspiele, Pompejus, die Hauptperson, Pompejus,

pejus, nicht zum Vorscheine; und doch ist es von verständigen Kunstrichtern deßwegen noch nicht getadelt worden. Wer will also dem Aristophanes die Abwesenheit des Plutus in 2 Aufzügen verargen, da er indessen doch nicht vor dem Ende des ganzen Lustspiels die Haupthandlung aufhören läßt?

Wenn wir die Einheit der Zeit untersuchen wollen: so müssen wir den Anfang und das Ende der Handlung, wenigstens ohngefehr, bestimmen. Da Cario der Ehegattinn des Chremylus erzählet, wie Plutus in dem Tempel des Aesculapius wieder sehend worden, sagt er unter andern:

Τὴν νύκθ' ὅλην
Ἐγρηγόρεσαν, ὥσθ' διέλαμψεν ἡμέρα.
Act. III. Sc. II.

In eben diesem Auftritte, bald zu Anfange, sagt er:

Ἅπαντες κοσμίως κατέκειμεν.

Aus diesem läßt sich nichts gewisser schliessen, als daß sie die ganze Nacht in dem Tempel des Aesculapius müssen zugebracht haben. Es ist also sehr wahrscheinlich, daß sich die Handlung des Lustspiels nachmittags, etwas gegen Abend, anfängt. Denn gleich zwischen den 2ten und 3ten Aufzug fällt die Nacht, in welcher Plutus im Tempel des Aesculapius ist geheilet worden. Was nach der Heilung vorgegangen, muß nach verstrichner Nacht geschehen, wie aus der ersten von den beyden angeführten Stellen klar ist.

Alles

Alles aber, was bis zu Ende des Lustspiels vorkömmt, kan sich gar füglich noch vormittags geendiget haben. Und also hat Aristophanes das von dem Aristoteles erst nach ihm gesetzte Ziel der theatralischen Handlungen lange noch nicht überschritten. Und da der von dem Aristoteles gesetzte Umlauf der Sonne, worunter er ohnstreitig eine Zeit von 24 Stunden meynt, sehr billig und gegründet ist: so kan man mit guten Grunde behaupten, daß Aristophanes in diesem Lustspiele auch die Einheit der Zeit, wie die Einheit der Handlung, beobachtet hat.

Daß er ebenfalls keinen Fehler wider die Einheit des Ortes begangen, erhellet aus dem ganzen Schauspiele durchgängig. Es ist nämlich der Schauplatz vom Anfange bis zum Ende vor dem Hause des Chremylus. Denn da heißt gleich in dem ersten Aufzuge Chremylus den Plutus hier in sein Haus mit hinein gehen. Im dritten kömmt die Ehegattinn des Chremylus alsbald heraus, da sie das Freudengeschrey des Cario und des Chores höret; welches gewiß nicht hätte geschehen können, wenn ihre Wohnung weit entfernt gewesen wäre. Endlich im fünften Aufzuge heißt Cario den Mercur in seines Herrn Haus hinein gehen, und die Eingeweide des Viehes waschen. Es ist also klar, daß auch wider die Einheit des Ortes in diesem Lustspiele des Aristophanes nichts einzuwenden ist.

Nachdem wir die allgemeinen Gegenstände des Wahrscheinlichen in dem Plutus erwogen

und untadelhaft befunden haben: so wollen wir uns nun auch in besondere Untersuchungen des Wahrscheinlichen einlassen. Wir wollen vornemlich die Charaktere der Personen betrachten, und sehen, ob sie Aristophanes überall gehörig beobachtet hat. Die vornehmsten Personen sind Plutus, Chremylus, Blepsidemus, Dikäus, Sykophanta, wozu man noch das alte Weib rechnen kan. Auf die übrigen hat man nicht so sehr zu sehen. Doch wollen wir sie auch kennen lernen.

Plutus ist ernsthaft, dabey etwas furchtsam, und liebt die Gerechtigkeit. Chremylus zeigt sich bald anfangs als einen redlichen und tugendhaften Mann, welcher dabey aber doch ein vergnügtes und ruhiges Leben führen will. Blepsidemus und Dikäus sind in ihren Charakteren wenig unterschieden. Beyde sind ehrliche Männer; aber dabey munter und aufgeweckt, wenn es ihnen wohl gehet. Nur darinnen ist Dikäus in etwas von dem Blepsidemus unterschieden, daß er etwas ernsthafter ist. Sykophanta ist ein boshafter, trotziger, verleumderischer und in seinem Unglücke ganz verzagter Mensch. Das alte Weib ist wohllüstig, und dabey in ihren Foderungen hartnäckig.

Ausser diesen Personen ist Carlo, Chremylus Knecht, wie fast alle Knechte zu seyn pflegen, lustig, unbedachtsam, und hat sein größtes Vergnügen an gutem Essen und Trinken. Dabey ist er aber doch nicht lasterhaft, und begeht mit

Wil-

Willen keine Bosheit. Der Chor, welcher aus armen, tugendhaften Landleuten besteht, hat völlig den Charakter des Chremylus. Penia ist zanksüchtig und ungeduldig. Des Chremylus Ehegattinn ist neugierig, in Verehrung der Götter eifrig, und beym Glücke frölich. Des ungerechten Mannes Charakter entdeckt sogleich sein Name und ist dabey feige. Der Jüngling ist verschlagen und leichtsinnig. Merkur und der Priester des Jupiter geben ein unwilliges, jener zugleich aber ein niederträchtiges, Gemüth zu erkennen.

Wer den ganzen Plutus im Zusammenhange durchlesen will, der wird finden, daß sich Aristophanes die Charaktere dieser Personen eben so vorgestellet, als wir sie hier entworfen haben. Wir wollen sehen, wie glücklich er dieselben beobachtet hat. Ueberhaupt müssen wir gestehen, daß wir wenig daran auszusetzen finden. Wenn wir dieses vollständig beweisen wollten: so müßten wir den ganzen Plutus hersetzen. Es wird aber auch schon aus dem ersten Aufzuge zur Genüge erhellen. Wir wollen daher nur diejenigen Fehltritte, welche uns Aristophanes gethan zu haben scheinet, anmerken, und sie entweder für wirkliche Fehler erklären, oder möglichst entschuldigen.

Des Plutus Charakter ist so glücklich beobachtet, daß wir, ausser etwas wenigen, welches in dem ersten Aufzuge vorkommen wird, bey des-

sen Uebersetzung wir es anmerken wollen, nichts dabey zu erinnern haben.

Was den Chremylus anlangt, so werden wir dasjenige, was von ihm, in dem ersten Aufzuge, wegen des Charakters zu erinnern seyn möchte, bey der Uebersetzung ebenfalls anmerken. Wir wollen aber hier des Gesprächs, welches er im 2ten Aufzuge mit der Penia führet, gedenken. Er läst sich gegen dieselbe öfters mit harten Worten heraus, und verachtet sie, als die Armuth, und erhebt den Reichthum so sehr, als es kaum einem tugendhaften Manne anstehet. Also sagt er z. E. zu ihr:

νῦν δὲ Φειδίου.

Κρεῖττον γὰρ μοι πλουτεῖν ἐστιν
Ἢ δὶς ἓξ νλαίειν μαχρὰ τὴν κεφαλήν.

In dem ersten Aufzuge wird man unten noch mehr dergleichen Reden von ihm finden. Doch Chremylus, oder vielmehr Aristophanes, ist zu entschuldigen. Auch der tugendhafteste Mensch kan seiner Tugend unbeschadet, die Armuth verabscheuen und den Reichthum begehren; zumal wenn ihm GOtt und Glück, wie hier dem Chremylus, denselben so freywillig darbiethen. Und sollte ja Chremylus zuweilen etwas zu viel gesagt haben: so muß man dieses der grossen Freude Schuld geben, in welche ihn seine so glückliche Verändrung setzte. Denn aus dem ärmsten Manne so plötzlich der reichste zu werden, das muß auch das Gemüth der Gesetztesten in eine solche Bewegung bringen, daß er

wie,

wie bey andern Gemüthsbewegungen, ohne einen boshaften Vorsatz, eine kleine Ausschweifung machen kan. In den folgenden Worten:

Βαλλ' ἐς κόρακας ὡς χαλεπόν εἰσιν οἱ φίλοι,
οἱ φαινόμενοι παραχρῆμ', ὅταν πράττῃ τις εὖ.
Νύττουσι γὰρ καὶ φλῶσι τἀντικνήμια,
Ἐνδοικνύμενοι ἕκαστος εὔνοιάν τινα.
Ἐμὲ γὰρ τίς οὐ προσεῖτε; ποῖος οὐκ ὄχλος
Περιεστεφάνωσεν ἐν ἀγορᾷ πρεσβυτικός;

Act. III. Sc. III.

scheint Chremylus das mit dem Reichthume gemeiniglich verbundene Laster, den Geiz, zu verrathen, welches, wenn es an dem wäre, mit seinem Charakter nicht bestehen könnte. Allein wenn man die Worte genau betrachtet, so sieht man, daß er es gar nicht aus Geiz sagt, sondern sich nur über den allzu ungestümen und häufigen Anlauf der Leute beschweret, und dabey die moralische Betrachtung anstellet, daß sich zu dem Reichen tausend Freunde gesellen, da er als er noch arm war, ganz verlassen gewesen. Und dieses thut er mit einiger Hitze, weil ihm itzo dieses gleich begegnet war, worüber er sich beschweret.

Blepsidemus und Dikäus behaupten ihre Charaktere so gut, als Chremylus. Ihre Verabscheuung der Armuth und Begierde nach Reichthume lassen sich auf eben die Art, wie an dem Chremylus, entschuldigen. Wir merken also nur dieses an, daß Blepsidemus eigentlich

den Knoten in dem Luſtſpiele macht. Er hätte nämlich gehöret, daß Plutus, das iſt, der Reichthum, in des Chremylus Hauſe wäre; welcher letztere es ihm auch ſelbſt geſtund. Er kan ſich alſo unmöglich einbilden, daß es mit Recht zugegangen ſeyn könnte, da er gewiß weiß, daß Chremylus nur vor kurzem noch ſehr arm geweſen. Daher beſchuldiget er ihn des Diebſtahls auf das hartnäckigſte und giebt ihm hefftige Verweiſe. Chremylus, welcher ihn betheuernd verſicherte, daß ihm dergleichen niemals in den Sinn gekommen wäre, kan dem Blepſidemus ſeinen Argwohn auf keine Weiſe benehmen, ſondern er glaubt immer mehr und mehr Grund dazu zu haben. Doch endlich bedeutet ihn Chremylus dadurch, daß er ſagt, es wäre der Gott Plutus, welcher bey ihm wäre: aber durch ihn hoffte er in kurzem ein reicher Mann zu werden. Und ſo wird der Knoten auch in dieſem Auftritte aufgelöſet. Obwohl er nun ganz ſinnreich angebracht iſt: ſo müſſen wir doch geſtehen, daß es nicht eigentlich ein ſolcher Knoten iſt, welchen man in einem vollkommnen Schauſpiele erwartet. Er iſt allzu einfach und nicht verwirrt genug; und, da er erſt am Ende des ganzen Luſtſpiels aufgelöſet werden ſollte, ſo geſchiehet dieſes alsbald in eben dem Auftritte, worinnen er zur Wirklichkeit gelanget. Ueberdieſes geſchiehet ſeine Auflöſung nicht mit derjenigen Geſchicklichkeit, welche dabey nöthig iſt. Dieſes iſt nun zwar kein Haupt-

fehl-

fehler, aber doch ein wirklicher Fehler dieses Lustspiels. Man muß ihn aber dem Aristophanes verzeihen, weil damals, als er sich durch seine Lustspiele berühmt machte, die Zeit noch nicht gekommen war, worinnen die griechische Comödie den höchsten Grad ihrer Vollkommenheit erreichet hatte. Wir haben ihm ohnedieß viele Verbesserungen der komischen Schaubühne zu danken; und es würde unbillig seyn, wenn wir über dasjenige, was er zur Verwunderung sowohl seiner Zeiten, als der Nachwelt, geleistet hat, noch mehr von ihm fodern wollten.

Sykophanta und das alte Weib erhalten sich ebenfalls in ihren Charakteren durchgängig.

Da die übrigen Personen nicht unter die vornehmsten gehören: so werden wir uns bey ihnen nicht lange aufhalten. Cario scheint am Ende des Lustspiels etwas für einen Sklaven allzugesetztes und überlegtes vorzunehmen, da er Anstalt macht, den Plutus, oder den Reichthum, in den öffentlichen Schatz zu legen. Dem Chremylus wäre dieses vielmehr zugekommen, und nicht dem Sklaven, welcher ja, aus eigner Macht, mit seines Herrn Gütern nicht machen kan, was er will. Vielleicht aber hat ihm Chremylus dieses zuvor schon befohlen. Wenn dieses wäre: so hätte es Aristophanes billig anmerken sollen. Da er dieses nicht gethan hat: so scheint es Cario aus eigner Ueberlegung und Gewalt zu thun. Wir sehen also

nicht, daß Aristophanes völlig hierinnen entschuldiget werden kann. Bey dem Charakter des Chores haben wir nichts zu erinnern. Penia thut und redet auch nichts, was dem Charakter, welchen ihr Aristophanes beygelegt hat, zuwider wäre. Nur fragt sichs, ob er ihr, da sie wirklich nichts anders, als die Armuth, vorstellet, statt der Zanksucht und Ungedult nicht vielmehr ein demüthiges, verzagtes und furchtsames Gemüth hätte beylegen sollen? Doch mit der Armuth sind öfters diese Untugenden verbunden, und der höchste Grad derselben wirkt wohl gar Verzweiflung. Der ungerechte Mann ist eine stumme Person. Doch giebt er, durch seine baldige Flucht, seinen Charakter deutlich zu erkennen. Bey dem Charakter der Ehegattinn des Chremylus und des Jünglinges können wir den Aristophanes auch keines Fehlers beschuldigen. Und da Merkur und Jupiters Priester eine gar kurze Rolle zu spielen haben, und nichts reden, als was ihren Umständen gemäß ist: so haben wir auch bey diesen nichts zu erinnern. Und dieses haben wir wegen der Charakter: anmerken wollen.

Ehe wir auf eine weitläuftigere Betrachtung kommen, wollen wir noch dreyerley, welches bey diesem Lustspiele zu erinnern nöthig ist, anmerken. Erstlich finden wir unterschiedne unflätige Stellen darinnen, davon auch ein Paar in den ersten Aufzuge vorkommen werden. Diese sind allerdings in einem guten Lustspiele zu verwerfen,

sen, und einem heutigen Dichter würden wir sie auf keine Weise verzeihen. Aber, ob wir sie gleich nicht zur Nachahmung anpreisen: so müssen wir sie doch in des Aristophanes Lustspielen entschuldigen. Die Ohren seiner Landsleute waren damals noch nicht so zärtlich, daß man dergleichen Reden für etwas unanständiges gehalten hätte; sonst würde sie Aristophanes gewiß vermieden haben. Verzeihen wir doch auch unsern Vorfahren, welche nur noch vor 200 Jahren gelebt haben, solche Ausdrückungen, welche man zu unsern Zeiten für höchstverwerflich und abgeschmackt halten würde. Man hält es einem Luther zu gute, wenn er in der Leichenpredigt auf den Churfürsten Johannes zu Sachsen sagt; Herzog Hans wird aus jenem Loche wieder herfür kommen; obgleich itzo der einfältigste Dorfpfarr sich einer dergleichen Ausdrückung, ohne die schwereste Ahndung zu befürchten, nicht bedienen darf.

Zum andern scheint Aristophanes gleich zu Anfange des Lustspiels und in dem 1sten Auftritte des 4ten Aufzuges, durch ein Paar Monologen des Cario, einen Fehler begangen zu haben. Aber es ist bekannt, daß bey den Schauspielen der Alten fast allezeit der Chor auf der Schaubühne gewesen. Und zu diesem hat gemeiniglich derjenige geredet, welcher eine Monologe zu machen scheinet. Hier besteht das Chor aus Landleuten, und an diese ist die zweyte scheinbare Monologe gerichtet, wie man

gleich aus seinen ersten Worten sieht. Was die erstere anlangt, welche gleich zu Anfange des Lustspiels vorkömmt, so ist dieses dabey zu merken, daß die ersten theatralischen Dichter in Gewohnheit hatten, das Schauspiel durch einen Vorredner zu eröfnen. Dieses hat auch noch Terenz unnöthiger Weise beobachtet und diese Vorreden, auch wohl Nachreden, müssen auch noch heutzutage, sonderlich bey Schulcomödien, öfters ein ungestaltes Angehänge abgeben. Diese Gewohnheit hatte nun Aristophanes zum Theil, aber nicht ganz, verlassen. Manche von seinen Lustspielen haben Vorreden, unter welchen auch der Plutus ist; manche haben keine. Daher ihn den Hedelin in seiner *Pratique du Theatre* in dem 8ten Capitel, fälschlich beschuldiget, daß er den üblen Gewohnheiten der alten und mittlern Comödie gänzlich gefolget sey. Er schoffte die Vorreden allmählich ab: zuweilen behielt er sie aber auch bey. Diese Vorreden kamen aber, wegen des gemeiniglich gegenwärtigen Chores, nicht so abgeschmackt heraus, wie bey uns. Sie handelten auch nicht von dem gegenwärtigen Schauspiele, dem Schicksale und dem Verfasser desselben, wie bey dem Terenz durchgängig. Wenn man sie lesen will: so wird man allezeit finden, daß sie auf die Leute, welche den Chor ausmachen, gerichtet sind, oder von einer Person, die in einer Gemüthsbewegung ist, oder sonst einen Sparren zu viel hat, gehalten worden. Und vor dieser letztern

Art

Art ist hier des Cario seine. Im Aristophanes wird man wenigstens mit diesen Entschuldigungen überall zurechte kommen.

Das Dritte, was wir erinnern wollen, betrift eine Stelle aus dem 3ten Auftritte des 3ten Aufzuges. Da nemlich des Chremylus Ehegattinn, aus Erkenntlichkeit gegen den Plutus allerley Naschwerck über ihn ausschütten will, sagt dieser unter andern:

Οὐ γὰρ πρεπῶδές ἐστι τῷ διδασκάλῳ,
Ἰσχάδια καὶ τρωγάλια τοῖς θεωμένοις
Προβαλόντ' ἐπὶ τούτοισιν εἶτ' ἀναγκάζειν γελᾶν.

Hier redet Plutus von den Verfertigern der Schauspiele, ja selbst von dem Aristophanes, und von den Zuschauern. Was haben diese in der Handlung des Lustspiels zu schaffen? Gewiß, wenn Aristophanes wegen seines Plutus auch in allem zu entschuldigen wäre: so kan man ihn doch hier nicht rechtfertigen. Und wenn man auch gleich den Fehler auf seine Zeiten schieben wollte, so bleibt er doch ein Fehler, welchen er, seiner sonst bewiesenen Einsicht nach, wohl hätte vermeiden können.

Wir kommen nun endlich auf die Erfindung und Einrichtung des Lustspiels. Und was die anbetrift, so müssen wir gestehen, daß Aristophanes seinen Witz hierinnen nicht recht angebracht und ausgeübet hat. Die Personen, die Reden und die Handlungen sind meistentheils allegorisch. Wir wollen es nach der Reihe beweisen, und daher die Namen der Personen zu-

erst

erſt erwägen. Plutus deutet nichts anders an, als den Reichthum. Chremylus iſt aus χρέος, die Schuld, und ἀμύνω, ich betrüge, zuſammengeſetzt, weil er nämlich ſeine Schuldleute aus Armuth betrügen muſte. Cario iſt eigentlich kein allegoriſcher, oder zuſammengeſetzter Name; ſondern er bedeutet überhaupt einen ausländiſchen Knecht. Denn die Carier waren Knechte. Blepſidemus bedeutet ſo viel, als ὁ βλέπων ἀεὶ εἰς τὸν δῆμον, welcher das Volk allezeit anſiehet; nämlich aus Armuth, um eine Gabe zu erhalten. Penia iſt die Armuth. Dikäus (im Griechiſchen heiſt es gar δίκαιος ἀνήρ) bedeutet einen ehrlichen Mann. Ἕτερος ἀνὴρ ἄδικος heiſt ein andrer untugendhafter Mann; Sykophanta ein Verleumder. Die übrigen Perſonen ſind nach ihrem Alter und Stande genennet, oder ſonſt bekannt.

Die Reden, welche mit dem Plutus und der Penia, und von ihnen, geführet werden, ſind faſt alle allegoriſch und demnach ſo beſchaffen, daß man ſelten dabey etwas denken kan, wenn man ſich nicht unter dieſer die Armuth, und unter jenen den Reichthum, vorſtellet. Dahin gehöret z. E. daß Plutus befürchtet, er werde vergraben werden. Aus dem Inhalte iſt es noch klärer und in dem erſten Aufzuge wird man mehr Exempel finden. Ja der Knoten mit dem Blepſidemus läuft ſelbſt auf eine bloſſe allegoriſche Zweydeutigkeit des Wortes Plutus hin-

hinaus; da man es nämlich als einen eignen Namen und als ein Wort, welches einen zusammengesetzten Begriff andeutet, nehmen kan. Es ist fast eben so damit beschaffen, wie mit dem zweydeutigen ἐυδὺς in dem Homer. Es läßt sich aber diese Zweydeutigkeit hier nicht so gut, wie bey dem Homer, entschuldigen.

Die ganze Haupthandlung ist allegorisch und alles, was dazu gehöret. Wenn Plutus sehend gemacht wird und hernach zu den Tugendhaften geht, und die Lasterhaften verläßt, so kan dieses alles von nichts anderem verstanden werden, als von dem Reichthume. Also, da Penia, weil Plutus sein Gesicht wieder bekommen, verjagt wird, so kan dieses auch nur von der Armuth, und nicht von irgend einer Weibsperson verstanden werden. Eben so wird man auch keine ordentliche Person, bey lebendigem Leibe, in den öffentlichen Schatz legen, wie hier mit dem Plutus geschieht; sondern es muß von dem Reichthume verstanden werden.

Es fragt sich nun, ob dieses allegorische Lustspiel, welches fast eben von der Art ist, als einige kleine Vor- und Nachspiele, welche wir zuweilen auf unsern Schaubühnen vorstellen sehen, ob es, sagen wir, als ein allegorisches, zu loben ist? Diese Art der Schauspiele hat seit geraumer Zeit den Beyfall der Kenner gröstentheils verlohren. Der Zweck der Schauspiele ist, die Zuschauer durch sinnliche Vorstellungen der Tugenden und der Laster, zu ergetzen und zu er-

erbauen. Hierzu ist nichts geschickter, als die Erfindung und Vorstellung solcher Handlungen, bey welchen man, an sichtbaren Exempeln, die Tugend liebzugewinnen, die Laster aber zu verabscheuen bewogen wird. Allgemeine Sittenlehren richten das nicht aus, was einzelne Exempel vermögen. In allegorischen Schauspielen aber muß man sich an Sittenlehren begnügen lassen, welche von gewissen Personen vorgetragen werden, die diese oder jene Tugend oder Untugend, oder sonst etwas abgesondertes vorstellen. Bloße Sittenlehren aber, wenn sie nicht, gleichsam im Vorbeygehen, und recht geschickt, angebracht werden, so, daß sie mit zu der Handlung und zu den Reden des Lustspiels gehören, pflegt man lieber in guten Büchern zu lesen und von geschickten Rednern zu hören. Es beschweret überdieses die Einbildungskraft der Zuschauer, wenn sie sich fast unter allem dem, was sie auf der Schaubühne sehen und hören, etwas anders vorstellen sollen, als was sie sehen und hören. Sie wollen aber die Schauspiele nicht sehen, ihre Seelenkräfte zu ermüden, sondern zu ergetzen. Zudem so verfehlt man bey den allegorischen Schauspielen sonderlich dadurch den Zweck, daß die Zuschauer nur allgemeine Begriffe und Lehren von Tugenden und Lastern bekommen; daß sie also beyde mit keiner gröſſern Zuneigung oder Verabscheuung kennen, als vorher, und noch wohl zweiffeln können, ob denn wirklich die Tugend so viel Gutes

tes, das Laſter aber ſo viel Böſes unter den Menſchen anrichten könne? Doch wir wollen die Verwerflichkeit der allegoriſchen Schauſpiele nicht weitläuftiger darthun, da dieſelben ohnedieß weder den Beyfall der Kenner, noch der [illegible] Layen, ſehr erhalten.

Es folgt alſo der unmittelbare Schluß, daß der Plutus des Ariſtophanes, weil er ein allegoriſches Luſtſpiel iſt, nicht unter die beſten Luſtſpiele gezählet werden kan. Wie viele Verwirrung die allegoriſchen Perſonen, Reden und Handlungen in demſelben in den Gemüthern der Zuſchauer machen müſſen, wird auch aus dem erſten Aufzuge klar ſeyn. Unter den Perſonen iſt zwar keine allegoriſch, als Plutus, (der Reichthum) und Penia (die Armuth: aber es würde auch der einzige Plutus, als die Hauptperſon des Luſtſpiels zu tadeln ſeyn, daß er allegoriſch wäre. Die Namen der übrigen Perſonen ſind gröſtentheils aus etwas bedeutenden Wörtern zuſammengeſetzt; welches aber auch in einem guten Schauſpiele eigentlich nicht ſeyn ſollte. Ueberdieſes ſo ſcheint es ein deſto gröſſerer Fehler zu ſeyn, daß allegoriſche und eigentliche Perſonen mit einander vermengt ſind, weil man ſich, wenn man die Reden und Handlungen recht verſtehen will, vorſtellen muß, daß abgeſonderte Dinge mit einzelnen Dingen reden, welches eine allzu mühſame Beſchäftigung für einen Geiſt iſt, welcher ſich auf ein Paar

Stun-

Stunden der Ruhe und dem sinnlichen Vergnügen überlassen wollte. Wir können also den Plutus, was die Erfindung und Einrichtung betrift, nicht, als ein Muster der Nachahmung, anpreisen.

Ob nun gleich dieses Lustspiel im Hauptwerke fehlerhaft ist, so können wir doch hierinnen den Aristophanes entschuldigen. Bey den alten griechischen Comödienschreibern war es gewöhnlich, daß man gewisse Personen insbesondere, auf eine sehr beissende Art, durchzog, und dabey sie ordentlich in den Lustspielen mit aufführte. Aristophanes, welchen seine natürliche Rachgier gegen seine Feinde sonderlich dazu antrieb, that dieses erst ebenfalls. Er zog nicht nur die gröbsten Laster an seinen gemeinen Landsleuten heftig durch, wie Horaz sagt:

Eupolis atque Cratinus *Aristophanesque* poetae,
Atque alii, quorum comoedia prisca virorum est,
Si quis erat dignus describi, quod malus, aut fur,
Quod moechus foret, aut Sicarius, aut alioqui
Famosus, *multa cum libertate* notabant:
Serm. I. Sat. IV.

sondern er machte sich auch an angesehene, und auf-

ausserdem, daß sie, aus Privatursachen, das Unglück hatten, ihm zu mißfallen, zum Theil nicht allzustrafbare Leute. Also hat er den Sokrates in den Wolken, den Cleo, einen unruhigen und boshaften Zuschmeister, in den Rittern, den Euripides fast in allen Lustspielen, hauptsächlich aber in den Fröschen, aufgeführet, und sehr lächerlich gemacht. Als aber die Obrigkeit zu Athen sahe, daß dieses nichts, als Haß, Verbitterung und Unheil anrichtete: so verbot sie, die Leute persönlich auf der Schaubühne durchzuziehen. Da mußte nun Aristophanes seinen neuen Lustspielen eine ganz andere Gestalt geben. Gleichwie alles, was die Künste und Wissenschaften vollkommen macht, nur nach und nach erfunden worden; also war es dem Aristophanes auch nicht zuzumuthen, daß er die noch ziemlich ungebaute Gestalt der Lustspiele auf einmal mit ihren möglichen Vollkommenheiten ausschmücken sollte. Genug, er gerieth auf eine Verbesserung derselben, welche zwar noch einer neuen Verbesserung bedurfte, doch aber das Lustspiel viel erträglicher, angenehmer und erbauender machte. Und dieses war die Art, allegorische Personen, Reden und Handlungen zu machen. Man siehet hierbey, was das schon sonst, sehr heilsame Gesetz der Obrigkeit zu Athen zur Verbesserung der komischen Schaubühne beygetragen hat; indem dadurch die auf einzelne Personen gerichtete Satiren, welche in Lustspielen, und überhaupt in der Poesie, wenn sie nicht

mit Geſchicklichkeit angebracht werden, gar nicht zu dulden ſind, von der Schaubühne verbannet, dem Ariſtophanes aber Gelegenheit gegeben wurde, eine beſſere Art der Luſtſpiele einzuführen, welche alſo nach ihm mit deſto glücklicherem Fortgange zu ihrer Vollkommenheit gebracht werden konnten. Und alſo kan man den Ariſtophanes den Hauptfehler ſeines Plutus, daß er nämlich allegoriſch iſt, nicht zur Laſt legen.

Wir verwerfen demnach das Fehlerhafte, und preiſen das Vollkommene dieſes vortreflichen Dichters, den ſatiriſchen Witz, die wohlangebrachten und nachdrücklichen Sittenlehren und ſeine komiſche Schreibart, ſo in allen Stücken, allen Liebhabern der theatraliſchen Dichtkunſt, zur Bekantmachung und Nachahmung, mit dem größten Vergnügen, an, und wünſchen, daß ſich hinfuro mehr Ariſtophanes, unter unſern Landsleuten, hervorthun mögen, als ſich ihrer bisher bekannt gemacht haben.

Wir wollen nunmehr den erſten Aufzug des Plutus ſelbſt, ins Deutſche überſetzt, nebſt nöthigen Anmerkungen, beyfügen.

Der

Der erste Aufzug des Plutus

Aus dem Griechischen des Aristophanes ins Deutsche übersetzt.

Der erste Auftritt.

Cario. Chremylus.

Cario. O Jupiter und alle Götter! Was für eine verdrießliche Sache ist es, eines närrischen Herrn Knecht zu seyn! Wenn der Knecht gleich stets das beste redet, und dem Herrn es nicht gefällt seinem Rathe zu folgen, so muß sich der Knecht des Bösen theilhaftig machen. Das Schicksal läßt nicht den seines Leibes Herr seyn, welcher ihn besitzt, sondern den, welcher ihn gekauft hat. Ja wahrlich so ist es beschaffen! Diese gerechte Klage führe ich wider den Apollo, welcher von seinem goldnen Dreyfusse Orakulsprüche ertheilet, und, da er doch ein weiser Arzt und Prophet seyn soll, meinem Herrn ganz närrisch von sich geschickt hat, daß er nun einem blinden Manne nachgeht und etwas thut, das sich für ihn gar nicht schickt. Denn wir, die wir sehen, führen sonst die Blinden: Dieser aber geht ihm nach und zwingt mich, mit zu gehen. Und er sagt mir auch ganz und gar nicht, was es heissen soll. Es ist mir also nicht möglich, länger zu schweigen, wenn du mir nicht

sagst, Herr! warum wir ihm nachgehen. Wenn du es nicht thust; so hast du Händel mit mir. Denn du wirst mich doch nicht schlagen, da ich einen Kranz trage. (1)

Chremylus. Das werde ich gewiß nicht thun. Aber wenn du mir was zuwider thun wirst: so werde ich dir den Kranz herunter reissen, und da soll dir es desto übler gehen.

Cario. Possen! Ich lasse nicht eher nach, als bis du mir sagst, wer der hier ist. Denn weil ich dir sehr treu bin, so frage ich nach allem so genau.

Chremylus. Nun so will ich dir es auch nicht verheelen. Denn ich halte dich so wohl für meinen treusten, als diebischen Knecht. Ich, als ein frommer und gerechter Mann, habe mich bisher in schlechten Umständen befunden, und bin arm gewesen.

Cario. Das weis ich.

Chremylus. Andre hingegen, als Opferdiebe,

Anmerkungen.

(1) Diejenigen, welche bey dem Apollo einen Orakulspruch eingeholet hatten, und aus seinem Tempel zurück kamen, hatten allezeit einen Kranz auf dem Haupte und es durfte ihnen, so lange sie damit gezieret waren, kein Leid zugefüget werden. Ἔθος τὸν εἰς θεοὺς ἀπιόντα στεφανοῦσθαι, καὶ ἀνεύθυνον εἶναι, sagt der Scholiast des Aristophanes.

diebe, Rabulisten, Verleumder, Bösewichter, sind reich worden

Cario. Ich glaube es.

Chremylus. Weil ich dafür hielt, daß der größte Theil meines mühseligen Lebens bald vollbracht seyn würde: so ging ich zum Apollo, ihn zu fragen, ob es meinem Sohne dienlich wäre, seine Sitten zu ändern, und boshaft, ungerecht und unvernünftig zu werden? Denn ich glaubte, daß dieses das Leben sehr beglückt machte.

Cario. Was schwatzte (2) denn nun

(2) Im Griechischen heißt es ἔλακεν, von λακέω oder ληκέω, auf lateinisch, nach dem Hesychius eigentlich crepitum edere; deutsch wollen wir es dießmal nicht geben. Es ist dieser etwas ungeschickte Ausdruck von dem tragischen Dichtern zuweilen für das laute Reden sonderlich des Apollo, gebraucht worden. Vor andern hat sich Euripides dessen bedienet, z. E. in seinem Orestes, wo es vom Apollo in zwo Stellen heißt:

Ἄδικος ἄδικα τότ' ἄρ' ἔλακεν,

und:

Τρίποδος ἀπόφασιν, οὖν ὁ Φῶιβος
Ἔλακεν, ἔλακε, &c.

andrer Stellen zu geschweigen. Diesen Ausdruck des Euripides wollte nun Aristophanes hier durchziehen, wie Eustath in sei-

Apollo aus den Kränzen. (3).

Chremylus. Ich will dir es sagen. Apollo sagte mir ausdrücklich, und befahl mir, daß ich denjenigen, welchem ich zuerst begegnen würde, niemals verlassen, sondern mir vornehmen sollte, ihm bis nach Hause zu folgen.

Cario. Und diesem Manne begegnetest du also zuerst?

Chremylus. Ja, eben diesem.

Cario. Wie, wenn du einfältiger Mann die Meynung des Apollo nicht verstanden hättest? Er hat dir ja, wie du wohl weist, die Art und

---

seinen Anmerkungen über Homer ... 950 S. röm. Ausg. in diesen Worten meldet: Καὶ ὁ κωμικὸς παίζει ἐν τῷ. Ὁ Φοῖβος ἔλακεν ꝛc. Davon gedenkt auch der Scholiast des Euripides und ins besondre der Scholiast des Aristophanes selbst, da er sagt: τραχηλιώτερον ἀπεφήνατο, παραδιαφέρων, ὥς φησιν, Εὐριπίδης.

(3) So wohl die Priesterinn Pythia, als der Dreyfuß, waren mit Lorberkränzen umwunden, wenn Apollo Orakulsprüche ertheilte. Ἐστεφανωμένη γὰρ ἡ Πυθία, ἐπεὶ δὲ τρίποδες δάφνῃ ἦσαν ἐστεμμένοι. Der Scholiast.

Pythia, quae tripode ex Phoebi *lauroque* profatur.

Lucret.

Weise gesagt, wie du unsern Sohn erziehen sollst.

Chremylus. Woher muthmassest du das?

Cario. Ich glaube, das muß auch ein Blinder einsehen, daß es einem in dem itzigen Zeiten sehr zuträglich ist, wenn er gar nichts kluges vor- [illegible] (4)

Chremylus. Mir scheint dieses des Orakuls Meynung nicht zu seyn: sondern etwas viel wichtigers. Wenn uns nur dieser Mann sagte, wer er wäre, und warum, und was für eine Noth ihn dazu triebe, daß er hieher gekommen sey: so würden wir vielleicht merken, was unser Orakul sagen will.

Cario. Höre du! sage mir vor allen Dingen, wer bist du? oder ich mache es hernach so! (5)

 Chre-

---

(4) Cario glaubt also, Apollo habe dem Chremylus überhaupt sagen wollen, sein Sohn müsse närrisches Zeug vornehmen, wenn er in der Welt fortkommen wollte; er habe ihm also heissen einem blinden Manne nachgehen; welches auch an sich selbst gewiß etwas sehr närrisches war. Es steckt aber in diesen Worten zugleich eine nachdrückliche Sittenlehre und eine beissende Satire verborgen.

(5) Im Griechischen heist es: ἢ τἄλλ ταύταις ἔσῃ. Es ist eine Redensart, deren sich die Griechen bedienten, wenn sie einem, der nicht

Chremylus. Sage es den Augenblick!

Der zweyte Auftritt.

Plutus. Cario. Chremylus.

Plutus. Ich wollte, daß du des Henkers wäreſt!

Cario. Höreſt du es, Herr! wer er ſagt, daß er iſt?

Chremylus. Er meynt dich, und nicht mich. Du fragſt ihn allzu ungeſchickt und grob. Wenn dir aber die Auffahrung eines redlichen Mannes gefällt: ſo ſage nur es.

Plutus. Des Henkers ſollſt du ſeyn!

Cario. Da haſt du deinen Mann und deinen Orakulſpruch!

Chremylus. So wahr Ceres lebt! ich will dich unglücklich machen! Wenn du nicht ſagſt, wer du biſt, ſo will ich dir Böſewicht übel mit fahren!

Plutus. O ihr Leute! geht mir doch vom Leibe!

Chremylus. Durchaus nicht!

Cario. Herr, ich will dir ſagen, was das allerbeſte iſt. Ich will dem Kerl ein groß Unglück anrichten. Ich will ihn auf eine ſteile Höhe bringen. Da will ich ihn laſſen, und davon ge-

---

nicht gehorchen wollte, mit den Händen Schläge droheten.

gehen, daß er von da herunter falle und den Hals breche.

Chremylus. Gut, nunn ihn gleich mit fort!

Plutus. Um des Himmels willen nicht!

Chremylus. Willst du nicht reden?

Plutus. Ja ich weis schon, wenn ihr wissen werdet, wer ich bin, so werdet ihr übel mit mir umgehen, und mich nicht fort lassen. (6)

Chremylus. Ich schwöre bey allen Göttern, daß wir dich von uns lassen wollen, wenn du wirst sagen wollen, wer du bist.

Plutus. Laßt mich nur erst gehen!

Chremylus. Nun so geh!

Plutus. Höret demnach: denn wie ich wohl sehe, so bin ich gezwungen, zu sagen, was ich verhelen wollte. Ich bin Plutus. (der Reichthum) (7)

(6) Wenn man bedenkt, daß Plutus der Reichthum ist: so kann man leicht begreifen warum er dieses sagt. Denn wer wird den Reichthum gern von sich lassen?

(7) Hier, und in den meisten folgenden Reden des Plutus und der andern, mit und von ihm, sollte man, der Deutlichkeit wegen, statt Plutus, ebenfalls Reichthum gesetzt haben. Weil wir aber doch nicht gern den Namen des Lustspiels und der Hauptperson, wie er im Griechischen steht, ändern wollten; zumal da ihn andre auch

Chremylus. O du unflätigster unter allen Menschen! solltest du es uns verschweigen, daß du Plutus bist?

Cario. Du, der du in so erbärmlichen Umständen bist, solltest Plutus seyn? O Apollo! o ihr Götter! o ihr Geister! o Jupiter! was sagst du? bist du es wirklich?

Plutus. In der That.

Chremylus. Bist du es selbst?

Plutus. Ja, ja, ich selbst.

Chremylus. Nun so sage mir doch, wo kömmst du denn so schmuzig daher gegangen?

Plutus. Ich komme von dem Patrokles, (8) welcher sich in seinem Leben nicht gewaschen hat (9)

Chre-

---

beybehalten haben: so begnügen wir uns, die wahre Bedeutung desselben nur hergesetzt zu haben. Unsre Leser müssen nur allemal an den Reichthum denken, wenn Plutus genennet wird.

(8) Patrokles war ein sehr reicher, aber dabey ein sehr geiziger Mann zu Athen, von welchem Aristophanes hier sagt, daß er sich, aus Geize, niemals gebadet.

(9) Man könne fragen, warum denn eben deßwegen Plutus auch schmuzig aussähe, weil Patrokles, bey welchem er gewesen, sich niemals gewaschen hätte? Die Antwort ist leicht. Da Plutus, so zu reden,

ein

Chremylus. Sage nur doch, warum geht dir es so übel?

Plutus. Jupiter hat mich, aus Neide gegen die Menschen, (10) so zugerichtet. Ich hatte bereits, als ein Knabe, gebethet, daß ich allen zu den gerechten, weisen und tugendhaften Leuten gehen wollte. Er aber machte mich blind, daß ich nun keinen von diesen unterscheiden kann. So sehr beneidet er die tugendhaften!

Chre-

---

ein Sklav in des Patrokles Hause gewesen, so hat er sich, wie gewöhnlich, nach seinem Herrn gerichtet. Ueberdieses so weiß man ja, daß geizige Leute ihren Reichthum stets durchzählen und also betasten. Daher denn Plutus nothwendig das Ansehen seines Herrn bekommen müssen.

(10) Plutus redet hier im Zorne, und es ist also kein Wunder, daß er dem Jupiter etwas falsches aufbürdet. Jupiter hatte ihn, wie Girard anmerket, nicht deßwegen blind gemacht, weil er seine Güter den Menschen mißgönnte: indem er ja dem ungeachtet bey den Menschen einkehrte; nur gar selten bey den Würdigen. Er hatte es deßwegen gethan, damit die Menschen die Tugend nicht des Reichthums, sondern seinetwegen, lieben möchten. Denn da die Lasterhaften sahen, daß, als Plutus sehend war, nur die Tugendhaften reich

wa-

Chremylus. Er wird aber von den tugendhaften und redlichen allem verehret.

Plutus. Das iſt wohl wahr.

Chremylus. Höre einmal! was meyneſt du? wollteſt du wohl die Böſen fliehen, wenn du wieder, wie zuvor, ſehen könnteſt?

Plutus. Allerdings wollte ich das thun.

Chremylus. Willſt du hernach zu den tugendhaften kommen gehen?

Plutus. Freylich; denn ich habe ſie lange nicht geſehen.

Chremylus. Das iſt kein Wunder. Habe ich doch auch keine geſehen, ob ich gleich nicht blind bin. (11)

Plutus. Nun ſo laſt mich gehen! Ihr wißt nun, was ihr von mir wiſſen wolltet.

Chremylus. So wahr GOtt lebt! Wir laſſen dich nicht gehen. Wir halten dich nun um deſto feſter. (12.)

Plu-

---

waren: ſo wurden ſie zwar tugendhaft: (wenigſtens von auſſen) aber nicht der Tugend, ſondern des Reichthums, wegen.

(11) In dieſen beyden Reden des Plutus und Chremylus zeigt ſich der feinſte Witz in ſehr ſatyriſchen Ausdruckungen.

(12) Chremylus ſcheint zwar hier ſeinem Charakter zuwider zu handeln, indem er ſeinem, dem Plutus gethanen Schwure, nicht nachkömmt: aber er muß dem Befehle des

Apol-

Plutus. Sagte ichs nicht vorher, daß ihr mir würdet Händel machen?

Chremylus. Ich bitte dich, laß dich bedeuten, und verlaß mich nicht! Du wirst bey allem Suchen keinen tugendhaftern Mann finden, als ich bin. Denn, so wahr Jupiter lebt! auſſer mir gibt es keinen.

Plutus. Das sagen alle. Wenn sie mich aber einmal wirklich haben und reich worden sind, so ergeben sie sich, betrügerischer Weise, der Bosheit.

Chremylus. Es ist an dem. Aber sie sind doch nicht alle lasterhaft.

Plutus. So wahr Jupiter lebt! alle mit einander.

Cario. Es soll dir übel gehen!

Chremylus. Daß du aber weist, was dir bey uns Gutes wiederfahren wird, wenn du bey uns bleibst, so merke wohl auf, daß du mich verstehest. Ich habe starke Hoffnung, daß ich dich, mit GOttes Hülfe, von deiner Blindheit befreyen und sehend machen werde.

Plutus. Dahin wirst du es nimmermehr bringen. Ich mag nicht einmal wieder sehend werden.

Cario. Was sagst du? Dieser Mensch ist von Natur zum Elende gemacht.

Plu-

Apollo nachkommen, zumal, da er nun schon einigermassen sieht, wo es hinaus will.

Plutus. Jupiter, welchem dieser ihre Thorheiten wohl bekannt sind, würde mich, wenn er das erfuhre, ganz und gar zu Grunde richten.

Chremylus. Thut er es denn nicht schon itzt, da er dich herum irren und überall anstossen läßt?

Plutus. Ich weis es nicht. Aber ich fürchte mich sehr vor ihm.

Chremylus. Fürchtest du dich wirklich vor ihm? o du allerfurchtsamste Seele! Glaubst du denn, daß Jupiters Gewalt und Blitze einen Heller werth sind? (14) Wenn du nur dein Gesicht, und sollte es auch nur auf eine kurze Zeit seyn, wieder bekömmst.

Plutus. Ich, du Schalk! sage dieses nicht!

Chremylus. Gieb dich zufrieden; ich will dir zeigen, daß du weit mächtiger bist, als Jupiter.

Plutus. Ich?

Chremylus. Ja, so wahr der Himmel ist! ich will dir es gleich zeigen. Wodurch beherrscht Jupiter die Götter?

Cario. Durch das Geld. Denn das hat er in Menge.

Chremylus. Nun gut! wer schafft ihm denn das Geld?

Ca-

(13) Τριώβολον brauchten die Griechen eben so, wie wir Heller, wenn sie einer Sache einen recht geringen Werth beylegen wollten.

Cario. Dieser hier.

Chremylus. Durch wessen Hülfe opfern ihm denn die Menschen? Nicht durch dessen Hülfe?

Cario. Allerdings. Es ist ausgemacht, daß sie ihm alle opfern, um reich zu werden.

Chremylus. Dieser ist also die Ursach der Opfer; und sie würden bald aufhören, wenn er wollte.

Plutus. Wie so?

Chremylus. Weil kein Mensch weder Ochsen, noch Opferkuchen, (14) noch sonst etwas mehr, opfern würde, wenn du nicht wolltest.

Plutus. Wie käme denn das?

Chremylus. Wie wird es kommen? Weil niemand nichts haben würde, wofür er etwas einkaufen könnte, wenn du ihm nicht beystündest, und Geld schaftest. Und so würdest du die Macht des Jupiter, wenn er dir etwas zu Leide thäte, ganz allein zernichten.

Plutus. Was sagst du? Durch mich opfern ihm die Menschen?

Chre-

(14) Chremylus nennt hier das wichtigste und das schlechteste Opfer, die Ochsen und die Opferkuchen, damit er alle Opfer darunter begreife. Γαιστά waren kleine, aus Mehl, Wein und Oel gebackne Kuchen, welche die Armen opferten. Ochsen aber konnten nur die Reichen opfern.

Chremylus. Ja, wie ich sage. Und wahrhaftig! wenn etwas prächtiges, schönes und angenehmes unter den Menschen ist: so hat es durch dich seinen Ursprung. Denn alles gehorchet dem Reichthume.

Cario. Ich bin durch ein Spottgeld zum Knecht worden; weil ich nicht reich war.

Chremylus. Man sagt, daß die korinthischen Mägdgen, wenn sich ein Armer um ihre Liebe bewirbt, keine Ohren haben; wenn aber ein Reicher kömmt, sich sogleich in seine Gewalt ergeben. (15)

Ca-

(15) Wir haben diese Stelle mit Fleiß im Deutschen nicht völlig so geben wollen, wie es der Grundtext erfodert, welcher also heist: τὸν προκτὸν αὐτὰς εὐθὺς ὡς τοῦτον τρέπειν. Προκτὸς bedeutet hier ohne Zweifel nichts anders, als den Gegenstand der venerischen Wollust überhaupt, und ins besondre, wie auch Girard, anmerket, τὰ αἰδοῖα. In der folgenden Rede des Cario ist es ebenfalls in dem erstern allgemeinen Verstande genommen, da es heist: καὶ τοὺς γε παῖδας φασὶ ταυτό τοῦτο δρᾶν, scil. τὸν προκτὸν πρὸς τοῦτον τρέπειν. Ob es gleich vielleicht hier auch zugleich im eigentlichen Verstande genommen werden kan.

Cario. Ja, man saat, daß dergleichen auch die Knaben, nicht aus Liebe, sondern um des Geldes willen, thun.

Chremylus. Das sagt man aber nicht von ehrlichen, sondern von unzüchtigen Leuten. Denn die ehrlichen Leute verlangen kein Geld.

Cario. Was denn?

Chremylus. Der eine hat eine Begierde nach schönen Pferden, der andere nach Jagdhunden.

Cario. Vielleicht schämen sie sich, nach Gelde zu streben, und verbergen nur ihre Laster unter den Namen dieser Dinge. (16)

Chremylus. Alle Künste und Betrügereyen, welche sich unter den Menschen befinden, sind durch dich erfunden worden. Der eine sitzt da, und schneidet Leder; ein anderer arbeitet im Stahle; ein anderer zimmert: noch ein anderer schmelzt das Gold, welches er von dir bekommen hat. Ja wahrlich, es giebt ihrer, welche deinetwegen stehlen und in die Häuser einbrechen. Der walket; der wäscht Felle; jener färbt Leder; der verkauft Zwiebeln; alles deinetwegen. Deinetwegen wird auch mancher im Ehebruche ertappt und wacker ausgeprügelt.

Plutus. Ach ich armer Mann! daß mir doch dieses so lange verborgen gewesen ist!

(16) Hier scheint Aristophanes auf gewisse besondre Personen zu stichseln.

Chremylus. Brüstet sich nicht der grosse König durch diesen hier? (17)

Cario. Thun sich nicht um seinetwillen Gesellschaften der Menschen zusammen?

Chremylus. Wie? sage mir, rüstest du nicht die dreyrudrigen Schiffe aus? (18)

Cario. Unterhält dieser nicht das zu Korinth in Sold genommene Kriegsheer? (19)

Chre-

---

(17) Er meynt den König in Persien. τὸν τῶν Περσῶν λέγει. ἐν υἱὸς γὰρ ἔλεγον αὐτὸν διὰ τὸ πλείονι δυνάμει χρῆσθαι Περσικῇ, sagt der Scholiast. Denn die Griechen pflegten den König der Perser, wegen seiner grossen Macht, allezeit den grossen König, κατ' ἐξοχὴν zu nennen. Man sieht übrigens, wie heftig hier Chremylus und Cario mit Gründen und Fragen auf den Plutus loßstürmen, daß er also recht gezwungen wird, alles, was sie ihm vorsagen, zu glauben.

(18) Zu Befehlshabern über die grossen Schiffe wurden nur Reiche erwählet, welche sie selbst ausrüsten konnten.

(19) Die Lacedämonier führten damals mit den Atheniensern, und ihren Bundsgenossen, Krieg. Die Athenienser hielten fremde Völker für Geld, welche in dem Ge-Gebiete der Korinther waren, weil der Krieg da geführet wurde. Aristophanes giebt

Chremylus. Wird nicht Pamphilus um deſſentwillen gefangſitzet? (20)

giebt hier den Athenienſern einen gewaltigen Stich, daß ſie nicht ſelbſt zu Felde giengen, und das Geld für fremde Völker hingaben: welches ihnen auch Demoſthenes verwieſen hat.

(20) Der Scholiaſt ſagt, Pamphilus und Belenopoles wären Wucherer zu Athen geweſen, [illegible] erſtere ſoll, als Verächter der Republik, den gemeinen Schatz der Athenienſer beſtohlen haben. Belenopoles ſoll ſich bey ihm eingeſchmeichelt haben; daher er denn ſowohl erſt an ſeinem Vermögen, als auch hernach an ſeinem Unglücke, da ihm nämlich ſeine Güter genommen worden, Theil genommen: worauf auch des Cario folgende Frage zielet. **Palmerius** ſagt, Pamphilus wäre ein Feldherr der Athenienſer geweſen, und hätte von den Feinden, weil ihm die Athenienſer, aus Geiz, keine Hülfe geſchickt, viel Ungemach leiden müſſen. Allein, man ſieht nicht, warum, wenn dieſes wäre, Cario den Belenopoles mit ihm in eine Klaſſe ſetzt? es wäre denn, daß Ariſtophanes durch dieſes ungleiche Paar, den Ausdruck deſto komiſcher hätte machen wollen; welches er überhaupt hier in den Reden des Carios thut.

Cario. Nicht auch Belenopoles zugleich mit dem Pamphilus?

Chremylus. Hält ſich nicht Argyrius ſeinetwegen unrein? (21)

Cario. Iſt nicht Philepſius deinetwegen ein Bänkelſänger? (22)

Chremylus. Bekommen nicht die Aegypter deinetwegen Hülfsvölker? (23)

Cario. Liebt nicht Lais deinetwegen den Philonides? (24)

Chre-

---

(21) Im Grundtexte ſteht περδίται, welches wir ebenfalls, mit Vorbedachte, nicht recht ausgedrückt haben. Argyrius war ein reicher, dabey ſehr wohllüſtiger und weichlicher Mann zu Athen, ὡς καὶ περδικὰς ἀφίνας, wie der Scholiaſt ſagt.

(22) Wir glauben, ὁ μάζονας λέγων kan nicht beſſer als durch Bänkelſänger gegeben werden. Denn Philepſius that nichts anders, als was dieſe Leute bey uns thun. Οὗτος πάντας ὢν, λέγων ἱστορίας ἐτέρφετο. Schol.

(23) Die Aegypter wurden von den Perſern angefallen. Die Athenienſer ſchickten ihnen Hülfe, und die Perſer wurden zurück getrieben.

(24) Philonides war ein ungeſtalter und einfältiger Menſch. Lais aber liebte ihn ſeines Reichthums wegen.

Chremylus. Und des Timotheus Thurm. (25)

Cario. Der soll dir auf den Kopf fallen.

Chremylus. Geschieht nicht dieses alles deinetwegen? Du bist ja, wie du siehest, einzig und allein die Ursache alles Bösen und alles Guten.

Cario. Gemeiniglich behalten auch im Kriege diejenigen die Oberhand, auf deren Seite sich dieser hauptsächlich kehret.

Plutus. Sollte ich denn allein vermögend seyn, dergleichen zu thun?

Chremylus. Ja, so wahr Jupiter lebt! du kannst noch weit mehr als dieses. Deiner wird kein Mensch jemals satt. Aller anderer Dinge wird man endlich überdrüßig, als der Liebe.

Cario. Des Brodtes.

Chremylus. Der Musik.

Cario. Des Zuckerwerks.

(25) Chremylus will sagen, daß ebenfalls das prächtige hohe Schloß, welches Timotheus, ein Feldherr der Athenienser, gebauet hatte, durch Hülfe des Plutus erbauet worden wäre. Aber Cario unterbricht seine Rede mit einem Scherze, dessen sich die Knechte gegen ihre Herren bisweilen bedienen durften. Cario konnte es hier ohne Furcht wagen, so mit seinem Herrn zu scherzen, weil derselbe erstlich sehr aufgeräumt war, und er wusste, daß er ihm, da er noch den Kranz auf dem Kopfe hatte, nichts thun durfte.

Chremylus, Der Ehre.
Cario. Der Kuchen.
Chremylus. Der Herrschaft.
Cario. Der Nüsse.

Chremylus. Des Ehrgeizes.

Cario. Des Gebackenen.

Chremylus. Des Kriegswesens.

Cario. Der Linsen. (26)

Chremylus. Niemand ist deiner iemals überdrüßig worden. Denn wenn einer 13 Talente bekömmt, so wünscht er noch beuteriger, 16 Talente zu bekommen. Wenn er diese voll hat, so will er ihrer entweder 40 haben, oder er spricht, er möchte nicht länger leben. (27)

Plutus. Ihr scheint mir allerdings gute Sachen

(26) Diese kurzen Reden des Chremylus und Cario sind sehr komisch, und wir können uns kaum erinnern, daß wir sonst irgend in einem Lustspiele dergleichen komische Gegensätze gefunden hätten. Ueberdieses so ist es den Charakteren dieser beyden Personen sehr gemäß, daß Chremylus von wichtigen, Cario aber, ein Sklav, von schlechten Dingen Exempel giebt.

(27) Was Chremylus hier sagt, ist wiederum sehr satirisch. Man muß aber bloß an den Reichthum denken, wenn er vom Plutus redet.

chen vorzusagen; das einzige ausgenommen, daß ich befürchte . . (28)

Chremylus. Was befürchtest du denn? sage es doch!

Plutus. Ich befürchte, daß ich die Gewalt, welche ihr mir zuschreibt, niemals erlangen werde.

Chremylus. Ja wahrhaftig! es sagen es auch alle Leute, daß Plutus schrecklich furchtsam ist.

Plutus. Nichts weniger, als dieses. Es hat mich etwan einmal ein Räuber so verleumdet, weil er, da er in ein Haus eingebrochen gewesen, nichts hat wegnehmen können, indem er alles mit einander verschlossen gefunden. Und deßwegen hat er meine Vorsichtigkeit eine Furchtsamkeit genennet. (29)

(28) Dieses ist dem Charakter des Plutus gemäß. Im Anfange des Auftrittes schien er zwar etwas allzutrotzig zu seyn; aber er ward auch von dem Chremylus und Cario auf einer Straße so übel angelassen, daß er, mit einem gewöhnlichen Sprüchworte, seinen Unwillen zu erkennen zu geben genöthiget war.

(29) Plutus sucht sich hier sehr listig zu vertheidigen. Und es ist auch seinem Charakter eben nicht zuwider. Denn wer wird sich gern furchtsam schelten lassen, wenn er es gleich ist?

Chremylus. Sorge du itzo für nichts. Wenn du zu meinem Vorhaben bereit und willig seyn wirst, so will ich machen, daß du schärfer sehen sollst, als Lynkeus. (30)

Plutus. Wie wolltest du doch, als ein Sterblicher, dieses thun können?

Chremylus. Ich habe gute Hoffnung aus dem bekommen, was mir Apollo sagte, als er den Lorber der Pythia erregte. (31)

Plutus. Was er denn dieses alles auch?

Chremylus. Ja, wie ich sage.

Plutus. Sieh einmal!

Chremylus. Sorge nicht, mein lieber Mann! Ich selbst, damit du es recht weist, will alles ausrichten, und wenn ich auch dabey mein Leben verlieren sollte. (32)

Ca-

---

(30) Lynkeus, einer von den Argonauten, soll ein sehr scharfes Gesicht gehabt haben.

- - solus tranſibit nubila Lynceus.

Valer. Argonaut. I.

(31) Wenn Pythia einen Orakelspruch ertheilen wollte, so schlug sie sich, gleichsam als begeistert, an das Haupt, da sich denn ihr Lorbeerkranz bewegte.

(32) Das heist beynahe, aus einer heftigen Begierde nach Reichthum, von dem Chremylus, einem tugendhaften Manne, zu viel gesagt. Aristophanes ist zu entschuldigen, weil er dem Chremylus alle Gründe hat müs-

Cario. Und ich meines zugleich mit dir, (33) wem du es haben willst.

Chremylus. Es werden uns auch viel andre beystehen; nämlich tugendhafte Leute, welche kein Brod haben.

Plutus. Ey, ey! du redest von armseligen Helfern. (34)

Chremylus. Ach nein! Wenn sie nur wieder reich werden. Aber lauf du, was du laufen kanst! (35)

Cario. Was soll ich denn machen? sage es doch!

Chremylus. Ruffe die nächsten Landleute, welche du auf dem Acker, über ihrer beschwer-

müssen in dem Mund legen, welche den Plutus nach seinem Willen lenken; ob er es gleich nicht allezeit so übel meynte.

(33) Dieses ist eine unüberlegte und leichtsinnige Rede, welche sich für einen Sklaven, wie Cario ist, sehr wohl schickt, und viel komisches in sich hat.

(34) In diesen Worten des Plutus und in dem vorhergehenden des Chremylus zeigt sich wiederum der Charakter dieser beyden Personen in der größten Deutlichkeit.

(35) Chremylus heißt dem Cario geschwind laufen und sagt ihm doch nicht, wohin. Aber so redet man öfters, wenn man sich plötzlich auf etwas besinnt, welches man sogleich ausgerichtet haben will.

lichen Arbeit finden wirst, daß sie alle hieher kommen, und nebst uns an diesem Plutus Theil nehmen. (36)

Cario. Nun so will ich gehen. Aber daß jemand von den Leuten drinnen dieses Stückgen Fleisch hinein trägt. (37)

Chremylus. Dafür will ich schon sorgen. Lauf nur geschwind.

Der

---

(36) Wir können nicht unterlassen, abermals den sehr wohl beobachteten Charakter des Chremylus anzuzeigen: indem er den zu erlangenden Reichthum nicht allein begeizen, sondern ihn auch seinen tugendhaften Freunden genieſſen lassen will.

(37) Diejenigen, welche vom Opfer kamen, brachten den Ihrigen ein Stück Fleisch mit zurück; und das, wovon Cario redet, hatte Chremylus aus dem Tempel des Apollo mitgebracht. Οἱ ἐκ θυσίας ὄντες ἔφερον ἐξ αὐτῆς τῆς θυσίας τοῖς οἰκείοις κατὰ νόμον τινά. Schol.

Der dritte Auftritt. (38)

Chremylus. Plutus.

Chremylus. Nun, mein Plutus? du mächtigster unter allen Göttern! geh mit mir hinein. Denn dieses ist das Haus, welches du heute durch Recht und Unrecht, mit Reichthum erfüllen sollst. (39)

Plu.

---

(38) Da die Auftritte in Schauspielen, nach der Erklärung unserer Kunstrichter, nicht nur dadurch entstehen, wenn neue Personen auf die Schaubühne kommen: sondern auch dadurch, wenn eine oder etliche abtreten: so haben wir hier, da Cario abgeht, einen neuen Auftritt angefangen: obgleich in Küsters Ausgabe des Aristophanes das übrige Gespräch, zwischen dem Chremylus und Plutus, mit zu dem zweyten Auftritte gerechnet ist. Der zweyte Auftritt hätte fast mit grösserem Rechte zu dem ersteren sollen geschlagen werden, weil Plutus auch im ersten schon da ist. Aber der weite Raum der alten Schaubühnen entschuldiget diesen scheinbaren Fehler.

(39) Wie stimmet diese Rede des Chremylus mit seinem Charakter überein? Ist das die Art eines tugendhaften Mannes, daß er durchaus reich zu werden verlangt,

Plutus. Aber, ich schwöre bey den Göttern! ich

es geschehe durch Recht, oder durch Unrecht? hat nicht hier Aristophanes fast den grösten Fehler begangen, welchen nur ein Dichter in einem charaktermäßigen Gedichte begehen kann? Nein, er und Chremylus meynen es mit diesem Ausdrucke nicht so böse, als er klingt. Es ist ein Ausdruck eines, wegen seines bevorstehenden grossen Glückes fröhlichen und aufgeräumten Menschen, welcher fast nur aus leeren Worten besteht, und, wenn er viel sagen soll, doch, wie Girard sehr wohl anmerket, mehr nicht sagen will, als, es komme, wie es wolle. Giebt es doch wohl noch unter uns Männer, welche ihre Redlichkeit und Tugend öffentlich, und noch dreuster, herauszustreichen wissen, als es Chremylus gegen den einzigen Plutus that, und doch wohl sagen, den müste man tod schlagen, welcher den copernikanischen Weltbau nicht zugeben wollte. Weit gefehlt! daß sie es so böse meynen sollten. Sie wollen weiter nichts dadurch sagen, als was sie bey solcher Gelegenheit oft zu sagen pflegen, daß nämlich solche Leute Gänse, oder Gimpel sind. Kommen nun solche, und noch wohl dazu gelehrte Leute reden, ohne dabey zu denken: wie viel mehr ist es nicht dem Chremylus, einem einfältigen Bauer, zu verzeihen!

ich gehe allezeit mit Widerwillen in ein ganz fremdes Haus. Denn ich habe niemals nichts Gutes darinnen genossen. Wenn ich ohngefehr zu einem Kargen gekommen bin, so hat er mich alsbald unter die Erde vergraben. Wenn hernach ein Freund, ein ehrlicher Mann, zu ihm gekommen ist und ihn um einen kleinen Zehrpfenning angesprochen hat, so hat er mich verleugnet und gesagt, er habe mich sein Lebtage nicht gesehen. Wenn ich aber zu einem unverständigen Menschen gekommen bin, so bin ich vor die Huren und vor das Bretspiel hingeschmissen und in einem Augenblicke nackend (40) zur Thüre hinaus geschossen worden.

Chre-

(40) Diese ganze sehr gesalzne Rede des Plutus gefallt uns überaus wohl; nur das nackend nicht. Aristophanes hat hier, da er es recht künstlich machen wollen, die Begriffe und die Personen vermengt. Man sagt wohl, daß ein Verschwender von Reichthum entblößt und nackend wird: aber was daheraus kömmt, wenn der Reichthum selbst nackend oder entblößt wird, können wir nicht begreifen. Daß man sagt, ein Verschwender stosse ihn zur Thüre hinaus, ist ein ganz richtiger Ausdruck. Aber wenn es heißt: er wird nackend hinaus geschossen: so ist es, wenn man auch diesen Ausdruck keiner Verwirrung beschuldigen wollte, wenigstens ganz überflüssig.

Denn

Chremylus. Du biſt bisher noch zu keinem geſetzten Amte gekommen. Aber ich bin allezeit ſo, daß ich zwar ſo gern ſpare, als nur jemand ſparen kan; hernach aber wiederum etwas drauf gehen laſſe, wenn es nöthig iſt. Doch wir wollen immer hinein gehen. Ich will gern, daß dich auch meine Frau und mein einziger Sohn, welchen ich nach dir am meiſten liebe, ſehen ſollen.

Plutus. Das glaube ich dir.

Chremylus. Warum ſollte man dir denn nicht ſagen, was wahr iſt?

Ende des erſten Aufzuges.

Der

Denn der Reichthum iſt nicht weniger der Reichthum, wenn er nackend, als wenn er bekleidet iſt. Er bleibt der Reichthum, und von ſeinem Weſen geht nichts verlohren. Wollte man ſagen, Ariſtophanes hätte das nackend in dem Verſtande genommen, in welchem es von den Verſchwendern gebraucht wird, wenn man ſagt, ſie ſind vom Reichthum entblößt, oder nackend; ſo würde dieſer Ausdruck hernach ſo viel ſagen: der Reichthum iſt vom Reichthume entblößt. So ſehr wir geneigt ſind, dasjenige, was in den Muſtern der Alten fehlerhaft zu ſeyn ſcheint, möglichſt zu entſchuldigen; ſo finden wir doch nicht, was hier das γυμνὸς, nackend, rechtfertigen kann. Sollten es Verſtändigere im Stande ſeyn und wirklich leiſten: ſo würde es uns zum größten Vergnügen gereichen. Indeſſen

- vbi plura nitent in carmine, non ego paucis
Offendar maculis. *Hor.*

Der Gärtner.

Eine Erzählung.

Ein Gärtner, deſſen Fleiß mit ſorgſam kluger Hand,
Mit glücklichem Bemühn, Kunſt und Natur verband,
So künſtlich jedes Beet, als Blumenſtücke, zierte,
Und um den krummen Rand beſchnittnen Buchsbaum führte,
Beſäte ſie, wie Feld, mit Rocken, Gerſt und Klee.
Der fremde Gartenſchmuck wuchs ſtraubigt in die Höh,
Bedeckte Beet und Gang; Zier, Schmuck und Pracht verſchwanden,
Indem die Augen hier nicht Kunſt und Ordnung fanden.
Der Saat gebrach es auch an Nahrung und Gedeihn.
Sie ſchoß und blühte nicht, und ging unfruchtbar ein.
O! rief der Gärtner aus, o ſchlecht beſtellte Saaten!
Wie glücklich wären ſie auf Wieſ und Feld gerathen!

Das, was die Sinne flieht, reizt in der Dichtkunſt nicht.

Wen lehrt die Weltweisheit, wenn ſie durch Reime ſpricht?

Homer ſchreibt nicht, wie Wolf. Will man was kluges ſchreiben:

So muß man, ſo, wie ſie, bey eigner Schreibart bleiben.

emühungen

zur

örderung der Critik und des guten Geſchmacks.

eceat, quid non? quo virtus, quo ferat error.

Hor.

Siebendes Stück.

Halle,
bey Carl Herrmann Hemmerde.
1744.

Etrei
Tapfr
Spra

Etell
Wie
Und

Doch
Kann
Er ſt

Freye Ueberſetzung einiger anakreontiſchen Oden.

I

Lieben will ich. Denn zum Lieben
Hat Cupido mich getrieben.
Er befiehlt, ſo oft er ſpricht:
Und ich Thor gehorcht ihm nicht.

Schnell kam er, mit Pfeil und Bogen,
tbar auf mich loß gezogen.
er Gegner! rüſte dich!
ch er kühn, und zielt auf mich.

Schild und Panzer, Spieß und Degen
ich ſeinem Pfeil entgegen,
Achill im Streit gethan.
o fing der Kampf ſich an.

Sein Geſchoß macht, daß ich eile.
der Mangel neuer Pfeile
ihm keine Hindrung ſeyn:
iegt ſelbſt in mich hinein.

Da er mir im Herzen ſitzet
Was hilfts, daß ein Schild mich ſchützet?
Was hilft äuſre Macht und Liſt,
Da der Kampfplatz in mir iſt?

2

Zur Eſſe! künſtlicher Vulkan!
Nimm Silber! blas dein Feuer an,
Und mache mir . . doch keine Waffen;
Was hat der Krieg mit mir zu ſchaffen?

Nein, mach mir einen Becher draus;
Hol ihn ſo tief, als möglich, aus.
Und bilde drauf . . nicht Himmelswagen;
Mein Becher darf nicht Sterne tragen.

Weg mit Orions banger Zier!
Was helfen die Plejaden mir?
Auf meinem Becher reizt mich nimmet
Des glänzenden Bootes Schimmer.

Die Reben und den ſüſſen Wein
Laß meines Bechers Zierde ſeyn.
Den Bachus laß die Keller füllen;
Cupido helf ihm ſamt Bathyllen.

3

Bleib! ekle Schöne! Wie? du fliehſt,
Da du die weiſſen Haare ſiehſt?
Mag doch die Blüthe deiner Wangen
Mehr, als der Roſen Anmuth, prangen;
Doch flieh nur nicht aus Stolz vor mir!
Vermehrt nicht auch in Blumenkränzen
Der weiſſen Lilien heitres Glänzen
Der muntern Roſen bunte Zier?

Schrei-

Schreiben an die Verfasser,*

wegen zweyer Schreiben in dem eilften Stück der schweizerischen Sammlungen.

Meine Herren,

Sie werden vermuthlich das eilfte Stück der so genamten geistvollen Schriften aus Zürich schon gesehen und darnen zwo Schriften an die deutsche Gesellaft von Greifswalde wahrgenommen haben, elche verschiedene critische Streite betreffen soln, die zu unserer Zeit die deutschen Kunstrichr beunruhigen. Ich weis nicht, ob sie es der ühe werth halten werden, dieselben etwas ausrlich zu untersuchen, da solche nicht eigentch an sie gerichtet sind, und ob sie es nicht viel ber der berühmten greifswaldischen Gesellaft überlassen wollen, diese beyden Schrein critisch zu beleuchten, und die vielen falschen chlüsse, schwachen Ablehnungen und schlechVertheidigungen auseinander zu setzen und Welt in ihrer Blösse vorzustellen. Es ist

* Wir liefern dieses Schreiben, welches unsern Lesern, in vielen Stücken ein Licht geben wird, so, wie wir es, von einem unbekannten Freunde, erhalten haben. Wir wollen erwarten, wie sich die Herrn

gewissermassen nothwendig, daß solches geschehe, weil alles mit so vieler Argliſt eingekleidet und mit einer solchen Dreuſtigkeit vorgetragen worden, daß ein von diesen Streitigkeiten nicht genugsam unterrichteter Leser leicht davon eingenommen und verführet werden kann. Doch es geschehe diese so nöthige Untersuchung gedachter beyden Schreiben von wem sie wolle: so zweifele ich dennoch, daß man sich dabey auf alle besondere kleinere Umstände werde einlassen und deren Ungrund erweisen können. Denn es kömmt, meinem Bedüncken nach, schon in den Hauptsachen so vieles zu erinnern vor, daß man sich mit den Nebensachen nicht noch erst wird aufhalten dürfen. Indessen würde es doch sehr nützlich seyn, wenn man auch in diesen Stücken zeigte, was man sich von der critischen Gerechtigkeit der zürchischen Kunstrichter zu versprechen hätte, von der ihre Anhänger so viel zu rühmen wissen. Man würde sehen, daß sich diese Herren kein Gewissen daraus machen, auch solche Dinge als wahr vorzugeben, wovon ihnen ihre eigene Ueberzeugung das Gegentheil saget, wofern sie nur nicht ihr Hertz vor aller Ueberzeugung verschlössen und es muthwilliger Weise verhärteten. Sie raffen alles zusammen, was sie nur für dienlich halten, ihre Gegner anzuschwärzen, und verhaßt zu machen, es mag wahr oder falsch seyn. Sie bürden ihnen Dinge auf, woran solche niemals gedacht haben und auch niemals dencken werden. Es ist

ihnen

ihnen nichts zu schimpflich, was ihren Vorgebungen nur ein Färbchen anstreichen kann, es mag gegründet oder ungegründet seyn. Angezeigte beyde Briefe sind ganz voll von dergleichen schändlichen Kunststreichen. Weil ich nun kaum vermuthen darf, daß sich diejenigen, welche solche in dem Hauptwercke beantworten wollen, auch mit deren Anzeige beschäftigen werden: so habe ich mir die Mühe genommen, einige offenbare und handgreifliche Lügen aus den vielen darinnen vorkommenden Unwahrheiten herauszuheben, und einmal der unpartheyischen Welt zu zeigen, wie aufrichtig und redlich die so gepriesenen zürchischen Kunstrichter mit ihren Gegnern verfahren. Befürchten sie nicht, m. H. daß ich grob werde, da ich den unhöflichen Ausdruck: handgreifliche Lügen, allhier gebrauchet habe. Er würde mir nicht aus der Feder geflossen seyn, wenn ich nicht gefunden hätte, daß man in dem Antipatrioten die vernünftigen Tadlerinnen mit dem Titel der Lügnerinnen beehren wollen, und dieses Wort wider den Vorwurf der Grobheit in einer Anmerckung geschützet hätte. Ich glaubte daher, daß so wohl Hr. Breitinger als Hr. Bodmer dieses Wort nicht wider die critische Höflichkeit zu seyn erachten würden. Ausserdem so muß ich nach meinem Begriffe eine jede Unwahrheit, wodurch ich einem andern Schaden zufügen kann, eine Lüge nennen, und weil auch Verläumdungen und Lästerungen dieses zuthun vermögen, solche

Man hat die Worte seinen, oder wie es in dem Briefe selbst steht, meinen, mit andrer Schrift drucken lassen, um dadurch anzuzeigen, als wenn Herr G. einen eignen und ganz andern Geschmack hätte, als die vernünftigen Kunstlehrer der Alten und Neuen, den er in seinen Büchern angepriesen. Nun berufe ich mich auf seine Bücher selbst, wo es der Augenschein lehren wird, daß er keinen andern Geschmack angepriesen, als welchen die verständigsten Köpfe von je her für den bewährtesten gehalten haben. Er hat in seiner Vorrede die Schriften angezeiget, nach welchen er seinen Geschmack eingerichtet. Taugen diese Schriften nichts, so sage man ihm bessere. Wo hat er je etwas anders gelehret, als was Aristoteles, Horaz, Cicero, Quintilian, Longin, Boileau, und andere Neuere gelehret haben? Hat er nicht zur Bestärckung desjenigen, was er vorgebracht, ihre Zeugnisse angeführet und selbst auf sie verwiesen? Wie kan man von demjenigen sagen, daß er seinen Geschmack zur Nachfolge anpreise, der auf die Frage, wie man einen zum guten Geschmacke in der Poesie bringen könne, antwortet: „Man „gebe ihm von Jugend auf lauter Poeten von „gutem Geschmacke zu lesen, Terenz, Virgil, „Horaz von den lateinern, Petrarche und Tas„so von den Italienern, Malherbe, Corneille, „Boileau, Romine, Moliere, la Motte, Rous„seau, Destouches und Voltäre von den Fran„zosen; Heins und Cats von den Holländern;

„Opitz,

Opitz, Dach, Flemming, Tscherning, beyde Gryphier, Canitz, Besser, Neukirch, und Pietsch von unsern Landesleuten: Das sind die Muster die man jungen Leuten zur Nachfolge vorlegen muß „. Dieß sind aber es Herrn Prof. Gottsch. eigenen Worte in em 18 § das 3 Hauptst. seiner crit. Dichtkunst. Man zeige uns doch, wo seine Lehren den Sä- en der besten alten und neuen Kunstrichter ent- egen sind. Noch ist dieses nirgend geschehen, ls mit der einzigen Stelle von dem Schilde des chilles. Allein hier ist Kunstrichter wieder unstrichter, Scaliger wider Dacier; und eht es da einem vernünftigen Manne nicht ey, auf diejenige Seite zu treten, bey der er ie besten Gründe findet? Hätte Hr. Prof. ottsched Daciers Partey genommen, und es äre dem Herr Breitinger eingefallen, dem caliger beyzupflichten, so würde er vielleicht n eben so grosses Lärmen gemacht und von riticis mustaceis auf eine eben so wohlgesittete rt geredet haben, als er itzo gethan hat, * a Hr. Pr. B. es mit dem Scaliger hält. Da- iers Gründe zur Rechtfertigung des Homers nd auch so überzeugend noch nicht, daß man e nothwendig für wahr halten müßte; wie zu ner andern Zeit kann bewiesen werden. Ich eis wohl, daß Hr. Bodmer so gutherzig ge- esen, und es dem Hrn. Gottsched zugestanden, daß

* S. seine Dichtk. 1 Th. 163 S.

daß er die besten Kunstrichter gelesen, und aus ihren Vorschriften sein Lehrgebäude aufgeführet habe: allein er ist dabey auch so vorsichtig gewesen, daß er angemercket, wie Herr Pr. Gottsched ihre Gedanken dergestalt verkehret, daß sie solche nirgend finden würden.* Wäre Hr. Prof. Bodmer auch so liebreich gewesen, und hätte uns einen Beweis davon angeführet, so würde ich mehr von ihm halten, als itzo. Denn so sehe ich nur sein Vorgeben, als eine ungegründete Beschuldigung an. Allen unparteyischen Gemüthern leuchtet das Gegentheil davon in die Augen, und sie können sich nicht enthalten, sein unbewiesenes Urtheil mit in die Classe derjenigen zu setzen, wodurch er seinem Gegner nur eine falsche Last aufbürden wollen. Es wird daher wohl eine Lüge bleiben, daß Hr. Gottsch. seinen Geschmack, in so fern er von der Alten ihren unterschieden seyn soll, zur Nachfolge angepriesen habe.

Ich kann nunmehro sicher zu der 2 Lüge fortgehen, welche ich auf der 16 S. finde, wo dem Hn. Prof. Gottsched angedichtet wird, daß „er in dem critischen Streite mit den Zürchi„schen Kunstrichtern einige wenige male, aber „gar verkappter Weise auf dem Kampfplatze „erschienen ist.„ Es wäre zu wünschen, daß der Verfasser zugleich angezeiget hätte, welches diese

(* Siehe Nachrichten von der Critik 164 S. conf. Greifswald. Versuche 4 St. 6 Art. 420 S.

ſe wenige male ſeyn ſollen, da ſich Herr
ottſched mit dem Hr. Bretinger oder Hr.
odmer in ein Gefechte eingelaſſen; ſo könnte
ihn von ſeiner falſchen Anklage deſto beſſer
erführen. Wenigemale ſchließt ſchon mehr
einmal in ſich. Ich weiß aber nicht mehr,
ein einziges mal, daß Hr. Gottſched wider
Zürchiſchen Herren geſchrieben, und das iſt
4 Art. in dem 24 St. der crit. Beytrage,
nn ich die kurze Beurtheilung der breitingeri-
en Dichtkunſt ausnehme. Dieſes ſoll aber
ch dem Vorgeben der gedachten Herren der
laß zu dem critiſchen Streite geweſen ſeyn.
n dem Streite ſelbſt hat Hr. Gottſched keine
der angeſetzet, und es haben ganz andere
erſonen gefochten, als ſich Hr. Bodmer und
r. Breitinger einbilden. Sie ſollten dieſes
ch ihrer ſonderbaren Scharfſinnigkeit wohl
ahrgenommen haben. Doch ſie haben ihrem
eiſt der Wahrſagung zu viel getrauet, ohne
merken, daß es ein falſcher Geiſt ſey. Ich
uß ihnen dieſes hier wohlmeynend entdecken,
mit ſie nicht wiederum verführet werden, ſich
rch ihre ungewiſſen Mutmaſſungen ſo lächer-
h zu machen, als es in der Echo des deut-
en Witzes geſchehen iſt. Sie werden noch
le die Perſonen erfahren, die wieder ſie ge-
mpfet haben, wenn ſie nur ein wenig Geduld
aben wollen; und alsdenn ſollen ſie mit Er-
aunen ſehen, daß Hr. Prof. Gottſched nicht
it darunter iſt, und daß er an denjenigen

Stil-

Stücken den wenigſten Antheil hat, von denen ſie es am meiſten vermuthen. Ich kann ſie dieſes um ſo viel gewiſſer verſichern, weil ich mich beſonders darum bekümmert und die Ehre habe, die meiſten von dieſen Herren perſönlich zu kennen. So viel muß ich ihnen noch davon ſagen, daß ſolche mit denen Streitſchriften wider ſie eben nicht den erſten Verſuch, ſich in der gelehrten Welt ſehen zu laſſen, gemacht haben. Wollen ſie nun rathen, ſo ſteht es ihnen frey; doch wollte ich wohl wetten, daß ſie es kein einziges mal treffen werden.

Zu der 3 Lüge wähle ich dasjenige, was auf der 39 S. ſteht: „Dazu kömmt, daß der „Schweizer an eben dem Orte, wo dieſe Stel„le zu finden, gerade in den allernächſt fol„genden Worten bewieſen hat, daß Herr Gott„ſched ſeine Urtheile aus der Natur der deutſchen „Nation wircklich herleite.„ Die Rede iſt hier von dem Vorwurfe, den man der gottſchedischen Dichtkunſt in dem ſaubern Ergänzungsſtücke auf der 67 S. gemacht hat. Es heißt daſelbſt: „Aber das leipzigiſche Werk iſt auf „den deutſchen Horizont ſo geſchickt eingerichtet, „daß wenn es gleich in eine andere Sprache „überſetzt würde, dennoch niemand als ein ge„bohrner Deutſcher ſolches verſtehen, oder ſich „zu Nutze machen könnte: Es leitet das innere „Weſen der Poeſie und der Dichtung nicht aus „der allgemeinen Natur der Menſchen über„haupt, ſondern aus der Natur der deutſchen

„Na-

„Nation insbesondere her „. Die Herren Greifswalder hatten davon geurtheilet, daß diese Beurtheilung wohl nicht aus einem critischen Eifer geflossen, und dieses damit bewiesen, weil man die letzte Beschuldigung so schlechthin ohne Erklärung und Beweis stehen lassen. Dieses will der Herr von Langnau, oder wer sich sonst unter diesen Namen verkappt hat, allhier ablehnen. Er verändert daher erstlich auf eine schlaue Art die Streitfrage, und giebt vor, daß der schweizerische Kunstrichter gesaget: Herr Gottsched habe seine Sätze und Regeln nicht aus der ꝛc. hergeleitet: hernach beruft er sich auf die folgenden Worte in der angeführten Stelle, wo der Beweis stünde. Ich mercke dabey an, daß hier die Frage nicht war, ob Herr Gottsched seine Sätze und Regeln, sondern ob er das innere Wesen der Poesie und der Dichtung nicht aus der allgemeinen Natur der deutschen Nation ins besondere hergeleitet. Dieses hätte der Verfasser darthun und nicht von jenen reden sollen, wenn er aufrichtig zu seyn willens gewesen. Allein er bleibt auch nicht einmal bey den Sätzen und Regeln, als von welchen er sein Vorgeben eben so wenig wird beweisen können, sondern er schränket sich noch weiter ein, und will, daß man diese Beschuldigung von den Urtheilen des Herrn Prof. Gottscheds bewiesen habe. Nun frage ich einen jeden, ob Urtheile, Sätze und Regeln und das innere Wesen der Poesie

und der Dichtung gleichgültige Wörter sind: und ob, wenn ich beweisen könnte, daß jemand seine Urtheile aus der Natur der deutschen Nation herleitete, ich zugleich würde bewiesen haben, daß er das innere Wesen der Poesie und der Dichtung nicht aus der allgemeinen Natur der Menschen überhaupt herleitete? Dieß ist gewiß einer von den Vernunftstücken und Kunstgriffen, womit die zürchischen Kunstrichter, wohl versehen sind, welche sie zu ihren besten Vortheile anzubringen wissen, und so gern von sich rühmen lassen *. Allein wir wollen doch sehen, ob denn solches von dem Urtheile des Herrn Pr. Gottscheds an dem angeführten Orte in den nachfolgenden Worten bewiesen worden. Gewiß, wenn es geschehen wäre, unser Briefsteller würde die Worte nicht erst von andern haben aufsuchen lassen. Doch es schlug ihm das Herz, und er sah wohl, daß nichts weniger, als ein Beweis von seiner Anklage vorhanden wäre: darum durfte er diese Worte selbst nicht beybringen. Es sind aber folgende: „Und der Verfasser (nämlich Herr „Gottsched) hat aus diesem Grunde gar genau „und mit einer mehr, als mathematischen Gewißheit bestimmen können, daß es lediglich unmöglich sey, und daß es mit der deutschen Nation streite, daß ein redlicher Deutscher jemals „einen Geschmack an Miltons verlohrnem Para-

* Siehe Compl. der herrsch. Poeten 202. S.

„radieſe finden ſollte.„ Sie hängen unmittelbar mit den obenangeführten zuſammen, in denen jeder verſtändiger Menſch ſieht augenſcheinlich, daß ſie kein Beweis von dem vorhergehenden ſind, ſondern als eine Folge aus denſelben gezogen worden. Man hat den vorhergehenden Satz zum Grunde dieſes Raiſonnements genommen; wie kan denn nun der letztere den erſten beweiſen? Wenn man jemals einen Zirkel im Beweiſen gemacht hat, ſo iſt es gewiß hier geſchehen. Es wäre eben ſo, als wenn ich ſagen wollte: „Herr Bodmer, der in den Milton „unſterblich verliebt iſt, weil er ihn überſetzet hat, „und nach den Eigenſchaften eines recht entzückten Liebhabers, alle deſſen Fehler und Unvollkommenheiten für Tugenden und Vollkommenheiten anſieht, beurtheilet anderer Leute „Empfindungen nach ſeinen eigenen; er beſtimmt „die Natur der deutſchen Nation überhaupt nach „ſeiner eigenen beſondern Natur: Und aus dieſem Grunde prophecyet er, daß Milton noch „die Luſt und das Wunder der Deutſchen ſeyn „werde:„ Und hernachmals vorgäbe, ich hätte hier bewieſen, Herr Bodmer beſtimmte die Natur der deutſchen Nation überhaupt nach ſeiner eigenen beſondern Natur. So falſch dieſes ſeyn würde, ſo unwahr iſt es auch, daß auf der 67. S. des Ergänzungsſtücks bewieſen worden, daß Herr Gottſched ſeine Urtheile aus der Natur der deutſchen Nation wirklich herleite. Ja da dieſes in allen bisherigen zürchiſchen Schrif-

ten noch nicht einmal dem Scheine nach bewiesen werden, sondern es ein bloßer dictatormäßiger Ausspruch ist, so kan man den obigen Satz unsers Briefschreibers für eine zusammengesetzte Lüge halten, wobey sich noch so viel Unredliches zeiget, daß es wohl eine ernstliche Züchtigung verdiente.

Doch ich will dafür lieber die 4 Lüge anmerken. Sie zeiget sich auf der 10 S. wo die Belustigungen als Herrn Gottscheds getreue Unterbedienten charakterisiret werden. Wenn man ein Unterbedienter von jemand seyn soll, so muß man mit demselbigen in einer Verbindung stehen, und unter desselben Anführung oder Aufsicht arbeiten. Man muß alles mit Genehmhaltung dieses Obern thun und nichts ohne seinen Willen vornehmen. Man muß sich von ihm Vorschriften geben lassen, dieses oder jenes zu thun und zu lassen, und was d. g. m. ist. Es weis aber ein jeder, der sich nur etwas darum bekümmern wollen, daß der Herr Prof. Gottsched mit der Ausgabe der Belustigungen des Verstandes und Witzes gar nichts zu thun hat. Er führet die Verfasser derselben weder an, noch hat die geringste Aufsicht über sie. Er steht mit ihnen in keiner Verbindung, und viele davon haben ihn wohl niemals mit Augen gesehen. Was sie thun, das thun sie für sich, ohne es vorher mit ihm abgeredet zu haben. Er weis nicht, was in einen jeden Monat für Stücke kommen sollen, und sieht solche nicht

eher,

her, als bis sie gedruckt sind; ja ich weis, daß
erschiedene Stücke darinnen vorkommen, mit
enen er nicht zufrieden ist, und die er einzurü-
ken gewiß widerrathen haben würde, wenn er
orher etwas davon gewußt hätte, oder bey die-
r Sammlung nichts ohne seine Genehmhal-
ung geschähe. Wie kann man denn nun die
Belustiger, ohne eine grobe Unwahrheit zu sa-
en, seine getreuen Unterbedienten nennen? Es
eht in der That in Leipzig nicht so zu, als in
ürich, wo einer dem andern seine Schriften ge-
ähren hilft und zur Hebeamme dienet.

Die 5 Lüge, welche ich kund machen will,
ehme ich von der 44 S. wo gesagt wird, daß
dem noch immer fortdaurenden criti-
hen Kriege Herr Gottsched mit seinem
eere nach dem ersten Angriffe sich in dem
Streitfelde nur nicht mehr dürfe blicken
ssen. Es ist wahr, man hat in Leipzig eine
eitlang geschwiegen, in der Hoffnung die zür-
ischen Herren Kunstrichter würden doch ein-
al in sich gehen, und sich ihres unbilligen Ver-
hrens schämen. Man glaubte, es würde
cht nöthig seyn, wie es denn auch in der That
cht ist, sich wider ihre falschen und unbewiese-
n Beschuldigungen zu vertheidigen, weil solche
nem aufmercksamen Leser, der in den beyder-
tigen Schriften genugsam bewandert wäre,
er sie zu Rathe ziehen wollte, von selbst in die
ugen leuchten würde. Allein, da man gese-
n, daß sie auf ihre eingebildeten Siege stolz

geworden, daß sie nicht aufgehöret, hunderterley ungegründete Dinge ungescheut in den Tag hineinzuschreiben, und mit einem grossen Geschreye fortzufahren, ihre unerweislichen Bezüchtigungen zu wiederholen, und der Welt gleichsam aufzudringen, daß sie es doch glauben sollte: so hat man ihnen gezeiget, daß man in Leipzig auch noch Herz genug habe, einen Gang mit ihnen zu wagen. Es haben sich nach dem vermeynten ersten Angriffe, der in den Beyträgen geschehen seyn soll, noch verschiedene von den so genannten Gottschedischen Herrn in dem Streitfelde blicken lassen; allein die Herren Züricher haben sich noch in nichts weiter, als in ihre alten Beschuldigungen eingelassen. Ich will von den Belustigungen des Verstandes und Witzes schweigen, wo man ihnen auf ihre seltsame Nachricht von dieser Sammlung hinlänglich geantwortet. In den critischen Beyträgen ist man ihnen selbst in ihre Länder gegangen, und hat dieselben zu verheeren angefangen. Man hat wider den Herrn Breitinger untersuchet, wie weit sich ein Poet des gemeinen Wahnes bedienen könne*; und ob und in wie fern die Gleichnisse in den Trauerspielen statt finden**. Man hat dem Herrn Bodmer gewiesen, daß sich nach seinen Lehrsätzen, das albernste und un-

* Siehe crit. Beytr. XXX. Stück V. Art.
** XXXI. Stück II. Artik.

ungereimteſte Gedicht vertheidigen lieſſe *; daß er den Virgil eben ſo wenig in ſeiner Hoheit erreichen und in ſeiner natürlichen Majeſtät gleich kommen können, als er es von Amthorn vorgegeben,** und daß er Fenelons Telemach eben ſo unnatürlich, ja noch ungezwungener und matter ausgedruckt, als es Neukirch gethan haben ſoll,*** und daß er folglich eben ein ſo elender Ueberſetzer ſey, als diejenigen ſeyn ſollen, die ſein wertheſter Freund Herr Breitinger geſtäupet hat. Dieſem letztern hat man auch noch dargethan, daß er aus Ueberſetzungen überſetzet**** und das Griechiſche bey ſeinen Gleichniſſen aus dem Homer nicht zu Rathe gezogen; ja was noch mehr iſt, daß er ſeine Anmerckungen über dieſelben meiſtentheils ausgeſchrieben, und ſie der Frau Dacier abgenommen, doch gemeiniglich durch einige kleine Einſchiebſel verſtellt und verderbt habe. Nebenbey hat man ihnen auch noch hin und wieder ihre begangenen Unbilligkeiten gezeiget und aufgedecket. Heißt dieſes nun, es dürfe ſich Herr Gottſched mit ſeinem Heere nach dem erſten Angriffe nicht mehr in dem Streitfelde blicken laſſen? Ich will nicht anführen, was ſie,

* In einem Schreiben an den Herausgeber der Beyträge S. XXXI St. VI Art.
** Ebend. XXXII Stück III Artik.
*** Ebendaſ. IV Art.
**** Ebendaſ. V Artik.

meine Herren, in diesem critischen Streite gethan haben. Denn ich darf sie nicht mit zu dem eigentlich so genannten gottschedischen Heere rechnen, wenn gleich die Anhänger der Herren Züricher solches vorgeben. Es brauchet aber auch nicht, weil diese 5 Lüge aus dem angeführten schon sattsam dargethan wird.

Als die 6 Lüge kömmt mir dasjenige vor, was auf der 46. S. behauptet wird, daß es nämlich „eine critische Verleumdung sey, „wenn die Herren Greifswalder gesaget, es wä„re des Herrn Prof. Gottscheds in der schwei„zerischen Dichtkunst mit ziemlich spöttischen und „gehäßigen Ausdrückungen gedacht worden„. Ich kan die Ablehnung dieser vorgeworfenen Verleumdung den Herren Greifswaldern überlassen, denen es auch sehr leicht werden wird, die Wahrheit ihres Ausspruches darzuthun. Doch will ich den vermummten Herrn Langnau hier nur im Voraus drey Stellen anzeigen, ausser seinen drey angeführten, wo man auf den Herrn Prof. Gottsched gestichelt, und ihm theils bey Anführung seiner eigenen Worte, theils ohne dieselben einen hämischen Querhieb zu versetzen gedacht hat. Denn unser Ritter stellet sich, um nur seinen Gegnern eine Strafpredigt wegen einer ihnen angedichteten Verleumdung halten zu können, als wenn er aus der breitingerischen Dichtkunst sonst nichts wüßte, als was im Register stünde, und ausser dem nicht gelesen hätte, was seine grossen Lehrer für schö-

ſchöne Sachen geſchrieben. Ich muß alſo die Barmherzigkeit an ihm thun, und ihm noch die 163 S. in dem 1 Th. der breitingeriſchen Schrift anpreiſen, die man in dem Regiſter anzuzeigen vergeſſen hat, und wo ſo viele höfliche und wohlgeſittete Ausdrücke vorkommen, als man es ſich kaum von einem allgemeinen Lehrmeiſter der Deutſchen vermuthen kann. Aus dem 2. Th. muß ich ihm auch noch die 212 und die 284 Seite anzeigen, die in dem Regiſter eben ſo unglücklicher Weiſe vergeſſen worden, da man doch in der einen Stelle von einem groſſſprecherischen Ausſpruche und in der andern von einer furchtſamen Regel ohne Grund redet; beydemal aber ſeinen guten Willen bezeuget, ſie nicht ſo lächerlich zu machen, als man wohl könnte. Wenn man nur dieſe drey noch angeführte Stellen erweget, ſo wird man leicht ſehen, daß es eine Verleumdung ſey, wenn unſer redlichgeſinnter Briefſteller dem greifswaldiſchen Herrn Verfaſſer eine Verleumdung aufbürden will.

Zu der 7 Lüge rechne ich dasjenige, was auf der 47 und 48 S. aus der Echo des deutſch. Witzes 26 S. wiederholt wird, daß nämlich „Herr Prof. Gottſch. darum böſe geworden, „weil man nämlich ſeiner in den zürchiſchen „Schriften ſo wenig gedacht hätte„. Da dieſes an dem erſtern Orte ohne den geringſten Grund nur auf guten Treu und Glauben hingeſchrieben worden: ſo wird hier noch eine

Ursache davon angegeben. Sie heißt, diese stolzen Leute nehmen es für eine gröſsere Beschimpfung auf, wenn man ihr gar nicht gedencket, als wenn man sie wirklich tadelt. Ich weis nicht, ob es bey den zürchischen Kunstrichtern ein gleichgültiger Beweis ist, wenn man zu einer falschen Beschuldigung noch eine eben so ungegründete setzet. Wenigstens sollte man es aus der gegenwärtigen Stelle fast schlieſsen. Allein ich muß hier den Herrn Verfasser erinnern, daß zweene falsche Sätze eben so wenig eine Wahrheit ausmachen, als zwo Nullen eine Zahl. Er bildet sich den Herrn Prof. B. nach seinem eigenen, oder des Herrn Breitingers und Bodmers Character. Diese sind so gesinnt, daß sie lieber wollen getadelt, als mit Stillschweigen übergangen werden *; und es ist ihnen weiter um nichts zu thun, als daß man sie nur möge kennen lernen, es geschehe, auf welche Art es wolle. Dahin sind von je her ihre Bemühungen gegangen. Dieß aber ist nicht die Gemüthsart des Herrn Prof. Gottscheds, so viel ich davon zu kennen die Ehre habe. Was er thut, das thut er bloß darum, weil er es für an sich gut und nützlich hält, und es ist ihm gleichgültig, ob man davon reden oder schweigen wolle. Er ist nicht ängstlich darauf bedacht, wie seine Unternehmungen aller

* Siehe Bräg. Stück 20 S. und Bodm. Vorr. zu den 1 Th. der Discurs. Dichtk.

aller Welt bekannt gemacht würden, weil er verſichert ſeyn kann, daß gute und nutzbare Verrichtungen niemals unbekannt bleiben werden. Er kann alſo nicht böſe darüber geworden ſeyn, daß man ſeiner in den zürchiſchen Schriften ſo wenig gedacht hat; denn er hat auch Bücher gelobet, worinnen ſeiner niemals erwähnt worden. Ja man hatte ihn ja ſelbſt in den zürchiſchen Schriften gelobet, und ihn ganz und gar nicht, wie in der Echo des d. Bittes fälſchlich vorgegeben wird, aus der beſten poetiſchen Welt ausgeſchloſſen. In der Abhandl. von Gleichniſſen waren ein paar Gleichniſſe von ihm für wohlgewählet, der Sache gemäß und nicht unglücklich ausgebildet * erkläret; ein anderes kühnes Gleichniß deſſelben mit Homers Anſehen gerettet ** und noch eins nur bloß angeführet ***. Auch ſelbſt an dem Orte, wo man mit ſeiner Meynung von den Gleichniſſen in den Trauerſpielen nicht zufrieden iſt, wird er ein geſchickter Lehrer Deutſchlandes genennt ****, und von ihm gerühmet, daß er in der critiſchen Wiſſenſchaft mehr Fleiß und mehr Beleſenheit, als ſeine Vorgänger, gewieſen habe. In der critiſchen Dichtk. ward ihm freylich viel kaltſinniger und

* Siehe 52, 53 und 81 und 83 S.
** 347 S.
*** S. 47. S.
**** S. 198. S.

daben auch zuweilen hämisch begegnet. Allein er hatte auch schon die Gunst der zürchischen Herrn Kunstrichter verscherzet. Denn als noch die Abhandl. von den Gleichnissen unter der Presse und kaum halb fertig war: so schickte Herr Prof. Bodmer den vor dieser Abhandlung stehenden Inhalt derselben an den Herrn Prof. Gottsched. Nun hätte dieser solche freylich nach des Herrn B. Absicht mit den auserlesensten und nachdrücklichsten Lobsprüchen der Welt anmelden und ihr Verlangen darnach auf eine ganz besondere Art rege machen sollen. Wie aber der Herr Pr. G. niemals ein Buch weder zu loben, noch zu tadeln pflegt, bevor er es gelesen hat: so that ers auch mit dieser Abhandlung. Er machte in dem 21 St. der crit. Beyträge 169 S. den Inhalt derselben nur schlechtweg bekannt und zeigte bloß die Ueberschriften eines jeden Abschnittes an. Dieses Stück kam in der Leipziger Ostermesse 1739 zum Vorscheine, da die Abhandl. von den Gleichnissen erst zu Ende des Jahres die Presse verließ. Ein solches gröbliches Vergehen war ja nun wohl einer Ahndung werth. Herr Gottsched mußte also in den folgenden Schriften nicht mehr gelobt werden; ja man mußte ihn kaum der Benennung werth halten. Und um ihm die schwere Hand wegen seiner bezeugten Gleichgültigkeit recht empfinden zu lassen, hielt man es für gut, ihn verdeckter Weise einmals anzustechen, und ihm lincks und rechts eins zu versetzen. Das Vergehen des

Herrn

Herrn Prof. B. war in den Augen der zürchischen Herren Kunstrichter noch um so viel gröſſer, weil er, nach seiner gewöhnlichen Offenherzigkeit, an den Hrn. Pr. Bodmer geschrieben, er hielt es wohl nicht für möglich, daß man würde entdecken können, wie ein Poet auf diese oder jene Gedanken gekommen wäre; da ihm Herr B. zuvor gemeldet, daß man dieses bey den Opitzischen Gedichten zu thun Willens sey. Doch alle die hämischen Stiche, die man dem Herrn B. hin und wieder zu geben gesuchet, würden ihn noch nicht gereizet haben. Weil aber die Herren Züricher fast in allen ihren Vorreden eine Beurtheilung ihrer Schriften wünschten, und es dem Herrn Prof. Gottsched scharf verwiesen, daß er aus einer löblichen Vorsicht keine noch lebende beurtheilen wollen: so versuchte es dieser einmal mit dem Herrn Bodmer, um zu erfahren, ob er so gelassen bey einer Critik seyn würde, als er es von einem vernünftigen Schriftsteller erforderte. Hierzu wurde die Vorrede des Herrn Bodmers vor seiner Abh. von dem Wunderbaren gewählet, und Herr Gottsched prüfte dieselbe ohne die geringste Anzüglichkeit. Er bediente sich in seiner ganzen Untersuchung keines von denen sittsamen Ausdrücken, die dem Herrn Past. Breitinger so geläufig sind, wenn er jemanden critisiret, der das Unglück hat, ihm zu misfallen. Er redete daselbst von keiner groben Unwissenheit, oder einer grossen Schwachheit des Urtheils,

oder

oder gar einer schändlichen Bosheit, wie es wohl dieser leutselige Mann gethan hatte *. Dem ungeachtet hatte er damit in ein Wespennest gestöret, und mußte deswegen ihre Stachseln in dem so feinen Ergänzungsstücke bald empfinden. Dieses ist der wahre Ursprung des itzigen critischen Krieges, den man in der Vorrede zu der Echo des deutschen Witzes mit so vielen Verfälschungen erzählet hat, daß die zürchischen Kunstrichter dadurch ganz unschuldig geworden und es von ihnen heissen kann, lictis canis innocentes opprimunt. Ich überlasse es Ihnen, m. H. ob sie nicht aus diesem allen einen Beweis ziehen können, daß dasjenige, was der zürchische Briefsteller von dem Anfange unserer critischen Unruhen gesagt hat, eine Lüge sey.

Die 8 Unwahrheit, welche sich mir entdecket, ist auf der 49 S. da von den zürchischen Herren Kunstrichtern gerühmet wird, daß sie mehr auf Redlichkeit als auf Schmeicheleyen halten. Es ist mir in der That leid, daß ich diesen Ausspruch von ihnen leugnen muß; doch will ich mich hier gleich anfangs erkläret haben, daß ich bloß von der critischen Redlichkeit dieser Kunstrichter rede; denn was den bürgerlichen Charakter einer Person anbetrift, so hat sich ein Schriftsteller eigentlich nicht darum zu bekümmern. Wie viel aber nun diese Herren auf die cri-

* Siehe dessen Dichtk. 1 Th. 163 S.

critiſche Redlichkeit halten, das läßt ſich aus den bereits angeführten Unwahrheiten von ihnen ſchlieſſen. Doch ich will noch andere Proben von ihren unredlichen Verfahren beybringen, die ſchon von andern vor mir angemerket worden. So meldet uns z. E. Herr Hofr. Weichmann in der Vorrede zu dem 2 Th. der Poeſie der Niederſachſen, daß die Herren Zürcher ſchon in den Diſcurſen der Maler die beygebrachten Oerter aus unſern Poeten ganz unrichtig, verſtümmelt und verfälſcht dargeſtellt. Er beweiſt dieſes gleich mit einer Stelle aus dem Amthor, und merket dabey an, daß die verfälſchten Worte nicht wohl eitel Druckfehler ſeyn können, voraus weil das Wort Schluß gleich darauf in der Beurtheilung ausdrücklich wiederholet worden. Er ſetzet noch dazu: „Wir „finden zwar noch mehr Exempel einer gleich„mäßigen Unrichtigkeit; ich bin aber itzund des „Vorhabens nicht, mich weitläuftig dabey auf„zuhalten„. Dieſen Vorwurf hat zwar neulich ein Züricher dadurch heben wollen, daß ſolches nur Druckfehler wären; und daß die Critik nicht auf Gedanken gefallen wäre, die aus der Verfälſchung entſtanden, ſondern auf ſolche, die in der wahren eigenen Lesart ihren Grund haben. Allein dieſe Vertheidigung iſt nicht gültig, weil man wirklich auf der 61. S. des 3 Th. der Malerdiſc. eines von dieſen verfälſchten Wörter in der Beurtheilung ſieht. Auſſerdem hat ihnen Herr Zötſche in dreyen

Stel-

Stellen gewieſen *, wie ſie ſolche mit Fleiß verfälſchet, damit ſie nur dieſelben beurtheilen könten, und daß ihre Critik gar nicht hätte können gemacht werden, wenn ſie die Stellen unverſtümmelt gelaſſen hätten. Sie ſelbſt, m. H. haben eine ſolche Stelle angezeiget **, und ich habe nichts weiter nöthig, zu erweiſen daß die Redlichkeit nicht allezeit das Werck der zürchiſchen Kunſtrichter ſey. Wie wenig ſie aber auf Schmeicheleyen halten, das kan man aus dem einzigen Verfahren mit dem Herrn Heinecken abnehmen. Weil dieſer in ſeinem überſetzten Longin ein Wörtchen wider die zürchiſchen Kunſtrichter hatte laufen laſſen: ſo mußte er in dem Complote der herrſchenden Poeten und Kunſtrichter unter der Gerichtsbarkeit des üblen Geſchmacks ſtehen. So bald er aber in der neuen Vorrede durch ſeinen kriegeriſchen Vormund den Herren Schweizern eine Abbitte thun, und ihnen melden ließ, daß er ſie vor den ſächſiſchen Kunſtrichtern ſchon zu ſchützen wiſſe: ſo wurde er dem Complote wiederum entriſſen, und ihm zu einer Ehrenerklärung Hoffnung gemacht. So wenig Gefallen haben die Herren Kunſtrichter in Zürich an einer Schmeicheley!

Die 9 Unwahrheit mag ſeyn, was ich auf der 54 S. finde, und zwar in dieſer Periode: „Von „dem

* S. Beluſt. des Verſt. und Witzes, Chriſtm. 1742, 570 und 571 S.

** Bemühungen 3 St. 126. S.

„dem Jahre 1682 bis auf das Jahr 1732 hier-
„mit 50 ganzer Jahre blieb Milton bey der deut-
„schen Welt ganz unbekannt, wenigstens hat
„kein deutscher Kunstrichter desselben irgendswo
„gedacht„. Um dieses als eine Unwahrheit er-
weislich zu machen, dürfte ich mich nur auf ei-
nen der zürchischen Streitgenossen, den Herrn
Conrect. Pyra, berufen. Dieser ehrliche Mann
saget ja ausdrücklich in seinem Streitbüchelchen *:
Wernicke habe den Milton gepriesen. Nun
lebte ja Wernicke in dem Zeitraume, da nie-
mand des Miltons soll gedacht haben. Allein
der liebe Herr Conrect. begeht hier selbst eine
Unwahrheit, und ich mag mich mit seinem An-
sehen nicht schützen. Er muß den Wernicke
wohl niemals gelesen haben; denn sonst würde
er sich erinnern, daß in dessen ganzem Buche,
kein andres Wort vom Milton vorkömmt, als
daß er blind gewesen.

Der blinde Milton ward von wenigen be-
klagt. X. Buch 352 S. Doch, ich thue die-
sem wackern Manne fast Unrecht; denn ich fin-
de itzt noch in einer Note die ich erst übersehen
hatte, folgendes: „Dieses ist derjenige, der, nach-
„dem er blind geworden, das berühmte Hel-
„dengedicht: das verlohrne Paradies genannt,
„in Versen ohne Reime geschrieben hat„. Mehr
aber saget Wernicke auch nicht vom Milton.
Ob aber dieses einen preisen heißt, davon möchte
ich

* 48 Seite.

ich mich wohl noch erſt belehren laſſen. Wernickens Stelpo hingegen, der Lic. Poſtel, iſt weit eifriger, den Milton anzupreiſen. In den Anmerkungen zu ſeiner liſtigen Juno, die im 1700 J. herausgekommen führet er verſchiedene Stellen aus ihm an, und nennet ihn faſt niemals anders, als den groſſen. Auf der 200 S. heißt es: „Der groſſe engländiſche Poet „Milton ahmet dieſelben (nämlich Homers „Worte im 170 v. 14. B. der Il.) in ſeinem „unvergleichlich ſchönen verlohrnen Paradies et„lichemal nach„. Und auf der 434 S. ſaget Poſtel, nachdem er eine Stelle aus dem Spenser angeführet, die einer homeriſchen gleich kömmt, dieſes von ihm: „Sein vortreflicher „Landsmann aber, der groſſe Milton, kömmt „unſern Poeten, (dem Homer) noch näher, und „ahmet ihn viel ähnlicher nach in ſeinem köſtli„chen Gedichte, wenn er die wunderſchöne Lau„be, darinn Adam und Eva ſich ergetzet, alſo „beſchreibt„. Er ſetzet die Stelle ganz hin, und fähret darauf fort: „Und im folgenden 9 „B. machet er recht eine Copey von dieſer „Schilderey des Homerus, da er den Adam „und die Eva eben wie dieſer den Jupiter und „die Juno einführet. Weil in Deutſchland „viel Liebhaber der engliſchen Sprache, dieſes „herrliche Buch aber nicht in eines jedweden „Händen, will ich unſern Landesleuten auch „dieſen angenehmen Ort mittheilen„. Anderer Stellen zu geſchweigen. Herr Pyra ſieht hieraus,

aus, daß eben der Postel, der sich der vernünftigen Critik und dem geläuterten Geschmacke des Herrn Wernicke so widersetzet, den Milton gelobet hat, und also Herrn Bodmers Vorgänger gewesen, und nicht Wernicke, wie er am angeführten Orte vorgiebt *; und ich wundere mich, wie man Wernickens Schimpfgedichte auf einen Mann, der so rühmlich von Milton geschrieben hat, in Zürich wieder nachdrucken können, wenn es nicht daher gekommen, daß man seine hohen Gedancken von dem englischen Dichter noch nicht gewußt hat. Sein Schatten bittet sich daher, nachdem ich den Herren Zürichern solche angezeiget habe, eine Ehrenerklärung aus; und unser critische Briefsteller wird wegen seiner Unwahrheit, daß niemand des Miltons seit 1682 bis 1732 gedacht habe, einen Widerruf thun müssen. Vielleicht aber giebt mir dieser Verfechter der zürchischen Dichtkunst nicht zu, daß Postel ein Kunstrichter gewesen. Ich will ihm also, zu seiner Warnung, diese Unwahrheit künftig nicht mehr so kühn vorzubringen, auf Philanders von der Linde Unterredung von der deutschen Poesie verweisen, die im 1710 Jahre gedruckt worden. Daselbst heißt es auf der 144 Seite: Die Engländer machen viel Aufhebens von Miltons verlohrnen Paradiese; und auf der 145 S. saget Philander: „Milton hat mit dem hernach edirten wieder er-

* 50 Seite.

„lagten Paradieſe allen Ruhm wieder verloh„ren, den er durch das verlohrne Paradies er„worben hatte„. Dieſes wird doch wohl genug ſeyn, zu zeigen, daß Milton von 1682 bis 1732 bey der deutſchen Welt nicht unbekannt geblieben, und daß es eine Unwahrheit ſey, daß man ſeiner nirgendswo gedacht habe.

Die 10 Lüge finde ich in folgenden Worten auf der 62 S. „Es iſt in der That ein Stolz „ohne Exempel, daß ein Lehrer der Dichtkunſt „in allen Gattungen von Gedichten ſeine eige„nen Hirngeburten, als Muſter darlege„. Wenn der Herr Briefſchreiber ſich um die Lehrer der Dichtkunſt, wie es ihm wohl anzuſtanden, ein wenig beſſer bekümmert hätte, als er es hier zu verſtehen giebt: ſo würde er ſich vermuthlich geſchämet haben, dieſes zu ſchreiben; wenigſtens würde er ſich wohl nicht vermeſſen haben, ſeine Unwahrheit noch zu betheuern. Denn auch Anfänger in der deutſchen Litteratur werden ihm zeigen können, daß es gar nicht ohne Exempel ſey, daß ein Lehrer der Dichtkunſt ſeinen Regeln auch ſeine Exempel beyfüge. Es iſt dieſes von Opitzen an, bis auf den Herrn Prof. Gottſched der beſtändige Gebrauch unter den Deutſchen geweſen, und ich kann mich kaum eines oder zweenen erinnern, die davon abgewichen wären. Wenn unſerm Züricher ſonſt keiner bekannt geweſen, ſo hätte es ihm doch Opitz ſeyn ſollen, von dem ſich ſeine Mitgenoſſen rühmen, daß ſie ihn bey jedem Anlaſſe her-

vor-

vorgezogen hätten. Hat nicht der sein Buch von der deutschen Poeterey auch mit seinen Exempeln ausgeschmückt? Doch damit man mir nicht einwende, er habe solches aus Noth thun müssen, weil noch keine bessere deutsche Gedichte vorhanden gewesen: so will ich einige andere von seinen Nachfolgern alhier namhaft machen, die eben das gethan haben, was itzo in den Augen der zürchischen Herren Kunstrichter ein so verdammliches Verbrechen seyn soll. Sie mögen also aus Morhofs Unterricht von der D. Sprache und Poesie, aus Omeisens Anleitung zur deutschen Reim- und Dichtkunst, und aus Hofthens vollständigen deutschen Poesie lernen, daß Herr Prof. Gottsched Exempel genug von seinem Verfahren vor sich habe, wenn sie es nicht schon aus Phil. von Zesen, Christ. Weisen, Erdm. Uhsen, Joh. Hübnern, Menantes und J. G. Neukirchen gesehen und nur heimtückischer weise verschwiegen haben. Allein es ist auch in fremden Sprachen so was ungewöhnliches nicht, daß ein Lehrer seine Regeln mit seinen Exempeln erläutert. Von den Engländern fallt mir nur The Gentlemans Recreation und von den Franzosen des P. Buffier Cours des Sciences ein, in welchen beyden Büchern die Verfasser ihre eigene Gedichte als Exempel zu ihren Regeln angeführet haben. Und hat nicht Fontenelle bey seiner Abhandlung von den Schäfergedichten seine eigenen Eklogen angebracht? So gar in der lateinischen Poesie, wo es noch am

wenigſten erlaubt ſey würde, hat man Beyſpiele davon. Ich mag mich auf die poeticam Gillenſem nicht allein berufen, ſondern ich will auch noch des Maſenii palaeſtram eloquentiae ligatae anführen, wo die Urheber ihre eigene Arbeit zur Probe gegeben. Ich weiß daher nicht, um einmal mit dem Herrn Breitinger höflich zu reden, ob es mehr eine grobe Unwiſſenheit, oder eine ſchändliche Boßheit anzeige, wenn dieſe *critici maſtacei* es für einen Stolz ohne Exempel ausgeben, daß Herr Prof. Gottſched ſeiner Dichtkunſt einige von ſeinen Gedichten beygeſetzet hat. Vielleicht ſuchet ſich unſer Kunſtrichter wider die ihm hier bewieſene Unwahrheit damit zu ſchützen, daß die angeführten Männer doch größtentheils nicht in allen Gattungen von Gedichten ihre Arbeiten zu Exempeln gegeben: allein dieß hat der Herr Prof. Gottſched ja auch nicht gethan und es iſt alſo zuſammengeſetzte Unwahrheit, daß unſer Herr Petermann dieſes mit vorgebracht. Vielleicht aber ſuchet er auch darinnen eine Zuflucht, daß er vorgiebt, es haben dieſe Lehrer der Dichtkunſt ihre Arbeiten nicht als Muſter dargelegt, wie Herr Gottſched ſolches gethan haben ſoll. Doch dieſe letzte Beſchuldigung ſoll mir die 11 Lüge abgeben.

Ich finde dieſe Unwahrheit nicht allein in der angezogenen Stelle; ſondern ſie wird auch auf der 67 S. etwas verändert mit dieſen Worten wiederholet, einer ganzen Nation als

Nu-

Muſter zur Nachahmung anpreiſet, damit man es ſeinen Leſern doch endlich einmal glaubwürdig mache. Indeſſen wird doch der Herr Verfaſſer dieſe Anklage niemals erweiſen können, ob er ſie gleich dreymal ſo dreiſte und keck hingeſchrieben hat. Ich fordere ihn heraus, mir eine einzige Stelle zu zeigen, wo Herr Gottſched ſeine Gedichte als Muſter angeprieſen. Ich habe oben in der Anzeige der 1 Lüge gewieſen, was für Dichter der Herr Prof. Gottſched der Jugend als Muſter zur Nachfolge vorzulegen, angerathen hat. Seine eigene Gedichte giebt er niemals für etwas anders, als für Proben und ein Paar mal für Exempel aus. Ich will alle die Stellen davon aufſuchen und hier der Reihe nach herſetzen, damit ich meinen Ausſpruch beſtärcke, des Hern Zürchers ſeinen aber gleich zernichte. Im 1 Cap. des 2 Th. der crit. Dichtk. des Herrn G. von den Oden heißt es*: „Zum Beſchluſſe will ich . . einige „von meinen Liedern zur Probe beyfügen.„ Im 2 Hauptſt. von Cantaten ſaget er**: „Ich „will ein Paar Exempel von meiner Art zur „Probe herſetzen.„ Im 3 Hauptſt. von Schäferged. ſtehen dieſe Worte***: „Nun will „ich etliche Proben von meiner Arbeit herſetzen.„

Im

* Nach der 2 Aufl. 381 Seite.
** 418 S.
*** 453 S.

In 4 Hauptst. von den Elegien liest man *: „Ich füge endlich einige Proben von meiner „Arbeit hinzu.„ Das 5 Hauptst. von poetischen Sendschreiben schließt sich so **: „Nun folgen „ein paar Exempel von meiner Arbeit „ Bey dem Beschlusse des 6 Hauptst. von Satiren fängt sich der letzte §. so an ***: „Wegen meiner „Exempel muß ich folgendes erinnern.„ In dem 7 Hauptst. von den Sinn- und Scherzgedichten saget Herr Gottsched ****: er habe es ein Paarmal versucht solche Scherzgedichte in der alten deutschen Silbenart zu machen und wolle das einzige Quodlibet, das er in seinem Leben gemacht habe, zur Probe beyfügen.**** In dem 8 Hauptst. von dogmatischen Poesien wird gesagt: ***** „Folgende Exempel sollen zur Probe dienen.„ Dieses sind alle die Capitel, denen er seine Gedichte angehänget hat, und hier findet man nicht einen Buchstaben, daß er sie als Muster angepriesen. Denn es wird ja doch wohl nicht einerley seyn, ob ich sage: ich will eine Probe davon geben; oder: ich will ein Muster davon geben. Der Unterschied unter diesen beyden Wörtern ist sehr groß, und es wäre zu wünschen, daß Herr Breitinger solchen auch in seiner Dichtk. unter den gleich-

* 492 S.
** 533 S.
*** 550 S.
**** 585 S.
***** 586 S.
****** 617 S.

gültigen Wörtern bestimmt hätte. Denn
nn würde sich sein Worthalter vielleicht
so vergangen, und sich für berechtiget ge-
haben, eins für das andere zu nehmen.
sieht aber hieraus, wie geschickt die zürchi-
Herren Kunstrichter die unschuldigsten Sa-
u verdrehen wissen, damit sie nur eine hal-
peinbare Beschuldigung daraus machen
n.

un sollte ich noch wohl die 12 Lüge anfüh-
und das Dutzend von so schönen Sachen
achen; Allein, ich bin müde mehr zu schrei-
. H. und mich in diesem Wüste von Falsch-
länger aufzuhalten. Sie können zur
dasjenige dafür annehmen, was auf der
gesagt wird, daß der Herr Prof. Gott-
in seinen Urtheilen so unbeständig sey, und
ür Milton allzugütiges Urtheil im Jahre
zurückgenommen habe. Wenn sie, m.
as 24 St. der crit. Beyträge ansehen wol-
werden sie finden, daß Herr Gottsched
im Jahre 1740 diese den Herrn Zürch-
so widersprechende Beurtheilung von dem
derbaten des Herrn Bodmers gemacht
Allein dieß ist eine Kleinigkeit: das
twerck betrifft des Herrn Prof. G. Unbe-
gkeit in seinen Urtheilen über den Milton.
abe die 1ste Auflage seiner Dichtkunst nicht
er Hand; sonst wollte ich nachsehen, wie
rimmen von dem Milton geurtheilet hat.

In der 2ten von 1737 finde ich daß er von ihm saget, er habe seltsame Erdichtungen*, und sey voller Unwahrscheinlichkeit**. Saget er dieses aber nicht noch itzt diese Stunde? Schon im Jahre 1732, da er des von Bergen Uebersetzung des Miltons recensirte, sagte er***: Milton habe unter seinen Landesleuten nicht das Glück gehabt, bey seinem Leben für einen andern Homer angesehen zu werden; es haben ihn Mylord Sommers und sonderlich Addison, vermittelst des Spectators nach langer Zeit wieder aus dem Staube hervorgesucht. Man vergleiche doch dieses mit dem, was in dem 4 Art. des 24 St. der Beyträge gleich anfangs gesagt worden, so wird man finden, daß hier noch einerley Urtheil statt hat. Herr Gottsched hat niemals von dem miltonischen Gedichte geurtheilet, „daß „es die Ehre verdiene, so wohl als das be„freyte Jerusalem des Tasso, einer Ilias und „Aeneis an die Seite gesetzet zu werden„; wie es unser Herr Kunstrichter nach seiner löblichen Art verfälschet; sondern seine Worte sind diese****, dieses Gedicht, welches die Ehre verdienet hat, so wohl ꝛc. Es ist ganz etwas anders, wenn ich von einer Sache urtheile, daß es eine Ehre verdiene, als wenn ich von ihr historisch erzähle, daß es eine Ehre verdienet habe.

Bey

* 172 Seite.
** 202 Seite.
*** Crit. Beyträge 1 St, 4 Art. 85 S.
**** S. die angef. S.

Bey diesem letztern bleibt mein Urtheil allezeit frey, und ich kann die Sache billigen oder nicht. Z. E. wenn ich erzählte: Herr Liscov hat wegen seiner ungesalzenen Vorrede verdienet, daß er zum Dollmetscher, Vormund und characterisirten Kanzler aller Deutschen vom wahren deutschen Geblüte und Witze erkläret worden: so würde man mir höchst unrecht thun, wenn man vorgeben wollte, ich hätte geurtheilet, Herr Liscov verdiene diese Aemter. Ich leugne dieses letztere gänzlich, und dem ungeachtet kan ich das erstere ohne den geringsten Nachtheil meiner eigentlichen und wahren Gedanken getrost erzählen. Eben so verhält sichs hier mit des Herrn Prof. Gottscheds Ausspruche vom Milton. Wenn er saget, es habe derselbe die Ehre verdienet, dem Homer an die Seite gesetzet zu werden: so versteht sichs, bey seinen Verehrern und Bewunderern, die ihn, wie Dryden noch so gar über den Homer und Virgil gesetzet haben. Und hiermit stimmt denn dasjenige füglich zusammen, was auf der 657 und 658 S. des 24 St. der Beyträge gesagt worden.

Doch, m. Herren, ich fange wieder an zu beweisen, daß hier eine Unwahrheit gesagt worden. Ich muß mich nur mit Gewalt aus diesem Chaos von Unrichtigkeiten und Verleumdungen heraus reissen; denn sonst möchte ich mich noch selbst darinnen verirren, und meines Schreibens kein Ende werden. Es kann dieses zur Probe genug seyn, mit was für Waffen die zürchischen Her-

ren Kunstrichter streiten. Wollte man sich die Mühe geben, ihre andern Schriften so durchzugehen, so würde man noch hunderterley solche falsche Dinge finden, die sie ohne Scham und Scheu ihren Lesern als Wahrheiten aufheften wollen. Es ist einmal Zeit, daß man ihnen ihre Falschheiten aufdecket, bey denen sie so sicher einhergehen, und womit sie die Leichtgläubigen zu verführen gedencken. Ich überlasse es ihrer Einsicht, meine Herren, ob es nicht gut sey, diese hier angezeigte Lügen der Welt bekannt zu machen. Mich dünkt, es würde solches viele Liebhaber der deutschen Litteratur in den Stand setzen, richtiger von diesen critischen Zwistigkeiten zu urtheilen, als es bisher geschehen ist, und einigen andern das Vorurtheil benehmen, daß die Herren Züricher doch wohl Recht haben müßten, weil sie allezeit mit einer solchen Dreustigkeit und Zuversicht redeten, als es einer nur immer thun kann, der die gute Sache auf seiner Seite hat. Ich habe mir angelegen seyn lassen, nichts vorzubringen, wovon ich nur eines bessern berauft wäre, und es sollte mir sehr leid seyn, wenn ich eben den Fehler oder eben die Untugend begangen, die mir an dem Herrn Züricher so abscheulich vorgekommen. Was ich von dem Ursprunge des critischen Krieges beygebracht weis ich aus den sichersten Nachrichten, und ich habe mich dabey so unpartheyisch aufgeführet, als es einem Historienschreiber anstehet. Doch sie mögen davon selbst urtheilen, meine Herren;

und

und ich will Ihnen mit meiner Zuschrift nicht länger beschwerlich fallen, der ich mit aller Ergebenheit und Hochachtung verharre ꝛc.

Der

Weissenfels den 15 Merz 1744.

ergebenster Diener

Wolf von Hartwehr.

****

Untersuchung ob ein Kunstrichter die Naturlehre verstehen muß.

Unser guter Freund, der Herr Conrector Pyra in Berlin, hatte so gleich aus dem ersten Stück unsrer Bemühungen die wichtige Entdeckungen gemacht, daß die Naturlehre unser Werk wohl nicht seyn möchte. Statt einer Antwort hierauf wollen wir gegenwärtig kürzlich untersuchen, ob ein Kunstrichter die Naturlehre verstehen muß.

Keine Wissenschaft ist wohl von weitläuftigerem Umfange, als die Wissenschaft eines vollkommenen Kunstrichters. Man darf nur den Gegenstand derselben etwas erwägen, so wird man über die Mannigfaltigkeit desselben erstaunen und zweifeln, ob irgendwo ein vollkommner Kunstrichter jemals gelebet hat. Wollen wir nur die Critik im engeren Verstande nehmen,

da sie die Poesie, Beredsamkeit und Historie zu Gegenständen hat, so ist ihr Umfang schon von sehr grosser Weitläuftigkeit. Ein Kunstrichter soll die Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten aller Arten der Gedichte, Reden und Geschichte gründlich beurtheilen. Er muß also alles dasjenige, wenigstens theoretisch, wissen, was alle guten Dichter, Redner und Geschichtschreiber practisch verstehen. Wie vielerley und wichtig aber sind nicht die Künste und Wissenschaften, ohne deren genaue Kenntniß man kein Dichter und kein Redner seyn kann! Beyde müssen es zu einem hohen Grade der philosophischen Erkenntniß gebracht haben. Sie dürfen in keinem Theile der Gelehrsamkeit Fremdlinge seyn. Und so entfernt auch die Meßkunst von der Dichtkunst und Beredsamkeit zu seyn scheinet, so kan sie doch ein vollkommner Dichter und Redner nicht entbehren. Man lese hievon das schöne Gedicht des geschickten Hrn. Schlegels, des ältern, vom Nutzen der Mathematik in der Dichtkunst, im andern Bande der Beluſt. des V. und W. Die Gottesgelahrtheit, die Rechtsgelehrsamkeit, die Arzneykunst, ja die Künste und Handwercke, dürfen ihnen nicht unbekannte Dinge seyn. Und wieviel begreift nicht wiederum jedwedes dieser Stücke in sich! Die Historie und alle damit verknüpften Wissenschaften sind ihnen hauptsächlich eigen. Alles dieses ist nun auch der Gegenstand eines Kunstrichters und die historischen Wissenschaften

ten

ten sind es unmittelbar. Es erhellet hieraus, wie wenig grosse Kunstrichter es geben muß, und man siehet auch die Ursache, warum unter niemanden so viel Streitens ist, als unter den Kunstrichtern. Denn die Kunst ist weitläuftig, und das Leben kurz.

Es ist also bereits klar, daß einem wahren Kunstrichter die Naturlehre nichts fremdes seyn darf. Ich will dieses von den 3 Hauptgegenständen der Critik, der Poesie, der Beredsamkeit und der Historie, kürzlich beweisen.

Daß ein Poet in der Naturlehre wohl zu Hause seyn müsse, ist eine ausgemachte Sache. Und ich habe schon erwähnet, daß ein Kunstrichter alles das in seiner Gewalt haben muß, ohne was ein Poet kein Poet seyn kann, die Fähigkeit zu Dichten selbst ausgenommen. Er muß also auch die Naturlehre verstehen. Wenigstens muß er in der Naturgeschichte erfahren seyn. Die Naturlehre selbst aber kann er auch nicht wohl entbehren. Er soll die Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten eines Gedichtes beurtheilen. Unzählige Beschreibungen und Gleichnisse werden aber ja in der Poesie aus der Natur entlehnet. So wohl die Beschreibungen, als die Gleichnisse haben gemeiniglich lauter sinnliche Sachen zu Gegenständen. Diese aber gehören alle in die Natur. Wie viele Beschreibungen von den Gestirnen, von Lufterscheinungen, vom Meere, vom Metalle, von Gewächsen von Thieren u. d. gl. treffen wir nicht

in den alten und neuen Poeten an! Homer und Virgil haben in ihren Heldengedichten Felder, Kräuter, Blumen, Wälder und tauſend Dinge beſchrieben, und Gleichniſſe von dieſen und andern Theilen der Natur gemacht. Was kommen in den Schäfergedichten nicht gemeiniglich für Abſchilderungen der Felder und Wieſen vor! In den Fabeln muß ein Poet auch die Natur ſtets vor Augen haben, wenn er von den Thieren etwas dichten will, welches ihnen zukömmt. Wie will nun aber ein Kunſtrichter die Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten ſolcher Gedichte und ihrer Zierrathen einſehen können, wenn er nichts von der Naturgeſchichte und Naturlehre weis? Er hat nichts, worauf er ſeine Urtheile gründet. Er muß nur alles glauben, wie es der Poet ſchreibt. In der Beſchreibung des achilliſchen Schildes bey dem Homer kömmt allerley vor, welches ohne Kenntniß der Natur nicht kann beurtheilet werden. So iſt z. E. Homer hier, wiewohl unrecht, beſchuldiget worden, er habe die Naturgeſchicht nicht verſtanden, weil er von den beyden Bären am Himmel allein geſagt, daß ſie uns nicht untergingen; da dieſes doch auch noch von andern Geſtirnen geſagt werden kann.

Viele Beſchreibungen und Gleichniſſe der alten Dichter ſind von ſolchen Dingen in der Natur, welche nur in ihrem Vaterlande, oder auch in uns noch unbekannten Ländern anzutreffen ſind. Will man ſie nun bey uns beurtheilen:

ſo muß man ſich nothwendig die Naturgeſchich-
te dieſer Länder bekannt gemacht haben.

Es iſt aber an der Naturgeſchichte noch nicht genug. Ein Kunſtrichter muß auch in der Naturlehre nicht unwiſſend ſeyn. Es kommen in den Poeten viele Beſchreibungen und Gleichniſſe vor, welche der Natur ihrer Gegenſtände ſehr gemäß ſind. Und hierinnen bemerckt ein in der Naturlehre geſchickter Kunſtrichter Vollkommenheiten. Es kommen ihrer aber auch viel vor, welche den Kräften der Natur gar nicht gemäß ſind: und da merkt er Unvollkommenheiten an, und zeigt ihre Urſachen. Zu beyden Arten kann man in dem Eingange des halleriſchen Gedichts vom Urſprunge des Uebels einige Exempel finden.

Aus dem vorhergehenden folgt gar nicht, daß wir von einem Kunſtrichter deswegen eine Einſicht in die Naturlehre verlangten, weil er alle Beſchreibungen und Gleichniſſe bloß phyſikaliſch unterſuchen, und ihnen ſogleich ihren Werth abſprechen müſte, wenn er das geringſte darinnen antrifft, was den Grundſätzen der Naturlehre zuwider iſt. Nein, wir wiſſen wohl, daß in der Poeſie dergleichen Strengigkeit zum Fehler wird. Nur dazu braucht er hauptſächlich die Kenntniß der Natur, daß er wahrnehmen kann, ob dasjenige, was in der Natur wirklich iſt und durch ihre Kräfte geſchiehet, in Gedichten ſo, wie es ſich gehöret, iſt ausgedrückt worden und ob etwan etwas vorausgeſetzt worden iſt, was in der

Gen-

genwärtiger Verfassung der Natur gar nicht vorausgesetzt werden kann. Doch ein vollkommner Kunstrichter wird auch dasjenige verstehen, was ihn lehret, wo und wenn ihm die Kenntniß der Natur, bey Beurtheilung der Gedichte, nöthig ist.

Wir können hier nicht übergehen, was wegen einer pindarischen Beschreibung des Aetna, wenn er Feuer speyet, ist erinnert worden. Pindar hat sie in der andern Strophe der ersten pythischen Ode zu Anfange, und ist folgende:

Τὰς ἐρεύγονται μὲν ἀπλά-
του πυρὸς ἀγνόταται,
Ἐκ μυχῶν παγαὶ ποταμοὶ
Δ' ἀμέραισι μὲν προχέοντι ῥόον καπνοῦ
Ἀθων', ἀλλ' ἐν ὀρφναισι πέτρας
Φοίνισσα κυλινδομένα φλὸξ ἐς βαθεῖ,
αν φέρει πόντου πλάκα συν πατάγῳ.
Κεῖνο δ' Ἀφαίστοιο κρονοὺς ἑρπετὸν
Δεινοτάτους ἀναπέμ-
πει. Τέρας μενθαυμάσιον προσιδέ-
σθαι θαῦμα δὲ καὶ παριόν-
των ἀκουσαι.

Das ist:

Aus dessen (des Aetna) tiefen Hölen hellleuchtende Quellen eines schrecklichen Feuers heraussprudeln, und wo des Tages heisse Wirbel von Rauche herausströmen, des Nachts aber die rothglänzend wallende Flammen, mit grossem Geräusche Steine in den Abgrund des Meeres wirft.

Die-

Dieſe Schlangen des Vulkan treiben fürchterliche Strudel in die Höhe. Ein Wunder, welches mit Erſtaunen anzuſehen iſt, mit Erſtaunen aber auch aus derer Munde gehöret wird, welche vorbeygegangen ſind.

Dieſe Beſchreibung hat Virgil in ſeiner Aeneis alſo nachgeahmt:

Horrificis iuxta tonat Aetna ruinis,
Interdumque atram prorumpit ad aethera nubem,
Turbine fumantem picco & candente fauilla:
Attollitque globos flammarum, & ſidera lambit.
Interdum ſcopulos auulſaque viſcera montis
Erigit eructans, liquefactaque ſaxa ſub auras
Cum gemitu glomerat, fundoque exaeſtuat imo.

Gellius lobet in dem 10 Cap des 17ten Buchs ſeiner attiſchen Nächte, auf der S. Florent. Ausg 1513 die pindariſche Beſchreibung, weil Pindar die Sache beſchreibt, wie ſie wirklich iſt. Den Virgil aber tadelt er, daß er die Sachen ungeordentlich vermiſchte. Er ſagt, man wiſſe nicht, was er durch ſeine mit pechſchwarzem Wirbel rauchende und mit glimmender Aſche glänzende Wolke ſagen wolle. Denn was glänzend wäre, das wäre nicht ſchwarz und rauchte nicht. Ferner ſagt er, ſeine Kugeln von Flammen wären allzu verwegen: und da er ſagte, es würden Klippen ausgeſpien und aufgerichtet, und ſie zerflöſſen ſogleich, und ziſchten und kugelten ſich in der Luft zuſammen, ſo hätte dieſes weder Pindar geſchrieben, noch wäre es jemals erhöret worden u. ſ. w.

Herr Bodmer hat in dem 9ten Abſchnitte ſeiner poetiſchen Gemälde, worinnen er von dem Ungeſtümen in der materialiſchen Welt handelt, des Virgils Partey genommen. Er iſt gar übel auf den Gellius zu ſprechen, daß er den Virgil getadelt hat. Er bemüht ſich deswegen zu zeigen, daß Virgil das Erſchreckliche und Gefährliche, Pindar aber das Seltſame und Wunderbare bey dieſer Erſcheinung vorbringen wollen. Ueberdieſes führet er viele Stellen aus dem Virgil und andern lateiniſchen und deutſchen Poeten zu Beſtärckung ſeiner Vertheidigung an. Ob wir gleich nicht dem Gellius in allem völlig Recht geben: ſo glauben wir doch, daß er wenigſtens die dritte Zeile, mit Grunde getadelt hat. Daß aber Hr. Bodmer hier nichts anſtößiges findet, das kann man von einem Bewunderer aller miltoniſchen Verwegenheiten nicht anders vermuthen. Die Sache verdiente weitläuftiger unterſucht zu werden: aber die nöthige Kürze hält uns für dieſes mal davon ab. Indeſſen ſiehet man doch, daß dieſe und dergleichen Stellen aus den Poeten ohne Kenntniß der Natur nicht beurtheilet werden können.

Ich ſollte nun auch zeigen, daß ein Kunſtrichter in Anſehung der Redekunſt die Natur kennen müſſe. Allein da bey den in Reden vorkommenden Beſchreibungen und Gleichniſſen aus dem Reiche der Natur eben das zu merken iſt, was bey der Dichtkunſt iſt gedacht worden: ſo

ſo wollen wir nur noch bey dem dritten Hauptgegenſtande der Critik, bey der Hiſtorie etwas ſtehen bleiben.

Auſſer der Glaubwürdigkeit der Zeugen muß man bey Beurtheilung der Wahrheit einer Erzählung nothwendig auch auf die Möglichkeit der Geſchichte ſehen, welche erzählet wird. Kann man ſehr wahrſcheinlich oder gar gewiß beweiſen, daß dieſe nicht ſtatt finde: ſo kann man die Erzählung, ohne weitere Unterſuchung der Zeugen, verwerfen. In der Hiſtorie kommen unzählige Erklärungen von Begebenheiten im Reiche der Natur vor. Will ein Kunſtrichter die Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten, das iſt, die Wahrheit und Unwahrheit derſelben, einſehen: ſo muß er wiſſen, ob dasjenige in der Natur möglich iſt, was erzählet wird. Er kann es aber nicht wiſſen, wenn er die Naturlehre nicht verſtehet. Wie viel weniger abentheuerliche und abergläubiſche Mährchen würden nicht längſt gehöret worden ſeyn, wenn diejenigen, die ſolche Erzählungen beurtheilen ſollen, die Natur beſſer gekannt hätten! Livius hat ſchon, wegen ſeiner vielen der Möglichkeit zuwiderlaufenden Erzählungen natürlicher Begebenheiten, bey verſtändigen Kunſtrichtern einen ziemlichen Theil ſeiner Glaubwürdigkeit verlohren. Man kann hiervon die gelehrte Abhandlung, welche unter dem Beyſtande des berühmten Hrn. D. Jöchers zu Leipzig, *de ſuſpecta Livii fide*, vertheidiget worden, wie auch Lucians Abhandlung von

Verfassung einer Geschichte, nachlesen. In der heil. Schrift wird ebenfalls ein vernünftiger und in der Naturlehre erfahrner geistlicher Kunstrichter die der Natur der Sachen zuwiderlaufenden Erzählungen der Begebenheiten in der Natur lieber auf eine solche Art erklären, wie er weder der Vernunft, noch der Schrift Gewalt thut, als wodurch er jene ganz beyseite setzt; in dieser aber den Sinn deßwegen noch lange nicht erreicht. Clerc hat in seiner *Critica sacra* hierinnen bereits glückliche Versuche gemacht.

Wir hoffen nun nicht ohne Grund zu behaupten, daß ein vollkommner **Kunstrichter in der Naturgeschichte und Naturlehre kein Fremdling** seyn darf. Die unvermeidliche Befleißigung der Kürze hat uns vieles noch beyzubringen verboten. Es kann aber zu andrer Zeit geschehen.

Wir legen also unserm theuersten Hrn. Conrector die Folge in den Mund: **daß wir keine rechtschaffene Kunstrichter sind.** Denn er hat bewiesen, daß die Naturlehre unser Werk nicht ist.

****

Schreiben an H. B.

von den letztern 6. Stücken der Sammlung geistr. und critischer Schriften.

Mein Herr,

Wir sind in eine grosse Unruhe gesetzet worden, als wir von ihrem Arzte, welcher ein

ein gewogner Freund von uns ist, die traurige Nachricht empfangen, daß sie sich bettlägerich und sehr schwach befänden. Daß doch alles in der Welt, und zwar meistentheils auf eine unangenehme Art abwechselt! Vor kurzer Zeit hatten uns die Betrübnis, die Reue, und Scham über unsre Verbrechen, da wir nämlich uns unterfangen hatten, die Herrn Bodmer, Breitinger, und Haller nicht für göttlich anzusehen, welches doch heutezutage die Pflicht witziger Geister ist, eine kleine Krankheit zugezogen. Hr. Erlenbach hatte solches, um uns desto schneller davon zu befreyen, der gelehrten Welt kund gemacht, wiewohl er sich in der Art und Weise geirret hatte, auf welcher uns dieses Uebel begegnet war. Den da sie aus Reue, Zorn und Scham über unsre Verwegenheit entstanden war, so glaubte er, daß der Hr. Conr. Pyra uns einen solchen tödtlichen Schlag versetzet, daß unser Leben ein beständiger Kampf mit dem Tode seyn würde. Aber gewiß er that diesem sanftmüthigen Manne zu viel. Der liebe Herr Conr. suchte auf viel freundlichere Art, als etwa Metzgerknecht, unsre Bekehrung. Er suchte uns bloß durch einen freundschaftlichen Briefwechsel zu bekehren; und er weiß es selbst, was für eine Reue wir in zween Briefen über unsre Verbrechen bezeuget haben. Doch unsre Krankheit ist vorbeygegangen. Wir müssen nur bedauern, daß das Schicksal Sie nicht verschonen will, sondern Ihnen itzt mit einer grossen Mattigkeit und fliegenden Hitze, welche Krank-

heit in der That sehr verdächtig und gefährlich ist, beschwerlich fällt. Dieses hat desto mehr auf sich, weil ihr Ansehn weit grösser, als unsres, ist, und die Stelle, welche sie im Reiche der Critik und Satire mit allgemeinem Beyfalle bekleiden, nicht so leicht mit einem gleich würdigem Mitgliede könnte ersetzet werden, wenn Sie, welches aber Bodmer verhindre, mit Tode abgehen sollten. Es sind uns zwar ihre edlen Grundsätze in diesem Stücke wohlbekannt, da sie nämlich in einem ihrer Werke mit grosser Zufriedenheit gestehen, daß sie mit dem Pindar zu reden,

Φίαλεσι - - -
- - - - -
ονδον ἀμπελου καχλατοισαν
δρωσῳ

den Becher, der vom Thau des süssen Weinstocks schäumt, höher als die Unsterblichkeit schätzen, daß andre grosse Geister dem Tode nicht entgangen, von welchen sie einige zu Grabe begleitet, und daß es endlich einem ehrlichen Manne, welchen Nahmen sie in allen ihren Wercken zu behaupten suchen, keine Schande sey zu sterben. Sie gleichen hierinnen dem Cäsar*, welcher, als man ihn von den Nachstellungen seiner Feinde vergewisserte, zu sagen pflegte, er habe nunmehr zu seinem Ruhme lange genung gelebt. So edel diese Meinungen von ihrer Sterblichkeit sind, so groß

* Man kann hierbey Cicerons Rede für den Marcus

groß ist das Betrübnis aller derjenigen darüber, welchen ihre Verdienste bekannt genug sind. Wir könnten Ihnen vielleicht zugeben, daß sie für ihrem Ruhm lange genug gelebt, wiewohl in der That der Ruhm, an welchem sich tausend andre begnügen könnten, für Sie noch zu klein ist. Allein dennoch müssen wir Ihnen, wie Cicero gegen den Cäsar sagte, daß er vielleicht für seinen Ruhm, aber für sein Vaterland nicht lange genug gelebt, auf gleiche Weise zuruffen, daß Ihrer Jahre für Ihren Ruhm, aber nicht für das Reich der Critik und des guten Geschmackes genug seyn. Wir wollten gern glauben, daß ihre Lebenszeit ihre völlige Höhe erreicht hätte, wenn sie für sich allein, und nicht für die ganze critische Gesellschaft gebohren wären. Allein da die schwere Sorge für den guten Geschmack, und für die schönen Wissenschaften auf ihren Schultern liegt, so sind sie so weit von der Vollkommenheit der gehofften Werke entfernet, daß sie kaum den Grund sattsam darzu geleget haben. Denn wer ist von den Schicksaalen der freyen Künste so wenig unterrichtet, und so wenig um seinen und der gemeinen Einsicht bekümmert, welcher nicht sehen sollte, daß sein Geschmack auf Ihnen beruhe, und von Ihrem Leben die Wohlfarth der ganzen deutschen Gelehrsamkeit abhänge? Gewiß wenn wir Tag und Nacht, wie es unsre Pflicht ist, an Sie gedenken, so erschrecken wir vor den widrigen Zufällen, vor den ungewissen Veränderungen der Gesundheit und vor der Zerbrechlichkeit der menschlichen Natur. Wir erzittern, wenn wir er-

wägen, daß, da das gemeine Wesen der Wissenschaften unsterblich seyn soll, dasselbe auf eines sterblichen Canzlers Seele beruhet. Wenn aber zu den menschlichen Zufällen, und zu den ungewissen Veränderungen der Gesundheit, auch noch die Boßheit sächsischer Verächter kömmt, wenn die liebloſen Spötter eine Verrätherey wider ihr Leben anspinnen, welche schweizerische Muse wird das Reich der Gelehrsamkeit für dem Untergange bewahren können? Dieses muß durch Sie noch von den Gottschedianern gereinigt; der gute Geschmack, welcher darniederliegt, erhoben, Gerichtsplätze der Critik angebauet, die Feinde der Alpen verdammet, das Geschlecht der ungekämmten Vorredner und Satyrenschreiber fortgepflanzet, und Milton, welcher noch nicht die völlige Hochachtung des deutschen Volkes erhalten, vergöttert werden. Alles dieses müssen sie verrichten, welches sonst niemand ausser Ihnen verrichten kann. Wo Sie dieses nicht noch ausführen, ehe Sie sterben, so mögen Sie zusehen, daß nicht Ihre göttlichen Vollkommenheiten mehr Bewunderung, als Ehre erlangen. Sie werden sich dadurch erwecken lassen, die Sorge vor ihr Leben, bey der gefährlichen Schwachheit zu vergrössern, welche Ihnen zugeflossen ist. Der Conrector ringt die Hände, der Professor der Vernunftlehre liegt auf den Knien, der Rathsherr seufzet, und der Professor der römischen Alterthümer legt eine togam funebrem an und verhüllet sein Haupt. Erlenbach ist aus Verdruß und Gram in ein Kloster ge-

gangen, und Effinger ein Eremit geworden, und Sie wollten, Sie die einzige Freude der ordentlich-bestellten Kunstrichter Sie wollten sterben? So bekümmert dieses die ganze gelehrte Welt machet, so scheint uns doch ihre Schwachheit noch nicht so groß zu seyn, daß man gar nichts mehr hoffen könnte. Wie sie ohne Zweifel aus einem heftigen Grame über das Glück ihrer Gegner entstanden ist, so kann man mit grosser Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß eine gegründete Freude ihre Kräfte wieder stärken, und ihnen das Leben noch zehn Jahre, bey ihrem jetzigen Alter fristen könne. Unsre Verstockung, welche die Herrn Züricher an uns gespürt, hat wohl nicht wenig zu ihrer Krankheit beygetragen. Itzo empfinden wir das Uebel wohl, welches wir angerichtet; wir wollen gern B. B. und H. für unfehlbar erklären, wenn wir nur unsre Reue dadurch deutlich genug an den Tag legen können. Unser harter Sinn ist gebrochen; wir sind überwunden; Pyra hat uns gebessert, und Zürch zu den größten Verehrern seiner critischen und kriegerischen Söhne gemacht. Wer wollte ihnen widerstehen? Sie haben eine Stärke, wie die Adler, und eine überzeugende Stimme wie die Löwen in den nubischen Wüsten. Nunmehr bedauern wir, daß wir uns gegen die ersten Stücke der Sammlungen geistvoller und kritischen Schriften aufgelehnet, und daß wir Hr. Hallers Schönheiten eher und mehr bewundert, als die Schriften seiner Landsleute, ob wir gleich seine Fehler nicht mit verliebten Augen angesehen haben. Ja

mit thränendem Angesichte haben wir schon oft zur Bezeugung des Abscheues gegen unser voriges Verfahren laut geruffen; Breitinger sey gepriesen, Bodmer sey groß, Milton aber göttlich. Wir wollen künftig wider sie kein feindliches Wort mehr sagen, und wenn wir Streitschriften wider sie einrücken werden, so soll es bloß ihnen zum Gefallen seyn, weil doch allemahl, was sächsisch, und schweizerisch ist, die Widerlegung bey sich selbst führet. Die Gottschedischen Schriften haben wir aus unsern Bücherschränken geworfen; die Beleidigungen an das Frauenzimmer verschenkt, (weñ diese Rache groß genug ist) ihre Schriften aber, und die Werke der grossen Zürcher zusammengerücket. Vordem schien uns in gedachten Büchern ihrer Feinde zwar manches falsch und nicht fest gegründet genug zu seyn, aber das meiste hielten wir für wahr, gründlich, und den ewigen Gesetzen der Dichtkunst gemäß: itzo ist in unsern erleuchteten Augen alles falsch, alles ungegründet, und aus ihrer eignen Natur hergeleitet was sie vorbringen. Vordem gefiel uns zwar in ihnen sehr vieles nicht; vieles hielten wir für seicht, für matt, und für schläfrig; ja viele sahen wir für noch viel geringer als mittelmäßig an: allein vieles gefiel uns doch; vieles schätzten wir für edel, neu, erhaben, feurig, und voll einer göttlichen Begeisterung. Nunmehr ist aber eine grosse Veränderung in uns vorgegangen: alles dieses, was uns vorher entzücket, halten wir für kriechend u. elend. Nirgends finden wir an ihnen itz. Kunst, Geschmack, mahlerische Züge,

Leb-

Lebhaftigkeit und Hoheit. Sehen sie doch an unſerm Beyſpiele, wie viel die ernſtlichen Beſtrafungen ehrwürdiger critiſcher Väter wirken können? Sollte unſre Veränderung wohl ein Mittel wider Ihre Unpäßlichkeit ſeyn? Künftig wollen wir erheben, was Bodmer lobt, verachten, was Breitinger tadlet, und wen Sie einen Narren zu nennen belieben werden, dem wollen auch wir den Nahmen eines klugen Mannes abſprechen. Wir ſind durch ihren Ausſpruch überzeugt, daß an den Ihnen mißfälligen Schriften kein rechtſchaffner gelehrter Mann gearbeitet; ihre Urheber mögen ſagen, was ſie wollen. Verlaſſen Sie ſich nunmehr auf uns; wir wollen Ihnen nach allen Vermögen beyſtehen; werden Sie geſund und ſchreiben ſie, wir wollen es bewundern, und Bodmer und Breitinger mögen ſchreiben: wir wollen alles Opitzens Schriften gleich ſchätzen; Gottſched ſey gegen ſie klein, und ſeine Anhänger ſollen ſich vor Ihnen bücken. Allein werden Sie auch unſern Verſicherungen Glauben beymeſſen, unſern Verſicherungen, welche ſo gewiß und ſo aufrichtig ſind, als die zürchiſchen Verheiſſungen von der Treue, der Billigkeit, und Gerechtigkeit? Damit dieſes von ihnen geſchehen möge, ſo ſind wir entſchloſſen, Ihnen die ſtärkſten Beweiſe vor den Augen aller Welt zu geben: wir wollen gegen alle Zweifler behaupten, daß Milten ohne Fehler, Haller ganz untadelhaft, und ihre Schriften die einzigen Beyſpiele der wahren Satire ſeyn. Ihre Läſterer mögen ſagen, daß es geraubte engliſche und franzöſiſche

ſche Einfälle ſind, daß das gröſßte Feuer ihrer Satiren in dem Misbrauche bibliſcher Redensarten beſtehe, und daß ein groſſer Theil ihres Witzes in den Worten der Geſangbücher zu finden ſey. Ihr Ruhm wird dadurch nur gröſſer. Denn wer wird den Kaufman nicht rühmen, welcher geborgte Gelder wohl zu nutzen weiß? Wer hieran weiter zweifeln ſollte, den wollen wir künftig in ſieben Vorreden widerlegen. Wir wollen darthun, daß die zürchiſchen Schriften von der Dichtkunſt unverbeſſerlich, und die Sammlungen geiſtvoller und critiſchen Schriften insgeſamt vollkommne Meiſterſtücke ſind. Wir wollen keinen Widerſpruch leiden, denen, welche doch ſo kühn ſeyn ſollten, gewaltig drohen, ihnen alle Ehre zunehmen; wir wollen ergrimmen; wir wollen donnern. Wir wollten gern alle Stücken der Sammlungen geiſtvoller critiſchen Schriften in unſern Blättern nachdrucken laſſen, damit ſie deſto gemeiner, und ihre Vollkommenheiten in einem gröſſern Lichte geſehen würden; Allein da dieſes unmöglich iſt, ſo wollen wir wenigſtens die erſten ſeyn, welche den 4 neuen Fabeln, die ſich in den 11 Stücke der vortreflichen Sammlung geiſtvoller und critiſchen Schriften befinden, den Beyfall, welcher ihnen gebühret, ertheilen. Alles was zeither die ungehirnten Leipziger, ich nehme unſre Freunde in dieſer Stadt aus, in dieſen Dingen geſchrieben, iſt im höchſten Grade elend, abgeſchmackt, und ungereimt. Aeſop hätte ſie nicht ſchöner verfertigen können, indem ſie ſelbſt ſeinen wohlgebildeten Leib an Schönheit übertreffen.

treffen. Triller, dieser elende Fabeldichter, verdient alle die Züchtigungen, mit welchen ihn unser grosser Herr Breitinger und unser gute Freund Herr Erlenbach, welcher bald aus seinem Kloster wieder zurück kehren möge, bestraft haben. Ich will die Welt urtheilen lassen, ob Triller nicht alle die Nahmen und Strafen verdient, welche ich itzo nach der Reihe hersetzen will, und ob seine beygefügten Fabeln nicht tausendmal schlechter sind? Jeder welcher noch Vernunft und Geschmack hat, wird uns hierinnen Beyfall geben, wie Sie selbst, Hochg. Herr, nicht in Abrede seyn werden. Verdienet nicht, daß seine Fabeln *, wenn ihm die neuen schweizerischen entgegen gesetzt werden, Historien genennt werden, welche die Stalljungen einander erzählen? hat er nicht nach Hr. Breitingers Aussage, alle seine Kunst recht aufgeboten lächerlich zu werden?

Kann man seine Fabeln nicht mit dem größten Rechte abentheuerlich, poßierlich und abgeschmackt nennen? Wir wollen zweene solcher Fabeln beyfügen, u. zween andre schweizerische dagegen setzen.

Es saß ein Knäblein an dem Rhein
Und hatte zween kleine Töpfe
Ein Wandrer sprach, was soll das seyn?
Hier, sitz ich, rief das Kind, und schöpfe
Den ganzen Rhein nun da hinein
Auf daß ich dessen tiefe Gründe
Und innerliches Wesen finde;
Dieß schien dem Wandrer lächerlich.

Doch.

* Man lese in Hr. Breitingers critischer Dichtkunst 1. Theile den Abschnitt von der Aesopischen Fabel nach.

Die Lerche und der Storch.

Nachdem die Lerch der Berge Spitze
Mit ihrer holden Stimm erfüllt
Erſieht ſie ſich zu ihrem Sitze
Ein Feld, wo Thau auf Blumen quillt.
Sie ſenket ſich zur Erden zu
Doch einsmals ſtöret ihre Ruh
Ein Storch, der dort ſpatzieren gieng
Und Fröſchen oder Bienen ſing.

Biſt du es, ſprach der Storch zur Lerche,
Ein Herz gefaßt! du weiſt die Störche
Verſchlingen kein gefiedert Thier,
Drum traue mir und bleibe hier.
Für dich ſind Störche keine Frembden;
Dich ſoll denn meine Gegenwart
O liebſte Lerche, nicht befremden.
Was Federn hat, iſt einer Art.
So recht, erwiederte die Lerche
Mein Leib iſt viel zu klein, für Störche,
Doch ſind die Fröſche faſt ſo klein,
Und ſchlingſt du ſie ſo ſchnell hinein.
Was mehr iſt, freſſeſt du ja Bienen,
Die Meiſen ſonſt zur Speiſe dienen.
Nein nein, dein blutgefärbter Schnabel
Lehrt mich, es ſeye keine Fabel
Daß du der Schlangen Meiſter ſeyſt.
Ey vivant ruft ſie meine Flügel! *
Und fliegt auf einen fernen Hügel.

Dieſes ſind die berühmten Fabeln, welche wegen des poetiſchen Ausdruckes, der verſteckten Sittenlehren, und der überall ſorgfältigen Nachahmung der

* Die Sittenlehre, welche aus dieſer Fabel flüſſet, iſt dieſe, daß die Natur in ihren Geſchöpfen mannichfaltig ſey, weil in andern Ländern die Lerchen tiriliren, in der Schweiz aber: Ey vivant meine Flügel, ſingen.

der Natur allen andern Deutschen vorzuziehen sind. Wir wollten wünschen, daß wir noch die Fabel von den Wachteln, welche über das Weltmeer ferne Reisen thun, hätten beyfügen können, wenn wir unsern Brief nicht gar zu lang machen müßten.

Sehen Sie diese unsre Reue, Hochzuehrender Herr, und zeigen durch ihre baldige Gesundheit, daß sie ein gutes Arzneymittel wider ihre hitzige Krankheit gewesen. Wir wollen unsern Brief mit dem lateinischen des berühmten Cicero schlüssen, damit der Wunsch einen desto grössern Nachdruck haben möge: cura ut valeas. Wir sind,

Hochzuehrender H. B.

ihre gehorsamsten Diener

die Verfasser.

****

Der ungeschickte Maler.

Eine Erzählung.

Daß doch die Frechheit seichter Geister
Die Werke der berühmten Meister
Des klugen Alterthums verstellt!
Verstopft durch mattes Uebersetzen
Doch nicht die Quellen vom Ergetzen,
Ihr, die der Staub gefesselt hält!
Hört auf, die Deutschen deutsch zu quälen,
So lang euch Schwung und Feuer fehlen!

Ein Stümper in der Kunst zu malen,
Im Wagen kühn, und kühn im Pralen,
Der Zeuxis Geist in seinem sah,
Erwählte sich aus vielen Bildern,
Die schönen Züge nachzuschildern,

Das Bildnis der Cleopatra.
Was läſt uns ſein Geſchmack nicht hoffen,
Da er die Wahl ſo wohl getroffen!

So kräftig nur in ſeltnen Zügen
Uns Reiz und Majeſtät vergnügen,
So ſehr ergetzte dieſes Bild.
Mit hohen prangten Leib und Glieder;
Sie ſenkte ihr Angeſicht nicht nieder,
Das königliche Pracht erfüllt.
In dem ägyptiſchen Gewande
Zeigt ſie ſich, als das Haupt vom Lande.

In ängſtlich abgemeßnen Strichen,
Von welchen er kein Haar gewichen,
Sucht unſer Zeuxis Kunſt und Schmuck.
Ein deutſches Kunſtſtück zu bereiten,
Mißt er mit Zirkeln Groß und Weiten;
Nach Graden malt er jeden Zug.
Zuletzt grüßt ſich ihm, welche Freude!
Cleopatra im deutſchen Kleide.

Ein Kleid vom deutſchen Pöbelvolke
Verhüllt, als eine düſtre Wolke
Der Sonnen Glanz, der Heldinn Pracht.
Kein Zug des Vorbilds war vorhanden,
Da Reiz und Majeſtät verſchwanden,
Die ſonſt den Geiſt entzückt gemacht.
Kann auch dieß Bild Auguſtus lieben?
Wo iſt Cleopatra geblieben?

Nachricht von neuen Schriften.

Da wir es zu unſrer Pflicht gemacht haben, nach unſern Kräften etwas zur Verbeſſerung des Geſchmackes unter den Deutſchen beyzutragen, ſo müſſen wir unſern Leſern noth-

nothwendig von denen Schriften eine kurze Nachricht ertheilen, welche von den witzigen Köpfen in Deutschland, oder wenigstens von denen, welche den Ruhm grosser Geister behaupten wollen, an das Licht gestellet werden. Aus diesem Unterschiede, welchen wir itzo unter den witzigen Schriftstellern gemacht haben, wird jeder leicht erkennen, daß es verschiedene Werke gebe, welche entweder in der That schön und sinnreich sind, oder wenigstens solches seyn wollen; von beyden aber müssen wir einen kleinen Vorschmack geben. Weiter wird unsre Pflicht dabey nicht gehen, indem wir glauben, daß man nicht Ursache habe, Schriftsteller, die in der That elend sind, aber doch auch nicht von Herzen verlangen, öffentlich für geistreich angesehen zu werden, indem sie bloß ihres Unterhaltes wegen schreiben, in solchen monatlichen Blättern, wie unsre sind, bekannt zu machen. Denn meistentheils werden die Schriften durch Beurtheilungen und Tadeln eben so leicht, als durch Lobeserhebungen bekannt. Doch wir wollen nichts überflüßiges thun, und eine solche Pflicht lieber gleich ausüben, als weitläuftig bestimmen. Itzo werden wir nur von einigen Nachricht geben, die wir erhalten haben, im folgenden Stücke aber noch andre nachholen.

I Bey Bernh. Christoph Breitkopfen zu Leipzig hat nunmehr der fünfte Theil der deutschen Schaubühne, nach den Regeln und Mustern der Alten die Presse verlassen. Der rühmliche Eifer des Herrn Pr. Gottscheds will bloß seine

Bemühungen für die Aufnahme der Dichtkunst reden lassen, ohne auf tausend Blättern zu sagen, daß er allein den guten Geschmack in Deutschland eingeführet und gestärket habe: ohne Sammlungen geistvoller Schriften herauszugeben, welche zwar auf allen Seiten mit den härtsten Scheltworten sagen, daß der andre, welchen man nicht gewogen ist, den Geschmack verderbe, aber nirgends doch gültige Zeugen darstellen, daß man ihn verbessert habe. Denn auch in dem Reiche der Wissenschaften hat die Erfahrung statt, daß Beyspiele mehr erbauen, oder niederreissen, als alle Bestrafungen, Lehren, und Regeln, welche gegeben werden. Doch wir sind nicht gesonnen, an diesem Orte eine Vertheidigungsschrift für den Herrn Gottsched zu machen. Die vernünftigen und billigen Gelehrten werden doch allezeit erkennen, daß er einer von den Allererstен sey, welche vornämlich an der Zerstörung der Barbarey in der deutschen Dichtkunst u. Beredsamkeit gearbeitet haben. Ja diejenigen welche unserm Deutschlande besonders in der theatralischen Poesie künftig Ehre machen werden, werden sich nicht schämen, allezeit zu gestehen, daß sie aus seiner Dichtkunst die erste gründliche Einsicht in dieser Art der Gelehrsamkeit erlanget haben, ob sich gleich der Herr Professor nirgends rühmet, seine Anweisungen mathematisch ausgeführet zu haben, wie solches wohl seine Gegner mit einer offenbaren Unverschämtheit von ihren Werken vorgeben.

Herr Pr. Gottsched hat erst durch fremde Muster in den ersten Theilen seiner Schaubühne die deut-

Deutschen aufgemuntert, ihre eignen Kräfte zu versuchen, ob es ihnen vielleicht glücken möchte, Schauspiele zu verfertigen, welche ihnen Ehre machen könnten. Seine Bestrebung ist nicht vergebens gewesen. Der vierte Theil hat schon gezeiget, daß die etwas mehr südliche oder nordliche Gegend keinen Einfluß in den Witz und Geist eines Volkes habe, und der itzige Band wird diese Erfahrung noch mehr bestätigen. In der Vorrede giebt der Herr Prof. Nachricht von den darinnen enthaltenen Stücken, und danket denjenigen, welche etwas zur Vermehrung seines Verzeichnisses beygetragen haben. Aus dem Verzeichnisse selbst erkennet man, daß unsre Vorfahren zu allen Zeiten Lust und Muth genug zu dieser Gattung der Poesie gehabt, und daß ihnen nur die Erkenntnis der nöthigen Regeln gefehlet, etwas zu Stande zu bringen, welches hätte gefallen können. Freylich wird es uns auch in der Anmerkung bestärken, welche ein gewisser scharfsinniger Gallier gemacht, daß die Natur etwas grosses hervorzubringen, ganze Jahrhunderte brauche, ob sie gleich dasselbe fast auf einmal wachsen, und wieder verblühen läßt. Denn man wird schon aus den Titeln der erzählten Schauspiele wahrnehmen, daß fast bis auf die itzigen Zeiten der Unsinn und die Barbarey in den meisten geherrscht habe. Wir kommen zu dem in diesem Bande enthaltenen Stücken selbst. Die erste Zierde desselben ist ein Trauerspiel Panthea genannt, welches die berühmte Frau Gottschedinn, für ihre Urheberinn erkennet. Die Geschichte, welche in diesem Trau-

erspiele zum Grunde liegt, ist bey dem Xenophon umständlich zu finden. Wir wollen einen ganz kurzen Auszug davon machen, damit sich der Leser eine kleine Vorstellung machen kann, welche desto gröſser werden muß, wenn er sie ganz durchlesen wird. Panthea ist die tugendhafte Gemahlin eines nicht minder tugendhaften Fürsten, Abradats, welchen Cyrus überwunden, aber ihm dennoch die Freyheit geschenket. Cyrus thut noch mehr; er schenkt ihm über die Freyheit noch seine Gemahlinn, von welcher er sagt:

Man schilderte sie mir so prächtig, klug und schön
Daß meine Tugend sich geschenet, sie zu sehn
Jetzt will ich sie vor dir zum erstenmahl erblicken,
Und dich sowohl durch sie, als sie durch dich beglücken.

Er hatte schon vorher den Versuchungen eines tückischen und lasterhaften Heuchlers, welcher ihn angereizet, nach Art der Tyrannen ihre Ehe zu stören, kömglich widerstanden. Dem ohngeachtet ist Abradat noch nicht im ruhigen Besitze seiner Panthea. Araspes, welcher eine brennende Liebe gegen diese Prinzeſsin gefasset, suchet durch die Hülfe des treulosen Hystaspes ihren Gemahl in der bevorstehenden Schlacht aus dem Wege zu räumen, ob ihm gleich Cyrus Pherotris, die Tochter eines Fürsten Gobryas, welcher zu ihm übergetreten, versprochen. Allein sein Anschlag wider den Abradat wird durch den Befehl des Cyrus einigermassen hintertrieben, da er nicht in der Schlacht seyn darf, sondern im Lager bleiben, und dasselbe beschützen soll. Jedoch da diese Verrätherey zernichtet ist, so wird

wi-

wider ihn eine neue angesponnen, und auch ausgeführet. Abradat wird nämlich hinterlistiger Weise im Treffen erschlagen. Panthea, welcher dieser Tod geahndet, und welche den wollüstigen Arsazes noch einmal abgewiesen, folgt ihrem Gemahle im Tode vor den Augen des Cyrus nach, indem sie sich selbst ersticht, Arsazes aber reißt aus Reue dem Könige einen Dolch aus der Hand, und bringt sich um das Leben, da er vorher, als Nikotris zum Cyrus vom Thäter gesprochen:

O Scheusal dieses Reichs! ich darf ihn dir nicht nennen
Hat er ein menschlich Herz, so wird ers selbst bekennen.

seine Frevelthat gestanden; da Cyrus gefragt:

Wer ist der Mörder? Ar. Ich

Man sieht aus diesem sehr kurzen Auszuge sehr wohl, so unvollkommen er auch ist, daß Schrecken und Mitleiden sattsam durch die Gegenstände darinnen erregt werden. Die angenommenen Charactere sind durch und durch genau nach der Geschichte beobachtet worden; denn daß Cyrus zuweilen auf eine ruhmräthige Art von sich spricht, ist leicht zu entschuldigen, indem die Frau Professorin den Cyrus ohne Zweifel nicht besser abschildern wollen, als sie ihn in der Geschichte angetroffen hat. Es wird ungemein selten kommen, daß der Ausdruck nicht edel, erhaben, und den Gemüthsbewegungen der Personen gemäß genug wäre. Die Fr. Gottschedin hat zuweilen auch mit einer besondern Kunst andre poetische Zierden angebracht, welche gemeiniglich nicht wohl in den Trauerspielen statt haben. Man sehe nachfolgende Beschreibung des feindlichen Heeres an,

Der eine kämpft aus Zwang, der andre nur für Geld
Der weicht bey Streich u. Schlag den schrecklichen Gefahren
Das schon bezahlte Blut mit Zaghheit zu ersparen
Dem fällt bey Kampf und Streit, wo man beherzt soll seyn,
Die kaum verschlafne Lust des letzten Tages ein
Er wünscht aus Weichlichkeit dem Streite bald ein Ende;
Die Wollust lähmet ihm die feigen Widerhände
Und da ihr König selbst kein bessres Beyspiel giebt,
Sich seinen Knechten gleich in allen Lastern übt,
So darf kein Perser schwerdt solch eine Kriegsmacht scheuen
Und kurz der Sieg wird den, der ihn verdient, erfreuen.

Sie ist an dem Orte, wo sie steht, ungemein schön. Wir wollen noch die Anrede des Cyrus an seine Feldherrn, da sie zum Streite ausziehen, hersetzen, weil man auch daraus sehen wird, wie genau die Frau Gottschedin den Character ihrer Helden beybehalten:

Sollt uns des Himmels Macht den Sieg heut nicht erlauben
So zeigt auch im Verlust, daß ihr noch Helden seyd,
Im Siege nicht allein zeigt sich die Tapferkeit
Der ist der größte Held, er sieg, er sey geschlagen,
Der was die Schickung fügt, mit Großmuth kann ertragen.
Laßt der Partheylichkeit nur heute keinen Raum
Schlagt den gemeinen Feind, die eignen merket kaum,
Im ärgsten Streite denkt, daß ihr mit Menschen kämpfet
Drum werde nicht in euch die Menschlichkeit gedämpfet,
Wer sich ergeben will, dem schenket gern sein Blut
Und macht dadurch den Tod der andern Feinde gut.

Dieses Stücke wird dem deutschen Volke zeigen, daß die Frau Gottschedin eine besondre Zierde des schönen Geschlechtes in unserm Vaterlande sey. Sie ist uns, was die berühmte Barbier, um deren Cornelia sich die Frau Professorin auch sehr verdient

dient gemacht hat, da sie dieselbe in deutscher Sprache bekannt gemacht, den Franzosen ist. Wir freuen uns desto mehr, daß unter denjenigen, welche bey den Deutschen den guten Geschmack in der theatralischen Dichtkunst hergestellt und verbessert haben, diese geschickte Frau eine von den ersten ist, weil ihr Beyspiel ohne Zweifel viele unter unsern Landsleuten aufwecken, und einigermassen eifersüchtig machen wird, da ihnen ein Frauenzimmer den Weg, so zu sagen, zeigen müssen.

Auf das Trauerspiel, Panthea, folgt ein Lustspiel, die Hausfranzösin, oder die Mamsell. Von dem komischen Geiste, von welchem die ungleiche Heirath, entsprungen ist, nimmt auch dieses Stück seinen Ursprung. Wer jene Comödie bewundert hat, weil er von den grossen Schönheiten derselben eingenommen worden, der wird auch hier neuen Stoff zur Bewunderung erhalten. Dieses Lustspiel macht diejenigen unter den ausländischen Deutschen lächerlich, welche aus einer übertriebnen Liebe gegen alles, was fremd und französisch ist, sich durch die Haushaltung einer Französin, und anders solchen Gesindes in den grösten Schaden setzen. Der Hauptinhalt ist kürzlich dieser, daß ein gewisser Kaufman Germain einen französischen Laquai, Sotanville, welcher sich für einen abgedankten Obristlieutenant ausgiebt, zum Hofmeister über seinen Sohn macht, daß eine gewisse Mad. la Fleche alles im ganzen Hause verkehrt anfängt, und daß diese beyde am Ende nebst ei-

nem franzöſiſchen Laquey la Fleur mit einem ofenen Wechſel von 30000 thlr. fortgehen, wodurch das ganze Haus des Germains in groſſe Unruhe und Beſtürzung verſetzt wird. Durch das ganze Luſtſpiel werden durch die älteſte Tochter im Hauſe, Louiſgen, durch den Hrn. Wahrmund einen Halbbruder des Herrn Germains, und Ehrhard die allzugroſſen Liebhaber der franzöſiſchen Sitten verſpottet, wiewohl die Handlungen des Sohnes im Hauſe, der la Fleche, des Sotanville, des la Fleur, und des kleinen muntern Hannchens an ſich ſelbſt ſchon lächerlich ſind. Alles iſt dieſem Luſtſpiele günſtig, der feine Scherz, die Satire, welche nicht aus dem Groben iſt, und die Artigkeit, welche durchgehends darinnen herrſchen, wenn wir zween oder vier Stellen ausnehmen, wo Herr Wahrmund allzufrey und ungezwungen redet, wiewohl es manchen ſcheinen könnte, als wenn die Franzoſen die Art der Entwickelung des Knotens wider die Deutſchen misbrauchen könnten, wenn es anders deutſche Betrüger in Paris geben ſollte. Es könnte auch ſcheinen, als ob im fünften Aufzuge da gegen das Ende zu alles in der gröſten Beſtürzung iſt, an manchen Orte geſcherzt würde, wo man bey dergleichen widrigen Zufällen nicht ſcherzen würde. Allein dieſes kann man vielleicht, wie die andern geringen Zweifel beantworten, und geſetzt daß es nicht völlig könnte gerechtfertigt werden, ſo ſind doch dieſe Dinge kaum für Flecken in dieſem ſchönen Luſtſpiele zu halten,

wel-

welche es nicht verunzieren können, indem sie durch tausend andre Vollkommenheiten ersetzt werden. Vielleicht haben wir auch gantz und gar unrecht, und sind von unsern Empfindungen hintergangen worden, welches uns in der Tat angenehm seyn sollte.

Mit diesem anmuthigen Lustspiele wechselt ein rührendes Trauerspiel, **Dido** von dem geschickten Herrn Schlegeln ab, welcher den Nachrichten guter Freunde zu folge als Gesandschaftssecretär am Danischen Hofe sich befindet. Ob wir gleich keinesweges die Sprache der Schmeichler, welche allemahl verdächtig ist, gegen ihn annehmen wollen, so müssen wir doch unpartheyisch bekennen, daß er seine Stärcke in der theatralischen Dichtkunst durch sein Trauerspiel, **Herrmann**, und durch sein Lustspiel, den **geschäftigen Müßiggänger** so deutlich gewiesen, daß sich Meissen grosse Hoffnung auf die Beförderuug seiner Ehre durch ihn machen kan. Er ist in seinem Herrmann so glücklich in den Caracteren der Deutschen und Römischen Helden, in den erhabnen Gedancken, sinnreichen Lehrsprüchen, und andern Zierden der Poesie gewesen, daß man von seiner andern Arbeit billig etwas gutes vermuthen kann. Wie vortheilhaft wird nicht bey vielen die Vorstellung von dieser Tragoedie, **Dido**, werden, wenn man weiß, daß selbst Hr. Prof. Gottsched die Dido dem Hermanne in der Vorrede vorzuziehen scheint? Wir wollen uns hierinnen nicht zu Richtern setzen, sondern nur die Verschiedenheit beyder Trauerspiele bemerken. In seinem Hermanne ist

mehr

mehr Erhabnes, als Zärtliches, mehr Ruhe, als Schrecken und Entsetzen. Wenn wir die Vergleichung des Herrn Pr. Gottscheds mit dem Corneille fortsetzen dürfen so wollen wir sagen, daß er wie Corneille, im Herrmann, und wie Racine in der Dido geschrieben. Wir erklären uns aber hierbey, daß wir, wie auch der Herr Pr. Gottsched nicht gethan, uns dadurch des Lasters der Schmeicheley keinesweges schuldig machen wollen, indem wir ihn, so hoch wir ihn auch schätzen, dadurch lange nicht zum Corneille und Racine erheben wollen, indem diese Vergleichung nichts anders als den Unterschied seiner Stücke zeigen soll. Wir glauben aber gewiß, daß der Anhang von beyden Trauerspielen einander ziemlich die Wage halten wird. Wir wollen um unser obiges Urtheil von der Dido zu bestärken, eine Stelle aus derselben beyfügen, worinnen Aeneas sowohl seinen Gehorsam gegen die Götter, als seinen Ungehorsam gegen die Dido verräth, und dadurch seinen Charakter machet. Wir halten nicht nöthig überhaupt einen Auszug davon zu machen, weil derjenige, welcher das 4 Buch Virgils gelesen hat, den ersten Grundriß sogleich von diesem Trauerspiele haben wird. Aeneas sagt?

Mein Mund beseufzt den Tag, und fluchet jener Jagd
Da wir uns allererst von Liebe vorgesagt
. . . . . .
. . . . . .
Achat, doch will ich nun der Götter Rath erfüllen.

Auch

Auch spät gehorsam seyn, besänftigt ihren Willen.
Wahr ists, die Königin trägt Feuer in der Brust,
Ihr Lieben, und ihr Zorn ist mir nicht unbewußt
Mit allem, was sie weiß, wird sie mein Hertz versuchen,
Bald bittend vor mir stehn; bald meiner Untreu fluchen.
Noch mehr, ich fürcht, Achat, daß meine Schwäche nicht
Wenn ich sie sprechen will, aus jeder Sylbe spricht:
Doch soll ich darum stets den Weg des Himmels hassen
Dieweil ich einmal ihn aus Unbedacht verlassen?
Ein Herz ist nie beglückt, das sich den Vorwurf macht,
Daß es, vergnügt zu seyn, des Himmels Wort verlacht,
Die Trennung soll mich eh, als Scham und Reue quälen,
Eh mich der Himmel straft, mag mich der Schmerz entseelen.

Wir halten in der That dafür, daß wir noch nicht die schönsten Stellen gewählt haben; allein man mag daraus auf das übrige schlüssen; wir wollten wünschen, daß wir noch die Rede der Dido an den Aeneas im 2 Aufzuge, da sie ihm seine vorhabende Flucht vorhält, hersetzen könnten. Auf folgende Weise giebt sie ihm von Pygmalions Tode Nachricht:

Pygmalion ist todt. Kein Feind verfolgt mich mehr
Der Himmel will nun nicht, daß man ein tyrisch Heer
Mit Tyrern kämpfen seh; noch meines Bruders Grimme
Der Rest von Ilium bewehrt entgegen schwimme.

Sie ermahnet den Aeneas:

Verbrenne Schiff und Last, daß heute diese Glut
Das Bündniß unsrer Glut der Welt zuwissen thut,
Und Africa erschrickt, wenn es in diesen Thürmen,
Zugleich ein Ilium und Tyrus muß beschirmen.

Auf die Dido folgt, der Bock im Processe. Dieses Lustspiel ist also beschaffen, daß weder

der der Verfasser sich seiner Arbeit noch auch Deutschland desselben schämen darf. So viel wir Nachricht haben, hat der Urheber schon in verschiedenen theatralischen Versuchen keinen geringen Ruhm erhalten. Das Komische herrschet fast durchgängig in demselben, wiewohl nicht zu leugnen ist, daß nicht alle Stellen in demselben einander gleich sind. Es könnte manchen als eine Nachahmung der Plaideurs des Herrn Racine vorkommen, allein der Herr Prof. hat mit Recht in der Vorrede erinnert, daß, da die Rechtsgelehrsamkeit und der verderbte Geschmack darinnen ein anders Ansehen, als die deutsche Rechtsgelahrtheit hat, auch dieses Lustspiel, in welchem die Fehler unsrer deutschen Rechtsgelehrten verspottet werden, für mehr als eine blosse Nachahmung desselben zu halten sey. Wir würden zwar unsern Lesern noch einen vollständigern Begriff machen können, wenn wir ihnen den Innhalt anzeigten, allein da wir uns bey den ersten dreyen Schauspielen ein wenig lange aufgehalten, so müssen wir hier und bey der folgenden desto kürzer seyn.

Hierauf bekommen wir ein Trauerspiel, Mahomet IV, zu lesen. Dieser andre Versuch eines jungen Dichters, wie ihn der Hr. Prof. in der Vorrede nennet, ist nach desselben Anmerkung von dem Mahomet I. des Voltäre, und dem Mahomet II. des Chakraubrun zu unterscheiden. Ob es gleich gewiß ist, daß er der Panthea der Frau Gottschedin, u. auch der Dido fast unendlich nachstehet, man mag nun in diesen beyden Trauerspielen die Hoheit

der

der Gedanken, wohlangebrachter Sittensprüche u. Willensmeynungen oder eine gehörige und starcke Erregung der Gemüthsneigungen bewundern, so können wir dennoch nicht in Abrede seyn, daß dieses Stück, ob es gleich jenen den Vorzug lassen muß, viel starke und schöne Stellen enthalte, welche den Beyfall der Kenner verdienen. Der wenige Raum verbietet uns einige davon anzuführen.

Den Beschluß dieses Bandes macht ein Schäferspiel Elisie. Man muß wissen, daß hier nicht das unschuldige Schäferleben vorgestellt wird, welches sich die Dichter in Arcadien eingebildet, von welchem es heißt:

Bey der Erden erster Jugend
War der Zwang des Wohlstands nicht
Lieben hieß man eine Tugend
Spiel und Scherzen eine Pflicht.
Keiner Mutter strenge Sorgen
Störten ein zufriednes Paar
S. v k.

Denn solche Schäfer konnten, wie der Hr. Pr. Gottsched in seiner critischen Dichtk. ausführt, nichts von den Städten, Tyrannen und Königen wissen; sondern es sind Schäfer neuer Zeiten, wie solche in dem alten Griechischen Roman, Chloe und Daphnis, von welchem der Hr. Prof. in seinem Biedermanne einen Auszug gegeben, vorkommen, welche zwar von Städten einige Kenntniß haben, aber selbst noch gröstentheils unschuldig und tugendhaft sind. Nach diesen

Grund

Grundsätzen muß dieses Schäferspiel, welches der Hr. Prof. eingerücket, um das Verlangen einiger geschickten Schulmänner nach solchen Stücken zu stillen, beurtheilet werden, von welchen wir wegen Mangel des Raumes keine umständlichere Nachricht geben können. Wir gehen zu andern neuen Schriften fort.

11 Herrn Alexander Popens Lockenraub, ein scherzhaftes Heldengedicht aus dem Englischen in deutsche Verse übersetzt von Luisen Adelgunden Victorien Gottschedin, nebst einem Anhange zweer freyer Uebersetzungen aus dem Französischen. Leipzig in Bernhard Christoph Breitkopfs Verlag 1744 mit Kupfern. Der Nahme des englischen Verfassers dieses komischen Gedichtes ist so bekannt, und so groß, daß man ihn nur nennen darf, die Welt zu überzeugen, daß seine Schriften verdienten, durch geschickte Männer auch andern Völkern in ihren Sprachen bekannt gemacht zu werden. Seine Lehrbriefe sind so berühmt, daß sie schon in verschiednen Sprachen gelesen werden. Allein wie es oft das Schicksal grosser Geister zu seyn pfleget, daß ihre Werke unter die Hände mittelmäßiger und unbarmherziger Uebersetzer kommen, welche mit den Schönheiten und Reizungen derselben auf eine tyrannische und grausame Art verfahren; so ist es dem grossen Pope so wohl unter den Deutschen, als Franzosen, von deren nachbarlichen Witze sich Pope hätte, wenigstens ihren ruhm-

rä-

räthigen Verheissungen nach, viel gutes versprechen können, ergangen. Popens Lockenraub ist in das Französische übersetzt worden, allein mit einem unglücklichen Erfolge. Der Geist des Urhebers von dieser Uebersetzung ist nicht so fein und stark gewesen, daß er hätte die Schönheit seines Vorbildes erreichen können, ob er gleich nur in ungebundener Schreibart dieses englische Gedicht verdollmetschet hat. Er hat sich nach der gewöhnlichen Leichtsinnigkeit vieler gallischen Uebersetzer die Freyheit genommen, die Gedanken des unsterblichen Pope bald auszudehnen, und mit seinen Zusätzen ungestalt zu machen, bald zu verändern, einzuziehen, und, wo er sie nicht verstanden hat, andre an deren Stelle einzuschieben. Wir könnten dieses mit Beyspielen bekräftigen, wenn uns nicht die Frau Professor Gottschedin diese Mühe ersparet, indem sie hier und da in den Anmerkungen zu ihrer Uebersetzung solche unrechtmäßige Veränderungen des französischen Uebersetzers angezeiget hat. Man kann leicht erachten, wie die deutsche Uebersetzung des popischen Gedichtes, welche nach einer so unglücklichen Uebersetzung wieder in ungebundener Rede gemacht worden und in Dresden ehedem herausgekommen ist, beschaffen seyn müsse. Wie grossen Dank sind nicht die Liebhaber der schönen Wissenschaften, und besonders dieser scherzhaften Gedichte, nebst dem ganzen schönen Geschlechte, für welches Pope doch hauptsächlich hier geschrieben hat, der berühmten Frau Gott-

ſchedinn ſchuldig, daß ſie durch eine weit glücklichere Ueberſetzung des Lockenraubes ihn in ſeiner natürlichen Schönheit und Anmuth gewieſen! Es iſt in der That keine leichte Arbeit geweſen, da ſie zumal, wie ſie in der Vorrede meldet, zuerſt, aus Mangel der engliſchen Ausgabe, nach der franzöſiſchen Ueberſetzung verdollmetſchet, von welcher Arbeit ſie aber kaum etliche Zeilen brauchen können. Allein dieſe Ueberſetzung, welche ſie uns gegenwärtig liefert, iſt von einem ſolchen Werthe, daß man an wenigen Oertern wird erkennen können, daß ſie nicht das Original ſelbſt iſt. Wir können ihrer Arbeit keinen gröſſern Lobſpruch ertheilen, weil man uns nur beſchuldigen möchte, daß er aus einer allzugroſſen Hochachtung für dieſelbe hergefloſſen ſey. Allein wenn man erwägt, daß ſelbſt Pyra, ein ſeiner Einbildung nach ſo fürchterlicher Gegner ihres Freundes, ſeinem Gewiſſen nicht wiederſprechen können, ſondern ihrer Ueberſetzung des addiſoniſchen Cato Beyfall geben müſſen; ſo wird man erkennen, daß unſre Lobeserhebung nicht zu hoch getrieben ſey. Wir wollen einige Stellen daraus für ſie reden laſſen. Die Beſchreibung vom hochmüthigen Frauenzimmer lautet alſo:

Solche Nymphen, die aus Hochmuth ihr Geſicht zu hoch geſchätzt,
Sind ſchon lebend böſen Gnomen zur Umarmung ausgeſetzt.
Dieſe Geiſter wiſſen früh, ihren Hochmuth zu erhöhen
Daß kein Liebesantrag gilt, und kein Freyer kann beſtehen.

Dann

Dann erfüllen bunte Bilder ihren leeren Kopf mit Wind
Wenn sich Pair und Herzog zeigen, die am * taate prächtig sind,
Wenn bey Stern und Hosenband Excellenzen selbst es wagen
Mit gelindem sanften Ton ihnen was ins Ohr zu sagen.
Ihre Kunst ins die so zeitig junge Mägdchen klüglich lehrt
Wie bey schlauen Buhlerinnen sich das Auge recht verkehrt;
Wie ein falsches Schamroth schon Kinderwangen überziehet
Wie das Herze klopfen muß, wenn es einen Stutzer siehet.

Wir wollen noch die Beschreibung dessen, was sich in dem Pallaste der Gnome befindet, hersetzen.

Die Verstellung sieht man dort, die sich krank zu seyn bemühet,
Obgleich ihrer Wangen Pracht von der Jugend Rosen blühet,
Uebt sich in gezwungnem Lispeln, hängt den Kopf zur Seiten hin,
Fällt in Ohnmacht, sich zu zieren, und thut matt, aus stolzem Sinn;
Sinket auf den reichen Pfühl, mit anmuthigem Erblassen,
In ein Nachtkleid eingehüllt, Putz und Krankheit sehn zu lassen:
Wie es unsre Schönen machen, denen es durch List gelingt,
Daß ein jeder neuer Nachtputz eine neue Krankheit bringt.

Ein beständig dicker Dunst hält hier den Pallast bedecket,
Dessen trüber Nebeldust seltsame Gestalten hecket,
Schrecklich, wie sich ein Carthenser träumend in den Wüsten härmt,
Oder lieblich, wie im Sterben eine junge Schöne schwärmt.
Hier sind Feinde voller Glut, Schlangen mit gekrümmten Rücken,
Blasse Schatten, Purpurfeur, offne Gräber zu erblicken.

Dort ein Meer geschmolznes Goldes, manches Stück Eliserfeld,
Ganze Tempel von Chrystallen, Engel aus der Opernwelt.

Die beygefügten Kupfer, welche die berühmte Wernerin in Dreßden erfunden und gezeichnet hat, werden diesem Lockenraube eine besondre Zierde seyn, und das Vergnügen, welches man aus der schönen Uebersetzung empfinden wird, vergrössern, und befördern. Statt eines Anhanges sind zwo freye Uebersetzungen aus den Gedichten der berühmten Deschoulieres, welche die Frau Professorinn darum beygefügt hat, den Franzosen zu zeigen, wie es einem Schriftsteller gefällt, wenn man mit seinen Arbeiten nach Willkühr umgehet.

III. **C. F. Brämers gründliche Untersuchung von dem wahren Begriffe der Dichtkunst. Danzig bey Thomas Johann Schreibern.** Der Herr Verfasser bemühet sich in dieser Schrift den wahren Begriff der Dichkunst festzusetzen. Er ertheilt einen kurzen historischen Auszug von den verschiedenen Begriffen, welche theils unter den Griechen, theils unter den Römern, und theils unter den Neuern von derselben bekannt gewesen sind. Er untersucht die Erklärungen des Aristoteles, Horaz, des Kanzlers Baco, einiger neuren Franzosen, des Herrn Prof. Gottscheds, Hr. Breitin-

tingers, und des Herrn Pr. Baumgartens, vergleicht sie unter einander, und zeigt, wo sie von einander abgehen, und mit einander übereinstimmen. Nachdem er von der Wahrscheinlichkeit u. s. w. gehandelt, so verwirft er alle die vorherbekannte Begriffe, und bemüht sich, den verbesserten aristotelischen festzusetzen. Seine Erklärung der Dichtkunst ist folgende: sie sey nämlich eine **Wissenschaft durch Erdichtungen die Menschen auf eine unvermerkte Art zu erbauen.** Wir wollen hierbey keinen endlichen Ausspruch thun; allein unterdessen dünkt uns, daß einige, welche scharf und genau in Erklärungen seyn wollen, vieles an dieser aussetzen könnten. Das Wort Wissenschaft, wird hier nicht gut stehen, wenn man unter der Dichtkunst, die Fertigkeit zu dichten versteht; versteht man aber unter den Worte Dichtkunst ein Lehrgebäude von den Regeln der Erdichtungen so sieht man offenbar, daß die gegebene Erklärung nicht statt finden kann. Denn alsdenn müßte sie eine Wissenschaft von den Regeln der Erdichtungen heissen, indem nicht das Lehrgebäude von denselben, sondern die Fertigkeit die Regeln auszuüben, oder vielmehr die wirkliche Ausübung derselben auf eine unvermerkte Art erbauet. Ueberhaupt ist bekannt, daß die Erklärungen, welche von den Endzwecken einer Sache hergenommen sind, nicht viel taugen. Denn kennt man wohl die Natur und das Wesen eines Dinges, wenn man weiß, zu welchen Endzwecke es diene?

Wir können auch nicht absehen, wie nur alle
die Lustspiele, die Trauerspiele, die Heldengedic
te, und die Fabeln, und andere Arten der Po
sien, in welchen Erdichtungen vorkommen, d
Namen der Gedichte verdienen sollen, da do
diese gröſſern Arten erst aufgekommen, da m
längst vorher schon Lieder, gesungen, welche v
allen alten und neuern Kunstrichtern unter d
Gedichte gezählt werden. Und eben dieses g
auch von den andern Gattungen der Poes
Man muß in der That andre Wege geh
wenn man das Wesen der Dichtkunst erforsch
will, von welchen wir in unsrer Abhandl. vo
dem Vergnügen der Critik einige Spuren ang
wiesen haben. Man kan zur Zeit noch den ar
stotelischen Begriff, daß sie eine Nachahmun
der Natur sey, welchen unter den Deutschen d
Herr Pr. Gottsched und Herr Breitinger b
haupten, beybehalten, bis man in der Seele
lehre mehrere Entdeckungen, von den Eige
schaften des Gedächtnisses, der Phantasie, u
des Witzes, von ihrer mannichfaltigen Verm
schung und Verhältniß gegen einander wird g
macht haben, indem die Abschnitte von dies
Kräften der Seelen noch ziemlich öde und u
angebaut sind. Und so lange wird auch n
mand den wahren Begriff recht feststellen, u
keine vollkommne Einigkeit in den Sachen, w
die Dichtkunst und Beredsamkeit betrift, gest
tet werden können. Dennoch aber verdient H
Brämer ein nicht geringes Lob: solche Unt
such

ſuchungen ſind niemals ganz ohne Nutzen, wenn ſie mit der Artigkeit und Beſcheidenheit ausgeführet werden, welche der Herr Verfaſſer ſowohl, wenn er ſeine Meynungen vorträgt, als diejenigen widerlegen will, mit denen er nicht eines Sinnes iſt, gebrauchet hat.

IV. Verſuch von Schäfererzählungen, und andern poetiſchen Ausarbeitungen. Der Verfaſſer iſt eben derjenige, deſſen wir in unſerm Schreiben an den lieben Herrn Conr. Pyra unter andern gedacht haben. Es ſind in dieſer Sammlung das Schäferſpiel, der geſtohlne Hammel, ſeine unſchuldigen und ſchalkhaften Schäfererzählungen, einige Gedichte, welche in den Dresdenſiſchen Nachrichten von Staats und gelehrten Sachen befindlich ſind, nebſt einigen andern enthalten. Da man im Reiche der Critik und der ſchönen Wiſſenſchaften allen Recht widerfahren laſſen muß, ohne auf den ſittlichen Character eines Gelehrten zu ſehen, wenn er eben keinen Einfluß in ſeine gelehrten Arbeiten hat, welcher den Bürgern des Reiches der Wiſſenſchaften nachtheilig iſt, ſo müſſen wir allerdings dem Urheber dieſer Gedichte das Lob ertheilen, daß er Fähigkeit zu einer guten Poeſie an vielen Orten, ſonderlich in ſeinem Schäferſpiele gewieſen habe, in welchem wir viele Schönheit bemerket haben, daß er ſeinem Nahmen Ehre machen würde, wenn er den Witz, den ihm die Natur verliehen, auf eine einem wahren Poeten anſtändige Art hätte anwenden wollen. Al-

lein wird nicht dieſer Ruhm bey der Nachw
ziemlich ſinken, wenn ſie wiſſen wird, daß ke
tugendhafter Mann, und kein keuſches Frauen
zimmer ſeine Schäfererzählungen ohne zu err
then, leſen kann?

V. Es hat ein gewiſſer Gelehrter in We
fenbüttel, welcher mit groſſem Betrübniſſe ge
hen, daß von Meſſen zu Meſſen ſo elende G
dichte von allen Arten der Poeſie zum Vorſche
ne kommen, ſich entſchloſſen, eine Satire, u
dieſem Uebel einmal zu wehren, in dreyen The
len in groß Octav auf Vorſchuß drucken z
laſſen. Wie wir aus dem Vorſchlage habe
abnehmen können, ſo wird dieſes ſatiriſche Wer
in einer weitläuftigeren ſowohl theoretiſchen al
auch zugleich praktiſchen Ausführung des ſwifti
ſchen Antilongins, oder der Kunſt zu kriechen be
ſtehen. Wir müſſen in der That das Unter
nehmen dieſes gelehrten Mannes rühmen, in
dem es gewiß iſt, daß der immer mehr und meh
einreiſſenden Dichtſucht auf keine beſſere Weiſe
als mit ſolchen Spottgedichten, könne geſteuer
werden. Man kann um ſo viel mehr von ihm
vermuthen, da er ſelbſt in ſeiner Anzeige die
barbariſche und undeutſche Schreibart der elen
den Scribenten glücklich nachgeahmet hat. Der
gröſte Vorzug ſeines Werkes ſoll ſeyn, daß
durch und durch memais hart und weich, hell
und dunkel mit einander gereimet werden ſoll.
Dieſe Satire ſoll in einer Dichtkunſt von ſechs
Büchern, einem groſſen Heldengedichte, Alexan-

der

der der groſſe genannt, von 12 Büchern, einem Trauerſpiele, Achillis, einem Luſtſpiele, und von Beyſpielen aller Gattungen der Dichtkunſt, wie ſie die Poeten unten am Parnaſſe neben dem Strande der ſchlammichten Pimpla verfertigen, alles in Reimen, beſtehen. Wir wollen einige Stellen, die der Herr Verfaſſer ſelbſt zur Probe gegeben, hier beyfügen.

Im erſten Theile im 133 Verſe redet der Verfaſſer ſeine Poeten an

Soll eure Schriften dann verdienter Nachruhm ehren,
Ihr Muſenſänglinge, ſo hört der Dichtkunſt Lehren,
Die ich geſammlet hab, und der Verſolg euch weiſt,
Mit Wohlgewogenheit und aufmerkſamen Geiſt u. ſ. w.

Aus des Alexanders dritten Theile 487 Vers.

Cupido ſinnte nach; er dachte hin und her
An alle Schalkheit Liſt und Ränke, welche er
Sonſt glücklich angebracht. u. ſ. w.

Aus deſſen 4ten Theile 220 Vers.

Beſchreibung des Neides.

Ein falſcher Mordblick liegt in ſeinen ſcheelen Augen
Von ihrem rohen Fleiſch rinnt Salz und ſcharfe Laugen,
Die Stirn und Wangen deckt ein gelber Runzelbalg
Die abgefurſchten Zähn frißt Stein und rother Kalch
Die Bruſt iſt ganz von Gift und Galle ausgeſchlagen
Der eingefallne Leib zeigt den verſchrumpften Magen
Die dürre Schenkel ſind voll Eiter und Geſchwer. u. ſ. w.

Aus deſſen 10ten Theile 101 Vers.

* * * * warum o Alexander
Sollt eine böſe Fehd und Krieg uns miteinander
Verwickeln, da du nicht um Schlafen Trank und Speiß,
So menſchliche Natur nicht zu entrathen weiß,
Vermuthlich Kriege führſt! u. ſ. w.

Aus der Ode über die hochſtädtiſche Schlacht.

Dem Jupiter hat ſie * entwendet

* nämlich Bellone.

Blitz, Käulen, Feuer und Geſchoß
Auf einen Strahl, der zündt und blendet,
Bricht der Karthaunen Donner loß.
Ich ſeh ihn in die Feinde wettern,
Und Küraß, Mann und Pferd zerſchmettern
Dort ſchlägt der Flinten Hagel ein
Tödt und zerquetſchet Arm und Bein.

Aus der Satire wider die neue Teutſchverderber.

Sie werden täglich kecker
Es dichtet neue Wort ein jeder Dintenlecker
Eh er ins gute Deutſch die faulen Augen lenkt

Wir wünſchen übrigens dem Herrn Verfaſſer zu ſeiner Arbeit Leben, Geſundheit, und gute und dauerhafte Federſpulen. Die Anzeigezettel ſind in ganz Europa bey allen Buchhändlern zu haben. Der Vorſchuß iſt zween Thaler voraus, und der dritte wird bey dem Empfange des Buchs nachgezahlt. Unſer Herr Verleger nimmt auch auf dieſe Satire Vorſchuß an, wenn ſich vielleicht Liebhaber finden ſollten.

VI. Vertheidigung der ſchweizeriſchen Muſe des Herrn D. Albrecht Hallers. Zürich bey Heideggern und Comp. Hinter dieſem ſtreitbaren Titel hat ſich eine Lobſchrift auf die Hrn. Verfaſſer der Greyphswaldiſchen Verſuche, auf den Herrn Pr. Gottſched, und uns verborgen. Es muß dem Verfertiger vorgekommen ſeyn, daß die Schriften, welche ſchon auf den Titel zeigen, daß ſie Lobeserhebungen in ſich enthalten ſollen, keinen groſſen Abgang finden, ſondern daß Streitſchriften viel beliebter ſind, als Lobſchriften. Er ſtellt ſich daher, als wollte er den berühmten Herrn D. Hal-

ler

ler vertheidigen, und ſchreibt in der That wider dieſen Mann, und für die Verſucher, dem Hrn. Prof. Gottſched, und uns Bemüher. Wenn wir ihn mit einem andern Schriftſteller vergleichen ſollen, der ſich ebenfalls einer ſo ſchriftſtelleriſchen Liſt bedient hat, ſo wiſſen wir nicht, ob er mit einen andern Schriftſteller in einem ſo genauen Verhältniſſe ſtehe, als mit einem gewiſſen Franzoſen, welcher auf den Titel ſeines Buches eine Unterſuchung und Zergliederung des Spinoziſmus verheiſſen, da er ihn doch in der That ausgelegt, erklärt und mit Beweisgründen zu beſtärken geſucht. Wir beſitzen zwar ſo viel Ehrgeitz, daß wir künftig einen Auszug von den Lobſprüchen, welche er uns mildthätig ertheilet hat, machen wollen; allein doch auch ſo viel Liebe für das Reich der Gelehrſamkeit, und ſeine Bürger, daß wir einen ſolchen Betrug, da man einen groſſen Mann hintergeht, indem man ſich doch als ſeinen Freund anſtellt, nicht öffentlich anzeigen ſollten. Denn die Schriften dieſer Art, da man einem auf die Unkoſten eines andern, welcher ſich doch nicht darwider ſetzen kann, indem man ſich für ſeinen Vertheidiger ausgiebt, lobt, möchten allzu ſehr Mode werden, und es möchte ſo weit kommen, daß man endlich nicht wiſſen könnte, weſſen Feind oder Freund der Vertheidiger einer gewiſſen Muſe ſey. Dieſe verſteckte Bosheit des Vertheidigers der ſchweizeriſchen Muſe Herrn D. Hallers verräth ſich gleich auf dem Titel ſeiner Schrift, wenn man ihn mit ſcharfſichtigen Augen anſieht. Denn er hat wohl gewußt, daß, wenn man den erlenbachiſchen

ſchen Witz nachahmen, und ſinnreich über den Gebrauch dieſes oder jenes Wortes ſeyn will, man über den Namen ſchweizeriſche eine eben ſo kalte Spötterey machen könnte, als Erlenbach über den Titel der critiſchen Dichtkunſt des Herrn Pr. Gottſcheds für die Deutſchen, welche auch in den allerletzten geiſtvollen Schriften wiederholt und mit angegebnen Gründen ausgedehnt worden, gemacht hat. Dieſe geiſtvolle Wiederholung iſt eine von den letzten Hauchen ihrer Sammlungen geweſen, kurz vorher, ehe ſie ihr Leben aufgegeben haben. Unſern lieben Herrn Conr. Pyra hat es verdroſſen, daß wir in einer Anmerkung den Calculum ſeiner neueſten Schrift gemacht und ſie fünf und $\frac{1}{4}$ Bogen ſtark befunden hatten; daher er dieſen Vertheidiger gebeten, wenigſtens ſeine Wiederlegung unſrer Beurtheilungen halleriſcher Verſe einzurücken, daher es leicht ſeyn kann, daß er ſeine neuſten Schriften nunmehr auf 7 und $\frac{1}{4}$ Bogen leſen kann. Die genaueſte Anzahl der Bogen wollen wir künftig beſtimmen, indem wir itzo gleich über dieſer ſchweren Rechnung ſitzen. Weil ſich aber der liebe Herr Conrector gern vielmahl gedruckt lieſt, ſo wollen wir mit nächſten eine dritte Auflage dieſer widerlegenden Stelle ſeines Briefes mit den Lesarten der Handſchrift, und nöthigen Anmerckungen beſorgen.

Zu Berlin iſt ein **Verſuch in ſcherzhaften Liedern** herausgekommen, wodurch der Herr Verfaſſer eine ſehr gute Probe ſeines muntern Witzes abgeleget hat. Man ſollte meynen, der Geiſt Anakreons ruhe zwiefältig auf ihm; ſo glücklich hat er ihn nachgeahmet. Wir reden im nächſten Stück ausführlicher davon.

Der Herr Conrector **Pyra** in Berlin arbeitet noch an einer Schrift, worinnen er uns entweder völlig zu Bodmern und Breitingern bekehren, oder uns den letzten Stoß in die Grube verſetzen wird. Sie wird 4 Bogen ſtarck ſeyn und in kurtzem die Preſſe verlaſſen. Da er keinen Verleger finden konnen, auch an unſrer Aufrichtigkeit gezweifelt hat: ſo haben ſich ſeine Schüler erboten, Geld zuſammen zu legen, und auf ihre Koſten drucken zu laſſen. Und er hat auch ihr Anerbieten ganz geneigt angenommen. Wie wir ſchon vorläufig wiſſen, ſo wird es ihm in dieſer Schrift hauptſächlich darum zu thun ſeyn, ſich von dem Verdacht zu retten, als ob er eine lange Perucke trüge, da er doch eine runde trägt. Denn wir haben ſichre Nachricht, daß er uns endlich noch alles würde verziehen haben, wenn wir nur die abſcheuliche Verleumdung, als ob er eine lange Perucke trüge, nicht hätten mit einflieſſen laſſen.

Das Schreiben unſres unbekannten Freundes in **Göttingen** vom 22 Apr. haben wir richtig erhalten. Wir dancken dem geſchickten Hrn. Verfaſſer deſſelben ganz ergebenſt für die allzu güti-

ge Meynung für uns. Der gethanen Erinnerung ſoll gute Wirkung folgen. Wenn ihm unſre Umſtände bekannt wären: ſo würde Er uns völlig von der Schuld dieſes Fehlers frey ſprechen. Indeſſen wünſchten wir mit einem ſo geſchickten Kenner der wahren Dichtkunſt näher bekannt zu werden.

****

Schreiben an die Verfaſſer.*

Meine Herren,

Ich hätte Urſache ungehalten auf ſie zu ſeyn, und allen Briefwechſel mit ihnen aufzuheben. Wenn ich dieſes thäte, ſo hätten ſie ſich die Schuld davon ſelbſt zuzuſchreiben. Erinnern ſie ſich nur noch, wie ſie mich in ihrer Antwort auf das Sendſchreiben des Herrn Conrectors J. J. Pyra bey nahe verrathen hätten, indem ſie öffentlich, daß es alle Leute leſen können, geſetzt, ſeine beſten Freunde wären nicht ſo aufrichtig, als er ſelbſt meynte. Wenn der liebe Herr Conrector nur ein wenig mistrauiſcher wäre, als er iſt: ſo wäre ich um die Freundſchaft des größten Gelehrten, von welchem alle Eigenſchaften und Zufälligkeiten der

* Unſere vorhin gegebne Nachricht wird durch dieſen Brief beſtärket. Unſre Leſer ſehen wohl, daß wir ſie nicht hintergehen. Der Titel von dem Werke deſſen in dieſem Schreiben gedacht wird, heißt: I. Stück. Abfertigung eines Schreibens der Verfaſſer der hällſchen Bemühungen zur Aufnahme der Critik an den Conr. J. J. Pyra.

der Welt bekannt geworden sind, unglücklicher Weise gekommen. Allein es ist nicht geschehen, und darum mag es ihnen dieſesmahl noch hingehen. Der ehrliche Mann ist seit einiger Zeit sehr finster, verdrießlich und unfreundlich in Gesellschaften gewesen: weder die Gelehrten noch die Primaner haben sein Angesicht ertragen können. Es ist ihm wie den Verliebten und denjenigen, welche eine starke Sehnsucht nach gewissen Speisen bey sich empfinden, und doch ihres Gegenstandes nicht habhaft werden können, ergangen. Seine Freunde erriethen die Ursache. Denn sie hatten ihm angerathen, nicht mehr zu schreiben, und seit der Zeit hatten sie dieſes unangenehme Wesen an ihm verspüret. Er fühlte es endlich selbst, und befragte sie um die Ursache davon. Was sollten sie thun? Sie befürchteten, daß, wenn sie ihm nicht erlaubten, in Prose zu schreiben, er sich wieder an die Poesie wagen, und ohne Zweifel an derselben versündigen würde. Und dafür hätte er alle Strafen zu befürchten gehabt. Sie sagten ihm also: wenn ihm seine Ehre lieber, als seine Munterkeit, wäre, so würde er endlich ein Timon und unerträglich werden. Herr Pyra will aber ein aufgeweckter Kopf seyn, daher wagte er alles daran. Er schrieb also, und zwar wider sie, und hat es auch anfangen drucken zu lassen. Seit dem hat er seine Farbe wider bekommen: er besorgt sein Amt, und ist recht muthig. Er hat mir daher auch aufgetragen, ihnen die beyden ersten Bo-

gen

gen von ſeinem Werke, welches auf 12 bis 13 Bände in 8 anwachſen wird, als einen Ausfoderungs Brief, zuzuſchicken. Ich bitte ſie, werden ſie aber nicht böſe, daß er ihnen ſchuld giebt, daß ſie ihm ſeine bürgerliche Ehre geraubt. Denn ich weis wohl, daß ſie nichts geſagt haben, als was ſie aus ſeinem Briefe erweiſen können. Das hätte er ſich für eine Ehre ſchätzen ſollen, daß ſeine Kleider, ſeine Perücke, und ſein Kopf der Welt bekannt gemacht worden ſind: denn nicht allen Leuten widerfährt in dieſem Punkte eine ſolche Gerechtigkeit. Sonſt ſchreibt er auch wie ein Lamm * welches Sie aus der Widerlegung, daß hier nicht der Cornel erklärt, auch nicht auf die Primaner losgeſchlagen würde, ſehen können. Ich widerhole meine Bitte; denn ſonſt müſſen wir in Furchten ſtehen, daß er noch in den Geſellſchaften weint. Ich bin

Meine Herren

Berlin
den 17. May
1744.

Ihr aufrichtiger Freund
M. R. E.

* Wir wollen dieſe Stelle, welche ſich auf der 4 S. befindet beyfügen: „Erſtlich kein Conrector erklärt hier den „Cornelius. Im Gegentheile hat er wohl mit der ganzen Metaphyſik zu thun. Was die Schuldiſciplin betrift, ſo iſt es hier nicht mehr gewöhnlich, auf Primaner loszuſchlagen. — Von meiner Gedult aber, die ſo „groß iſt, als eine vernünftige Zucht leidet, fehlt es mir „nicht an Zeugen„. Was dieſe und einige andre Punkte betrift, darüber wollen wir in einigen Diſſertationibus ad virum clariſſimum eine Unterſuchung ſchreiben. Wir müſſen dieſes lateiniſch thun, weil der Herr Conr. ein Schulmann iſt.

Bemühungen

zur

Beförderung der Critik und des guten Geſchmacks.

Quid deceat, quid non? quo virtus, quo ferat error.

Hor.

Achtes Stück.

HALLE,
bey Carl Herrmann Hemmerde.
1744.

Des Ungenannten letzter Wille.

Vorbericht.

Wir thun itzt etwas, welches uns viele Seufzer ausgepresset hat; wir legen nämlich mit einem nicht gemeinem Schmerze der Welt den letzten Willen eines Mannes vor, welcher eine Ehre und Freude seiner Feinde, und eine Schutzwehr derjenigen gewesen ist, die ihn geziemend darum ersuchet haben. Wie kurz ist doch das Leben der Menschen, und besonders eines so grossen Gelehrten! Gemeiniglich geht es ihnen, wie den frühzeitigen guten Köpfen, welche als Knaben und Kinder gelehrter sind, als ihre Brüder in den ehrwürdigen Jahren. Man hatte guten Grund zu glauben, daß der, den Zürch verehrte, und Nie-

derſachſen bewunderte, deſſen Zunge den grauſamen und unbarmherzigen Beluſtigern, den größten und gewaltigſten Feinden des guten Geſchmackes, muthig Troz geboten, und vor dem ſie, nach der ſcharfſinnigen Anmerkung unſers lieben und loſen Freundes, des Herrn Conr. Pyra, erzittert, wie die Schuldigen vor der Peitſche des Zuchtmeiſters erzittern und ſinken, ſein Leben wenigſtens noch auf fünf oder zehn Jahre, wie wir ſolches in unſerm Schreiben an ihn gewünſchet, bringen würde. Konnte er ſich nicht an dem Ende ſeiner Tage mit Recht, wie Theophraſt * gegen die Natur beklagen, daß ſie ihm ein ſo kurzes Leben verliehen hätte, da ſie doch den Hirſchen und Krähen ein viel längeres gegeben, welchen nichts daran liegen könnte? Denn wenn er länger gelebt hätte, ſo würden von ihm im Reiche der Gelehrſamkeit noch Wunderwercke geſchehen ſeyn. Allein die größten Bäume werden immer am erſten von den Winden umgeſtürzet, und die niedrigen Gebüſche bleiben ſtehn. Dieſes iſt eine alte und bekannte Anmerkung. Dieſer letzte Wille des Ungenannten beſtärket ſie darinnen, welcher nach der Anordnung ſeines Urhebers nicht eher, als ſechs Wochen nach der Zeit, da man hat ſagen können:

Fuit, dum vixit
Terent.

(L.S.) L*** und

* Cicer. libr. III. Tuſcul. quaeſt. fol. m. 232.

und zwar von uns, hat eröffnet werden dürfen. Diese schmerzhafte Verrichtung ist uns deswegen aufgetragen worden, weil wir in einem öffentlichen aufrichtigen Bußbriefe an diesen grossen Mann die Lehre bestärket haben, daß man sich nicht schämen dürfe, seine Vergehungen zu bereuen, wenn man sich nicht geschämet hat, dieselbe zu begehen, und dadurch einen so ehrlichen Mann, als Hr. L** ist, zu beleidigen.

Allein wir fühlen es am besten, wie schmerzlich uns diese Eröffnung sey, weil uns sein Angedencken ein trauriges Angedencken ist, und wir können es den größten Kunstrichtern unsrer Zeit bey ihrem Papiere, und Dintenfasse zuschwören, daß, wenn einige boßhafte Leute an diesem unglückseligen Zufalle schuld seyn sollten, welcher ohne Zweifel die traurigsten Veränderungen im Reiche der freyen Künste nach sich ziehen muß, wir nicht ermangeln würden, die schleunigsten Anstalten zur grausamsten Rache vorzukehren. Allein das Leben der Menschen, und besonders der Kunstrichter hängt oftmals an einem schwachen Faden. Wie gefährlich ist nicht, um nur eine Möglichkeit anzuführen, der Zorn für dieselben, welchem sie so sehr unterworfen sind, indem sie durch die geringsten Gegenstände aufgebracht und erhitzet werden können:

Pueri inter ſeſe, quam pro leuibus noxiis iras gerunt!
Terent.

Anakreon starb an einem Weinbeerkuchen: andre

(L. S) L**

Gelehrten ſterben vor den vielen Arbeiten; und vielleicht iſt das letztere eine Urſache an dem erſchrecklichem Zufalle. Seine letzte und ſtärkſte Arbeit, nämlich die Vorrede vor dem Longin, welche den ſchaalen Köpfen in Leipzig ein ſolches Schrecken eingejaget hat, mag freylich ſeine Kräfte ſehr mitgenommen haben. Wir wollen alle groſſen Geiſter vor dieſer unglückſeeligen Beſchäftigung warnen. Es gehören herkuliſche Kräfte darzu, und dennoch ſtehen ſie in Gefahr, erſchöpft zu werden. Die Erfahrung hat es uns noch mit einigen andern traurigen Beyſpielen gelehret, da groſſe und geſunde Gelehrten dieſe Arbeit unternommen, und dadurch ihrer Geſundheit keinen geringen Schaden gethan, und ihr Leben auf etliche Jahre verkürzet haben. Allein was iſt zu thun? Sollen wir wider das Schickſal ſtreiten, und können wir wohl ändern, was daſſelbe verhängt hat? Wir wollen unſre Pflichten, ſo betrübt ſie auch ſind, nicht verſäumen, ſondern den letzten Willen des Ungenannten nach ſeinem eigenen Begehren beſtmöglichſt in Erfüllung bringen. Die Welt kann ſich verſichert halten, daß er unverfälſcht und authentiſch geliefert werde, indem er, wie man ſelbſt erkennen wird, von einem Notarius und ſieben darzu erbetenen Zeugen beſtätigt, und unterſchrieben, auch im Beyſeyn gerichtlicher Perſonen von uns eröffnet worden. Wir laden auch hiermit die reſp. Schuldner, Erben, und Feinde

(L. S) L*** des

des Herrn L** förmlich, und gesetzmäßig ein, sintemahl diese kurze Einladung dafür gelten, und angenommen werden soll, daß sie binnen einer halben Jahres Frist sich insgesamt einstellen, daß sie theils ihre Schulden bey dem Verstorbenen erhärten und beweißlich machen, theils ihr Recht auf das hinterlassene Vermögen darthun, und mit tüchtigen Gründen bestärken, theils aber bey der Inventur, und Erbtheilung zugegen seyn mögen, damit alles billig und nach den Rechten zugehe. Im übrigen ersuchen wir die ganze gelehrte Welt, dem Herrn L** auch besonders dafür die gebührende Ehre zu erweisen, daß er den andern Gelehrten mit einem so rühmlichen Beyspiele vorgegangen, und ein Testament, welches unter ihnen unerhört ist, aufgerichtet hat. Da die gelehrte Republik fast alle löblichen Gewohnheiten aus dem bürgerlichen Leben nachgeahmet und eingeführet hat: da wir Kanzler, Richter, Schulzen, Voigte, Thürsteher, und so gar Bediente der Gerechtigkeit in derselben finden, so ist es ja nichts unbilliges, sondern vielmehr löblich, die Gewohnheiten bey dem Abschiede der Gelehrten einzuführen, welche im bürgerlichen Leben beobachtet werden. Man könnte in einer eignen Schrift die Vortheile zeigen, welche daraus entspringen würden, indem sich die innern Beschaffenheiten der Seelen niemals so deutlich, als am Ende des Lebens verrathen. Wir bitten also die Gelehrten, und be-

(L.S) L**

sonders den Herrn Rector in Lauban, welcher dem Rufe nach gefährlich an dem Cometen krank liegt, etwas, welches so löblich und nützlich ist, allgemeiner zu machen. Wir schliessen, und eilen, unsern Lesern den letzten Willen selbst vorzulegen.

Die Verfasser.

Instrument über den schriftlichen letzten Willen des Herrn Ungenannten.

P. P.

Männiglich sey hiermit zu wissen, so solches vonnöthen, mit diesem offenen Instrument, daß Hr. L** Hochlöblicher Canzler in ganz Germanien den 7 Junius in dem itztlaufenden 1744 Jahre Mittags um 12 Uhr zu sich in seine Behausung auf seine Amtsstube mich zu Ende dieses Instruments benannten Notarius nebst den ordentlichen sieben Zeugen bitten lassen, wo ich ihn denn auf dem Bette sehr unpaß, indem ich ein beständiges Zucken in den Fingern wahrgenommen, aber dennoch auch nach dem Zeugnisse der Umstehenden bey noch ganz leidlichem Verstande gefunden, ob er zwar, wie sie sagten, auch zuweilen phantasirte. Nachdem ich also solches aus seinen Reden und Geberden sattsam verstanden, gehöret, und vernommen habe, und ich ihm gefraget, was sein Begehren sey, als hat er mir angezeiget, daß er aus redlichen Ursachen, da er sich sehr schwach und hinfällig be-

(L. S) L**

fän-

fände, sein Testament und seinen letzten Willen zu ordnen beschlossen, wie es nach seinem seligen Tode, weil er keine eheligen Leibeserben hinterliesse, mit seinem Haabe und Gute sollte gehalten werden, denselben aber doch, so lange er noch lebte, ingeheim behalten wollte, wie er denn denselben auf das Papier verfasset, auch versiegelt und beschlossen: damit derselbige auch seine völlige Kraft erreichen, und künftig dafür bestehen möge, habe er mich nebst sieben Zeugen zu sich beruffen, daß wir dieses seines letzten Willens Zeugen seyn, die Zeugen dasselbe besiegeln und unterschreiben, ich aber über dieses alles ein offen Instrument, damit nichts davon fehlen möchte, verfertigen, dasselbe vollziehen, und mit meiner Hand und meinem Siegelringe bekräftigen wollte. Und lautet sein letzter Wille also:

P. P.

Die tägliche Erfahrung bezeugt, daß aller Menschen Leben dem zeitlichen Tode unterworfen ist, und also auch ich, als ein sterblicher Mensch, nichts gewissers, denn denselben, zu gewarten habe. Ich sehe demselben mit einer grossen Gemüthsruhe entgegen, und ich habe mich in meinen Leben oft gewundert, daß es einen Professor und Calendermacher gegeben, welcher „sich seines seligen Todes geschämet hat. „Sterben ist kein Schelmstück, sondern eine der „natürlichsten Pflichten eines Menschen. Die „ehrlichsten und tugendhaftesten Männer kön-

(L. S) L**

„nen sich derselben nicht entbrechen, und haben „sie zu allen Zeiten dieselben so wenig für schimpf„lich gehalten, daß sie vielmehr den grössesten „Theil ihres Lebens angewandt haben, sich zu „deren Beobachtung geschickt zu machen. Wenn „ich also sterben muß, so bin ich nicht der erste „ehrliche Mann, dem dieses begegnet

Abstulit clarum cita mors Philippum

„Abraham und die Propheten sind gestorben, „und bleiben dennoch, wer sie gewesen sind:

Ceciderunt in profundum
Summus Aristoteles
Plato et Euripides.

Alles dieses habe ich nun in einer langwierigen Betrachtung schon seit der Ostermesse 1742 erwogen, und mich beständig gefühlet, indem ich zwischen dieser Zeit immer eine fliegende Hitze, heftige Kopfschmerzen, und geringe Lust zum Essen und Trincken verspürt, „da ich sonst mein „Brod mit Freuden gegessen, und meinen Wein „mit gutem Muthe getruncken; denn dieses war „mein Theil.„ Ob ich mich nun wohl durch die grosse Freude über die bußfertige Widerkehr meiner geliebten Bemüher zu unsern grossen B** B*** und H** einigermassen hergestellt sahe, so hat mich doch seit einigen Tagen ein solches Reissen in den Gliedern, und besonders in den mittelsten Gelenken meiner Finger betroffen, daß ich keine Feder mehr halten, und nur mit Mühe und Noth einige Worte hervorbringen kann. Ich vermuthe daher, obgleich mit ei-

ner geringen Furcht, daß mein Ende nahe seyn muß; als bin ich in Betrachtung dessen bey noch gutem Verstande, freywillig und ohne Zwang, auch wohlbedächtig entschlossen, diesen meinen letzten Willen kund zu thun, wie und welchergestalt es mit meinem Hab und Gute nach meinem tödtlichen Abgange gehalten werden soll: inmassen ich dann hiermit meinen letzten Willen in der allerbeständigsten Form und Macht der Rechte, wie solches am kräftigsten geschehen kann und mag, vernünftig und mit gutem Bedachte beschlossen und verordnet, mit der ausdrücklichen Bedingung, daß ich diesen meinen letzten Willen unverbrüchlich gehalten haben will, damit ja nach meinem Hinsterben kein Zank und Hader unter meinen Erben entstehen möge.

Befehle und übergebe demnach anfänglichen das schwere und beträchtliche Amt eines Kanzlers in ganz Germanien in die Hände meiner hohen critischen Obrigkeit der beyden grossen zürchischen Kunstrichter Herrn Bodmers und Hrn. Breitingers, daß sie nach meinem Abschiede mit demselben schalten und walten mögen, wie es ihnen beliebet. Wenn aber meine Bitte, in Betrachtung der ihnen geleisteten wichtigen Dienste, etwas vermag, so ersuche ich Sie hiermit, ihren Verehrer, und unsern gemeinschaftlichen Freund den wohlverordneten Conrector Herrn J. J. Pyra, oder wenn derselbe wegen der überhäuften Schularbeiten und schweren Kinderzucht dieses Amt nicht auf sich nehmen könnte, meinen

ſtreitbaren und gefürchteten Freund, Herrn Eſſingern aus der Wüſten zurückzuholen, und in dieſes Amt einzuſetzen. Sie können mir zutrauen, daß ich an meinem Ende nicht eigennützig hierbey ſeyn werde, ſondern daß ich nach meiner Einſicht, und nach meinem beſten Gewiſſen diejenigen vorgeſchlagen habe, welche am tüchtigſten ſind, das gemeine Wohl des critiſchen und ironiſchen Vaterlandes zu befördern.

Zum andern verordne ich, daß meine unten eingeſetzte Erben meinen ſterblichen Leib, wenn die Seele von demſelben geſchieden ſeyn wird, zur Erde beſtatten, bey meinen Begängniſſe erſcheinen, und meinen Leichnam zum Grabe begleiten ſollen. Ob ſie Thränen über meinen Abſchied vergieſſen wollen, ſteht in ihrer Willkühr, indem ich freylich ungewiß bin, ob ich mehr lachende oder mehr weinende Erben haben werde.

Zum dritten will ich und befehle ich, daß von meinen Gütern und Baarſchaften alle meinen Schulden, ehe ſich die Erben in dieſelben theilen, bezahlet, und alſo die Seufzer, welche ſonſt über mich ausgelaſſen werden könnten, zurückgehalten werden mögen, welches auch, wie ich ſelbſt wohl erkenne, nach dem allgemeinen Völkerrechte billig und löblich iſt. Und zwar will ich, daß man ſie gänzlich befriedige, und nicht etwa nur einen jedweden etwas gewiſſes gegeben werden möge.

So will ich, daß man vor allen andern Schuldnern die deutſche Ueberſetzung der Bibel, und

das Gesangbuch zufrieden stelle. Ich gestehe mit einem innigem Leidwesen, daß ich den Eigenthümern sehr vieles wider ihren Willen abgeborget, und, wenn ich die Wahrheit aufrichtig bekennen soll, um desto ruhiger zu sterben, so bekenne ich, daß ich einen Kirchenraub dadurch begangen habe. Die meisten Scherze und Spöttereyen in meinen Werken, über welche wohl von vielen das größte Gelächter mag aufgeschlagen worden seyn, bestehen in lächerlichen Anwendungen der Gedanken, der Redensarten, und Worte so wohl der Schrift als der Gesangbücher. Und ich verordne ausdrücklich, und will es fest und unverbrüchlich gehalten wissen, daß man sie nach meinen Tode an dieselben in ihrem guten Verstande überliefre. Man muß eine sehr genaue Nachsuchung thun lassen, indem ich mich selbst ohngefähr nur etlicher zwanzig allein auf einer einzigen Satire * erinnere. Ich glaube das Verbrechen, welches ich etwa damit begangen habe, dadurch wieder gut zu machen, daß ich, wenn mein Wille, wie es seyn soll, in Erfüllung gebracht werde, wenigstens ein Drittheil meiner Güter abtrete, und alles also getreulich wieder erstatte. Ich hoffe also dieserwegen

(L. S) L** Ver-

* Solches ist die höfliche Antwort des Aeltesten der Gesellschaft der kleinen Geister auf die Antrittsrede des Herrn Pr. Ph**pp*. Wir werden künftig, weil uns aufgetragen worden, diesen Artikel in seine Erfüllung zu bringen, Nachsuchung thun, alle Stellen anzeigen, und sie den Eigenthümern einliefern.

Verehrung zu finden. Die Execution dieses und des folgenden Punktes überlasse meinen guten Freunden, den hällischen Bemühern zum Kennzeichen einer aufrichtigen Versöhnung: jedoch daß sie die andern Erben dabey mit zu Rathe ziehen.

Ich verordne auch, daß aus meinen Schriften, und Satiren, die feine Ironie, der meiste gallreiche Scherz, die sinnreichen Einfälle, die witzigen und scharfen Gedanken, welche Ursache sind, daß ich selbst in meiner eigenen Vorrede zu allen meinen Werken habe sagen können, ohne dabey roth zu werden, daß sie satirisch und im höchsten Grade ironisch, und nicht jedermanns Buch wären, dem historischcritischen Wörterbuche des Hrn. Bayle, und in demselben dem Montagne, und Motte le Vayer, welche ich zuweilen aus demselben angeführt habe, um meine Dürftigkeiten zu verbergen, vornemlich aber auch den satirischen Swifte, Bailleten und andern wieder zugeeignet und beschieden werden. Es ist dieses eine sehr alte Schuld, welche daher je eher je lieber abgetragen werden muß, damit meine Ruhe nicht etwa noch im Grabe möge gestöret werden. Damit dieses zu einer desto grössern Richtigkeit möge gebracht werden, so will ich ausser meinen wertheften Freunden den hällischen Bemühern, selbst meinen Feinden in Leipzig, und an andern Orten Erlaubniß und Vollmacht geben, fleißig nachzusehen, damit bemeldeten ausländischen Schriftstellern von ihrem Ver-

mögen nichts entäuſert, und von meinen eingeſetzten Erben kein heimlicher Unterſchleif gemacht werden möge. Denn wenn ſie gleich auch keine Reichthümer erben werden, ſo iſt es doch allezeit beſſer, wenig mit Rechte, als viel ungerechtes Gut zu beſitzen.

Eben dieſer Bewegungsgrund hat mich angetrieben, zu verordnen, daß wegen der Lobeserhebungen, und gütigen Urtheile von mir und meinen Schriften eine Commiſſion unpartheyiſcher Gelehrten, welche weder für noch wider mich mit Vorurtheilen eingenommen ſind, niedergeſetzt werde, welche mit der möglichſten Genauigkeit unterſuchen mag, wie viele mir davon zugehören. Es ſind aber diejenigen, die ich im Beſitze habe, von verſchiedner Art und Gattung. Einiger habe ich mich eigenmächtig angemaſſet, und ſie mir gegeben: andre habe ich von meinen Freunden, andre auch ſelbſt von meinen Feinden erhalten. Denn ich mag nichts, was mir nicht von rechtswegen zukömmt unter meinen Gütern leiden. Diejenigen, welche von Schmeichlern oder von guten Freunden an mich verſchwendet worden ſind, ſollen denſelben wieder zugeſtellet werden, jedoch verlange ich auch mit der größten Billigkeit, daß man dieſen Leuten einen Vormund und Verwalter über ihren Reichthum in Lobſprüchen ſetzen möge, damit ſie dieſelben denen, welche ſie verdienen, ertheilen, und ſie ihnen nicht wider Recht entziehen; man erkennet leicht, daß ich wenigſtens ſterbend noch das beſte

meines gelehrten Nächsten suche, welches ich leider im Leben allzuoft unterlassen habe. Was diejenigen gütigen Urtheile betrift, von welchen erwiesen wird, daß sie mir von Rechtswegen zugehören, so will ich hiermit nicht, daß sie etwa der Ewigkeit und Unsterblichkeit übergeben, sondern auch nach meinem Tode noch zu mir in den Sarg geleget werden mögen. Denn ich will nicht noch auf meinem Sterbebette zum Lügner werden, da ich in meinem Leben ausdrücklich gesagt habe: „Es soll mir gleich viel seyn, ob „die Nachwelt sich an meinen Schriften ergeben oder ob man noch bey meinem Leben aufhöret, dieselbe zu lesen. Die Unsterblichkeit suche ich nicht. Ich will lieber

Un bonnet bien garni pendant cent ans de vie,
Que mille autels apres ma mort.

Obgleich diese Bedingung pendant cent ans de vie nicht eingetroffen ist, so bleibt es dennoch bey meiner Verordnung, und meine Erben mögen es sich eingeschärft seyn lassen, bey Strafe der Enterbung, nicht dawider zu handeln.

Ich verordne, daß die Vernunft, welche mir bey meinen kunstrichterischen und autormäßigen schweren Verrichtungen übrig geblieben ist, nachdem die Schulden, die ich bey verschiedenen Gelegenheiten gemacht habe, davon richtig abgetragen und bezahlt worden, als ein Vermächtniß, der philosophischen Allmosenkasse eingehändiget werde. Ich hoffe, daß dieses Geschenk um so viel angenehmer seyn wird, weil ich sie in meinem

Leben selten gebraucht habe, und also leicht zu vermuthen ist, daß sie noch sehr gut und wenig abgenützt seyn muß. Ich will aber ausdrücklich, daß den preßhaften und elenden Schriftstellern, welchen sie von der Natur eben nicht im reichsten Masse gegeben worden ist, jährlich zu bestimmten Zeiten eine Gabe davon gereicht werde.

Die Satire auf meine Mitbrüder, von der Nothwendigkeit der elenden Schriftsteller, deren Parthey ich wider diejenigen genommen haben, welche sich bemühen, vernünftig und schön zu schreiben, das Schreiben vom Clifton, nebst einigen andern seinen Scherzen, Einfällen und Ironien, welche fremden Schriftstellern nicht zugehören, sondern mir etwa hier und da entwischt sind, vermache ich dem guten Geschmacke. Und dieses will ich darum, weil ich sie meinen andern Erben nicht zukommen lassen kann, indem es lächerlich seyn würde, wenn sie künftig unter ihren Gütern etwas schönes und artiges haben sollten. Allein sie werden nicht ganz leer dabey ausgehen: denn diejenigen, welche meinen letzten Willen eröffnen werden, sollen Sorge tragen, daß die deutsche Uebersetzung der Bibel, die Gesangbücher, die auswärtigen Schriftsteller, und die andern Erben, die ich gleich anzeigen werde, ihre Theile davon bekommen mögen.

Meine Gelassenheit und Großmuth, die ich, wie mir alle meine guten Freunde darinnen mit einem aufrichtigen Zeugnisse nicht entstehen wer-

(L. S) L**

den, bey einer wohl besetzten Tafel gegen alle meine Feinde und Verächter ausgeübet habe, vermache ich in tiefster Unterthänigkeit dem Hochedelgebohrnen Herrn, Herrn, J. J. B** und dem Hochehrwürdigen Herrn, Herrn J. J. B***, als ein Zeugniß des zu ihnen tragenden ehrerbietigsten Gehorsams. Die Sorge für ihr kostbares Leben, da sie beyden schweren und weitaussehenden Unruhen und kritischen Kriegsläuften und bey den Sorgen, die Ihnen beyden auf den Schultern lieget, in Gefahr stehen, so zeitig von dem Tode, als ich, übereilt zu werden, hat mich zu diesem Vermächtnisse bewogen. Denn ich weis es am besten, wie die Hände, der Magen, und der ganze Körper mit neuen Kräften zum Schreiben und Schelten erfüllt werden, wenn man oft Gelegenheit hat, beyde Tugenden von meiner Art, auszuüben. Gleichfalls sollen diesen beyden grossen Geistern die letztern Seufzer meines Lebens aus schuldigster Dankbegierde, daß sie mich gewürdigt haben, einen Kanzler in ganz Germanien aus mir zu machen, gewidmet und geheiliget seyn.

Meine geringe Kenntniß von Böhmer, den ich aber dem ohngeachtet vielmals beleidigt habe, weil ich mich als ein freyer Geist seinem Zwange nicht allezeit habe unterwerfen wollen, habe ich meinen lateinischen guten Freunden in Leipzig zugedacht; denn ohnerachtet ich in meinem neusten Werke, in einer Vorrede gegen diejenigen, welche sich bemühen im Deutschen schön und

richtig zu schreiben, eine grosse Verachtung habe blicken lassen da ich sogar gesagt, daß diejenigen, die ein grammatischer Schnitzer beleidigte, nicht verdienten, daß ihre Ohren an einem Menschenkopfe sässen: so muß ich theils gestehen, daß es aus einem Neide, daß ich zu meinen Zeiten nicht so fein geschrieben habe, herfloss, theils sehe ich auch gar wohl ein, daß ihre Bemühungen, unsern gemeinschaftlichen Feinden zu widerstehen nicht glücken, sondern lächerlich werden müssen, wenn sie, dem einreissenden Uebel zu steuern, dieser bösen Gewohnheit nicht wenigstens in etwas folgen werden.

Zu meinen vornehmsten Erben will ich hiermit, welches ich sonder List und ohne Gefährde auf ewig gehalten wissen will, die Schreiber und Kunstrichter von meiner Art nebst allen ihren Nachkommen von gerader und ungerader Linie eingesetzt haben. Ihnen beschcide ich also meinen eignen natürlichen Witz, wie er in dem Zustande, ehe er durch die guten ausländischen Schriftsteller verderbt worden, gewesen ist. Diese sollen alle die sinnreichen und beissenden Einfälle: der Kerl ist ein Narr, ein Oehse, ein Affe, kein rechtschaffner gelehrter Mann, ein Stümper, ein Student, ein Meister der freyen Künste, ein Professor, Magnificenz, und alle Namen der Würden, welche alle mit den vorigen einerley Bedeutung haben, wenn ich entweder alle die Ehrenstellen nicht bekleidet, oder es wenigstens längst gewe-

sen bin, welche alle in einer grossen Menge unter meinen Baarschaften befindlich sind, ausgeliefert werden: jedoch mit der ausdrücklichen Bedingung, daß sie dieselben nicht bey allen und jeden Gelegenheiten anwenden, weil sie sonst ihre Kraft verliehren würden, sondern nur alsdann gebrauchen, wenn ein Feind von ihnen etwas unangenehmes wider sie vorbringt, und sie lächerlich macht. Sie werden erkennen, daß wider die üblen Folgen eines entstandenen Zachzorns bey solchen Gelegenheiten, kein geschwinder Mittel, zum Niederschlagen einer schnellen Hitze und Aufwallung des Geblüts keine Krebsaugenpulver so kräftig, und zur Erhaltung einer beständigen Zufriedenheit mit sich selbst und seinen Gerüchten nichts so stärkend, als diese mächtigen Trümpfe sind; zumal wenn man schon ein so hohes Alter, als ich nunmehr, erreichet hat, da das jugendliche Feuer verflogen, und die noch muntern Kräfte ausgedünstet sind. Eben diesen bestimme ich die aufgeweckten Scherze welche den Ohren der ehrbaren Pedanten schlüpfrich und unrein zu seyn scheinen, und mit welchen ich doch grosse Gesellschaften, welches ohne Zweifel ein deutliches Merckmaal ihrer Güte ist, aufgeräumt und lustig gemacht habe, daß sie, da sie nicht haben reden können, doch wenigstens mit offnem Munde gelacht haben. Doch an allen diesen sollen sie ihr Recht verliehren, wenn sie von ihrem kritischem Bunde absetzen, und zu den Feinden der Zürcher übergehen, oder

wenn sie sich unzeitig schämen sollten, vernünftig, und auf eine pedantische Art, angenehm zu seyn.

Von meinen Schreibefedern, mit welchen ich meine meisten Satiren geschrieben, und welche aus den besten und größten Trappen gezogen worden sind, sollen alle diejenigen ein paar bekommen, welche wider meine und der Stadt Zürch gemeinschaftliche Feinde, die Belustiger, und alle andre ihre Anhänger Satiren und Spottschriften schreiben wollen. Ihre Werke werden dadurch handfest, und ihre Spöttereyen mächtig und sinnlich werden, daß niemand vor ihnen wird bestehen können. Ich kann mich hier sicher wieder auf meine Erfahrung beruffen. Die dauerhaftesten und stärcksten soll mein werther Freund der Herr Conr. Pyra, zum Zeugnisse meiner aufrichtigen Freundschaft, erhalten, wie es etwa sonst gewöhnlich ist, daß dem ältesten Sohne das beste Pferd, der beste Sattel, und das beste Schwerdt aus der Erbschaft gegeben wird. Und dafür soll er auch in diesem Punkte bey der Erbtheilung angesehen werden.

Damit ich aber doch diesen lieben Mann noch besser bedenke, so bin ich entschlossen, ihm auch meine größte Kostbarkeit zu vermachen. Ich will also, und verordne hiermit, daß er die Keule, welche ich ihm zu der Zeit geliehen habe, als er ein Kunstrichter auf $5\frac{1}{2}$ Bogen geworden ist, und die er mir noch nicht wieder zurückgesendet

hat, zum ewigen Angedenken von mir behalten soll. Es ist eben die Keule, mit welcher ich vordem verschiedene Schriftsteller hingerichtet habe, und mit welcher er selbst nach dem Zeugnisse meines Freundes, des Herrn Conr. Erlenbachs dem Gezüchte der hällischen Bemüher einen tödlichen Schlag versetzet hat: wiewohl ich daran zweifle, weil diese bekehrten Freunde mir geschrieben, daß der liebe Mann viel sanftmüthiger mit ihnen umgegangen, welche mich doch wohl auch in meiner Kranckheit nicht belogen haben würden. Ich hoffe, daß er den Werth dieses Geschenkes recht erkennen und sie, seinen Pflichten gemäß, zur Ehre unsrer hohen Obrigkeit, der Herrn Bodmers und Breitingers gegen alle Feinde derselben gebrauchen wird. Er soll aber, welches doch wohl nicht von seiner Natur zu vermuthen ist, dieselbe verlieren, wenn er so unbesonnen handeln, vernünftig werden, und schweigen sollte. Die Zuchtruthe, mit welcher er mir mein Ansehen, welches ich, als ein Hofmann habe, zu vergrössern, ein Geschenk gemacht hat, soll an denselben zurückfallen, jedoch mit der ausdrücklichen Bedingung, daß er der Welt die wahre Ursache entdecke, warum in seiner Schule nicht mehr auf die Primaner geschlagen würde, welches er in einem Werke, welches bald erscheinen wird vor aller Welt leugnen will, als wenn es bloß daselbst nicht gewöhnlich wäre, wiewohl er sich in der That selbst kurz darauf widerlegt. Freylich hat er es zeither nicht thun

dürfen: denn er hatte mir ja seine Ruhe geschenkt. Ferner soll er es für keine Schande halten, zu gestehen, daß er den Cornelius erkläre, wovon er ebenfals das Gegentheil behauptet. Auch soll er sein Vorgeben von der Perüke widerrufen, indem ich es ja selbst mit meinen Augen gesehen, als ich in Berlin gewesen, daß er eine lange Perücke trägt. Er soll auch aufhören, wider meine Freunde, die Bemüher, etwas zu schreiben, weil er ja deutlich aus dem an mich geschriebenem Briefe abnehmen kann, daß sie ihre Verbrechen erkannt, und sich anheischig gemacht haben, unsre Parthey zu nehmen, und wider alle Feinde der Kunstrichter in Zürch auf einen Strauß auszuziehen.

Ich verordne auch, daß diese werthen Freunde, wenn ihre Reue aufrichtig ist, und wenn sie wider Gottscheden, die Belustiger, und alle unsre Feinde in das Feld gehen, und sich tapfer halten werden, mit den Schreibern und Kunstrichtern in gleichen Theilen seyn sollen. Zu ihrem Besten ist auch von mir beschlossen worden, alle diejenigen, welche von mir erben werden, dahin zu vermögen, daß Ihnen ein freywilliges Geschenk von Lobeserhebungen gereichet werde, wenn sie auf den Ruinen des Ruhmes unsrer Feinde, den unsterblichen Männern, die ich verehre, ein ewiges Denkmaal aufrichten werden.

Von dem Gelde, welches aus meiner Bibliotheck wird gelöset werden, soll der Grund zu einer Lotterie gelegt werden, welche darzu die-

nen soll, daß die Schriften des künftigen Kanzlers Herrn J. J. Pyra, wenn meine Hoffnung nicht fehl schlägt, frey gedruckt werden können, weil doch die Schüler mit dem, was sie zusammenschiessen wollen, allzusaumseelig und träge sind. Ich überlasse im übrigen die Einrichtung dieser Lotterie meinen guten Freunden, den hälischen Bemühern, wie sie Gewinnst und Verlust anordnen wollen, damit überall Recht und Billigkeit gehandhabt werde.

Ich enterbe hiermit, und verordne, daß es dabey bleiben soll wegen des Herrn Gottsched in Leipzig, daß er an meiner ganzen Verlassenschaft nicht den geringsten Antheil, auf keine Art und Weise, haben soll: weil er mir zum ersten niemals seinen öffentlichen Beyfall gegeben hat, und zum andern die schädlichen und aus seiner Natur hergeleiteten Irrthümer hat; daß ein Dichter der Natur nachahmen, einen durch Vernunft geläuterten Geschmack haben, wahrscheinlich in Erdichtungen, edel, feurig, neu und erhaben in den Gedanken, schön, zierlich, und fliessend im Ausdrucke seyn müsse; welche Sätze nebst denen, daß Milton, Haller, Bodmer, und Breitinger nicht unfehlbar und untadelhaft seyn, schon die größten Verwirrungen im Reiche der Gelehrsamkeit verursacht haben.

Ferner verordne ich hiermit kraft meiner kritischen Gewalt, daß diejenigen, welche an den Belustigungen des Verstandes und Witzes arbeiten, und die ich nicht ohne Abscheu nennen

kann, gänzlich ausgeschlossen und enterbet seyn sollen: weil sie Meister der freyen Künste, und junge unbekannte Studenten sind, und zwar aus der gottschedischen Schule, welches „alles ge„sagt ist; weil sie scherzhaft sind und gerne spot„ten; weil sie zierlich und süß schreiben: weil „Reinbeck ihr Reinbeck auch ist: weil die mei„sten Stücke von ihnen sind, und also nichts „taugen, weil kein rechtschaffen gelehrter kluger „und angesehner Mann an ihren Belustigungen „Theil hat: und weil sie endlich nicht in einem „so grossem Ansehen stehen, als man in der „Fremde glaubt.„ Zur Urkunde habe ich dieses Testament auf allen Blättern, so wohl zu Ende mit eignen Händen unterschrieben, als auch mit meinem gewöhnlichen Siegel bekräftigt, welches geschehen ist dem 7 Junius 1744.

Geschehen sind diese Dinge im bemeldeten Jahre, Monate und Tage in Gegenwart der darzu erbetenen Zeugen, die sich auch unterschrieben, und ihre gewöhnlichen Petschafte darauf gedruckt haben.

(L.S) H***
(L.S) S**
(L.S) D**
(L.S) G***
(L.S) B**
(L.S) B***
(L.S) R*

Und ich offener und geschworner Notarius bin bey Aufrichtung dieses Testaments persön-

lich zugegen geweſen, da denn Teſtator ausdrücklich vermeldet, daß ſolches ſein letzter Wille ſeyn, gegen den ſich künftig niemand weder directe noch indirecte auf keine Art und Weiſe auflegen und ſich darwider ſetzen ſollte, und daß er berannte Zeugen ausdrücklich darzu erbeten, welche ſich auch ſelbſt unterſchrieben und mit ihren Siegelringen ſolchen bekräftigt;

Als habe ich dieſes offne Inſtrument darüber aufgerichtet, in gegenwärtige Form gebracht, mit meinen eigenen Händen geſchrieben, meinen Namen eigenhändig darzugeſetzet, und ſolches mit meinem gewöhnlichen Notariatsſiegel bekräftigt, allermaſſen ich vom Teſtator tragenden Notariatamts wegen abſonderlich darzu erfodert worden. Geſchehen den 7 Junius 1744.

(L. S.)

Erich Frido.
Not. Publ. Caeſ.

Lob-

****

Lob- und Schutzſchrift

eines ganz neuen vortreflichen und kurzweiligen Gedichts,

welches folgende Aufſchrift hat:

M. Samuel Seidels, der Schule in der Oberlauſitziſchen Sechsſtadt Lauban Rectors, wie auch der deutſchen Geſellſchaft in Leipzig, und der lateiniſchen in Jena Mitgliedes, Ode über den im Jahr 1744 und vorher erſchienenen Kometen, zum Preis des Schöpfers, auf Veranlaſſung eines gelehrten Gönners in D** eilfertig aufgeſetzt.**

OVID.

EXT ALIQVID, MEMORI VISA NOTARE MANV.

Leipzig, gedruckt bey Johann Chriſtian Langenheim 4 Bogen in Folio.

Endlich haben die neidiſchen Zeiten einen Dichter hervorgebracht, welcher alle die unſchätzbaren Regeln des Pathos, die der unſterbliche engliſche Kunſtrichter, Martin Scribler, gegeben, vollkommen in ſeiner Gewalt hat. Seidel, der groſſe Seidel iſt es, welcher dem Erhabnen der Alten, welches der vorwitzige Longin, ohne allen Grund dem Tiefen vorgezogen hat, dieſes, oder das Pathos der Neuern, in ſeinen unnachahmlichen Gedichten, entgegenſetzt,

setzt, und welchen ein Dryden, wenn er seine Gedichte hätte lesen sollen, das hohe Lob beygeleget hätte, daß die Natur bey dem Lee und Guardian, in der Kunst zu kriechen, nicht habe weiter gehen können, sondern beyder ihre Fertigkeit in einem Seidel vereiniget habe.

Dieses sind die wahrhaften Gedanken, welche ich, seit vielen Jahren, von dem grossen Seidel, welcher eine wahre Zierde der ganzen Lausitz, die Ehre Deutschlands und das Augenmerk Europens ist, geheget habe. Aber was helfen gute Gedanken, wenn man sie nicht andern mittheilet? Sie sind nicht anders, als ein verborgner Schatz, welcher endlich, wenn er niemals zum Vorscheine gebracht wird, vermodert, und zu allem Gebrauche untüchtig wird. Diese Betrachtung hat mich bewogen, mein Herz, welches von Hochachtung gegen diesen grossen Dichter überläuft, vor ihm und der Welt auszuschütten. Ich habe längst hierzu eine erwünschte Gelegenheit gesucht, und nach ängstlichen Warten bot sich mir endlich eine solche dar, welche, wenn ich sie vorbey lassen wollte, mich für Reue ehstens in die Grube bringen würde. Ein guter Freund und wahrer Kenner des Pathos übersendete mir vor wenig Tagen die ausnehmend wohlgerathne Kometenode, deren völliger Titel oben angezeiget ist, und welche, in Ansehung des dem Hrn. Seidel eigenthümlichen Pathos, über alle seine übrigen auch ganz vortreflich schön und kriechend gerathnen Gedichte, so sehr das Haupt empor hebt, Quan-

Quantum lenta ſolent inter viburna cupreſſi.
Virg.

Man findet darinnen alle Regeln und Kunſtgriffe, welche der ſcharfſinnige Scribler, zu dem Bathos zu gelangen, angegeben hat. Alle möglichen kriechenden Schreibarten ſind in dieſer Ode angebracht. Man findet die geſchmückte oder blumichte, die lebhafte, die gezwungene, die beſchwerte, die geſtiefelte und die Modeſchreibart, ja noch viel mehrere kriechende Schreibarten darinnen, als ihrer Scribler genennet hat. Der zum Bathos nöthigen Figuren und Tropen hat er ſich in nicht geringer Anzahl bedienet. Seine ganze Ode iſt von Catachreſen, Metonymien, Synecdochen, Apoſipeſen, oder Verſchweigungen, Metaphoren; ferner von der Vermiſchung der Figuren, dem Rauderwälſchen, der Paronomaſie, der Antitheſis oder Schaukel, der Hyperbole oder dem Unmöglichen, der Periphraſis, dem Anticlimax, der Pöbelfigur, dem Kindiſchen, dem Leeren oder dem Nichts, der Ausfüllung, der Macrologie, dem Pleonaſmus und der Tavtologie, von allen dieſen und noch weit mehreren dergleichen beneidenswürdigen Figuren und Schönheiten, ſage ich, iſt ſeine Ode, nach den Regeln des Bathos zuſammengeſetzt. Kann man nun wohl ſagen, daß dergleichen Stärke in der kriechenden Schreibart bisher jemals erhöret worden? habe ich nicht wahr geredet, da ich behauptete, daß die verſchwen-

ſchwenderiſche Natur alle möglichen Fertigkeiten im Pathos an einem Seidel verſchwendet hat? Und ſollten ſich nicht deremſi vor der Nachwelt die ſechs Sechsſtädte in der Oberſauſitz, Bauzen, Görlitz, Zittau, Lauban, Camenz und Löbau, um Seidels, als des deutſchen Homers, Geburtsort zanken?

Doch meine feſte Ueberzeugung, von den Vollkommenheiten meines poetiſchen Helden, macht, daß ich von meinen Leſern allzu viel fodre, und bereits triumphire, ehe ich den Sieg über ihren Beyfall erhalten habe. Ich will alſo ihre Gemüther nicht mit Sturm erobern, ſondern mit Vergleich einnehmen. Wir haben ja Hrn. Seidels Lied geſehen; ſeine Ode haben wir geleſen; was bedürfen wir eines weitern Beweiſes? Aber wie viel eingebildete Wahlinge giebt es nicht itzt mitten unter den edlen kriechenden Geiſtern, welche die Schönheiten dieſer Ode nicht eher gewahr werden, als bis man ſie zergliedert, und jede in ihrer beſondern Pracht darſtellet. Sie ſind wie die Kinder, welchen man die Schnecken und Krebſe aus den Schalen hervorſuchen muß, wenn ſie von dem angenehmen Geſchmacke derſelben ſollen überzeuget werden. Ich will mich daher bemühen, alles das vortrefluchſchöne dieſer Ode aller Welt vor Augen zu legen. Ich weis, ich werde alle Verehrer der ſcribleriſchen Regeln dadurch lüſtern machen, und die Kunſt, in der Poeſie zu kriechen, wird mit ſo groſſem Eifer hinfüro von allen

len witzigen Köpfen gesucht werden, als man bisher das Erhabne in der Dichtkunst anzupreisen und auszuüben sich bemühet hat.

Ich muß mich wegen alles dessen rechtfertigen, was ich von dem vorhabenden Gedichte gesagt habe. Und wie leicht wird mir dieses nicht fallen, da ich in allen Strophen desselben so viel Eigenschaften der kriechenden Schreibart finde, als ihrer nur darinne Raum haben. Erst muß ich beweisen, daß mein Held die geschmückte, oder blumichte Schreibart in seiner Gewalt hat. Ich will allezeit anführen, was mir zuerst vorkömmt; denn es ist schwer zu bestimmen, welche Schönheit in dieser Ode den Vorzug vor der andern hat, indem sie fast gleich vollkommen kriechend sind. In der 9ten Strophe redet mein Dichter

Vom Hörsaal voll Gardin und Quasten.

Er erinnert sich hier der Zeiten, da er, als er von der Schule gekommen, zum ersten male ins Collegium gegangen, und gleich in dem ersten Hörsaale Gardinen und Quasten, wie er sie zierlich nennet, gesehen. Von der Zeit an hat er sich von diesen Zierrathen einen so festen Eindruck in seine Seele gemacht, daß er bis itzo glaubt, sie wären ein wesentliches Stück der Hörsäle auf hohen Schulen. Und wer will ihm das wehren? Noch ein paar geschmückte Stellen! In der 40sten Strophe wünscht der Dichter wohlmeynend, daß die Ehre der Herrscher von Sachsen durch aller Fälle schön bleiben soll.

Um

Um bis zur letzten Nacht der Zeiten
Noch Glanz und Wunder auszubreiten.

Dieser Glanz flicht hier neben den beyden Acten der Nächte ganz vortreflich ab. In der 41. Strophe befindet sich folgender ausnehmendgeschmückter Wunsch an den Landesvater:

Leb, o du Titus deiner Sachsen,
Und siehe, was dir GOtt bejaht,
Wie Strahlen von Kometen wachsen,
Wenn sich ihr Schwung zur Sonne naht,
Damit das Glänzen deiner Sphäre
Dich selbst durch alle Welt verklare.

Die lebhafte Schreibart besteht nach Sriblers Begriffe eigentlich darinne, daß, vermög derselben, die Schreibart der Alten in die neue Schreibart der kriechenden verwandelt, oder, kurz zu sagen, verheutiget wird. Mein Held, der grosse Sadel, kann dieses, als ein Meister. Also hat er z. E. in den alten Dichtern öfters gefunden, daß sie von Beflügeln und Aufschwingen reden. Dieses hat er in der 32sten Strophe sehr geschickt in das deutsche Pathos übergetragen:

Immittelst fängt die Ehrfurcht an.
Den Blick getrost nach dem zu fiedern,
Was je der Bangigkeit im Niedern
Zum Graus und Scheusal werden kann.

Aus dem Horaz hat er einmal in der Schule

equitare in arundine longa

exponiren müssen: und wie sinnreich versetzt er nicht diesen feurigen Ausdruck aus einer Satire des Horaz in seine prächtige Ode von den Kometen! Er sagt in der 37sten Strophe:

Was

Was noch voritzt am Stecken schleicht,
Was schon voritzt auf Stecken reitet,
Bewundert, was dich wirkt und leitet.

Aus diesen Zeilen habe ich die nachvernünftige Folge gezogen, daß mein Dichter auch unter der Zahl dieser bewundernden ist. Denn er theilet hier die Menschen in 2 Classen. Die eine schleicht an Stecken, die andre reitet auf Stecken. Zu der ersiern kann er unmöglich gehören; denn es ist ja so lange noch nicht, daß er die Reime, und mit ihnen die Gedanken zu den Versen in Hübners Reimregister suchte; ja wenn ich, wie billig, glaubwürdigen Versicherungen trauen darf, so würde gar kein Gedicht, und vornehmlich nicht diese Kometenode, zur Wirklichkeit gelanget seyn, wenn Hübners Reimregister nicht in der Welt und in Hrn. Seidels staubigtem Poetenkasten, wie er ihn selbst zu nennen die Bescheidenheit hat, gewesen wäre. Nun sind diejenigen aber, nach dem gemeinen Begriffe, noch ganz junge Dichter, welche sich dieses für sich selbst vortrefflichen Hulfsmittels bedienen. Herr Seidel kann also unmöglich schon am Stecken schleichen; und folglich gehört er zu der andern Classe, und reitet demnach auf dem Stecken. Ich bitte aber meine Leser, daß sie ja nicht glauben, als ob ich dadurch etwas zu Verringerung seiner poetischen Ehre sagen wollte. Man muß nur die rechten Begriffe mit meinen Worten verknüpfen. Mein Held ist der vortrefliche Meister des Bathos, und

alle, welche zu dessen Fahne geschworen haben, meynen unter dem Stecken den Pegasus. Er reitet also auf dem Pegasus, welcher in den Augen aller wahren Kenner des Pathos ein wirklicher Pegasus oder ein Flügelpferd; in dem Wahne der witzigen Köpfe aber, welche gerade das Gegentheil von jenen sind, ein Steckenpferd ist. Es ist ihm also gleich viel Ehre, ob man sagt: Herr Seidel reitet auf dem Pegasus; oder: Herr Seidel reitet auf dem Steckenpferde.

Die gezwungene Schreibart ist eine der schönsten, und dennoch häufigsten Zierrathen dieser Ode. Scribler nennt sie eine von den wunderlichsten und affectirtesten Metaphoren zusammengesetzte Schreibart. Und nach eben diesem Begriffe finde ich sie fast in allen Strophen. Einige Stellen sollen überhaupt ihre Gegenwart beweisen. Wenn ich alle anführen wollte: so müste ich fast die ganze Ode abschreiben. Denn, wie gesagt, sie möchte vor Schönheiten bersten. In der andern Strophe propheceyet mein Dichter: denn *vates* heist so wohl Prophet, als Dichter; der Komet werde die

argen Deutschen
Mit Hunger, Pest und Kriege peitschen.

Wer daran zweifeln will, daß man gut poetisch sagen kann, der Komet könne peitschen, der muß noch keinen Kometen gesehen haben. Haben nicht die Alten die Kometen öfters gar für Ru-

Ruthen angeſehen? und wer wollte leugnen, daß auch der heurige Komet, welchen der Dichter beſingt, die völlige Geſtalt einer Ruthe gehabt hätte? Er ſagt ja in den vorhergehenden Zeilen, daß man ihn zu Lauban für eine feurige Ruthe angeſehen habe:

O! rief man faſt mit kaltem Blute:
Seht da, was Rach und Zorn beſtellt!
Seht da des Himmels Feuerruthe!

Dieſe Ruthe iſt von denen Ruthen, wie ſie in des Hrn. Rectors Schule gebraucht werden, ſehr unterſchieden. Denn mit dieſen werden die böſen Kinder gepeitſcht; jene aber peitſcht ſelbſt, und zwar mit Hunger Peſt und Krieg. Und dieſes müſſen alſo wieder neue Ruthen ſeyn, mit welchen eigentlich die argen Deutſchen, dieſe böſen Kinder! von jener groſſen Kometenruthe gepeitſcht werden. Könnte auch Scribler ſelbſt ſeine Regeln von der gezwungenen Schreibart beſſer ausgeübet haben? Hieher gehöret auch gleich die folgende Stelle aus der dritten Strophe:

Da fragte man bey grauen Haaren
Wie fürchterlich ein Schweifſtern ſey?

Sollte wohl ein andrer, als der groſſe Seidel, darauf fallen können, die alten Zeiten auf metaphoriſch graue Haare zu nennen? In der 6ten Strophe ſagt er von den Kometen:

Sie ſind wohl eh den Tartarhorden
Ein Vortrab bis zum Bober worden.

Die Feuerruthe hat ſich in ein Reitpferd verwandelt. Denn vorhin peitſchte der Komet die argen Deutſchen; nun trabt er vor den Tartarn

her, bis an den Bober. So ist es. Ein Poet muß eine Sache von verschiedenen Seiten betrachten, und den Mantel nach dem Winde hängen können. Er muß ein Schöpfer seyn, und das Mögliche in das Wirkliche hinüber bringen. Darinnen hat nun der Hr. Rector in Lauban eine ausnehmende Stärke. Er wird noch den Kometen in Dinge verwandeln, welche man auch im Traume nicht mit ihm verbinden würde. Und das ist eben die Kunst der gezwungenen Schreibart.

Ich kann hier unmöglich die gelehrte Anmerkung, welche er den letzt angeführten Zeilen beygefüget hat, übergehen. Sie heist: „Nämlich „im Jahre 1240, da der damals erschienene Ko„met, so gar nach der Meynung des grossen „Weigels, den Einfall der Tartarn in Schle„sien bedeutet haben soll; der doch erst im Jahr „1242 erfolget.„ In dem so gar steckt der ganze Nachdruck der Worte, welche so viel sagen wollen: So gar der grosse Meßkünstler, Weigel, welcher, als ein Meßkünstler, doch gewiß am allererſten die Bedeutung der Kometen hätte ausrechnen und mathematisch bestimmen können, bezeugte, daß der Komet im Jahr 1240 den Einfall der Tartarn in Schlesien bedeutet habe. Man würde ihm also wohl glauben müssen, wenn dieser Einfall nicht erst 2 Jahre drauf geschehen wäre. Ich zweifle also nicht daran, wenn es Newton auch gesagt

hätte

hätte; so hätte er Weigeln seinen Beyfall nicht versagt. Denn wer wollte den Meßkünstlern, und zwar so grossen Meßkünstlern, hierinne nicht trauen? Die Auslegung der Zeichen ist ja eben das Werk dieser Leute. Ich wundre mich nur, warum Newton kein Traumbuch geschrieben hat. Doch ich muß noch ein Paar Proben der gezwungenen Schreibart anführen. In der 16ten Strophe lehrt der Hr. Rector, ein Strobelstern, welches in Lauban, in des Hrn. Rectors Studierstube so viel heist, als ein Komet, könne

Durch Dunst und Hauch aus Schweif und Rachen
Die schönste Welt zum Bimstein machen.

Hier stellt er abermal den Kometen als ein Pferd, vor. Er schreibt ihm einen Rachen und einen Schweif zu. Und zwar kann er, der Komet, oder das Pferd, welches einerley ist, aus diesem und jenem, und also hinten und forne, einen höchstverderblichen Dunst und Hauch von sich lassen. Man mercke diese reitzende Zierrath in einer Ode zum Preise des Schöpfers. Der Himmel behüte uns vor solchen häßlichen Kometen, welche durch ihren doppelten Athem, auch die schönste Welt, welches bisher alle Naturkündiger für unmöglich gehalten haben, zum Bimsteine machen kann! Wie würde es nicht vollends einer etwas garstigen Welt gehen! von der Regung der frohen Brust heist es in der 35sten Strophe:

Ihr Schrohr kann kein Harm zertrümmern.

Hätte der Hr. Rector auch den Charakter der gezwungenen Schreibart besser beobachten können, als dadurch, daß er das Sehr ohr Schiffbruch leiden läßt? So eine entfernte Aehnlichkeit zwischen dem Verderben eines Schrohres und eines Schiffes konnte nur ein Seidel, durch das vortrefliche Sehrohr des Reims entdecken! Doch genug von Exempeln der gezwungenen Schreibart!

Von der beschwerten Schreibart will ich, weil sie von der gezwungenen nur in der Menge der Metaphoren unterschieden ist, keine Stelle anführen. Zudem so blickt sie von sich selbst so häufig aus der Ode hervor, daß sie auch einäugige Leser, ohne Mühe, sogleich gewahr werden müssen. Und der Hr. Rector hat auch alle besondern Schreibarten, Figuren und Tropen des Pathos so künstlich untereinander geflochten, daß sich in dem noch anzuführenden Stellen, auch genug Exempel der beschwerten Schreibart befinden werden.

Die gestiefelte Schreibart verdienet mehr, daß ich, durch einige besondern Exempel, die Stärke des Hrn. Rectors darinne, beweise. Nach des unvergleichlichen Martin Scriblers Zeugnisse bringt diese Schreibart, wenn sie mit der vorhergehenden verbunden wird, das Pathos auf den höchsten Gipfel seiner Vollkommenheit. Denn diese erhebt geringe und niedrige Sachen; und jene erniedriget was hoch und erhaben ist. Ist nun also nicht die Kunst meines

nes Helden, in der Poesie zu kriechen, längst auf den höchsten Gipfel gestiegen? hat er es nicht von seiner poetischen Kindheit an bis itzo beynahe in allen Zeilen seiner Gedichte unwiedersprechlich bewiesen? und dienet nicht gegenwärtige Ode statt aller Beweise? Ich will gleich meinen Ausspruch rechtfertigen, wenn ich mit ein Paar Exempeln, welche der grosse Scribler von der gestiefelten Schreibart gegeben hat, den Begriff derselben meinen Lesern etwas deutlich werde gemacht haben. Anstatt, wer klopft an die Thüre? sagt er, setze man zierlich:

For whom thus rudely pleads my loud tongu'd Gate,
That he may enter?

d. i. Für wen führt meine lautredende Thüre so heftig das Wort, daß er möge eingelassen werden.

Und anstatt, brechet den Brief auf:

Wax! render up thy Trust.

d. i. Wachs! gieb wieder, was man dir anvertrauet hat

Der grosse Schüler des grossen Scriblers, von welchem man auch wohl mit Rechte eben das sagen kann, was Horaz von seiner Liebsten sagte:

O matre pulcra filia pulcrior!

Wenn man nämlich die Worte etwas verändert, und halb entzückt ausruft:

O [praeceptore / Scriblero] illustri [discipule / Scideli] illustrior!

Dieser mein Held, sage ich, hat in seiner Ode den hier angeführten Exempeln des englischen

kriechenden Witzes so wenig etwas nachgegeben, daß er sie vielmehr oft übertroffen hat. Also will er in der 8ten Strophe zu den unglücklichen Eheleuten sagen; Ihr habt einen bösen Ehegatten. Er läßt aber diesen allzugepantoffelten Ausdruck in folgenden Stiefeln einhertreten:

Ihr steht vielleicht, wie sie, (Andromeda) in Ketten,
An groben Felsen angeschmidt.

Was ist in der gestiefelten Schreibart natürlicher, als wenn man einen bösen Ehegatten einen groben Felsen, die eheliche Pflicht eine Kette, und Heyrathen anschmieden nennet? So hoch hat es doch der englische gestiefelte Dichter in der That nicht gebracht; die Neider mögen sagen, was sie wollen. In der 9ten Strophe will er sagen: Der Komet tritt in den Hals des Pegasus. Aber er drückt es in 6 Zeilen aus, mit Stifeln versehen, künstlich:

Der Stern stürzt eurem (der Musen) Flügelpferde
Nicht bloß aus Huf und Kreuz und Schweif:
Er bleibt (was macht die Angstbeschwerde
Der bangen Furcht wohl je so reif?)
Er bleibt, zum allgemeinen Schrecken
Dem Pegasus im Halse stecken.

Ich kann hier nicht unberühret lassen, daß der Herr Rector in Lauban dem Newton in der Sternkunde, wo nicht vorzuziehen, doch ganz gewiß an die Seite zu setzen ist. Newton machte wichtige Entdeckungen in dieser Wissenschaft: Seidel thut es auch. Und ich fürchte, ich fürchte, es wird, über kurz oder über lang (7 Str.) noch die Zeit kommen, da man auf allen

Sei-

Seiten der mathematischen Schriften, statt des grossen Newtons, den grossen Seidel lesen wird: und da die wahren Poeten und Kunstrichter, worunter ich allemal die Verehrer des Bathos und die Schüler des scharfsinnigen Scriblers verstehe, in ihren Aufsätzen dem Hrn. Rector eben dieses prächtige Beywort, so oft sie ihn nennen, beylegen werden: so gebe ich es der unpartheyischen Welt selbst zu bedenken, ob nicht nach wenig Jahrhunderten Herr Seidel mitten unter den Sternen, an der Stelle des Pegasus, weil er in ihm so wichtige Dinge entdeckt hat, stehen und leuchten wird

velut inter ignes
Luna minores.

Hor.

Aber ich mache meine Leser, anstatt, ihnen eine angenehme Ungedult zu verursachen, wohl gar verdrießlich, da ich sie so lange auf die Erzählung der wichtigen astronomischen Entdeckungen des zweymal und drüber grossen Seidels warten lasse. Ich will ihre Gelassenheit nicht länger mißbrauchen, sondern ihnen das mit kurzem sagen, was der Herr Rector ehstens in etlichen Oden, nach mathematischer Lehrart, ausführen wird. Denn man muß wissen, daß er seine beyden größten Künste, die Poesie und die Mathematik, allezeit mit einander verbindet, weil durch diese Vereinigung seine Grösse desto deutlicher in die Augen leuchtet. Ich will alle Entdeckungen des Hrn. Rectors, der beliebten Kürze

wegen, nur in zwo eintheilen. Die erste ist, daß er bey Gelegenheit des Kometen Huf, Kreuz und Schweif, das ist verdollmetschet: Hinterfüsse, Rücken und Schwanz an dem himmlischen Pegasus gesehen hat. Die andern einfältigen Sternqucker, als Celsius in Upsal, Isenbrock und Klinkenberg in Harlem und die zu Berlin haben den Kometen gerade von dem rechten Arme der Andromeda herunter in den Flügel des Pegasus und von da gleich in den Halsrücken sehen; Herr Seidel aber, dessen Ruhm schon auf den zwo Grundsäulen der Unsterblichkeit und der Ewigkeit unbeweglich ruhet, hat ihn erst auf die Hinterbeine, von da auf den Rücken, und von da wieder zurück in den Schwanz des Pegasus, welche drey Theile desselben doch vorher am Himmel niemals vorhanden gewesen sind, hin und her stürzen sehen. Man kann es auch überhaupt leicht erachten, daß ein Pferd nicht nur aus Kopf, Hals, Vördertheil und Förderfüssen bestehen wird, und also auch der Pegasus ein ganzes Pferd vorstellen muß. Man muß sich nur wundern, wie alle Sternseher bisher solche handgreifliche Dinge noch nicht haben einsehen können. Aber nunmehr werden ihnen verhoffentlich wohl die Augen aufgegangen seyn, nachdem ihnen der grosse Seidel in Lauban den bisher fälschlich unter die Undinae gezählten hintern Theil des Pegasus entdeckt hat. Die gelehrte Welt wartet demnach mit Verlangen auf SEIDELII caralogum

fixarum in pedibus posterioribus, dorso et cauda Pegasi. Denn so viel neue Sterne haben kein Tycho, kein Kepler, und kein Kich, Zeit ihres Lebens zusammen entdeckt, als der Hr. Rector in etlichen Wochen. Das war eine Entdeckung.

Die andere ist diese, daß die Thiere am Himmel Sterne fressen. Die Sternseher haben sich lange die Köpfe darüber zerbrochen, wovon sich doch das Vieh am Himmel so viel tausend Jahre hindurch nähren muß. Sterne freſſen sie! was ist natürlicher, als dieses? Am Himmel haben sie ja nichts, als Sterne; und diese sind ordentlich ihr Futter, wie den Thieren auf der Erde das Gras.

Er (der Komete) bleibt,
Dem Pegasus im Halse stecken,

sagt der Dichter. Was ist das anders gesagt, als: „Der Pegasus, welcher sonst nichts, als „Fixsterne zu fressen gewohnt ist, ließ sich, wie „die schwangern Weiber, welche sich öfters nach „den seltensten Speisen sehnen, gelüsten, den „neu ankommenden Kometen, wie andre Sterne, zu verschlingen. Weil er aber so wenig „seine Speise für ihn war, als die Heuschrecken „der Asier für die Europäer geschaffen sind: so „blieb er ihm, zur Bestrafung seines Vorwitzes, im Halse stecken„. Ich schmeichle mir, den Sinn des Hrn. Rectors völlig getroffen zu haben, weil sich seine Worte nicht anders erklären lassen. Nun wundere man sich, nun

zanke man sich noch lange drüber, was es mit den verschwindenden und neuen Sternen für eine Beschaffenheit hat! Ein Stern verschwindet alsdenn, wenn ihn ein Thier am Himmel verschluckt; und die neuen Sterne sind diejenigen, welche sie, weil sie ihnen im Halse stecken geblieben waren, wieder ausspeyen. Wer weis, was der Hr. Rector noch für gelehrte Entdeckungen machen wird, wenn der Pegasus den im Halse steckengebliebnen Kometen wieder ausspeyen wird! Er schläft itzo keine Nacht, sondern wartet mit äuserster Begierde auf diese merkwürdige Begebenheit. Bey den sternfressenden Thieren könnte manchen noch der Zweifel einfallen, wo denn endlich die Sterne bleiben, wenn sie gefressen würden? und ob nicht zuweilen selbst ein Thier das andre auffressen würde? Was das erste anbelangt, so wird der Zweifel verschwinden, so bald man die grosse Anzahl der Sterne betrachtet, und das andere wäre, wenn es geschähe, gar nichts abgeschmacktes. Fressen nicht auch die Hechte die Gründlinge? und beyde sind doch Fische. Ich schliesse diese Anmerkung wegen der Entdeckungen des Hrn. Rectors mit der inständigen Bitte im Namen der gelehrten Welt, daß er doch darauf bedacht seyn möge, auch die Speise der am Himmel befindlichen Götter, Halbgötter und Menschen zu bestimmen.

Meine weitläuftige, aber nöthige Ausschweifung erlaubt mir nur eine einzige Probe von der ge-

gestiefelten Schreibart des Hrn. Rectors anzuführen. Ich will sie aus der ersten Strophe nehmen. Er führet die erbaulichen Worte: der Komet kann die Menschen nicht von der Bosheit abschrecken, in folgenden 6 Zeilen aus:

Wer weis denn, welchem Volk zum Ekel
Der stummye Droher schilt und sprüht?
Und ob nicht, kriegt sein: Mene Tekel!
Das est der halbe Weltkreis sieht,
Gleich einen Belsazer zu fassen,
Die andern drum nur kecker prassen?

Das heist recht gestiefelt! Ich darf die Schönheiten dieser Stelle nicht erst zu entdecken mich bemühen; sie sind für sich selbst sichtlich genug. Nur schade! daß der Hr. Rector, ob er gleich eine ganze Nacht schlaflos darüber zugebracht, keinen Reim auf arsin finden können; sonst würde das Upharsin gewiß der dritten Zeile noch alle ihre mögliche Zierrath gegeben haben. Uebrigens hat der Hr. Rector das Mene Tekel, in seinen andern Gedichten, zu nicht geringer Verwunderung der Liebhaber des Bathos schon einigemal gebraucht; wäre also wohl zu wünschen gewesen, daß er noch eine Nacht dran gewendet, und einen Reim auf arsin erfunden hätte; denn variatio delectat. Ich bitte aber den Hrn. Rector ganz demüthig, meine Freyheit im Urtheilen ja nicht ungütig zu nehmen! Wenn ich ihn auch im geringsten durch diese Verwegenheit sollte beleidiget haben: so wollte

ich, daß ich kein Wort gesagt hätte. Aber er wird wohl selbst bedenken, daß es nur desto mehr zu seinem Ruhme abgesehen ist. Denn wenn man einen durchgängig lobt, und ihm auch in keiner Kleinigkeit jemals tadelt: so macht man sich der Schmeicheley verdächtig: und selbst die gegründeten Lobeserhebungen haben hernach nicht das halbe Gewicht.

Unter den vielen besondern Schreibarten des Pathos verdienet vor andern noch die Modeschreibart, daß ich einige Stellen, welche in derselben abgefasset sind, aus des Hrn. Rectors Ode anführe. Sie heist aber deßwegen die Modeschreibart, weil sie, wie die Moden, nur eine kurze Zeit, und zwar nur in dem Gedichte, wo sie stehen, währet, und auch darinnen mehrentheils zum erstenmale angetroffen wird. Homer, Virgil, Horaz, Ovid haben nichts von dieser Schreibart gewußt, und sie würde auch nicht die Modeschreibart heissen, wenn nur auch Rausseau, Boileau, Racine, Addison, Tasso und Opitz etwas davon gewußt hätten. Wer kann mir z. E. beweisen, daß er eine der folgenden ähnliche Stelle in einem von den genannten oder andern Dichtern, gefunden hat: Die ganze 11te Strophe ist neumodisch:

So plötzlich reist wohl Noth und Zwang
Leicht keinen Löschbrand aus dem Ofen,
Als diesem Kern von Philosophen
Halb Deutschland fast entgegen sprang.
Allein es kam im Augenblicke
Mit innrer Angst und lautem Schrey,

Es kam fast halb entseelt zurücke,
Und härmt und schämte sich aufs neu,
Und bückte gleichsam Haupt und Nacken,
Als hört es Welt und Himmel knacken.

Ich darf es wohl nicht erst betheuern, daß ich nicht alle Poeten gelesen habe, und demnach nicht aus der Erfahrung bezeugen kann, daß er vor dem sinnreichen Seidel noch keinem Dichter eingefallen, zu sagen, daß der Zwang keinen Löschbrand so plötzlich aus dem Ofen reißt, als halb Deutschland einem Kerne entgegen gesprungen, vor welchem es so erschrocken, daß es einen lauten Schrey gethan, halb todt zurück gewichen, sich darüber gehärmt und geschämt, und, als ihm der Kern auf den Kopf gefallen, den Nacken gleichsam gebückt habe, als ob es die ganze Welt, und was noch mehr ist, den Himmel, knacken hörte. Eine solche neumodische Art, sich auszudrücken, ist vor Hr. Seideln nicht gewesen und wird auch nach ihm nicht kommen.

Die 13te Strophe ist wieder so unerhört neumodisch und schön, daß ich sie ebenfalls ganz hersetzen muß, [illegible]

[illegible]

vorzeigen will. Hier ist sie:

Ein Schweifgestirn (hört! Whiston sprichts,
Der über alle Vesten stankert,)
Macht sich, so tief die Wahrheit ankert,
Aus Ordnung, Grund und Schöpfer nichts.
Es macht ja, nach dem Ursprungstage
Die Welt schon wieder angeinlos,

Und

Und giebt ihr in der ersten Lage
So gleich den gröbsten Ribbenstoß,
Und wird sich ganz gewiß bestreben,
Ihr gar einmal den Rest zu geben.

Ich will die theils überhaupt in der deutschen Sprache, theils in der Poesie, neugemünzten Wörter und Redensarten, Schweifgestirn, stankern, sich aus dem Grunde nichts machen, Ursprungstag, die Welt angelnlos machen, ein grober Ribbenstoß und den Rest geben, diese, sage ich, will ich nicht erst mit besonderm Lobe erheben; denn dergleichen Zierrathen sind dem Hrn. Rector viel zu gewöhnlich, als daß er selbst grossen Staat drauf machen sollte. Nein, ich bewundre nur die ganz neue Art, die abgeschmackten Meynungen des einfältigen Whistons lächerlich zu machen, und zu widerlegen. Welcher von Whistons Gegnern hat dessen Gründe für die schädliche Annäherung der Kometen an die Erde, auf einer solchen Seite, wie Hr. Seidel, angegriffen? Wenn sie gewußt hätten, daß dereinst ein poetischer Sternseher, der Hr. Rector Seidel, in Lauban, eine kurze, doch höchstgründliche Widerlegung in seiner Gewalt haben würde: so würden sie sich nicht über so vielen mathematischen und physikalischen Einwürfen vergeblich Mühe gegeben haben. Der Hr. Rector weis, daß es von solchen abgeschmackten Träumereyen, wie Whiston seine sind, heißt: *Recensuisse est refutasse.* Darum sagt er nur: Whiston stankert

kert über alle Vesten; nach dessen Meynung macht sich ein Komet aus Ordnung, Grund und Schöpfer nichts, obgleich die Wahrheit tief ankert; er macht nach dem ersten Ursprungstage die Welt angeklopft; er giebt ihr einen groben Ribbenstoß, und wird sich bestreben, ihr noch den Rest zu geben. Q. E. D.

Uebrigens hat sich Hr. Seidel von allen andächtigen Antiwhistonianern aller nur ersinnlichen Dankbezeigungen zu versprechen, daß er die seelenverderblichen Lehren des Erzketzers, Whistons, so gründlich widerlegt hat. Sie werden ihm noch um desto mehr für seinen Eifer verbunden seyn, wenn ich sie versichre, daß er in seiner Schule wider die Whistonianische und seiner, des Whistons, Unterfassen Ketzerey, welche mit Wahrheit und Vernunft spassen; (zu reden nach der Kometenode des Hrn. Seidels, und deren 28sten Strophe;) öffentliche Gebete anstellen läßt, und darinne den frommen Hrn. Conrector H. in M. nachahmet, welcher des leichtsinnigen Heyns, ehemals Rectors der saldrischen Schule in Altbrandenburg, und vorzo Pastors in Netzen, atheistisches Buch von den Kometen, der Sündfluth und dem Vorspiele des jüngsten Gerichts, in seiner ganzen Schule, bey harter Schulstraffe, zu lesen verboten, und es also mit in den *Catalogum librorum prohibitorum* gesetzt hat. Wenn doch solche Leute, wie Whiston und

Heyn sind, bedächten, daß sie ihre stolze Sage nicht aus der ersten Hand, und die Nachricht nicht zu verwalten haben, die sich der Vater vorbehalten hat; wie der Hr. Rector Seidel in der 27sten Strophe gar gelehrt anmerket. Er würde es gewiß nicht sagen, wenn es nicht wahr wäre: was hätte er denn davon? Die Kometen sind nicht so tückisch; sie hätten uns sonst längst Tort gethan, sagt er eben daselbst. Da dieses nun nicht geschehen ist: wie wollte es künftig möglich seyn? Er soll der Erde zwar durch die Sündfluth Tort gethan haben. Aber das ist ja nicht wahr. Whiston leugts! Der Herr Rector giebt es ausdrücklich in seiner Ode zu verstehen, daß es nicht an dem ist. Ich will nur noch einen der nachdrücklichsten Beweise wider Whistonen anführen. Es soll folgender, aus der 17ten Strophe seyn:

Was stutzt und bebt man vor Kometen,
Und ihrer Deutung, Stoß und Zug?
Wir haben Moses und Propheten;
Hört diese, seyd ihr fromm und klug,
Hört die, und faßt euch im Bekümmern,
Ging auch die ganze Welt zu Trümmern.

O welch ein kräftiger Trost für eine gläubige Seele! Wer diesen in sein Herz fassen kann, der hat sich vor keiner Gefahr in der ganzen Welt, weder vor Donner, noch vor Blig, weder vor Sturm, noch vor Wasserfluthen, auch vor Krieg, Hunger, Pestilenz, Heuschrecken und theurer Zeit nicht zu fürchten. Warum? Er

hat

hat Mosen und die Propheten. Der Hr. Rector wird ehstens in einer gelehrten Schrift zeigen, daß diese Leute bewiesen haben, daß alle diese Dinge keinem Menschen einigen Schaden zufügen können. Ich wünsche ihm nebst allen denen, welche sich noch vor dergleichen ohnmächtigen Dingen fürchten, hierzu Gesundheit, Kräfte und langes Leben!

Doch ich habe mich in dem Ueberflusse der seidenichen Schönheiten so verirret, daß ich mich fast nicht wieder heraus finden kann. Ich muß mich nur auf einmal losreissen, damit ich auch noch etwas von der Stärke seiner nach dem Pathos eingerichteten vollkommen schönen Tropen und Figuren erwähnen kann. Ich werde aber, mit des Herrn Rectors gütigster Erlaubniß, um nöthiger Kürze willen, meistentheils das Werk selbst den Meister loben lassen.

Ich will die von Martin Scriblern in dem 10ten Capitel seines Antilongins angeführten Zierrathen des Pathos durchgehen, und, zum Beweise, daß sie der Herr Rector alle vollkommen in seiner Gewalt hat, von jeder eine, oder etliche Proben aus dessen Kometenode anführen. Die erste ist die Catachrese, welche darinnen besteht, daß man ein Wort mißbraucht. Hiervon finde ich gleich in der 1sten Strophe ein Exempel:

Was ists, daß Wahn und Zweifel wittert?

Denn wenn wittert hier nicht als eine Catachrese anzusehen wäre: so wäre diese Zeile ohne

Verstand: ohne Verstand aber wird doch der grosse Seidel nicht schreiben. In der 6ten Strophe heist es:

Was folgt noch sonst? die **Widerdey**
In Furchen, Fluren, Tenn und Keltern.

Hier ist **Widerdey** eine um desto schönere Catachrese, da dieses Wort in Deutschland gar nichts bedeutet, und von dem Hrn. Rector, zur Zierrath, nur anstatt **Mißwachs** gesetzet worden.

Die **Metonymie**, oder die **Verkehrung**, welche aber, wie bald erhellen wird, nicht mit der Metonymie der witzigen Köpfe zu vermengen ist, hat der Hr. Rector unter andern in der 7ten Strophe künstlich angebracht, wenn er sagt:

Wie leicht könnt über kurz und lang,
Ein Hering noch, zum Graus der Erden,
Der ärgste **Leviathan** werden!

Es ist hier, in des Hrn. Rectors Amtssprache zu reden, *Concretum pro abstracto* gesetzt.

Die **Synecdoche** besteht, nach Scriblers Erklärung, darinne, daß man einen Theil für das Ganze setzt. Ein vortrefflich Exempel davon finde ich in der 10ten Strophe:

So dacht und seufzt und klagte man,
Auf lauter morschen Tand gegründet
Den man beym Stagiriten findet.

Der **Stagirit**, Aristoteles, ist nur ein Theil von denjenigen philosophischen Stümpern des Alterthums, welche gelehret haben, daß man sich vor den Kometen fürchten müsse. Plato, Euklides, Apollon, Archimedes u. d. gl. m. sind benfalls alle nichts werth. Die

Die Aposiopesie, oder die Verschweigung dessen, wovon man nichts weis, und also nichts sagen kann, findet sich in dieser Ode überall, wo der Dichter physikalisch und mathematisch wird; ob er sie gleich nicht ausgedrückt hat. Sonst hält der Hr. Rector so gar viel auf diese Figur nicht; nämlich in Sachen, die er weis. Denn da sagt er gern alles, was er denkt, ja noch weit mehr; wie solches viele schon angeführte Stellen beweisen und noch mehrere beweisen werden.

Zu den dem Bathos eigenen Metaphoren hat Scribler 2 Regeln gegeben. Die erste ist, daß man sie von den niedrigsten und geringsten Sachen herhole, und sie etwann so einrichte, wie Lee den Donner beschreibt:

The Lords above are angry and *talk big*.

d. i. Die Herren oben sind zornig, und reden grob:

Solche Metaphoren sind in des Hrn. Rectors Ode im Ueberflusse anzutreffen. Viele sind schon in den bereits angeführten Stellen mit vorgekommen. Ich will ihrer nur noch ein Paar beyfügen. In der 4ten Strophe sehe ich den

Sull und Marius
Im Blut erwürgter Römer waten.

In der 8ten Strophe läst er den Eheleuten propheceyen:

Der Stern, der ihm (dem Perseus) den Weg vertritt,
Droht euch vielmehr bey Band und Klippen
Mit grössrem Tort und Hohn zu schippen.

Die andere Regel zur Metaphore ist diese, daß

man eine einmal aufgefaßte Metaphore, wie der Windhund den Hasen, so lange verfolgt, als man kann. Aus einer solchen Metaphore besteht die ganze 8te Strophe:

Andromeda fühlt kaum für Schmerz
Von dessen (des Kometen) Stoß den Ellenbogen
Ihr, die der Ehe Wunsch betrogen,
Faßt dieß vor andern wohl ins Herz.
Ihr nicht vielleicht, wie sie in Ketten
An rohe Felsen angeschmidt:
Wo bleibt der Perseus, euch zu retten?
Der Stern u. s. w.

Ich wundre mich nur, warum die feige Andromeda dem groben Kometen, welcher sie so barbarisch an den Ellenbogen gestossen, nicht einen Schupp gegeben hat, daß er wieder in die Höhen der verwirrten Nichts (3te Str.) zurück gefallen ist, oder daß sie nicht wenigstens ihren getreuen Perseus, welcher ja seine Stelle gleich unter ihr hat, zu auch ihren Vater, den Cepheus, welcher auch in der Nähe ist, zu Hülfe gerufen.

Gleichwie die Vermischung der Figuren des Pathos eine der künstlichsten und schönsten Zierrathen der kriechenden Schreibart ist; also kann man a priori beweisen, daß der Hr. Rector Seidl dieselbe in seinem Gedichte fleißig muß gebraucht haben.

- - ex ungue leonem.

Ich habe also kaum nöthig, eine Probe davon mitzutheilen. Doch den Schwachen zu Gefallen, welche die Tiefsinnigkeit solcher Beweise nicht

nicht erreichen können, will ich die 10te Strophe herſetzen:

So dacht und ſeufzt und klagte man,
Auf lauter morſchen Tand gegründet,
Den man beym Stagiriten findet;
Und was der Harm dazu erſann.
Doch Newton trat ſo fort dazwiſchen,
Ihm folgte ſelbſt ſein Whiſton nach,
Den alten Dünkel auszuziſchen,
Und das, was Wahn und Irrthum ſprach,
Die oft, wie Kinder, wachend träumen,
Von Witz und Wahrheit abzuſchäumen.

Die Anzahl der in dieſer Strophe enthaltenen Tropen und Figuren iſt 11; und alſo eine mehr, als Zeilen ſind. O groſſer Seidel! Wer kann deine poetiſchen Schönheiten nachahmen! Alle witzigen Köpfe ſind nicht werth; daß ſie dir deine Schuh aufſchnallen!

Das Kauderwälſche iſt eine unbeſchreiblich ſchöne Figur. Scribler ſelbſt hat ſie nicht beſchreiben können, ſondern nur Exempel davon angeführet. Der Hr. Rector hat ſich derſelben in ſeiner Kometenode, wie billig, ſehr häufig bedienet. Zwey Stellen werden zur Probe genug ſeyn. Die eine iſt aus der 7ten Strophe:

Das weis man ja! vielleicht zieht der (der Komete)
Ein nackts Heer von Hottentotten,
Ja gar des Gogs und Magogs Rotten,
Mit nächſtem hinter ſich daher u. ſ. w.

Der Schwanz des Kometen iſt endlich lang genug dazu, daß ſich ein Heer ſolcher Barbaren daran anhängen kann. Die andre mag die 12ſte oder letzte Strophe ſeyn:

Gieb ferner tausend Wünsche drum.
O fromme Treu, und sprich deßwegen;
Hier halte Ruhm und Sieg und Segen
Ein ewig Perichelium
Getrost! die Vorschrift unterschreibet
Dieß Flehn an sie, für Thur und Reich.
Und macht, was sich dagegen sträubet,
Schon durch ihr Bild Kometen gleich,
Die, wenn sie noch so lichte brennen,
Doch weiter nicht mehr schrecken können.

Die Paronomasie besteht darinne, daß ein Wort, wie die Zunge eines Holzschreyers, doppelt redet. Ich will ein Exempel aus der andern Strophe anführen, wo der Dichter von dem Kometen sagt:

Wir sahn ihn Gröss und Glut erhöhn.

In erhöhn, welches auf verschiedene Art verstanden werden kann, steckt hier die Schönheit.

Die Antithesis oder Schaukel ist diejenige Figur, da man einander zuwiederlaufende Dinge mit einander verbindet. Sie erweckt ein erstaunliches Vergnügen in den Ohren der Leser, und der Hr. Rector hat sich derselben am öftesten mit bedienet. In der andern Strophe sagt er von den Kometen:

Wir sahn ihn gleichsam stürzend steigen.

Ein Komet kann zwar weder in der That, noch dem Scheine nach, steigen, indem er stürzet: aber das ist eben die Kunst des Pathos, wiedersprechende Dinge so artig mit einander zu verbinden. In der 22sten Strophe heist es:

Wie manches Schweifsternes blasses Licht
Bleibt in der dunklen Höh begraben.

In

In der 4ten Strophe trägt er einen so sinnreichen, als herzlichen Wunsch dem Landesvater in folgender doppelten Schaukel vor:

So wie Kometen unverrückt
Im schnellsten Sturz doch langsam schleichen:
So sey dem Heil und Wunsch ingleichen
Stets langsam alt; stets schnell beglückt!

Er hat hier nicht nur die in der andern Strophe angebrachte Schaukel, weil sie gar so schön ist, wiederhohlt; sondern sie auch durch das unverrückt unendlich verschönert; weil dieses weder bey dem schnellen Sturze, noch bey dem langsamen Schleichen statt findet. Eben diese Figur hat er in der letzt angeführten Zeile in einer andern Schaukel glücklich angewendet. So muß ein Künstler seine eignen Kunststücke nachahmen!

Die Hyperbole, oder das Unmögliche, eine der schönsten Figuren für das Bathos, hat der Hr. Rector so wenig vergessen, als alle übrigen. Von dieser Figur ist fast die ganze 16te Strophe erfüllet. Sie fängt sich so an:

Er kann den Erdkreis, lüstets ihn,
Auf einmal anders drehn und schrauben.

Ferner kann er

Das Meer auf einen Schluck verzehren.

und

Die schönste Welt zum Bimstein machen.

Wie dieses nun in der Natur Unmöglichkeiten sind; also sind es in einem Gedichte, welches nach den vortreflichen Regeln des hinreissenden Bathos abgefasset ist, eben so grosse Schön-

heiten. So ist auch die unvergleiche Hyperbole, welche am Ende der 39sten Strophe steht, nicht zu loben genug, da er GOtt denjenigen nennet,

Der aller Himmel Kraft beweget,
Der aller Himmel Himmel träget.

Ausser dem, daß es sich hier so schön himmelt, ist die wohlausdachte physikalische Unmöglichkeit, daß es einen Himmel aller Himmel giebt, und daß dieser, ohne die übrigen mit darunter zu begreifen, kann getragen werden, zu bewundern.

Zur Periphrasis mag die 15te Strophe ein Exempel seyn. Der Dichter beschreibt darinnen das Unheil, welches, nach einiger Träumer Meynung, ein Komet anrichten kann, also:

Dieß machte, daß die Natur erschrickt,
So bald man in der weitsten Ferne
Den Schein vom schwächsten Strobelsterne,
Den Bastart ihrer Kraft, erblickt.
Das Meer läuft wild und strudelnd über;
Die Erde bebt vor seinem Dräun;
Vesuv, voll innern Ekels drüber,
Muß Dampf und Flammen von sich speyn.
Die Luft wird faul, der Boden schmachtet,
Wo dieses Schreckbild übernachtet.

Wenn alle Poeten ihre Beschreibungen auf diesen Fuß setzten: so würden wir gar andre Begriffe von dem Sachen bekommen.

Ich eile zu einer noch weit stärkern Figur, zu dem Anticlimax. Die witzigen Köpfe haben sich

ſich lange genug mit dem Nachdrucke ihres Climax breit gemacht. Wir Verehrer des Bathos wiſſen aber gar wohl, daß allein unſer Anticlimax vermögend iſt, diejenige Verwunderung in der menſchlichen Seele hervorzubringen, welchem ſie ihr Climax, als die wahre Urſache deſſelben zuſchreiben. Ueberdieſes ſo ſind die Dichter lange genug aufwärts geſtiegen; es iſt nun einmal Zeit, daß ſie auch niederwärts ſteigen. Und dieſes iſt eben das Werk des Bathos. Je niedriger, je lieber! Herr Seidel hat dieſes alles, wie leicht zu vermuthen iſt, vollkommen eingeſehen, und demnach nicht ermangelt, ſein Gedicht mit dieſer Figur auszuſchmücken. Ein Exempel davon findet ſich in der ſchon angeführten Stelle in der 11ten Strophe:

Als hört es Welt und Himmel knacken.

Das gröſſere, nämlich die ganze Welt, ſteht hier, nach der Regel, zierlich vor einem Theile derſelben, dem Himmel. Es darf niemand denken, als ob Welt hier nur ſo viel, als Erde, bedeuten ſolle. Denn da käme erſtlich der Herr Rector um eine Figur zu kurz, und hernach ſo würde er wohl geſetzt haben:

Als hört es Erd und Himmel knacken,

wenn er es ſo hätte wollen verſtanden haben; weil dieſer Vers eben ſo gut klingt als jener. Es iſt und bleibt alſo eine Figur; und zwar das Anticlimax. Eben ſo ſchön iſt dieſe Figur in der 16ten Strophe angebracht, wo es vom Kometen heiſt:

Er

Er kann den Mond der Erde rauben;
Die Erde nach dem Monde ziehn;
Er kann den Mond in Blut verkehren:
Den Tag mit Nacht und Flor entweihn.

In der zusten Strophe droht der Hr. Rector den Heyden folgendes Unglück:

Das Ende kömmt. Ein Strobelstern
Zeigt durch den Schweif voll lichter Flammen,
Zeigt durch den blassen Brand im Kern
Die letzte Quaal in jedem Lande.

Wenn diese blinden Völker bereits die erschrecklichen Flammen des Komerenschweifes werden gesehen haben, so wird sie der blasse Brand im Kerne welcher kaum durch den Dunstkreis, mit blossem Augen, zu sehen ist, doch noch weit mehr schrecken; denn dieses sieht lange nicht so fürchterlich aus, als jene. Dieß ist der eigentliche Sinn des Dichters, und die Schönheit dieser Stelle.

Ich komme zur Pöbelfigur. Diese ist die Leibfigur des Hrn. Rectors. Und warum hätte er die nicht dazu erwählen sollen, da sie das Hauptwerk im Bathos ausmacht? Sie ist auch so häufig in der Ode zu finden, daß ich aus allen Strophen etliche Zeilen, ja manche ganz abschreiben müste, wenn ich sie alle anführen wollte. Der geneigte Leser wird sich also nur an etlichen wenigen müssen begnügen lassen; zumal, da fast in allen schon angeführten Stellen Pöbelfiguren vorgekommen sind. In der 10ten Strophe sagt der Hr. Rector, Newton wäre dazwischen getreten, (wozwischen er

ge-

getreten, dieſes hat dem Hrn. Rector nicht beyzufügen beliebt; genug er iſt dazwiſchen getreten;)

Den alten Dukel auszuziſchen.

In der 12ten Strophe:

Sind Sternenſchweiſe ſolcher Haare?

In der 20ſten:

Wird dieß die Vorſicht wohl verneinen?
Sie meynt es ja nur treu und gut;
Sie würd es aber böſe meynen . . .

In der 22ſten Strophe wiederlegt er die Bedeutung der Kometen alſo:

Belegten auch, die man geſehen,
Den Wahn mit drauf erfolgter Noth; . .

Den Wahn mit Noth belegen heiſt, wo ich die Tiefſinnigkeit des tief denkenden Hrn. Rectors einſehe, ſo viel, als, wenn erfolgte Plagen beweiſen, daß die Leute mit Recht die Kometen für böſe Zeichen angeſehen haben. In der 24ſten Strophe läſt er den Unmuth ſagen:

Hört Whiſtons Sternerläuterungen!
O wie erſchrecklich ſind doch die!

In der 27ſten Strophe heiſt es:

Wie, wenn der Himmel auf uns rollte?

In der 28ſten Strophe finde ich das edle in der Pöbelfigur ſo vollkommen, daß ich ungerecht handeln würde, wenn ich ſie nicht faſt ganz herſetzte. Sie heiſt ſo:

Der ſchlaue Gaſt (Whiſton) lacht ſelbſt, ich wette,
Wenn Wahn und Furcht die Achſeln zuckt,
Und an der Vorſicht Cabinette
Mit ihm durch Spalt und Vorhang guckt,
Bis daß ſich beydes, als gelähmet,
Der abgewieſnen Neugier ſchämet.

Die

Die Vorsicht muß also wohl gar alte Wände und zerrissene Vorhänge in ihren Cabinette haben, weil der Wahn und die Furcht so gut durchgucken können. Aber sie bekommen auch ihre Strafe. Ihre Neugier wird gezüchtiget; sie werden abgewiesen; sie schämen sich, und zwar, als ob sie lahm wären. Denn das ist eben die vornehmste Eigenschaft der Lahmen, daß sie sich schämen. Der Figuren von dieser Art sind, wie gesagt, zu viel. Ich will also nur noch einige zu der Pöbelfigur gehörige Wörter und Redenarten aus der Ode herseßen. Es mögen folgende seyn: Verschirgen, Zundergluht, Angstgeplerr, stanken, verscheuchen, keifen, nachschwätzen, ein Härchen krümmen, peutzeln, klügeln, Teufelsbrut, über kurz und lang, schnippen, im Halse stecken bleiben, der Schrey u.s.w. Dieß sind die rechten Materialien zu einem feurigen Gedichte im Pathos!

Unter den verschiedenen Arten der Pöbelfigur ist wohl diejenige die vortrefflichste, wo man sehr geringe Leute, und besonders alte Weiber redend einführet. Des letztern wegen kann sie billig die Altweiberfigur heissen. Eben diese ist es, welche in der Ode 7 ganze Strophen einnimmt. Denn da führt der Hr. Rector von der dritten bis zur neunten Strophe eine alte Frau redend ein, welche lauter Elend und Trübsal von der Erscheinung der Kometen prophecyet. Sie wäre wohl werth, daß ich sie

ganz

ganz herſetzte: aber der Raum mangelt mir dazu. Indeſſen können ſich meine Leſer damit tröſten, daß alles, was ſie im vorhergehenden aus der 3ten, 4ten, 5ten, 6ten, 7ten, 8ten und 9ten Strophe angeführet finden, aus dieſer langen Altenweiberfigur genommen iſt. Ich will aber, zum Ueberfluſſe, doch den Anfang derſelben, und noch eine Stelle, mittheilen. Die alte Frau fängt ſo an:

Ach . . Kinder! Alles Schrecken,
Und aller Erden Angſt und Leid . .

Iſt es nicht gerade ſo, als wenn man eine alte Frau vor ſich reden hörte, wenn man dieſe Zeilen lieſet? O vortrefliche Nachahmung der Natur. Der Hr. Rector hat den Charakter der alten Frau über die maſſen wohl beobachtet. Es iſt wahr, er kennt das menſchliche Herz recht. Seine Einſicht dringet auch bis in die verborgenſten Schlupfwinkel der Altenweiberherzen. Dieſe ſeine Figur iſt voller Figuren. Reden denn aber die alten Weiber ſo gelaſſen hin? Man höre ihnen nur einmal zu, wenn ſie etwan eine Begebenheit in Feuer geſetzt hat; ob ſie es nicht ſo rührend und nachdrücklich machen werden, als Hr. Seidel? dieſer weis auch den Charakter des Verſtandes bey der alten Frau genau zu beobachten. Er weis, daß die alten Mütterchen gerne die Calenderhiſtorien leſen. Daher läſt er ihr etwas daraus anbringen, und zwar mit groſſer Geſchicklichkeit, indem er ſie ſo eine Zeitordnung beobachten läßt, welche von

alten

alten Weibern am allererſten, von einem Rector in Lauban aber immermehr zu vermuthen iſt. Welch eine Fertigkeit in Nachahmung der Natur muß ich nochmals ausruffen! Nur die Künſtler im Pathos können die Natur ſo abmalen, wie ſie iſt! Nur dieſe ſind wahrhafte Poeten! In der 5ten Strophe iſt der alten Frau das Zion klatzt mit Angſt und Schmerzen eingefallen. darum ruft ſie aus:

Auch Zion ſteht mit Angſt umhüllt!

Ich muß hier noch zum beſondern Ruhme des Hrn. Seidels erinnern, daß er in dieſer ſeiner Ode, wenn er auch ſelbſt redet, öfters die Figur der Andacht, als eine in Oden vornehmlich unentbehrliche Zierrath, angebracht hat. Gleich in der 4ten Strophe heiſt es:

Wir haben ſeinen Stern geſehen.
Dieſe Figur ſteht beſchrieben Matth. 2, 2.

In der 12ten Strophe.

Dich trafen Ruthen voll verſchonen;
Uns peitſcht die Furcht mit Scorpionen.
2 B. d. Kon. 12, 11.

In der 17ten:

Erſchrecklich genug! das heiſt wohl recht:
Auf Erden wird den Leuten bange.
Luc. 21, 25.

Und eben daſelbſt:

Wir haben Moſen und Propheten:
Hört dieſe . . .
Luc. 16, 29.

In der 21ſten Strophe kömmt das Mene Tekel vor, welches

Den Balſazer zu packen kriegt.
Dan. 5, 25. 30.

In

In der 27sten Strophe:

Hat er (Whiston, die Nachricht zu verwalten,
Die sich der Vater vorbehalten!
Ap. Gesch. 1, 7.

Würde nicht diese Ode, wenn man ihr Reim und Sylbenmaaß benähme, das vollkommenste homiletische Meisterstück abgeben? In Wahrheit! man weis fast nicht, ob der grosse Seidel mehr zum Redner, als zum Poeten, mehr zum Mathematikverständigen, als zum Naturkündiger, gebohren ist. Doch grosse Leute sind zu allem gebohren, was groß und vortrefflich ist.

Doch ich muß eine neue Figur vornehmen. Und diese mag das Kindische seyn. Scribler beschreibt es so, daß es darinnen bestehe, wenn ein Dichter so einfältig und unschuldig im Denken und Reden wird, als ein Kind. Da erreicht denn ein Dichter recht den Anfang der Natur, wie vorhin bey der alten Frau das Ende. Hier kann er recht zeigen, was die Nachahmung der Natur für eine Kunst ist. In der dritten Strophe der Ode finde ich gleich ein schönes Exempel:

Da fragte man die düstre Reih
Von tausend schon verflossnen Jahren;
Da fragte man bey grauen Haaren . .

Klingt das nicht eben so, als wenn man Hannchen, ein Mägdgen von 5 Jahren, in dem Lustspiele, die Mammsell, erzählen hört: Da kam nun die Mammsell; da hiessen sie mich mit kommen; und da führten sie

Der Stern stürzt samt dem Flügelpferde
Nicht blos auf Huf und Kreuz und Schweif;
Er bleibt, ...

Ja, er bleibt stecken, der Hr. Rector. Der Komet soll dem Pegasus auch im Hase stecken bleiben, und das möchte er gern in folgendem Verse ausgedrückt haben:

Dem Pegasus im Halse stecken.

Aber erstlich reimt sich stecken nicht auf pferde; und hernach so wären ja die 2 Sylben; Er bleibt, zu viel in der Zeile. Soll er aber gar eine Lücke von 3 Zeilen lassen, damit diese Zeile in die Stelle der roten komme: so befürchtet er, die Neider möchten vorgeben, er hätte nichts zu sagen gewußt; und die Lücken sind auch überhaupt nicht mehr Mode in den Versen, wie bey dem Virgil. Er kann also nichts anders thun, als seine Zuflucht zu der Figur der Ausfüllung nehmen. Ich muß, denkt er, die Lücke mit etwas vollfüllen; es sey, was es sey. Er erholt sich also bey den vorhergehenden Reimen Raths, was er für Gedanken in diese Ausfüllung bringen will. Er soll auf Pferde und Schweif reimen. Er sucht also im Hübner, seinem getreuen Achat, die Reime von erde und eif auf. Er nimmt seine Reimlotterie zur Hand; er wagt es; er thut einen Grif und zieht Angstbeschwerde und reif heraus. Und daraus entsteht denn, ohne Nachdenken, folgende Ausfüllung:

(was

(was macht die Angstbeschwerde
Der bangen Furcht wohl je so reif!)

Er hat diese Figur deßwegen mit ein Paar Haken eingeschlossen, weil sie sich vor den andern in dieser Ode befindlichen vielen Ausfüllungen sehr unterscheidet. Denn eigentlich sind die Zeichen ( ) bey dieser Figur nicht allemal nöthig, wie bey der Ausruffung das ! Wenn dieses wäre; so zweifle ich, daß der Buchdrucker genug Haken zu dieser Ode gehabt hätte. Nun fehlt noch eine Zeile. Doch was wird die für grosse Mühe kosten? Den gegebnen, oder bekannten Reim hat der Hr. Rector schon, und der heißt: stecken. Nach den Regeln seiner Reimalgebra sucht er den unbekannten auf die nur itzo beschriebene Art. Und da kömmt ganz natürlich Schrecken heraus. Er setzt also:

. . zum allgemeinen Schrecken.

Diese Ausfüllungsausfüllung aber bedarf noch einer Ausfüllung. Hier erinnert sich der Hr. Rector, daß er eben die 2 Sylben: Er bleibt; übrig hatte. Ob er sie nun gleich damals noch anbrachte: so befindet er doch, daß sie hier gar zierlich wiederholet werden können; indem sie noch eine neue Figur, nämlich die Wiederholung, verursachen. Er schreibt demnach in die Lücke:

Er bleibt . . . .

Wer ist froher, als der Hr. Rector? Die Strophe ist gemacht; sie wurde ihm zwar schwer: aber *pulcra, quae difficilia.* Und so

war es auch hier. Es ward eine Figur, eine Schönheit, eine Zierrath seiner ganzen Ode, daraus. Eine gleiche Beschaffenheit hat es mit allen übrigen Ausfüllungen, oder, wenn man diese Benennung einer Figur eines nach den Regeln des Pathos verfertigten Gedichtes, beylegen kann, Durchwässerungen, in dieser Ode, z. E. mit dem in der 18ten Strophe.

Doch will sein Zorn die Bosheit scheuchen,
Wo spricht er, wo besteht er drauf,
Es muß ein Strobelitern auf Erden
Sein Herold oder Scherge werden.

Es folgt die Macrologie und der Pleonasmus. Scribler verbindet diese beyden Figuren deßwegen, weil man sie eben so oft gepaaret findet, als man ein magres Kaninchen einem fetten beywohnen sieht. Er fügt hinzu, dieses wäre kein Wunder, weil viel Worte machen, und wenig sagen einerley sey. Sie hat aber mit einigen angeführten eine grosse Aehnlichkeit. Ich setze also nur eine Stelle aus der 6ten Strophe zur Probe her:

Was folgt noch sonst? Die Widerdey
In Furchen, Flören, Tenn und Keltern
In Hütten, Häusern, Schloß und Zeltern
Bleibt nichts von ihrem Unfug frey.
Sie drohen Fieber, Schmerz und Seuchen,
Sie drohn Carbunkel, Tod und Graus. u. s. w.

Den Beschluß mag die Tavtologie machen, welche Scribler den Gipfel und die Vollkommenheit aller Figuren nennet. Hr.

Sci-

Seidel bedienet sich derselben sehr häufig, in ihrer größten Stärke. Wer zweifelt also, daß seine Poesie zum höchsten Gipfel der Vollkommenheit gestiegen ist? Wer es nicht glauben will, der sehe einmal folgende Zeilen aus der 20sten Strophe an:

Ein Schwesternstern ist, wie andre Sterne;
Kein Schwesternstern hat hier was voraus.

Und in der 26sten:

Getrost! der sieht: er sieht und währt,
Und nichts von ihm wird eher fallen u. s. w.

Ich beschliesse zwar nunmehro die Anzeige und die Lobeserhebungen der in dieser Ode in unendlicher Anzahl befindlichen Schönheiten. Aber ich bitte alle meine Leser, um des grossen Seidels und um seines unsterblichen Ruhmes willen, ja nicht in dem Wahne zu stehen, als ob sie es alle wären. Ich habe ihnen nichts, als einen kleinen Vorschmack des unbeschreiblichen Vergnügens geben wollen, welches sie, bey Durchlesung dieser Ode, empfinden werden. Daß sie sie aber durchlesen, das weis ich so gewiß, als ich versichert bin, daß sie schon dieser geringe Vorschmack in die angenehmste Entzückung versetzet hat. Wer wollte so ein Gedicht nicht lesen, dergleichen die Welt, wegen seiner Vortrefflichkeit, von ihrem Anfange an, noch nicht gesehen hat, auch bis an ihr Ende nicht sehen wird? Freylich lesen es die witzigen Köpfe nicht. Ich weis wohl, daß viele von diesen abgeschmackten Leuten gesagt haben: Es

wäre einerley, ob man einem von ihnen dieses Gedicht vorläse, oder ihn auf die Tortur legte. Sie brauchen es auch folglich gar nicht dazu, wozu es gemacht ist. Z. E. letztlich fand ich es an einem Orte

Wo man an die Wand den blossen Rücken kehrt.

Gleich schloß ich daraus, daß nicht weit davon ein witziger Kopf wohnen müsse. Und mein Schluß war auch nicht falsch. Aber eben das gereicht diesem Gedichte zur Ehre, wenn es die witzigen Köpfe zu solchen Sachen brauchen. Für sie ist es gar nicht gemacht, weil sie die Schönheiten des Pathos unmöglich einsehen können. Es ist also ein desto sicheres Zeichen seiner Vortrefflichkeit, je mehr sie es verachten. Wenn es ihnen gefiele: so würde es den Liebhabern des Pathos nicht gefallen, und folglich nicht schön seyn. Da es nun diesen ausnehmend wohlgefällt, so ist es auch ein vollkommenes Meisterstück, und alle, welche es noch nicht gelesen, und den rechten Geschmack des Pathos haben, werden es nicht eher aufhören zu lesen, bis sie es auswendig können. In dieser festen Ueberzeugung kann ich das Uebrige ohne Bedenken übergehen, und meinen Lesern selbst das Vergnügen gönnen, Schönheiten in einem Gedichte zu entdecken, welche Tausenden zu entdecken unmöglich sind.

Doch noch einen von den vornehmsten Vorzügen der Seidelischen Gedichte überhaupt, und dieser Ode insbesondere, kann ich unmöglich

lich mit Stillschweigen übergehen. Dieses sind seine ganz unerhört lieblich tönenden Reime. Was ich schon zum öftern angemerket habe, daß nämlich der Hr. Rector in der Poesie seines gleichen nicht hat, dieses muß ich hier, in Ansehung der Reime insbesondere, wiederholen. Dieß ist ein Vorzug, welchen ihm auch so gar die witzigen, oder, wie man vielleicht besser sagen möchte, die wüsten Köpfe, einräumen. Doch ohne Beweis verlange ich keinen Beyfall. Ich will daher die vornehmsten der nachdrücklichsten Reime von welchen schon meine Leser in den angeführten Stellen einen guten Vorschmack werden bekommen haben, aus der ganzen Ode heraus nehmen, und sie neben einander hersetzen, damit ihre Vortrefflichkeit desto klärer in die Augen leuchte. Es sind aber folgende: Deutschen, peitschen; klägelt, besiegelt; Löwen, Thyeben; Mithridaten, waten; Arianer, Muhametaner; Macedon, Hohn; Wärthen, glühten; Widerdey, frey; Keltern, zeltern; Tartarhorden, worden; Hortenotten, Rotten; angeschmidt, vertritt; Klippen, schippen; Quasten, Postenkasten; darzwischen, auszuzischen; Ofen, Philosophen; Nacken, knacken; befahre, Haare; verschonen, Scorpionen; sprichts, nichts; stankert, ankert; angelnlos, Ribbenstoß; Grimm, üm; Quecken, anzustecken; schrauben, rauben; Bekümmern, Trümmern;

Gnadenzeichen, scheuchen; Ekel, Tekel; sollte, rollte; spassen, Untersassen; wette, Cabinette; zuckt, guckt; Nörthen, Komeren; verschirzet, verbirget; siedern, Niedern; durchkreuzen, begeizen; Angstgeplerr, Herr; schleicht, verscheucht; keifen, steifen; ersetzet, nachgeschwätzet; Kometenglimmen, krümmen; Künste, Lehrgespinnste; schleichen, ingleichen; drum, Perichelium; unterschreibet, sträubet.

Das klappt doch recht! Welch ein Schatz von auserlesenen Reimen! Können wir uns nicht Hofnung machen, daß der Hübner den Hrn. Rector noch zum lebendigen Reimregister machen wird? Zu was für edlen und auserlesenen Gedanken haben ihn nicht dieselben in dieser Ode so, wie in allen seinen übrigen Gedichten Anlaß gegeben! Ja sie haben ihn nicht nur Anlaß dazu gegeben; sie haben sie ihm sogar gebohren. Deßwegen ist auch sein Wahlspruch:

Ich schwängre formlos Nichts der Reime;
Mein Nichts gebiert mir junge Nacht.
Zuschr. zu Neuk. Ged.

Ich habe darum, bey Gelegenheit der Figur der Ausfüllung die Art und Weise ihres Ursprunges so weitläuftig beschrieben, weil mein Leser sich daraus einen vollkommen Begriff von

d

der ganzen Empfängniß und Geburt aller in des Hrn. Rectors Gedichten befindlichen Gedanken machen können. Denn man muß einmal für allemal wiſſen, daß ſeine Gedichte nicht anders, als durch die Reime, möglich ſind; ſo wie ein Haſe, ohne eine Häſinn, nicht junge Haſen zeugen kann. Dieſes aber iſt es eben, worauf die hauptſächliche Kunſt des Pathos, und folglich die ganze wahre Poeſie beruhet.

Es fragt ſich aber hierbey, woher denn die lateiniſchen Gedichte des Hrn. Seidelo entſtehen? Denn er iſt in dem lateiniſchen Pathos ſo ſtark, als im Deutſchen; wie man auch nur allein aus der kurzen lateiniſchen Zuſchrift dieſer Kometenode an den Hrn. Baron von Malzan, in Schleſien, erſehen kann. Seine deutſchen Verſe ſind Kinder der fruchtbaren Reime. Da ſich nun die lateiniſchen Verſe nicht reimen: wie können ſie denn von dem Hrn Rector gezeuget und von den Reimen gebohren werden? Die Antwort iſt leicht. Verſchiedne Zwecke erfodern verſchiedne Mittel. Lateiniſche Verſe zu machen, das iſt ein andrer Zweck, als deutſche zu machen: alſo erfodern ſie andre Mittel. Dieſe hilft bey den Meiſtern des Pathos Hübners Reimregiſter zur Welt bringen; bey jenen aber verrichtet der *Gradus ad Parnaſſum* die Stelle einer Hebamme. Nun kann man ſich noch wundern, warum der Hr. Rector in Lauban lateiniſche Verſe machen kann!

Und

Und so hätte ich denn, wenn anders ein vollkommner Ruhm einigen Zuwachs leidet, den Ruhm des unsterblichen Seidels, nach meinen wenigen Kräften, in der deutschen Welt ausgebreitet! Ich habe ihn bis an den Himmel erhoben; bis dahin habe ich ihn erhoben, wo der Bärenhüter Bootes seinen hellglänzenden Arctur im Mittagszirkel zeigt!

Sublimi ferit sidera vertice.

Ich habe ihn der Ewigkeit übergeben, und allen vernünftigen Geschöpfen der bewohnten Weltkörper eine unendliche Pflicht auferlegt, ihm niemals einen andern Dichter an die Seite zu setzen.

Meine Leser werden sich aber wundern, warum ich diese Schrift eine Lob- und Schutzschrift genennet habe, da doch an einem so grossen Manne, wie Seidel ist, (ich setze nicht mehr Herr dazu; denn man sagt nicht: Herr Homer, Herr Jupiter;) nichts, welches eines Schutzes, oder einer Vertheidigung werth ist, getadelt werden kann, und ich ihn auch durchgehends nur gelobet habe. Aber ich bitte sie zu bedenken, wie blind, wie verstockt die böse Welt ist! Sie hört, sie sieht, sie greift mit den Händen: und doch bleibt sie starr und stumm. Es ist also nöthig, daß man auch Männer, welche eigentlich schon weit über den

Neid

Neid und über den Tadel erhoben sind, um der Schwachen willen, vertheidige. Was das andre betrift, so habe ich ihn ja eben dadurch, daß ich ihn gelobet habe, vertheidiget. Denn durch ein Lob, welches man, wie ich gethan habe, mit unumstößlichen Gründen unterstützt, wird sogleich allen Gegnern ein ewiges Stillschweigen auferlegt.

Ich muß aber doch, zum Ueberflusse, einen Einwurf, welchen die Neider wider den Titel gemacht haben, beantworten; wiewohl ich dessen, weil er nicht in Versen ist, sonst schon überhoben seyn könnte. Man hat den Poeten Seidel zur Last gelegt, daß er auf den Titel gesetzt, daß er die Ode eilfertig aufgesetzt habe. Denn eilfertig aufgesetzte, und folglich schlechte Sachen, sollte doch ein Mann, welcher seine eigne Ehre lieb hat, nicht gleich drucken lassen. Aber die guten Leute, welche so vom Stecken zum Winkel schliessen, sollten zweyerley bedenken. Erstlich steht ja auch auf dem Titel, daß die Ode auf Veranlassung eines gelehrten Gönners in D**** verfertiget worden. Hat er sie denn nun nicht machen müssen? Wer weis, wie viel Mahnbriefe ihm der gelehrte Gönner geschickt hat, daß er ihm also endlich nothwendig den Willen, und zwar eilfertig, hat thun müssen. Und wie sehr hätte er nicht wider die Klugheit verstossen, wenn er dem Winke dieses gelehrten Gönners nicht gefolget hätte!

hätte! zumal da er in D**** ist. Denn
giebt es gar viel gelehrte Gönner und Mäcen
ten. So wenig, als der vortrefliche Eb
hard Christian Kindermann, dieser ande
Ricciolus, es einem solchen abgelaugen kun
von dem heurigen Kometen einen Riß zu m
chen, dergleichen noch nicht ist gesehen werd
und welchen niemand, als ein Kindermann
oder wer dessen ganz besondern Verstand
sitzet, machen kann: eben so wenig konnte es
sinnreiche Seidel seinem gelehrten Gönner
selbst, welcher vielleicht eben die erste Ursache
nes Kometenrisses gewesen seyn kann, absch
gen. Anderns so verstehen diese Herren d
eilfertig gar nicht recht. Es soll nach Se
dels Sinne durchaus nicht so zu verstehen se
als ob er seine Ode, von welcher er wohl wi
te, wie schlecht sie wäre, dadurch entschuldig
wollte. Nein, er ist von dem Gegentheile v
lig überzeugt und will durch das eilfertig
anzeigen, daß er im Stande gewesen,
Ei dennoch eine so vortrefliche Ode au
zusetzen. Das darf nun aber eben niema
für eine Pralerey ansehen.

Dieß saget kein verwegner Praler.
SCHWARZ.

Er wird ja sagen dürfen, was wahr ist.
er müßte sich der Sünde befürchten, wenn
es nicht sagte. Es ist auch an sich selbst
ke

kein Wunder, was er von sich sagt. Die armen witzigen Köpfe stehen in dem Wahne, die Dichter im Bathos brächten über ihren Meisterstücken auch so lange zu, als wie sie, über ihren. Nein, sie irren sich sehr. Bey uns kriechenden Poeten läuft alles hin, wie Fließwasser; da macht man

stans pede in uno

solche lange Oden, wie Seidels Kometenode ist. Ich widerspreche dem, was ich eben sagte, daß nämlich diesem Poeten seine Gedichte ziemlich schwer ankämen, gar nicht. Denn eilfertig und mühsam, das ist: schön, ein Gedicht verfertigen, ist bey uns beysammen, ja gar einerley. Und demnach habe ich meinen Helden auch vor dem kleinen Vorwurfe vertheidiget, welcher, wenn er auch wirklich ein Vorwurf wäre, dennoch wie ein Flecken in dem Lichte der Sonne, unter den grossen Vollkommenheiten seiner Ode, von sich selbst würde verschwunden seyn.

Ich habe nunmehr meine Leser in eine angenehme Erstaunung, aber dabey auch in eine so ungeduldige Hofnung einer erwünschten Nachricht von den itzigen Umständen des erhabnen Seidels gesetzt, so, daß ich ihre Gemüther durch nichts, als durch die Mittheilung einer solchen Nachricht, beruhigen kann. Sie

sind

sind durch die Beschreibung seiner Vorzüge so für dessen Verdienste eingenommen, daß sie ihm eben so herzlich eine Belohnung derselben wünschen, als man sich erfreuet, wenn man die Tapferkeit eines Kriegshelden, von welchen man unzählige grose Thaten hat erzählen hören, mit Ehre und Würde krönen siehet. Ich muß ihnen also endlich die Belohnung der poetischen Verdienste des Poeten Seidels kund machen. Ich habe sie bisher mit gutem Bedachte, die ganze Schrift hindurch, verschwiegen, und von ihm allezeit so geredet, als ob er noch derjenige wäre, der er vorher gewesen ist, und mit dem Herrn Rector in Lauban, welcher sich diese Stunde noch allda befindet, und seinem Amte rühmlich vorstehet, eine Person ausmachte. Dieses habe ich gethan, damit ich meinen Lesern am Ende eine desto grössere Freude machen, und sie, durch Erfüllung eines ängstlichen Wunsches, desto mehr vergrössern möchte.

Der grosse Dichter, Seidel, ist nicht mehr in Lauban. Er hat Deutschland, er hat Europa verlassen. Zwischen den ungeheuren Gebirgen unter dem Südpole, welche noch kein Fuß eines reisenden Europäers betreten hat; dort in dem andern kalten Erdreiche, wo alles so, wie an den äussersten Enden Lapplands, vor Froste starret; dort ist ein unermeßlich tiefes Thal, wo seit dem Anfange der Welt noch kein Sonnenstral hineingedrungen. Er ist eine wüste

wüste Tiefe, und eine ewige cimmerische Finsterniß umhüllet ihn. In diesem Thale haben sich, ich weis nicht, durch wessen Anführung, von undenklichen Zeiten her, die kriechenden Poeten, die Meister im Reiche, versammlet. Daselbst kriechen sie, ihrer natürlichen Neigung nach, auf allen Vieren in den untersten Hölen dieses Abgrundes herum, und geniessen eben dadurch die herrliche Belohnung ihrer Verdienste, deren sie fähig sind. Ihre Leiber sind alle von einer solchen Schwere, daß sie sich von sich selbst nie von der Erde losreissen können. Es wachsen ihnen deßwegen, so bald sie in diesem finstern Reiche angelanget sind, über den Armen kurze Flügel hervor, durch deren Hülfe sie sich etwas von der Erde erhöhen und fortschwingen können; wiewohl sie stets mitten in ihrem Fluge wieder niederfallen. Ihre Gestalt ist also fast völlig, wie die Gestalt der Fledermäuse. Des Tages sind sie stets in ihrem finstern Aufenthalte; und des Nachts machen sie sich zuweilen, auf eine kurze Zeit, hervor. Ihre Hauptbeschäftigung ist, daß sie einander ihre, in der Oberwelt, verfertigten Gedichte vorlesen. Das hierzu benöthigte Licht verschaffen ihnen die von den oben, am Anfange des Thales, befindlichen alten Stöcken heruntergefallenen Stücken faules Holz, dessen wenige Lichtstralen ihre grossen Augäpfel, welche den Augäpfeln der Nachteulen gleichen, in genugsamer Anzahl auffangen.

Diese verborgnen Dichter haben nun noch niemals, wegen Erwählung eines Oberhaupts, unter sich einig werden können. Wie sie aber jederzeit ihre Gesandten in die entferntesten Oerter des Erdkreises ausgeschicket haben, um Nachricht von ihrem noch unter dem Joche der witzigen Köpfe seufzenden Mitbrüder einzuziehen: so haben sie auch, durch ihren letzten Abgesandten in Europa die Kometenode des deutschen Poeten, Seidels, erhalten. So bald dieselbe nur ein einziges mal in einer Hauptversammlung allen war vorgelesen worden, so wurden alle mit einhälligem Munde einstimmig, diesen, und keinen andern, zu ihrem Oberhaupte und Könige zu erwählen; weil ihm unmöglich jemals ein anderer gleich kommen könnte. Gesagt und beschlossen. Die Versammlung wurde, zum innigsten Vergnügen aller Einwohner dieses finstern Abgrundes, mit einem dreymaligen: Es lebe der grosse SEIDEL! geendiget. Alsbald wurde eine Gesandschaft nach Lauban abgeschickt. Der Schutzgeist der kriechenden Poeten begleitete sie, und brachte sie, in einer Zeit von 24 Stunden, zu ihrem neu erwählten Könige. Seidel hörte den Antrag mit einer so großmüthigen, als zufriedenen Mine an: er willigte in ihr Begehren, und so gleich wurde er, durch Hülfe des Schutzgeistes entrückt und in sein neues Reich hinunter gebracht.

Nun

Nun lebt er in seinem Eigenthume! Nun regiert er, als ein würdiges Oberhaupt der kriechenden Poeten, diese seine getreuen Unterthanen! Er ist ein König und geniesset den unschätzbaren Lohn unendlicher Verdienste.

Verlaßt doch nun endlich, ihr witzigen Deutschen! die bisher betretene Strasse! Tretet in die Fußtapfen des durch seine Vertiefung erhöhten Seidels, damit ihr dereinst das vollkommenste Glück, in dem südlichen Reiche des Pathos, als seine Unterthanen, zu leben, geniessen möget!

v. Tiefenthal.

****

Der Brückenbau.

Eine Erzählung.

Ein längst entschlafner Fürst voll Tugend und Verstand
Durchzog, aus weiser Lust, ein weit entferntes Land.
Der Neugier zeigten sich hier tausend Seltenheiten,
Und mancher Ueberrest der längst gestorbnen Zeiten.
Und dieser Schätze Werth war seiner Reise Ziel.
Was ihm vor tausenden besonders wohl gefiel,
Und er sich längst gewünscht, war eines Flusses Brücke;
Auf die allein sah er mit unverwandtem Blicke.
Nur diese Brück allein ging über diesen Fluß.
Doch sie war fest und groß; und niemals hat ein Fuß,

Der sich ihr anvertraut, wie sonst gar oft, gegleit
Stets hat den, den sie trug die Sicherheit geleitet.

Jenseit des Flusses war ein höchstbeglücktes Re
An Sitten und Verband war ihm kein Volk sonst g
Ein steter Lenz muß' ihm stets neu Vergnügen geb
Und wer geruhet war, begehrte hier zu leben.
Der Brücke seltner Bau, des größten Künstlers W
War seiner Eiferjucht wirksames Augenmerk.
Er prüfte sich ihr Bild durch emsig's Beschauen,
In seinem Reiche sich dieß Kunststück nachzubauen.
O! dacht er, was für Pracht wird dann mein Rei
höhn,
Wenn eine Brücke wird auf sieben Bogen stehn,
Und wenn mein Volk durch sie in jenes Land wird
men,
Das sonst den Weg dahin durchs Morgenland ge
men.
Er reiste höchstvergnügt schnell in sein Land zurück.
Es sollte, seinem Volk und sich zum Ruhm und Glü
Der neuen Brücke Pracht in seinem Reiche prangen
Drum ward der große Bau ohn Aufschub angefan
Er ordnete den Bau, wie er ihn da gesehn,
Wo, durch des Meisters Bild, der Eindruck erst
schehn,
So prächtig fest und groß, als er sich ihn geprägt,
Da er zu dem Entschluß den ersten Grund gelegt.
Er ward, durch Müh und Fleiß, in kurzer Zeit,
bracht.
Was sonst in jenes Land den Weg so schwer gemach
War keine Hindrung mehr. Man kam auf d
Brücke
In das beglückte Land zu seinem steten Glücke.

Zweyhundertmal war schon der Erde Lauf vollzo
Eh noch ein Gegner sich bey diesem Bau gerührt:

U

Und konnte mancher gleich etwas dawieder sagen:
So durft er es doch nicht, aus Furcht der Strafe, wagen.
Jedoch, als mancher drauf die Brücke selbst geschaut,
Nach deren Muster sie der alte Fürst gebaut,
So sah man, wenn man sie mit Fleiß und Kunst verglichen,
Daß man im Bauen oft vom Muster abgewichen.

Nunmehro regte sich, wer patriotisch war,
Und sprach vor allem Volk: Schon sind zweyhundert Jahr,
Seit diese Brücke steht, durch schnellen Lauf, verflossen,
Daß man durch sie ein Glück, jedoch nur halb, genossen.
Wohl tausendfach weicht sie von ihrem Vorbild ab.
Der, welcher ihr zuerst Gestalt und Ansehn gab,
Hat, was ein Mensch vermag, durch diesen Bau gezeiget,
Der eines Menschen Kunst bey weitem übersteiget.
Was Wunder? daß ihm nun sein Bau nicht ganz gelang,
Da seine Müh und Kunst die Schwierigkeit bezwang,
Die unvermeidlich ist, wenn so ein Hauptgeschäfte
Auf einem Menschen ruht: Wer giebt ihm Kunst und Kräfte?
Echt, dieser Bau, den ihr nur stets bewundert habt,
Ist zwar wohl tausendfach mit Nutz und Pracht begabt;
Doch vieles fehlt ihm noch, eh er dem Muster gleichet,
Und eh man seinen Zweck durch ihn, wie dort, erreichet.
Der Grund der ganze Bau ist hier und da nicht fest,
So, daß er manchem noch viel Zweifel übrig läßt,
Ob man sich ohne Furcht ihm anvertrauen solle,
Wenn man in jenes Land darauf gelangen wolle.
Drum, Glieder dieses Reichs! liebt ihr das Vaterland;
So werde doch einmal der blinde Wahn verbannt,

Als hätte jener Fürst durchaus nicht fehlen können!
Hört uns! wollt ihr euch selbst noch gröſſre Wohlf
gönnen.

Kaum hatten Rach und Grimm den Vortrag
gehört,
So ward auch durch das Volk der Vortrag gan
ſtört.
O! rief man, jener Fürſt, der unſer Glück gegründ
Hätt' einen Bau geführt, woran man Fehler findet
Die, ſo durch Einſicht zwar des Baues Fehler ſah
Bequemten ſich dennoch nach dieſer Schwachen Wa
Und ſprachen: Sollen wir des Volkes Ruhe kränken
Viel lieber laßt uns doch an kein Verbeſſern denken!
So muß oft Ehr und Glück des Wahnes Opfer ſeyn
Ein falſch Glück dichtet er; das wahre reißt er ein.
Und er behielt auch hier die Oberhand im Lande;
Die Brücke blieb verfälſcht in ihrem alten Stande.

Jedoch die Menſchenlieb erweckte noch einmal
Manch patriotiſch Herz aus edler Seelen Zahl,
Und hieß den Fürſten ſelbſt mit Gründen zu bewegen,
Durch Anſehn, Hülf und Macht die Hand ans W
zu legen.
Es überzeugt ihn bald der Weiſen kluger Mund.
Gleich machte ſein Befehl dem Volk die Gründe kund
Die, weil ſein Wille ſey ſein Wohlſeyn zu vergröſſe
Den Schluß in ihm gewirkt, die Brücke zu verbeſſe
Hier rungen Lieb und Furcht mit Wahn und Här
keit.
Die erſtere Partey gewann alsbald den Streit,
Indem der Fürſt befahl, durch freundlichs Unterrich
Nicht durch Gewalt und Zwang, den Dünkel zu zern
ten.
Man riß den gröſten Theil des alten Baues ein.
Er ward weit tüchtiger an Grunde, Kalk und Stein

Durch Zierrath prächtiger, als wie vordem, erhöhet,
Kurz, wie das Muſter itzt noch feſt und prächtig ſtehet.

Mit dreyfach leichtrer Müh gelangte man nunmehr
In jenes nahe Land. Es ſiegten Glück und Ehr,
Und jeden ſah man itzt, mit ruhigem Gewiſſen,
Mit hochſtvergnügtem Sinn, die alte Brücke miſſen.

Inhalt
dieſes erſten Bandes.

I Stück.

1) Zuſchrift.
2) Vorrede
3) Abhandlung, in welcher der Begriff der
tik beſtimmet wird
4) Recenſion des erſten Stücks der ſchw
riſchen Sammlungen
5) Betrachtung über den Anfang des e
Buchs des Cicero vom höchſten Gute
vom höchſten Uebel, daß es allerdings
lich ſey, Künſte und Wiſſenſchaften in
Mutterſprache zu lehren
6) Eine Abhandlung von der geſchmüc
Schreibart
7) Beurtheilung des halleriſchen Gedichts,
den Urſprung des Uebels
8) Die Critik, eine Ode

II Stück.

NB. Hier ſind aus Verſehen, die Zah

der Seiten wieder von forne angefangen worden.

1) Unterredungen, welche die ſchönen Wiſſenſchaften betreffen. Erſte Zuſammenkunft 3
2) Fortſetzung der Betrachtung über den Cicero, daß es löblich ſey u. ſ. w. 22
3) Recenſion des 2ten und 3ten Stücks der ſchweizeriſchen Sammlungen 42
4) Gedanken von den Eigenſchaften eines Kunſtrichters, welcher den wahren Werth der alten und neuen Schriftſteller beſtimmen will 75
5) Die neuſte Critik 92

III Stück.

1) Ein poetiſches Sendſchreiben an Hrn. B. v. L. von den ſchmähſüchtigen Beurtheilungen 99
2) Gedanken über die Wahl und den Vortrag der Hauptſätze in Reden 102
3) Fortſetzung und Beſchluß der Recenſion des 2ten und 3ten Stücks der ſchweizeriſchen Sammlungen 112
4) Recenſion des 4ten 5ten und 6ten Stücks dieſer Sammlungen 117
5) Lob der Mutterſprache 134
6) Fortgeſetzte Beurtheilung des halleriſchen Gedichts vom Urſprunge des Uebels 148

7) Abhandlung von den Ursachen des Vergnügens, welches uns die Beschreibungen unvollkommner Dinge, bey den Rednern und Dichtern, geben 159
8) Zween Gastwirthe, eine Fabel 178
9) An Hrn. G. v. L. von N. S. R. 182
10) Nacherinnerung 192

IV Stück.

1) Schreiben an die Verfasser, von den Reimen und dem Sylbenmaasse in Schauspielen von C. M. 195
2) Schreiben eines Schweizers an einen Franzosen, von dem critischen Kriege der witzigen Köpfe in der Schweiz und in Sachsen. Aus dem Französischen übersetzt 212
3) Anmerkungen über diesen Brief: auch aus dem französischen übersetzt 233
4) Recension der Gedanken der unsichtbaren Gesellschaft 259
5) Schreiben an Hrn. Immanuel Jacob Pyra, Conrectorn an dem cöllnischen Gymnasio zu Berlin, über dessen Erweis, daß die Gottschedianische Sekte den Geschmack verderbe 264
6) Erweis, daß die Alten den Geschmack verderben 285

V Stück.

V Stück.

1) Von dem Gebrauche der Mythologie in der heutigen Poesie 291
2) Schreiben einer Hofdame an dem Abt von Bellegarde. Aus dem Französischen übersetzt 309
3) Schreiben des Hrn. Abts von Bellegarde an eine Hofdame, welche ihn um einige Betrachtungen über den guten Geschmack ersucht hat. Aus den Französischen übersetzt 321
4) Gedanken vom homerischen Schilde 336
5) Wider die Verächter des Alterthums, eine Ode 373
6) Nachrichten 380
7) An Herrn Immanuel Jacob Pyra 383

VI Stück.

1) Eine Ode auf Sr. Kön. Mag. in Preussen, und Churf. Durchl. zu Brandenburg Friedrich den Andern 387
2) Beurtheilung des Plutus des Aristophanes 420
3) Der erste Aufzug des Plutus, aus dem Griechischen des Aristophanes ins Deutsche übersetzt, mit Anmerkungen 451
4) Der Gärtner, eine Erzählung 479

VII Stück

VII Stück.

1) Freye Uebersetzung einiger anakreontischen Oden 483
2) Schreiben an die Verfasser, wegen zweyer Stellen in dem eilften Stück der schweizerischen Sammlungen, von **Wolf von Hartlebe**, aus Weissenfels 485
3) Untersuchung, ob ein Kunstrichter die Naturlehre verstehen muß 523
4) Schreiben an H. L. von den letzten 6 Stücken der schweizerischen Sammlungen 532
5) Der ungeschickte Maler, eine Erzählung 547
6) Nachricht von neuen Schriften 548
7) Schreiben an die Verfasser, in Sachen des Hrn. Conr. Pyra von N. R. E. aus Berlin 577

VIII Stück.

1) Des Ungenanten letzter Wille 581
2) Lob- und Schutzschrift der Kometenode des Hrn. Rectors, M. Seidels, in Lauban 605
3) Der Brückenbau, eine Erzählung 655

Druck-

Druckfehler.

Anstatt Altmann, lese man Almann an II St. 12 S. 173.

" "	[illegible]	[illegible]	13	1
" "	Aufsehen	Aussehen	42	13
- -	[illegible]	[illegible]	67	21
- -	[illegible]	[illegible]	67	16
" "	Ruhmsüchtwind	Ruhmsucht Wind	95	4
" "	[illegible]	[illegible]	95	18
- -	[illegible]	[illegible] III St.	116	17
" "	Pitschel	Pitschel	122	11
" "	Coup.	Comp.	131	18
" "	ihn	sich	150	8
" "	sucht ihr da	suchet ihr	190	15
" "	mit	[illegible]	128	21
" "	müssen	mögen IV St.	197	31
" "	Ingenio perii	Ingenio perii	208	8
" "	der Hand	der Hand	208	7
" "	Zeuxis	Zeuxian	201	13
" "	den	der	234	19
" "	Piera	Pyra	255	15
" "	Piera	Pyra	255	21
" "	Piera	Pyra	256	8
" "	faciat	facit	277	40

Die Worte: in Carmine, werden ausgestrichen 283 26

Anstatt	aefolico lese man	etolico	288	6
- -	Antaca	Antaeo	288	7
" "	mir	nie	288	20
- -	[illegible]	[illegible] V St.	294	12
" "	Herren	Herzen	294	19
" "	wuchsen	wachsen	294	28
- -	Κρονον	Κρόνον	294	30
- -	Λωτὸν	Λωτὸν	295	1
- -	ὑάκινθον	ὑάκινθον	295	1

An-

Anstatt Πυκὼν	lese man Πυκνὸν	V St.	295	S. 2
- - μαλακὼ	- - μαλακὸν	295	2	
- - ὅς	- - ὅς	295	2	
- - χονὸς	- - χθονὸς	295	2	
- - Καλὴν	- - Καλὴν	295	4	
beschauten Cotus	bethauten Lotus	295	8. 9	
Homer	Horaz	300	3	
wollte	rollte	300	22	
Caunus	Caunus	301	4	
De	Di	301	5	
Saturas	Saturnus	301	6	
Latinius	Latmius	301	25	
heror	heros	301	25	
Pöpel	Pöbel	302	16	
Caßiope ja	Caßiopeja	304	29	
mythologische	mythologischen	314	10	
J. F. W.	J. F. W. Za**	317	19	
Lust	Lust	317	25	
handelten	handeln	318	4	
Pegassus	Pegasus	318	23	
demnach	dennoch	318	27	
Lav	Bav	318	28	
lassen	lasen	319	25	
Epitets	Epictets	321	9	
Geschack	Geschmack	326	14	
Gessendes	Gassendus	332	1	
Erdstreuchen	Erdstrichen	340	30	
Zoelus	Zoilus	355	28	
beziegen	bezeigen	383	8	
Ihre	Ihren	383	14	
Trutonen	Teutonen VI St.	400	18	
Arerotes	Ararotes	422	25	
Πότμον	Πότμου	429	29	
ἐν	ἐν	437	6	
Ἄδικος	Ἄδικος	453	23	
Schriften	Schreiben VII St.	435	9	
wie	wenn	488	1	
fripori	fripon	488	12	

An

Anstatt lateinern lese man Lateinern VII St.			490	27
Petrarche	Petrarcha		490	27
Ranine	Racine		490	29
Tscherming	Tscherning		491	1
das	des		491	7
einem	einem reinen		495	3
nur	nun		499	18
Herrn	Heere		500	12
ungezwungener	gezwungener		501	6
eingleichgültiger	gleichgültiger		504	6
schätzen	schätzen		510	21
Spemer	Spencer		515	13
A.G.	B		515	19
Flammen	Flamme		528	30
B	L		532	23
seine u. der gemeinen	seine u. die gemeine		535	23
verdienet	verdienet er		541	14
Fröschen	Froschen		544	8
Frösche	Froschen		544	20
Arsazes	Araspes		553	4
Arsa es	Araspes		553	7
Anzeige	Anzeyg		570	24
Anzeigezettel	Anzeygzettel		572	14
Ext	Est VIII St.		605	14
zum	zum		615	22
aus	auf		618	20
Nach den Wort: nur felt das Wort noch			622	31
er	es		625	7

An statt welchem sie ihr Climax als die ꝛc. welche sie ihrem Climax als der ꝛc.

Der

Der unparteyische Theil unsrer Leser wird, auch ohne unsre Bitte, so billig seyn, und uns diese und die noch unangemerkten Druckfehler nicht zur Last legen, vielweniger gar einige uns, als Fehler der Unwissenheit, anrechnen. In dem künftigen Bande, welcher zu allernächst mit dem neunten Stücke wird angefangen werden, wollen wir Sorge tragen, daß sie mehr, als in dem ersten Bande, vermieden werden.

Ende des ersten Bandes.

TP320

Bemühungen

zur

Beförderung der Critik und des guten Geſchmacks.

Quid deceat, quid non? quo virtus, quo ferat error. *Hor.*

Neuntes Stück.

Anderer Band.

Halle, bey Carl Herrmann Hemmerde.
1744.

Vorrede.

Die Zeit, in welcher wir uns einen Band, oder acht Stück unſrer Bemühungen zu liefern vorgeſetzet hatten, iſt nunmehr verfloſſen. Ob wir nun gleich mit dem Beſchluſſe deſſelben ganz bequem hätten abbrechen können: ſo haben wir es doch, nach reiflicher Ueberlegung, für beſſer befunden, noch ferner das wenige, was in unſern Kräften ſtehet, zur Beförderung der Critik und des guten Geſchmacks beyzutragen. Wir machen alſo mit dem gegenwärtigen neunten Stück den Anfang zum andern Bande unſerer Bemühungen, und verſprechen mit eben dem Eifer, wie bisher, darinnen fortzufahren, und binnen Jahresfriſt ihn mit dem ſechzehnten Stück zu beſchlieſſen. Ob wir alsdenn den dritten Band anfangen wer-

den, das muß so wohl uns, als unsere Leser, erst die Zeit lehren.

Wann wir der Gewohnheit mancher Schriftsteller folgen wollten: so müsten wir in dieser Vorrede alle die grossen Gönner nennen, welche unsre Monatschrift ihres Beyfalles gewürdiget haben. Wir müsten ihnen mit allerley Ausschweifungen den gebührenden Dank für ihre Lobsprüche sagen und dabey unsern Lesern, etwan durch die Figur der Bescheidenheit, oder auf eine andere artige Weise, aber doch deutlich, zu verstehen geben, daß wir diese Lobsprüche eben nicht von uns abgelehnet haben wollten. Noch mehr Eingang würden wir vielleicht bey einer eitlen Blödigkeit der Gemüther finden, wenn wir einer andern Art der Schriftsteller nachahmen und die ganze Vorrede hindurch uns für die ungeschicktesten Leute und unsre Arbeiten für die schlechtesten Aufsätze von der Welt erklären, bey der Erzählung der Geburt und Lebensgeschichte unsrer Schriften aber alles dasjenige auf das ausführlichste verbringen wollten, was unsern Lesern hohe Gedanken von unsern Verdiensten beybringen könnte. Allein wir sind ein wenig zu ehrgeizig dazu, daß wir, entweder durch offenbare, oder durch verblümte Lobeserhebungen unserer und unserer Schriften ihrer Vollkommenheiten unsern Lesern die Meynung beybringen sollten, wir müsten, uns ein Ansehen vor der gelehrten Welt zu geben, den Mangel vieler fremden Lobsprüche,

che, theils durch die Wiederholung derſelben, theils durch unſre eignen, erſetzen. Wenn die Ausbreitung der Verdienſte der Schriftſteller ordentlicher Weiſe ihr eignes Amt iſt: ſo wird die Welt in Ewigkeit nicht erfahren, ob unſre Bemühungen Beyfall gefunden haben, oder nicht.

Wir halten uns zu einer andern Verrichtung weit mehr verbunden zu ſeyn, welche einen gröſſeren Nutzen zur Abſicht hat, als die Ausbreitung unſres Lobes, welches, ſo groß es auch ſeyn könnte, doch noch ziemlich enge Grenzen haben muß ſo lange es ſich allein auf die Verfertigung einer critiſchen Monatſchrift gründet. Wir wollen nämlich die hauptſächlichſten Vorwürfe anzeigen, welche uns, wegen unſrer Bemühungen ſind gemacht worden, und auf dieſelben antworten.

Der Vorwurf, wenn er anders ein Vorwurf zu nennen iſt, daß die Verfaſſer dieſer Bemühungen nicht in Halle, ſondern zu Leipzig, und zwar, wie einige faſt zuverläßig haben verſichern wollen, die Kunſtrichter im engen Verſtande, wären, muß billig zuerſt wiederlegt werden, damit die Beantwortung der folgenden deſto richtiger und billiger geprüfet werden kann. Was das erſtere anlangt, daß nämlich die Verfaſſer nicht in Halle wären, ſo wundern wir uns eben ſo ſehr nicht, daß man gleich bey dem erſten Stück auf dieſe Muthmaſſung gefallen iſt. Halle iſt nunmehr ein halb hundert Jahr eine

der berühmtesten hohen Schulen in Deutschland. Von dem Anfange ihrer Stiftung an bis itzo, ist sie, durch die huldreiche Vorsorge unsrer weisen Landesväter, so glücklich gewesen, mit den grössesten Lichtern der deutschen Gelehrsamkeit in allen Wissenschaften zu prangen, und durch dieselben ganz Europa zu erleuchten. Die Weltweisheit, die Gottesgelahrtheit, die Rechtsgelehrsamkeit und die Arzneywissenschaft haben stets in derselben ihre Wohnung aufgeschlagen, und die Nachkommen werden vor dem Ende der Welt nicht aufhören, die unendlichen Verdienste eines Wolfs, eines Thomasius, eines Baumgartens, eines Ludwigs, eines Böhmers, eines Hofmanns, eines Schulzens und anderer bis in den Himmel zu erheben. Aber die Poesie, die Beredsamkeit und die Critik haben bey diesem so hellem Lichte der Wissenschaften bey uns doch noch niemals durchbrechen können, ob sie gleich zuweilen hervorgeschimmert haben; sondern unsre hohe Schule hat sich, wie viele andre ausser ihr in Deutschland, bis hieher, stets müssen nachsagen lassen, daß sie eine Feindinn dieser Art von freyen Künsten und Wissenschaften wäre, besonders in so fern sie in deutscher Sprache ausgeübet würden. Wir wollen uns zwar dieses harten Ausspruches nicht theilhaftig machen: dennoch aber können wir, da es zumal so offenbar ist, nicht leugnen, daß sich die hier Studirenden mit der deutschen Poesie und Beredsamkeit, mit diesen so reizenden

den

den Schönheiten, bisher noch gar sparsam in ein Liebesverständniß eingelassen haben; ohne Zweifel, weil sie die Hauptwissenschaften, welche sie zu einer gründlichern Erkenntniß führen, allein für so nützlich und wichtig gehalten haben, daß man nur ihnen die ganze Zeit seines academischen Lebens widmen müsse. Daher ist es denn gekommen, daß, da man nun endlich eine Schrift, welche zur Beförderung der Critik, Poesie und Beredsamkeit abzielte, und in deutscher Sprache abgefasset war, von Halle aus, erblickte, man sich unmöglich einbilden konnte, daß die Verfasser derselben wirklich, wie sie vorgäben, in Halle seyn könnten. Allein, wer aus diesem Grunde allein auf diese Muthmassung gerathen ist, der wird sich bescheiden lassen, daß er in seinen Schlüssen einen etwas allzu grossen Sprung gethan. Wenn seit beynahe funfzig Jahren, ausser des hochberühmten Hrn. G. R. Gundlings vortrefflichen Lobrede und vielleicht einigen wenigen andern Stücken, noch fast gar keine zur deutschen Beredsamkeit, Poesie und Critik gehörige Schrift, welche einige Aufmerksamkeit verdienet hat, in Halle zum Vorscheine gekommen ist: kann es deßwegen auch niemahls geschehen? und ist denn etwan in dem Begriffe der hohen Schule zu Halle der Nebenbegriff mit eingeschlossen, daß sie unmöglich der Welt etwas von der Poesie, Beredsamkeit und Critik in deutscher Sprache vor Augen legen kann? Wer dieses behauptet, der thut

unſerm berühmten Halle das gröſßte Unrecht und bedenket nicht, daß man allzu unbillig handelt, wenn man von unſrer hohen Schule verlanget, daß ſie auſſer dem, was die höhern Wiſſenſchaften anlangt, ſich auch in Anſehung der ſchönen Wiſſenſchaften, zugleich in ihrer gröſßten Vollkommenheit zeigen ſoll. Unſre artige Nachbarinn, das witzige Leipzig, hat den Ruhm, welcher aus der Ausübung der ſchönen Wiſſenſchaften entſpringet, ſchon ſeit vielen Jahren behauptet und das reichlich erſetzet, was uns bisher in dieſem Stücke gemangelt. Ja, wenn wir nicht etwan die Mitbürger unſerer hohen Schule beleidigen, ſo wollen wir es aufrichtig geſtehen, daß wir es bloß der daſigen hohen Schule zuzuſchreiben haben, daß ſich ſeit einiger Zeit auch bey uns einige muntere Dichter und Schriftſteller zeigen, welche es manchem Leipziger zuvorthun. Wir ſind auch überzeugt, daß die den ſchönen Künſten eigenthümliche Anmuth die Gemüther unſrer gelehrten Mitbürger immer mehr und mehr einnehmen und unſre hohe Schule noch zu einen ordentlichen Sitze der ſchönen Wiſſenſchaften machen wird. Unſre Hofnung iſt gegründet, weil ſchon viele bey uns zeigen, daß ſie dem ſonſt hier ſehr gemeinen Vorurtheile als ob man auſſer der Wiſſenſchaft, von welcher man leben will, nichts, als etwan die Metaphyſik, lernen müſſe, keinen Eid der Treue geſchworen haben.

Was hat man es alſo Urſache gehabt, ſich über

über die Erscheinung unsrer Monatschrift, als über ein an dem hällischen Horizonte unerhörtes Phänomenon, so sehr zu verwundern? War es denn an sich für unglaublich zu halten, daß einige Liebhaber der schönen Wissenschaften, welche ehedem allhier studiret haben, und sich noch da aufhalten, ihre wenige Kenntniß der Critik, Poesie und Beredsamkeit zum Aufnehmen dieser Künste und Wissenschaften anwenden könnten? Wir halten also dafür, daß die wenigsten, welche bisher der entgegengesetzten Meynung gewesen sind, sie bloß aus diesem Grunde gehegt haben, und daß bloß einige Aufsätze und Ausdrückungen in unserer Monatschrift den meisten unter ihnen die Meynung beygebracht haben, als ob die Verfasser die Kunstrichter in engem Verstande, das ist, der Herr Professor Gottsched und der Herr Mag. Schwabe, wären, und, weil diese in Leipzig sind, nothwendig die Verfasser der Bemühungen in Leipzig seyn müsten. Wollten einige bloß deßwegen weil es eine critische Monatschrift ist, die Verfertigung derselben diesen beyden Kunstrichtern zuschreiben: so wäre der Schluß wieder etwas zu eilfertig, daß, weil in der ganzen Schweiz nur zween Kunstrichter sind, nämlich Hr. Bodmer und Hr. Breitinger, auch in ganz Deutschland ihrer nicht mehr, als zween, möglich wären. Von der Schweiz glaubt man es mit Grunde, daß keine Kunstrichter da sind, als Herr Bodmer und Herr Breitinger, weil sie diese zur critischen

Hiſtorie gehörige Nachricht an einem von uns ſchon angezeigten Orte ihrer Sammlungen der Welt ſelbſt mitgetheilet haben. Der Hr. Prof. Gottſched aber und der Hr. M. Schwabe haben ſich unſeres Wiſſens noch nirgend verlauten laſſen, als ob ſie in Deutſchland die einzigen Kunſtrichter wären, und es ſollte wohl auch auſſer dem einem jeden, welcher die zu den ſchönen Wiſſenſchaften gehörigen neuen deutſchen Schriften, auch nur im Vorbeygehen, ſeines Anblickes würdiger, bekannt ſeyn, daß bey noch mehreren Deutſchen ein guter Geſchmack und eine geſunde Critik anzutreffen iſt. Iſt es denn alſo unmöglich, daß, auſſer dem Hrn. Prof. Gottſched und dem Hrn. M. Schwaben, andere wenigſtens die Kühnheit haben können, einige Verrichtungen der Kunſtrichter über ſich zu nehmen?

Doch wir wollen dieſe Meynung nicht länger beſtreiten, da wir verſichert ſind, daß weder im Stande ſeyn werden, zu glauben, daß alle deutſchen critiſchen Schriften, welche bisher in Deutſchland herausgekommen ſind, von dem Hrn. Prof. Gottſched und dem Hrn. M. Schwaben verfertiget worden. Die größte Urſache derſelben iſt unſtreitig dieſe, daß wir, da wir uns in die gegenwärtigen bekannten critiſchen Streitigkeiten gemiſchet, die Parthey des Hrn. Prof. Gottſcheds in vielen Stücken gehalten und den Heftigkeiten der Hrn. Schweizer zuweilen einige Ausdrückungen entgegenge-

ſetzet

ſetzet haben, welche man für Wirkungen eines durch unmittelbare Beleidigungen in Affect geſetzten Gemüthes erkannt hat. Aber wieder dieſe Folgen iſt wiederum gar viel einzuwenden. Kann denn eine ſtreitige Sache von niemanden, als von der einen ſtreitenden Partey ſelbſt, gegen die andere vertheidiget werden? und ſind denn gelehrte Streitigkeiten etwan ſo beſchaffen, wie die im bürgerlichen Leben wegen Beleidigung der Ehre entſtandnen Streitigkeiten, da ſich nicht leicht ein andrer hinein miſcht, welcher nicht auch iſt beleidiget worden? Gelehrten Streitigkeiten iſt ein jeder verbunden beyzutreten, welcher etwas zu Schlichtung derſelben und zu Entwickelung der Wahrheit beyzutragen im Stande zu ſeyn glaubt. Welche Partey ihm Recht zu haben ſcheint, die muß er mit allen Kräften vertheidigen und die falſchen Meynungen der Gegenpartey auf eine ſolche Art abfertigen, als ob er ſelbſt ein Theil der einen ſtreitenden Partey wäre. Denn hier iſt es um die Wahrheit zu thun, und für dieſe hat ein jedweder die Freyheit, auf eine jede Art, zu ſtreiten, wodurch er ihre Rechte zu retten hoffet. Uns dünkt, daß diejenigen Aufſätze in unſrer Monatſchrift, welche eigentlich zu der Meynung, als ob niemand anders, als der Hr. Prof. Gottſched und der Hr. M. Schwabe, die Verfaſſer derſelben wären, Gelegenheit gegeben haben, alle ſo beſchaffen ſind, daß ſie, wenn man unſre itzt angegebenen höchſtbilligen Grundregeln an-

annimmt, nicht eben für Arbeiten dieser so genannten Kunstrichter im engen Verstande seyn müssen. Wir haben die critischen Streitigkeiten zwischen den Sachsen und Schweizern erwogen und für nöthig befunden in vielen Stücken den erstern beyzutreten und dasjenige beyzubringen, was wir für eine Vertheidigung der gerechten Sache hielten. Wir schmeicheln uns aber keinesweges, die eine Partey in allen Stücken richtig vertheidiget und die andre stets mit tüchtigen Gründen widerlegt zu haben. Aber diese Fehltritte sind es eben, welche uns diejenigen Unparteyischen, vielmehr anzeigen sollten, anstatt daß sie uns nur stets vor der Vermengung mit den critischen Streitigkeiten warnen. Dadurch würden die besondern Streitigkeiten in der Critik endlich entschieden, und vielleicht dem ganzen Lärm ein Ende gemacht werden. Wir können es in der That nicht begreifen, warum man es sogleich unter die critischen Todsünden rechnet, wenn man sich in die itzigen critischen Streitigkeiten mit einläßt? und warum insbesondere einige diejenigen ohne Barmherzigkeit verdammen, welche den Hrn. Prof. Gottsched vertheidigen? gleich als ob es vor der vernünftigen Welt schon längst ausgemacht wäre, daß von ihm nichts gutes kommen könnte. Aber die dieses thun, bedenken nicht, daß sie eben dadurch die Partey der Hrn. Schweizer auf eine weit sclavischere Art nehmen, als sie uns, in Ansehung der Sachsen beschuldigen. Doch sie

antworten, daß auf der Hrn. Schweizer Seite allein die Wahrheit sey. Aber das ist ja eben die Frage; und diese zu entscheiden muß man ja nothwendig ihre besondern Streitigkeiten untersuchen. Einige sprechen ihnen zwar fast allen Nutzen ab, und wünschen von uns nichts, als allgemeine Abhandlungen zu lesen: aber diese werden so gütig seyn, und erwägen, daß es nicht genug, ja nicht möglich ist, ein festes Gebäude aufzuführen, wenn man nicht auch den Schutt von der Baustelle wegschafft. Tadeln sie uns deßwegen, weil die Streitigkeiten zwischen den Schweizern und Sachsen zuweilen von keiner Wichtigkeit, und ihre Entscheidungen von keinem Nutzen sind: so geben wir dieses zur Antwort, daß wir unsres Orts dieser Art derselben wenig Raum verstattet haben: den eingeschickten Aufsätzen und Schreiben aber einige Stellen zu versagen, dazu haben wir nicht hinlängliche Ursache gehabt.

Doch wieder auf den Vorwurf wegen der eingebildeten wahren Verfasser zu kommen, so wundern wir uns sehr, wie man es dem Hrn. Prof. Gottsched zutrauen kann, daß er sich, auf Unkosten seiner critischen Ehre zuweilen so gar sehr widersprochen und ordentlich wider sich selbst geschrieben haben sollte, wie wirklich in unsern Bemühungen geschehen ist. Sich durch Widerlegung seiner eignen Sätze verborgen zu halten, dieses haben die Schriftsteller zwar öfters für gut befunden: aber es ist doch allezeit

mit

mit einer solchen Art geschehen, daß sie sich nicht so gar offenbar zu widersprechen geschienen, und man hat ihnen noch deßwegen nicht die Verfertigung dieser, oder jener Schrift absprechen können. Da aber die Widerlegung einiger Sätze des Hrn. Prof. Gottscheds in unsern Bemühungen so abgefasset ist, daß man gar deutlich sieht, daß sie im Ernste gemacht sind: so hat man, wenn man ihn nicht unbilliger Weise beschuldigen will, daß er mit seinem critischen Lehrgebäude nur spielte, die höchste Ursache, ihn von der Wissenschaft um die Verfertigung dieser Monatschrift völlig loszusprechen, und noch viel mehr, ihn nicht gar für einen Mitarbeiter zu halten.

Wiewohl wir sehen schon, daß uns dieses viele einräumen. Dieses aber wollen sie sich doch wenigstens nicht ausreden lassen, daß die Verfasser nothwendig die allerblindesten Anbeter und vertrautesten Freunde des Hrn. Prof. seyn müsten, oder kurz, daß sie Erzgottschedianer wären. Wir wollen nicht untersuchen, ob dieses geschimpfet sey, sondern nur dieser Art von Gegnern die Verwegenheit ihres Ausspruches zu Gemüthe führen. Wir können, unseres Erachtens, nicht eher Erzgottschedianer heissen, als bis man uns einer blinden Annehmung aller Meynungen und Sätze des Hrn. Prof. überführen kann; welches aber wohl sehr schwer seyn würde. Will man uns, weil wir in vielen Stücken mit ihm einerley Meynung sind,

Gott-

Gottſchedianer nennen, ſo wollen wir eben diejenigen, welchen es ein ſo groſſes Vergnügen iſt, neue Secten zu erfinden, und ihnen Namen zu geben, ihre Freude nicht mißgönnen. Was uns von Zürich aus, nebſt vielen andern bey den daſigen Kunſtrichtern gewöhnlichen wohlüberlegten Vorwürfen Schuld gegeben worden iſt, daß wir nämlich die alten Renommiſten des Hrn. Prof. Gottſcheds die Beluſtiger, wären, das halten wir nicht für nöthig, von uns abzulehnen, weil wir gar wohl wiſſen, daß es die Hrn. Verfaſſer der ſchweizeriſchen Sammlungen nur geſchrieben haben, daß ſie es geſchrieben haben.

Wir müſſen noch einem Vorwurfe begegnen. Es wird uns von einigen übel gedeutet, daß wir überhaupt Streitſchriften, welche auch eben nicht die bekannten critiſchen Hauptparteyen angeben, mit einrücken. Wir wiſſen nicht, warum ſich dieſe Herren von der Critik ſo gar einen engen Begriff machen. Man muß ja in der Critik nicht nur allgemeine Sätze und Regeln erfinden und beweiſen, ſondern auch die Fehler wider dieſelben zu verbeſſern ſuchen. Und dieſes letztere geſchieht in Streitſchriften. Diejenigen, welche wenigſtens alle Satire und Ironie aus den Streitſchriften verbannet wiſſen wollen, möchten bedenken, daß man, wenn man gewiſſe Arten von Streitſchriften und Fehlern der Gegner im Ernſte widerlegen wollte, ſich lächerlich machen und mit allem ſeinen Ernſte keinen Nutzen ſchaffen, ſondern eben ſo viel thun

würde,

würde, als wenn man die ungezogenen Kinder, wegen eines verübten Muthwillens, vor Gerichte führen wollte, da sie doch nichts, als eine wohlgemeynte Züchtigung verdienen. Diesem unsern Grundsatze haben wir unter andern, in Ansehung des Hrn. Rector Seidels, gefolget.

Indessen da sich doch so viele, und auch vernünftige Leute, an den Streitschriften in unserer Monatschrift ärgern, so sind wir auch nicht gesonnen, ihrem Wunsche hartnäckig zu widerstreben. Wiewohl wir versichern können, daß wir so viele Liebhaber der Streitschriften, als der gemeinen Abhandlungen, bemerket haben. Aber wir wollen dennoch im Streiten sparsamer seyn, als bisher; die Waffen aber gänzlich niederzulegen, dazu haben wir noch keine hinlänglichen Ursachen. Es ist uns in ganzem Ernste um die Beförderung der Critik und des guten Geschmacks zu thun. Es sollte uns also sehr leid seyn, wenn wir im geringsten wider diesen Zweck handelten. Wir hoffen dieses aber nicht zu thun, wenn wir uns in denjenigen Schranken erhalten, wo wir die bürgerliche Ehre unsrer Gegner nicht verletzen. Denenjenigen aber, welche als Poeten, Redner und Kunstrichter in grossem Ansehen zu stehen verlangen, werden wir ihre Ehre, in so fern sie ungegründet ist, ohne den geringsten Vorwurf einer Beleidigung, abnehmen können.

Im übrigen behält unsre Monatschrift ihre vorige Einrichtung; ausgenommen, daß wir uns

uns künftig wegen der Wahl der poetischen Aufsätze nicht so enge Schranken setzen, sondern auch solchen einen Platz vergönnen werden, in welchen eben nicht critische Materien vorkommen.

Wir statten auch noch denen den verbindlichsten Dank ab, welche unser ehemaliges Bitten, durch ihre eingesendeten Zuschriften und Beyträge, haben statt finden lassen, und ersuchen so wohl sie, als andere, unsern Eifer ferner durch ihre Gewogenheit und Hülfe zu unterstützen. Wir werden keine Gelegenheit versäumen, in welcher wir ihnen unsre Dankbarkeit, durch wirkliche Proben, an den Tag legen können. Endlich wünschen wir, daß sich unsere Aufsätze der Gewogenheit des Lesers bestens empfehlen mögen.

Halle
den 1 des Heumonats
1744.

Die Verfasser.

****

Schreiben *
von denen, welche die Alten wollen kennen lernen.

An Hrn. G**.

Freund, entdecke mir, was muß den Geist wohl schmücken,
Der in den Alten wünscht die Weisheit zu erblicken?

* Dieses Gedicht ist eingesandt.

Du kennest ihren Werth und freyer Künste Pracht,
Die ewig reizend ist, und stets sich schätzbar macht.
Du suchtest sie und gingst in die entfernten Zeiten;
Die Weisheit muste dich an holden Händen leiten,
Du dachtest nicht wie der, der zwar der Wahrheit Frucht,
Der Künste Nutz und Lohn, allein sie selbst nicht, sucht.
Du hassest jenen Schwarm, der nur die Neuern schätzet,
Und, wenn er etwas sagt, die Alten kühn verletzet.
Ein mehr erhabner Geist, der auf die Wahrheit sieht,
Sieht Platons göttlich Werk und ehrt den Stagirit.
Und selbst ein Grotius kann im Terenz erblicken,
Daß dessen kluge Schrift Witz, Geist und Anmuth schmücken.

Der schätzt die Alten nicht, der, wenn sein Auge wacht
Voll Raubbegierde schon auf den Proceß gedacht,
Obgleich sein Lenz noch blüht; der, wenn die Nacht erschienen,
Im Traume Kläger sieht, und Klägern sucht zu dienen.
Dem bleibt ihr Werth verdeckt, der nur auf Pfründe denkt,
Und auf der Trägheit Schoos sein schweres Haupt doch senkt;
Der durch entwohnten Klang laut seufzender Postillen
Einst will des Pöbels Ohr mit feiler Zunge füllen.
Der braucht die Alten nicht. Was hilft ihm Divgen?
Wie kann der Thörichte der Weisen Kunst verstehn?
Ein Kluger weis das wohl. Hier lernt man erst die Alten,
Die ihre Weisheit sonst in vielerley Gestalten
Verkleidet und versteckt. Hier macht dem Verstand
Der Dinge ersten Grund und Eigenschaft bekannt.
Was einfach und getheilt, was Zeit und Raum bedeuten,
Was falsch, und Wahrheit ist, was für Vollkommenheiten
Der Weltkreis in sich fast, das zeigt der Weisheit Licht;
Und eh du das nicht weist, nah dich den Alten nicht.
Erforsche, was in dir denkt, urtheilt, überleget,
Bald Furcht, bald Anmuth fühlt, bald Lust, bald Abscheu heget,
Wie Wahn und Irrthum sich in die Gedanken schleicht,
Früh in den Geist sich dringt und spät aus ihm entweicht.

Durch

Durchprüfe seine Kraft: vermag sie in den Bildern,
Die sie vom Weltbau macht, ihn völlig abzuschildern?
Sich, ob er Theile hat, sich ob er einfach ist,
Ob ihn ein Leib umgiebt, kurz, was du wirklich bist.
Noch mehr: du mußt vorher selbst ausser dir dich schwingen,
Und mit befreytem Geist durch Stern und Himmel dringen
Begierig da zu schaun, was über ihm noch ist;
Ob eine zarte Glut um ihre Sphären fließt?
Was dort den Raum erfüllt? Ob dort ein Engel schwebe,
Und durch geschäftig Drehn der Welt Bewegung gebe?
Du mußt zurücke flehn, da noch nichts wirklich war,
Sehn, ob ein Chaos da aus sich die Welt gebahr;
Ob sie ein Schöpfer schuf, ob sie ein Zufall machte;
Was Ordnung, Pracht und Zier in dies Gebäude brachte;
Ob jeder Stern ein Thier, mit einem Geist geziert,
Von jeder Bauer sey; wie er die Kraise führt.
Dieß alles, und noch mehr, muß deine Seele wissen.
Dann darfst du ungescheut das Alterthum begrüssen.
Da geh zum Pythagor; vielleicht hörst du durch ihn
Der Sphären sanfte Getön, das er zu hören schien;
Wo nicht, so merkst du doch, worinn er sich betrogen,
Was für ein Urtheil ihn zu diesem Wahn bewogen.
Da stellt sich hier und da dir manche Wahrheit dar,
Die wir für neu geschätzt, alt bey den Griechen war.
Der Alten scharfer Blick sah in der Lüfte Seen
Im ungemeßnen Raum unzählich Welten gehen.
Die Weisen nennen itzt die Welt vollkommen schön,
Zählt tausend Jahr zurück, da Thales das gesehn.
Nicht Hevel fand zuerst im Monden Höh und Bäche;
Sah Anaxagoras nicht auf der hellen Fläche
Fluß, Regen, Berg und Thal? Wenn der vom Mydro sprach,
So schlage du bemüht die Wörterbücher nach.
Was heißt das seltne Wort? Ein Klump durchglühtes Eisen:
So unterstund er sich das Sonnenlicht zu heissen.
Frag die um seinen Grund, die in ihr Schlacken sehn,
Wenn sie ihr länglicht Rohr nach ihren Kraisen drehn.

Die Weisheit iſt ſchon alt; der Geiſt begrauter Alten
Hat auch das Licht mit uns in gleichem Maaß erhalten.
Viel hat noch ihre Schrift verborgen dargeſtellt,
Das unſre Nachwelt einſt für neue Wahrheit hält.
O was für Wohlluſt kann das Leſen grauer Schriften,
So modricht, als ſie ſind, bey einem Weiſen ſtiften,
Der nicht die Sylben forſcht, der um ein Alpha nicht
Oft ärger, als ein Hahn der wilden Britten, ficht;
Der, der die Weisheit ſucht, wie ſie herum gewallet,
Und ob ihr lehrend Wort bey jedem Volk erſchallet;
Der mit Vergnügen ſieht, wie auch der ferne Nil,
Wo Zoroaſter war, ihr ehedem gefiel;
Wie mancher Syrtur da, manch Räthſel ſie verſtecket.
Sie war dem Perſer hold, dem Scythen nicht verdecket;
Druid und Barde ſahn ſie mit Verwunderung an;
Sie wies den Magen ſich und Indiens Braman.
Und kurz, es war kein Volk, das nicht ihr Stral verklärete
Wie kluge Geiſter dieß das Alterthum gelehret.

****

Schreiben an die Verfaſſer.

Hochzuehrende Herrn!

Sie haben nunmehr, bey nahe ein ganzes Jahr, der critiſchen Welt, lobenswürdige Proben Ihrer Einſichten, in die Wercke des Geiſtes, gelieffert. Ich gehöre unter die Zal derjenigen Ihrer Leſer, die ſich mit vielem Vergnügen, aus Ihren Bemühungen, zu erbauen ſuchen; und ich geſtehe Ihnen aufrichtig, daß ich meinen Zweck in vielen Stücken erhalten habe. Sie, m. H. haben von ſich ſelbſt verſichert, woran ich auch nicht zweifele, daß es Ihnen bloß um die Wahrheit

zu

zu thun sey. Ich nehme mir daher die Freyheit Ihnen die Ursach, warum ich mir die Ehre nehme an Sie zu schreiben, offenhertzig zu entdecken. Diese Hertzhaftigkeit kan Sie, als Freunde der Wahrheit, nicht beleidigen, wenn sie in den Schrancken der Bescheidenheit bleibt. Sie können von mir versichert seyn, daß ich ebenfals nichts suche als Wahrheit; und ich werde es als ein Zeichen Ihrer Unpartheylichkeit und critischen Selbstverleugnung betrachten, wenn Sie diesen Brief Ihren Bemühungen einzuverleiben belieben werden, wo er dieselben anders nicht verunzieren solte. Ich versprehe Ihnen aufrichtig, daß ich mir eine grosse Ehre und Vergnügen daraus machen werde, wenn Sie diesen Brief öffentlich einer Antwort würdigen wollen, sie mag im übrigen beschaffen seyn, wie es Ihre vernünftige Einsichten mit sich bringen werden.

Um mit einem Worte alles zu sagen was ich weiter ausführen will, so gefallen mir die mehresten oder doch viele Ihrer Abhandlungen gar nicht. Ich ersuche Sie aber, meine Herrn, gewiß zu glauben, daß ich dieses nicht in den grösten Eiffer schreibe, und noch weniger mit einer stolzen Einbildung von meinen eigenen Einsichten; sondern mit einer vollkommenen philosophischen Gelassenheit, und mit einer wahren Hochachtung gegen Sie. Zu den Stücken, die ich tadele, gehören alle diejenigen, welche die critische Streitigkeit der Herrn Leipziger, mit

den Herrn Schweitzern, betreffen. Ich will mich nur kurz nicht erklären, zu welcher Parthey ich mich halte, oder ob ich wohl gar neutral bin, damit ich allen Verdacht der Partheylichkeit vermeiden könne. Sondern ich will beweiſen, daß Sie, meine Herrn, dadurch, daß Sie ſich in dieſe Streitigkeit gemiſcht haben, entweder den Zweck ihrer Bemühungen nicht erhalten, oder denſelben dadurch gehindert haben, oder daß ſie doch denſelben viel leichter, beſſer, und edler würden erhalten können, wenn ſie die gedachte Streitigkeiten gar nicht berühret hätten. Ich rede nur von den Abhandlungen in Ihren Bemühungen, die ich getadelt habe. Ich ſetze zum Grunde, daß der Zweck Ihrer Bemühungen ſey, die Critik, den guten Geſchmack, und die ſchönen Wiſſenſchaften zu verbeſſern und auszubreiten. Der allerleichteſte und ſicherſte Weg zu dieſem Zwecke, ſind allgemeine Betrachtungen. Betrachtungen der Schönheiten und Häßlichkeiten, in den Wercken des Geiſtes, überhaupt Unterſuchungen der Gründe dieſer Schönheiten und Häßlichkeiten. Abhandlungen der Regeln des Schönen, und die Entdeckungen der Quellen des Häßlichen, nach deutlichen Begriffen und auf eine philoſophiſche Art. Wozu freylich die Erläuterung aller dieſer Stücke, durch geſchickte Exempel, erfodert wird. So lange ein Kunſtrichter ſich, bey ſolchen allgemeinen Betrachtungen, aufhält, ſo hat er unfehlbar den Vortheil, daß er 1) ſich leichter vor allen

len Irrthum in acht nehmen kan. 2) Daß er leichter alle Vorurtheile, Gemüthsbewegungen, und Partheylichkeit vermeiden kan. 3) Daß er mehrern Eingang bey den Lesern, auf eine leichtere Art, finden kan. Die Leser sind bey solchen allgemeinen Betrachtungen unpartheyisch, von Vorurtheilen befreyt, und behalten ein kaltes Blut. Sie werden überzeugt durch die Macht der Schlüsse, und sie können der Natur nicht widerstehen. 4) Daß er der Welt Betrachtungen lieffert, die sie auf unzälige einzelne Fälle anwenden kan. Eine einzige allgemeine Regel kan den Geschmack, in einer ganzen Art der Gegenstände, mit einem male verbessern. 5) Allgemeine Betrachtungen sind leichter, und die richtige Beurtheilung einzelner Fälle, kan nicht anders erhalten werden, als wenn erst die allgemeinen Regeln der Beurtheilung festgesetzt worden. 6) Daß er die Theorie der schönen Wissenschaften, an welchen es der Welt noch fehlt, dadurch erfinden hilft. 7) Daß er bey Freunden und Feinden Eingang finden kan. Er nutzt also nicht nur seiner eigenen Parthey, wenn er eine hat, sondern auch der Parthey seiner Feinde. Ich überlasse Ihnen, meine Herrn, zu beurtheilen, ob allgemeine critische Betrachtungen nicht die besten Mittel zu dem Zwecke Ihrer Bemühungen sind? Sie haben sich aber nicht in sehr vielen Fällen, bey solchen Betrachtungen, aufgehalten. Sie sehen

alſo den Grund, warum ich nicht mit allen Ihren Abhandlungen zufrieden bin.

Ich will etwas genauer gehen. Ich will Ihnen erſtlich zeigen, daß Sie, doch meinen unmaßgeblichen und geringen Bedünken nach, durch viele Abhandlungen ihren Zweck gar nicht erreicht haben. Geſtehen Sie es nur, daß in der Streitigkeit, darin Herr Gottſched und Herr Breitinger die Hauptperſonen ſind, ſolche beſondere Kleinigkeiten vorkommen, davon, die ſchönen Wiſſenſchaften überhaupt, gar keine Verbeſſerung oder Beförderung zu erwarten haben, ſie mögen nun betrachtet werden wie ſie immer wollen. Sagen Sie mir nur, was die Crink für Vortheile davon hat, wenn, wer weiß wie viel? darüber geſtritten wird: ob die Worte, für die Deutſchen, auf den Titel der ſchönen Leipziger Dichtkunſt, mit Vernunft oder Unbedacht hingeſchrieben worden? Ob Herr Gottſched oder Herr Breitinger der Urheber ihrer Streitigkeiten iſt? Ob man lieber verſtorbene oder lebende Dichter beurtheilen ſolle? und unzählige ſolche wichtige Fragen mehr. Ich ſage nicht, daß die Unterſuchung ſolcher Fragen nicht den geringſten Nutzen hätte. Ich will auch nicht alle die tadeln, die dieſe Fragen beantworten, ſonderlich wenn es Herr Gottſched, oder Herr Breitinger, und Herr Bodmer ſelbſt thäten. Ich ſage nur, daß Sie, meine Herrn, Ihren Zweck, der auf den Titel Ihrer Bemühungen ſteht, durch ſolche Betrachtun-

fungen, davon das siebende Stück ganz voll ist, gar nicht erreichen.

Ich sage zum andern, daß Sie dadurch, daß Sie sich in die erwehnte Streitigkeit gemengt haben, Ihren Zweck in vielen Stücken gehindert haben. Die gegenseitige Parthey ist wider Sie so aufgebracht, daß sie Ihre Bemühungen ganz verachtet. Nun wissen Sie aber, daß derjenige die Wahrheit nicht sieht, noch sehen kan, der sie nicht sehen will. Die neutrale Parthey leßt diese Abhandlungen mit Verdruß. Die Begierde nach Ihren Bemühungen, und das Vergnügen daran, wird geschwächt. Nun ist Ihnen aber bekannt, daß die Wahrheit nicht auf eine leichte Art und im reichen Masse gefunden wird, wenn man sie nicht recht emsig sucht. Ihre eigene Parthey oder die Herrn Gottschedianer sind noch übrig. Die leßt die Bemühung mit allem Vergnügen, sie wird aber durch die Abhandlungen, die ich tadele, in der critischen Einsicht nicht sonderlich gebessert, und überdies ist diese Parthey vielleicht Vergleichungsweise die schwächste. Wollen Sie mir es also nicht übel nehmen, wenn ich behaupte, daß Sie Ihrem Zwecke im Lichte stehen? Wolten Sie sagen, daß Sie sich um die gegenseitige und neutrale Parthey nicht bekümmerten, so glaube ich nicht, daß das Ihr Ernst wäre, und solte es Ihr Ernst seyn, so würde Ihnen ein solches Bekenntniß sehr nachtheilig seyn. Ich sage noch mehr. Sie selbst, meine

Herrn, verurſachen durch dieſes Ihr Verhalten, bey Ihren Leſern, einen Verdacht, der Ihrem critiſchen Anſehen gewaltig nachtheilig iſt. Der menſchliche Verſtand kan ſich überaus ſchwer, vor dem Einfluſſe der Vorurtheile, in ſeine Urtheile hüten. Die Gemüthsneigungen beſtimmen auf eine faſt unmerckliche Art den Verſtand, und an allen Gedancken, die nicht handgreiflich abgeſchmackt ſind, kan man eine ſchöne und häßliche Seite gewahr werden. Was will alles das ſagen? Dieſes, daß Sie bey Ihren Leſern, ſonderlich denen die in der erwehnten Streitigkeit neutral ſind, oder ſich nicht darum bekümmern, ein Vorurtheil wider Sich erweckt haben, nach welchen Ihnen Partheylichkeit ſchuld gegeben wird. Ich will nicht beurtheilen, ob dieſes Vorurtheil gegründet ſey. Ich ſage nur, daß es Ihnen ſchade, indem ſie ſich den Eingang in viele Leſer verſperrt, oder ſehr ſchwer gemacht haben. Um Ihnen alles zu ſagen was ich gehört habe, ſo ſtehen viele in den Gedancken, daß die Leipziger Herrn Kunſtrichter, welche mit den Herrn Schweizern Krieg führen, das Schlachtfeld verändert haben, und daß daraus die hälliſchen Bemühungen entſtanden ſind. Ich mache mich dieſes Urtheils nicht theilhaftig, weil es Ihnen, meine Herrn, noch nicht gefällig geweſen ſich zu entdecken, ſo viel aber iſt offenbar, daß dadurch Ihr Zweck gehindert wird, weil durch dieſe Sage das erwehnte Vorurtheil beſtärckt wird. Daß Sie endlich Ihren

Zweck

Zweck leichter, beſſer und edler, würden haben erhalten können, wenn ſie die von mir getadelten Stücke weggelaſſen hätten, iſt aus dem vorhergehenden klar. Ich will nur noch das einzige anführen, welches mir in Ihren Bemühungen anſtößig iſt. Ich meine Ihren Streit mit Herrn Pyra. Ich gebe Ihnen zu, daß Sie von dem Herrn Conrector auf eine unanſtändige Art ſind beleidiget worden. Ich geſtehe, daß Herr Pyra eine Züchtigung verdienet hat, weil die Art, womit er Sie angefallen, meiner Einſicht nach nicht gebilliget werden kan. Ob es aber Ihrem critiſchen Anſehen zuträglich iſt, daß Sie gleiches mit gleichem vergelten, und ſonderlich die Perſon Ihres Gegners lächerlich zu machen geſucht, daran zweiffele ich. Ein Kunſtrichter der ein Weltweiſer iſt, beweißt die Stärcke und die Gröſſe ſeines Geiſtes, wenn er einen Gegner auf die Einwürffe mit Gelaſſenheit antwortet, ohne die Anzüglichkeiten mit gleicher Münze zu bezahlen. Dadurch wird der Gegner beſchämt, und alle groſſe Geiſter treten auf unſere Seite. Ein groſſer Geiſt hört allemal mit Gelaſſenheit, wenn man ihm wahre oder ſcheinbare Fehler, es ſey auf was für Art es wolle, vorwirft, weil er in dem reichen Schatze ſeiner Vollkommenheiten genug antrift, wodurch er entweder ſeine Fehler erſetzen, oder verbeſſern, oder dadurch darthun kan, daß er den Fehler nicht begangen habe.

Ich glaube nicht, daß ich Ihnen, meine Herrn,

durch

durch irgend einen Ausdruck solte zu nahe getreten seyn. Solten Sie es glauben, wie ich nicht hoffe, so bitte ich Sie um Verzeihung. Sie belieben alles, was ich geschrieben habe, als Einwürffe, wider viele Ihrer Abhandlungen überhaupt zu betrachten, und es soll mir lieb seyn, wenn Sie meinen Zweiffel heben werden. Ich versichere Ihnen, daß es Ihnen vortheilhaft seyn wird, wenn Sie sich völlig retten, denn es sind viele die so dencken wie ich. Ich hatte mir erst vorgenommen, einige besondere Stellen in Ihren Bemühungen, mit Ihrer gütigen Erlaubniß, anzugreiffen, dahin ich vornemlich einige von Ihnen verworffene Stellen des hallerischen Gedichts rechne, und Ihnen meine Zweiffel wider Ihre Beurtheilung vorzutragen. Allein ich bin schon so weitläuftig gewesen, daß ich befürchten muß, Ihnen beschwerlich zu fallen. Ich erwarte, wie Sie, meine Herrn, dieses Schreiben aufzunehmen belieben werden. Das mag nun geschehen wie es will, so wird der Grad meiner Hochachtung gegen Sie dadurch nicht geschwächt werden, ob derselbe gleich nur, durch eine Art Ihres Bezeugens gegen mich, kan vermehrt werden. Unterdessen nehme ich mir die Ehre, mich mit Vergnügen zu nennen

Hochzuehrende Herrn

Halle
den 8. Jun. 1744.

Dero
ergebenster Diener.
Severus Philanthropus.

Ant-

Antwort
auf das vorhergehende Schreiben.

Hochgeehrteſter Herr,

So groß das Lob iſt, welches Schriftſtellern von gründlichen und lobenswürdigen Männern gegeben wird, ſo iſt auch die Ehre, welche ihnen widerfährt, n Philoſophen, welche ſo wohl Einſicht, als lichkeit und Beſcheidenheit beſitzen, ihre riften in einigen Stücken tadeln. Sie en daher, hochzuehrender Herr, leicht er-n, daß wir auf Ihren Brief ungemein ſtolz welcher uns gewiſſe Vorwürfe wegen der die wir erwählt haben, den guten Geſchmack ubreiten, zu machen ſcheint. Sie ſind mit der ten Aufrichtigkeit, aber auch mit der angeſten Beſcheidenheit abgefaßt, daß wir uns haſſen würden, wenn wir Ihnen nicht auf erbündlichſte Art dafür dankten.

Wir wollen uns ohne weitere Umſchweife zu Beantwortung des eigentlichen Innhaltes Schreibens wenden. Wir wiſſen, daß hnen angenehm ſeyn wird, wenn wir mit der freymüthigen Offenherzigkeit antwor-mit welcher ſie an uns geſchrieben. Es en Ihnen die Streitſchriften in unſrer Mo-rift nicht. Denn, ſchreiben ſie, die Ab-werden nicht erhalten, worauf doch dieſe

Bemühungen abgezielet sind. Die Gründe, womit sie dieses beweisen, sind folgende: Die gegenseitige Parthey, sagen sie, werde durch unsre Schriften aufgebracht, daß Sie in denselben die Wahrheit nicht sähe: Diejenigen, welche unparteyisch sind, läsen sie mit Verdrusse; und die Gottschedianer, welche Sie unsre Parthey zu nennen belieben, mit einer grossen Freude, allein ohne grossen Nutzen. Wir geben Ihnen darauf zu bedenken, daß die Streitigkeiten unter den Kunstrichtern nicht alle solche Kleinigkeiten betreffen, als die Streitigkeiten über den Fuel der gottschedischen Dichtkunst; ob Herr Bretmer oder Herr Gottsched Urheber des kritischen Worms sey; ob man lieber Verstorbene als Lebende beurtheilen solle; und was andre solche Untersuchungen mehr sind. Sie kommen uns selbst klein und lächerlich vor. Allein in dieselben haben wir uns nicht gewagt, und werden uns nicht darein mengen. Denn man wird doch so billig seyn, und eingesendete Briefe nicht auf unsre Rechnung schreiben. Die Anhänger der Zürcher haben ein gleiches Recht: unsre Bemühungen stehen Ihnen so gut als dem Herrn Wolf von Hartwehr offen: wollen sie etwas einschicken, welches nur mit der Mäßigung, als der Brief dieses Edelmanns geschrieben ist, so soll es von uns eingerückt werden. Allein es sind wichtigere Dinge, in welche wir uns gemischt haben. Wir haben hier und da Stellen aus dem Milton, Haller, und Bodmer angegriffen

und

und entblöſſet, welche für Schönheiten in der Dichtkunſt und Critik ausgegeben wurden, und welche ſo wohl wegen ihres verführeriſchen Glanzes als auch wegen des Anſehens ihrer poetiſchen und critiſchen Väter dafür wirklich gehalten werden konnten. Wenn man aber Irrthümer im Reiche der Wiſſenſchaften ausrotten, oder Ihnen vorzubauen ſucht, ſo thut man gewiß etwas, das den guten Geſchmack befeſtigt und befördert. Sagen ſie uns einmal, wodurch er am meiſten in Frankreich gewonnen hat? Gewiß nicht durch die allgemeinen Abhandlungen, ſondern durch die häufigen Beurtheilungen der guten Dichter, und durch Verſpottungen der ſchlechten Poeten. Es iſt andem, daß jene ſehr viel dazu beygetragen haben: allein die Satiren des Boileau waren doch von einer viel gröſſern Wirkung. War ein Streit dem guten Geſchmacke in Frankreich vortheilhaft, ſo war es der Streit über die Alten und Neuen. Wir haben dadurch ſo viel ſchöne Unterſuchungen der Alten und Neuen erhalten, daß er allen denen lieb ſeyn muß, welche an den ſchönen Wiſſenſchaften einen Gefallen haben. Iſt Ariſtotels Dichtkunſt etwas anders als eine gründliche Beurtheilung verſchiedner griechiſcher Poeten? Sind überhaupt die critiſchen Schriften der Alten etwas anders? Freylich mengten ſie und die Franzoſen in ihre Schriften dieſer Art keine Perſönlichkeiten; allein wir glauben, uns davon enthalten zu haben. Ueber den Streit

mit

mit dem Herrn Conr. Pyra wollen wir unsre Gedanken noch weiter eröffnen. Wir wollen nur noch einige Anmerkungen machen. Es ist an dem, daß die Gegenpartey nicht sehr aus unsern Bemühungen wird erbauet werden. Es verhindern dieselbe nach Ihrer eignen Meinung zu viel Vorurtheile und Leidenschaften. Sie aber, Hochzuehrender Herr, werden auch leicht sehen, daß man ihrentwegen die unterdrückte Wahrheit eben nicht vertheidigt, sondern daß man dabey auf den dritten Mann sieht, welcher entweder von ihnen verführt, oder übertäubt werden kann. Die Unpartheyischen, wenn sie es wirklich sind, müssen an den Streitigkeiten einen Gefallen haben, wenn Dieselben einen grossen Einfluß in die Dichtkunst und Critik haben. Wir wollen uns weiter nicht bemühen, ihren Nutzen zu untersuchen, weil es scheinen möchte, als wenn wir gar zu ängstlich wären, uns zu vertheidigen. Die Vortheile allgemeiner Abhandlungen und Betrachtungen des Schönen und Häßlichen erkennen wir gar wohl: wir haben sie auch nicht ausser Acht gelassen, und wir führen die ersten drey Stücke, nebst dem 5ten und 7ten zum Beweise davon an, wo die Streitschriften gewiß den wenigsten Platz einnehmen. Wir haben auch den Entschluß gefaßt, uns künftig mehr mit ihnen, als mit den Streitschriften zu beschäftigen.

Wir kommen auf unsre Uneinigkeit mit dem Herrn Conr. Pyra. Sie sagen, daß er uns

auf

auf eine ungeziemende Art beleidigt, und daher eine Züchtigung, welche eine bloß philosophische Widerlegung, die ohne Scherz und Salz seyn muß, ausschlüßt, verdienet habe. Nur dieses setzen sie an unsrer Antwort aus, daß wir seine Person lächerlich gemacht hätten. Wir müssen zweyerley hier aus einander setzen. Man kann eine Person auf eine doppelte Art lächerlich machen, nämlich in so ferne er eine bürgerliche Ehre besitzt, und in sofern er als ein Gelehrter, oder ein Kunstrichter oder sonst ein Schriftsteller Ehre verlangt. Wir hoffen nicht, daß man uns wird überführen können, daß wir ihn als einen Bürger des gemeinen Wesens beleidigt hätten. Wir haben zwar Exleuterungen von seinem Amte, seinen Kleidungen und Verrichtungen hergenommen: aber dadurch wird nicht sein Amt, und seine Kleidung lächerlich, sondern die Art, wie er uns beurtheilet hat. Wenn man unsre Satire, wenn dieser Nahme nicht zu stolz für dieselbe ist, nach ihren Regeln prüfet, so wird solches deutlich werden. So bitter unsre Antwort auch ist, so erwarten wir dennoch den Beweiß, daß wir ihn geschimpft und geschmähet haben. Nur das Recept von seiner Person anzuführen, welches wir in unsrer Antwort von ihm gemacht haben, so wird jeder deutlich sehen, daß darinnen nicht die Eigenschaften eines ehrlichen Mannes, eines Conrectors, oder kurz eines Bürgers der Republick enthalten sind, sondern daß er nur auf der Sei-

te angesehen werden, auf welcher er sich in sei-
nem Erweise gezeigt hatte. Anders haben wir
ihn in keiner Streitschrift betrachtet. Denn im
übrigen ist der Herr Conr., um Ernste zu re-
den, ein rechtschaffner Gelehrter. Wir woll-
ten wünschen, daß er seinen Erweis niemals ge-
schrieben hätte, aber wir mußten ihm auf diese
Art begegnen, weil wir sonst selbst wären lächer-
lich und er und seine Freunde auf einen einge-
bildeten Sieg stolz und übermüthig geworden,
wie solches ohnedieß geschehen. Er war ein
Dichter, wie solches der Tempel der Dichtkunst,
und seine Ode auf unsern allerhöchsten Landes-
herrn ausweiset. In beyden treffen wir eine
solche Stärke des Genies an, welcher sehr groß
würde geworden seyn, wenn er sich lieber von
dem Feuer der Dichtkunst, als von der Glut
der Zanksucht hätte wollen erhitzen lassen. Ge-
wiß wir wünschen, daß er lieber an der rein-
freyen Uebersetzung des Juvenalis zu seinem
Ruhme, als an dem Erweise zu seiner Schan-
de gearbeitet hätte. Wir würden von ihm so
eine Uebersetzung erhalten haben, welche den
ausländischen hätte entgegengesetzt werden kön-
nen. Herr Schwarz, welcher als ein poetischer
Uebersetzer in unsern Augen eine lächerliche und
ungeräumte Creatur ist, ob er gleich mit derselben den Herrn Pr. Gottsched auf eine unver-
antwortliche Art hintergangen, und den Streit
gröſſer gemacht hat, kömmt mit dem Herrn
Conr. in keine Vergleichung. Man hat sich
würk-

würklich versündigt, da man ihn critisirt hat, weil seine Schnitzer so offenbar sind. Er verdient es nicht einmal daß man sich die Mühe giebt an ihm die lächerliche Seite zu zeigen, da sie so sichtbar ist. Dem Herrn Conr. Pyra suchten wir eine Empfindung seiner Schwachheiten beyzubringen, weil er die Fähigkeit besaß, sich zu bessern, und den Wissenschaften noch nützlich zu seyn. Er würde solches auch gethan haben, wenn ihn nicht ein frühzeitiger Tod übereilt hätte, welches wir sehr bedauern. Wollte man alle elenden Schriftsteller, welche sich etwas einbilden, und wohl auch von vielen gelesen werden, lächerlich machen, mit wie vielen Sieversen, Radegasten, Philippis und Schwarzen würde man nicht zu thun bekommen; solche Geschöpfe überlassen wir einem Liscow und andern solchen lustigen Spöttern.

Was die Partheylichkeit anbelangt, welche uns beygemessen wird, weil wir dem berühmten Herrn Pr. Gottsched hier und da beygepflichtet, und ihn, wo er uns die Wahrheit auf seiner Seite zu haben schien, vertheidigt haben, so sind wir so eine Partheylichkeit seinen Verdiensten schuldig. Wir sind aber eben so oft partheyisch gegen die Schweizer gewesen, und wir wissen nicht wie es kommt, daß man es uns aufrückt, wenn wir auf des Herrn Pr. Seite gewesen sind, und stille schweigt, und uns keinen Vorwurf macht, wenn wir die Herrn Zürcher gerühmt, und ihre Parthey genommen ha-

ben. Wir können gar nicht einsehen, wie dieses mit der Unpartheylichkeit der critischen Zuschauer übereinstimmt. Die so genannten Gottschedianer sind darinnen billiger, welche uns darum noch keiner Partheylichkeit beschuldigen, wenn wir mit dem Herrn Prof. den wir stets hochachten werden, man mag ihn lästern wie man will, hier und da uneinig sind.

Sie sind mit unsrer Beurtheilung des hallerischen Gedichtes vom Ursprunge des Uebels nicht ganz zufrieden. Wir wünschten, daß Sie uns Ihre Meinung hätten lesen lassen. Wir geben zu, daß wir unsre Beurtheilung etwas hätten mustern, hier und da mehr bestimmen und weitläuftiger darthun sollen. Allein darum haben wir den Herrn D. Haller noch nicht auf die Bank der kleinen Dichter gesetzt: eine beyfallende Beurtheilung zeigt meistentheils von dem besondern Werthe eines Dichters, und wir haben ihm sein gehöriges Lob auch niemals entzogen. Wir werden solches in einer weitläuftigen Beurtheilung seiner Gedichte darthun, die wir unsern Handen haben, wir wollen darinnen seinen Charakter bestimmen, und jedermann wird alsdann unsre Hochachtung gegen denselben deutlich wahrnehmen können.

Wir hoffen uns dadurch gegen Sie und andre, welche wie Sie denken, sattsam gerechtfertigt zu haben. Sie sind so philosophisch daß Sie solches nicht anders, als wohl aufnehmen können. Wir wollen uns wirklich Mühe geben,

ben, ihrem Verlangen genug zu thun, wenn sie uns nur diese Last erleichtern, und da Sie so viel Einsicht in die schönen Wissenschaften besitzen, uns Ihrer Aufsätze, nicht ganz unwürdig schätzen wollen. Wir sind mit dieser Hoffnung,

Hochgeehrtester Herr

Dero

Halle
den 8. Julii
1744.

ergebenſten Diener
Die Verfaſſer.

****

Seiner Hochwürdigen Magnificenz,

des Herrn Abt Moßheims

Vorrede zu Hr. Reitens

LEXICO ANTIBARBARO.

Aus dem Lateiniſchen ins Deutſche überſetzt.

Da ich zu dieſem Buche, welches ich mit Rechte einen Schatz der ganzen lateiniſchen Sprache nennen kann, eine Vorrede zu machen genöthiget bin, (denn ich habe ein fremdes Amt ungern über mich genommen,) ſo will ich mit wenigem von dem Anſehen, in welchem die lateiniſche Sprache heut zu Tage in unſerm Vaterlande ſteht, handeln. Ich habe ſehr viele Bücher, welche jähr-

lich herauskommen, und theils in einem zierlichen und reinen Latein abgefasset, theils, die lateinische Sprache auszuputzen und zu vertheidigen, mit grosser Sorgfalt und nicht geringem Fleisse geschrieben sind, zu zeugen, daß itzo Deutschland einen Ueberfluß an vortreflichen Männern hat, welche sich vor allen Dingen angelegen seyn lassen, daß so wohl sie selbst ihre Gedanken in der lateinischen Sprache schön und zierlich ausdrücken, als auch, daß sie die Jugend, welche den Künsten und Wissenschaften gewidmet ist, solches lehren mögen. Ja man sollte fast sagen, daß diejenigen, welche sich in lateinischer Sprache zu schreiben vorgenommen haben, mit grösserer Sorgfalt und Genauigkeit darauf bedacht sind, daß man ihre Schreibart nicht für schmutzig und bäurisch hält, als diejenigen, welche ihren Lesern vor zwanzig oder vierzig Jahren ihre Schriften in lateinischer Sprache vorgeleget haben; welches, wo ich nicht irre, dem Wachsthume des Verstandes und der wahren Vernunft zuzuschreiben ist, weil sie erkannt, daß es schändlich und unanständig ist, diejenigen, welche man unterrichten und ergetzen will, mit einer rauhen, verwirrten und bäurischen Schreibart zu beleidigen. Aber hierbey entspringt zugleich eine Seite, und wächst auf und breitet sich aus, die nicht sträflich, nicht mürrisch, nicht ungelehrt, sondern artig, munter und gelehrt, und eben deßwegen nicht wenig fruchtbar ist, welche die Uebung in der lateini-

schen

schen Sprache verlachet, verachtet, und klagt, daß die Zeit, welche man ihr in unsern Schulen widmet, unnütze angewendet, und höhern und wichtigern Sachen mit Unrecht entzogen würde. Diese Bande (es sey ferne, dieses Wort in üblen Verstande zu nehmen!) theilt sich gleichsam in zween Aeste. Einige wollen den jungen Leuten gar keine Sprache lernen lassen, sondern verlangen, daß sie ihren Verstand durch Ausarbeitungen und Philosophiren schärfen, und nicht durch Auswendiglernung der Redensarten und Wörter, und durch Zusammensuchung der Blümchen und Zierrathen der Schreibart niederschlagen und entkräften sollen. Sie sagen, dieses wären Hülsen, Schminke, Klapperwerk, oder wenn es was geringers, als dieses giebt, welche Dinge ein weiser und nach Wahrheit begieriger Mann, ohne einige Beschwerlichkeit entbehrete. Ein freyer Mensch, welcher nach einem wahren Lobe strebte, müsse auf die Sachen selbst gehen, und das Aeussere der Sachen und der Gedanken den müßigen Schulmeistern überlassen, damit sie etwas hätten, wovon sie auf den Schulbänken reden könnten. Andere, welche bescheidener, oder, soll ich sagen, listiger? sind, loben zwar die Wohlredenheit selbst ganz beredt, aber mit der lateinischen sind sie übel zu frieden. Diese halten es für besser und anständiger, daß ein Deutscher den Witz, den er hat, auf die Bereicherung und Ausbesserung der Muttersprache, als einer frem-

den und alten Sprache, wende. Sie sagen, diejenigen thäten so wohl sich selbst, als ihren Landesleuten nicht geringes Unrecht an, welche das in lateinischer Sprache ausdrückten was sie ganz leicht, ja noch leichter und geschickter in deutscher Sprache geben könnten. Die Franzosen, die Engländer, die Italiäner, diese am meisten ausgebesserten Nationen in Europa, pflegten alle in ihren Sprachen öffentlich zu reden. Diesen müsten also die Deutschen nachahmen und jene alte Sprache der Römer den Alterthumsgelehrten anpreisen.

Mit der ersten Art der Gegner, welche, wenn sie könnte, die Bemühungen um die Wohlredenheit aus der gelehrten Republik gänzlich vertreiben, will ich mich gegenwärtig in keinen weitläuftigen Streit einlassen. Diese werden die gar vielen Strafen ihrer Verwegenheit von der Nachwelt bekommen, welche die Pappiere, die ohne alle Schönheit sind, und von der Last übel verbundener, uneigentlicher und die Ohren kratzender Wörter strotzen, mit Pfeffer und Ingber zu Markte schicken wird. Wer überzeugt seyn will, daß ich nicht ohne Grund protestire, der wende nur einmal seinen Blick auf das berühmte und spitzfündige Volk der Scholastiker, wie sie insgemein genennt werden, welches zwar viel erfunden und mit nicht geringer Mühe durch allerhand witziges, wahres und löbliches die Gelehrsamkeit erweitert hat, doch aber, weil es, was es gut gedacht, durch eine

rauhe

rauhe und ungestalte Schreibart häßlich gemacht hat, also, daß es alle, welche ein wenig Empfindung und aufgeklärten Verstand haben, heutzutage anstinken, daß selbst die Bücher, welche sie hinterlassen haben, den Ekel und den Schnupfen erwecken. Die, welchen die Bemühung um eine ordentliche und zierliche Schreibart eine so gar geringe Sache und blosse Possen zu seyn scheinet, mögen zusehen, wenn sie Philosophen sind, wie sie es denn seyn wollen, sie mögen zusehen, sage ich, wie sie ihren Satz denen Lehrern der Klugheit beweisen, von welchen wir wissen, daß sie ihren Schülern stets diese Erinnerungen einprägen, daß es nicht wenig dazu beytrage, der Menschen Gemüther zu gewinnen und ihnen die Liebe zu dem, was recht und anständig ist, beyzubringen, in was für einen Körper der Vortrag der Glaubens- und Lebenspflichten eingehüllet sey; daß oft das heilsamste und Beste, wenn es übel angebracht ist, verworfen werde; daß hingegen, was beschwerlich und bitter ist, leicht einen Eingang findet, wenn es nur eine schöne Gestalt und Farbe an sich hat, und in angenehme und verständliche Worte eingekleidet erscheinet. Dieses, welches der Gebrauch im gemeinen Leben ausser allen Zweifel setzt, mag sie, wofern es solches im Stande ist, widerlegen. Indessen mögen sie uns dieses einzige glauben, daß sehr viele, und zwar ganz kluge Leute gänzlich dafür halten, daß diejenigen, welche eine nützliche Fä-

higkeit für eine Eitelkeit ausgeben, entweder zu langsam sind, dieselbe zu erlangen, oder zu nachläßig, sich dieselbe zuwege zu bringen.

Mit der andern Art der Gegner, welche die deutsche Beredsamkeit der lateinischen weit vorziehen, und wünschen, daß diese zunichte werden und untergehen möge, damit jene allein lebe und in gutem Stande sey, will ich etwas weitläuftiger reden. Denn sie sammlen sich, wie es denn die Zeiten itzo mit sich bringen, von Tage zu Tage mehr Gönner und Freunde, und werden von der sehr mächtigen Liebe zum Vaterlande, welche wir alle von Natur in uns empfinden, sehr unterstützet und gestärket. Wir wollen vor allen Dingen untersuchen, worinnen unsre Streitigkeit bestehet, damit es nicht scheine, als ob wir nur nach unsern Gutdünken, nicht um das, was uns vorgegeben ist, sondern was wir erdichtet haben, stritten: welches um desto nöthiger ist, weil diejenigen, welche die deutsche Sprache vertheidigen, ihr Angesicht oft ändern, und uns nicht alle einerley Frage vorlegen. Wenn demnach die Beschützer der Muttersprache verlangen, daß wir ihnen zugeben sollen, daß diejenigen, welche bey der Bemühung, eine Fähigkeit in der lateinischen Sprache zu erlangen, alt werden, und alle ihre Kräfte verzehren, ohne sich dabey um die Muttersprache oder um einheimische Dinge zu bekümmern, böse und undankbare Bürger seyn; daß ein guter und redlicher Bürger verbunden sey, sich, beson-

sonders, wenn er nicht ein Theil des Pöbels seyn wolle, dahin zu bestreben, daß er in derjenigen Sprache, welche er von seinen Voráltern geerbet hat, rein, deutlich, und ausführlich schreiben lerne; daß die Ehre und der Ruhm der Deutschen erfodere, daß die Sprache, welcher sie sich von Alters her bedienen, eben das Lob der Artigkeit, des Reichthums, der Deutlichkeit und der Männlichkeit allmählig erlange, welches die Sprachen einiger auswärtigen Nationen erlanget haben; daß es der gemeine Nutzen erfodere, daß die Lehren der Vernunft, der Tugend und der Weisheit, die Anfangsgründe derjenigen Wissenschaften, welche in dem menschlichen Leben Nutzen schaffen, und andre Dinge, welche das Vermögen des Witzes rege machen, die Sitten einrichten und verbessern, das Band der Gesellschaft befestigen, den Samen des Aberglaubens und des Irrthums unterdrücken, Gelegenheit zu einem anständigen und nützlichen Zeitvertreibe geben, daß dieses alles, und andre Sachen, welche mit ihnen verwandt sind, in deutscher Sprache, und dieses zwar nicht elend und nachläßig, sondern so richtig und zierlich, als es möglich ist, geschrieben werde; wenn sie, sage ich, verlangen, daß man ihnen dieses zugeben soll, so ist es weder nöthig, daß sie mit Worten, noch mit Gründen, bey uns erhalten, was sie begehren. Mit denen mag ich nichts zu schaffen haben, deren Gesicht die Hoheit der lateinischen Sprache so sehr blendet, daß sie

glau-

glauben, es könne nichts artiges, männliches und edles geschrieben werden, als in der lateinischen Sprache. Dieser ihren Irrthum, daß ich das übrige, was nicht zu dulden ist, mit Stillschweigen übergehe, macht dieses einzige unerträglich, daß durch ihn ein grosser Theil unserer Landesleute, welcher nämlich die lateinische Sprache nicht versteht der Erkenntniß vieler sehr schönen und sehr nützlichen Sachen, mit höchstem Unrechte, beraubet wird. Auch die mag ich nicht hören, denen es, so gar naive und unbescheiden zu seyn, beliebet, daß sie behaupten, man müsse, was man einmahl deutsch zu reden oder zu schreiben habe, ohne einigen Unterschied der Worte, ohne Gesetz und Regel, wohin einen jeden seine Ausschweifung und Unwissenheit führe, ausdrücken. Gleich als ob es sich für einen Mann, welcher sich selbst zu einem öffentlichen Lehrer aufwirft, schickte, also zu reden und zu schreiben, daß er die lehrbegierigen durch seine barbarische Sprache abschrecket und sich selbst den Namen eines thörichten und unwissenden Lehrmeisters erwirbt. Diese sind, welche, wie ich glaube, den meisten bekannt seyn wird, der Schaden und das Uebel, welche auf eine gänzlich verabsäumte und unausgebesserte Schreibart folgen. Diejenigen mögen sich selbst etwas vorreden, und uns nur verschonen, welche glauben, man könne selbst durch die Lehre und Anführung der Natur, ohne Lehrmeister, ohne Uebung, zu einer solchen

Fä-

Fähigkeit in der deutschen Sprache gelangen, welche gelehrten und angesehenen Männern geziemet, und welche deßwegen die Schulen der deutschen Wohlredenheit verschliessen heissen. Wir erhalten durch die Natur und Auferziehung eine Fertigkeit zu reden und zu schwatzen: daß wir aber was geschicktes, was kluges, und was der Natur der Sprache und der Sachen gemäß ist, reden können, dieses haben wir allein der Kunst und der Unterweisung, oder dem Gebrauche und dem Umgange zu danken. Wenn uns diejenigen hierinne nicht glauben wollen, welche alle Mühe, die man auf die Muttersprache wendet, für unzeitig und unnöthig angewendet halten, so werden sie doch ihren Römern, auf welche ihre Gedanken gerichtet sind, glauben. Von diesen wissen wir, daß sie selbst in dem Sitze der lateinischen Sprache, selbst in Rom, nicht nur griechische, sondern auch römische Schulen eröfnet haben, worinnen der Bürger Kinder sich die üble Art zu reden, welche sie in ihrer zarten Jugend von den Ammen und Knechten gelernet hatten abgewöhneten, und die Regeln, vernünftig, geschickt und zierlich zu reden lernten. Sie werden auch den Franzosen glauben, deren Sitten und Witz vielen so sehr gefallen. Denn auch bey dieser Nation, wenden diejenigen, welche nicht dem Pöbel gleich seyn wollen, so viel Fleiß darauf, die Regeln der Muttersprache recht einzusehen, als kaum unter uns diejenigen, welchen die Sorge

für

für die römische Beredsamkeit anvertraut ist, auf die Schönheiten und Regeln der lateinischen Sprache wenden.

Bis hieher sind wir in nichts, oder in wenigem von denjenigen unterschieden, welche es übel nehmen, daß die Deutschen ihre eigene Sprache verachten, verabsäumen und weit unter die lateinische Sprache setzen. Aber wenn sie diese Schranken übertreten, welches einige zu thun scheinen, so befürchte ich, daß unsre Einigkeit nicht lange werde bestehen können. Ich erinnere mich von einigen ganz guten, artigen, lustigen und witzigen Köpfen, welche aber von einer unmäßigen Liebe zum Vaterlande eingenommen waren, indem sie behaupteten, oder, daß ich nicht zu viel sage, zu behaupten schienen, es sey etwas unanständiges, ja etwas schändliches und ganz thörichtes, für einen Deutschen, Bücher in lateinischer Sprache zu schreiben, gelesen zu haben, daß die Deutschen dadurch sehr davor gesichert würden, daß ihnen, wenn sie lateinisch schrieben, nicht etwas, welches römischen Ohren selten und ungewöhnlich ist, entwische, und daß ein guter Theil der Zeit, welcher auf wichtigere Dinge gewendet werden könnte, nicht durch Ausforschung und Ausputzung lateinischer Wörter und ihrer Bedeutungen verderbet werde; dieser lateinischen Seuche müsse durch fürstliche Verordnungen Einhalt gethan werden, da sie, nachdem sie die Schulen verlassen, die ganze gelehrte Republik in Deutschland schänd-

händlich beflecke. Wenn dieſe Meynung die-
r vortreflichen Männer wahr iſt, ſo trage ich,
it ihrer gütigen Erlaubniß, kein Bedenken,
bekennen, daß ich a ihrer Meynung bin, und
aß ihre Meynung nicht nur der Ehre, ſondern
uch der Wohlfarth unſers Vaterlandes nach-
eilig iſt.

Anfänglich bin ich gewiß verſichert, daß es
em gemeinen Weſen nicht nüzlich iſt, wenn
lle Streitfragen und Zweifel der Gelehrten,
ne Unterſcheid, in der Mutterſprache aufgeſe-
et und allen zu leſen gegeben werden. Wo
h nicht irre, ſo ſind einige darunter, da es beſ-
r iſt, daß diejenigen, welchen die Natur nicht
viel Einſicht gegeben hat, daß ſie ſchwarz
nd weiß, wahr und falſch leicht unterſcheiden
önnen, dieſelben nicht wiſſen. Hieher rech-
e ich die ganze tiefſinnige und von den Ver-
ande der meiſten Sterblichen weit entfernte
Weltweisheit, welche von den erſten Urſachen
nd Gründen aller Dinge, von den ewigen
Quellen des Gerechten und Ehrbaren, von dem
Willen GOttes und deſſen übrigen unermeßli-
hen Vollkommenheiten, von den allgemeinen
Eigenſchaften der wahrhaften und wirklichen
Dinge, von der Beſchaffenheit der Vorſehung,
on der Natur und den Kräften der Seele, und
ergleichen Materien auf das genauſte handelt.
Der gemeine Mann hat genug Anweiſung,
eine Sachen füglich einzurichten, ein heiliges
nd mäßiges Leben zu führen und wohl und ſe-

lig

lig zu ſterben, wenn er von dieſen Dingen ſo viel weis und verſtehet, als die Weisheit des allerhöchſten Weſens uns in denjenigen Büchern, von welchen wir wiſſen, daß ſie uns von GOtt gegeben ſind, zu eröfnen für gut befunden hat! Wenn er mehr gefaſſet hat, ſo fangen erſtlich diejenigen, welche an Witz entweder andere übertreffen, oder ſich einbilden, daß ſie ſie übertreffen, an, ſowohl ſich, als andere mit allerley geringen Fragen zu beunruhigen; hernach ſo ſtreiten und zweifeln ſie über viele und ſehr wichtige Dinge ganz unwiſſend und verwirrt; ferner, was wahr und gut vorgetragen iſt, erklären ſie falſch und bedienen ſich deſſen auf eine höchſtkühne Weiſe zur Entſchuldigung ihres verkehrten Lebens und Wandels, und endlich werden ſie von ihrer Wiſſenſchaft ſo aufgeblaſen, daß ſie die einfältige und heilige Wiſſenſchaft, welche die Diener des göttlichen Wortes aus den himmliſchen Büchern nehmen und vortragen, verachten, und ſtreitend behaupten, daß ſie nicht ihnen, als nämlich verſchlagnen und ſcharfſinnigen Leuten, ſondern dem Pöbel geſchrieben ſey. Wir ruffen, damit niemand meyne, man ſage dieſes ohne Grund, die Geſchichte unſrer Zeiten zu Zeugen an. Ich bitte, man ſage mir doch was unſerm Deutſchlande für Glückſeligkeit zugewachſen iſt, nachdem mit einem groſſen und vortrefflichen Witze begabte Männer von wichtigen und von dem Verſtande des Pöbels entfernten Dingen in der Spra-

che

the des Volks zu philoſophiren angefangen ha-
ben? Dieſe einzige, wo ich mich recht erinnere,
daß wir hin und wieder von einem Haufen un-
geſtümer Leute beyderley Geſchlechts umgeben
werden, welche, weil ſie das Gemüth nicht von
den Sinnen zu trennen wiſſen, die Geheimniſſe
der erhabenen Lehre, welche ſie nicht deutlich
gefaſſet haben, in den Zuſammenkünften und
Kränzgen verwirrt vorbringen, mit unſinnigem
Streiten alles verunruhigen, und endlich die
übel verſtandenen Sätze und Lehren zu einer
ausſchweifenden Freyheit in Leben und Ver-
achtung der Religionen, auf eine gottloſe Art,
mißbrauchen. Man laſſe alſo dasjenige, was
über die Einſicht des Volkes iſt, in den Schran-
ken der gelehrten Republik, und trage es in kei-
ner andern Sprache vor, als in derjenigen, in
welcher ſchon längſt die Gelehrten mit einander
reden. Was ich den Philoſophen ſage, das
will ich auch denen von meinem Stande geſagt
haben. Denn diejenigen ſcheinen mir die Re-
geln der Klugheit nicht genugſam zu beobachten,
welche dasjenige ohne Vorhang vor die Augen
des Volkes ſtellen, wovon die Vorſteher der
Religion in erhabnen und verborgnen Lehren
des chriſtlichen Glaubens, zuweilen mit gröſſe-
rer Kühnheit und Subtilität, als es nöthig iſt,
untereinander ſtreiten. Ich geſtehe, daß man,
wenn jemand ſich bemühet, das Volk durch
ſchädliche Meynungen zu verderben und in Irr-
thümer zu ſtürzen, die Widerlegung ſolcher Un-

geheuer in einer Sprache, welche das Volk verstehet, genau abfassen muß. Aber wenn keine Furcht der Gefahr vorhanden, oder von solchen Dingen die Frage ist, deren Erkenntniß der ungelehrte Pöbel, ohne Verlust seines Heils, entbehren kann, und welche ein ungeübter und seichter Verstand schwer fasset, so ist es, meiner Meynung nach, besser, die geistlichen Streitigkeiten durch die Hülle einer fremden Sprache zu bedecken, als öffentlich an das Licht zu bringen. Denn dergleichen Streitigkeiten haben, wenn sie öffentlich bekannt gemacht werden, gemeiniglich diese Eigenschaft, daß sie den Pöbel in schädliche Banden zertheilen, die Schwachen und Streitsüchtigen von dem einen Nöthigen abführen, den Lehrern Neid und Verleumdung verursachen, und den Gottlosen und Feinden der Religion Materie zu fluchen und zu lästern darreichen. Welcher rechtschaffene und weise Mann sollte nicht diesen so grossen Uebeln, mit der größten Sorgfalt, die ihm möglich ist, abhelfen? Ich setzte noch mehr hinzu, wenn mir nicht Zeit und Raum anbeföhlen, mich der Kürze zu befleißigen.

Wenn mir hier jemand die Engelländer und die Franzosen, Völker, welche durch Weisheit und Witz ein grosses Lob erlanget haben, und von welchen man weis, daß sie von den wichtigsten Sachen, welche sowohl zur Religion, als zur Weltweisheit und zum bürgerlichen Leben gehören, in einer Sprache, welche alle verste-

hen,

hen, zu schreiben pflegen, anführen wollte; so würde ich mir vor allen Dingen von ihm die Vortheile und den Nutzen zeigen lassen, welcher aus dieser Gewohnheit erwachsen ist. Wenn ferner einige Vortheile gezeiget werden können, welches ich nicht gänzlich leugnen will: so werde ich verlangen, daß man sie mit den Uebeln, welche aus eben dem Quelle entspringen, aufrichtig vergleiche, und unparteyisch erwäge, welche von beyden gröſſer sind. Welch eine zweifelhafte und sehr schwere Streitigkeit! wobey ich fast gänzlich zweifle, daß die Feinde der lateinischen Sprache den Sieg davon tragen werden. Es giebt in der That unter beyden Nationen berühmte und sehr gelehrte Männer, welche diese Freyheit, deren man sich, die wichtigsten und subtilsten Sachen mit dem Volke abzuhandeln, bedienet, sehr mißbilligen und der Meynung sind, daß sie eine höchstunglückliche Mutter grosser Zerrüttungen, der Gottlosigkeit, innerlicher, so wohl Religions- als bürgerlicher Kriege vorzeiten gewesen, und noch sey. Niemand, welchen die Geschichte der Engelländer und Franzosen bekannt sind, wird dafür halten, daß sie sich hierinne gänzlich betriegen.

Ich habe davon gehandelt, was ich für Deutschland für heilsam und nützlich halte: nunmehro komme ich auf das, wovon man glauben soll, daß es ihm Ruhm und Ehre bringt. Selbst unsre Neider und Feinde gestehen es, ob zwar ungern, daß heutzutage in Europa kein

Volk ist, welchem Deutschland an Menge der nützlichsten Erfindungen, an grosser Anzahl erfindungsreicher Köpfe, an Ausgaben der gelehrtesten Schriften in allen Arten, etwas nachgiebt: ja es sind viel Nationen, welche wir an diesen Reichthümern weit übertreffen, und deren Sieger wir hierinne sind. Wer leugnet nun, daß es nicht allein gerecht und billig sey, sondern auch unserm Vaterlande zur Ehre gereiche, daß die Wissenschaft und der Nutzen von solchen Reichthümern so weit, als möglich, ausgebreitet werde? Wie wird aber dieses geschehen, und wie wird Deutschland die Meisterinn von Europa werden, wenn diejenigen unter uns, welche Kunst und Witz haben, alle ihre Gedanken in deutscher Sprache aufschreiben und die lateinische Sprache, welche die gelehrte Republik sich zugeeignet hat, verachten? Wir machen uns fürwahr vergebens Hofnung, daß es einmal so weit kommen werde, daß die, welche bey auswärtigen Nationen den Künsten und Wissenschaften ergeben sind, alle unsere Sprache werden lernen wollen, damit sie aus unsern Büchern Nutzen ziehen können. Einige wird selbst die Schwierigkeit der Sache, andere der Hochmuth und noch andere die Faulheit daran zu denken verhindern. Wir sind auch allzu unhöflich und hochmüthig, wenn wir verlangen, daß gelehrte Männer die Beschwerlichkeiten, welche sie, wenn sie gelehrt seyn wollen, auf sich nehmen müssen, mit der nicht geringen

Be-

erlichkeit, unſre Sprache zu lernen, ver-
ſollen. Eben dergleichen Hinderniſſe
vorhanden ſeyn und uns zum Vorwur-
Leichtſinnigkeit dienen, wenn wir etwan
n, die Ausländer würden ſich durch Ue-
ng unſerer Bücher in ihre Sprachen hel-
ſſen. Das können nur die für wahr-
h halten, welche gar keine Erkenntniß
nſchlichen Dinge und unſrer Zeiten ha-
Es iſt alſo, wenn wir nicht entweder nei-
der für unſre Ehre gar unbeſorgt genen-
rden wollen, nichts übrig, als daß wir
ge, was allen nützlich zu wiſſen iſt, in
gemeinen Sprache der Gelehrten ab-

fällt mir hier noch etwas anderes bey,
, wenn es nicht ein ſchöner Betrug iſt,
daß diejenigen, welche der lateiniſchen
he entſagen, ſich nicht einmal in ihrem
lande ein dauerhaftes Lob und einen lan-
Ruhm, durch deſſen Begierde doch die,
Bücher ſchreiben, meiſtentheils einge-
en ſind, verſprechen können. Alle leben-
nd in dem Munde der Menſchen befind-
Sprachen, werden von einem eben ſo un-
en und flüchtigen Laufe, als die übrigen
lichen Dinge, getrieben, und nehmen im-
ne Geſtalt und Kleidung nach der andern
Die Zeit, welche alles verändert, verän-
uch die Wörter, die Redensarten, die
lt der Rede, und, daß ich ſo reden darf,

selbst die Seele und das Mark der Sprachen. Daher kommt es, daß diejenigen, welche bey ihren Lebzeiten die richtigsten, feinsten und angenehmsten Scribenten genennt werden, einen grossen Theil dieses Lobes kurz nach ihrem Tode, einen grössern nach etlichen zehn, zwanzig bis dreyßig Jahren, in dem letzten Jahrhunderte aber, oder aufs höchste, nach Verlauf zweyer Jahrhunderte, dasselbe ganz verlieren. Die Beyspiele hierzu bieten fast alle europäischen Sprachen, auch die unsrige, dar, so, daß ich dieses als etwas, das bekannt, und von allen zugegeben ist, annehmen kann. Die Sprachen, welche nicht mehr geredet und todt genennet werden, haben eine weit andre Beschaffenheit und ein andres Glück. Diesen gebieret selbst der Tod die Unsterblichkeit; er macht nämlich, daß sie von dem allgemeinen Gesetze befreyet werden, und die Gestalt, welche sie haben, beständig behalten und keine Veränderung mehr leiden. Und der daraus entstehende Nutzen ist nicht zu verachten, daß sie nämlich allezeit schön, angenehm und deutlich bleiben, und das, was in diesen Sprachen einmal zierlich und schön aufgesetzt ist, der Ungewißheit und Flüchtigkeit der menschlichen Dinge nicht unterworfen ist. Ich bitte die vortreflichen Männer, welche glauben, die Deutschen sollten nicht anders, als deutsch, schreiben, dieses zu bedenken, indem sie ja nach diesem Leben unter den Sterblichen zu leben, und daß der Ruhm

ihrer

lrbeiten ewig daure, begehren. Was
wir, die wir heutzutage die beredteſten
nſten unter den Deutſchen zu ſeyn ſchei-
ch will nicht ſagen, in den folgenden
underten, ſondern ſelbſt zu Ende des itzi-
welchen wir leben, ſeyn? Vielleicht der
ringſte Abſchaum der Scribenten, an
die ekle Nachwelt, wenn andre Regeln
chreibart feſtgeſtellet ſeyn werden, tau-
ehler bemerken wird. Dieſes Schickſal
die in der alten römiſchen Sprache, über
wenigſtens nicht ſchlimme Materien, zier-
gefaßten Schriften, nicht zu befürchten.
werden auch vor den allerſpäteſten En-
e Beredſamkeit, den Witz und die Ge-
nkeit ihrer Väter preiſen. Die, welche
nfzig Jahren in Deutſchland den Vorzug
len in der Beredſamkeit hatten, liegen da
Buchläden, und werden von der Laſt al-
Pappiere gedrückt. Aber weit gefehlt,
iejenigen, welche vor drey Jahrhunderten
die Zierlichkeit der römiſchen Sprache un-
n Italiänern wieder hergeſtellet haben, ob
eich von der höchſten Vollkommenheit weit
net ſind, daß Poggius, Philelphus,
inus, Valla, Campanus und andere,
nd verachtet werden; vielmehr gewinnen
bſt durch die Zeit ein neues Anſehen, und
en gelehrten Männern, welchen ſie niemals
werlich und unangenehm ſind, in einer
Geſtalt in die Hände gegeben.

Dieses, was ich angeführet habe, nebst anderen Dingen, welche ich mit Fleiß übergehe, ist so offenbar, daß es denen nicht unbekannt seyn kann, welche zu unsern Zeiten die jungen Leute, die dem Studieren gewidmet sind, so fleißig aufmuntern, die Muttersprache zu lieben und zu verehren. Daher denn viele von ihnen leugnen, daß es ihre Meynung sey, die lateinische Sprache ganz zu verbannen, und die deutsche an ihre Stelle zu setzen. Sie sagen, wir wollen die verjährte Herrschaft der lateinischen Sprache in der gelehrten Republik dulden, so, wie wir diejenigen Uebel geduldig ertragen, für welche man vergebens Mittel sucht: aber wer wird dieses mit Geduld ansehen können, wenn angesehene und gelehrte Männer, auf die Aufsuchung lateinischer Schönheiten, auf die Endung und Bestimmung der Wörter und des Nachdrucks der Partikeln, auf die Ausbesserung der Schreibart nach den Regeln des sehr steifen Volkes der Grammatiker, auf die Abzählung der reinen und unreinen Wörter und auf andere dergleichen Possen so viel Fleiß und Zeit wenden? Der kann lateinisch genug, welcher die von der Seele gebildeten Bilder und Gedanken, es sey, wie es wolle, auszudrücken, und die Wörter so mit einander zu verbinden weis, daß die Leser verstehen, was er haben will. Diejenigen, welche die Reinigkeit und unverfälschte Richtigkeit der lateinischen Sprache so begierig suchen, erhalten gemeiniglich für

ihren

en unnützen Fleiß diesen Lohn, daß sie, wenn deutsch reden und schreiben sollen, stam-
eln, und nichts ordentliches und edles vor-
ingen können.

Dieses sagen sie mit einem gewissen Schei-
der Wahrheit und Anständigkeit: wodurch
desto leichter hintergehen, je geschwinder das
sre Natur einnimmt, was uns die Mühe und
beit um einen Theil verringert. Aber wir
llen ihnen ein wenig näher treten, und sehen,
die Sache in der That so beschaffen ist, wie
zu seyn scheinet. Erstlich bekenne ich, daß
weit von der Meynung derjenigen entfernet
n, welche das Ansehen und die Gelehrsamkeit
es Mannes nach dessen Stärke in der latei-
chen Sprache abmessen, und erblassen, schwi-
n und sich ekeln, wenn sie sehen, daß sonst
nz gute Männer sich mehr Mühe um die
achen, als um die Worte geben, oder durch
che verworfene Wörter ihre Schreibart von
dern unterscheiden. Ich bin nicht derjenige,
elcher das, was jener auf eine gar artige
Weise bey dem Comödienschreiber thut, vorneh-
en und die Hunde wider ihren Willen auf
e Jagd führen und der Stifter dieses harten
esetzes seyn sollte, daß niemanden die Macht
schreiben einzuräumen sey, als demjenigen,
elcher alle Wörter und die ganze Rede nach
r römischen Richtschnur einzurichten sich be-
ühet. Das ist aber die Frage: Ob diejeni-
n der Ehre und dem Nutzen des gemeinen

Wesens besser rathen, welche, nach eines jeden Art und Anschlag, ihre guten und gelehrten Gedanken in eine reine, gleiche, deutliche, körnichte, mit einem Worte, in eine solche Schreibart, durch welche sich die alten Römer die Unsterblichkeit erworben haben, einkleiden? Und dieses will ich ihnen vermuthlich leicht mit eben denen Grundsätzen und Ursachen darthun, mit welchen die Gönner der deutschen Wohlredenheit ihre Gegner übertäuben.

Ihr gelehrten Männer, ich bitte euch, sagt mir einmal, was reizt und treibt euch denn an, euch wegen Widerherstellung der eigenthümlichen Würde und Schönheit der Muttersprache, wegen der fremden, alten und pöbelhaften Namen und Wörter wegen des rechten Gebrauchs und der wahren Bedeutung der Partickelgen, von dem alten Werthe und Ursprunge vieler Wörter und wegen der rechten Einrichtung und Auszierung der Schreibart, nicht anders zu berathschlagen, als ob das Wohl des Vaterlandes in diesen critischen und grammaticalischen Untersuchungen enthalten wäre. Diese Berathschlagungen, sagen sie, unternehmen und treiben wir deßwegen, weil eine reine, männliche, körnichte und wohlgefaßte Schreibart unglaublich sehr vermögend ist, zu überreden, die Gemüther zu beugen und zu erweichen und die härtesten Herzen, auf eine angenehme Art, zu rühren; weil, was die Wahrheit, welche ihrer Natur nach, traurig und

den

en Menſchen unangenehm iſt, ſelbſt nicht ver-
ag, oft eine der Wahrheit geziemende Klei-
ung und Zierde ausrichtet, und weil die ſtren-
e Trägheit, an welcher der meiſte Theil der
Sterblichen ein Vergnügen findet, den Schrift-
ellern die Regel giebt, daß man das Ange-
ehme mit dem Nützlichen vermiſchen muß.
Die Bemühung, um die Reinigung, Ausbeſ-
rung und Auszierung der Sprache, an ſich
lbſt, iſt, wenn man ſie für ſich allein betrach-
t, etwas ſchlechtes und groſſen und vortreff-
chen Männern unanſtändiges: wenn man ſie
ber in Anſehung ihres Endzweckes betrachtet,
nd mit ihm verbindet, ſo iſt ſie was ſchönes,
nd verdienet nicht den letzten Rang unter den
flichten eines redlichen Mannes und Men-
henfreundes. Viele von denen Sachen,
enn ich mag nicht leugnen, was die Wahr-
eit iſt, von welchen unter uns mit groſſem Ei-
r, und zuweilen mit mehr Heftigkeit, als es
yn ſollte, geſtritten wird, haben wenig, oder
ichts, zu bedeuten. Wir ſtreiten öfters
Buchſtaben, Endungen und Wörtergen. Aber
ie, welche uns deßwegen tadeln, ſehen nicht
n, daß auf dieſe geringen und verachteſten
ragen einigermaſſen die Würde und der Glanz
er Schreibart ankömmt. Wenn uns dieſe
einen Streitigkeiten auch keinen andern Nu-
en ſchafften, ſo wäre doch dieſes ein Nutzen,
aß nicht gröſſere Fehler und Ungeheuer in un-
r Land einfallen und ſelbſt in das Innere der
Beredſamkeit dringen. Alles

Alles dieses ist ganz gut und es kann auch nicht wohl etwas dawider eingewendet werden, als von denen, welche die ganze Wohlredenheit für Spielwerk und Eitelkeit halten; welche Art Leute aber, bey einem so hellen Lichte in Deutschland, auch unter mittelmäßig erzogenen und unterrichteten Leuten keine Gönner findet. Aber die Retter und Beschützer der römischen Schreibart vertheidigen ihre Sache mit eben den Gründen, und streiten, nicht das Ansehen zu haben, als ob sie Possen trieben, mit eben den Waffen. Was folgt daraus? Sollte wohl jemand so thöricht und unbillig seyn, daß er, was er für stark, gewiß und vernünftig ausgiebt, wenn es zu Vertheidigung seiner Sache gebraucht wird, bey einer andern Sache, welche der seinigen nicht nur sehr ähnlich, sondern gar mit derselben einerley ist, für schwach, unfruchtig und unkräftig halten sollte? Diejenigen, welche sich heutzutage bemühen, die deutsche Sprache anzubauen, zu reinigen und mit gewissen Regeln zu versehen, mögen demnach entweder aufhören, das zu thun, was alle Redlichen und Verständigen gut heissen, oder die, welche eben diesen Fleiß auf die lateinische Sprache wenden, von dem Vorwurfe eines verkehrten Fleisses lossprechen.

Aber ich will auch, damit es nicht scheine, als ob ich etwas weggelassen hätte, das mit wenigem berühren, was sie ferner vorbringen, daß nämlich die lateinische und deutsche Sprache

nicht

cht bequem in einem Sitze beysammen sich
fhalten könnten; daß eine der andern gleich-
n von Natur feind sey, daß diejenigen, wel-
e in der einen stark wären, in der andern ge-
einiglich schwach wären: daß es aber eine
össere Schande sey, in seinem Vaterlande,
s in Latium zu irren; daß es ferner ein weit
ßlicherer Fehler sey, in der Muttersprache,
s in einer fremden, ungeschickt zu seyn: um
es müsse man sich demnach allein bestreben,
d dieses fahren lassen. Ich will hier zuge-
n, denn es ist nicht meine Art, dasjenige,
s aller Menschen Augen wahrnehmen, künst-
zu verdecken, oder unverschämt zu leugnen,
will es also zugeben, daß viele ausführlich
edt und deutlich sind, wenn sie mit einen
nischen Munde reden dürfen; daß aber eben
auch höchstkindisch, pöbelhaft und fast stumm
heinen, wenn sie die Schreibart verändern,
eben diese Sache mit deutschen Worten
tlich und genau ausdrücken sollen. Hier ist
h zu untersuchen, ob dieses von einer natür-
en Schwierigkeit, die Reichthümer beyder
rachen zu erlangen herkomme, oder ob es der
ägheit und Nachläßigkeit der Menschen zu-
hreiben ist? Ich meines Orts halte dafür,
diejenigen, welche einen Reichthum an
orten haben, wenn sie lateinisch reden sollen,
enn aber arm sind, wenn es nöthig ist,
sch zu reden, eine gleiche Stärke erlangen
den, wenn sie den dritten Theil des Fleis-

ses,

ſes, welchen ſie der lateiniſchen Sprache gewidmet haben, auf die deutſche wendeten. Dieſe Meynung beſtärken ſo viele Lichter und Zierden unſers Vaterlandes, an welchen wir ſehen, daß ſie einerley Fertigkeit, Beredſamkeit, Wohlredenheit und glückliche Wahl der Wörter zeigen, ſie mögen ihre Gedanken deutſch, oder lateiniſch ausdrücken. Wenn aber dennoch einige ſind, welche einen ſo gar eingeſchränkten Witz bekommen haben, daß ſie die Regeln beyder Arten der Wohlredenheit zugleich nicht faſſen und behalten können, dieſen will ich darinne, obgleich ein geringer, doch vielleicht nicht unweiſer Rathgeber ſeyn, daß ſie, wenn es nicht der Beſchaffenheit ihres Amtes zuwider iſt, ſich allein dem Unterrichte in der deutſchen Wohlredenheit widmen. * Geſchrieben auf der Juliusuniverſität den 14 Horn 1744.

****

Kurze Vertheidigung Herrn Schlegels wegen ſeiner Critik über den Halleriſchen Vers:

So bald der trübe Herbſt die falben Blätter pflücket.**

Da der Herr Verfaſſer dieſer Critik ſagt, daß die poetiſche Schreibart, unter welchen ſich Metaphoren, Redensarten,

ten,

* Das wenige, was noch folgt, geht bloß Hrn. Noltens Wörterbuch an, und dienet zu unſern Vorhaben nicht.

** Dieſer Aufſatz iſt uns zugeſchickt worden.

ten, die neu und wunderbar ſind, und Figuren voller Lebhaftigkeit und Verwegenheit von ſich ſelbſten verſtehen, ein willkührlicher Zierrath der poetiſchen Nachahmung ſey, die aber vieles beyträgt, die Bilder deſto deutlicher zu machen: So kann man urtheilen, ob er jemals einen Poeten zu tadeln Willens geweſen, weil ſein Ausdruck unerhört ſey. Er hat ſich in dieſem Falle des Worts: unerhört, wohl noch niemals bedient, und er hat ohnfehlbar darum Bedenken getragen, es zu gebrauchen, weil es zweydeutig iſt. Denn man ſagt im gemeinem Leben ſehr oft: Das iſt unerhört, wenn man ſagen will, das iſt ausſchweifend, oder das iſt ſo wunderlich, daß man niemals vermuthet hätte etwas dergleichen zu hören. In einer edlern Schreibart aber wird dieſes Wort oft für etwas gebraucht, welches noch nicht gehört worden, und neu und wunderbar iſt. Es iſt alſo beſſer gleich ſich eines andern Ausdrucks zu bedienen, als ſich der Gefahr eines Mißverſtandes zu unterwerfen.

Die Beſchuldigung, die man ihm gemacht hat iſt folgende:

„In dem critiſchen Beytrage von der Nachahmung der Natur tadelt man den Vers:

So bald der trübe Herbſt die falben Blätter pflücket.

„Nichts iſt nachdrücklicher und natürlicher, als „das pflückt. Pflücken heißt eines nach dem „andern abtrennen, es geſchehe ſtark oder ſanfte.

„Thut

„Thut das nicht der Herbst? Fallen nicht die „Blätter nach und nach einzeln wie abgepflückt „und bald auch durch den Wind abgerissen? „Dieser Vers ist zugleich poetisch, wegen der „Verwandlung des Herbstes in eine Person, „und mahlerisch: weil er uns dieß so gedenken „läßt als wenn wirs sähen. Aber der Ausdruck „ist unerhört! Das ist allemal der Grund von „dem Tadel der Gottschedianer. Aber eben „dadurch reissen sie den Grund der ganzen „Dichtkunst um.

Vor allen Dingen muß ich meinem Ankläger, welcher aus Furcht, mit Steinen geworfen zu werden, wie er am Ende seiner Schrift sagt, die Flucht ergreift, ein sichres Geleit ertheilen, damit wir ruhig mit einander sprechen können. Zu dem Ende will ich ihm gar nichts von dem Tittel eines Gottschedianers sagen, den er Hr. Schlegeln beylegt. Sondern ich will bloß mit ihm ausmachen 1) ob derselbe den Ausdruck Herrn D. Hallers deswegen getadelt habe, weil er unerhört ist. 2) Ob er den Ausdruck Herrn D. Hallers mit Rechte getadelt habe.

Herr Schlegel hat um die Gegeneinanderhaltung des Bildes und Vorbildes, so in den Gedanken derer vorgeht, die eine poetische Beschreibung mit Bedacht lesen, einige Zeilen aus dem Herrn Haller zergliedert, in welchen er so wohl Aehnlichkeiten als Unähnlichkeiten beysammen gefunden. Unter den andern Aehnlich-

eiten und Unähnlichkeiten, die er in dieser
n Beschreibung des Herbstes entdeckt, sagt
* „Ich finde ferner, daß das Abfallen der
ätter in dem Vorbilde sich zu den Blät-
nicht eben so verhalte, wie der Eindruck,
das Wort: pflücken, indem es von dem
rbste gesagt wird, macht, sich zu den Blät-
in dem Bilde verhält; Indem ich dort
sanftes Ablösen, hier aber eine Gewalt
te und dieses macht, daß ich in der Ge-
einanderhaltung des Bildes und Vorbil-
stütze.„ Hier finde ich nicht ein Wort,
gesagt hätte, daß der Ausdruck des Poe-
nerhört sey, noch vielweniger, wo er ihn
egen getadelt hätte. Unsre erste Streitig-
l also abgethan.

ie andre Streitigkeit kömmt darauf an,
s Gleichnißwort pflücken in dieser Stelle
gebraucht sey. Pflücken sagt der Herr
ctor heißt eines nach dem andern abtrennen,
schehe stark oder sanft. Doch eben hier
mit ihm uneins.

an darf nur prüfen, ob man sagen könne,
sanft abpflücken. So hat auch Herr
gel gesagt, daß man bey den Blättern ein
Ablösen bemercke, welches man niemals
n nennen kann, weil ein Blatt nicht auf
sondern nach und nach von dem Zweige
t wird, und die Ursache des Abfallens

* Beytr. 29. St. p. 71.

nicht von aussen, sondern von dem ihm von innen entgehenden Safte herrührt. Daß die Blätter wie abgepflückt herunterfallen, gebe ich ihm zu, und dieses kann auch Herr Hallern auf diesen Ausdruck geholfen haben. Aber die Rede ist nicht davon wie sie herunterfallen, sondern wie sie abgetrennt werden. Daß vom Winde viele Blätter abgetrennt werden, ist ebenfalls wahr. Aber dieses ist wieder kein Pflücken sondern ein Schütteln, und da pflücken für das erstere, so bloß von sich selbst und ohne Hülfe des Windes geschieht, zu viel gesagt ist: So ist es von dem Winde zu wenig. Daß der Vers so wohl poetisch als mahlerisch sey, ist wahr. Aber deswegen ist er nicht getadelt worden; sondern weil er eine Mahlerey in sich begreift, die dem Vorbilde nicht ganz ähnlich ist.

Dieser Vers des Herrn Hallers kömmt mir von eben der Art vor, wie dieser des Horatz.

Jupiter hibernus cana nive conspuit Alpes.

Der Himmel, wie man an diesem Orte Jupiter erklärt, bespucket die Alpen mit grauem Schnee.

Der Herr Conrector wird diesen Vers vom Horaze also vertheidigen: „Nichts ist nachdrücklicher und natürlicher als das Spucken. „Die Aehnlichkeit ist offenbar. Spucken heißt „eine aneinanderhangende Feuchtigkeit Flockenweise aus dem Munde werfen; es geschehe „häufig oder einzeln. Thut nicht dieses der „Himmel? Fällt nicht der Schnee flockenweise „wie

„wie ausgespuckt, und bald häufig bald nur „einzeln herunter? Dieser Vers ist zugleich poe„tisch, wegen der Verwandelung des Him„mels in eine Person, weil ihm dadurch ein „Mund zugeschrieben wird, und mahlerisch, „weil es uns dieß so gedenken läßt, als wenn „wirs sähen.„

Ich glaube, daß wenn Herr Schlegel dieses Pflücken Herrn D. Hallers an einem andern Orte getadelt hätte als in angeführter Stelle, wo es ihm nur um Gegeneinanderhaltung des Bildes und Vorbildes, ohne andre Anmerkungen dabey zu machen, zu thun gewesen, er vielleicht eben dieses Wort noch aus deutlichern Gründen getadelt haben würde. Da der Herbst einmal zu einer Person gemacht wird: So ist dieser Zeitvertreib, Blätter zu pflücken, für ihn ziemlich geringe, und schwächt noch über dieses den Begriff, den es von dem Herbste machen soll, weil das Pflücken der Blätter die Bäume nicht so bloß und kahl in unsrer Einbildung vorstellt, als der Herbst uns dieselben zeigt.

Beurtheilung
der ersten Neukirchischen Ode
auf die Königliche Preußische Krönung
Friedrich des Ersten.

Meine Herrn,

Neukirch wird von einigen Kunstrichtern allzusehr erniedrigt, und von andern desto höher erhoben: allein man sieht leicht, daß in einem jeden Urtheile von demselben zu weit gegangen werde. Man darf nur sein poetisches Leben durchgehen, so wird man wahrnehmen, daß er im Anfange dem Lohensteinischen Schwulste gefolgt, woher das häufige Flittergold, und die falschen Edelgesteine in seinen Gedichten rühren, am Ende aber theils durch die Empfindung, theils durch das Lesen der ausländischen Dichter darinnen gebessert worden. Allein da sein Geschmack nicht auf eine gründliche Wissenschaft des Wesentlichen der Poesie gebauet gewesen, so kan man leicht denken, daß ihm theils die alten Fehler noch werden anhängen haben, theils daß er werde an vielen Orten platt, wässrig und frostig geworden seyn. Ich wollte daher nicht, daß man ihn in das güldne Alter der deutschen Dichter, aber auch nicht, daß man ihn in das stroherne

setze.

Mein Urtheil sollen meine nachfolgenden
achtungen über einige seiner Gedichte zu
cken suchen.

er Bau dieser ersten Ode ist nicht so künst-
noch von einer so pindarischen edeln Un-
ng, daß man sie nicht gleich bey dem er-
Anblicke gewahr werden sollte. Er sagt,
Friedrich I. einen Poeten, wie Hom.. ge-
, brauche, allein ein solcher lebe nicht
Er giebt die Ursache davon an, da er
daß Friedrich nicht auf die Poesie sehe:
, wie er zum Throne gekommen, und er-
hn dadurch, daß er zeigt, Friedrich sey
durch die Wege darzu gelangt, auf wel-
ndre auf den Thron steigen. Er prophe-
aß er nunmehr grosse Thaten verrichten
und schlüßt mit einem Wunsche. Alles
ist aber mit einem geringen Feuer ausge-
daß man glauben sollte, es hätte ein ab-
Greis unter den Dichtern diese Ode
gt. Ich will sie stückweise durchge-
Er redet den Homer in einer poetischen
kung an.

ltgepriesener Homer
ssen Kunst mit Dir verschwunden
rum warest Du so sehr
Achillens Zeit gebunden?
te sollst Du lebend seyn
die ungestimmten Flöten
viel hungriger Poeten
i auf allen Gassen schreyn
dennoch mit ihrem Klingen
m ein hartes Lied erzwingen.

Ich lobe den Dichter, daß er zu dem Lobe seines Helden einen so grossen Dichter wünscht: allein hat er seine Grösse durch die ersten beyden Verse wohl recht erhoben? Wahrhaftig dieses sind keine Lobsprüche, welche für einen Dichter in einer Begeistrung gemacht werden. Es ist wahr, der andre Vers sagt viel; aber Horaz kann doch den Pindar ganz anders erheben:

Monte decurrens velut amnis imbres
Quem super notas aluere ripas
Fervet immensusque ruit profundo
Pindarus ore

Den Tag, auf welchen ein Homer dichten soll, zeigt er bloß durch ein mattes Heute an, welches in der That keine hohe Vorstellung von dem grossen Krönungstage macht, welcher wohl eine prächtigere Beschreibung verdient hätte. Durch dieselbe würde es dem Leser des Gedichtes auch empfindlich geworden seyn, warum er eben zu dem Tage einen Homer wünscht. Pindar würde sich es niemals vergeben habe, wenn er die schöne Gelegenheit vorbey gelassen, eine so verwunderswürdige Zeit zu beschreiben. Doch es scheint vielleicht dadurch, als wenn ich meinen Dichter dadurch mit dem Pindar in eine Vergleichung gesetzt hätte. Wenn es Kennern so vorkömmt, so bitte ich Sie um Vergebung. Statt der schönen Beschreibung von der Zeit wie sie von den Stunden herbeygeführt würde, die er uns hätte machen können, giebt

er

r uns eine kalte Satire über die hungrigen Poeten zu leſen, die an demſelben Tage geſun-gen hätten. Nach der Beſchreibung, die er in iner Satire, auf eine ſehr niederträchtige Art on ſich ſelbſt macht:

Ich ſchleppe Wams und Rock
Zu Manſchel Beern hin, und borg ein halbes Schock
Von Drittelſtücken drauf

ollte man memen, der Stich, den er den hung-rigen Poeten giebt, gienge auf ihn ſelbſt: allein die Einbildung, die er von ſich gehabt hat, und die Hoffnung, mit ſeinen Gedichten viel zu er-langen, widerlegen dieſe Meinung:

Ich ſchreib und alle Welt
Spricht, ſeht ob Neukirch nicht dießmahl den Preiß behält

Und etwas weiter vorher

Nun werd ich nicht mehr borgen
Nun werd ich, ruf ich laut im Bette ſicher ſeyn,
Ich geh ich lege mich, ich ſchlafe ruhig ein.

Hatte der Poet nicht an der Perſon ſeines Kö-niges Hohes genug, daß er ſich aus der Höhe in den Staub laſſen mußte. Boileau und Günther haben in ihren Schreiben an Könige auch eine Satire auf die Reimer einflüſſen laſ-ſen; allein theils waren es keine Oden, theils waren ſie auch viel feiner, und mit einer an-ſtändigern Wendung vorgebracht. Es iſt auch ein ſeltſamer Ausdruck, daß die Flöten klingen ſollen.

In der andern Strophe küßt er den Homer fragen, warum die Zeit, da die Brennen ſich ſo tapfer erwieſen, keinen Dichter hervorgebracht.

Wie sehr schwächt er aber diese Vorstellung, da er reimt:

> O wie kommt es, dünket mich
> Würdest du vor Eifer fragen

Das Würdest zeigt so noch etwas ungewisses an, um aber den Gedanken desto mehr zu entkräften, so dünket es ihn nur also. Denn es hätte wohl auch anders kommen können: allein bey diesem Ausdrucke ist er vor allen Irrthümern sicher. Die Tapferkeit der Brennen war auch grösser, als er sie in einigen matten Zeilen beschreibt, also daß er wohl ein lebhafteres Bild hätte machen können, welches die gehörige Würkung auf die Einbildungskraft zu thun vermocht hätte. Ich will überhaupt von dem Prosaischen dieser Ode nichts mehr sagen, da der Poet sich kein einzigmal zu der Kühnheit der griechischen und römischen Dichter aufgeschwungen hat. Die letzten Zeilen dieser Strophe sind ganz schön:

> O wie kömmt es . . .
> . . . . . .
> Daß doch diese tapfre Zeit
> Die sich ja noch nicht verlohren,
> Keinen Dichter hat geboren.

Die folgende Strophe enthält schöne Gedanken, allein sie sind hin und wieder matt ausgedrückt.

> Mich empfing ein solches Land
> Wo die Helden Menschen waren
> Gleich wohl wußt ich mit Verstand
> Sie den Göttern beyzupaaren.

Ich überlasse es meinen Lesern, ob der Dichter nicht

nicht in dem Sinne gehabt zu sagen: Gleichwohl wußte ich sie durch meine Gedichte zu vergötiern. Dieses hat der Poet aber nicht gesagt, und es ist ihm nicht zu vergeben, daß er den Gedanken so sehr verstellet hat. Er bringt mir das Bild eines Marschalls in den Sinn, welcher die Gäste paar für paar an eine Tafel führt, welches in einer hohen Ode sehr kurzweilig ist. Homer wird aus einem alite Maeonio ein niedriger Bänkelsänger, da er sagt:

Ach was hätten unsre Zungen,
Nicht für Thaten abgesungen.

Ich komme nunmehr an Strophen, welche schimmern, ohne daß etwas dahinter ist. Er sagt:

O Homer du klagest recht
Denn da Macht und Hoheit steigen
Ist die Poesie zu schlecht
Und kann nichts als Schüler zeugen.

Ein jeder, der diese Zeilen liest, sollte schwören, er verstünde den Dichter. Allein man würde darinnen sehr irren. Die niedrigen und schläfrigen Dichter sind oftmals weit schwerer zu verstehen, als diejenigen welche erhaben, neu, und feurig schreiben. Denn einen Schriftsteller verstehen heißt nicht etwa bey den Worten desselben einige Gedanken bekommen, sondern vermittelst der Zeichen eben diejenigen Gedanken zu erhalten, die der Dichter gehabt hat. Er hat ohne Zweifel also gedacht: wo Macht und Hoheit steigen, da wird die Dichtkunst, so feurig sie auch seyn mag, doch nicht zureichen,

dieselbe würdig zu besingen. Allein das sagen die Worte des Dichters nicht; und wer verbindet uns mehr bey denselben zu gedenken, als er gesagt hat? Nimmt man die Worte, wie sie da stehen, so widerspricht ihnen die Erfahrung. Man kann darthun, daß die Dichkunst mit der Grösse der Länder und Reiche jederzeit groß gewesen, und daß sie mit ihrem Falle auch gesunken sey.

Friedrich pflanzt ein Königreich
Wir vergessen unser Reimen
Oder wo wir ja was träumen
Ists kaum seiner Jugend gleich.

Ich kann nicht einsehen, was die beyden ersten Zeilen für eine Verbindung mit einander haben. Die Einbildungskraft der Dichter sollte durch die grossen Thaten erhitzt werden. Es wäre in der That zu wünschen, daß er das Reimen vergessen, und lieber gesungen hätte. Ferner ist es ein sehr geringer Lobspruch für die jugendlichen Thaten des Königs, indem er sie nur etwas weniges grösser, als seine Reime und Träume macht: Die Zeilen:

Weil er längst vorbeygegangen
Wo wir denken, anzufangen.

enthalten zwar dem Scheine nach einen schönen Gedanken, aber es ist in der That nichts grosses, wenn ein König da längst vorbeygegangen, wo die Kleinen in der Republik, Neukirch und andre Dichter erst denken, anzufangen. Es würde schön seyn, wenn er Friedrichen mit andern Fürsten verglichen hätte.

Das

ch du konnteſt mehr als wir,
ſchriebſt tauſend ſchöne Lügen
ine Helden mußten Dir
e und wann du wollteſt, ſiegen.
edrich aber glaubt es nicht
geht fort, und läſt uns ſitzen,
as fragt er, wie ſehr wir ſchwitzen,
wie viel uns Zeit gebricht?
s wir ganze Jahre dichten,
nn er einen Tag verrichten.

te Zeile iſt eine ſo ſonnenklare Wahrheit, ich wundert, daß Neukirch ſich nicht ſo bekannte Wahrheiten zu ſagen. Die Zeilen ſind ſo für die Ohren des Pö- macht, daß ich dafür halte, ſie ſind un- Critik. Die letzten Zeilen enthalten ein es Galimatias: allein es hat ihm daſ- wohl gefallen, daß er es in der folgen- trophe noch weiter ausgedehnt hat:

man einen Vers erzwingt
eiß er Schlöſſer aufzubauen,
man ſeine Ehur beſingt,
t er ſich als König ſchauen.

die erſtern Zeilen betrift, ſo widerſpricht r Dichter in andern Gedichten, die er gt hat:

Ach ſprach ich dichte doch
chte doch mein Geiſt; Mein ſpricht er, warte noch
ſondern gleich entzündt, ſo und nicht anders brennet
aufgewecktes Blut. Was mancher Mühe nennet,
mir ein Kinderſpiel.

was er in den letzten Zeilen ſagt, kann hr natürlich zugehen, ohne daß ein Wun- k dabey nöthig iſt. Der berühmte Herr

Hr. Gottsched hat im vierten Theile des Bayliſchen Wörterbuches unter dem Artikel, Timäus, mit guten Gründen ſchon die Vergleichung der Zeit, darinnen ein Held etwas thut, mit der Zeit, darinnen ein Redner und Poet etwas verfertigt, verworfen, und den Boileau, Neukirchen, und Günthern deswegen getadelt. Er hat dieſes mit ſo vieler Einſicht in die Natur der Dichtkunſt ausgeführet, daß ich dieſe Stelle ganz herſetzen würde, wenn ich ihn bey der Hand hätte.

Würde, Glück und Macht und Ruh
Sind bey ihm vereinte Sachen
Was ſonſt Kriege pflegt zu machen
Fällt ihm von ſich ſelber zu
Was viel mit Geſchenken heben
Hat ihm GOtt und Recht gegeben.

Der Dichter redet hier ſo treuherzig von dem Könige, als wenn er mit einem Kaufmann redete, von dem er einmal einen Wechſel gehoben hätte. Von eben dieſer Art ſind die beyden folgenden Strophen

Andre erben ihren Thron
Er wollt ihn vorher verdienen

Soll dieſer Ausdruck wohl den Thaten eines Königes, die ihn des Thrones würdig machen, anſtändig?

Darum hat ſein Weſen ſchon
Längſt uns königlich geſchienen.

Warum verringert er die königlichen Verdienſte, da ſie ihm nur königlich geſchienen: Die folgenden Zeilen ſind ſchön:

Was

Was er nicht im Titel war
War er doch in aller Herzen

ſt der cornelianiſche Gedanken vom Mil-
s: Erat inter eos dignitate regia quam-
arebat nomine. Unterdeſſen gefallt er
ungebundener Rede dennoch beſſer als in
irchs Verſen. Die beyden folgenden
ſind vom Reime gebohren worden:

Denn wir wünſchten es mit Schmerzen
ad es ſpricht ein jeder klar u. ſ. w.

leugne nicht, daß in dieſen Verſen nicht
Stoff zu vielen prächtigen und feurigen
en liege, aber Neukirchs ſeine ſind es nur
Die folgende Strophe iſt ſo matt und
ig als die vorhergehenden, und darzu voll
ebner Schmeicheleyen; denn ich kann
uf keine Völker und Nationen beſinnen,
geſucht hätten, unter ihm zu wohnen.
r folgenden Strophe weckt er ſeine Mu-
: allein ſie kommen mir wie jener beym
s vor, den er alſo beſchreibt:

piger ſtertis, ſurge, inquit Avaritia, ein
negas, inſtat, ſurge, inquit; non queo: ſurge:
id agam? rogitas?

ſollen die Thaten des Königes beſchrei-
ber ſie reden, als wenn ſie noch ſchlaf-
wären:

Nun er Preuſſens König iſt
d er auch bald Thaten üben,
uns Maro ſchon beſchrieben,
r auch in Fabeln ſchlieft
wird Müh genug verbleiben,
n wir nur die Wahrheit ſchreiben.

Hat der Poet wohl diese Gedanken recht ausgedrückt: Da er König in Preussen geworden, wird er Thaten thun, welche Maro schon, aber nur in Erdichtungen, beschrieben. Wir Dichter werden hier Mühe genug haben, wenn wir nur die Wahrheit schreiben. Dieses ist die gemeinste Prose: aber ich glaube doch, daß sie viel feuriger ist, als Neukirchs Verse sind. Das Auch in der 2ten Zeile ist ein offenbahres Flickwort. Was die letztern Verse betrift, so hat der Herr Prof. Gottsched einen ähnlichen Gedanken weit feuriger und edler in seiner schönen Ode auf den vorigen König in Pohlen ausgeführt:

Es blizt mir, auf der Wahrheit Wink
Ein Stral der Weisheit ins Gesichte
Nun täuschet meinen Blick kein scheinbar Wunderding
Und aller Firnis geht zunichte.
Mich bleuden Kron und Purpur nicht
Nicht Schönheit nicht Alcidens Stärke
Nicht Ahnen, Siege, Pracht, nicht hundert stolze Werke,
Davon die Welt erstaunend spricht
Mein Vorwurf ist August: von ihm und wahren Helden
Muß man der Welt was grössers melden.

Es gefällt mir nur das Wunderding in dieser Strophe nicht, weil dieses Wort den Begriff, den er damit verknüpfen will, nicht ausdrücket. Nunmehr kömmt eine Strophe, die die andern an Schönheit alle zurücklassen.

Vormals pflegte, wie bewußt
Kaisern dieß gewünscht zu werden
Herrsche weiter als August
Besser, als Trajan, auf Erden!

Zei

it und Wunſch verändern ſich
d man wird hinführo ſagen,
er will Kron und Zepter tragen,
rrſche ſo, wie Friederich!
immel, laß es, wie wir flehen,
ſerm König wohl ergehen.

ie iſt nach Neukirchs gewöhnlicher Art,
, matt und ſchläfrig. Wie proſaiſch und
ckt iſt, das wie bewußt: auf Erden!
ſt der geſchworne Reim in den Geſang-
n auf werden, und auch bey unſerm Dich-
rner das hinführo. Und wie freſtig
t wie erſtorben werden nicht die beyden
Zeilen nachgeſchleppt! Unſre Gratulanten
meinen Hochzeitfeſten würden ſich ſchä-
wenn ſie nichts ſinnreichers ſagten?

Vergleichung

eukirchiſchen Ueberſetzung der er- n Satire aus dem Boileau mit der Urſchrift.

Ich will die ganze Satire nicht durchge-
hen, ſondern nur einige Stellen vor
mir nehmen, und zeigen, wo er ent-
von dem Sinne des franzöſiſchen Dich-
weicht, oder denſelben gleich ſich aus-
Boileau ſagt:

n ce grand Auteur, dont la Muſe ſertile
à ſi long-tems et la Cour et la Ville
qui n'étant vétu, que de ſimple bureau

Paſſe

Paſſe l'été ſangs linge, et l'hiver ſans manteau
Et de qui le corps ſec et la mine affamée
N'en ſont pas mieux refaits pour tant de recommi:e
Las de perdre en rimant et ſa peine, et ſon bien
D'emprunter en tous lieux et de ne gagner rien;
Sans habits, ſans argent, ne ſachant plus que faire.
Vient de l'enfuir chargé de la ſeule miſere.

„Damon dieſer berühmte Schriftſteller, deſſen „fruchtbare Muſe ſo lange die Stadt und das „Land unterhalten hat; welcher aber nur mit ei„nem ſchlechten Tuche bekleidet iſt, und den „Sommer ohne Wäſche und den Winter oh„ne Mantel zubringt: deſſen magern Leib, und „ausgehungertes Geſicht ſein groſſer Ruhm „nicht erſetzt, war müde, ſeine Mühe und ſein „Vermögen zu verlieren, an allen Orten zu „borgen und nichts zu gewinnen, und floh ohne „Kleider, ohne Geld, ohne zu wiſſen, was er „mehr thun ſollte, und war nur noch von dem „Elende allein beſchwert.„ In Neukirchs Ue„berſetzung heißt dieſe Stelle alſo

Damon, der groſſe Mann, der ſo geraume Zeit
Durch ſeinen Muſenſcherz hat Hof und Stadt erfreut
Inzwiſchen aber ſich in grobes Tuch nur kleidet,
Im Winter Kält und Froſt, im Sommer Hitze leidet
Und deſſen trockner Leib und hungrige Geſtalt
Den Ruhm gar ſehr beſchimpft, der doch von ihm erſchallt
Ward endlich müd und ſatt, ſein Gütchen zu verſchwenden
Und ſo viel ſauern Schweiß an einen Reim zu wenden
Dadurch er nichts verdient, wohl aber in Gefahr
In Schulden, um ſein Kleid, und alles kommen war;
So daß er nichts bey ſich als ſeinen Kummer führte.

Man ſieht ſehr leicht, wo der Ueberſetzer abgewichen; einige Abweichungen können geduldet wer-

werden: aber wo der poetiſchen Schönheit etwas abgeht, da muß man einem Dichter nichts vergeben.

Paſſe l'été ſans linge et l'hiver ſans menteau.

Dieſe Beſchreibung macht uns die Armuth des Damons weit ſinnlicher, als die deutſche:

Im Winter Kält und Froſt, im Sommer Hitze leidet:

Denn dieſes verſteht ſich ohnedem ſchon, wenn man im Sommer keine Wäſche und im Winter keinen Mantel hat. Der Verluſt dieſer Schönheit muß denen um ſo viel empfindlicher ſeyn, wenn man die Perſonen kennt, welche Boileau hier gemeint hat. Er hat dieſen Charakter vornämlich aus zween Perſonen zuſammengeſetzt. Caſſander war ein berühmter franzöſiſcher Schriftſteller, aber ein Menſchenfeind: er lebte alſo und ſtarb auch nicht anders. Ja er konnte ſich ſo gar mit GOtt nicht verſöhnen. Zu ſeinem Beichtvater, welcher durch die Vorſtellung der göttlichen Wohlthaten die Liebe gegen den Schöpfer erregen wollen, ſoll er mit einem zornigen und ironiſchen Tone geſagt habe: Ah, oui, je lui ai de grandes obligations, il m'a fait ici bas un joli perſonage: Ach in der That, ich bin ihm ſehr verbunden, er hat mich hierunten eine ſehr luſtige Rolle ſpielen laſſen. Als der Beichtvater fortgefahren, ihm Vorſtellung zu thun hat er geſagt: Vous ſavez, comme il m'a fait vivre; voyez comme il me fait mourir: Ihr wißt, wie er mich hat leben laſſen; ſeht, wie er mich itzt ſterben

laſſen, indem er dabey auf ſein Bette gewieſen. Die andre Perſon iſt der Triſtan l'Hermite. Auf dieſe beyden zielt Boileau. Wie viel hat Boileau nicht im Deutſchen verlohren, da ſein Vers

D'emprunter en tous lieux, et de ne gagner rien

überſetzt worden:

Dadurch er nichts verdient, wohl aber in Gefahr
In Schulden, um ſein Kleid und alles kommen war.

Man muß wiſſen, daß der franzöſiſche Vers:

Sans habits, sans argent, ne sachant plus, que faire

in dieſem letzten enthalten iſt, welches ich für diejenigen anmerke, welche denſelben nicht darinnen vermuthen und ſuchen ſollten. Denn wenn man ihn gegen den Boileau hält, ſo wird man finden, daß er deſſen Gedanken immer verkehrt und ändert. Wir wollen aber auch eine Stelle beyfügen, wo er der Urſchrift ſehr gleichkömmt, ob er gleich die Gedanken aus ihren Stellen verrückt, und ſie etwas verändert. Wenn Herr Schwarz, welcher durch eine Ueberſetzung Virgils von einem ſehr geringen Werthe bekannt geworden, und welche man nur darum leſen muß, um den Ausländern, und den Herrn Zürchern zu bezeugen, daß uns eine Ueberſetzung nicht gefalle, welche dem Originale alle Schönheiten nimt, die Aeneis noch alſo verdollmetſchet hätte: ſo könnte man doch noch mehr als ſeinen guten Willen loben; da man itzo zu denen, welche ihn nicht leſen wollen, nur mit dem Cicero ſagen muß: A quibus tam dissentio, ut cum

So-

cles vel optime ſcripſerit Electram
male converſam Attilii mihi legen-
utem. De quo Licinius, ferreum
rem: verum opinor ſcriptorem ta-
at legendus ſit. Ich glaube, daß Herr
rz dieſes Urtheil großmüthig aufnehmen
welches ich im Vorbeygehen von ihm
weil ich widrigenfalls erbötig bin, ſol-
ßführlich zu erweiſen. Die Stelle, wel-
urch noch ganz wohl gegeben, iſt fol-
n franzöſiſchen:

rai, que du Roi la bonté ſecourable
nfin ſur la Muſe un regard favorable
arant du ſort l'avenglement fatal
er deſormais Phebus de l'Hopital
it tout eſperer d'un Monarque ſi juſte
ns un Mécenas, à quo ſert un Auguſte?
unſer König zieht zu unſerm groſſen Glücke
hwachen Phoebus noch aus dem Spital zurücke,
t ihm vor dem Fall, und wirft bey Glück und Ruh
Muſen offtermals geneigte Blicke zu.
weiß, daß dieſer Held bloß nach Verdienſt erhebet
ber hilft Auguſt, wo kein Mäcenas lebet.

nnte noch mehr ſolche Stellen anführen,
h dem Leſer nicht zutraute, dieſelben leicht
eine Anweiſung zu finden. Sein Sinn-
auf die Liebe iſt mir ſehr artig vorge-
:

was wird durch Amors Hand
t auf Erden ausgericht
n vergißt das Vaterland
t ſeine Liebſte nicht
n verläſſet Hoff und Haus,

Man versäumet Freund und Schmaus
Aber seine Liebste nicht

Ich hoffe, Hochzuehrende Herren, daß meine Beurtheilungen einigermaassen werden geschickt seyn, die Absicht zu erhalten, die ich mir vorgestellt habe, wenn Sie dieselben in Ihre Bemühungen einrücken werden. Ich habe einen guten Freund gebeten etwas critisches aufzusetzen: allein statt der Antwort erhielt ich eine Anakreontische Ode von ihm. Ich habe sie beygelegt. Ich bin,

Meine Herren,

Jena
den 16 Junius
1744.

Dero gehorsamer Diener
K. H. A.

Anakreontische Ode.

Den Ruhm, Gelehrten zu entwenden,
Will ich kein Blatt Pappier verschwenden,
Die komme von der Zanksucht Naß
Ein Tropfen in mein bleyern Faß.

Ich will nicht schreiben, lieber küssen,
Was braucht die Welt von mir zu wissen?
Doch müßt ich einst ein Autor seyn,
So schrieb ich nur von Lieb und Wein.

Nachrichten.

1.

Unsre Leser haben bereits aus dem 7ten Stück unserer Bemühungen gesehen, daß der

Herr Conr. Pyra in Berlin eine neue Schrift
er uns geschrieben. Sie ist nunmehr völ-
zum Vorscheine gekommen und heist: Fort-
ung des Erweises, daß die Gottschedia-
che Sekte den Geschmack verderbe. Un-
Leser dürfen aber nicht in Furcht oder Hof-
g stehen, eine Gegenantwort von uns darauf
ehen zu bekommen, weil, wie wir in der That
chricht haben, der Herr Conr. Pyra den 14
Heumonats, früh gestorben ist, und weil
jeder Unparteyischer nun schon Gelegenheit
ug hat, nachzudenken, in welchen Stücken
, oder jene Partey Recht oder Unrecht hat.
r erklären uns indessen in völligem Ernste,
uns niemals in den Sinn gekommen, die
gerliche Ehre des wohlseligen Hrn. Conre-
s zu kränken, viel weniger ihn gar etwann zu
n Philippi oder Rodigast zu machen. Wir
en seine Geschicklichkeit wohl gesehen und sie
) vor der Welt nicht verborgen, wie aus der
ik über dessen unsichtbare Gesellschaft
llet. Wir erkennen auch die vielen Schön-
en seines sehr wohlgerathenen Tempels der
hren Dichtkunst, und werden solche auch
stig noch deutlicher an den Tag legen. Er
ält also von uns hiermit, und zwar unter
n zuerst, öffentlich den wohlerworbenen
chruhm eines geschickten Dichters, eines ge-
ten Kunstrichters, eines würdigen Schul-
ms und eines aufrichtigen Weltbürgers.
. Wenn der Kunstrichter, welcher 4 Stro-

ben von der Ode auf Ihro Majestät seiner Kritik in einem Schreiben an uns unterworfen hat, die Michaelismesse erleben sollte, so wollen wir ihn bitten, seine Gedanken etwas ordentlicher und ausführlicher aufzusetzen, und sie der Welt mitzutheilen, da er uns ohne dieß droht, daß er einen Verleger darzu finden könnte, wenn wir seinen Aufsatz, welcher so flüchtig ausgedacht, als geschrieben ist, wiewohl wir ihm dieß zu keinen Vorwurf machen, nicht in unsre Bemühungen rückten. Wir können nicht gegen all' Schriftsteller barmherzig seyn, und was sie einschicken, drucken lassen. Wir glauben nicht, daß er derjenige sey, welcher Hallern, diesen grossen Dichter, tadeln konne. Was die Kritik über benannte Ode betrifft, so wollen wir sie künftig einrücken, damit die Welt erkennen möge, wie scharf er richte.

3. Wir müssen unsern Lesern einen Auszug aus einen Vorschlage vorlegen, welchen Zunkel in Regenspurg drucken lassen. Der berühmte Herr Schwarz hat die Schwierigkeiten eingesehen, welche die Erlernung des Juris canonici mit sich führet. Die Erfahrung hat ihn auch gelehrt, daß man eine Sache nicht eher im Gedächtnisse behalte, als wenn sie in deutsche Reime verfasst worden. Er hat sich daher entschlossen den Liebhabern dieses Juris zum Besten, das Jus canonicum binnen Jahresfrist der Welt in so viel deutschen Reimen, als gedruck-

druckte Zeilen im Originale sind, zu liefern. Der lateinische Text soll Zeile vor Zeile den Deutschen gegen über gedruckt werden. Er hofft, daß er dieses Werk werde mit grössrer Gemüthsruhe ausarbeiten können, weil ihn die Leipziger und zürchischen Kunstrichter nicht mehr zur Rechenschaft fodern werden. Sonst soll es alle Eigenschaften haben, welche seine Uebersetzung des Virgilius groß gemacht haben. Er wird in viel tausend Versen kein einzig e abreissen, weil solches seine Menschenliebe nicht zuläßt, welche sich bis auf ihre Ohren erstreckt. Er verlangt, daß man 1 Thlr. voraus, und 1 Thlr. nachzahle. Er wird nach diesen auch die Pandecten übersetzen, wozu aber, wie er sagt, ein Fleiß von vier Jahren erfodert wird. Wir müssen der Bemühung dieses berühmten Schriftstellers ihr Lob widerfahren lassen; da wir zumahl versichert worden sind, daß er diese Werke verstehe, welches sich nach vieler Meinung bey dem Virgil anders verhalten haben soll.

4. Künftige Michaelismesse wird allhier eine Schrift im Drucke erscheinen, worinnen man den unanständigen Vorwurf unsrer hohen Schule, daß einige Personen, welche einen Geschmack an den schönen Wissenschaften fänden, dieselben in einer reinen deutschen Schreibart bekannt und beliebt zu machen suchten, und die hier herauskommenden Bemühungen zur Beförderung der

Critik und des guten Geschmacks schrieben, in Halle befindlich wären, nachdrücklich ablehnen wird. Der Herr Verfasser wird darinnen recht burschikos beweisen, daß diejenigen infam sind, welche sich dieses zu glauben unterstehen. Er wird zeigen, daß seine Hand so gut die Schriftstellerfeder, als den Haudegen zu führen weis. Wir zweifeln, daß wir uns mit diesem grausamen Schriftsteller einlassen werden. Wir sind keine Renomisten.

****

Fortsetzung u. Beschluß des Schreibens des Hrn. Abts von Bellegarde vom guten Geschmacke.

Von den Mitteln den Geschmack einzurichten.

Die wenige Sorgfalt, welche man anwendet, die Vernunft der Menschen zu bilden, ist die Ursache, daß sie keinen zärtlichen Geschmack haben. Man giebt den Kindern Lehrmeister zum Singen, zum Tanzen, um ihnen eine anständige Beugung machen, mit guter Stellung gehn zu lernen. Aber niemand trägt Sorge, ihren Geist zu bilden; daran denkt man nicht. Dieß macht, daß sich die meisten Menschen mehr durch ihren wunderlichen Sinn, und durch das ungestüme Wesen einer närrischen Gemüthsart, als durch das Licht ihrer Vernunft, welche noch nicht gebessert genug ist, lenken. Man muß noch hinzusetzen, daß wenige mit Ernste, sich von ihren Leidenschaften zu befreyen suchen.

Ihre

Ihre gantze Bemühung geht nur dahin, daß ſie Urſachen ſuchen, ſich zu rechtfertigen. Oder wenn ſie ja gezwungen werden, zu geſtehn, daß ſie unrecht ſind, ſo ſagen ſie, daß ſie anders nicht thun könnten. Es iſt nicht genug, die Pflichten ſeines Standes erkennen, wenn man nicht Muth gnug hat, ſie zu erfüllen. Wir ſchmeicheln uns aber oft, daß uns kein Menſch etwas vorzuwerfen habe, obgleich uns groſſe Fehler mit Recht einem öffentlichen Tadel ausſetzen. Die Eitelkeit und die gute Meynung von uns ſelbſt laſſen uns nicht erkennen, was wir ſind, und mit uns ſelbſt gerecht verfahren. Und dieß kömmt daher, weil wir keinen Geſchmack und keine Einſicht in die Wahrheit haben, und weil unſre Eigenliebe uns tauſend falſche Schlüſſe eingiebt, um uns dadurch unſre Fehler unempfindlich zu machen.

Es würde ohne Zweifel ein ſehr ſchweres und kühnes Unternehmen ſeyn, wenn man den Geſchmack der meiſten Menſchen anders bilden wollte. Man müſte deſſentwegen die Beſchaffenheit ihres Verſtandes ändern. Dieſes Vorhaben aber iſt eben ſo ſchwer ins Werk zu richten, als wenn man ſich vornähme, ihre Geſichtszüge zu ändern. Wie man aber durch die Sorgfalt, welche man drauf wendet, die Farben des Geſichts angenehm, weis und ſchön machen, und ihm alle Flecken benehmen kann, ſo kann man auch den Verſtand ausſchmücken, indem man ihm die Vorurtheile benimmt, um ihn eines beſſern zu belehren, und indem man

ihm gute Muster vorlegt, nach welchen er sich sicher richten kann. Der Umgang ist ein grosses Mittel, den Verstand zu recht zu bringen. Die meisten Hofleute, welche nicht allezeit die witzigsten Köpfe sind, fällen von allem ein gesundes Urtheil, reden recht und vernünftig von allen Dingen, weil sie täglich die vortreflichsten Dinge vor Augen haben. Einer, welcher einen mittelmäßigen Verstand, aber grossen Umgang mit Leuten hat, thut sich hervor, wo ein andrer, welcher mehr Verstand, mehr Wissenschaft hat, aber die Welt nicht kennt, ganz verwirrt zu seyn scheint. Diejenigen, welche sich in die behutsame und geheimnißvolle Aufführung der Hofleute nicht schicken können, wissen sehr oft nicht anders als mit ihrer ganzen Gelehrsamkeit vor ihnen zu reden. Sie haben den Kopf mit den Griechischen und dem Latein, mit Schlüssen in der rechten Form, mit Beweisen und Demonstrationen erfüllt: sie wissen, was es in der Mathematik subtiles und tiefsinniges giebt, und tausend andre Dinge, welche in den Umgang mit Leuten wenig einschlagen. Sie haben aber keinen Geschmack von allem dem, was die Artigkeit und den Wohlstand des Lebenswandels betrift.

Von eben derselbigen Materie.

Ich habe sie sich oft beklagen hören, gnädige Frau, daß ihnen ein gewisser Mensch, welcher das Ansehen eines grossen Gelehrten in der Welt hat, allemal, wenn er sie zu besuchen kömmt, zuwider sei. Er kömmt ihnen verdrüßlich, beschwer-

lich

lich, und gar ein wenig lächerlich vor. Sie ſind darum auf ſich ſelbſt böſe, und ſehn ihre Mißvergnügen, als eine Wirkung eines falſchen Ekels an. Es ſieht aber gar nicht bey ihnen, gnädige Frau, daß ſie alsdenn einen Verdruß, welchen er ihnen verurſacht, empfinden müſſen: es liegt an dieſem ihren Docter ſelbſt. Was ich ihnen itzt ſagen will, das wird ihnen vielleicht fremd vorkommen: der meiſte Theil dieſer Herren, welche man mit dem Titel der Gelehrten beehrt, haben einen ſchlechten Geſchmack und urtheilen verkehrt. Sie führen ſchläfrige und verdrüßliche Geſpräche, zum wenigſten, wenn man mit ihnen nicht von den erſten 4 Jahrhunderten der Kirche redet. Ihre Sprache iſt eine Art von pöbelhaften Sprachen, welche nach der Rauhigkeit ihrer Sitten ſchmeckt. Das Studieren zeugt eine gewiſſe Grobheit in dem Verſtande, und verderbt ihn wenigſtens, wenn ihn der Umgang mit wohlgeſitteten Leuten nicht aufklärt und ausſchmückt. Es hilft dergleichen Leuten wenig, daß ſie Verdienſte haben, weil ſie nicht die Kunſt zu gefallen beſitzen; ſo wird ihr Verdienſt verdrüßlich u. unangenehm.

Die Wiſſenſchaft, welche lehrt, wie man unter wohlgeſitteten Leuten leben ſoll, iſt nach meiner Meynung allen andern vorzuziehn, die Regeln dieſer Wiſſenſchaft ſind wenig; aber die Ausübung iſt ein mühſames Werk und erfodert Sorgfalt u. Stärke des Geiſtes. Man muß ſeinen Unwillen und Verdruß vertragen und unter den Schein eines aufgeräumten Gemüths und der Freude verſtecken. Leben zu wiſſen, das heißt ſich zwingen zu können, ohne andre zu zwingen, das iſt kurz das be-

sie Mittel zu gefallen, und der kürzeste Weg, um die Wohlgewogenheit eines jeden zu gewinnen. Man muß sich nach den Geschmacke der Leute, mit welchen man zu thun hat, richten u. ganz schicken. Da sie nun oft einen wilden und närrischen Geschmack haben, so ist man genöthigt, stets ihren Eigensinn und ihre üble Gemüthsart zu ertragen.

Die allzugrosse Zärtlichkeit gewisser Leute, welche sich auch an die geringste Sache stossen, ist oft ein Merkmal von der Schwäche ihres Verstandes, welcher die Gegenstände vergrössert, um sie mit eingebildeten Materien zum Verdruß zu unterhalten. Es geschieht auch manchmal aus Mangel des Geschmacks und der Beurtheilungskraft, daß man, grosse Verdienste zu haben glaubt. Die närrische Einbildung ist eine Art von der Trunkenheit, welche die Ueberlegung des Verstandes verhindert. Sie thut fast eben die Wirkung welche die Ausschweiffung im Weintrinken thut. Diejenigen, welche viel getrunken haben, sehn alles doppelt: also bereden sich auch diese leicht von ihren vortreflichen Eigenschaften und dem Vorzuge vor ihres gleichen. Sie sind so närrisch, daß sie niemanden, als sich selbst, etwas achten, und gegen das ganze übrige menschliche Geschlecht eine grosse Verachtung bezeigen. Wenn sie sich genöthigt sehn zu gestehn, daß sie einige Fehler haben, so trösten sie sich damit, weil sie sie durch die seltnen Vollkommenheiten ganz verlöscht sehn. Ihre Eigenliebe verführt sie also. Indem sie aber sich allzuviel nachsehn, so verfahren sie gegen andre mit der äussersten Strenge und verzeyhen ihnen nichts. Sie empfinden ein

hoß-

boßhaftes Vergnügen von denjenigen übel zu reden, welche ihr perſönlich Verdienſt über ſie erhebt. Das iſt mehr die Art eines Schulfuchſes, als eines wohlgeſitteten Menſchen, daß man Dinge, gegen welche man etwas mehr Nachſicht haben ſollte, unbarmherzig tadelt. Doch die Kunſtrichter ſind unbarmherzige Leute, welche ſtets gewiſſe Dinge verwerflich machen. Es iſt gut, daß man ſich zuweilen bey ihnen Raths erhohlt. Aber wenn man ſich allezeit nach ihrem Eigenſinne richten wollte, ſo müſte man die beſten Seiten der ſchönſten Werke ausſtreichen. Alles mit einem richterlichen Tone zu verwerfen, iſt kein Kennzeichen eines vortreflichen Geſchmaks; ja es iſt oft die Wirkung einer ſehr groſſen Narrheit, einer groben Unwiſſenheit, oder einer allzuweit getriebenen Fähigkeit. Man will für einen Kenner angeſehn ſeyn, es koſte, was es wolle. Man verſtümmelt die Kunſtwörter, welche man übel anbringt, und mit ſolchem unverſtändlichem Zeuge betäubt man die Einfältigen. Die Narren, welche das falſche Verdienſt von dem wahren nicht unterſcheiden, laſſen ſich durch den falſchen Schein blenden. Sie bewundern alles, was ihnen zu hoch iſt, und loben ohne Wahl und ohne Unterſcheid die ſchlimmen Seiten eben ſo wohl, als die guten. Denn ſinnreiche Schriften haben das Unglück, daß wenig Leute ſich darauf verſtehn, und ſich doch alle darein miſchen wollen, darüber Richter abzugeben.

Sie, gnädige Frau, ſind von dieſem Fehler weit entfernet. Sie reden von allen Arten der Materien richtig, wagen es aber ſelten, ihre Meinung zu ſagen, wenn ſie nicht dazu genöthiget werden, und wenn ſie es thun, ſo geſchieht es mit ſo groſſer Beſcheidenheit und Vorſichtigkeit, daß man

nicht weniger über ihre Einsicht und scharfen Verstand, welcher aus ihrer Antwort erhellet, als über ihre Beredsamkeit veranlaßt wird. Die verständigsten Leute sind mit ihrem Ausspruche nicht frey heraus, und reden von den Werken anderer nicht anders, als mit einer bescheidnen Furchtsamkeit, damit man sie nicht beschuldige, daß sie damit prahlten, und ihre Weisheit an den Tag zu legen suchten. Dasist das Kennzeichen eines guten Geschmacks, wenn man nicht einen grössern Verstand zu zeigen sucht, als diejenigen thun, mit welchen man umgeht. Wenn wir wollen, daß sie nur uns zufrieden seyn und ein Vergnügen an unsern Umgange finden sollen, so muß man sich nach ihrer Fähigkeit richten, um sich ihnen gleich zu stellen, und alle Gelegenheit sorgfältig macht zu nehmen, da man das was sie wissen, an den Tag legt.

Es ist auch ein Kennzeichen eines wohlgesitteten Menschen, welcher zu leben weiß, wenn er so viel, als er kann, anwendet, daß ein jeder mit seinem Verhalten zufrieden seyn kann. Man muß vornämlich sich mit Sorgfalt hüten, daß man nichts sage, was die Leute ärgern könne. Es giebt eine üble Gemüthsart, welche zu spitzigen und übertriebnen Scherze geneigt ist. Leute von dieser Gemüthsbeschaffenheit schonen ihre besten Freunde, schonen ihrer selbst nicht. Ich habe gesagt: sie sind zu einem spitzigen und übertriebnen Scherze geneigt. Denn das Salz eines feinen Scherzes macht das ganze Vergnügen in einer artigen Gesellschaft. Aber man muß dieses Salz mit vieler Behutsamkeit streuen. Gleichwie man ein wohlschmeckend Essen verdirbt, wenn man zu viel Salz hineinwirft; also macht man sich verhaßt, wenn der Scherz allzu bitter ist. Diejenigen, welche sich ins Scherzen mengen wollen, müssen einen vortreflichen Geschmack von dem haben, was vernünftigen Leuten gefallen kann. Eben dieses sage ich auch von denen, welche mit Gewalt andre loben wollen. Denn diejenigen, welche grob und offenbar schmeicheln, welche das Lob ohne Beurtheilung und ohne Wahl anbringen, gefallen Leuten von gutem Geschmack wenig. Aber da die meisten Menschen durch die Eigenliebe und dienstfertigkeit, welche sie gegen ihr eigen Verdienst bezeigen, verblendet werden, so empfinden sie es nicht, daß man ihnen schmeichelt, und geben durch eine zufriedne Mine, mit welcher sie das Lob

nicht

nicht annehmen, genug zu erkennen, daß ihnen alles, was man ihnen verbindlich gesagt hat, ein überaus grosses Vergnügen verursacht habe. Denn die eiteln Menschen können so wenig hüten daß sie das lächerliche an ihrer Eitelkeit nicht sehen lassen. Diejenigen aber, welche sie durch unrechtmäßige Lobeserhebungen unterhalten, sollten als Giftmischer gestraft werden. Wenn die Höflichkeit rechtmäßig seyn soll, so muß sie eben so weit von der Schmeicheley, als von der Grobheit entfernt seyn. Die Bemühung, zu gefallen, die Artigkeit, die Höflichkeit sind wesentliche Stücke der Hofleute, welche sich über den Pöbel erheben und allgemeine Hochachtung und Liebe erlangen wollen. Aber ich vergebe ihnen nicht die Umarmungen, die niederträchtigen das eitle Anerbieten ihrer Dienste, wodurch sie diejenigen einschläfern, welche ihnen aufwarten. Dieses allzuschmeichelnde Zeigen zeigt von einem üblen Geschmack, und schickt sich gar nicht für sie. Es erniedrigt sie unter sie selbsten unter diejenigen, welche ihrem Stande nach schuldig sind, ihnen in allen nachzugehen.

Es ist gefährlich, sich allzuangenehm zu machen. Man entsetzt sich seiner Ehre auf gewisse Art, und macht sich geringschätziger, indem man einen gewissen Grad der Würde verliehrt, welchen ein ernstes und an sich haltendes Wesen giebt. Man muß indessen nach keiner gezwungenen Ernsthaftigkeit streben. Ein finsterer, oder allzu lange ernsthafter Mensch wird verdrüßlich. Man muß die Larve bisweilen ablegen und wieder thun, was einem natürlich ist, denn es ist nicht Zeit, sich unter ein äusserliches gezwungenes Wesen zu verbergen. Ich muß sehr billigen, gnädige Frau, was ich sie letzthin von einem Menschen, welchem sein Rang und seine Aemter einen grossen Vorzug geben, und bey welchen man Verstand, Verdienst, ein gutes Ansehen findet, welches sich für seine hohe Ankunft schickt, habe sagen hören. Sie sagten, gnädige Frau, daß er, ich weiß selbst nicht was comödiantisches an sich hätte, welches ihnen zuwider wäre, und welches keinen wohlgesitteten Menschen anstehe.

Leute von gutem Geschmack sind gegen dem, was gezwungen ist, weit entfernt. Ihre Sitten, ihre Handlungen, ihre Gespräche haben ein munteres und natürliches Wesen, welches aus seiner Quelle fliesset, und viel Vergnügen giebt. Ich glaube,

daß man hauptſächlich in der Sprache das gezwungne vermeiden muß. Die ewigen Schwätzer mit ſchönen Worten, dieſe Puritaner, welche alles mit Phraſen und ausgeſuchten Redensarten ausfüllen, ſind unerträglich. Man redet ſtets gut, wenn man natürlich redet. Man muß die Wörter der Materie, welche man vorhat, gemäß wählen, daß auch eine Verhältniß zwiſchen dem Gedanken und dem Ausdrucke ſey. Wie es lächerlich ſeyn würde, wenn man einem Zwerge ein Rieſenkleid anlegen wollte; eben ſo ſehr wäre es auch lächerlich, wenn man hohe Worte und hohe Umſchreibungen ſuchen wollte, um gemeine Sachen auszudrücken.

Glauben ſie wohl, gnädige Frau, daß der gute Geſchmack auch ſo gar in der Verſchwendung zu ſehen iſt? Man hat von dem berühmten Epicuräer geſagt, welcher die Luſtbarkeiten an dem Hofe des Nero anſtellte, und Richter über alle ſeine Ergetzlichkeiten war, ehe ſich dieſer Prinz den ſchändlichen Wollüſten überließ; von dieſem berühmten Epicuräer hat man geſagt, daß er ſich auf einen artigen und wohlausgeſuchten Aufwand verſtanden habe. Er war ein wollüſtiger und ſinnreicher Menſch, welcher über die Luſtbarkeiten geſchickt urtheilte. Weit gefehlt, daß er ſolchen Schwelgern u. Trunkenbolden gleich geweſen wäre, welche weiter nichts können, als ſich mit Wein und Speiſen zu überfüllen, und welche alle Augenblicke von einer groſſen Menge Flaſchen voll Wein, welche ſie eingeſchluckt haben, reden. Deſſen rühmen ſie ſich, als einer groſſen That, und darauf gründen ſie einen Theil ihres Verdienſtes. Die jungen Leute hängen heut zu Tage dieſem Laſter ſehr nach, welches man Leuten vom unterſten Pöbel noch leichter vergeben würde, als Leuten von vornehmen Stande. Vielleicht aber werden ſie in einem reiſſern Alter vernünftigere Meynungen und einen beſſern Geſchmack haben, wenn ſie durch das ungeſtüme Weſen der Jugend nicht mehr ſo heftig werden getrieben werden.

Bemühungen

zur

Beförderung der Critik und des guten Geschmacks.

Quid deceat, quid non? quo virtus, quo ferat error. *Hor.*

Zehntes Stück.

Anderer Band.

Halle, bey Carl Hermann Hemmerde.
1745.

Beſcheidene
Anmerckungen
über des Hrn.
Abt Mosheims Vorrede
zu
Hrn. Noltens
LEXICO ANTIBARBARO.

Wir haben unſern Leſern hin und wieder zu verſtehen gegeben, auch ihnen an einigen beſondern Abhandlungen die Gründe angezeigt, daß und warum es löblich und nützlich ſey, die Künſte und Wiſſenſchaften in der Mutterſprache bekannt zu machen. Wir zweifeln zwar nicht, daß viele dieſes für eine ſo offen-

* Siehe 9tes St. der Bemüh. 37 S.

offenbare und ausgemachte Wahrheit halten, daß es vergeblich sey, noch erst ihre Beweise der Welt vor Augen zu legen. Doch wir wissen auch, daß es noch einige giebt, welche nicht nur die Bekanntmachung der Künste und Wissenschaften in unsrer Muttersprache fast gänzlich mißbilligen, sondern auch zum Theil gegen diejenigen, welche das Gegentheil behaupten und danach handeln, mit grossem Eifer losziehen. Dieses hat uns bewogen, die Gründe für unsere Meynung in etwas auszuführen und sie in unsrer Monatschrift bekannt zu machen. Daß wir nicht eine Wahrheit, welche keine Gegner hat, ausgeführet haben, dieses hat der Erfolg gezeiget. Ein uns unbekannter Gelehrter in Y * *, dessen Art zu dencken und sich auszudrücken mehr einen lateinischen Sprachmeister und Schulmann, als einen Weltweisen, verräth, hat wieder diejenigen Aufsätze in unserm Bemühungen, worinnen wir die gedachte Meynung behauptet haben, in einigen Stücken der daselbst herauskommenden gelehrten Zeitungen, unterschiedene Anfälle gethan. Wir sind überzeugt, daß wir der Wahrheit der von uns behaupteten und von ihm angefochtenen Meynung keinen Abbruch thun, wenn wir alles, was er wieder uns geschrieben, unbeantwortet lassen. Nur einen Querhieb, welchen er uns, bey Gelegenheit des Roltenschen Wörterbuchs, da er es recensiret, beyzubringen sucht, wollen wir uns itzo von uns abzuwenden bemühen. Er gedachte nämlich der

vor-

trefflichen Vorrede des weltberühmten Herrn
t Mosheims, mit welcher dieser die Stirne
besagten nützlichen Wörterbuchs gezieret hat,
eine solche Art, wodurch er die Ehre ihres
ssen Verfassers gewiß nicht mehr befördert
, als wenn er dabey nicht andre, wiewohl
mächtig, zu verkleinern gesucht hätte. Der
. Abt Mosheim hat diese Vorrede wieder
enigen gerichtet, welche es für gut halten,
die Künste und Wissenschaften in der Mut-
prache bekannt gemacht werden, und welche
ben, daß es für einen Gelehrten eben nicht
ig sey, sich sehr um die Schönheiten der la-
schen Sprache zu bekümmern. Dieses war
unsrem Tadler, wie leicht zu erachten ist,
as höchsterwünschtes; er glaubte, wir wären
mehr völlig wiederlegt, und stimmte ordent-
ein Triumphlied über uns an. Wir gesie-
gar gerne, daß die Wahrheit, welche wir
heidiget haben, zu wiederlegen, mehr, als ein
nischer Sprachmeister, erfodert wird. Es
lso leicht zu begreifen, warum er eine solche
liche Freude darüber bezeigt, daß eine ihm
erhaßte Wahrheit, welche er zwar umge-
en zu sehen sehnlich wünschte, sich selbst aber
n wagen zu können, sich nimmermehr zu-
en dürfte, mit so starcken Einwürfen be-
en worden. Vielleicht ist neulich seine Freu-
erdoppelt worden, als er ersehen daß wir die
gte Vorrede des Herrn Abt Mosheims
sch übersetzt geliefert haben: nicht, weil er

sie verdeutscht gesehen; denn das ist an und für sich selbst in seinen Gedancken etwas sehr böses: sondern weil er wird gemuthmasset haben, daß wir von dem Gegentheile unsrer Meynung völlig überzeugt wären, und unsre Leser, durch Bekanntmachung derselben, auch davon hätten überzeugen wollen. Aber wir können ihn versichern, daß seine Freude ungegründet gewesen ist. Wir sind von unsrer Bekehrung noch so weit entfernet, daß wir so gar noch unsre Meynung gegen die stärcksten Einwürfe nach Kräften zu vertheidigen uns erkühnen. Wir haben uns vorgesetzt, einen Versuch zu thun, ob wir noch wieder die Vorrede des Hrn. Abt Mosheims etwas zu sagen, im Stande sind. Als wir diesen Vorsatz faßten, sahen wir wohl, daß wir unsern Zweck noch einmal so schwer erreichen würden, wenn nicht allen unsern Lesern diese Vorrede bekannt wäre. Wir haben sie daher ins deutsche übersetzt, und sie in unsere Bemühungen eingerückt. Es ist in der That eine Verwegenheit von uns, daß wir dieses ohne Erlaubniß ihres berühmten Verfassers gethan haben, zumal, da wir gar wohl wissen, daß in unsrer Uebersetzung kaum ein Schatten von den vielen Schönheiten, mit welchen die Urschrift, wie alle so wohl deutschen, als lateinischen Schriften des grossen Mosheims, prangen, übrig geblieben ist. Allein, wenn wir hierdurch einen Fehler begangen haben, so unterstehen wir uns, die Schuld gänzlich auf die grosse Bescheidenheit des Hrn. Abts, welche sich auf allen

Blät-

ern seiner unschätzbaren Schriften auf eine
nem so grossen und bey aller Welt in grossem
en stehenden Gelehrten, unerhörte Art,
, zu schieben. Wir glauben den Hrn. Abt
empfindlicher beleidigen zu können, als wenn
hm zutrauten, daß er unsre Anmerckungen
seine gelehrte Vorrede, nur für die geringste
idigung ansehen könnte. Wir hoffen auch,
wir bey allen andern Vernünftigen den Ver-
t einer Beleidigung nicht zu befürchten haben,
rn wir uns bey unsern Anmerckungen über
vortrefliche Schrift eines so grossen Gelehr-
dessen Verdienst auch der Neid verehren
, in denjenigen Schrancken erhalten, wel-
einem jeden vernünftigen Gegner das grosse
ehen eines solchen Mannes setzen muß; in
hen wir zu bleiben uns auch fest vorgenommen
n. In dieser Gemüthsverfassung wollen wir
die Vorrede des Hrn. Abts durchgehen, und
e Gedancken darüber eröfnen.

Nachdem der Hr. Abt zu Anfange die Sora-
welche viele heutzutage auf die Reinigkeit
Zierlichkeit der lateinischen Sprache wenden,
ein Merckmal des Wachsthums des Verstan-
und der Vernunft, gerühmet hat, so theilt
diejenigen, welche wenig Mühe und Zeit auf
Sprachen und auf die Wohlredenheit gewen-
wissen wollen, in zwo Classen ein. Unter die
e begreift er diejenigen, welche die Erlernung
Sprachen und besonders die Bestrebung nach
er Zierlichkeit in denselben gar verwerfen und

den Schulmeistern überlassen wolten. Die andre enthält diejenigen, welche zwar die Wohlredenheit loben und anrathen, aber nur in der Mutterſprache; mit der Bemühung um eine gute Schreibart in der lateinischen Sprache aber, als etwas ganz unnöthigen, übel zufrieden sind. Die erstere Art der Gegner fertigt der Herr Abt so nachdrücklich, als kurz, ab, wobey wir nur eine ganz kleine Erinnerung machen wollen. Er beschuldiget die Scholasticker, und zwar mit höchstem Rechte daß sie ihre philosophischen Wercke in einer sehr unlateinischen und rauhen Schreibart abgefaßt haben. Er sagt also, daß sie alle, welche ein wenig Empfindung und aufgeklärten Verstand hätten, heutzutage anstäncken, und daß ihnen selbst vor ihren Schriften eckelte. Wir glauben nicht, daß dieses der hochwürdige Herr Abt so verstanden haben will, daß vor den häufig in den Schriften der Schulweisen enthaltenen guten Gedancken und Wahrheiten auch denjenigen grossen Geistern welche sich an der nackten und von aller Schmincke entblößten Wahrheit zu ergetzen fähig sind, daß diesen, sagen wir, deßwegen vor dem innern Guten in besagten Schriften eckeln sollte, weil sie in einer elenden Schreibart abgefasset sind. Es ist bekannt, daß der unsterbliche Leibnitz die Schriften der Schulweisen mit größtem Eifer und nicht geringem Vergnügen gelesen, ja, daß er nach seinem eigen Geständnisse, ihnen einen grossen Theil derjenigen Einsicht zu dancken hat, welche die Nachwelt ewig bewundern wird. Und

doch

ch ist dieser grosse Weltweise nicht nur ein Ken-
r des Wahren und des Falschen in den Wissen-
aften, sondern auch des Angenehmen und des
auben in den Künsten und Sprachen gewesen.
Bey der andern Art der Gegner hält sich der
err Abt weitläuftig auf. Gleich anfangs be-
uldiget er sie, daß sie wünschten, daß die latei-
sche Wohlredenheit zunichte werden und un-
gehen möge. Dieser ihre Partey, wenn es an-
s solche Gegner giebt, mögen wir nicht neh-
n; sondern wir behaupten mit allen uns be-
nten Vertheidigern unsrer Muttersprache,
ß es einem jeden Gelehrten anständig und nütz-
sey, eine gute lateinische Schreibart in seiner
walt zu haben. Wir gehören nur unter die-
gen, welche dieses nicht eben für ganz nöthig
ten, und der Wohlredenheit in der Mutter-
ache einen grössern Nutzen zugestehen, als der
mischen.
Hierauf trägt der Hr. Abt einige Gründe seiner
gner für ihre Meynung in der Kürze vor, und
t hierauf denen, welche alle Schönheiten der
tterspracbe versäumen und nur die lateinische
rache für diejenige halten, in welcher man ar-
männiglich und edel schreiben könnte, einen
ssigegründeten und nachdrücklichen Verweis.
esen Absatz mag sich unser lateinischer Tadler
* * zur Lehre dienen lassen. Er sieht aus
selben, daß er und seines gleichen in den Au-
dieses grossen Gelehrten eine weit elendere Fi-

gar vorstellet, als er ohne Zweifel, aber fälschlich, glaubt, daß wir und unsre Partey vorstellen.

In dem folgenden wendet sich nunmehr der Herr Abt eigentlich zu seinem Vorhaben. Nachdem er die Meynung derjenigen Gegner, wieder welche er hauptsächlich hier die Feder führet, so vorgetragen, wie er sie von ihnen selbst gehöret und gelesen zu haben bezeuget; (wiewohl wir uns ebenfalls nicht aller harten Aussprüche derselben theilhaftig gemacht wissen mögen,) so gestehet er aufrichtig, daß er anderer Meynung sey, und daß die Meynung seiner Gegner nicht nur der Ehre, sondern auch der Wohlfarth unsres Vaterlandes, nachtheilig sey.

Wir wollen diese beyden Gründe, mit welchen der Herr Abt seine Gegner bestritten hat, nach unsrer geringen Einsicht, prüfen, und zuerst, wie er auch in der Vorrede folgt, den, welcher von dem Nutzen und der Wohlfarth des Vaterlandes hergenommen ist, vornehmen. Er sagt, daß er versichert sey, daß die Bekanntmachung aller gelehrten Streitfragen und Zweifel in der Muttersprache dem gemeinen Wesen nicht nützlich sey. Er glaubt, daß es am besten sey, wenn diejenigen, welche nicht eine allzu scharfe Urtheilungskraft besitzen, von einigen gelehrten Sachen gar nichts wüßten. Er erkläret sich in den Worten (47 S.) von Hieher rechne ich an, bis auf das genaueste handelt, näher, was er eigentlich für Arten von Schriften meynet. Er sagt, der gemeine

meine Mann habe an der h. Schrift eben, was er zu ſeiner Wohlfarth brauche. Wenn er mehr wüſte, ſo fänge er nur an, in ſchweren Wahrheiten zu klügeln, alberne Fragen aufzuwerfen, unwiſſend und verwirrt über wichtige Dinge zu ſtreiten und zu zweifeln, die beſten Wahrheiten zur Entſchuldigung ſeines böſen Lebens anzuwenden, auf ſeine Wiſſenſchaft ſtolz zu werden und die Religion zu verachten.

Hierbey haben wir erſtlich zu erinnern, daß die von dem Herrn Abte angegebenen Arten von Schriften wohl niemahls von ihren Verfaſſern in der Abſicht, damit ſie der gemeine Mann leſen möge, in deutſcher Sprache verfertiget worden ſind. Denen, welche ſolche tiefſinnige Schriften abfaſſen können, iſt allemal ſo viel Einſicht zuzutrauen, daß ſie dem Pöbel keine Bücher werden in die Hände geben wollen, welche er nicht verſteht. Aber kan ſie nicht der gemeine Mann, wieder die Abſicht ihrer Verfaſſer, leſen? Wir geſtehen es zu, daß es möglich iſt; wir leugnen aber, daß es jemals geſchiehet. Uns ſind wenig oder gar keine Beyſpiele von Perſonen aus dem gemeinen Manne bekannt, welche tiefſinnige, metaphyſiſche, logiſche und moraliſche Schriften leſen. Ja wenn wir dieſes auch nicht aus der Erfahrung hätten, ſo getrauten wir uns ſolches aus dem Begriffe, welchen wir von dem gemeinen Manne haben, zu beweiſen. Was iſt dieſer anders als ein unwiſſender Haufen, welchem

chem niemals nichts weniger in den Sinn kömmt, als die Erweiterung seines Erkenntnisses? welcher vor allem dem einen natürlichen Abscheu hat, was von den Sinnen entfernt ist, und welcher nichts unternimmt, als wozu ihn sein Stand, seine Nothdurft, seine Bequemlichkeit und seine sinnlichen Begierden antreiben? Sollte man auch nur von einem einigen aus diesem Haufen vermuthen, daß er an Lesung tiefsinniger philosophischer Schriften, wo alles von den Sinnen so weit entfernt ist, als er von abgesonderten philosophischen Begriffen, wo lauter strenge Beweise auch das Nachdencken des geübtesten Weltweisen oft ermüden, und wo den sinnlichen Begierden so wenig als einer ungelehrten Neubegierde ein Genügen gethan wird, sollte man vermuthen, sagen wir, daß er an Lesung solcher Schriften nur das geringste Vergnügen finden könne? Welcher Mensch, welcher Mitgenoß des niedrigsten Pöbels wird aber so thöricht seyn, und etwas thun, woran er kein Vergnügen findet, und woraus er auch keinen Nutzen zu erlangen hoffet? Daß er aber aus Lesung tiefsinniger philosophischer Schriften eben so wenig Nutzen, als Vergnügen schöpfen kann, ist klar, so bald man bedenckt, daß er sie nicht verstehet; und weil er dieses weis und glaubt, so ist er auch selbst von der Unnützlichkeit solcher Verrichtungen überzeugt. Gesetzt aber auch, daß einige von dem gemeinen Manne solche Schriften läsen: werden denn wirklich

so

so gar üble Folgen für die Tugend und für die Religion daher zu besorgen seyn? Wir können dieses aus keinem Grund bejahen. Denn entweder verstehet derjenige, welcher sie liesst, was er liesst, oder er verstehet es nicht. Ist das erstere: so leugnet der Herr Abt selbst, daß etwas übles daher zu befürchten sey. Ist das letztere, so hat ja der, der sie liesst, nicht den geringsten Grund, warum er sich durch Schriften, welche er nicht verstehet, in seiner Tugend und Religion im geringsten sollte stören lassen. Wenn sie ihm ja einige alberne Zweifel erregen sollten, so werden ihm dieselben von gelehrten Männern, deren Ansehen er doch allezeit so viel zutrauen wird, als dem Ansehen des Schriftstellers, leicht benommen werden können. Ja bey dieser Gelegenheit wird sein Erkenntniß vielleicht erweitert werden, so, daß er seine Lebenspflichten nicht alle aus einem blinden Gehorsam, sondern aus guten moralischen Absichten beobachtet; welches letztere ohnstreitig einen weit höhern Grad der Tugend ausmacht, als das erstere. Doch in solchen Fällen muß man nicht aus allgemeinen Betrachtungen urtheilen, sondern hauptsächlich auf die Erfahrung sehen. Lehret uns aber denn diese, daß der gemeine Mann durch Lesung tiefsinniger philosophischer Schriften, an seiner Tugend und Gottesfurcht Schaden leidet? Würde nicht selbst der Hochw. Herr Abt, wenn es seine grosse Bescheidenheit verstattete, gestehen müssen,

sen, daß seine in deutscher Sprache geschriebene schriftliche Sittenlehre zwar unzählig viel gutes, aber nicht das geringste Uebel verursache, obgleich viele Untersuchungen und Abhandlungen darunnen vorkommen, welche mit unter diejenigen Arten von Schriften gehören, deren Bekanntmachung in der Muttersprache der Hr. Abt widerräth? Wir haben schon gesagt, daß wir nicht einmal Exempel von gemeinen Leuten wissen, welche solche Schriften lasen. Wir können weiter nichts thun, als unsere Erfahrung zur Benahm anführen. Und unsre Herrn Gegner können von uns auch nicht verlangen, daß wir unsre Meynung ändern sollen, so lange sie nicht das Gegentheil aus einer gewissen Anzahl besonderer Exempel darthun. Denn hier hat die Erfahrung allein die Ehre zu reden. Werden nun tiefsinnige philosophische Schriften von dem gemeinen Manne nicht gelesen: wie sollten ihrentwegen Ketzerhafte und Religionszweifler unter ihnen entstehen können. Einige philosophische Schriften, welche, wie uns gar wohl bekannt ist, von einigen Unglaubigen, welche aber nicht zu dem allerniedrigsten Pöbel gehören, gelesen werden, haben wir dergleichen Unglück noch nicht stiften sehen; wohl aber haben wir gesehen, daß sie dadurch zu vernünftigen und artigen Leuten geworden sind. Bey allem diesem aber leugnen wir nicht, daß gründliche und ganz unanstößige philosophische Schriften oft die größten Unruhen und abgeschmackte

schmäckte Zweifel, bey unverständigen Lesern, verursachet haben. Aber sind diese üblen Folgen der deutschen Sprache, in welcher diese Schriften abgefaßt worden, zuzuschreiben? Keinesweges. Alle diese Verwirrungen sind nicht unter dem gemeinen Manne, sondern unter den Gelehrten selbst entstanden. Unter diesen aber würden sie auch entstanden seyn, wenn die besagten Schriften gleich nur allein in lateinischer Sprache wären verfertiget worden.

Der Hochwürdige Hr. Abt rufft, wie billig, die Geschichte unsrer Zeiten zu Zeugen an, daß die Glückseligkeit der Deutschen nicht gewachsen, seitdem man gründliche philosophische Schriften in deutscher Spache zu lesen bekommen. Hier müssen wir bekennen, daß es allerdings nicht so leicht in die Sinne fällt, welcher Ursache das Wachsthum der Glückseligkeit eines Landes zuzuschreiben sey. Kaum erkennen die Menschen selbst das Wachsthum der Glückseligkeit. Wie viel weniger müssen sie sich also nicht um die Ursachen desselben bekümmern? Wenn man also gleich nicht augenscheinlich siehet, daß der Vortrag der Künste und Wissenschaften in der Muttersprache einen grossen Einfluß in unsre gegenwärtige Glückseligkeit hat: so kann man ihn doch demselben darum nicht absprechen. Sind denn diejenigen, welche philosophische Wissenschaften sich eigentlich bekannt machen sollen, allezeit der lateinischen Sprache so kundig, daß sie alles, was in derselben tiefsinnig

sinnig und gründlich ausgeführet worden, verstehen können? Die meisten Anfänger in den Wissenschaften werden in ihrem Fleisse aufgehalten, wenn sie der Sprachen, worinnen ihnen die Wissenschaften vorgelegt werden, nicht mächtig sind. Was ist in den vergangnen Zeiten Ursache gewesen, ja was ist noch itzo Schuld daran, daß die Studierenden auf den Schulen, eine gründliche Erkenntniß der Sachen so lange entbehren, und sich, bis zum äussersten Eckel, nur mit Wörtern und Sylben martern müssen? Ist nicht dieses grossen Theils Ursache daran, daß sie, wenn man ihnen endlich ein Buch, worinnen ein Theil der Weltweisheit abgehandelt wird, in die Hände giebt, die darinnen enthaltenen Wahrheiten unter der Decke einer fremden Sprache mühsam hervorsuchen müssen, und selten einen andern Vortheil davon haben, als daß sie nur hin und wieder einen Stral einer philosophischen Wahrheit erblicken und endlich mit dem wenigen, was sie aus solchen Büchern mehr errathen, als gelernet haben, sich gegen gründliche Weltweisen doch nicht im geringsten herauslassen dürfen? Wie helle stralen ihnen hingegen nicht die in gründlichen Schriften enthaltenen Wahrheiten in die Augen, wenn sie dieselben in der Muttersprache vorgetragen finden! Da ist lauter Licht und Sonne; die Sprache legt ihnen nicht die geringsten Hindernisse, deren Hinwegräumung ihnen bey lateinischen Schriften dreymal mehr

Mü-

Mühe und Zeit koſtet, als die Begreifung der darinnen vorgetragenen Wahrheiten, in den Weg, ſo, daß ſie geraden Weges nach dem Tempel der Weisheit gehen und noch einmal ſo zeitig einen Sitz in demſelben behaupten können, als wenn ſie ſich erſt durch beſchwerliche Umwege denſelben zu erreichen vornähmen. Sollte man nun wohl in die Nützlichkeit der in deutſcher Sprache abgefaßten philoſophiſchen Schriften einigen Zweifel ſetzen?

Doch unſre Pflicht und unſer Vorhaben erfordern itzo weder, neue Beweiſe unſrer Meynung anzuführen, noch die vorigen zu wiederholen. Wir ſind weiter zu nichts verbunden, als die Einwürfe des Hochwürdigen Herrn Abts nach Kräften zu wiederlegen, und itzo insbeſondere zu zeigen, daß die Uebel, welche er (49 S.) in den Worten: Dieſe einzige bis mißbrauchen, angeführet hat, weder nothwendig, noch in der That, aus tiefſinnigen philoſophiſchen Schriften, welche in deutſcher Sprache abgefaſſet ſind, erfolgen. Doch da er eben dieſe und keine andern üblen Folgen auf der vorhergehenden Seite erzählet hat, worauf wir aber ſchon geantwortet haben: ſo ſind wir der fernern Laſt des Wiederlegens überhoben. Was der Herr Abt wegen der Gottesgelehrten insbeſondere erinnert, dieſes braucht auch keiner beſondern Anmerckung. Dieſes einzige erkühnen wir uns zu ſagen, daß wir glauben, daß dem gemeinen Manne eine etwas gründlichere Einſicht in die

Wahrheiten der Religion, als er ſie aus denen Büchern, welche ihm gemeiniglich in die Hände gegeben werden, erlangen kann, wohl zu wünſchen wäre. Im folgenden ſagt der Herr Abt, warum er glaubt, daß man den Engländern und Franzoſen, welche die wichtigſten Sachen, die ſowohl zur Religion, als zur Weltweisheit und zum bürgerlichen Leben gehören, in ihrer Mutterſprache ſchrieben, hierinne nachzuahmen nicht Urſache habe. Er behauptet nämlich, daß die wenigen Vortheile, welche ſie davon hätten, von dem vielen Schaden, welchen er aber hier nicht insbeſondere anzuzeigen beliebt hat, ſehr weit übertroffen würden. Wir leugnen nicht, daß in England und Franckreich viel philoſophiſche und Religionsſtreitigkeiten entſtanden ſind: wir geben aber auch nicht zu, daß die in der Mutterſprache abgefaßten theologiſchen und philoſophiſchen Schriften daran Schuld ſind. Wir wiſſen keine Erfahrung, woraus dieſes erhellet: und wer das Gegentheil behauptet, der muß es aus beſondern Fällen darthun, wenn wir auf ſeine Seite treten ſollen. Daß beſonders in England unaufhörliche Religionsſtreitigkeiten ſind, daran iſt die groſſe Freyheit, welche im Staate herrſcht, und die Duldung aller Religionen und Schriften Schuld. In Franckreich iſt es, weil ganz entgegen geſetzte Umſtände da ſind, ganz anders; und doch werden die ketzeriſchſten und überhaupt faſt alle Schriften, ſo, wie in England in der Mutterſprache abgefaßt.

faßt. Der Herr Abt verlangt von seinen Gegnern, daß sie ihm die Vortheile zeigen sollen, welche diesen Ländern hierdurch zugewachsen sind. Wir wollen eine unnöthige und verdrießliche Weitläuftigkeit zu vermeiden, nur einen anführen. Woher kömmt es, daß in Franckreich eine gesunde Vernunft und ein guter Geschmack auch unter dem gemeinen Manne herrschet? Hat etwann die französische Nation vor andern Völckern der Erden das beneidenswürdige Vorrecht, daß ihr edlere Geister angebohren werden? Will man es etwann der Himmelsgegend, oder gar einem blinden Zufalle zuschreiben? Alles dieses wird kein vernünftiger Mensch für Ursachen davon erkennen. Wer vielmehr erwägt, daß schon seit 100 Jahren fast alles, was den Grund zu einer gesunden Vernunft und zum guten Geschmack nothwendig legt, wir meynen die Wissenschaften und freyen Künste, in diesem Lande in der Mutterſprache bekannt gemacht worden, dem wird nichts natürlicher zu seyn scheinen, als daß eben dieses die Ursache von einem so hellen Lichte des Verstandes ist. In was für Unwissenheit, Einfalt und Rauhigkeit liegt nicht hingegen noch der grosse Haufen in Deutschland begraben! In einem Lande, dessen Gelehrte an Verstand und Einsicht vielen Ausländern gleich kommen und noch mehrere übertreffen! Aber was ist die Ursache daran? Sind wir von Natur für die Einfalt und Rauhigkeit gebohren? Keineswe-

ges. Es iſt nichts anders Schuld daran, als dieſes, daß wir zu allen Zeiten faſt bis itzo die Wiſſenſchaften und freyen Künſte, gleichſam als nimmer zu entdeckende Heiligthümer, vor den Augen des gemeinen Mannes ſorgfältig verborgen gehalten und ſie in die Decke einer fremden Sprache eingehüllet haben. Was folgt aus allem dieſem? Dieſes, daß, wenn anders eine geſunde Vernunft und ein guter Geſchmack unter dem gemeinen Manne für einen Theil der Glückſeligkeit einer Nation gehalten zu werden verdienet, die Bekanntmachung der Künſte und Wiſſenſchaften in der Mutterſprache, das ſeinige zur Wohlfarth eines Landes reichlich beyträgt.

Nunmehr handelt der Hochwürdige Herr Abt von der Ehre des Vaterlandes, um welcher willen nicht alles in der Mutterſprache abgefaſſet werden ſolle. Sein erſter Grund iſt dieſer, daß, wenn wir die gelehrteſten und tiefſinnigſten Schriften in deutſcher Sprache ſchrieben, den Ausländern die vortreflichſten Wercke unſers Verſtandes und Witzes unbekannt bleiben, weil ſie unſrer Sprache nicht kundig wären; da ſie, wenn wir ſie in der allgemeinen Sprache der Gelehrten bekannt machten, überall geleſen, verſtanden und bewundert würden. Hier bitten wir uns die Erlaubniß aus, zu fragen, wie denn die Engländer und Frantzoſen wegen der vortrefflichen Wercke ihres Geiſtes, ſchon längſt in gantz Europa und noch

weiter

weiter, einen solchen Ruhm haben erlangen können, da sie sie doch grösstentheils in ihrer Muttersprache bekannt gemacht haben? Die Vortrefflichkeit ihrer Schriften, welche durch den häufigen Nutzen, welchen sie in Franckreich und England geschaffet haben, eher, als die Sprachen, worinnen sie geschrieben waren, bekannt wurde, erregte gar bald die Begierde der Deutschen und anderer Nationen, dieselben zu lesen, und sich des grossen Nutzens, welcher aus ihnen zu schöpfen wäre, mit theilhaftig zu machen. Wie konnten sie nun zu diesem Zwecke anders gelangen, als durch die Erlernung der englischen und französischen Sprache? Und die Vortrefflichkeit und Nützlichkeit der englischen und französischen Schriften war auch einer solchen, ja wohl einer noch weit grössern, Bemühung mehr als zu würdig. Ist es nun an dem, daß wir Deutschen an gründlicher Einsicht und nützlichen Erfindungen den Ausländern nicht das geringste nachgeben, ja ihnen in gewissen Stücken hierinnen weit vorzuziehen sind: so wissen wir nicht, warum wir nicht mit eben dem Rechte von den Ausländern verlangen können, daß sie unsre Sprache erlernen sollen, als sie es uns zumuthen? Wird der nützliche Inhalt unsrer Schriften nicht eben sowohl allen Fleiß, welchen sie auf die Erlernung unsrer Sprache wenden, reichlich belohnen? Oder ist etwann unsre Sprache an sich selbst von einem so schlechten innerlichen Werthe, daß sie

die Aufmerksamkeit der Ausländer nicht verdiene? Wer dieses behauptet, der muß nicht wissen, was eine selbstständige Sprache, welche die Zeichen der allerwesentlichen Begriffe von fremden Sprachen borget, vor andern, als vor der französischen und englischen, welche einem Bettlermantel ähnlich sind, welches aus hunderterley Tuchlappen zusammengeflickt ist, für einen unendlich weiten Vorzug hat. Doch des Herrn Abts Zweifel wegen der Erlernung unsrer Sprache von Ausländern, gründet sich nicht auf diese falsche Meynung. Er kennet theils den Hochmuth, theils die Bequemlichkeit der Ausländer, und zweifelt deswegen, daß sie sich in Erlernung unsrer Sprache so viel Mühe geben werden. Wir glauben aber, daß die Nützlichkeit, ja die Unentbehrlichkeit unsrer Schriften beyde Hindernisse gar bald überwinden würde. Die Ausländer werden uns auch alsdann, eben so wenig, als wir ihnen, den Vorwurf machen, daß wir hochmüthig wären, wenn sie den reichlichen Nutzen, welchen ihnen die Lesung unsrer Bücher schaffen wird, empfinden werden.

Der andere Grund des Hochwürdigen Hrn. Abts besteht darinn, daß, gleichwie alle menschlichen Dinge, also auch die Sprachen, grossen Veränderungen und Abwechselungen unterworfen wären, und daß folglich diejenigen Deutschen Schriften, welche itzo mit den grösten Schönheiten prangten, nach einem oder em Paar Jahrhunderten, in Ansehung der Schreibart,

, die elendesten Schriften von der Welt seyn
rden. Wenn dieses nothwendig so erfolgen
ste: so würden folglich unsre besten Deut-
en Schriftsteller sich bey der Nachwelt, ih-
Schreibart wegen, sehr wenig Ruhm zu
sprechen haben. Aber wir sind so kühn, zu be-
upten, daß uns diese Meynung weder in der
fahrung, noch in der Natur der Sprachen
gründet zu seyn scheinet. Die Vollkommen-
t der Sprachen beruhet, unsrem Bedüncken
ch nicht auf willkührlichen Begriffen, welche
die Menschen davon machen. Wir glau-
n, daß eine jede Sprache zu einen gewissen
rade einer höchsten und wircklichen Vollkom-
enheit gelangen kann, deren sich diejenigen,
lche sie verstehen, mit Grunde bewußt sind.
Worinn diese wirckliche Vollkommenheit beste-
t, halten wir hier auszumachen für unnöthig,
il es uns nur um die Wircklichkeit derselben
thun ist, von welcher wir versichert sind, daß
weder der Herr Abt Mosheim, noch alle un-
übrigen Gegner, in einigen Zweifel ziehen.
s wächst also die Vollkommenheit einer Spra-
e nicht mit dem Wachsthume der Zeit unend-
h fort; sondern sie erlangt zu gewissen Zeiten
ren höchsten Grad und fängt alsdenn allmäh-
an, wieder in Abnehmen zu gerathen, bis
an endlich kaum einen Schatten mehr von der-
ben siehet. Diejenigen Schriften nun, wel-
e von geschickten Schriftstellern in dem golde-
n Alter einer Sprache sind verfertiget wor-

den, haben durch keinen Wechsel der Zeiten und bey der spätesten Nachwelt so wenig eine Geringschätzung ihrer Schreibart zu befürchten, als die lateinischen und griechischen Schriften, welche in den goldnen Altern dieser Sprachen geschrieben worden sind, dieses Schicksal betroffen hat. Keine von diesen beyden Sprachen ist in ihren Vollkommenheiten unendlich gestiegen, und bey keiner hat man bemerckt, daß alle darinne abgefaßten Schriften ordentlich nach einem oder ein Paar Jahrhunderten, wegen ihrer Schreibart, in Verachtung gerathen wären. Warum sollen wir nun von der deutschen Sprache anders urtheilen? In den vergangnen Jahrhunderten ist sie noch in ihrer Raubigkeit und bis itzo im Wachsthume ihrer Vollkommenheit gewesen. Da haben allerdings die in vorigen Zeiten abgefaßten deutschen Schriften, wegen ihrer Schreibart, in den nachfolgenden und itzigen Zeiten, in Verachtung gerathen müssen. Aber ist denn die deutsche Sprache keines goldenen Alters fähig? Sollten wir uns wohl irren, wenn wir dieses in die itzigen, oder doch in die unmittelbar folgenden Zeiten setzten? Wir glauben uns hierinne gegen diejenigen keinem Widerspruche bloß zu stellen, welche die edlen und emsigen Bemühungen so vieler deutschen Gesellschaften und andrer vortrefflichen Patrioten, worunter wir selbst den Herrn Abt Mosheim rechnen, nicht gantz für unnütze halten wollen. Und wer auch nicht erkennen will, daß

unsre

unſre Sprache itzo, wo nicht gantz, doch beynahe, ihre gröſte Vollkommenheit erreichet habe, der muß entweder auf eine höchſtunbillige Weiſe ſie gar keiner Vollkommenheit fähig ſchätzen, oder ſich von den noch weit entfernten Zeiten etwas unmögliches verſprechen. Doch man mag uns entweder zugeben, daß ſich unſre Sprache in demjenigen Alter befindet, welches die lateiniſche Sprache erreichet hatte, als Cäſar, Cicero, Virgil, Ovid und Horaz ihre Schriften verfaßten, oder in dem Alter, welchem wir die Schriften zu danken haben, welche ein Jahrhundert vor, oder nach dieſen vortrefflichen Männern, geſchrieben worden: ſo werden unſre itzo herauskommenden deutſchen Schriften, welche bey ihrem innern guten Werthe, auch in einer Schreibart, welche, auch nur nach ihrer Art, gut iſt, abgefaſſet ſind, ſolange die Welt ſtehet, bey Kennern wahrer Vollkommenheiten in keine gegründete Verachtung gerathen. Die vortreffliche Sittenlehre des Herrn Abt Mosheims und ſeine nie genug zu lobenden heiligen Reden werden nach tauſend und abermal tauſend Jahren noch begierige Leſer und entzückte Bewunderer finden.

Der Herr Abt wendet ſich auch nunmehr zu denen, welche die Erlernung der lateiniſchen Sprache an ſich ſelbſt nicht mißbilligen, ſondern, nur die Zeit für unnütze angewendet halten, welche mit den ſorgfältigen Bemühungen um die Redensarten, Wörter und Sylben zugebracht wird.

Er wiederlegt diese Art der Gegner mit ihren eignen Grundsätzen, aus welchen sie ihren Eifer, mit welchem sie sich auf die Kenntniß und Verbesserung auch der germanischen Sachen in der deutschen Sprache legen, vertheidigen. Er gestehet es zu, daß die Bemühungen seiner Gegner in der deutschen Sprache, so geringe sie zu seyn scheinen, doch wircklich von grossem Nutzen sind. Er verlangt aber eben deswegen von ihnen, daß sie den Bemühungen in der lateinischen Sprache, weil sie nicht nur jenen ähnlich, sondern gar mit ihnen einerley wären, eben einen so grossen Nutzen zugestehen sollen; dieses aber ist es, welches wir zumal, da der Hr. Abt nichts, zum Beweise dessen, beygebracht hat, unmöglich zugestehen können. Wer eine kleine Vergleichung zwischen der lateinischen und deutschen Sprache und zwischen ihrem Nutzen und ihren Absichten anstellet, der wird sogleich befinden, daß die Bemühungen und die Kenntniß und Verbesserung der deutschen Sprache den Bemühungen um die lateinische, was die Ausputzung der Schreibart, der Redensarten, der Wörter und der Sylben anlangt, unendlich weit vorzuziehen sey. Warum lernen wir eigentlich die lateinische Sprache? Nicht darum, damit wir die in derselben abgefaßten schönen und nützlichen Schriften lesen können? Wenigstens wird niemand leugnen, daß dieses die Hauptabsicht sey. Was ist es aber zum Verständnisse, der lateinischen Schriftsteller, nöthig, daß man sich unaufhörlich mit Redensarten, Wörtern

und

und Sylben plaget, um eine ſolche Fertigkeit im lateiniſchen Reden und Schreiben zu erlangen, dergleichen wir in den vortreflichſten lateiniſchen Schriftſtellern antreffen? Wir mißbilligen die Bemühungen um eine ſchöne lateiniſche Schreibart überhaupt gar nicht. Nur verlangen wir, daß ſie nicht allzu weite Schrancken haben ſoll, und daß ſich nicht ſolche Männer, welche der Welt nützlichere Dienſte leiſten können, die meiſte Zeit ihres Lebens damit beſchäftigen. Wir ziehen ihr aber über dieſes auch die Bemühung um eine ſchöne deutſche Schreibart weit vor, weil dieſe ihren wircklichen und unmittelbaren Einfluß in die Glückſeligkeit unſrer Mitbürger hat. Dasjenige, was zur Verbeſſerung des Verſtandes und des Willens dienet, kan unmöglich mit einem glücklichen Erfolge vorgetragen werden, wenn der Vortrag nicht deutlich, rein und zierlich iſt. Dieſes letztere aber iſt ohne die Verbeſſerung und ohne eine genaue Kenntniß der Regeln der deutſchen Sprache nicht möglich. Wer alſo ſich hierinnen Mühe giebt, der thut etwas, welches die Glückſeligkeit unſres Vaterlandes ſehr mercklich befördert. Nun zeige man uns aber die Gröſſe des Nutzens, welcher aus einer noch ſo ſorgfältigen und glücklichen Bemühung um die Schönheiten der lateiniſchen Sprache entſtehet! Dieſer beſteht in nichts anderm, als in der Beluſtigung derjenigen Gelehrten, welche beſondere Gönner der lateiniſchen Sprache ſind, und noch einiger andern. Was hat aber an dieſer Beluſtigung

der gemeine Mann für Antheil. Befördert dieſes ſeine Glückſeligkeit um ſo viel mehr, oder weniger, je gröſſer oder geringer die Stärcke eines Gelehrten in der lateiniſchen Sprache iſt? So lange die todten Sprachen, mit deren Erlernung ſich unſre Studierenden billig beſchäftigen, nicht anders, als Eingänge zu dem Tempel der Wiſſenſchaften und freyen Künſte zu betrachten ſind, ſo lange wird auch derjenige, welcher die Schönheiten der Mutterſprache in ſeiner Gewalt hat, dem, der nur im Lateiniſchen ein Nachahmer des Cicero genennet zu werden verdienet, unendlich weit vorzuziehen ſeyn, und ſo lange werden auch die Bemühungen um eine gute lateiniſche Schreibart dem Fleiſſe, welcher auf eine gute Schreibart in der Mutterſprache gewendet wird, ſo weit als das Kupfer dem Golde, nachzuſetzen ſeyn.

Der Einwurf, welchen der Hr. Abt am Ende wiederlegt, iſt nicht von der gröſten Wichtigkeit. Er beſtehet darinne, daß man deßwegen den allzugroſſen Fleiß in der lateiniſchen Sprache nicht billigen könne, weil die lateiniſche und deutſche Sprache ſich nicht bequem in einem Sitze aufhalten könnten. Wir nehmen an dieſem Einwurfe nicht Theil und haben auch nichts bey der Wiederlegung deſſelben zu erinnern. Wenn einmal die Nothwendigkeit einer groſſen Fertigkeit in der lateiniſchen Sprache eine ausgemachte Sache wäre: ſo würde die Frage, ob beyde Sprachen leicht, oder ſchwer von einem Menſchen vollkommen gefaſſet werden könnten? nicht in Erwägung kom-

kommen. Daß aber die größten Schönheiten beyder Sprachen sich gar wohl mit einander vertragen können, dieses beweiset statt aller Beyspiele, das seltne Beyspiele unsres vortreflichen Hrn. Abt Mosheims. Wir sind aber versichert, daß er es uns nicht für eine allzugrosse Verwegenheit anrechnet, wenn wir ihn nach unsern Grundsätzen, in Ansehung seiner Stärcke in der deutschen Sprache, noch weit höher halten, als wegen seiner unverbesserlichen Schreibart in der lateinischen Sprache, worinnen er die eingebildesten Helden in dieser Sprache, weit hinter sich zurück läßt.

Dieses wären nun unsre wenigen und geringen Anmerckungen, über des hochwürdigen Hrn. Abt Mosheims Vorrede zu Hrn. Noltens lateinischem Wörterbuche. Wir haben bloß einen Versuch thun wollen, ob wir unserm hämischen lateinischen Tadler in Y * * einigermassen zeugen könnten, daß er sich mit seinem Triumph übereilet habe. Wir schmeicheln uns zwar nicht, zu unsrem Zweck gelanget zu seyn; doch werden wir uns an sein Urtheil über unsre Anmerckungen, es mag ausfallen, wie es will, nicht kehren. Denn in solchen Dingen haben die bloß lateinischen Herren die Ehre zu schweigen.

Gedancken

über die Schreibart der Aufſchriften.*

Aus dem Franzöſiſchen des Hrn. Deſpreaux überſetzt.

Die Aufſchriften müſſen ungekünſtelt, kurz und von bekannten Sachen hergenommen ſeyn. Die Pracht, die Menge der Worte gilt hierbey nichts, und ſind der geſetzten Schreibart nicht eigen, welche doch die

* Herr Charpentier, Mitglied der franzöſiſchen Academie, hatte Aufſchriften verfertigt, welche voll Nachdruck waren, und welche auf Befehl des Königs unter die Tafeln der Siege dieſes Prinzens, welche in dem groſſen Luſtgange zu Verſailles von Herrn Brun gemahlt waren, geſetzt worden waren. Herr von Louvois, welcher dem Herrn Colbert in dem Amte eines Bauaufſehers folgte, meldete dem Könige, daß dieſe Aufſchriften aller Welt mißfielen; und um ihm beſſer zu zeigen, daß dieſes gegründet wäre, ſo bat er mich, daß ich hievon etwas aufſetzen möchte, welches er dem Könige zeigen könnte. Dieß habe ich auch gleich gethan. Ihro Königl. Majeſtät haben dieſe Schrift mit Vergnügen geleſen, und ſie gebilligt, ſo daß ſie, als ſie die Jahrszeit nach Fontenebleau geruffen, befohlen haben, daß man in ihrer Abweſenheit alle dieſe prächtige Lobreden des Hrn. Charpentier wegthun, und ungekünſtelte Aufſchriften dafür hinſetzen ſolle, welche nun da ſind; und welche Hr. Racine und ich faſt den Augenblick drauf machten, und welche von jedermann Beyfall erhalten haben, das iſt nun dieſe Schrift, die auf des

Hrn.

die wahre Schreibart der Aufschriften ist. Es ist ungereimt, um eine Münze oder unter eine Tafel eine Rede zu machen; besonders wenn man Thaten vor sich hat, wie des Königs Thaten sind, welche nicht nöthig haben, vergrössert zu werden, da sie alle schon groß und wunderbar genug sind.

Es

Hrn. von Louvois Ansuchen gemacht worden ist, welche ich hier ans Licht stelle. 1. welche in unsrer Sprache sehr schwer zu erreichen ist. Die Ursache hiervon wird in einem Briefe, welchen der Verfasser den 15. Mar. 1705. an mich geschrieben hat, wohl erklärt: „Ich werde nicht viel Bedencken „tragen, mich hierinn zu entschliessen, weil ich mich „völlig für die lateinische Sprache erkläre, welche, „nach meiner Meynung, für die Aufschriften, wegen „ihrer absoluten Nehmfälle sehr vertrefflich ist: an „statt, daß die französische Sprache, in gleichen „Fällen wegen ihrer unbequemen Gerundiorum und „wegen ihrer Hülfswörter, welchen sie unumgänglich „unterworfen ist, und welche stets einerley sind, schlep„pend und matt wird. Setzen sie noch dieses hinzu, „daß sie indem sie, um zu gefallen, nöthig hat, un„terstützt zu werden, sie diese majestätische Einfalt des „Lateins nicht leidet: und so wenig als man sie schmückt, „so versetzt man sie doch in ein gewisses Phöbus, wel„ches sie lächerlich und abgeschmackt macht. Sehen „sie, mein Herr, zum Exempel, was für eine Gleich„heit unter diesen Worten seyn würde, welche mir „gleich beyfallen: Regia familia vrbem, inuisen„te; und diese: la Roiale Famille etant venuë „voir la ville. dem ohngeachtet kann es bey dem „allem seyn, daß ich noch irre, und ich will mich „hierinn gern eines bessern erinnern lassen ꝛc.„

Es ist schon genug, daß die Sachen schlechthin erzählt werden, wenn sie sollen bewundert werden. Der Uebergang über den Rhein sagt viel mehr, als der wunderbare Uebergang über den Rhein. Das Beywort wunderbar vermindert hier die Handlung, an statt sie zu vergrössern, und klingt wie der Ton eines Redners, welcher kleine Dinge groß machen will. In der Aufschrift muß man sagen: das ist der Uebergang über den Rhein. Der Leser wird schon, ohne sie, zu sagen wissen: Der Uebergang über den Rhein ist eine der wunderbarsten Thaten, welche jemals im Kriege verrichtet worden sind. Er wird es um so viel lieber selbst sagen, da es die Aufschrift vor ihm nicht wird gesagt haben; indem es die Menschen natürlicher Weise nicht leiden können, daß man ihrem Urtheile zuvorkömmt, und daß man ihnen auferlegt, dasjenige zu bewundern, was sie schon für sich selbst genug bewundern werden.

Hernach da die Tafeln in dem Lustgange zu Versailles eine Art von Heroischen Sinnbildern der Thaten des Königs sind, so muß man, nach den Regeln, unter die Tafel nur die Geschichte setzen, welche zu dem Sinnbilde Gelegenheit gegeben hat. Die Tafel muß das übrige sagen, und sich selbst allein erklären. Also wenn man, zum Exempel, unter die erste Tafel gesetzt hat: Der König übernahm die Regierung seines Reichs selbst, und wiedmete sich ganz den

Ge-

Geschäften 1661: so wird es leicht seyn, die
Absicht der Tafel einzusehn, da man den König
noch sehr jung sieht, welcher sich mitten unter
einer Menge von Ergötzlichkeiten, womit er um-
geben ist, ermuntert, ein Ruder in der Hand
hält, und sich fertig macht, der Ehre zu folgen,
welche ihm winkt, u. s. w.

Uebrigens ist dieses ungekünstelte Wesen der
Aufschriften völlig nach dem Geschmacke der
Alten, wie man auf den Münzen sehn kann,
wo sie oft zufrieden sind, zur ganzen Erklärung,
die Zeit der That, welche abgebildet ist, oder das
Consulat, unter welchem sie geschlagen ist, oder
höchstens zwey Worte, welche die Absicht der
Münze zeigen, zu setzen.

Es ist wahr, daß die lateinische Sprache in
diesem ungekünstelten Wesen eine Höhe und
Stärke hat, welche in unsrer Sprache schwer
zu erreichen ist. Aber wenn man sie nicht er-
heben kann, so muß man sich doch bemühn,
ihr zu nähern, und zum allermenigsten un-
sre Aufschriften nicht mit einem Geschwätz und
aufgeschwollenen Worten beladen, welche,
die sonst stets verhaßt sind, hier besonders un-
erträglich werden.

Man setzt zu allem noch dieses, daß da die
Tafeln, in dem Zimmer des Königs, und auf
den Befehl gemacht worden sind, der König
gewissermassen selbst mit denen redet, welche auf
den Lustgang kommen. Dieses sind die Ursa-
chen, daß man in den neuen Aufschriften eine

ſo groſſe Einfalt geſucht hat, da man eigentlich
nichts, als den Titel und das Datum ſetzt, und wo
man überhaupt die Pracht und die Prahlerey
vermieden hat.

****

Der Werth wahrer Gelehrten.

Erhebt euch! aufgeklärte Geiſter;
Ihr, die ihr eurer Kräfte Meiſter,
Und eures Adels kundig ſeyd!
Steigt! flieht! Schwingt euch mit ſchnellen Flügeln
Zu eures Ruhms erhabnen Hügeln,
Zum Gipfel der Unſterblichkeit!
Schmückt euer Haupt mit Lorberkronen!
Seyd groß! und überzeugt die Welt,
Daß wo Verſtand und Einſicht thronen,
Der Ruhm Triumph und Einzug hält.

Fleuch, edle Schaar! die finſtern Hölen,
Den Aufenthalt der kleinen Seelen,
Die keiner Höheit fähig ſind;
Die in der Einfalt Staube wühlen.
Nicht Glut und Geiſt im Buſen fühlen,
An welchen man nichts göttlichs find.
Fleuch die, ſo an der Erde kleben,
Und deren Wahn den Sinnen frohnt;
Die, weil ſie falſch und thöricht leben,
Minerva ſchilt, und Pan verhöhnt.

Ein Adler, dem die nahe Hitze
Durch Millionen helle Blitze
Der Augen Schärfe nie verderbt,
Flieat auf, und kehret ſein Geſichte
Beherzt hinauf zum Sonnenlichte,
Das blendend ſtrahlt und brennend färbt.

Dieß thut er, wenn verzagte Eulen,
Aus Furcht vor Sonn und Tag und Licht,
Sich in verborgner Kluft verweilen,
Wo sich kein Stral im Auge bricht.

Ihr, die ihr eignen Kräften trauet,
Und in das Licht der Wahrheit schauet,
Hebt euch dem Adler gleich empor!
Spührt ihr in euch besondre Kräfte,
Zu Führung wichtiger Geschäfte:
So zieht euch auch dem Pöbel vor!
Dem Pöbel, dessen feiges Wissen
Der Wahrheit Stralen ängstlich fleucht,
Und in des Wahnes Finsternissen
An Furchtsamkeit den Eulen gleicht.

Macht die Geburt auch ohne Gaben,
Auch ohne Wissenschaft, erhaben,
Auch ohne Witz berühmt und groß:
So könnt auch ihr die Höh erlangen,
Wo unverdiente Helden prangen;
Drum strebt nach Ruhm, ja adelt euch bloß!
Euch adelt eures Geistes Stärke;
Geburt und Ahnen bringt ihr nicht.
Gelehrte Einsicht grosser Werke
Sind eures Nahmens Glanz und Licht.

Hebt Muth und Kühnheit, Faust und Degen
Die Helden, die des Staates wegen,
Nicht Stahl, noch Blei, noch Feuer scheun!
Warum soll euch für weise Lehren
Nicht auch die ganze Welt verehren?
Warum sollt ihr nicht Helden sein?
Des Kriegers blutiges Geschäfte
Erkämpft nur für ein Land das Feld!
Ihr nützt, durch eures Geistes Kräfte,
Mit grösserm Ruhme, aller Welt.

Was ſeh ich? Gehn nicht meine Blicke
Bis in die graue Zeit zurücke,
Wo man den Weiſen Tempel baut?
In was für Pracht und Ehrenkränzen
Seh ich Verdienſt und Einſicht glänzen!
O Hoheit! die man ſelten ſchaut.
Altar und Thron und Marmorſäulen
Belohnen Weisheit, Kunſt und Witz:
Wem die zuwenig Ruhm ertheilen,
Der hat im Himmel Glanz und Sitz.

Dort hör ich einen weiſen Griechen;
Der öfnet mit Orakelſprüchen
Der künftgen Zeit verborgnen Lauf.
Sein mehr als Menſchliches Erfinden
Lehrt Dichtkunſt und Natur verbinden,
Und hält den Schnitt der Parcen auf.
Wo iſt er? Wie? Iſt er verſchwunden?
Apollens Hoheit ſcheucht die Welt;
Im Himmel hat er Platz gefunden;
Den Göttern iſt er beygeſellt.

Ein neues Licht der finſtern Zeiten
Steht des Apollo Pracht zur Seiten;
Ein Dichter, welcher göttlich iſt.
Erkennt und beſſert Volck und Sitten,
Und dichtet von Achilles Thaten,
Und von Ulyſſes kluger Liſt.
Er iſts, dem viele Völcker dancken,
Daß er ihr wahres Glück vermehrt;
Um den ſich ſieben Städte zancken,
Den man, den Göttern gleich, verehrt.

In was für Anſehn, Glanz und Ehren
Zeigt ſich ein Vater weiſer Lehren,
Der Weiſen Haupt, der Stagirit!
Er iſt von Ruhme kaum geringer,

Als ſelbſt der groſſe Weltbezwinger,
Der ihn, als Freund, zu Rathe zieht.
Sein Lehrer, Plato, wird geprieſen;
Ihn rühmt manch ewig Ehrenmahl.
Weil er des Todes Furcht verwieſen,
Mehrt er der halben Götter Zahl.

Was machte Cäſarn ſo erhaben?
Worinn beſtunden ſeine Gaben?
In Kühnheit oder Wiſſenſchaft?
Wodurch hat er ſein Rom bezwungen?
Durch Weisheit iſt es ihm gelungen:
Die macht ihn groß, und gab ihm Kraft.
Was hat dich, den die Weiſen loben.
O ſeltnes Wunder aller Zeit,
Dich, Tullius! Roms Zier, erhoben?
Witz, Einſicht und Beredſamkeit.

So lohnte man im Alterthume
Mit Ehrfurcht, Pracht und Götter ruhme,
Der Weiſen göttliches Bemühn!
So wußte man gelehrte Männer,
Der edlen Weisheit ächte Kenner,
Aus Staub und Volck hervorzuziehn!
So pflegte der ſich zu entfernen,
Der mehr als Volck und Körper ſah;
So ſchwung ſein Ruhm ſich zu den Sternen,
Und kam der Götter Hoheit nah!

So ſucht denn auch, ihr neuen Zeiten!
Den Werth der Weisheit auszubreiten,
Und ihre Kenner zu erhöhn!
Hebt die, die euch durch Weisheit nützen.
Auch auf des Ruhms erhabne Spitzen,
Worauf Homer und Plato ſtehn!
Belohnt doch der Gelehrten Wachen,
Durch die ſich eure Wohlfarth mehrt?

Sucht ſie den Göttern gleich zu machen
Die Griechen Land und Rom verehrt.

Unterſuchung,
Ob man die Materie in Gedichten erſchöpfen ſolle.

Ehe ich den Begriff vom Erſchöpfen entwickele, muß ich mich erklären, von was für Arten der Gedichte hier eigentlich die Rede iſt. Ich verſtehe nur diejenigen Gedichte, in welchen man ſich von einer beſondern Materie zu handeln vornimmt, und welche auch dazu geſchickt ſind, und ſchlieſſe daher alle Gedichte aus, welche bloſſe Geſchichte, Erzählungen, Fabeln, Satiren, verliebte Klagen und Seufzer, und kurz, ſolche Sachen in ſich enthalten, welche, wenn man ſie in ungebundner Schreibart ausführen wollte, keinen beſondern Hauptbegriff zum Gegenſtande hätten, und die man nicht ordentlich auf eine philoſophiſche Art, abhandeln könnte. Ich leugne nicht, daß unter den genannten Arten der Gedichte einige vorkommen können, von welchen man ebenfalls die vorgegebene Frage aufwerfen kann. Allein, ich will hier nur von zweyerley Arten der Gedichte handeln, welche eine beſondere Materie ordentlicher Weiſe zum Gegenſtande haben, nämlich von Oden und Lob gedichten. In den letztern nimmt ſich der Dichter allezeit vor, von einer

ner besondern Materie zu handeln, und in den erstern auch gemeiniglich. Obgleich auch Oden verfertiget werden, welche keine besondere Materie enthalten: so ist doch von diesen hier nicht die Rede.

Ich will nunmehr anzeigen, was ich unter dem Worte erschöpfen verstehe. Es ist, wie ein jeder sieht, ein metaphorischer Ausdruck. Im eigentlichen Verstande setzt es einen Teich, oder einen Brunnen, oder sonst ein jedwedes Behältniß eines flüßigen Körpers, woraus das Wasser oder was sonst flüßiges darinnen ist, geschöpfet werden kann, voraus, und heißt so viel, als, das flüßige aus einem solchen Behältnisse ganz und gar herausschöpfen. Man bedienet sich dieses Ausdrucks bey Abhandlung einer Materie; da man denn die Materie als einen flüßigen Cörper, und die Ausführung derselben, als das Schöpfen, betrachtet. Erschöpfen überhaupt heißt nun hier nichts anders, als, den vorhabenden Hauptbegriff, nebst allen in demselben enthaltenen besondern Begriffen, (*notiones partiales*) entwickeln; es geschehe nun in gebundner, oder in ungebundner Schreibart. Eine Materie aber insbesondere in ungebundener Schreibart erschöpfen, heißt, den vorhabenden Hauptbegriff, nebst allen in demselben enthaltenen besondern Begriffen, LOGISCH entwickeln, und eine Materie in gebundener Rede erschöpfen, heißt, den vorhabenden Hauptbegriff, nebst allen

in demſelben enthaltenen beſondern Begriffen, POETISCH entwickeln. Ich will nicht hoffen, daß jemanden von denen, welche das Weſen der Vernunftlehre und der Redekunſt kennen, die Wörter, logiſch und poetiſch, dunckel ſeyn werden. Doch, denen, zu Gefallen, welche mich dennoch nicht recht verſtehen möchten, will ich mich kürzlich erklären, was ich für einen Unterſchied zwiſchen dem poetiſchen und logiſchen Entwickeln mache.

Wer einen Begriff logiſch entwickelt, der bekümmert ſich weiter um nichts, als darum, daß er ſeinem Leſer oder Zuhörer durch deutliche und ausführliche Worte alle Zeichen genau angiebt, wodurch er die vorhabende Sache von allen andern Dingen ſtets und überall unterſcheiden kann. Er ſagt kein Wort, als was zu dieſem ſeinem Endzwecke gehöret; er bemühet ſich nur, den Verſtand des andern mit dem Weſentlichen des Begriffes zu beſchäfftigen, ohne das geringſte mit einzumiſchen, was eine Nahrung und ein Vergnügen der Einbildungskraft iſt. Wenn er z. E. den Begriff eines guten Gewiſſens entwickeln ſoll: ſo ſagt er weiter nichts, als ohngefähr dieſes, daß es der Mangel des Bewuſtſeyns ſelbſt begangner Laſter ſey. Wer hingegen einen Begriff poetiſch entwickelt, der ſoraet nicht ſowohl, daß man ihn in den Verſtand, als in die Einbildungskraft, faſſen, nicht ſo wohl, daß man ihn verſtehen, als daß man ihn empfinden möge. Er

giebt

ebt zwar die wesentlichen Kennzeichen der Sa-
e an, welche unter dem Begriffe verborgen
egen; aber nicht mit so genau abgezählten Wor-
n, als jener. Er macht seinen Vortrag et-
as weitläuftig, sagt seine Meynung nicht in
gentlichen Worten; er macht sinnliche Bilder
nd schildert die Sache ordentlich ab. Er be-
enet sich der Metaphoren, der Allegorien, der
guren und anderer solcher Hülfsmittel, wo-
rch man eine Rede ausschmückt. Er nimmt
erley Umstände mit dazu, die Sache desto
utlicher und sinnlicher zu machen, und kurz, er
llt sie uns vor, wie sie in dem Laufe der Din-
wircklich ist, und es fehlt, sie völlig zu em-
nden, nichts, als ihre, oder ihrer sinnlichen
nnzeichen Gegenwart. Ein Exempel wird
es deutlicher machen. Wer den Begriff ei-
s guten Gewissens poetisch entwickelt, der
nügt sich nicht an der kurzen und trocknen
klärung, welche der Philosoph davon gab.
ein, er bildet diesen Begriff lebhaft aus, und
lt uns gleichsam das gute Gewissen in einem
anne, welcher es besitzet, und sich daher vor
ner Verfolgung der Feinde fürchtet, vor An-
, und macht dadurch die Einbildungskraft
ege, daß man ihre blosse Vorstellung mit
Empfindung der Sinne verwechselt und sich
Eigenschaften und Wirckungen eines guten
ewissens, als gegenwärtig, vorstellet. Last
s Horazens poetische Erklärung eines guten
ewissens hören. Er sagt:

Integer vitæ ſcelerisque puri
Non eget Mauri iaculis, neque arcu,
Nec venenatis gravida ſagittis,
Faſce, pharetra,
Sive per Syrtes iter æſtuoſas,
Sive facturus per inhoſpitalem
Caucaſum, vel quæ loca fabuloſus
Lambit Hydaſpes.

Ich hoffe es wird nun ein jeder ſehen, was ich unter logiſch und poetiſch verſtehe. Ich werde alſo nunmehro meine vorhabende Unterſuchung, ohne fernere Weitläuftigkeit, anſtellen können.

Ein jeder ſieht leicht, daß von der logiſchen Entwickelung eines Begriffs hier gar nicht die Rede iſt, ſondern von der poetiſchen. Es fragt ſich alſo, ob man in Oden und Lehrgedichten die vorhabende Materie poetiſch erſchöpfen ſolle? Und hierauf kann ich nicht anders, als mit Ja, antworten. Doch erkläre ich mich ſogleich hierbey ſo weit, daß ich es nicht durchaus für eine Nothwendigkeit halte, die Materie in Oden und Lehrgedichten poetiſch zu erſchöpfen. Nein, beyde Arten von Gedichten können ſchön ſeyn, wenn dieſes gleich nicht iſt: doch wird man mir auch leicht zugeben können, daß diejenigen Oden und Lehrgedichte einen gröſſern Grad der Vollkommenheit haben, wenn ſie nur ſonſt auch wohl ausgearbeitet ſind, welche die Materie poetiſch erſchöpfen. Denn iſt es nicht vernünftiger, wenn ich meinem Leſer alles, was zu einem ausführlichen Begriffe gehöret, durch lebhafte

afte Bilder, neue Metaphorien und andern ergleichen poetischen Zierrath, zu empfinden ge- e, als wenn ich ihm nur etwas von der Sa- he hin und wieder vorsage? In den Lehrge- ichten halte ich die Erschöpfung der Materie noch für nöthiger, als in den Oden; ja ich bin o verwegen, es dem Dichter für einen Fehler nzurechnen, wenn er in einem Lehrgedichte die Materie nicht selbst erschöpft hat. Denn sein Vorhaben, wenn er ein Lehrgedicht verfertigen will, ist eigentlich alles von der Sache, wel- che unter dem Titel des Lehrgedichts verstanden wird, zu sagen, was davon, ohne eine fehler- hafte Ausschweifung, gesagt werden kann. Wenn dieses nicht seine Absicht ist: so zweifle ich, daß sie mit dem rechten Begriffe der Kunst- richter von dem Lehrgedichte übereinstimmt. Diese verstehen, so viel ich weis, unter einem Lehrgedichte ein Gedicht, worinnen eine beson- dere Materie poetisch abgehandelt wird. Ab- handeln aber heißt, nach dem allgemeinen Be- griffe, nichts anders, als alles von einer Sa- che sagen, was, ohne fehlerhafte Ausschweifun- gen, von ihr gesagt werden kann. Wenn also in einem Lehrgedichte, nebst dem vorhabenden Hauptbegriffe, die darinne enthaltenen beson- dern Begriffe poetisch entwickelt werden: so wird die Materie poetisch erschöpft. Und daß dieses in dieser Art von Gedichten so geschehen müsse, dieses ist es, was ich, aus der ange- führten Ursache, glaube.

Die

Die Oden will ich, wiewohl mehr aus Gefälligkeit gegen ihren göttlichen Schöpfer, als aus Überzeugung noch eben nicht eines wirklichen Fehlers beſchuldigen, wenn die Materie, welche ihre Ueberſchrift anzeigt, gleich darinne nicht erſchöpfet worden. Denn, wenn ich recht urtheile, ſo ſind die Oden eigentlich nicht bloß ſolche Arten von Gedichten, darinne eine gewiſſe Materie abgehandelt werden ſoll. Flüchtige, zufällige und abgebrochne Gedancken können auch eine Ode ausmachen. Daher kann man an und für ſich ſelbſt von der Ode nicht ſagen, daß die Materie darinne erſchöpfet werden müſſe. Von ſolchen Oden aber, welche einer einzigen beſondern Materie gewidmet ſind, halte ich es in der That für eine Tugend, wenn die Materie poetiſch, und auf eine den Oden gemäſſe Art, erſchöpft iſt. Vornemlich verlange ich dieſes von ſolchen Oden, welche einen moraliſchen Namen haben, und z. E. die Tyranney, der Ehrgeiz, die Liebe, die Großmuth u. dergl. betittelt ſind. Denn indem man der Ode ſelbſt den Namen derjenigen Sache giebt, wovon man in derſelben handeln will: ſo zeigt man dadurch an, daß man dieſe Sache darinne ſo deutlich und genau characteriſiren und abſchildern wolle, daß man allenfalls die Ode an die Stelle der Sache ſelbſt ſtellen könnte. Wie kann man aber dieſes von der Ode ſagen, wenn nicht das Weſen und die Eigenſchaften

der

der Sache, von welcher sie den Namen hat, deutlich darinne auseinander gesetzt sind.

Es giebt Leute, welche es nicht nur für keine Tugend, sondern so gar für einen Fehler halten, wenn die Materie in einem Gedichte erschöpft ist. Sie weisen uns, wie es bey Entscheidungen poetischer Streitigkeiten gewöhnlich ist, auf die Alten, und sagen, daß wir sie hierinne nicht zu Vorgängern hätten. Pindar und Horaz hätten nur allein was weniges von dem gesagt, wovon ihre Oden handelten. Jener habe gemeiniglich nur eine einzige That eines Helden besungen, und bey diesem versuche es sich gleich bey dem ersten Anblicke seiner Oden von sich selbst, daß er nichts darinne abgehandelt, geschweige denn eine Materie erschöpft haben könne. Hier erinnere ich erstlich überhaupt, daß man alsdenn, ohne sein poetisches Gewissen zu verletzen, von den Mustern der Alten abgehen kann, wenn man von vernünftigen Gründen dazu bewogen wird. Doch hier habe ich nicht einmal nöthig, die Widerlegung meiner Gegner auf diese Wahrheit zu gründen. Denn was Pindarn anlangt, so gilt das, was von seinen Oden gesagt worden, nicht von allen. Und diejenigen Oden, welche eine besondere grosse That eines Helden in sich enthalten, haben keine andere Materie zum Gegenstande, als eben diese; welche aber Pindar allezeit so weitläuftig ausgeführet hat, daß man wohl sagen kann, er habe die Materie erschöpft. Horazens Exem-

pel

pel gilt hier gar nichts. Denn er hat sich wohl in keiner seiner Oden eine besondere Materie auszuführen vorgesetzt, sondern nur flüchtige und kurze Gedancken über allerley Dinge, wozu ihm bald dieser, bald jener Umstand Gelegenheit gab, poetisch vorzutragen. Die meisten von seinen Oden sind als Gelegenheitsgedichte anzusehen, worinnen er mit kurzem seinen Gönnern und Freunden seine Gedancken eröffnet. Seine Oden sind also gar nicht von der Art, wie die, wovon in meiner Abhandlung die Rede ist. Die Materien sind darinne nicht erschöpft; doch ohne, daß es ein Fehler ist. Sie sind aber auch nicht diejenigen Muster, welche wir, in Ansehung des Erschöpfens, nachahmen sollen.

Die größte Schuld an der Uneinigkeit zwischen mir und meinen Gegnern mögen wohl die falschen Begriffe vom Erschöpfen haben. Ich glaube, daß viele deßwegen die Materie in Gedichten zu erschöpfen verbieten, weil sie glauben, die Materie erschöpfen hieße, auch in Gedichten, so viel, als den Hauptbegriff der vorhabenden Sache, nebst allen seinen in ihm enthaltenen besondern Begriffen, logisch entwickeln. In diesem Verstande verwerfe ich, wie ich mich schon erkläret habe, das Erschöpfen ebenfalls. Aber das poetische Erschöpfen werden meine Gegner, kaum für etwas anders, als für eine Vollkommenheit eines Gedichts, halten können.

Wer endlich gar unter dem Erſchöpfen ſo viel verſtehet, daß man alles, was einem nur bey einer Sache einfallen kann, es mag nun weſentlich, oder zufällig, oder gleich gar nicht mit ihr verbunden ſeyn, vorbringt, dem kann ich wiederum weiter nichts antworten, als daß ich ihm ſeinen Ober-, Unter- und Schlußſatz mit beyden Händen zugebe, dabey aber das gute Vertrauen zu ihm habe, daß er gleiches mit gleichem vergelten, und mir gleichfalls meinen Satz einräumen wird, wenn er unter dem Erſchöpfen ein poetiſches Erſchöpfen, ſo, wie ich es erkläret habe, verſtehet.

****

Von dem Weſen der Dichtkunſt.*

Erſte Abhandlung des Herrn Racine

Man darf ſich nicht wundern, daß man in den entfernteſten Jahrhunderten, und bey den wildeſten Völkern jederzeit der Dichtkunſt die größte Ehre erwieſen hat. Die natürliche Liebe, welche wir zu dem Vergnügen haben, macht, daß wir alles dasjenige begierig ſuchen, was etwas

* Wir haben dieſe Abhandlung, welche ſich im VIII. Theile der Memoires de Litterature de l'Academie des Inſcriptions et des belles lettres befindet, für würdig gehalten, zu überſetzen. Unſre Leſer mögen urtheilen, wie weit ſich unſer Urtheil rechtfertigen läßt.

was beyträgt, unsren Sinnen zu schmeicheln, unser Herz zu bewegen, und unsern Geist zu vergnügen. Dadurch haben die Dichter das untrügliche Geheimniß gefunden, uns zu gefallen, da sie zu gleicher Zeit durch den übereinstimmenden Wohlklang ihrer Verse unsern Ohren schmeicheln, und zugleich unsre Herzen durch die hohen Begeisterungen, von welchen sie eingenommen sind, und welche sie uns mittheilen, bewegen, und zugleich unsern Geist durch eine genaue Nachahmung der Natur, welche sehr oft angenehmer als die Gegenwart der nachgeahmten Gegenstände selbst ist, vergnügen, und zu gleicher Zeit auch unsre Neubegierde durch annuthige Erdichtungen unterhalten.

Die Verskunst, die Nachahmung, die Erdichtung, und die Begeisterung sind also die vornehmsten Mittel, welche die Poesie braucht. Allein da sie sich derselben nicht allezeit aller zusammen bedienet, so wollen wir untersuchen, welches unter ihnen dasjenige ist, dessen sie nicht entübrigt seyn kann; welches die geheime Reizung, worinnen ihre Schönheit bestehet, diese einzige Eigenschaft ist, welche nur ihr allein zukommen kann, und sie wesentlich von ungebundener Rede unterscheidet.

Ob es gleich allezeit zur Dichtkunst nöthig ist, Verse zu machen, so daß auch der Pöbel gemeiniglich einem jeden den Nahmen eines Dichters giebt, welcher nur Verse macht, so weiß man doch, daß man einen so grossen Nahmen nicht

so

o leicht erwirbt. Die Wiſſenſchaft, die Wör-
er in ein gewiſſes Sylbenmaaß einzuſchluſſen,
i eben nichts groſſes und verwunderswürdi-
es: ſo enge auch der Zwang der Verskunſt
i, ſo bringt ſie doch demjenigen keine Ehre,
elcher ſich ihm zu unterwerfen weiß: der mit-
lmäßigſte Schriftſteller erlangt ohne groſſe
Mühe eine Fertigkeit darinnen: und der erha-
enſte Dichter giebt ſich auch darein, weil man
eſtändig den Geſetzen ſeiner Kunſt folgen muß.
ber unterdeſſen beſteht in dieſen Vorſchriften,
elche nach der Natur aller Sprachen verſchie-
en ſind, nicht die wahre Schönheit der Dicht-
nſt, welche in allen Sprachen einerley iſt:

Neque enim concludere verſum
Dixeris eſſe ſatis.

Horat.

Ich will mich nicht lange mit dem Beweiſe
ſthalten, daß die Nachahmung nicht das We-
n der Dichtkunſt ausmache, weil niemand da-
n überzeugt iſt. Das Luſtſpiel iſt eine beſtän-
ge Nachahmung der menſchlichen Handlungen
d Leidenſchaften: allein, da daſſelbe weder
rck noch erhaben iſt, ſo haben ihm ſehr viele,
e Horaz ſagt, den Nahmen eines Gedichtes
geſprochen;

Quod acer ſpiritus ac vis
Nec verbis nec rebus inest; nili quod pede certo
Differt ſermoni ſermo merus.

as Erhabene, welches man beym Plato und De-
ſthenes antrifft, hat gemacht, wie uns auch Cice-

ro davon Nachricht giebt, daß viele Leute ihr Schreibart vor eine Poeſie, und noch mehr als die Schreibart der Römiſchen Dichter ge halten haben,* in welchen, wie er ſagt, nichts iſt, was nicht den gemeinen Unterredungen gleicht, ausgenommen, daß die Luſtſpiele aus geringen Verſen beſtehen.

Ich will in dieſer Abhandlung erweiſen, daß die Erdichtung der Poeſie nicht weſentlich iſt. Ich muß mich nothwendig dabey aufhalten, dieſe Meinung, zu beſtreiten, weil ich weis, daß viele Gelehrten dieſes behaupten, deren Gründe mich nicht haben überzeugen können, ob ich gleich ſonſt alle Hochachtung für ihre Einſicht habe. Sie behaupten, daß die Poeſie von den Fabeln untrennbar iſt; und ſie ſetzen diejenigen zu den Verſemachern, deren Werke nicht durch die Gegenwart einiger erdichteten Perſonen, und einiger allegoriſchen Gottheiten beſeelt ſind. Ein Dichter, ſagen ſie, muß beſtändig erſchaffen; ſein Name bedeutet nichts anders als einen Schöpfer. Er muß daher, ſeiner Kunſt eine Genüge zu thun, und beſtändig erſchaffen zu können die Lehren einem Philoſophen, die wahrhafte Geſchichte den Geſchichtſchreibern überlaſſen, und nichts als angenehme Träume liefern; unter ihren Schaalen kann er allein eine nützliche Wahrheit verſtecken; wenn dieſes nicht iſt, ſo ver

* Apud quos nihil eſt aliud quotidiani diſſimile ſermonis, niſi quod verſiculi ſunt. *Orat.*

verdient er den Nahmen eines Dichters nicht; und Virgil würde ihn nicht erhalten haben, wenn er weiter nichts als ſeine vier Bücher vom Ackerbaue hätte ausgearbeiten wollen.

Diejenigen, welche alſo reden, können ihre Meinung ohne groſſe Mühe durch das Anſehen vieler Alten beſtärcken: ſie führen das Exempel des Sokrates, und ſeine Worte an. Dieſer ehrwürdige Weltweiſe, unterhielt ſich an dem Tage, da er aus Liebe zur Wahrheit ſterben ſollte, mit ſeinen Freunden und ſagte zu ihnen, daß er den göttlichen Eingebungen habe gehorchen müſſen, die ihm befohlen hätten, der Dichtkunſt nachzuhängen: daß er deßwegen in ſeinem Gefängniſſe dem GOtt zu Ehren, deſſen Feſt man feyerte, Verſe gemacht habe, und daß er daher aus Ueberzeugung, daß ein Poet nicht urtheilen und ſchlüſſen, ſondern dichten müſſe, die Fabeln des Aeſopus in Verſe gebracht habe, weil er ſonſt nicht im Stande geweſen wäre, Fabeln zu erfinden. Nachdem Plutarch eben dieſe Worte des Sokrates erzählt hat, ſo wirft er den Empedokles, Parmenides, Nikander, Theognis aus dem Haufen der Poeten heraus, weil man, wie er ſagt, wohl Opfer kennte, welche ohne Muſic und Tanz wären, hiegegen von keiner Poeſie, wüßte, welche ohne Erdichtung und Träume wäre. Caſtelvetro, welcher ſich durch ſeine Auslegung der Dichtkunſt des Ariſtoteles einigen Ruhm erworben hat, und welcher in ſeinen kühnen Entſcheidungen oft weni-

ger Richtigkeit als Scharfſinnigkeit zeigt, behauptet, daß Virgils Bücher vom Ackerbau ihm den Nahmen eines Dichters nicht zuwege brächten, und daß die Naturlehre kein Gegenſtand der Dichtkunſt ſeyn könnte, *welche, wie er ſagte, **nicht erfunden worden iſt, damit zu unterrichten**, ſondern bloß zu ergetzen und die groben Geiſter der unwiſſenden Menge zu ermuntern.

Dieſer Mann macht ſeinem Urtheile und ſeiner Arbeit wenig Ehre, da er die Kunſt, auf die er ſo viel Fleiß gewandt, und deren Regeln er geſchrieben hat, alſo tief erniedriget: So angenehm die Dichtkunſt iſt, ſo würde ſie dennoch keine Hochachtung verdienen, wenn unſer Vergnügen ihr einziger Endzweck wäre. Derjenige, welcher die Gabe beſitzt, Verſe zu machen, legt ſich nicht allein darauf, die Welt zu ergötzen, welches ein geringes und unanſtändiges Vorhaben iſt, und von eben der Welt, um deren Willen es unternommen worden, verachtet wird; ſondern er bemüht ſich vielmehr, ſich nützlich zu machen

Lectorem delectando pariterque monendo.
Horat.

Er mag ſchreiben, was er will, ſo muß er allezeit angenehme und erbauliche Dinge ſagen, jucunda et idonea dicere vitæ. Hor. Caſtelvetro

* Per dilettare e recreare gli animi della rozza moltitudine, p. 29.

vetro hätte überlegen ſollen, daß eben der Ariſtoteles, deſſen Ausleger er iſt, nicht ſo viel aus der Poeſie würde gemacht haben, wenn er nicht dafür gehalten hätte, daß ſie den Menſchen nützen könnte, und daß alle Regeln, welche dieſer groſſe Philoſoph für das Trauerſpiel, für das Luſtſpiel, und für das Heldengedicht vorſchreibt, keinen andern Endzweck haben, als dieſe Gedichte noch geſchickter zu machen, die Sitten zu verbeſſern.

So edel war das Vorhaben der Dichtkunſt: ſie befleißigte ſich, den Menſchen einen Abſcheu vor dem Laſter, eine Liebe zu der Tugend, und eine Furcht vor dem Himmel beyzubringen; und daher rührt eben die genaue Vereinigung, in welcher ſie und die Religion ſogleich mit einander waren, die ſie zu einer ſolchen Freundin von Fabeln machte, daß hernach der Miſchmaſch lächerlicher Fabeln das Hauptwerk der Religion ausmachte, welche in der ganzen Welt, bey den Hebräern ausgenommen, ganz und gar verdorben war. Die Dichtkunſt erfuhr ein gleiches Schickſal: zu der Zeit, da ſie unter dem Volke GOttes beſtändig rein und der Wahrheit getreu blieb, ſo bediente ſie ſich bey den andern Völkern der Träume mit deſto gröſſern Eifer, weil dieſe Träume ſelbſt die Stelle der Wahrheit vertraten. Alle Ausſchweifungen der heidniſchen Theologie, welche bey dem Pöbel ihres Alterthumes wegen in groſſen Anſehen ſtunden, wurden von den Poeten nicht weniger ver-

ehret, welche bey dem Volke, das von den Träumen angeſteckt war, gebohren wurden, dieſe anſteckende Luſt einſogen, und durch eine blinde Gottesfurcht wieder ihren Göttern zu Ehren verfertigten, deren Dienſt ſie unter ſich im Schwange gehen ſahen. Denn man wird vergebens behaupten, daß Orpheus, Homer, und Heſiodus, die Väter der alten Mythologie ſind: vergebens wird man vorgeben, daß die erdichteten Gottheiten alle aus dem Gehirne der Poeten gekommen ſind. Wenn ſie ſich ja ſelbſt die verabſcheuungswürdige Ehre zuſchreiben wollten, daß ſie nämlich die Menſchen ſo weit hätten verderben können, ſo könnte man ſie leicht aus ihrem Irrthum reiſſen.

Alle dieſe Fabeln ſind ſo alt, daß es beynahe unmöglich iſt, ihren Urſprung zu entdecken; und wir ſind gezwungen, zur Schande unſrer Vernunft zu geſtehen, daß der Götzendienſt nicht lange nach der Erſchaffung der Welt entſtanden iſt. Als der Menſch aus den Händen GOttes kam, ſo vergaß er ſogleich das unſichtbare Weſen, das ihn gebildet hatte, und indem er nichts bewunderte, als was ſeine Sinne rührte, ſo betete er ſogleich die ungeſtalteten Seulen an, ohne noch zu erwarten, bis ihnen die Bildhauerkunſt eine Geſtalt gegeben hatte. Der Dienſt verſtorbner Helden fing ſich nicht lange darauf an: Oſiris der König in Egypten beß einen ſtolzen Tempel ſeinem Vater Jupiter, und ſeiner Mutter Juno zu Ehren erbauen.

Nach-

Nachdem die Egyptier, wie man weiß, die Sterne und Menſchen angebetet hatten, ſo fielen ſie vor den Thieren nieder, und führten eine alte Sage darzu an, die ihnen zugehörte, daß vordem die Götter, als ſie von den Rieſen verfolgt worden, in ihr Reich geflohen, und genöthiget geweſen wären, ſich unter der Geſtalt der Thiere zu verbergen.

Das abergläubiſche Egypten, welches man als die Mutter der Fabeln anſehen muß, breitete ſie auf dem ganzen Erdboden aus. Aber als ſie nach Griechenland kamen, fanden ſie daſelbſt eine ſo günſtige Luft, daß ſie, ſo gut ſie daſelbſt fortgepflanzet worden, ſogleich daſelbſt wie neu geboren wurden. Herodot geſteht, daß die Griechen die Wiſſenſchaft von den zwölf groſſen Göttern von den Egyptiern erhalten hätten. Dieſe Religion, welche keinen andern Grund hatte, als einige wahrhafte Thaten, welche durch einen Haufen unzähliger Träume waren verfinſtert worden, nahm beſtändig zu, da ſie von einem Volke zu dem andern kam; ſo wie das Gericht, welches von einem auf den andern gebracht wird, ohne Aufhören Falſchheiten auf Falſchheiten häuft:

Quæ veris addere falſa
Gaudet et e minimo ſua per mendacia creſcit.
Ovid.

So wuchs der Körper der heidniſchen Gottesgelahrtheit ſehr geſchwind; da ſie ſich in Griechenland unter den Händen eines Volks fand, wel-

welches zum Linaen geboren war. Es riß bey den Menschen die Gewohnheit ein, Götter zu machen; alle Helden, die durch ihre Thaten berühmt worden waren, hoben sich nach ihrem Tode im Himmel, und verlangten die Ehre der Anbetung, und alle Tage ward an die Tafel Jupiters ein neuer Ankömmling gezogen. Das Meer bekam gleichfalls seine Götter und Göttinnen; jeder Fluß bekam seinen Gott; jede Quelle bekam ihre Nymphe, eben so wie jeder Baum; Wald und Berge hatten ihre Gottheiten; die Musen stiegen auf den Parnaß, sich darauf niederzulassen und Apollo ward ihr Anführer. Orpheus, der durch die Zaubereyen seiner Leyer die wilde Gemüthart der ersten Einwohner in Griechenland milderte, hatte Macht genug über ihre Herzen, sie dem finstern Aufenthalte in Wäldern, und ihrer traurigen Nahrung, die sie an den Eicheln hatten, zu entreissen: anstatt aber sie von den Mährchen abzuziehen, an welchen sich ihre Seele so sehr ergetzte, so machte er sie dazu noch geneigter, weil er auf seinen Reisen, die er nach Diodors von Sicilien Berichte nach Aegypten gethan, sich selbst den Kopf damit angefüllt hatte. Musäus und Linus folgten seinem Beyspiele. Sie befestigten das Ansehen noch mehr, in welchen diese Märchen stunden, weil sie sie auszierten, und sie durch einen neuen Anstrich hoben: Non enim, sagt Lactantius, res ipsas finxerunt Poetae, sed rebus gestis addiderunt quem-

dam

am colorem. In der Komödie des Ariſto-
hanes, welche die Frösche benennt iſt, wirft
eſchylus dem Euripides vor, daß er ſo gefähr-
che Frauen, als Phädra und Stenobäa ſind
uf der Schaubühne vorgeſtellt habe. Wie
ber? antwortet ihm Euripides darauf, bin
enn etwan ich der Erfinder dieſer Per-
onen? Nein, verſetzt Aeſchylus dagegen, ih-
e wunderbaren Begebenheiten waren
chon vor dir bekannt; aber das Amt ei-
nes Dichters iſt, daß er unterrichten ſoll.
Alſo muß er auch nicht ſolche Hiſtorien
ausbreiten, deren Erzählung ein gefähr-
liches Gift bey ſich führt. Dieſem Grund-
ſatze zufolge müſſen wir den Homer und Heſiod
in allem dem tadeln, was ſie von ihren Göttern
geſchrieben haben. Pythagoras behauptete, da-
für würden ſie in der Hölle beſtraft, und da-
mals, als er eine Reiſe in dieſelbe gethan, hät-
te er auf der einen Seite die Seele des Heſio-
dus mit ehernen Ketten an eine Städte ange-
bunden geſehen; auf der andern Seite aber wä-
re Homers Seele mitten unter Schlangen an
einem Baume aufgehangen geweſen. Gleich-
wohl konnten dieſe beyden Poeten nicht wegen
der Erfindung dieſer Märchen beſtraft werden.
Nichts machte ſie ſträflich, als die bloſſe Zier-
zierung derer, die der Unwiſſenheit des Pöbels
ihren Urſprung dankten. Heſiodus ſammlete,
den Göttern ſeines Landes zu Ehren, alle Schein-
beweiſe von ihrer Gottheit zuſammen, und ſuch-

te ihre verwirrten Geschlechtsregister auseinander zusetzen. Homer verzierte sein Werck mit der Erzählung ihrer Begebenheiten; vielleicht erfand er einige Umstände dazu, und er ließ sich desto mehr Freyheit dabey zu: je wahrscheinlicher von solchen Göttern alles war: die mit der Aehnlichkeit der Bildung auch die Schwachheiten und Leidenschaften mit den Menschen gemein hatten.

Griechenland theilte die Fabeln, die es aus Aegypten bekommen hatte, Italien mit. Sie kamen unter der ehrwürdigen Verkleidung der Wahrheit dahin; und das damals noch junge Rom setzte aus ihnen seine Religion zusammen. Numa munterte die Dichter auf, ihre ersten Arbeiten durch andächtige Lieder zu heiligen. **Wie würde, sagt Horaz, die Jugend ohne die Lieder der salischen Priester GOtt haben anruffen lernen.**

Disceret unde preces vatem ni Musa dedisset.

Solchergestalt widmeten vielmehr die Poeten unter allen Völckern ihre Verse anfangs ihrer Religion, und machten sich darauf an die Geschichte und Sittenlehre, als daß sie getrachtet haben sollten, durch ihre Märchen den Pöbel zu belustigen.

Die ersten Römer sangen bey ihren Mahlzeiten Gesänge ab, die von den Thaten grosser Männer handelten, quo ad ea imitanda inventutem alacriorem redderent.

Die

Die bey den Galliern ſo ehrwürdigen Barden ſangen, wie Ammian Marcellin ſagt, in den ſanften Klang der Leyer, Heldenlieder, die ſie über die Thaten berühmter Männer verfertigten. Man weis den Lobſpruch, welchen Lucan dieſen Dichtern beylegt.

Vos quoque, qui fortes animas, belloque peremtas
Laudibus in longum vates dimittitis aeuum,
Plurima ſecuri fudiſtis carmina Bardi.

Strabo erzählt, die Turdetaner, die vor die gelehrteſten Völcker in Spanien gehalten worden, hätten ſich gerühmt, daß ihre Wiſſenſchaften und ihre Geſetze ſchon ſeit 6000 Jahren in Verſen geſchrieben wären. Die Deutſchen hatten nach Erzählung des Tacitus, alle Gedichte, die bey ihnen die Stelle der Jahrbücher vertraten; ebendas bemerckt man von den Gothen und Dänen, und nach dem Berichte der Spanier, iſt auch bey den Amerikanern ſchon dieſe Gewohnheit im Schwange gegangen: von den fünf Hauptbüchern, die bey den Chineſern in ſo groſſen Anſehen ſtehen, beſteht das zweite aus nichts, als aus Oden und Gedichten, die nach des Confucius Zeugniſſe, die Grundſätze der Sittenlehre und die vornehmſten Geſetze enthalten. Das dritte von dieſen Büchern iſt eine Sammlung von Oden, die, der Sage nach, von demjenigen Foby ſelbſt verfertigt ſind, welchen ſie für ihren erſten König anſehen. Dieſe Oden ſind überaus dunkel, und Confucius

dey-

deutete, da er ſich Mühe gab, dieſelben auszulegen, ihren ganzen Sinn auf die Grundſätze der Naturlehre, und die Vorſchriften der Sittenlehre.

Dieſe Beyſpiele rechtfertigen die Dichtkunſt gegen die Beſchuldigung, daß ſie ſich an nichts als an Erdichtungen ergetzte, ſattſam. Gleich von ihrer Geburt an, ſagt Horaz, lehrt ſie uns die Anruffung der Götter, die Mäßigung unſrer Leidenſchaften, die Enthaltung von Mord, den Gehorſam gegen die Geſetze, die Unterwürfigkeit unter das Band der Heirath; und dadurch machte ſie ſich der Ehre würdig, die man ihr erwies:

Sic honor & nomen divinis vatibus,

Gleich darauf geſellte ſich das Vergnügen zu ihr; ja ſo gar der Eigennutz unterſtund ſich, ſich mit ihr zu verbinden, und ſie ließ ſich zu den Schmeicheleyen brauchen, die man den Groſſen der Welt machte.

Et gratia Regum
Pieriis tentata modis, ludusque repertus,
Et longorum operum finis.

Dieſes war die Zeit, da ſie von ihrem erſten Adel herunter kam, und faſt an nichts dachte, als was ſie uns zum Zeitvertreibe dienen wollte. Sie beſtrebte ſich mehr uns zugefallen, als uns zu unterrichten; und ſie machte ſich unſrer heftigen Begierde nach Fabeln zu Nutze. Denn unter dem ſcheinbaren Vorwande, daß man uns wegen des Ekels, den die Wahrheit

bey

bey uns erweckt, wenn ſie ſich nicht in Erdichtungen hüllt, durch dieſe einzige Liſt zuführen könne, und daß man mit uns, wie mit kranken Kindern umgehen, und die heilſamen Arzeneyen, die man uns darreicht, unter andre Sachen verſtecken müſſe, wies ſie uns beſtändig neue, Fabeln. Ich werde mich wohl hüten, eine ſo weiſe Abſicht zu verdammen; doch ich kann mir nicht einbilden, daß ſie der Einbildungskraft unſrer Poeten allezeit zum Zaume dienen werde, und ich richte mein Urtheil davon nach den Beyſpielen derer, welche die Ausſchweifungen der neuern Mythologie in ihre Verſe gebracht haben.

Alle die wunderbaren Abentheuer, die, dem Vorgeben nach, der Erzbiſchoff Turpin geſchrieben, die Abentheuer des beruffenen Rolands, des neuen Achills der italieniſchen Poeten, die Abentheuer des Rogers, des Reinalds, und der ſtolzen Pfalzgrafen, welche Carls des Groſſen Hofſtatt ausmachten, die Thaten des Königs Aetus, der Ritter von der runden Tafel, und der Amadiſſe; dieſe ganze lange Reihe fabelhafter Geſchichten, die ſich auf einige wahrhafte Begebenheiten gründeten, hat eben ſo wohl als die alte Mythologie, keinen andern Urſprung, als die Unwiſſenheit der Völker. Da die nordiſchen Völker die Barbarey überall ausgebreitet hatten, brachte die Unwiſſenheit binnen der langen Verfinſterung, die das Licht der Wiſſenſchaften damals auszuſtehen hatte, alle dieſe tho-

thörichten Träumereyen zur Welt, die Geister, welche in der Finsterniß toppten, und deren Witz stumpf worden war, zu vergnügen vermochten. Diesen Hirngespinsten gaben hierauf die Poeten das Bürgerrecht in dem Reiche der Dichtkunst, und durch eine seltsame Verbindung brachten sie die Wahrheit der christlichen Religion dazu. Einer von ihnen stellte uns den Renald vor, wie er zu den Füssen Peters des Einsiedler eine demüthige Beichte der Sünden ablegte, die er in dem Pallaste der Prinzessinn Armide begangen hatte. Der andre mahlte uns seinen Astolf ab, wie er auf seinem Vogel Greif die Harpyen bis in die Hölle verfolgte und hierauf unter Führung des h. Apostels Johannes das Reich des Mondes durchschweifte. Ich kann kaum glauben, daß Ariost zu derselben Zeit, da er so viel Träumereyen in ein Buch brachte, die Absicht gehabt haben sollte, gründliche Wahrheiten unter dem Kleide der Allegorien vorzustellen. Zu was für einer nützlichen Betrachtung kann uns wohl das Horn Anlaß geben, dessen fürchterlicher Schall alles in Flucht brachte? Auf was für Gedanken leitet uns die goldne Lanze, die alle Ritter zu Boden wirft, die sie berührt? Was für eine Wahrheit steckt unter dem Bilde des Ringes, der unsichtbar macht? Was für Lehren können wir uns wohl aus der Geschichte des Riesen ziehn, der alle die Glieder, die man ihm abhieb, wieder mitten in dem Treffen zusammenlas, und an ihrem

Orte

Orke wieder anſetzte, der ſeinen abgehiebnen Kopf ſuchte, und wieder an den Hals flickte, oder mit verhängtem Zügel dem Feinde nachſetzte, der dieſen Kopf mit ſich hinwegnahm? Taſſo verhielt ſich bey ſeinen Erdichtungen viel weiſer, und er hat uns ſelbſt den Schlüſſel zu den Allegorien ſeines Gedichts gegeben. Wer würde unterdeſſen, wenn er dieſen Schlüſſel nicht gehabt hätte, ſich eingebildet haben, daß uns der Verfaſſer unter der Stadt Jeruſalem, wie ſie von Soldaten eingeſchloſſen wird, die Glückſeeligkeit vorſtellen wollen, wie ſie alle Welt ſo eifrig ſucht, und doch ſo ſchwerlich erobern kann? Wer würde ſich eingebildet haben, daß ein weiſer Greiß, der der Kämntniß in der Geheimniſſen Natur ohngeachtet, nachdem er vom Einſiedler Peter bekehrt worden, ſo demüthig worden iſt, ein lebendiges Bild der heidniſchen Weltweisheit iſt, die, ohngeachtet ihres Stolzes, ſeitdem weiſe und unterwürfig worden iſt, ſeitdem ſie der h. Thomas mit der Theologie verbunden hat? Die Poeten würden ſehr zu bedauren ſeyn, wenn ſie dem Menſchen keine Wahrheit auf andre Weiſe beybringen könnten, als wenn ſie ſie in ſolche düſtre Wolcken hüllten. Es iſt nichts weniger meine Abſicht, als daß ich den Gebrauch der Erdichtungen verwerfen wollte. Sie geben ein ſehr leichtes Mittel an die Hand, den Menſchen zu gefallen, und ſie zugleich zu beſſern. Ich ſage ſo gar mit dem Fontaine:

Die Poeſie war ſtets die Freundinn von den Lügen.

Doch bin ich im geringſten nicht der Meynung, daß ihre Freundſchaft nothwendig ſey, und ich glaube vielmehr, daß diejenige Poeſie, die uns, ohne die Anmuth der Lügen abzuborgen, entzückt, um ſo viel vortreflicher iſt, da ſie fremden Putze nichts ſchuldig iſt, und ſich durch ihre eigne Schönheit allein in unſern Augen bewundernswerth erhält.

Alcäus hat ſich nie erdichteter Perſonen, oder leerer Abentheuer bedient, gleichwohl hat er es ſoweit gebracht, daß ſeine Leyer eine goldne Leyer * genannt worden iſt. Es würde mir leicht ſeyn, eine ziemliche Menge von griechiſchen und lateiniſchen Schriftſtellern zu nennen, die deswegen allezeit für groſſe Poeten gehalten worden ſind, weil ſie phyſiſche oder moraliſche Sätze in Verſe gebracht haben. Ich könnte des Aratus Ruhm mit leichter Mühe erheben, und die Hochachtung zeigen, welche das Alterthum für ihn gehegt hat. Ich könnte darthun, daß Lucrez, da er vor ſich ſelbſt redet, mit Rechte ſagen können, daß er von der Liebe der Muſen bezaubert, und durch ſie begeiſtert, auf dem Parnaſſe Wege beträte die ihm allem bekannt geweſen wären, und daß er auf demſelben ganz neue Blumen gebrochen hätte, ſich daraus

* Et te ſonantem plenius aureo
Alcaee plectro

Hor.

aus einen Kranz zu winden, den noch kein andrer Sterblicher verdient hätte.

Avia Pieridum peragro loca nullius ante
Trita ſolo, juvat integros accedere fontes
Atque haurire; juvatque novos decerpere flores,
Inſignemque meo capiti petere inde coronam,
Unde prius nulli velarint tempora Muſae.

Gleichfalls würde es mir keine Mühe koſten, die Pracht der Bücher vom Feldbau in ihrem völligen Glanze zu zeigen, und zu beweiſen, daß Virgil mit Grunde gehofft, die Muſen durch dieſes Werk in ſein Vaterland zu bringen, und viel Palmen dafür zu erndten.

Primus ego in patriam mecum, modo vita ſuperſit,
Aonio rediens deducam vertice Muſas;
Primus Idumaeas referam tibi, Mantua, palmas.

Ich begnüge mich, zu bemerken, daß dieſer groſſe Poete bey Erwähnung der Fabeln, die er ſich nicht zu ſeinem Innhalte wählen will, dieſelben als ſolche Materien verwirft, die leere Köpfe zu vergnügen fähig wären:

Caetera, quae vacuas tenuiſſent carmina mentes.

Daß er in dem Feuer, welches die Liebe zu den Muſen in ihm anzündet, ſie um nichts als um

die Offenbarung der Geheimniſſe der Natur bittet.

> Me vero primum dulces ante omnia Muſae
> Quarum ſacra fero ingenti perculſus amore,
> Accipiant; caelique vias & ſidera monſtrent,
> Defectus Solis varios, Lunaeque labores.

Und daß er auf dem Gaſtmahle der Dido zu der Zeit, da er dieſer unglüklichen Königinn den Cupido auf dem Schooſſe haben läßt, den Sänger nicht etwan zärtliche Lieder oder angenehme Fabeln, ſondern die Wunderwerke des Weltkreiſſes ſingen läßt:

> Hic canit errantem Lunam, Solisque labores:
> Unde hominum genus & pecudes: unde imber & ignes:
> Arcturumque &c &c.

Zu dieſen Beyſpielen könnte ich noch verſchiedene Oden von Horazen dazuſetzen, die alle Welt mit Rechte bewundert, und welche nichts als Grundſätze aus der Sittenlehre enthalten. Doch es iſt unnöthig, daß wir zu Werken unſre Zuflucht nehmen, denen die Fabel dann und wann, einen kleinen und flüchtigen Zierrath gegeben, da wir andre haben, welche die Wahrheit allein hervorgebracht hat.

Welcher Menſch von gutem Geſchmacke, würde ſich wohl, wenn er für die Bücher der Offenbarung keine Ehrfurcht trüge, und die Geſänge Moſes mit eben den Augen läſe, mit welchen

chen er Pindars Oden lieſt, enthalten können, dieſem Moſes, der uns als der erſte Geſchichtſchreiber, und als der erſte Geſetzgeber auf der ganzen Welt bekannt iſt, zugleich den Ruhm des erſten und erhabenſten Dichters zuzugeſtehen? In ſeinen Schriften ſcheint die Poeſie, die doch noch in ihrer Kindheit ſtund, auf einmal den Gipfel der Vollkommenheit erreicht zu haben, weil ſie ihm GOtt ſelbſt eingegeben hat, und daß die Nothwendigkeit, ſtufenweiſe zur Vollkommenheit zu gelangen, eine Bedingung iſt, die nur bey Künſten ſtatt hat, die wir menſchlicher Erfindung danken. Dieſe ſo hohe und prächtige Poeſie herrſcht gleichfalls in den Propheten und in den Pſalmen. Hier ſchimmert diejenige wahrhafte Poeſie in ihrem majeſtätiſchen Glanze, welche allein glückliche Leidenſchaften erregt, welche unſre Herzen rührt, ohne uns zu verführen, welche uns gefällt, ohne ſich unſrer Schwachheiten zu Nutze zu machen, welche uns an ſich zieht und aufmerckſam erhält, ohne uns mit lächerlichen Märchen zu ergetzen, welche uns unterrichtet, ohne uns zu ermüden und Eckel zu erwecken, welche uns GOtt kennen lernt, ohne ihn uns unter Bildern vorzuſtellen, die ſeiner Gottheit unwürdig ſind: welche uns allezeit in jählinge Erſtaunung ſetzt, ohne uns auf ein eitles und eingebildetes Wunderbares zu führen; welche anmuthig und allezeit nützlich, welche durch ihre verwegne Ausdrücke, durch ihre lebhaften Figuren, noch mehr aber durch

Wahrheiten, die sie verkündigt, edel ist, und welche allein den Nahmen einer göttlichen Sprache verdient.

****

Beurtheilung einer Ode

Von

Herrn Joh. Georg Bock,

ordentlichem Lehrer der Dichtkunst in Königsberg,

auf das Gedächtnisfest

der Stiftung dasiger hohen Schule.

Königsberg 1744. aus der Reußnerischen Buchdruck:

Es ist ein Unglück für Fürsten, wenn sie von schlechten Lobrednern oder Dichtern erhoben werden, wie es für ein Frauenzimmer nicht vortheilhaft ist, wenn man sich ein Bild von ihren Reizungen aus einem matten Liebesliede machen soll. Gegenwärtige Ode, welche gröstentheils den Ruhm des hohen Stifters der königlichen königsbergischen hohen Schule enthalten soll, ist so beschaffen, daß es sowohl für den Ruhm des Verfassers, als des Markgrafen Albrechts besser wäre, wenn sie nicht verfertiget worden wäre. Dieses Urtheil klingt sehr allgemein: allein es kann gerechtfertigt und erwiesen werden. Statt des Erhabnen, welches in solchen Oden unentbehrlich ist, findet

findet man hier Schwulst; statt der edlen Unordnung, welche aber nicht entstehen kann, wenn man nicht im Stande ist, ordentlich zu denken, herrscht eine solche wunderbare unedle Unordnung hierinnen, daß sich die Gedanken immer selbst wundern, wie sie zusammen gekommen sind. Ohnerachtet Hr. Pr. Bock ein Poet hätte werden können, wenn er nur seinen eignen Vorschriften vom Schönen hätte folgen wollen, so scheint es doch, als wenn er nunmehr lange Zeit brauchen würde, einer zu werden. Er müßte sich denn vorsetzen, etliche Jahre gute Gesundheitsverse, einige Jahre Ueberschriften, eine Zeitlang Sonnete u. s. w. zu machen, und Beurtheilungen ertragen zulernen. Ich bin für seine poetische Ehre so besorgt, daß ich durch diese Beurtheilung habe versuchen wollen, ob ich ihn vielleicht zeigen könnte, was er meiden müßte, wenn er noch ein Dichter werden wollte, der sich aus dem Schlechten erhebt. Der beste Rath den man ihm geben kann, ist dieser, daß er nicht suchen sollen, neu und besonders zu schreiben. Meinen Beweis kann ich von jeder Strophe anfangen, und ich versichre, daß meinen Lesern wenig daran liegen wird, von welcher ich auch anfange, weil keine grosse Verbindung unter ihnen ist. Doch ich will die erste Strophe vornehmen.

Die Weisheit reget noch ihr unentblättert Haupt,
Dem kein verhängter Fall die erste Kraft geraubt.
Sie läßt noch unter uns die Hallposaunen hören;
Wer ihren Vorhof kennt muß ihren Tempel ehren.

Ich errathe was das unentblätterte Haupt sagen soll, nämlich ein unentkränztes Haupt. Mein neues Wort hat den Vorzug vor dem Bockischen, daß es in der Zusammensetzung verständlicher ist. Meinen Lesern will ich Trotz bieten, wenn sie sich einbilden, den Zusammenhang der dritten und vierten Zeile einzusehen.

Die Herrschaft, die sie führt, die Klarheit, so sie deckt,
Sind nicht mit Zwang und Rauch, und Eitelkeit befleckt.

Dieser zwo Zeilen wegen allein könnte man ein Buch Papier brechen, um alle ihre Schönheiten auseinander zu setzen. Diese Weisheit welcher Herr Pr. Bock Hallposaunen in die Hände giebt, hat eine Klarheit, die nicht mit Zwang und Eitelkeit befleckt ist. Man hätte denken sollen, der Dichter hätte, die Allegorie fortzusetzen, vom Zwange sagen müssen, er verfinsterte die Weisheit: allein er wußte wohl, daß es besser wäre, die Klarheit, welche ohne dem schon eine Metaphor ist, in ein Kleid zu verwandeln, welches nicht durch Zwang befleckt ist. Eben ein solches unbeflecktes Gewand

ist

ist die Herrschaft, die sie führt. Wenn man den Zusammenhang der folgenden Zeilen mit diesen Beurtheilten einsieht: so bin ich bereit, den Hrn. Professor für einen grössern Poeten, als Pitsch war, zu erklären.

Ihr Machtwort donnert nicht, weil nur ihr Mund ergetzet.
Ihr Wesen ist voll Glut, die aber nicht verletzet.

Der Dichter fährt fort, einige Eigenschaften von ihr anzugeben. Die beyden ersten Zeilen sind schön:

Aus ihr entspringt der Zug, der zu dem Geiste führt,
In dessem Abgrund sich der Geister Witz verliert.

Allein der Zusammenhang fehlt, und ihre Schönheit wird durch die folgenden Zeilen unsichtbar:

Ihr güldner Schautisch trägt das süsse Brod der Seelen:
Für ihrem Altar bebt die Kluft der Götzenhölen.

Das erstere ist ein Tropus der Andacht: und was den andern Vers betrift, so weiß ich nicht, ob vor dem Altare der Weisheit auch gleich die Kluft der Götzenhölen ist, daß sie vor ihm erbeben kann. Gleich darauf schließt sie die Wolcken auf, und dringt mitten in die hole Erde, wo der versperrte Brand kracht, und

gleich darauf empfängt der Mensch, was ihm kein Weltmeer giebt, und sie wird doch gefaßt, ob sie gleich alle liebet. Ich weis nicht, warum der Poet für das Weltmeer nicht alle mögliche Dinge gesetzet, da ohnedem, niemand, als er selbst, wissen wird, was denn das sey, das die Weisheit, und nicht das Weltmeer, giebt. Die dritte Strophe möchte erträglich seyn, worinnen der Poet sagt, daß sie die Gesetze bewahre, die Laster überwinde, die Leidenschaften bändige, den Verstand unterrichte, und ein Volk glücklich mache, wenn er nur die Weisheit die Köpfe der Laster nicht brechen hiesse. Er sagt vom Verstande, daß er ohne die Weisheit

Ein unentschlacktes Erzt, ein überhülltes Licht sey.

Vielen wird das neue Wort unentschlackt nicht gefallen; da es aber etwas anders sagt, als schlacken voll, so könnte man es einem Poeten schon zu gut halten. Die vierte Strophe ist besser mit der dritten, als mit der ersten verbunden. Er fährt fort, und will sagen, daß ohne die Weisheit die Länder untergehen müssen.

Ihr abgewandter Arm stürzt Reich und Länder ein.

Wie dieses einem abgewandten Arme möglich sey, können nur diejenigen wissen, welche eine

eine actionem in diſtans glauben. Doch der Dichter hat ſagen wollen: wenn ſie ihren Arm abwendet, ſo ſtürzen Reiche und Länder ein: das mag der Leſer dencken, darum bekümmert ſich der Dichter nicht. Diejenigen, die etwa die thörichte Einbildung haben möchten, die Deutſchen könnten kein Galimatias mehr machen, niederlegt der Hr. Pr. Bock durch folgendes Phöbus. Er ſagt von Athen:

War ſein zerfloßner Ruhm nicht bloß ein Gegenſtral
Von der durchklärten Kunſt, und von der Weiſen Zahl?

Ich wende mich zur fünften Strophe, welche noch fein genug für Hr. Pr. Bocken iſt.

Der Thoren Sicherheit entſprieſt aus ihrer Hand
Sie ſtellt den Frieden her, und giebt ihm den Beſtand.

Hätte nicht der Dichter vom Kriege etwas ſagen ſollen, eh er von der Herſtellung des Friedens redet?

Verkehrt ein niedrig Dach in eherne Palläſte,

ſollte heiſſen, verkehrt ein ſtrohern Dach u. ſ. w. damit der Gegenſatz richtiger geworden wäre. Nunmehr kömmt wieder ein Galimatias.

Macht wie der Eintracht Schnur der Pforten Riegel feſte.
Wirft unſrer Lebensbahn des Lebens wahre Luſt.

Ich will hier den Hr. Pr. nicht lächerlich machen, ob es gleich leicht angienge, indem man sagen könnte, er machte seine Thüre mit Bindfaden zu: Leute, die alles übel auslegen, könnten sagen: ich hätte sein Amt angegriffen. Eben so schön sind die Zeilen:

Schaft aus dem weichsten Blut, macht aus der Bürger Brust
Den allerstärcksten Wall: ihr Reich ist unbedränget:

Der Reim führt einen Gedancken hieher, den der Verstand an einen weit entferntern Ort würde gebracht haben:

Sie theilt die Güter aus, wo sie doch nichts empfänget.

Der Poet hat die grossen Eigenschaften der Weisheit erschöpft; er kömmt in der 6ten Strophe auf die kleinern:

Sie sucht kein irdisch Gold, denn keines ist ihr gleich.

Durch die Figur der Erfüllung bringt er in die vierte Zeile das Wörtchen so, welches daselbst ganz überflüßig ist,

Und niemand ist so arm, als wer die Weisheit fliehet.

Allein, werden ungeduldige Leser sagen, wozu soll das lange Gewäsche von der Weisheit dienen, worinnen keine Ordnung ist? So hart mag

mag ich nicht reden; denn ich weis es, wozu es dient:

Ihr Ausſchmuck iſt nicht ſtolz, und nur von heller Seide,
In dieſem gleichet ihr auch unſre Jubelfreude.

Ein guter Freund, welcher mir dieß herrliche Gedicht mitgetheilet hat, ſchreibt, daß es im Manuſcripte geheiſſen, auch meine Jubelfreude, und er hätte dadurch etwa auf das ſeidne Kleid deuten wollen, das ſeine Jubelfreude bey dieſer Feyer hätte angezogen gehabt. Nunmehr fragt er die Völcker, die ſich nicht mit Meduſens Haupt, (ohne Zweifel wie andre Völcker, die mir aber unbekannt ſind) ſondern durch den Beſitz eines Heilighums, (ob es eine Reliquie ſey, das hat der Poet nicht angezeigt) ſchützten, ob es nicht beſſer wäre:

Der Weisheit Lilgen tragen
Als in der Berge Schacht die wilden Hämmer ſchlagen?

Er ſetzt ferner hinzu, daß ohne die Weisheit

der reichſte Strich der Erde
Sonder ihren Schatz zur göldnen Hölle werden müſſe.

Endlich iſt die Ode von der Weisheit zu Ende, und

und die Lob-Ode auf den Stifter der Königsbergischen hohen Schule fängt sich an, indem er diejenigen Fürsten preiset, welche sich mit der Weisheit krönten. In der That, die Weisheit mit dem unentblätterten Haupte, und dem Kleide aus heller Seide muß eine artige Krone abgeben, die er in einigen Zeilen darauf in eine fliessende Quelle verwandelt:

Wird das durchströmte Land nicht wie ein Eden blühn
Wo diese Quelle fleußt, worinn ein Antonin
Den Lebensbaum gerropft, wo die verpflegten Lehren
Den übersäten Grund mit seltem Anwachs ehren.

Die schönste Strophe des ganzen Gedichtes ist in der Reihe die neunte, worinnen er auf seinen Held kömmt, die ich ganz hersetzen will:

Was zeigt die Wahrheit mir für eine Wohnung an?
Dort schläft der, dessen Nahm nicht schlafend bleiben kann.
Von dir, o Albrecht nur, muß das gezähmte Preussen
Ein neu gebildet Land an Kunst und Sitten heissen:
Mich dünkt, um deine Gruft beweat die Ehre sich
Und schwiege schon mein Lied, so würde dennoch dich
Das Kind der Ewigkeit der Schutzgott blasser Helden
Mit unvermerschter Kraft uns diesen Tag vermelden.

Verschiedenes, was die Mattigkeit verräth, will ich mit Stillschweigen vorbeygehen: allein ich

ch kam nicht umhin, an dem Beyspiele eines Professors der Poesie zu zeigen, wie nöthig man habe, nicht mit einer rasenden Feder, alles hinzuschreiben, was einem einfällt, sondern daß man alle Worte genau abwägen müsse, wenn man nicht daß Feuer schwächen will. Schwächt nicht das Beywort, blaß, das bey den Helden stehet, diese schöne Zeile? Hier hätte kühn er gehört. Ferner schadet der Poet seinen Versen hier durch die unvermorschte Kraft. Man denckt gleich, der Poet habe sich gern im Gemeinen erheben wollen; allein die Flügel wären ihm nicht starck genug dazu gewesen. In der folgenden Strophe wird man verschiedene Schönheiten wieder entdecken.

Sich wie ein Romulus mit Kampf und Schweiß
Bemühn.
Den angerückten Pflug durch einen Sand zu ziehn,
Wo erst ein brauner Bär die fette Tatze leckte
Die Schlange ringelnd schoß, wo sich ein Tyger streckte;
Das ist ein grosses Werk; doch mehr wirkt dessen
Geist
Der ein verartet Volk dem rauhen Trieb entreißt,
Aus Wölfen Lämmer macht, und da die Weisheit
wehret,
Wo ihr die Wildheit erst die Zähne zugekehret.

Doch ich muß auch sagen, was mir nicht gefällt. Zum ersten ist es nicht deutsch: sich mit
Schweisse

Schweiſſe bemühn, und wenn es auch ein guter Ausdruck wäre, ſo iſt die Idee, nachdem ſchon des Kampfes gedacht worden, zu klein. Ueberhaupt iſt die Idee, welche das Wort bemühen erweckt, nicht ſtark genug. Ferner ſoll es nicht heiſſen, durch einen Sand, ſondern durch den Sand. Auf den maleriſchen Strich, die Schlange ringelnd ſchoß kömt einer der nicht ſo beſonders und neu iſt, welches doch ſeyn ſollte: denn das ſtrecken kann man von den Katzen ſo gut als vom Tyger ſagen. Aus Wölfen Lämmer macht, iſt darum nicht ſchön genug, weil die Lämmer zwar zahme, aber auch einfaltige Thiere ſind, da doch ein weiſer Fürſt die Unterthanen nicht allein zahm, ſondern auch weiſe machen ſoll. Die Idee, daß die Wildheit der Weisheit die Zähne zugekehret habe, iſt nicht nur zu niedrig und ekelhaft, ſondern auch nicht groß genug. Noch eine Strophe, welche Lob verdienet.

Prutenien denkt noch an die verlebte Zeit,
Als vor des Ordens Heer der Einfalt Dunkelheit
Das ſtarre Land bedeckt, als bey verdrungnen Sitten
Sich Frechheit und Betrug um Thron und Fahne ſtritten.
Ein thieriſches Gefühl gab hier Geſetz und Recht
Der edle war ein Thor, der gröſte nur ein Knecht;
Ein taumelnder Begriff und ein erſticktes Wiſſen
War alles, was man hier an Menſchen ſuchen müſſen.

Die

Die Strophe würde noch beſſer ſeyn, wenn der Poet ſtatt ſtarr ein beſſer Beywort, rauh oder wild geſetzt hätte. Die Metapher, welche dem Hrn. Pr. am glücklichſten in dieſer Ode gelungen iſt, iſt ohne Zweifel dieſe: Ein traumelnder Begriff. Sie iſt verwegen, neu, und richtig. Der letzte Vers macht die Strophe wieder etwas matt. Die folgende Strophe übergehe ich, nicht aus einer Ungerechtigkeit, als ob ſie ſo ſchön ſey, daß ich mich befürchtete, mein Urtheil von ihr widerlegt zu ſehen. Sie beſchreibt Preuſſens Zuſtand, da man noch die Götzen unter den Eichen verehret hatte. Die folgende Strophe erzählt, daß Marggraf Albrecht dieſen Götzendienſt zerſtört, und Molochs Stuhl zerſchellt, das überſtaubte Wort ans Licht geſtellt, und Babels Wut bekämpft habe. Hier hat ſich der Herr Pr. wohl ein wenig in der Zeitrechnung geirrt. Nicht Herzog Albrecht, ſondern die Ordensritter haben den Götzenhayn zerſtört. Ferner bringt er den Moloch aus Judäa nach Preuſſen, da man doch in Preuſſen ſelbſt fürchterliche Götzen genug verehrt. Die folgende Strophe enthält wieder eine Beſchreibung des weiſen Fürſten, vor einem kriegeriſchen, welcher

Den Donner um ſich wirft, den breiten Wall zerſtückt.

Der Gedanke, den Donner um ſich wirft, würde vortrefflich ſeyn, wenn ihn die Idee vom

Zer-

Zerſtücken des Walles nicht ſchwächte. Die guten Gedancken ſcheinen bey dem Hn. Pr. recht zufällig zu ſeyn, und ihm ſo zu ſagen nur zu entwiſchen. Der Reim bringt die letztre Zeile wieder ganz höflich, oder vielmehr mit Gewalt herzugeführt. Es wird vom Fürſten geſagt, der weiſe iſt, daß er

Das ſinkende Geſetz auf ſichre Stützen hebet.

Darauf kömmt

Die Einfalt unterdrückt, den ſtarren Witz belebet.

Den uralten Gedanken, daß Fürſten nicht durch Ahnen, ſondern durch ſich ſelbſt groß werden, beweißt er an Marggraf Albrechten. Allein er iſt ſehr matt ausgebildet. In der andern Zeile ſagt er auch:

Ihn blendte nicht ſowohl der Ahnherrn groſſes Blut,

Die folgende Strophe macht den Charakter des Landgrafen ziemlich glücklich:

In ſeiner Bildung lag ſo Ernſt als Huld vereint
Selbſt auf der Kriegesbahn blieb er ein Menſchenfreund
Er ſiegte, ohne ſich der Großmuth zu entziehen
Und blieb bey gleichem Muth den Laſtern zu entfliehen.

Sein

Sein Leben hat an ihm mehr hohes wahr gemacht,
Als was der Schmeichler Witz an andern ausgedacht.
Und ohne ſich ein Licht ſelbſt zu erkennen wollen,
Hat deſſen Beyſpiel doch der Erde gleichen ſollen.

Ich wollte, daß die Kriegesbahn nicht in dieſen Verſen ſtünde, ſondern daß der andre Vers lieber heiſſen möchte:

Er blieb im Kriege ſelbſt ein wahrer Menſchenfreund.

Die folgende Strophe beſchreibt die Andacht des Herzogs: allein dieſe Abſchilderung iſt ſo matt, daß mir mein Leſer nicht danken würde, wenn ich alles weitläuftig erzählen und auseinander ſetzen wollte. Sie ſchlüßt mit einer andächtigen Anſpielung, da er von ſeinem Helde ſagt, daß

- - ſein Herzogsſtab nach Zions Honigflüſſen greift.

In dieſer Beſchreibung fährt er durch die ganze folgende Strophe fort. Ich will nur ein Galimatias daraus anführen:

Den Marggraf krönete die lautre Frömmigkeit
Er war ihr äuſſrer Glanz und ſie ſein Juwelenkleid

Wer iſt im Stande, ſich vorzuſtellen, daß Al-

brecht der Frömmigkeit, die ihn kröne, rer Glanz, und sie sein Fürstenkleid sen sey, da es wiedersprechend ist? Ist e eine deutsche Redensart die Zeit fällt zu k zu spät? Es soll heissen die Zeit ist zu k spät. Im folgenden macht sich der Di nen Einwurf, ob man einen Fürsten w ner Frömmigkeit wegen loben dürfte:

Wird nicht der Andacht Rauch viel mehr
pur schwärze

Diesen vortrefflichen Vers hat der vorhe de Reim Herzen zuwege gebracht. All ser Einwurf wird bald gehoben:

Die Weisheit nimmt das Wort, und r
ses

und sagt unter andern:

Ein Held, den Glaub und Gott auf ihren
tra
Ist seinem Volk und Land noch mehr als
Wag

Ich bin zu verdrießlich lange genug zu er daß die Weisheit des Hn. Prof. hier n zuweise gesprochen habe. Im folgenden daß Marggraf Albrecht auch ein Nutzen gewesen sey: allein wieder sehr schlecht.

sagt, daß er den Musen lieber geholfen, als getanzet hätte, welche Idee hier wieder sehr klein ist, ob er sie gleich noch starck genug ausgebildet hat

kein nach dem Maaß der Zeit
Ins Kreutz geschlagner Sprung, bey dem die Eitelkeit
Sich wie der Fluß erhebt, und eilend niedersenket
Hat seinen zarten Trieb den Musen abgelenket.

In der folgenden Strophe sagt er, daß wenig Fürsten wären, welche, wie er sich in einem schönen Galimatias wieder ausdrückt,

Schwerdt und Buch zugleich
Als Stützen ihres Reichs, mit festen Arm befassen.
Man, dehnt die Grenzen aus; man mehrt den Sohne Macht,
Und wenn in langer Zeit ein grosser Carl erwacht:
So muß dieß Sonnenglück der ausgestrahlten Erden
Nur wie bey Josua ein kurzer Stillstand werden.

Er beschreibt nun Königsberg,

Um das kein brausend Lied des eitlen Pöbels schallt,
Den nur des Pregels Mund so wässert als beschirmt.

Ich weis wohl, daß ein Fluß eine Stadt be-

schirmen könne; allein die Beschirmung von einem Munde ist ganz neu, und seltsam. Die Leser werden begierig seyn, noch etwas vom Pregel zu hören,

Der, wenn sein grauer Hals sich wölbt und vollend streckt,
Mit untermischtem Laut den Fleiß der Musen weckt.

Hiervon folgt in der 25 Strophe die Beschreibung verschiedener akademischen Gebäude mit untermischten andächtigen Seufzern. Hierauf beschreibt er den Speisesaal, in welchen Studierende gespeist und getränkt werden:

die aufgetragne Speise
Dampft, wie ein Rauchaltar, zu Albrechts Ruhmbeweise,
Der sich des Phöbus Volk zu neuen Schuldnern macht,
Wenn er den Geist verpflegt, und auch den Leib bedacht.
Ihr Dichter möget nur von euren Wassern schweigen,
Da sich der Musen hier gefüllte Tafeln zeigen.

Ausländer könnten hier fragen, ob der Hr. Pr. Bock auch mit im Convictorio äße, daß er den Dichtern befohle, von ihren Wassern zu schwei-

schweiben? Grosse Dichter haben niemals geklagt, daß sie Wasser trincken müßten: die schlechten haben es nur gethan. Wenn ich Verse machen sollte: so möchte ich mich von den Musen, denen sich hier gefüllte Schüsseln neigen, auch nicht begeistert werden. Die ganze Strophe ist nicht so niedlich, daß man nach mehrern hungrig werden möchte. Nunmehr wird mir angst und bange, wie ich mit meiner Beurtheilung zu Stande kommen will, da ich nur erst ¼theil von dieser Ode beurtheilt habe. Ich bin so stolz, daß ich hoffe noch nichts überflüßiges gesagt zu haben: man wollte denn solches von meiner ganzen Beurtheilung sagen, und das ist etwas anders. In der 27 Strophe sagt er, daß diejenigen Marggraf Albrechts Fluch träfe,

Die in Merkurs Gestalt die Beutel an sich ziehn.

Ist dieses edel oder niederträchtig? Im folgenden beschreibt er, daß Königsberg noch immer vom Krieg, Aufruhr und Zwiespalt frey sey. Folgende Zeilen nehmen sich wegen der Poesie, die im Bathos üblich ist: besonders aus:

Wer immer um sich tobt, wen jeder fürchten muß,
Dem dient der Ketzenschmidt des schwarzen
Cerberus.

Folgende Vergleichung des Pregelflusses und der Lehrer ist schön: Es

- - soll seine Flut
Ein spiegelnd Muster seyn, daß wir so lehr, als Muth,
Wie dessen Tropfen sich weich an einander schliessen,
Und ihm es nachzuthun, so sanft verbinden müssen.

In den folgenden Strophen, daß sich hier viel auswärtige Studierende fänden, die den Strand so, wie der edle Börnstein schmückten. Die Preussen dürften nicht in fremde Länder reisen; hier fänden sie Weisheit: dadurch ersparten sie die Kosten zu einer weitern Fahrt; beyleibe nicht, zur weitern Reise! Denn das versteht sich eben nicht so leicht, daß, wer die Kosten zu reisen hat, lieber fahren als zu Fusse gehen wird. Nunmehr ist Maragraf Albrechts Lob aus, und es gehen die Satiren an. Man kan diese Ode fast eine Sammlung von Hn. Pr. Rocks Gedichten nennen. Vors erste sagt er den Franzosen die deutsche Wahrheit, daß sie nicht allem klug wären:

Auch findet um den Belt des Witzes Tiefe statt
Und wem kein Vorurtheil den Schluß verfinstert hat,
Der merkt, daß durch den Hauch des unbequemen Norden
Die unverloschne Kunst mehr unterhalten worden.

Die

Gedächtnißfest der Stiftung [illegible]

Die Wahrheiten sind sehr gut: allein es ist sehr gefährlich für die deutsche Ehre, wenn sie von einem solchen Dichter als Hr. Bock ist, den Franzosen gesagt werden. Es wird überhaupt ein wenig zu sehr Mode, daß man die Franzosen erniedrigt, und ihnen immer sagt; Deutschland hätte auch Leute, die so groß, als ihre größten Geister, wären. Es ist besser, wenn wir uns durch vortrefliche Wercke, und nicht durch blosse Trotzworte, den Vorzug geben. Eine neue Satire kömmt, die wenn sie an einem andern Orte stünde, nicht eben häßlich wäre:

Vergebens hat der Neid sich wieder uns empört,
Weil unsre Feder nicht die Bücherschranken mehrt.
Man schätzt die Wissenschaft nicht nach der Schriften Menge.
Wird der papiernen Last nicht schon der Raum zu enge?
Der Mangel ist beglückt, wenn uns nur dieses fehlt,
Daß uns die Schreibsucht, nicht, wie andre Geister, quält;
Daß wir den Leser nicht um Zeit und Geld betrügen
In rothen Titeln stehn und unerröthet lügen.

Der letzte Vers scheint etwas schönes zu seyn: allein es ist nur ein glänzender falscher Stein. Es kömmt noch eine Satire.

Es überfärbe die einſchminkend Zeitungsblatt
Die des Verlegers Klang zum Raub gedungen hat,
Die ihr gedrukt Wort aus zehn Regiſtern faſſen,
Und ſtatt der Stirne nur die Preſſe ſchwitzen laſſen.
Die in ſich ſelbſt verblendt, faſt wie ihr Kupferbild,
An Geiſt und Nachdruck leer, mit Schatten angefüllt,
Den jeder Meſſe ſich mit ihrem Bäre leiten
Und ſelbſt dem Ruhm entgehn, den ſie dem Fremden
ſtreiten.

Die Fehler will ich nicht rügen, welche hier wieder die Poeſie gemacht worden. Aber dieſes muß ich erinnern, daß dieſe Stelle ohne Zweifel in einer Lobrede die niederträchtigſte iſt, deren ſich der Hr. Pr. ſelbſt ſchämen wird, wenn er die Abſicht prüft, um deretwillen er ſie gemacht hat. Nunmehr fängt ſich wieder ein neues Gedicht an, welches vom Vergnügen handelt, welches die Erkenntniß der Wahrheit giebt. Im folgenden ſagt er von den Muſen:

Die Muſen bethen nicht des Glückes Flügel an,
Weil, was beſtändig fleugt, nicht Ruh gewähren kann.

Es ist auch in der That ein sehr närrischer Gottesdienst, die Flügel anzubeten. Was thun denn aber die Musen?

Die Hoffnung trägt für uns den Ancker in den Händen.

Wenn feige Seelen sich zu Erdengötzen wenden.

Ich kann nicht sehen, was ein Anker hilft, der in den Händen getragen wird. Endlich vergleicht er das Jubelfest der hohen Schule zu Königsberg mit den Freudenfesten in Rom; kömmt auf unsern grossen Friedrich, und sagt von ihm:

Wie kann sein Heldenarm mehr unsre Lust erheben?

Wer uns den Frieden giebt, was kann der grössres geben?

Von wem soll der Poet am Ende weiter reden? Von sich.

Gönnt Dichter, die ihr einst den frohen Tag begeht,

Daß mein Cypressenstrauch nebst eurem Lorbeer steht.

Wenn eure Lieder dann mehr Feuer in sich fassen:

So wird dieß Jubeljahr mir meine Schuld erlassen.

Vielleicht hat noch das Glück die Kraft euch vorgespart,
Mit der ihr Friedrichs Lob vollkommner aufverwahrt.
Mein schmaler Aschenkrug wird euch den Vorzug gönnen,
Daß wir die Zeit Virgils noch wieder finden können.

Der Hr. Pr. hat gar nicht Ursache so stolz zu seyn, und noch durch das Vielleicht zu zweifeln, daß Friedrich besser besungen werden könne; es ist so hochmüthig gesprochen, wenn er glaubt, daß erst nach seinem Tode bessere Poeten, als er ist, aufstehen würden. Denn ich glaube, es ist sehr leicht, ein bessrer Poet, als er, zu seyn: allein es ist eben kein grosser Ruhm. Wenn jemand fragen sollte, wozu meine Beurtheilung nütze wäre: so antworte ich, daß sie dienen könne, den Hrn. Pr. aufmercksam auf sich zu machen, meine Landsleute vor seiner Art zu dichten, zu warnen, und endlich vielleicht auch zuwege zu bringen, daß man in der Monatschrift, worein sie hoffentlich wird gerückt werden, einen Bogen weniger lesen darf.

Elbingen
d. 11. Septemb.
1744.

Nachrichten.

1.

Unser Verleger ist gesonnen, eine Sammlung aller Streitschriften zu drucken, welche in dem itzigen kritischen Kriege noch hätten geschrieben werden können. Er hat schon eine grausame Menge von Titeln beysammen; allein sie sind noch nicht ausgearbeitet. Sie sind von verschiedener Gattung. Einige Titel sind so beschaffen, daß wir daraus erkennen, sie müssen theils von Leipzigern, theils von Zürchern, und beyder ihren hitzigen Anhängern, verfertigt werden. In beyden muß man streitbar seyn, und solche Streitfragen erörtern, welche nicht die schönen Wissenschaften selbst, sondern die Personen betreffen. Dieser Theil der Sammlung wird vermuthlich, wenn die Titel die ganzen Abhandlungen anzeigen sollen, sehr stark werden. Ferner sind auch Titel vorhanden, deren Inhalt von den sogenannten unparteyischen Zuschauern ausgeführt werden muß. Und diese Herrn müssen auf beyde streitende Parteyen schimpfen, und diejenigen der Partheylichkeit beschuldigen, welche die Fragen auszumachen suchen, die die erste Veranlassung

zum

zum kritischen Kriege gegeben haben, die in die schönen Wissenschaften einschlagen, und deren Entscheidungen einen nicht geringen Einfluß in dieselben haben. Wir selbst sind erbötig, Fragen von der Art, wie die letztern sind, auf deren Ausführung die unpartheyischen liebkovisch seyn sollen, ausgearbeiten. Da dieses Werk ohne Zweifel viel Liebhaber finden wird, so setzet unser Verleger eine kurze Zeit zur Pränumeration. Sie soll nicht länger als dreyßig Jahre dauren, welches in Betrachtung der Jahrhunderte, durch welche noch die kritische Unruhen dauren möchten, eine sehr kurze Zeit ist. Bey unserm Verleger wird man einen weitläuftigen Vorschlag von diesem Vorhaben bekommen.

2.

Nachdem wir endlich die berlinischen anakreontischen Oden erhalten haben, so wollen wir mit nächsten unsern Lesern eine Beurtheilung, nebst einer Abhandlung von der anakreontischen Ode, vorlegen. Damit man aber den schönen poetischen Geist des Herrn Verfassers noch ein wenig eher möge kennen lernen, so wollen wir unsern Lesern einige Oden aus seinem Versuche in scherzhaften Liedern vorlegen. Wir wollen gleich die erste nehmen.

Ana-

Anakreon.

Anakreon, mein Lehrer,
Singt nur von Wein und Liebe.
Er salbt den Bart mit Salben,
Und singt von Wein und Liebe.
Er krönt sein Haupt mit Rosen,
Und singt von Wein und Liebe;
Er paaret sich im Garten,
Und singt von Wein und Liebe.
Er wird beym Trunk ein König,
Und singt von Wein und Liebe;
Er spielt mit seinen Göttern,
Er lacht mit seinen Freunden,
Vertreibt sich Gram und Sorgen;
Verschmäht den reichen Pöbel;
Verwirft das Lob der Helden,
Und singt von Wein und Liebe.

Soll denn ſein treuer Schüler
Von Haß und Waſſer ſingen?

Bitte um ein längeres Leben.

Lieber Tod, du wirſt dich irren!
Suchſt du etwa meinen Nachbar,
Mit dem alten krummen Rücken?
Geh nur hin, er wohnt zur Rechten,
Geh nur hin, du wirſt ihn finden,
Und er hat dich ſchon gerufen.
Lieber Tod, du wirſt dich irren
Lieber Tod, geh doch nur weiter.
Da, hier iſt die ganze Taſche!
Alle dieſe Schwanzducaten
Hab ich einſt für dich gewechſelt.
Nimm ſie hin, und geh nur weiter.
Hörſt du nicht den Nachbar rufen?

Hol ihn nur, er wird Dirs danken.

Tod, du irrst dich! soll ich schwören?

Nein, wir wollen uns nicht zanken.

Sieh hier sind noch mehr Ducaten.

Sey so gut, wie unsre Richter,

Laß dich doch nicht länger bitten,

Nimm das Gold, und laß mich leben.

Wilst du nicht, so laß es bleiben,

Laß mich nur noch einmal küssen.

3.

Einer von denjenigen, welche eine nicht glückliche Streiferey in das breitingerische Gebiete in den leipzigischen kritischen Beyträgen gethan haben, hat eine Fortsetzung seiner Beurtheilung einiger breitingerischen Uebersetzungen aus dem Homer an uns schon seit ein Paar Monaten geschickt. Den unpartheyischen Zuhörern zu Gefallen haben wir sie immer noch nicht einrücken wollen; allein er hat nochmals an uns deswegen geschrieben, und uns versprochen, einige algemeine Abhandlungen darauf ein-

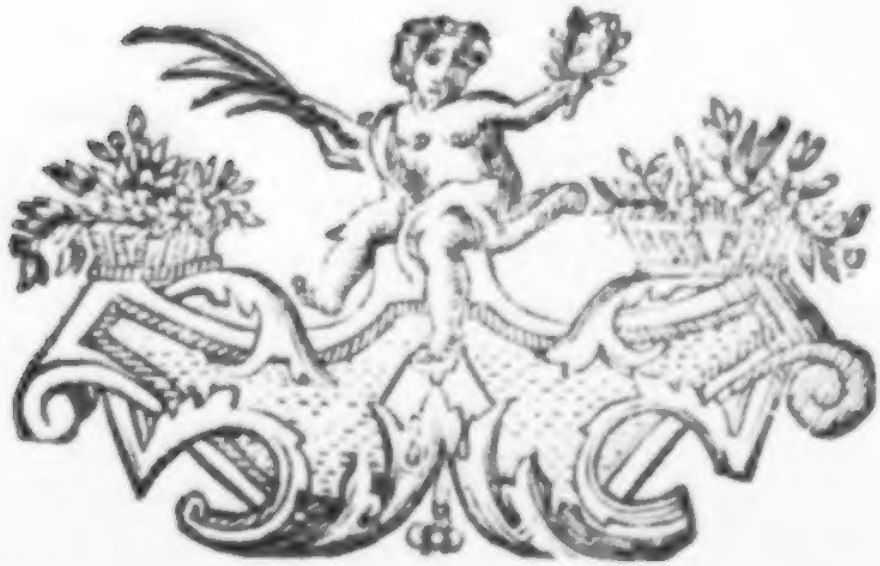
einzuſchicken. Wollen ſie alſo algemeine Betrachtungen über das Schöne in den freyen Künſten leſen : ſo müſſen ſie ſichs nicht zuwieder ſeyn laſſen, einige kritiſche Anmerkungen, über Hr. Breitingers homeriſche Überſetzungen im künftigen Stücke zu leſen, welche aber ſehr beſcheiden ſind.

Bemühungen

zur

Beförderung der Critik und des guten Geſchmacks.

Quid deceat, quid non? quo virtus, quo ferat error. *Hor.*



Eilftes Stück.

Anderer Band.

Halle, bey Carl Herrmann Hemmerde.
1745.

Beweis
eines neuen Lehrsatzes in der Mechanik. *

Trotzt nicht auf eure Kunst, ihr, deren kühner Witz,
Ein Werkzeug jüngst erfand, das Funken, Stich und Blitz.
Wenn man durch Tritt und Zug ein flüchtig Glas beweget,
Und es erhitzt und reibt, ja Flammen selbst, erreget!
Zwar zeigt uns eure Kunst manch scheinbar Wunderwerk;
Ihr seyd der Weisen Lust, der Neugier Augenmerk.
Müst itzt die Einfalt nicht so oft ihr Recht verlieren:
Als Zaubrer müstet ihr den Scheiterhaufen zieren.
Allein, noch ist in euch nicht alle Kunst erwacht,
Die ihr die halbe Welt so stolz electrisch macht.
Will euer Witz sich recht was künstliches erkühnen:
So macht uns doch einmal auch wünschende Maschinen.
Was foderst du von uns? fragt mich der Künstler Zunft,
Ein wünschend Hebezeug ist wieder die Vernunft.
Schweigt, Künstler! soll ich euch noch Weisheit zuerkennen:
Wolf spricht: was wirklich ist, kann man auch möglich nennen.

* Ist eingesandt.

Hebt doch die Augen auf, wofern ihr sehend seyd.
Itzt zeigt euch jeder Blick der Dinge Wirklichkeit.
Seht, wie sie Paar und Paar, in menschlichen Gestalten,
Wie Menschen, ein Gespräch, voll Wunsch und Seufzer, halten!
Zum Wirken brauchen sie nicht eines Menschen Hand.
Fast scheints, als hätten sie gar menschlichen Verstand.
Sie gleichen, seht sie nur, charmanten Catharinen;
Und doch treibt sie kein Rad: o künstliche Maschinen!
Ihr ganzes Triebwerk ist der erste Januar.
Ihr erster Laut klingt so: Glückseligs neues Jahr!
Und ferner: GOtt woll euch Gesundheit, Kraft und Leben,
Und was ihr selber wünscht, dieß, und viel Jahre, geben!
Sagt ja nicht, daß ein Geist in den Maschinen sey.
Wiewohl, so artig spricht kein Staar, kein Papagey.
Jedoch, es kann nicht seyn, daß Geister sie regieren,
Es sind Automata: ich will es demonstriren.
Ein Ding, das reden kann, das muß vernünftig seyn,
Wenn es ein Geist bewohnt. Der Satz ist allgemein.
Ich meyn ein solches Ding, das, was es spricht, auch denket.
Dieß sag ich, daß man mich nicht mit Instanzen kränket.
Nun, die Erfahrung lehrt, ein wünschend Hebzeug spricht.
Es geht mechanisch zu, ein Geist belebt es nicht:
Es müste sonst Vernunft in seinen Worten zeigen:
Jedoch sein Wünschen zeigt, Vernunft sey ihm nicht eigen.
Und das beweis ich so. Das, was vernünftig ist,
Zeigt, daß es Wort und That nach Grund und Zweck ermißt.
Ein Wunschwerk aber läßt, (erlaubt mirs so zu nennen,)
Nicht durch ein einzig Wort Grund oder Zweck erkennen.
Sagt, warum wünscht es doch dem, der es kennt und sieht,
Kraft, Segen, Fried und Ruh, so bald ein Jahr entflieht?
Ist etwan unser Glück an Jahr und Tag gebunden?
Und ist denn mit dem Jahr auch alles Heil verschwunden?
Das Glück kömmt, wenn es kömmt, es geht auch wenn es will:
Es gilt ihm alles gleich, May, Jenner und April.

Stets thut das Unglück weh, stets kann ein Schmerz uns tödten:
Man lebe, wenn man will, so hat man Glück vonnöthen.
Uns nützt und schadet nie ein himmlisch Zeichenthier.
Die Sonne stehe nun im Widder oder Stier,
Im Krebs, oder Zwilling, so kann, aus gleichen Gründen,
Sich Unglück, oder Glück, mit dieser Zeit verbinden.
Doch unserm Wunschwerk ist der Widder fürchterlich.
Es sieht sein grosses Horn, vor diesen scheut es sich.
Doch nein; es lebt kein Geist in diesen Zauberwercken:
Sie sind Automata; ich wills noch mehr bestärken.
So wie ein Uhrwerk nur nach jeder Stunde schlägt,
Nachdem das Stundenrad das Schellenrad bewegt,
Und sich nicht hören läßt, als bis die Zeit verstrichen,
Um welche sich mit ihm des Künstlers Hand verglichen,
Nicht anders bindet sich das Wunschwerk an die Zeit.
Es redet nur, und wünscht, wenn sie es ihm gebeut.
Wie? sollte dieses erst durch einen Geist geschehen,
Da wir am Uhrwerk auch dergleichen Wirkung sehen?
Umsonst mehrt die Natur die Zahl der Wesen nicht.
Der Sonne hellen Glanz verstärkt kein brennend Licht;
Und kann ein Werk der Kunst sich von sich selbst bewegen
Warum soll denn ein Geist die Kraft dazu erregen?
Ein wünschend Hebezeug wünscht ohne Zweck auf die,
In deren Ohr es wirkt. Ihr Glück erfreut es nie,
Ihr Unglück schmerzt es nicht, so sehr es dieß verfluchet,
So sehr es jenes auch durch Wunsch und Flehn gesuchet.
Macht es auch die Vernunft in einem Wesen so?
Nein, wer vernünftig ist, der wird beym Glücke froh,
Das er gewünschet hat; das Unglück muß ihn kränken,
Das er sich erst bemüht, durch Wünschen abzulenken.
Wer zweifelt nun daran, daß unser Wunschwerk nicht
Durch einen Geist sich regt, ob es gleich wünscht und spricht?
Mein Satz ist demonstrirt. Wo Schluß und Schluß sich häufen,
Wer unterfteht sich da die Wahrheit anzugreifen?
Sagt, ob dem Beyfall wohl ein Scheingrund hinterach?
Da die Vernunft hier feylt: so folgt ꝛc. W. z. E. W.

Noch treibt ein Philoſoph vielleicht mich in die Enge.
Die Zahl der Wünſchler mehrt der Yahoven Menge,
Schreyt Meiſter Steudnitzer, der ohne viel Bedacht,
Mehr, als die halbe Welt zu Yahoven macht.
Er ſieht: das Kartenſpiel, das thieriſch tolle Lieben,
Das Haſchen dieſer Art, entſteht aus gleichen Trieben.
Wahr iſts, ein Wunſchwerk hat ein menſchliches Geſicht:
Es hat vom Menſchen viel, jedoch die Seele nicht
Ein Yahoo hat noch Vernunft von ſchwacher Stärke;
Die unterſcheidet ihn von unſerm Räderwerke.
So liegt die Wahrheit doch! Der Einwurf iſt geſchwächt.
Es ſchützet mein Beweis der Wunſchmaſchinen Recht.
Sehr! wie ſie hänna itzt ſelbſt auf die Meſſe laufen.
O möchte man ſie bald ums halbe Geld verkaufen!

Leipzig
den 4 Jenner.
1745.

Chriſtlob Mylius

****

Des Herrn Racini
Abhandlung
Vom Weſen der Dichtkunſt.
Zweiter Theil.

Da ich in der vorhergehenden Abhandlung gezeigt habe, daß weder die Dichtung noch die Einbildungskraft weſentliche Theile der Dichtkunſt ſind; daß man noch weniger den Nahmen eines Poeten an alle diejenigen verſchwenden müſſe, die Verſe zu machen wiſſen; So iſt noch übrig, daß ich unterſuche, wer diejenigen ſind, welche allein dieſen verehrungs-

ungswerthen Nahmen verdienen, und welchen
an ihn nicht verweigern kann.

Den Nahmen eines Poeten darf man, wie
oraz ſagt, niemanden geben, als demjenigen,
elcher einen göttlichen Witz beſitzt, als demje-
igen, der einen hohen Geiſt hat, und deſſen
Mund von groſſen Dingen ſpricht:

Ingenium cui ſit, cui mens divinior atque'os
Magna ſonaturum, des nominis huius honorem.

Nach Petrons Meynung muß ein Poet eine
Sprache reden, die von der Sprache des Pö-
els unendlich weit entfernet iſt, und er muß
usruffen können: Unheiliger Pöbel! Ma-
he dich fern von hier. Sumendæ voces a
lebe ſummotæ, ut fiat, Odi profanum vul-
us, & arceo. Die Alten bewunderten dieſen
olen Schwung in der Poeſie und ſahen ihn für
ie Wirkung einer heiligen Raſerey an die von
er Eingebung der Götter rührte. Dieſe hieſ-
n ſie die Begeiſterung. Aus dieſer Urſache
ntſchuldigt ſich Cicero gegen ſeinen Bruder,
aß er die Verſe zu verfertigen unterlaſ-
n habe, die derſelbe von ihm verlangt;
eil ihn die Menge ſeiner Geſchäffte
erhindert, und überdieſes die Begeiſterung ge-
hlt hat: abeſt etiam ἐνθουσιασμός.

Ad Quintum frat. lib. 3.

Wir können uns eben dieſes Wortes bedie-
en, und die Begeiſterung für das Weſen der
Dichtkunſt anſehen. Damit wir uns aber an
nen ſo unbeſtimmten Worte nicht begnügen

lassen: So müssen wir zugleich den Begriff gehörig bestimmen, den wir damit verbinden.

Da es in die Augen fällt, daß Plato in dem Gespräche, welches er der Schall benennt, keinen andern Endzweck hat, als ein zusammengeflochtes Werk durch zuziehen, so können wir dasjenige, was er den Sokrates von der Begeisterung sagen läßt für ein bloßes Spiel des Witzes ansehen. Will man diesen Weltweisen glauben, so ist nicht etwan die Kunst die Führerinn der Poeten; sondern ein himmlischer Hauch reißt sie hin; und wie die Korybanten und Bachanten sonst nicht tanzen, als in dem Augenblick, da ihr Geist ihnen entrissen ist, so können die Poeten zu keiner andern Zeit singen, als in dem Augenblicke, da eine solche Raserey sich ihrer Seelen bemächtigt. Diese Raserey wird ihnen von den Musen eingeflößt, und sie ihres Theiles flößen sie wieder ihren Zuhörern ein. Eben so wie ein Magnet den eisernen Ringen, die er an sich zieht, seine Kraft mittheilt, so daß diese ersten Ringe wieder andre an sich ziehen, bis sie eine Kette ausmachen, die an dem Magnetsteine in Schweben hängt; So flößt ein Mensch, der die Verse eines grossen Poeten gut verfaßt, seinen Zuhörern das Feuer ein, das ihm durch den Poeten eingeflößt ist, dessen Werk er verfaßt, und der es von einem Gotte empfangen hatte: Solchergestalt daß man von jedem Zuhörer zu, wenn man auf den, der die Verse hersagt, und auf den, der sie verfertigt hat,

t, zurückgeht, eine lange Kette findet, deren
ste Ring an einem Gotte unmittelbar hängt.
och nach dem Plato in dieſem Geſpräche davon
ſcherzt hat; ſo redet er in dem Phädrus *sehr*
ch ernſtlich davon. Er ſagt daſelbſt: Der *unsinnige*
nige der ſich an die Poeſie wagt, ohne von
r Raſerey ergriffen zu ſeyn, und ſich jetzt
bilder, daß ihn die Kunſt allein auf einen
alten kann, wird niemals andre als un-
ollkommene Stücken zur Welt bringen;
nd die Poeſie eines Menſchen, der ein
altes Geblüth gehabt, verbleicht vor der
oeſie eines Raſenden. Cicero war eben die-
Meynung, da er ſagte, daß alle andre Wiſ-
nſchaften der Kunſt und der Regeln vermö-
en hätten; und der Poet allein ſeine ganze
tärke aus der Natur, aus ſeinem Witze, ja
r aus einer himmliſchen Eingebung ſchöpfen
üſſe. Poetam naturæ ipſius valere, & men-
s viribus excitari & quaſi divino *Pro Ar-*
nodam ſpiritu afflari. Dieſe Mey- *chia Poet.*
ung war eigentlich die Urſache, warum man
e Poeten für heilige Perſonen anſahe. Apud
mnes ſancti habiti ſunt itaque dicti. Ebend.
ie beſtärkten die Welt auf alle Weiſe in ei-
er Meynung die für ſie ſo viel ſchmeichelhaftes
atte. Sie ſcheuten ſich nicht als etwas genüſ-
s vorzugeben, daß in ihrem Herzen ein Gott
ohnte.

Eſt Deus in nobis, agitante calescimus illo.

At sacri vates & Divum cura vocantur.
Sunt etiam, qui nos numen habere putant.
Ovid.

Sie haben sich gerühmt, mit dem Himmel in einer Gemeinschaft zu stehen:

Sunt & commercia coeli. *Ovid.*

Ich will mich bey demjenigen nicht aufhalten, was sie uns von dem sonderbaren Schutze, dessen sie die Götter würdigten, von der Berauschung, die die Wasser der Hippokrene ihnen verursachten, und von den Nächten gesagt haben, die sie auf dem Parnaß schlafend zugebracht. Da ich unterdessen behaupte, daß das Wesen der Poesie in der Begeisterung besteht, so will ich diese Begeisterung nicht etwan für die Wirkung einer göttlichen Eingebung angesehen haben, sondern ich betrachte sie nicht anders als die natürliche Wirkung der Leidenschaften; und eben aus dieser Ursache behaupte ich, daß sie zur Poesie durchaus nothwendig ist, weil alle Poesie die Sprache einer Leidenschaft seyn muß. Wenn man davon überzeugt seyn will so darf man nur eine kurze Betrachtung über den Zustand anstellen, in welchem man sich befindet, wenn unser Herz von einer Leidenschaft getrieben wird, und was für eine Sprache sich zu diesem Zustande schickt.

In eben dem Augenblicke, in welchem sich eine heftige Leidenschaft unsrer Seele bemächtigt, bemächtigt sie sich zu gleicher Zeit auch unsers Körpers, und bringt eine plötzliche Unordnung in demselben aus. Das Blut rollt mit Ungestüm

n, das Geſicht entflammt ſich, die Augen
keln, der Schall der Stimme wird gröber,
gebrochnen Worte entfahren uns jählings,
gewaltſame Lauf der Lebensgeiſter erhitzt un-
Einbildungskraft, und hurtig ſtellen ſich uns
e verſchiedene Gedanken auf einmal derſelben
: Wir drucken ſie ſo geſchwind aus, als es
möglich iſt, und unſre Geſchwindigkeit ver-
tet uns nicht in unſern Reden eine genaue
dnung zu beobachten. Wir geben auf die
mlichen Verbindungen nicht mehr Acht.
re Ausdrücke ſind verwegen, weil uns zu der
, da wir mit dem, was uns rührt, ſo leb-
beſchäftigt ſind, die Worte, derer wir uns
enen, gar nicht übertrieben vorkommen.
r gebrauchen Ausruffungen, jählinge Anre-
, Fragen, und wir wenden uns ſo gar zu
eſeelten Weſen, weil wir in der Unordnung
der wir uns befinden, uns einbilden, daß die
ze Natur, das was wir fühlen, mit uns zu-
ch fühle. Dieſes iſt die Begeiſterung der
enſchaften, und dieſes iſt auch die Begeiſte-
g der Dichtkunſt.

Die Freude war die erſte Leidenſchaft, wel-
uns Tänze, Geſänge und Ausdrücke eingab,
ſich zu ſolchen Geſängen ſchickten. Es war
ürlich, daß die Menſchen die merkwürdigſten
ohlthaten preiſen mußten, die ſie vom Him-
empfingen. In dieſen glücklichen Entzü-
ngen eines von Danke überfliеſſenden Her-
, empfingen die Geſänge ihr Weſen, die

bey

bey den Hebräern so gemein waren. Man brauchet nur den Gesang des Moses wegen des Durchgangs durch das rothe Meer und den Gesang der Debora zu lesen, wenn man wissen will, was für eine Pracht in Ausdrücken uns die Freude einzugeben fähig ist.

Die Traurigkeit drückt sich so wohl als die Freude in einer poetischen Sprache aus. In den Propheten finden wir verschiedne Klagelieder, und man weis, wie viel deren die Heiden auf des Adonis Tod verfertigten. Jeremias empfand damals den heftigsten Schmerz, als er uns Jerusalem abmahlte, wie sie sässe, und in ihren Thränen schwämme, ohne daß einer von ihren Feinden käme, sie zu trösten; und als er uns die Wege nach Zion abbildete, wie sie seufzten, daß niemand mehr auf die Festtage der heiligen Stadt käme. Die Natur bringt es so mit sich, daß alle Unglückliche die Heftigkeit ihrer Betrübniß vergrössern. Sie sind von ihrem Schmerze so sehr eingenommen, daß sie von allen Gegenständen, die sie umringen sich einbilden, als ob sie auf ihre Seufzer Acht hätten, und dabey empfindlich seyn sollten. Moschus läßt an den Thränen, die er über Bions Tod vergießt, die Vögel, die Bäume, die Brunnen, und das ganze Feld Theil nehmen. Der Schäfer, welcher im Virgile, des Daphnis Tod beweint, glaubt daß Löwen, Berge und Wälder, durch seine Klagen gerührt, kläglich darüber seufzen würden:

Dahp-

aphni, tuum Poenos etiam ingemuiſſe leones
iteritum, montesque feri ſylvaeque loquuntur.

Was für prächtige Bilder hat nicht die Ver-
nderung dem Urheber der Pſalmen einzu-
en gewuſt, wenn er die Gröſſe GOttes be-
chtete! Die Ueberſetzung der Vulgate, hat,
unvollkommen ſie auch iſt, doch das ganze
tiſche Feuer derſelben nicht ausgelöſcht. Itzt
en wir den HErrn, wie ihn die Welken tra-
; er fährt auf den Fittigen des Winder, vor
n her geht ſein Donner, und Berge zerſchmel-
wie Wachs vor ihm; Itzt hält er einen
ch des Zorns in ſeiner Hand, der ſich nicht
höpft, und von welchen er allen Sündern
Erdbodens zu trincken giebt. Eine ſolche
prache reden, das heißt erſt ein Poet ſeyn.

Der Zorn muß ſich nothwendig einer Spra-
bedienen, welche ſeinem gewaltſamen Unge-
me gemäß iſt. In der ſtärkſten Hitze eines
echten Zorns wieder die Jüden hat Moſes den
n Vorwürfen ſo vollen Geſang verfertigt, den
kurz vor ſeinem Tode verfertigte, und an deſ-
Anfange er ſich zum Himmel und zur Erde
ort, und der ganzen Natur ein Stillſchweigen
biethet, daß man ihn hören könne. Der Zorn
b dem Archilochus die Waffen, die für den
kamb ſo unglücklich waren. Er allein war
reichend, den Juvenal zum Poeten zu machen.

di natura negat, facit indignatio verſum.

Doch von allen denen Leidenſchaften, wel-
e den Poeten den Urſprung gegeben haben,

iſt

iſt in der langwierigen und unerſchöpflichen Fruchtbarkeit der Liebe keine gleich. Properz hat ſeine Verſe weder der Kalliope noch den Muſen, ſondern allein derjenigen zu danken, die er liebt:

Ingenium nobis ipſa puella facit.

Martial verlangt weiter nichts, als einen Gegenſtand, der ihn zu entzücken fähig iſt; ſo will er Verſe machen, welche die Unſterblichkeit verdienen:

Si victura peris carmina, da, quod amem.

Obneachtet ſich Petrarcha über die Uebel beklagt, welche ihm die Liebe verurſacht hat, ſo geſteht er doch, daß er ihr allein ſeinen Ruhm verdanke, und daß er niemals etwas anders, als einer vom Pöbel geweſen ſeyn würde, wenn er nicht der Sklave der ſchönen Laura geweſen wäre.

un roco
Mormorador di corte un huom del vulgo.

Corneille thut ein gleiches Bekänntniß:

Charmé de deux beaux yeux, mon vers charma la Cour
Et ce que j'ai de nom, je le dois a l'amour
J'adorai donc Philis, & la ſecrete éſtime
Que ce divin eſprit faiſoit de nôtre zime
Me fit devenir Poëte auſſitôt qu'amoureux
Elle eût me prémiers vers, elle eût mes derniers feux

Die Liebe hat ſo gar bey den wilden Amerikanern Poeten gemacht, und Montagne hat einige Worte von dem Liede eines Cannibalen eingerückt, das ihm gar nicht barbariſch, ſondern vielmehr überaus anakreontiſch vorkömmt.

Laßt

Laßt uns daraus dreiſt den Schluß faſſen,
ß die poetiſche Schreibart nichts anders als
e natürliche Schreibart der Leidenſchaften iſt.
t die Rede, worinn dieſe Schreibart herrſcht,
ch durch den Wohlklang der Verſe verknüpft;
heißt ſie alsdann ein Gedicht ein Poema,
lches nichts anders heißt, als ein Werk, und
rt ihrer Vortreflichkeit wegen dieſen Nah-
n. Der Verfaſſer deſſelben heißt ein Poet.
ieſer Nahme zeigt keinen Schöpfer oder Er-
der von Erdichtungen, ſondern bloß einen
erkmeiſter an, und es iſt eben ſo viel als ob
n ſagte, der vollkommene Werkmeiſter, deſ-
Werke die einzigen recht bewundernswür-
er. Werke ſind.

Aber wie kann wohl, wird man ſagen, die
eſie die natürliche Sprache der Leidenſchaf-
ſeyn, da ſie ſich der Tyranney der Verſe
zeit unterwerfen muß? Ein Menſch, den der
waltſame Ungeſtüm einer Leidenſchaft empört,
t ſich nicht bey der Art auf, wie er ſich künſt-
ausdrücken will. Er denkt weder daran
er ſeine Reden abmeſſen, noch daran wie
den Worten Feſſeln anſchlieſſen will.

Wenn man auf dieſen Einwurf antworten
, muß man in der Poeſie dasjenige, was
der Natur ſeinen Urſprung hat, von dem-
gen unterſcheiden, was die Kunſt dazu ge-
hat. Die Natur giebt uns anfangs die
eiſſende Heftigkeit der Schreibart, und die
nheit der Figuren ein. Hierauf kömmt die

Kunſt

Kunſt dazu, und ſchließt die poetiſche Schreibart, ſie noch hinreiſſender und zu gleicher Zeit wohlklingender zu machen, in die engen Grenzen der Verskunſt. Da die Poeſie erſt entſprungen war, mußte ihr dieſe Sklaverey noch unbekannt ſeyn, weil die Regeln der Kunſt erſt durch die Zeit und durch die Ueberlegung feſt geſetzt worden. Dieſes erfahren wir vom Quintilian in folgenden Worten: Poema nemo dubitaverit imperito quodam initio fuſum & aurium menſura & ſimiliter decurrentium ſpatiorum obſervatione eſſe generatum, mox in eo repertos pedes. Ohngeachtet der Meynung einiger Gelehrten, die in der hebräiſchen Poeſie genau beobachtete Regeln haben finden wollen, iſt man überhaupt einig, daß die Schönheit derſelben in nichts, als in der Pracht der Gedanken, und einigen Wohlklange, den man in ihrer Schreibart bemerkt, Gleich bewundern wir ſie allezeit, weil die weſentliche Schönheit der Poeſie nicht in der Verskunſt ſondern in der Lebhaftigkeit der Bilder und Verwegenheit der Figuren liegt.

Man beſchuldige mich nicht, als ob ich die Verskunſt blos für einen fremden Zierrath anſehe. Vielmehr betrachte ich ſie, als einen Zierrath, den die Kunſt der Natur nothwendig geben muß. Und eben ſo wie die Vertheidiger der Erfindungen, einem Zuſammenhange von Dichtungen geben werden, die in ungebundner Rede geſchrieben ſind, ſo werde ich gleichfalls

ein

n Werk, das von Begeiſterung voll iſt, wenn
m die Verſe fehlen, kein Gedicht nennen.
och es iſt ſo augenſcheinlich, daß die poetiſche
chönheit nicht in den Schönheiten des Ver-
s beſtehet, daß man allezeit, wenn man das
Werk eines groſſen Poeten auch noch ſo ſehr
rſtellt, und durch eine ſchlechte Ueberſetzung in
tücken zerreißt, ſo wird man doch allezeit
sjenige darinn finden, was Horaz disjecti
embra Poetæ nennt.

Dieſes wird man auch noch in dieſer Ueber-
ung von einem Geſange des Jeſaias finden,
ich hier einrücke, * damit ich von der poe-
hen Begeiſterung ein recht ſinnliches Bey-
l geben möge. Nachdem der Prophet den
den die Befreyung aus der babyloniſchen
fängniß und die Beſtrafung des Feindes,
ſie gefangen gehalten, vorhergeſagt hatte, ſo
rt er ſie plötzlich ſelbſt redend ein, wie ſie in
erſten Hitze ihrer Freude und ihres Erſtau-
s alsdann wieder den Könıg von Babylon
en würden. Was für Bilder, was für Figuren
ft hier der Poet hurtig auf einander! Wir hö-
die Schatten der Verſtorbenen, die Cedern Li-

* Wir hoffen dieſes Stücke aus dem Jeſaias unſern Leſern in einer beſondern Ode künftig vorzulegen. Es iſt gar zu viel Poeſie in demſelben, als daß wir es geſchwind ausarbeiten könnten. Man kann es unterdeſſen in der deutſchen Lutheriſchen Ueberſetzung der Bibel nachſehen.

banors, die Juden, der König von Babylon, und die, welche keine Leiche finden, hintereinander reden. Dieſe Figuren ſind ſo verwegen, daß der lebhafteſte Redner, ſich nicht unterſtehen würde, dieſelben zu brauchen. Der Poet allein bedient ſich ihrer, weil er allein die Freyheit hat, ſich dem Ungeſtüme ſeiner Leidenſchaften ganz und gar zu überlaſſen; und aus dieſer Urſache glaube ich Recht gehabt zu haben, zu behaupten, daß das Weſen der Dichtkunſt in der Begeiſterung beſtehe.

****

Jubelrede von denen groſſen Verdienſten des glorwürdigſten Churfürſtens zu Sachſen, des Durchlauchtigſten Herzogs Mauritius, gegen die evangeliſche Religion, am andern Jubelf. ſie der Königl. und Churfl. Landeſchule zu Meyſſen gehalten am dritten des Heumonats im Jahre 1743. und aus dem lateiniſchen ins deutſche überſetzt von

M. Chriſtian Friedrich Weiſen

dritten Lehrer bey der Königl. und Churf. Landſchule.

Dresden zu finden in der Leſch- und Hübneriſchen Erben Buchhandlung. 1744. 7½ B. 4

Je geringer und kleiner noch zur Zeit die Anzahl guter Lobredner in Deutſchland iſt, um deſto gröſſern Ruhm und Bey-

eyfall verdienen alle diejenigen, welche von
rgleichen Art Reden die vortrefflichſten Mu-
r der Welt vor Augen legen und durch ihr
hmliches Beyſpiel noch mehr muntre Köpfe
gleicher Beſchäftigung anfeuren. Gegen-
ärtige Jubelrede, welche, wie die Aufſchrift
get, auf den groſſen Beförderer der evange-
hen Religion in Sachſen, den glorwürdigſten
urfürſt. Mauritius, gehalten worden, iſt al-
dings in die Claſſe der guten Lobreden zu ſe-
n, weil ſie die Verdienſte dieſes groſſen Chur-
ſten mit dem gehörigen Feuer und Nach-
ucke, ohne Trockenheit und Schwulſt, wie es
in dergleichen Reden gebührt, nach Wür-
erhebt.

Die Zueignungsſchrift, welche an die Edlen,
rbegierigen, Hoffnungsvollen und Gelehrte-
n Pflegeſöhne der Königl. und Churfürſtl.
ndſchule zu Meiſſen gerichtet iſt, enthält nichts
onders, welches hier angemerkt zu werden
diente, es wäre denn das neue Wort Va-
ſprache auf der dritten Seite: „ich habe
eſe Rede itzt aus dem lateiniſchen in unſre
Vaterſprache überſetzt, „ welches ungewöhnlich
zu gekünſtelt iſt, da niemand ſo redet und
eibt.

Der Eingang zu dieſer Jubelrede iſt natür-
, ungezwungen und ſteht mit der Rede ſelbſt
der genaueſten Verbindung. Der Satz, wel-
darinnen abgehandelt wird, daß die All-
cht GOttes allezeit groſſe Männer erwecke,

wenn ſie in der Religion und im Staate groſſe Dinge ausführen will, wird aus den alten Geſchichten mit den Beyſpielen des Moſes, Joſua und Davids, und aus den neuern mit den Exempeln des groſſen Conſtantinus, Carls und des unſterblichen Mauritius, ehemaligen Stadthalters der vereinigten Niederlande, eines Enkels des Sächſiſchen Mauritius zur Genüge bekräftiget und erläutert. Ueberhaupt aber iſt gleich anfangs bey dieſer ganzen Lobrede dieſes zu erinnern, daß der Herr Verfaſſer ein faſt gar zu groſſer Verehrer der Figuren iſt, und daß er aus gar zu brennender Begierde feurig und lebhaft zu ſchreiben, dieſelben gar zu häufig, oft zur unrechten Zeit, nicht am gehörigen Orte und nicht allemal in dem gehörigen Grade anbringt, wie es die Umſtände und der Affekt erfordern. Gleich im Eingange findet ſich auf der zweyten Seite ein Beweis davon. Der Herr Verfaſſer ſagt: „Sie kennen allerſeits G. und „H. H den gröſten Held ſeiner Zeit, den theu„ren Mauritius, Printzen von Oranien und Gra„fen von Naſſau. Erkennen ſie nicht dieſen „Mauritius für den groſſen Fürſten, den die „mächtige Beyhülfe GOttes erweckte, als ſie „die gröſte und glücklichſte Veränderung in den „Niederlanden vorhatte? War er nicht der un„verzagte Held, durch den GOtt . . . und „Holland zu einem freyen, mächtigen, geſegne„ten und glückſeligen Staate machte?„ Bis hieher iſt es ſchön und gut, aber wenn der Herr

Ver-

ſſer gleich auf einmal und unvermuthend
oratoriſche Entzückung geräth, ſich den
n von Oranien als gegenwärtig vorſtel-
ihn mit dieſen Worten anredet: „Ver-
mir, unſterblicher und durch deine groſ-
haten verherrlichter Fürſt! Verzeihe mir;
zeihe vielmehr meiner Schwachheit, wel-
inen Ruhm und deine Verdienſte aus-
cken unvermögend iſt;„ So iſt dieſe an
öne Figur der Anrede wohl zur unrechten
d an unrechten Orte angebracht. War
err Mag. Weiſe wohl verbunden, hier
inzen von Oranien nach allen ſeinen groſ-
rdienſten zu loben, da er ſich ſchon einen
Held ausgeſucht hatte, den er loben
Wer konnte es ihm für übel halten, da
in wenigen Zeilen zu ſeinem Lobe über-
genug geſagt hatte, wenn er die übrigen
Tugenden verſchwieg? und was war es
thig, wegen Unterlaſſung einer Sache um
ung zu bitten, die er ohne dieß nicht
rfte. Zudem, ſo ſchicket ſich eine ſo jäh-
nd ſchnelle Hitze gar nicht in den Ein-
wo der Redner ſeine Zuhörer nicht be-
, ſondern vorbereiten ſoll, und wo alles
h, ungekünſtelt und gelaſſen ſeyn muß.
edner muß erſt nach und nach aufwa-
ch almälig in das nöthige Feuer ſetzen
die Worte des Horaz, welche er den
zur Lehre giebt:

umum ex fulgore, ſed ex fumo dare lucem

beſtens empfohlen ſeyn laſſen, ſonſt wird aus ſeinen Reden oft ein bloſſes Geſchrey, das nichts hinter ſich hat und bey den Zuhörern ſelbſt entſteht nur eine ſiegende Hitze, die bald wieder verſchwindet. Wollte der Herr Verfaſſer einwenden, daß gleichwohl zuweilen ein Redner mit vollem Affekte und Feuer anfangen könne, wenn es ſeine Umſtände und ſeine Sache, von der er handelt, ſo verlangten; So hat er wohl in ſo weit recht, aber ſeinen Eingang doch noch lange nicht damit gerechtfertiget. In demſelben herrſchet nicht ein durchgängiger Affekt, ſondern er fängt ſich erſt in der oben angeführten Stelle an. Wie gemäßig und ſanft klingt der Anfang der ganzen Rede: „Wenn die Allmacht GOttes auf Erden groſſe Werke ausführen will, ſo erwecket ſie groſſe Männer ꝛc.„ Wo iſt hier der Affekt? Ganz unverhofft überraſcht er den Redner bey dem Lobe des jüngern Maximus, nur damit er eine ſchöne und feurige Figur anbringen will, welche aber ſeinem Affekte, in dem er ſtund, gar nicht gemäß iſt. Nicht wahr, die Figuren ſind die Sprache der Affekten und wenn man dieſelben brauchen will, ſo muß man ſie nach Beſchaffenheit der Affekten brauchen, ſo, daß man in einem gelinden Affekte die gelinden Figuren und in einem heftigen die verwegenen anwendet? Wer redet aber ſo? wenn er eine abweſende oder verſtorbene Perſon gegen einen andern loben will: Du kennſt dieſen oder jenen Mann, erkennſt du ihn nicht

für

r einen ſolchen, der ſo und ſo beſchaffen war. War er nicht der, durch den dieß und jenes iſt ausgeführet worden? Verzeihe mir, groſſer Mann, verzeihe mir, ja verzeihe vielmehr meiner Schwachheit, welche deinen Ruhm und deine Verdienſte auszudrücken unvermögend iſt! Hier iſt auf einmal ein viel zu groſſer Sprung im Affekte, der Redner iſt von dem Ruhme ſeiner lobenswürdigen Perſon noch nicht erhitzt genug, und wenn es hoch käme, ſo würde er in dieſen Umſtänden geſagt haben: O ich kann diesen verdienſtvollen Mann nicht genug loben; oder, ich muß ſchweigen; ich verſtumme ganz bey ſeinem Lobe; ſein Lob überſteigt meine Kräfte; ich bin zu ſchwach, meine Kräfte reichen nicht zu, dieſen groſſen Mann nach Würden zu loben; oder wie ſich ſonſt der Affekt hier ausgedrückt hätte. Der gelehrte und geſchickte Herr Mag. Weiſe wird ſo billig ſeyn, und dieſe kleine Anmerkung nicht ungütig nehmen, ſie hätte hier völlig können erſparet werden, ſie war aber deswegen nöthig, weil man daraus den rechten und falſchen Gebrauch der Figuren ſehen kann; zumal, da es itzt bey einigen Mode wird, daß ſie in ihren Reden die heftigſten Figuren da am liebſten brauchen, wo ſich entweder gar kein Affekt, oder doch der niedrigſte Grad deſſelben befindet.

Noch etwas iſt hier nicht zu vergeſſen, was die Reinigkeit des Ausdrucks betrifft. Der Herr Verfaſſer begeht allezeit in der Anrede an ſeine

Zuhörer einen kleinen Fehler, als wenn er z. E. auf der zweyten und dritten Seite sagt: Sie wundern sich nicht, sie verlangen nicht, sie erwarten nicht, sie fordern nicht, anstatt: Wundern sie sich nicht, verlangen sie nicht, erwarten sie nicht, fordern sie nicht. Man sagt ja: Wundre dich nicht, wundre er sich nicht, wundert euch nicht, also auch' nothwendig wohl, wundern sie sich nicht. Das erwarten sie nicht findet sich schon in des Hrn. Professor Gottscheds ausführlichen Redekunst, im zweyten Theile, in der übersetzten Lobrede des Fleschier, nach der ersten Ausgabe auf der 448sten Seite, wo es ebenfalls, erwarten sie nicht, heist. So, wie es der Herr Mag. schreibt: Sie erwarten nicht, ist es schlechtweg verneinet, und keine Anrede, wenn es aber: erwarten sie nicht, heist, ist es eine Anrede, die mit einer höflichen Bitte vergesellschaftet ist.

Auf der dritten Seite nennet der Herr Verfasser seinen Held, den Mauritius gleich unmittelbar hinter einander einen Sächsischen Alexander und den andern Julius Cäsar: „Dieser „Sächsische Alexander, dieser andere Julius Cä„sar, hat die zween unüberwindlichen Kaiser der „Abend- und Morgenländer in einem Jahre zu „billigen Friedensbedingungen gezwungen.„ Wie reimt sich aber die Vereinigung des Alexanders und Cäsars in einer Person, da beyde zu verschiedenen Zeiten gelebt haben? Wenn Mauritius der Sächsische Alexander ist, so kann

er

r nicht auch zu gleicher Zeit der zweyte Julius
Cäsar seyn. Hätte der Herr Verfasser jenen
Mauritius mit diesen beyden Helden in zween
verschiedenen Umständen verglichen, als z. E.
Mauritius war in seinen Siegen so geschwind
wie Alexander, und wenn er asiegt hatte, so
großmüthig, wie Julius Cäsar; alsdenn wäre
diese Vergleichung ohne Fehl gewesen.

Auf der fünften Seite trägt der Lobredner
einen Satz also vor: „Diese zahlreichen, gros-
„sen, heiligen und seligen Verdienste gegen die
„reine Religion will ich itzo nach Vermögen er-
„zählen, betrachten, bewundern, verehren, er-
„heben und mit dankbeflissentlicher Ehrfurcht den
„spätesten Nachkommen bestens empfehlen.„
Diese unnöthige Häufung derjenigen Wörter,
die fast einerley sagen, taugt nicht viel, zumal
in Lobreden, wo alles feurig seyn soll, ist diese
Weitläuftigkeit und sonderlich das erzählen
viel zu kalt und matt, ein einziges nachdrückli-
ches Wort sagt vielmehr, als fünf oder sechs
gehäufte Wörter ohne Nachdruck. Wenn der
Zuhörer schon im Satze des Redners vom er-
zählen höret, so bekömmt er gleich anfangs eine
schlimme Vorstellung von der ganzen Rede und
bereitet sich daher schon zum voraus entweder
zum jähnen, oder zum schlafen. Der Redner
schadet sich also selbst, und wenn er auch gleich
wirklich in seiner Rede erzählen muß, wie es in
allen historischen Lobreden nöthig ist, so darf er
es doch nicht aus Klugheit sagen, damit sich der

Zuhörer keine trockne Ausführung vermuthe, wie man ſich gemeiniglich von einer Erzählung verſpricht. Wollte man denken, dieſe Häufung der Wörter wäre deswegen geſchehen, damit der Satz des Jubelredners dadurch recht deutlich und begreiflich gemacht würde, ſo kann doch dieſe Deutlichkeit auf eine andre Art eben ſo gut erhalten werden, ohne daß der Redner ſeinem Feuer Abbruch thut. Wie wäre es, wenn der Hr. Verfaſſer ſo geſagt hätte: Dieſe zahlreichen und ſeltzen Verdienſte des unſterblichen Maximus gegen die reine Religion will ich itzt nach Vermögen erheben und mit dankbeflüſſener Ehrfurcht den ſpäteſten Nachkommen beſtens empfehlen. Hier liegt ſchon im Worte zahlreich erzählen, in ſeltz iſt groß und heilig mit begriffen, im erheben ſteckt betrachten und bewundern, und Ehrfurcht ſagt noch mehr, als verehren. Der Herr Verfaſſer hat dieſe Art vom Climax ſehr oft im Gebrauche, auch auf der vierten Seite findet ſich einige Spur davon, es klingt aber, wie geſagt, nicht allemal gut, und iſt mehr ein Fehler, als eine Schönheit der Rede. Der Herr Mag. iſt in ſo weit zu entſchuldigen, daß er nicht der einzige iſt, der ſich in dieſes oratoriſche Spielwerk verliebt hat, er wird aber hoffentlich nicht ſo eingenommen ſeyn, daß er ſich unter die Zahl derer mit rechnen wird, die alle oratoriſche Schnitzer für Zierrathen anſehen. So viel vom Eingange und dem Satze des Redners.

Was

Was die Erklärung betrift, ſo entwickelt der Herr Verfaſſer in derſelben erſtlich den Begrif der Religion überhaupt, aber gar zu kurz und philoſophiſch, nicht, wie es einem Redner anſtändig iſt, mit einer lebhaften und feurigen Einbildungskraft. Er ſagt weiter nichts von ihr, als: „Sie wiſſen, daß Religion überhaupt eine „Verbindlichkeit gegen GOtt heiſt, da man ſich „um GOttes willen zu gewiſſen Handlungen „verbunden zu ſeyn erachtet.„ Vielleicht hat es dem Herrn Verfaſſer, dieſe Erklärung der Religion überhaupt ſo kurz zu machen, deswegen beliebt, weil er ſie nicht für ſeine Hauptertlärung gehalten hat? Deſto ſchöner und oratoriſcher ſind aber hernach die Beſchreibung der wahren Religion und die Abſchilderung der verfinſterten Zeiten vor der Lehrverbeſſerung des theuren Luthers. Die letzte fängt ſich auf der siebenden Seite ſo an: „Doch was für eine bange Wehmuth überfällt mein Herz, da ich den Zuſtand „des der Religion zu den Zeiten unſerer Väter „gedenken will? Ach! wie elend, wie betrübt „waren dieſe Zeiten, da die Thorheit und Bosheit unwiſſender, liebloſer und eigennütziger Leute den reinen Glanz und die Vollkommenheit „der Religion beflekt, verdunkelt, verändert „und verderbt hatten! Ach, ich gedenke mit „Zittern an die Zeiten in Sachſen, zu welchen „die Religion mit der gröbſten Unwiſſenheit, mit „kindiſchen und lächerlichen Menſchenſatzungen, „mit faſt heidniſchen Aberglauben zu kämpfen „hatte!

„hatte! Ich erinnere mich mit Betrübniß der „Tage, an welchen .. Doch, GOtt ſey Dank, „daß ſich dieſe trüben Zeiten aufgekläret, daß „dieſe finſtre Nacht vergangen und Tag und „Licht wieder aufs neue angebrochen ſind! GOtt „ſey Dank, daß ich itzt mit erfreutem Munde „von einer Religion reden kann, welche GOtt „durch den Dienſt eines groſſen Luthers .. „ Es iſt hier alles ſchön, auſſer daß ſich oben wieder ſo eine Verdoppelung gleichgültiger Wörter befindet, welche hier um deſto mehr zu misbilligen iſt, da Wörter von ſtarker und ſchwacher Bedeutung unter einander ſtehen; denn verändern iſt wohl ſchwächer, als verdunkeln, und gleichwohl ſteht es nach verdunkeln, da es billig vorher ſtehen ſolte, wenn es ein ſo genanntes Climax ſeyn ſoll. Oder ſollen etwann die beyden erſten Wörter beflecken und verdunkeln auf den Glanz, und die beyden letzten, verändern und verderben auf die Vollkommenheit der Religion gehen? So wäre dieſe Stelle noch zu entſchuldigen, es wäre aber doch an zwey Zeitwörtern ſchon genug geweſen, da zumal die Vollkommenheit verändern hier etwas matt klingt.

Nach der Erklärung der wahren Religion macht der Herr Verfaſſer dieſer Lobrede auf der achten Seite eine ausführliche und lebhafte Beſchreibung derjenigen guten Eigenſchaften, welche von dem erfordert werden, welcher ſich um die wahre Religion verdient machen will; er

zeigt

gt die Mittel und Wege, wie dieſes auf die
chteſte und beſte Art geſchehen kann; er ent-
cket die Quellen, aus welchen ein reiner Re-
ionseifer entſpringen muß; er führt die Be-
egungsgründe an, welche uns zu dieſen reinen
ifer anfeuren ſollen; er beſtimmet endlich die
abſicht, warum dieſes alles geſchehen muß.
er enge Raum dieſer Blätter erlaubet nicht,
uge beſondere ſchöne Stellen anzuführen, wer
wiſſen will, muß dieſe Lobrede ſelbſt nachleſen.
In dem Beweiſe, welcher ſich auf der 10ten
eite anhebt, eignet der Herr Verfaſſer dem
auritius alle die guten Eigenſchaften zu, wel-
e er vorher in der Erklärung von einem recht-
affenen Religionseifrer feſt geſetzet hatte. Er
t: „Mauritius war in den Tagen geboren
orden, da die weiſe, mächtige und gütige
Vorſehung GOttes, die ſtets für die menſch-
che Glückſeligkeit wachet, das Licht wiederum
us der Finſterniß hervorleuchten und den ver-
nſterten, unruhigen und ſchmachtenden See-
n die ſeligen Erquickungen des Evangeliums
redigen und anbiethen ließ ꝛc.„ Er beweiſt
f der 11ten Seite, daß die Ausbreitung und
feſtigung der reinen Religion in dem Her-
thume Sachſen viele Hinderniſſe gefunden
e. Er redet auf der 12ten und 13ten Seite
Interim, und rühmet, daß des Mauritius
ttesfurcht und Redlichkeit ſich nicht bereden
en, die Liebe gegen die Religion der Freund-
ſt und Gnade des Kaiſer Carls aufzuopfern,

„daß

„daß er vielmehr weder Zeit, Mühe noch Ko„sten gescheuet habe, das Interim, welches er „als ein trächtiges Ungeheur ansah, das viele „Uebel für die wahre Religion gebähren könnte, „von seinen Ländern abzuhalten.„ Er vertheidiget auf der 14ten Seite den Mauritius wegen der Beschuldigung, die ihm von einigen Verleumdern gemacht worden, als ob sein Misfallen an dem Interim eine blosse Verstellung gewesen wäre, weil er die in die Acht erklärte Stadt Magdeburg auf des Kaisers Befehl belagert und erobert hätte. Er erwähnet auch auf der 15ten Seite der vom Pabst Julius dem dritten zu Trident angestellten Kirchenversammlung, wider welche sich die Protestanten mit Klugheit, Muth und Standhaftigkeit gewaffnet haben, und sagt: „den besten Schutz aber und den „mächtigsten Vertheidiger ihrer guten Sache „fanden sie an dir, redlichster Mauritius! Nie„mand sah die List und den Betrug der Kir„chenversammlung besser ein, als du; niemand „verachtete sie großmüthiger, als du; drum war „auch niemand langsamer, als du, bey dieser „Versammlung zu erscheinen und den Kaiser zu „gehorchen, dem Kaiser, der sich um dich so „hoch verdient gemacht hatte, dem Kaiser, der „dir von dieser Kirchenversammlung die wich„tigsten Vortheile versprach ꝛc.„

Auf der 17ten und folgenden Seiten schildert der Herr Mag. Weise die edle Liebe des Mauritius gegen die Gelehrsamkeit und die grossen Ver-

Vortheile, welche die ſchönen Künſte und Wiſ-
ſenſchaften von ihm getroffen haben, ungemein
lebhaft und feurig ab. Man ſieht, daß der
Herr Mag. hier recht aus Herzens Grunde re-
det, weil er ſelbſt ein Gelehrter und ein Liebha-
ber der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften iſt,
und ſeiner Sache alſo gewiß ſeyn kann. Er
erhebt auf der 20ten und folgenden Seite die
ungemeine Gunſt, Gnade und Mildigkeit, wel-
che Fürſt Mauritius den größten Gelehrten ſei-
ner Zeit erwieſen hat; er rühmt den freund-
ſchaftlichen Umgang, den er mit dieſen Gelehr-
ten gepflogen, ſonderlich mit Luthern, deſſen Ab-
ſterben er ungemein bedauert; er vergißt nicht
die reichlichen Geſchenke und wichtigen Verehr-
ungen, welche er ihnen gegeben; und gedenk-
et auch der groſſen Beleidigungen, welche er
dem Niklas von Amsdorf und dem Matthias
Flacius, als groſſen Gelehrten, groſſmüthig ver-
ziehen hat. Die Stellen ſind alle ſchön und es
würde unnöthig ſeyn, ſie hier beſonders zu loben,
da ſie ſich ſelber zur Genüge anpreiſen; man
wüßte auch nicht, welche man wählen ſollte,
wenn man eine anzuführen willens wäre.

Nunmehro kömmt der geſchickte Herr Ver-
faſſer auf der 22ten und folgenden Seiten in der
Ordnung auf die Schulen, welche vom Mau-
ritius entweder neu geſtiftet, oder doch verbeſ-
ſert worden ſind. Die neu angelegten ſind die
drey Sächſiſchen Landſchulen zu Meiſſen an der
Elbe, bey Naumburg an der Saale, und zu

Grim-

Grimme an der Mulde; die verbeſſerten ſind die zwo hohen Schulen zu Leipzig und zu Wittenberg. Leipzig redet der Herr Verfaſſer alſo an: „Gelehrtes Leipzig! o wie viel gutes haſt „du dieſem liebreichen Landesvater, oder vielmehr der höchſten Vorſehung, welche dich durch „deinen theuerſten Mauritius geſegnet hat, zu „verdanken! Die alte Barbarey wird verbannet; die eingeriſſenen böſen Gewohnheiten werden abgeſchaffet; ein erfahrner und redlicher „Luther, Melanchthon, Cruciger, Camerarius, „Börner und viele andere wackere Leute arbeiten an einer neuen Einrichtung und an der „Aufnahme der gründlichen Wiſſenſchaften. „Deine Lehrſtühle werden mit wahrhaftig gelehrten, verſuchten und getreuen Lehrern beſetzt; die Anzahl und die Wohlfahrt deiner gelehrten Bürger wächſt; dein Glanz, dein Anſehn, dein Ruhm ſteigt; deine Einkünfte und „dein Unterhalt vermehren ſich. Und dieſes alles auf den gnädigen Wink und die getreue „Fürſorge deines groſſen Pflegevaters und mächtigen Beſchützers, des edelſten Mauritius. „

Die Beſchreibung von der hohen Schule zu Wittenberg auf der 26 Seite iſt noch lebhafter, aber um deswillen nicht anzupreiſen, weil ſie gar zu gekünſtelt iſt, ſonderlich weil eine gar zu kurze und abgebrochene Schreibart darinnen herſchet. Dieſe Schreibart hängt dem Herr Verfaſſer ſtark an, ſchon oben auf der 10 Seite findet ſich ein ähnliches Muſter faſt von einer gan-

ganzen haſ
die ganze
den, ſelten,
iſt ſchon u
hungen ern
ler und Re
ausgedehnt
meiden wo
ler verfalle
ſoll bey ihn
jeder Zeile
den an, in
keine Verb
groſſen Ruh
ſchließt; üb
mager, daß
wenn man
ſoll. Es k
chen Schri
der ſehr ar
Gehör hab
them zu Hö
doch ihren
ben und ih
türlichen La
geſetzte Be
moſthenes u
ner in Grie
man bey ih
ne allen. Re
Cicero, der

Bemüh

ben Seite lang, und überhaupt faſt
Rede beſteht aus lauter kurzen Perio-
daß ein langer mit unterläuft. Es
nterſchiedene mal in dieſen Bemü-
nnert worden, daß viele Schriftſtel-
dner heute zu Tage, da ſie die gar zu
e und aktenmäßige Schreibart ver-
llen, in den entgegen geſetzten Feh-
n und gar zu kurz ſchreiben. Alles
en gekünſtelt und ſinnreich ſeyn; mit
fangen ſie auch einen neuen Perio-
allen dieſen Perioden aber iſt weiter
indung, als daß ſich jeder mit einem
bſtaben anfängt und mit einem Punkte
rigens klingen ſie ſo armſelig und
einem Verdruß und Ekel ankommt,
olch saft- und kraftloſes Zeug leſen
ann unmöglich anders ſeyn, dergleі-
ſtſteller und Redner müſſen entwe-
n an Gedanken ſeyn, oder ein übles
en, oder ſie müſſen ihrem kurzen A-
ülfe kommen wollen, ſonſt würden ſie
Gedanken den rechten Schwung ge-
rem Ausdrucke den freyen und na-
auf laſſen, damit eine männliche und
redſamkeit daraus entſtünde. De-
und Cicero waren die größten Red-
chenland und Rom, aber wo findet
nen eine ſo kurze Schreibart, die oh-
achdruck iſt? Selbſt unſer deutſcher
hochwürdige Herr Abt Mosheim,

den ſich alle angehende Redner zum Muſter nehmen ſollten, hat eine ſo majeſtätiſche und gedankenvolle Schreibart, daß man Mühe haben wird, auſſer dem Affekte viele kurze Perioden bey ihm anzutreffen. Bey dem Hrn. Verfaſſer dieſer Lobrede ſcheint dieſe kurze Schreibart bloß aus einer Nachahmung des Seneca entſtanden zu ſeyn, deſſen Buch vom Zorne er ins deutſche überſetzet hat, wie der gleiche Vornamen auf dem Titulblate und die gleiche Schreibart in der langen Vorrede nicht zweifeln laſſen; allein der Herr Verfaſſer weis auch ſchon zur Genüge, daß des Seneca Schriften keine gute Muſter in der Schreibart abgeben, und daß ſie ſchon längſt arena ſine calce genennet worden ſind. In Lobreden wäre dieſe kurze Schreibart noch einigermaſſen zu verzeihen: denn da wir, auſſer des Plinius Lobrede auf den Kaiſer Trajan, weder vom Cicero, noch vom Demoſthenes, einige Muſter guter Lobreden haben, ſo wiſſen die heutigen Kunſtrichter kaum, wie die Schreibart einer guten Lobrede beſchaffen ſeyn ſoll, und man muß ſich hierinnen einzig und allein nach dem Muſter des Plinius richten. Hätte ſich nun der Herr Mag. Weiſe in ſeiner Lobrede dieſen zum Muſter ſeiner Schreibart vorgeſtellt, ſo wäre er noch in etwas zu entſchuldigen: wiewohl auch Plinius in ſeiner Lobrede lange nicht ſo kurz, als in ſeinen Briefen, ſchreibt.

Doch es iſt Zeit, weiter fortzufahren. Bisher

der Jubelredner von den groſſen Vor-
ehandelt, welche hohe und niedrige
vom Mauritius erhalten haben, nun
r auf der 28ten Seite auf die Verbeſ-
der Kirchen und zeiget, daß ſie Mau-
t geſchickten und treuen Lehrern beſetzt,
n Gebräuchen verſehen und mit milden
gen begnadiget habe. Die ganze Ab-
ſt ſehr ſchön, aber zu lang, daß man
ier anführen könnte, der Anfang lau-
O daß ich ihnen doch, G. und H H.
tliche Vorſtellung von dieſer glückſeli-
ränderung in Sachſen machen könnte!
es ihnen wenigſtens beliebte, mich mit
danken auf eine kurze Zeit zu begleiten ꝛc„
der 30 bis auf die 37te Seite beweiſt
Verfaſſer, daß Mauritius ſelbſt ein
heraner und wahrer evangeliſcher Chriſt
ey; er erklärt auf der 3 ten Seite im
gen und kurz, wie ein wahrer evange-
riſt beſchaffen ſeyn müſſe und zeigt her-
er Ausführung, daß Mauritius aller-
beſchaffen geweſen ſey. Sonderlich
auf der 33ten Seite des Mauritius un-
liche Beſtändigkeit in der reinen Re-
e ihm nach dem Zeugniſſe Johann
, des beſtändigen, zu einem Wunder
nachte, indem er bey allen Stürmen,
ls, unbeweglich geſtanden, die Feinde
ttlichen Beſtändigkeit beherzt angegrif-
pfer zurückgeſchlagen und durch alle

Hinderniſſe und Schwierigkeiten heldenmüthig durchgebrochen iſt. Hernach ſtellet der Herr Maj. Bau, in einer muntern Anrede an die Sachſen, den Mauritius als das beſte Muſter eines wahren Religionseifers vor, er ſagt: „Ich frage euch demnach ihr redlichen Sachſen, könnet ihr euch auch ein beſſer Muſter eines wahren Religionseifers erwählen, als das „vortreffliche Exempel dieſes weiſen und gottſeligen Landesvaters? Sprecht ſelbſt, ob nicht „ſeine vornehmſten Anſchläge und Handlungen „die Religion zu ihrer Abſicht gehabt haben? „Von dem Abſterben des Mauritius mitten im „Siege bey Sieversbauſen redet er alſo: Bey „den empfindlichſten Schmerzen, da der überne Blitz noch rauchte, der ihn getroffen hatte, „war er GOtt gelaſſen, beſtellte ſein Haus und „ſein Land, beſonders aber die Religion ꝛc. und „zuletzt ruft er ihm noch zu: Ruhe wohl, glückſeliger Fürſt! deine Gebeine grünen im Segen, „dein Namen bleibt in den Herzen der redlichen, „deine Fußtapfen reizen viele zu einer ehrerbietigen Nachfolge. Ruhe wohl!

Endlich führt der Herr Verfaſſer auf der 371 Seite den letzten und gröſten Beweis an, den Mauritius der reinen Religion zuwege gebracht hat, nämlich eine freye Uebung und befeſtigte Sicherheit. Er erweiſt zuförderſt, daß ohne dieſelben eine Religion ſich nicht ausbreiten und wachſen könne: hernach aber zeigt er auch, daß Mauritius nicht allein mit guten Anſchlä-

ſchlägen, mit der Feder, und durch kluge Bündniſſe, ſondern auch durch tapfere Gewalt der Waffen die Sicherheit der Religion rühmlichſt vertheidiget habe. Die ganze Ausführung iſt wohl gerathen und zu loben, viele Stellen aber herzuſetzen leiden die Zeit und der Raum nicht; eine einzige wird genug ſeyn. Der Anfang heißt ſo: „Das evangeliſche Iſrael, welches unter „der Laſt einer heftigen Verfolgung ſchmachte„te, und von der weit überlegenen Macht und „Liſt ſeiner Feinde hart gedrücket wurde, ſeufzte „ängſtiglich nach einem weiſen und heldenmü„thigen Maccabäus, der es errettete und be„ſchützte. Es ſuchte mit Furcht und Zittern ei„ne eherne Mauer, hinter welche es ſich vor „der Wuth ſeiner Verfolger verbergen, und „Freyheit, Ruhe und Sicherheit genieſſen könn„te. Dieſen erwünſchten Held, dieſe eherne „Mauer, an der ſich die Kräfte der römiſchen „Kirche zerſtieſſen, fand es in dieſem Lutheri„ſchen Maccabäus, den die höchſte Vorſehung „ausgerüſtet und geſendet hatte.„

In der Widerlegung der Einwürfe, die ſich auf der 40ten Seite anfängt, räumt der Lobredner noch alles aus dem Wege, was dem Lobe und den Verdienſten ſeines Helden hinderlich und nachtheilig ſeyn könnte. Es geſchieht dieſes auf eine ſo gründliche, überzeugende und lebhafte Art, daß ſich Mauritius ſelber wider ſeine Gegner nicht beſſer hätte vertheidigen können. Den erſten Einwurf trägt der

Herr Verfaſſer ſo vor: „Doch, was ſage ich?
„Iſt es möglich, den frommen Mauritius, den
„ſanftmüthigen Glaubens Held, gewaffnet, ge-
„waffnet gegen ſeinen Kaiſer, ſeinen Freund,
„ſeinen Wohlthäter zu erblicken? Ja, ſo iſt es.
„Er ergriff die Waffen wider ſeinen Kaiſer,
„aber nicht, als ein Bundbrüchiger, ſondern,
„als ein Streiter und Eiferer für GOttes Ehre. Er ergriff die Waffen, nicht Länder zu
„erobern und die allgemeine Sicherheit zu ſtö-
„ren, ſondern Deutſchland zu erhalten und die
„allgemeine Ruhe zu befeſtigen: nicht die Re-
„ligion mit Gewalt fortzupflanzen, ſondern die-
„ſelbe gegen ihre Unterdrücker zu beſchützen.„
Er fährt hernach hiernächſt weiter fort, er erzählt die ganze Sache, wie ſie ſich zugetragen hat, er beweiſt, daß Mauritius nothwendig gezwungen worden, die Waffen wider den Kaiſer zu ergreifen; kurz, man kann ohne Schmeicheley mit Grunde der Wahrheit verſichern, daß die Beredſamkeit des Hrn. Mag. Weiſens hier ſelbſt den muthigen Waffen des tapfern Mauritius gleichet. Ein paar kurze Stellen mögen zum Beweiſe dienen. Die erſte lautet alſo:
„Was war bey dieſen verzweifelten Umſtänden,
„nach ſo langer Gedult, nach ſo vielen vernünf-
„tigen Vorſtellungen, nach ſo vielen demüthi-
„gen Bitten, welche alle fruchtlos waren, bil-
„liger und nothwendiger, als daß der helden-
„müthige Mauritius ſein Recht durch die Waf-
„fen zu erlangen ſuchte? GOtt ſelbſt erweckte
„ſeinen

„seinen Heldengeist, die Religion legte ihm zu
„ihrer Vertheidigung den Harnisch an, die Ge-
„rechtigkeit gab ihm den Degen in die Faust,
„die weise Allmacht führte ihn, seine gute Sa-
„che gieng ihm zur Seiten, und Segen, Sieg
„und Friede begleiteten den Held. Und gleich
„hernach auf der folgenden Seite fährt er so
„an: Ich will ihnen die ganze Sache kurz er-
„zählen: Die gerechte Großmuth des beherz-
„ten Mauritius konnte die unbillige Unterdrü-
„ckung der guten Sache und die Thränen der
„verfolgten Religion nicht länger mit einer un-
„zeitigen Gelassenheit ansehen. Sein Helden-
„muth erwachte und fieng an, sich zu rüsten ꝛc.„

Der zweyte Einwurf auf der 45ten Seite betrifft diejenige Beschuldigung, welche von einigen Verleumdern dem Mauritius gemacht worden, als ob er der reinen evangelischen Religion nicht von ganzen Herzen zugethan gewesen wäre, weil er den Smalkaldischen Bund verlassen, mit dem Kaiser wider Churfürst Johann Friedrichen in ein Bündniß getreten, die evangelische Stadt Magdeburg zweymal belagert und erobert und wider Alberten, Markgrafen zu Brandenburg, zu Felde gezogen. Der Hr. Verfasser geht dieses alles auf den folgenden Seiten stückweise durch, und beweist, daß alle diese Handlungen des Mauritius unverwerfliche Zeugnisse seiner weisen Redlichkeit gegen die Religion gewesen sind. Die Widerlegung ist gründlich und gut, ausser daß alles in

einer gar zu kurzen Schreibart abgefaſſet iſt. Von dem Bündniſſe des Mauritius mit dem Kaiſer Carl wider Churfurſt Johann Friedrichen redet der Herr Verfaſſer in einem etwas längern Perioden also: „Du erwähltest also billig „das beſte. Und wahrhaftig dieſe weiſe Wahl „war für dich, für die Sachſen und für den „Churfurſt die beſte . . . Für den Churfürſt; „denn dieſer wäre vielleicht nicht ſo unglücklich „geweſen, wenn er deine Gesandten vor der „Schlacht bey Mühlberg angehöret, wenn er „deine Zuſchrift nicht ungeleſen weggelegt hätte. „Da ihn aber ein hartes Schickſal in die Hände eines erzürnten Siegers überlieferte: ſo erhielt ihm dein Zuſpruch kein unſchätzbares Leben, dein Anſehn und deine Freundſchaft verſchafften ihm ein leidliches Gefängniß und ſeiner Familie einen reichen Unterhalt; „deine tapfere Kunſt ſchenkte ihm die Freyheit „wieder, und deine redliche Bemühung brachte es „dahin, daß er einen geringen Verluſt ſeiner „Länder beklagen dorfte: kurz, dein weiſer Entſchluß machte dich nächſt GOtt zur einzigen „Stütze der ſinkenden Sachſen. „

In der Erregung der Affekten herſchen Freude, Liebe, Ehrfurcht, Hochachtung und Dankbeflißenheit gegen den Mauritius: alles iſt munter und lebhaft, aber auch ſehr kurz in der Schreibart, wiewohl es hier der Affekt entſchuldiget. Einige beſondere Stellen folgen noch zur Probe: „Auf! ihr frommen Sachſen, ihr getreuen Be-

„ken-

„kenner der evangeliſchen Wahrheit, auf und
„kennet die unſterblichen Verdienſte eures ver-
„ewigten Landesvaters! Laſſet dieſelben eine un-
„erſchöpfliche Quelle der reinſten und ſüſſeſten
„Freude ſeyn! Laſſet das geſegnete Andenken
„deſſelben nie aus euren dankbegierigen Herzen
„kommen! Preiſet dieſen höchſtverdienten Held,
„ſo lange das Lutherthum ſteht! Gebraucht die
„ſeligen Vortheile, die euch ſeine weiſe Liebe ver-
„ſchaffet hat, die allgemeine Wohlfahrt, eure
„Seelenruhe, eure Glückſeligkeit, kurz: GOt-
„tes Ehre zu befördern! Genieſſet dieſelben un-
„geſtört bis an das Ende der Welt ꝛc. Ver-
„ner, weiter unten: Du aber, unſterblicher
„Mauritius, lebſt in unſer aller Herzen, dein
„Ruhm erfüllt die evangeliſche Chriſtenheit, dein
„ehrwürdigſter Namen iſt in allen Geſchicht-
„büchern unauslöſchlich, dein edelſtes Beyſpiel
„wird ſtets reizen und fruchtbar ſeyn: wir aber
„ſind deine dankbegierigſten ehrfurchtsvollen und
„ewigen Schuldner; doch nein, ich irre mich,
„GOtt iſt an unſerer ſtatt dein reichſter Ver-
„gelter geweſen. Dein ſeliger Geiſt genießt itzt
„in jener Ewigkeit einen Gnadenlohn, der alles
„menſchliche Bitten, Wünſchen und Hoffen un-
„endlich überſteigt. Deine ſchlafenden Gebei-
„ne aber, welche erſt an jenem Tage ihre Ver-
„klärung erwarten, werden leuchten, wie des
„Himmels Glanz, da du ſo viele zur Gerech-
„tigkeit geführet haſt. In der Welt kann dir
„die fromme Nachkommenſchaft kein Denkmaal

„ſeyn, das vollkommen wäre, als dasjenige,
„welches du nächſt GOtt ſelbſt in Sachſen ge-
„gründet, aufgeführet, beſeſtiget und gezieret
„haſt ich meyne die reine Religion. O ein
„unverwährendes Denkmaal, das keine Zeit
„wanken machen, keine Vergeſſenheit verdun-
„keln, kein Feind untergraben, keine Bosheit
„zu Boden werfen wird, ja welches die Pfor-
„ten der Hölle nicht überwältigen können. „
Den Beſchluß der ganzen Rede macht ein An-
ruf an die Religion: „Heiligſte Religion, du
„Kind des Himmels, du Herzogin unſers Le-
„bens, du Freundinn unſrer Seele, du Licht und
„Troſt unſrer finſtern und mühſeligen Tage, du
„Schild und Schwerd wider unſre Feinde, du
„Mutter unſrer Glückſeligkeit, verlaß doch nie-
„mals unſer geliebtes Vaterland! Wachſe, grü-
„ne, blühe und laß uns deine himmliſchen Früch-
„te ferner in guter Sicherheit genieſſen. Er-
„fülle unſre Seelen mit Weisheit, Tugend und
„Zufriedenheit; unſre Kirchen und Schulen mit
„Kindern GOttes; unſer Vaterland mit guten
„Bürgern, Friede und Segen. Ja, erwecke
„dir aus deinen Dienern noch viele Helden,
„welche durch ihre weiſen und heiligen Verdien-
„ſte gegen dich den unſterblichen Ruhm des
„groſſen Mauritius zu erreichen ſuchen. „

Dieſes iſt alſo der kurze Inhalt von des Herrn M. Wenſens wohlgerathenen Lobrede auf den Churfürſt Mauritius. Der Herr Verfaſſer hat nicht die geringſte Urſache auf die Beurtheilung der-

derſelben ungehalten zu ſeyn, da ſie ihm mehr zum Lobe, als zum Tadel, gereichet und dieſe Jubelrede ſelbſt um deſto bekannter und beliebter macht; ſie iſt auch bloß in dieſer letzten Abſicht unternommen, unpartheyiſch und beſcheiden ausgeführet und nur ſehr weniges an derſelben, jedoch mit Ueberzeugung, gemisbilliget, das meiſte aber mit gutem Gewiſſen und nach Verdienſt gelobet worden. Es iſt zu wünſchen, daß ſich der Herr Mag. Weiſe dieſe wohlgemeynten Erinnerungen künftig in ſeinen Reden zu Nutze machen möge. Durch eine männliche und geſetzte Schreibart, durch einen gemäßigten und vernünftigen Gebrauch der Figuren und durch die Vermeidung einiger kleinen Unrichtigkeiten in der Wortfügung und Rechtſchreibung kann er es mit der Zeit noch ſo weit bringen, daß ein vollkommner Redner aus ihm wird, wenigſtens beſitzet er alle übrige gute Eigenſchaften, die zu einem vollkommnen Redner erfordert werden. Diejenige Landſchule in Sachſen iſt allerdings glücklich zu preiſen, die an dem Herrn Mag. Weiſen ſo einen geſchickten Lehrer, ſo einen Verehrer der Mutterſprache und der ſchönen Wiſſenſchaften und ſo einen guten Redner in ihren Mauren hat.

Die

Die Homileten.

Quis? Quid? Vbi? Quibus auxiliis? Cur? Quomodo? Quando?

Was hör ich? Welch ein Schall? Es rauscht von allen Thürmen,
Durch die erbebte Luft, der Glocken wildes Stürmen.
Das rege Pflaster brüllt; es zittert jedes Haus;
Zu Wagen und zu Fuß eilt man zur Thür hinaus.
Sieht! eine Wagenburg von prächtigen Carossen
Hält jedes Gotteshaus, als eine Burg, umschlossen.
Mit Haufen dringt das Volk zu allen Thüren ein.
Nothwendig muß sein Trieb ein grosser Endzweck seyn.
Ins erste Gotteshaus, durch der geputzten Menge,
Treibt mich die Neubegier bey tödlichem Gedränge.
Der Eingang ist besetzt, kaum kann ich aussen stehn:
Noch muß ich mit Gewalt in diesen Tempel gehn.
Allein, ich geh nicht selbst; ich werde hoch getragen;
Ich muß hinein, und sollt ich Leib und Leben wagen.
Man bringt mich halb erdruckt auf ein erfülltes Chor.
Ein tausendfacher Schall betäubt mein brausend Ohr.
Man hebt die Augen auf, man schlägt sie seufzend nieder;
Man singt, doch nein, man schreyt erbärmlich schöne Lieder.
Zu meiner gröβten Lust beschließt man den Gesang.
Dort kömmt ein weiser Mann durch einen engen Gang;
Er naht der Kanzel sich mit orthodoxen Schritten.
Zween schwarze führen ihn, und er geht in der Mitten.
Wohin? Du Gottesmann? Ich seh, er steigt hinan,
Nachdem er einen Blick nach dem Zenith gethan.
Er kömmt, itzt fängt er an, mit ausgestreckten Händen,
Das Homilienmaaß, die Sanduhr, umzuwenden.
Gleich einem Diamant steht er in Gold gefaßt.
Ein dicker Pfeiler hält ihn, und der Kanzel Last.
Itzt sängt er wie entzückt, trotz andern Homileten!
In dulci jubilo gar lieblich an, zu beten.

Der

Der Anfang iſt gemacht, nun geht das Uhrwerk fort . .
Wie? täuſcht mich Morpheus Kunſt? Wo iſt, wo bleibt der Ort?
Ja, ja, ich war entzückt, ich habe nichts geſehen.
Doch die Erſcheinung ſey mir nicht umſonſt geſchehen!
Ein homiletiſch Bild hat meinen Geiſt entzückt.
Itzt ſah ich in mir ſelbſt: doch hab ich nichts erblickt,
Als was mein Auge ſonſt von auſſen oft empfindet,
Wenn es die Homilie in allen Tempeln findet.
Wohlan! ich will einmal ein Homilete ſeyn.
Was homiletiſch iſt, ſoll ſich an mir erfreun.
Ich will bey dieſer Kunſt, wie meine Brüder pflegen,
Das Wer? Was? Wo? Wodurch? Warum? Wie? Wenn? erwägen.
Du Geiſt der Homilie, ſteh meiner Schwäche bey!
Damit mein Heldenlied recht homiletiſch ſey.
Ihr Brüder! helft mir doch zu eurem Ruhme ſingen!
Getroſt! itzt heb ich an. Mein Werk wird mir gelingen.
Wer iſt ein Homilet? Ein ehrenveſter Mann,
Der leſen, ſchreiben, ſchreyn und memoriren kann.
Ein Mann, der gründlich weis in faſt vierhundert Tagen,
Mehr, als zweyhundertmal, mit vielem nichts zu ſagen.
Ein Mann, der ein geübt mechaniſch Mundwerk hat;
Ein tiefgelahrter Mann der, an der Einſicht Statt,
Durch ſein Gedächtniß ſich bis auf den Stuhl erhöhet,
Auf und durch welchen er in Aarons Anſehn ſtehet.
Er iſt ein würdig Glied von der berühmten Zunft
Die Schluß und Denken ſcheut, die Wahrheit und Vernunft
Den Grüblern überläßt, die ſich bemühn, durch Schlüſſen
Das, was man glauben ſoll, und GOtt ſelbſt ſagt, zu wiſſen.
Kurz, jeder, welcher nicht die Redekunſt verſteht,
Und auf der Kanzel lärmt, der iſt ein Homilet.
Was iſt die Homilie? Ein Ausbund ſchöner Künſte;
Ein dampfendes Gefäß gehäufter Grillenbünſte,
Das manchen edlen Geiſt, den ſonſt kein Reiz erweckt,
Durch den Geruch geeint und tödlich angeſteckt
Sie iſt ein heilſam Werk voll witzerfüllter Lehren,
Der Einfalt Aberwitz durch Dunkelheit zu mehren;

Durch Worte zu erbaun, durch Seufzer nachdrucksvoll,
Durch Töne stark zu seyn, so, wie ein Redner soll.
Sie ist die grosse Kunst, dem Text ins Maul zu greifen,
Gebete mit Gebet und Spruch mit Spruch zu häufen;
Ein geistlich Schaugericht mit Griechischem und Latein,
Und mit Hebräischem recht bunt zu überstreun.
Sie lehrt den, der sie sucht, mit ruhigem Gewissen,
Erbauung und Beweis vom Reden auszuschliessen.
Sie spricht: Macht ja dem Volk des Textes Wortverstand,
Durch Schva, Kathephpathach und Soph Pasuk bekannt!
Sagt, ob dieß Wort in Kal, ob dieß in Hiphil stehe;
Nach welchem Aorist dieß Wort in Tipto gehe.
Dann leitet Lehr und Trost aus Wort und Silben her.
Denn wißt, ein biblisch Jod ist tausend Centner schwer.
Redt bis die Sanduhr winkt; dann schließt, in GOttes Namen,
Mit einem gläubigen und nachdrucksvollem Amen.
So ziert man und verläßt die Kanzel ohne Müh.
Die Kunst, die dieses lehrt, das ist die Homilie.
Wo wohnet diese Kunst? wo wird sie ausgeübet?
Wo tritt der Redner auf, der Wahn und Einfalt liebet?
Wo füllt ein leerer Schall manch hintergangnes Ohr?
Wo öffnet das Geschwätz dem Laster Thür und Thor?
Da, wo die Andacht GOtt, als gegenwärtig, ehret,
Da, wo der Pöbel glaubt, daß er GOtt reden höret,
Wo ein jeder Plaudrer schwatzt und manchen schwachen Geist
Ins Reich der Finsternis mit stolzer Frechheit, reißt.
Da, wo man betend sich nicht GOtt zu lästern scheuet.
Wo die Unwissenheit mit Bann und Fluche dräuet,
Wenn sich in der Vernunft ein kluger Zweifel regt,
Ob den, der hirnlos schwatzt, auch GOttes Geist bewegt?
Da wohnt die Homilie, wo man den Weg zum Leben,
Um dessen Kenntniß sich die meisten falsch bestreben,
Durch klugen Unterricht geschickter Redner sucht.
Doch aber, ist dieß wohl des frommen Eifers Frucht?
Nein, hier wird Dunkelheit mit Finsternis vertrieben,
Hier lernt in Ewigkeit kein Mensch die Tugend lieben.

Wie

Wie? in den Tempeln nicht? Dieß glaubt die Einfalt nie;
Doch iſt es wahr; warum? hier wohnt die Homilie.
Wodurch kann nun ein Menſch zum Homileten werden?
Durch was für Zauberey wird Bav ein Licht auf Erden?
Was machts, daß mancher Star ſich bis dahin verirrt,
Wo er der Klugen Spott, des Pöbels Abgott wird?
Dadurch, daß er entzückt die goldnen Regeln lernet,
Wodurch ein Redner ſich von Geiſt und Kraft entfernet,
Mit Sylben ewig zankt und die Beredſamkeit,
Als frommer Seelen Gift, von ganzem Herzen ſcheut.
Hört fleißig doch den Kern der ältſten Homileten:
So habt ihr, was ihr braucht, in euern Kanzelnöthen,
Ihr, deren Redekunſt durch eure Ohren zieht,
In das Gedächtniß kömmt, und aus dem Munde flieht.
Wollt ihr mit Ehren einſt den Predigtſtuhl beſteigen:
So macht euch Herbergers geiſtreiche Einfalt eigen;
Nur leſt den Mosheim nicht. Durch alles dieß entflieht.
Ein Ding, das plaudern kann; das iſt: ein Homilet.
Warum erfüllet man mit leerer Worte Schalle
Des Tempels Innerſtes bis in die äuſre Halle?
Warum will jeder Tropf, der leſen, ſchreiben, ſchreyn
Und memoriren kann, ein heilger Redner ſeyn?
Darum, weil man hierdurch mit ſpielendem Beſtreben
Amt, Weib und Geld erlangt, in Ehr und Würde leben
Und durch ein ſchwarzes Kleid den Himmel ſtürmen kann.
Drum macht die Homilie ſo manchen Gottesmann.
Nicht, daß des Volkes Herz der Worte Kraft empfinde;
Nicht, daß die Chriſtenheit den Weg zum Himmel finde;
Nein, daß der träge Geiſt der Arbeit bald entflieh,
Und dennoch glücklich ſey, drum lernt man Homilie.
Wie macht man ſo ein Ding, das einer Predigt gleichet?
Durch folgendes Recept wird dieſer Zweck erreichet.
So merkt denn! Recipe: Den Text, der Predigt Grund;
Der füllt euch das Gehirn, der öfnet euch den Mund.
Sucht in der Concordanz, die Anzahl gleicher Wörter,
Zerlegt der Sylben Bau, erklärt die ſchweren Oerter,
Die Vav, Kä, ho, hi, to ſo ſchrecklich dunkel macht:
Nur werde kein Beweis mit aufs Papyier gebracht:

Schreibt

Schreibt das Gesangbuch aus, nehmt hundert Bibelsprüche,
Erfindet nach der Kunst ein Dutzend heilge Flüche,
Ein Segen temperirt; schreibt hin, und endlich lest
Ein paar mal das Concept. Es hilft. Probatum est.
So ist das Werk vollbracht, die Predigt ist gebohren.
Sie ist vortrefflich schön. Sybille hat geschworen,
Daß sie, wenn sie sie hört, vor Freuden weinen muß.
Ich sage, so ein Ding gleicht einem Polypus.
Wie dieser seltne Wurm nie Tod, noch Schaden leidet,
Wenn Tremblays zarter Stahl ihn funfzig mal zerschneidet,
Sich Kopf und Bauch und Schwanz aus jedem Schnitt erhebt,
Und ein vollkommner Wurm in allen Theilen lebt:
So gleicht in Predigten den Theilen auch das Ganze,
Dem Kopfe Bauch und Schwanz, und Kopf und Bauch dem Schwanze.
Man trenne Theil und Theil; noch immer leben sie.
Recht! solche Predigten gebiert die Homilie.

Wenn übt ein Homilet die Kunst, die er verehret?
So oft er zu der Zeit die Glocken rufen höret,
Wenn man, durch seine Kunst, in Tempel andachtsvoll,
Um stets beglückt zu seyn, den Willen bessern soll.
In langer heiligen, der Andacht werthen Zeiten,
Die Gott und Frömmigkeit des HErren Dienste weihten;
Wenn jeder Augenblick ihr allzuschnell vergeht,
Verschwarzt die goldne Zeit ein wahrer Homilet.

Und also hätt ich denn auf einem halben Bogen,
Der Homileten Werth in Einfalt kurz erwogen.
Fürwahr! ein wichtig Werk hat meine Kunst vollbracht.
Ihr Brüder! sagt mir doch, hab ich es recht gemacht?

Nachricht

von den neuen Beyträgen zum Vergnügen des Verſtandes und Witzes.

Die Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes, welche noch immer fortdauren, ſind ſo beſchaffen, daß ſie alle witzigen Chriſten in Deutſchland aufmuntern können, ihre Kräfte zu verſuchen, ob nicht vielleicht die uns nachtheiligen Meynungen der Ausländer von unſerm Witze durch geiſtreiche und ſinnreiche Schriften könnten widerlegt werden. Einige gute Freunde haben ſchon einmal ihre Gedanken über gedachte Monatsſchrift einander eröffnet, welche wir auch mitgetheilet haben. Wir ſehen eine Frage voraus, die unſre Leſer an uns thun können, warum nämlich dieſe Unterredung über die Beluſtigungen nicht fortgeſetzet worden? Wir können nicht gewiß ſagen, ob der Tod, oder das Schickſal, oder eine andre Urſache die Fortſetzung verhindert haben. Da aber dieſes nicht geſchehen, ſo werden wir vielleicht künftig unſre Urtheile von verſchiednen Aufſätzen in gedachter periodiſcher Schrift der Welt mittheilen. Doch wir wollen auf die Urſache kommen, warum wir hier von den Beluſtigungen geredet haben, damit es uns nicht wie vielen andern Schriftſtellern gehe, welche manchmals etwas ſagen, nicht weil ſich das Fol-

gende darauf gründet, sondern weil es ihnen sich von denselben entfallen ist. Wir haben uns gewundert, daß sich so lange Zeit niemand unter den Deutschen durch die Belustigungen zur Eifersucht bewegen lassen, eine gleiche Sammlung von sinnreichen und munteren Aufsätzen heraus zu geben. Endlich zeigen die Niedersachsen, daß sie auf den Ruhm der Obersachsen auf eine rühmliche Weise eifersüchtig sind. In Bremen soll sich eine Gesellschaft witziger Geister gefunden haben, welche sich bemühen, durch etwas anders als Gegenschmähungen den Ausländern zu widerstehen. Die Absicht dieser Gesellschaft, die Liebe zu den Werken der Dichtkunst allgemeiner zu machen, verdient ohne Zweifel allen Ruhm. Die fremden Völker haben die Deutschen selten angeklagt, daß sie nicht grosse Gottesgelehrten, nicht verständige Rechtsgelehrten; nicht erfahrne Aerzte: nicht tiefsinnige Weltweisen hätten; sie beschuldigen uns aber wohl des Mangels an Werken, welche Zeugen von unserm Witze und sinnreicher Geister sind. Obgleich seit einigen Jahren angefangen worden, diese Klagen zu heben, so haben wir doch noch kein Recht, den Ausländern den Vorzug streitig zu machen. Man müßte sowohl in den berühmten Schriften der Franzosen, als auch in den grossen Werken der Engländer ganz unerfahren seyn. Wie können wir aber dazu gelangen? Durch die vorgesetzte Absicht der Herrn Verfasser sowohl der

Be-

Belustigungen, als auch der neuen Beyträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes, nämlich durch die Ausbreitung der Liebe zu den Werken der Dichtkunst und Beredsamkeit. Die Herrn Verfasser hoffen diese Absicht desto eher zu erreichen, wenn sie durch ihre Ausarbeitungen dem schönen Geschlechte zu gefallen und nützlich zu werden suchen. Diese ist nicht so leicht, wie einige vermuthen möchten, und wir glauben, daß man vielleicht einigen hunderten von unserm Geschlechte gefallen werde, eh man den Beyfall von zehn Frauenzimmern erhalten wird. Allein, wenn man auch denselben erhalten hat; wenn die Schönen witzige Aufsätze mit Vergnügen lesen; wenn sie selbst anfangen werden, geistreicher in ihren Gesprächen zu seyn, und von etwas andern, als vom Putze, Spiele, oder Kalender zu reden, so wird auch der Nutzen augenscheinlicher werden, den man erhält, wenn man dem schönen Geschlechte zu gefallen sucht. Die jungen Herrn, welche immer mehr auf ihre Kleider, als auf ihren Witz stolz seyn können, werden einige Stunden weniger auf ihren Anzug, und einige Stunden mehr auf ihren Geist wenden müssen, wenn sie über die witzigen Köpfe triumphiren, und bey den Schönen gleich angesehen bleiben wollen. Das Unternehmen der Hrn. Verfasser der n. B. ist groß; und da sie das schöne Geschlecht mit unnützen gelehrten Zaubereyen verschonen wollen, so können sie sich desto mehr Glück bey demselben ver-

sprechen. Wie weit sie ihre Absicht erreichen werden, wird die Zeit am besten lehren. Der Anfang zur Ausführung verdient den Beyfall aller Vernünftigen. Wir wollen dieses aus dem Inhalte der Aufsätze im 1sten Stücke der n. B. unsre Leser selbst urtheilen lassen. Den Anfang in demselben macht ein Schäferspiel von einem Aufzuge. Herr Rost, welcher wegen seines feinen Witzes und Geistes das Lob der Unparthenischen verdient hat; denn weiter wollen wir itzt mit Urtheilen von ihm nicht geben, hat im Deutschen einen wohlgerathenen Anfang gemacht. Seine gelernte Liebe, welche auch auf den Schauplatze den Beyfall der Zuschauer sich erworben hat, enthält viel glückliche Züge von den Schäfern, wie sie bey den Griechen, vom Theokrit und Moschus, und bey den Lateinern vom Virgil abgebildet worden sind. Allein seine Schäfer haben nicht genug bestimmte und gewisse Charaktere, aus welchen alle ihre Handlungen und Reden flössen und beurtheilt werden. Sie haben sehr oft etwas Lächerliches, welches die Franzosen das Burlesque nennen, und etwas geringes und pöbelhaftes an sich. Die Künste, deren sich die Schäfer darinnen rühmen, scheinen mehr kindisch zu seyn, als daß sie anladischen Schäfern anständig seyn könnten. Aller dieser Fehler ohnerachtet verdient dieses Schäferspiel ein grosses Lob, weil doch der erste Versuch nicht gleich vollkommen werden kann. Wir glauben auch, daß, wenn Herr

Rost

ſt itzt wieder einen Verſuch in dieſer Art wa-
wollte, derſelbe weit glücklicher und den Re-
gemäſſer gerathen würde. Man kann bey
en Umſtänden leicht vermuthen, daß das
häferſpiel des Hrn. M. Gellerts in Leipzig,
Band, der gelernten Liebe den Vorzug
Glücke ſtreitig mache. Es erhebt ſich mehr
dem Niedrigen: die Charaktere ſind mehr
achtet: die Verſe ſind edler, und den Schä-
anſtändiger. Wir wollen es Herr Roſten
t zumuthen, daß er uns in unſrer Beurthei-
für unpartheyiſch halten ſoll: die Welt
entſcheiden, ob wir dem Bande mit Recht
den verſteckten Hammel den Vorzug ge-
Unſer Vorhaben leidet nicht, uns in eine
läuftige Beurtheilung des Bandes einzu-
; wir wollten nur wünſchen, daß die zwar
nen aber etwas langen und häufigen Be-
e die Handlung nicht hinderten, und die
tter, Daphne, mehr in die Handlung ſelbſt
flochten ſeyn möchte. Wir kommen auf
geprüfte Treue in den N. B. Dieſes iſt
Aufſchrift des Schäferſpieles. Die äuſſer-
n Regeln eines Schauſpieles, die Einheit
Zeit, und die Einheit des Ortes ſind rich-
n demſelben beobachtet. Allein da ein Stück
der ſtrengſten Beobachtung dieſer mecha-
Geſetze immer noch ſchlecht ſeyn kann, ſo
ſen wir zum Ruhme des Verfaſſers dieſes
häferſpieles ſagen, daß noch mehr, als dieſe
zeln, löblich beobachtet worden. Alle Per-

sonen haben ihre bestimmten und abgemeßnen Charaktere; und aus diesen kommen alle ihre Handlungen und Reden her. Doris ist eine zärtliche aber furchtsame Schäferin, welche, um desto glücklicher in der Liebe zu seyn, ein kleines Mistrauen in die Treue ihres Liebhabers setzet, und dieselbe prüfet. Phyllis ist auch zärtlich, von der Treue ihres Schäfers schon überführt, in der Liebe erfahren, und dabey aufgeräumt und munter. Myrtill ist ein Liebhaber, welcher zärtlich, ehrerbietig, und getreu ist: Lycidas hingegen ist flatterhaft, etwas eingebildet, leichtsinnig, und hat etwas von einem Stutzer an sich, und sein Charakter erhebt den Charakter des Myrtills desto mehr, welches ihn daher in diesem Schäferspiele nothwendig macht. Diese Charaktere entdecken sich immer Stuffenweise mehr und mehr, und zeigen sich endlich in ihren völligen Lichte. Myrtill wird glücklich: Lycidas aber, da er sein Glück sieht, unglücklich, wie nämlich ein Schäfer unglücklich werden kann. Aus dieser Einrichtung und Anordnung kann man auf die Kunst schliessen, mit welcher das ganze Schäferspiel ausgearbeitet worden. Phyllis entdeckt in ihren Auftritte aus dem furchtsamen, zerstreuten und verzagten Wesen der Doris ihre Liebe und scherzet, daß sie nicht lieben will, da sie doch wirklich liebt: Sie sagt:

Du bist zerstreut, verzagt; ich wette, das ist Liebe
Es scheint, als ob Myrtill für dich zu lange bliebe;
Dem Ana ist nicht getreu, es hintergehet dich;
Es buhlet, wann du nichst; ach Freundin halte mich!

Ihre

re Munterkeit zu erkennen, darf man nur ih-
Antwort leſen da Doris fragt:
Ein Schäfer ſoll mein Herz durch ſeine Klagen rühren?
e antwortet:
Du kannſt doch weiter nichts, als dieſes Herz verlieren
Er kömmt (Myrtill nämlich) er thut dir nichts; verlaß
dich auf mein Wort.

andern Auftritte entdeckt ſich der Charakter
Myrtills, welcher zärtlich, allem furchtſam
zerſtreut iſt. Dieſes beweiſt er gleich in ſei-
erſten Worten, da er bey noch hellem Ta-
ſagt:
Ach Doris, aber wie? wird Phyllis bey dir bleiben,
(Zu Phyllis) Mein Kind vergißt du auch die Heerden ein-
zutreiben?

ie Antwort der Phyllis erhebt dieſe Zerſtreu-
g des Schäfers:
Die Heerden? ſchon ſo früh? das muß doch artig ſeyn:
Bricht denn der Abend nur auf deinen Fluren ein?
Bey uns iſts Nachmittag.

hyllis vermahnt den Myrtill, nicht ſo verzagt
d furchtſam zu ſeyn, da ihm die Sprödig-
it ſeiner Doris befremdet. Sie ſagt:
Du ſeufzeſt? das iſt nichts. Biſt du denn ſtets ſo blöde?
Was dreheſt du denn den Hut? So wird die kleine Sprödе
Noch ſehr bequem verfolgt:
Myrtill
Sie zürnet ja mit mir
Phyllis
Sie hat beynahe recht: ich zürne ſelbſt mit dir.

ndlich macht die Liebe den verzagten Schäfer
reiſter und muthiger: er fängt von ihrer Schön-
eit an: er erzählt ſein Leben, und in dieſer

Stelle iſt die Macht poetiſcher Bilder glücklich angewandt worden. Sie verdient ganz hergeſetzt zu werden: wir wollen aber nur etwas aus derſelben anführen, welche zu kühn zu ſeyn ſcheint.

Des Abends ſah ich ſelbſt die Felder traurig werden,
Wenn du voll Freundlichkeit die fettgewordnen Heerden
Nach ihren Hürden führſt. Die Schäfer kränken ſich
Um ſchöne zärtlich nach, doch keiner mehr, als ich.
Wenn ſchwarzbraun ſchläft, wenn man auf unſern Matten,
Nichts weiter hört u ſieht als Winde, Bäum u. Schatten,
Wenn den verſchwiegnen Wald allein der kalte Mond
Und wache Zärtlichkeit verſchmähter Gunſt bewohnt,
Dann irr ich durch mein Lied die eingeſchlafnen Bäume,
Und fliehe ſelbſt den Schlaf, bis mich der Gott der Träume
Im Ganzen überfällt. So gleich erſcheineſt du,
Ich küſſe ihre Hand.

Man brauchte beynahe keine Stelle mehr aus dieſem Gedichte geleſen zu haben, als dieſe, in welcher der Dichter ſo wohl die Poeſie als den Affect ſo künſtlich vereinigt hat, welches ſo ſchwer anacht. Konnte der Verfaſſer die Liebe des Schäfers ſchmeichelhafter für Doris ausdrücken, als da er ihn die ganze Natur bey nahe zu derſelben anwenden läßt? Was iſt rechten Verliebten natürlicher, als daß ſie glauben, alles in der Welt nehme einigen Antheil an ihrer Liebe? Die wahren Arkadier, wie ſie Fontenelle abbildet, können nicht anders, als bey den Bäumen, Winden, Schatten, bey dem Monde und bey andern Dingen mehr von ihrer Liebe reden. Wie erhebt nicht der Vers

Dann irr ich durch mein Lied die eingeſchlafnen Bäume

die Stelle ſchon zärtlichen Traurigkeit? Er beſchreibt

eibt ihre Härtigkeit, und wie er dem ohn-
htet immer noch treu geblieben ſey. Unter-
en entweicht Doris, und nachdem Myrtill
einige Worte mit Phyllis geſprochen geht
b, ſeine Doris zu ſuchen. Doris, welche
nur verſteckt, will der Phyllis nicht entde-
, daß ſie Myrtillen liebe; allein ſie bringt
es durch eine unſchuldige Liſt heraus. Sie
t ſich nämlich an, daß die ihren Schäfer
, und ſolches nur zeither aus Furcht, ſie
eleidigen, verſchwiegen habe. Wir empfin-
das größte Verlangen in uns, die Stellen
uſetzen, worinnen Phyllis die Liebe erhöht,
n wir nur nicht befürchteten zu lang zu wer-
Im fünften Auftritte erſcheint der Stu-
unter den Schäfern, Lycidas, welcher ſcher-
und ſogleich auch küſſen will. Die Schä-
nnen gehen ab, weil ſie den Myrtill kom-
ſehn. Myrtill und Lycidas unterreden
im ſechſten Auftritte von der Leichtſinnigkeit
er Liebe, und von der Zärtlichkeit. Beyde
enſchaften werden auf eine poetiſche Weiſe
tig erkläret und beſtimmt. Wir wollen bey-
Beſchreibungen herſetzen. Myrtill mahlt
die Leichtſinnigkeit am Lycidas

Wenn man nicht zärtlich liebt, ſo liebt man ſo wie du.
Man eilet ſeiner Luſt ohn alle Vorſicht zu
Man iſt mit ſich vergnügt, und weit entfernt, zu denken,
Es könnt ein Blick von uns auch die Geliebte kränken;
Man wählet, man verwirft, man ſchwört, und bricht den
Schwur,
Man küßt, eh man ſich ſehnt, man liebt, und liebt doch nur,

Daß man nicht müßig iſt, und bleibt noch ſtets gelaſſen,
Weil uns zehn Schönen fliehn, weil uns zehn andre haſſen.

Die Zärtlichkeit beſchreibt Myrtill alſo, als Lycidas fragt:

Doch wenn man zärtlich liebt?

Myrtill.

Da liebt man, ſo wie ich
Man wählt ein einzigmal, und dann bemüht man ſich
Das Herz der Schäferin, ja ihre kleinſten Minen
Die ſie uns freundlich giebt, durch Treue zu verdienen.
Zu unſrer Ruh und Furcht braucht ſie nur einen Blick
Kein Tanz, kein Band, kein Kuß; ihr Herz macht unſer Glück
Man fühlt mehr, als man ſagt. Es ſind gewiſſe Triebe
Und kurz die Zärtlichkeit iſt ſtärker, als die Liebe.

Der folgende Auftritt entdeckt den Charakter des Lycidas noch mehr, und der ste bildet die Furcht der Doris ab, daß wohl Phyllis ihren Myrtill verführen könnte, und im 9 Auftritte wird endlich die Probe mit dem zärtlichen Myrtill gemacht. Phyllis nämlich ſucht ihn von der Liebe zur Doris abzubringen, und ihn zu bewegen, daß er ſie lieben möchte. Er aber hält alle ihre Anfälle und Verfolgungen aus. Dieſer Auftritt iſt unter allen ſchönen Auftritten wohl der ſchärfſte. Wir müßten denſelben entweder ganz herſetzen, oder wir würden ihm ſchaden, wenn wir nur einige Theile herausnehmen wollten. Im folgenden Auftritte wollen ſich Doris und Myrtill verſprechen einander zärtlich und ſtets zu lieben, welches aber durch den Lycidas unterbrochen wird, welcher kömmt, die Ankunft des Schäfers des Damötas zu melden. Lycidas bittet die Phyllis, ihn zu lieben: es wird ihm

aber

er abgeschlagen. Als Myrtill die Doris küßt
gt Lycidas:

Kannst du denn nicht mehr schreyn?

Doris antwortet darauf:

Schreyn? wird denn dieser Kuß vielleicht der letzte seyn?

Wir wollten wünschen, daß dieser Schluß keine
rage wäre, weil sich solches auf der Schaubüh-
e nicht gut aussprechen läßt. Der andre Auf-
tz im 1sten Stücke streitet wider die bisherige
Meynung der Naturkündiger, daß das Feuer
ne Materie sey. Der Verfasser verspottet im
Eingange die Schöpfung der vielen Materien
i der Physik, und behauptet: daß das Feuer
ie schnellste Bewegung der kleinsten Theilchen
ner jeden Materie sey. Dieses Schreiben ist,
usser seiner philosophischen Stärke, mit einer
emen Munterkeit, und einem nicht geringen
Witze ausgearbeitet.

Hierauf folget eine starke und feurige Ode,
ie Unversöhnlichkeit. Unser Urtheil zu bestärken,
ollen wir einige Strophen hersetzen:

Oft kriegt im einzelen Gefechte
Ein Paar um selbst erdachte Rechte,
Die ihm ihr stolzes Herz gebeut.
Sie wälzen, und an ihrer Seite
Ermahnst du hitzig sie zum Streite
Und schäumst, o Unversöhnlichkeit!
Die Adern sind von Blut geschollen,
Daß Grimm und Hitze schäumend rollen;
Der Rache pöbelhafte Lust
Herrscht in der schadenfrohen Brust.
Die Augen glühn. Dein Blick erschrecket
Ein Schwerdt, das häufig Blut bedecket
Ist durch des Armes Schwung beseelt

Du machst der Kämpfer Herz erbittert,
Das vor Begier nach Rache zittert,
Und lieber Tod, als Freundschaft wählt.
Sie fochten ohne zu ermüden
Zuletzt bringt eines Tod den Frieden
Sein Fall schließt seine Raserey
Blut dürstig lachest du dabey.

Der folgende Aufsatz enthält eine Beschreibung der kalifornischen Gebräuche im Lieben, welche den meisten europäischen entgegen gesetzet sind. Es wird nämlich erdichtet, daß vor hundert und mehr Jahren in Kalifornien ebenfalls, wie bey vielen in Deutschland, die Mode gewesen sey, ein Frauenzimmer nur ihrer Schönheit wegen zu lieben, sie zu küssen, und andern sinnlichen Begierden genug zu thun. Itzt sey es in Kalifornien ganz anders. Man liebte daselbst zwar die Schönheit, aber auch den Geist. Die Schönheit und Artigkeit einer Schöne allein sey nicht im Stande, dasselbe liebenswürdig zu machen: sondern es gehöre mehr dazu. Diese Satire ist nicht unglücklich ausgeführt. Wir bedauren nur, daß nach einiger Meynung der Eingang etwas zu lang geworden, und daß hier und da die Schreibart nicht flüßig und leicht genug sey.

Hierauf folget eine Erzählung: der beschämte Zweifler, Lacides. Wir wollen nur die Lehre aus derselben hersetzen:

Daß die Vernunft nichts faß' und immer fehle,
Glaubt auch Lacyd, den, Griechenlandes Bayle,
Arcesilas, im steten Zweifeln übt;
Der Geiste, der sein Urtheil stets verschiebt.
Und dennoch macht ein meidrer Geiz Lacyden
Behutsam, schlau, mistrauisch, unzufrieden,

Die

Die Empfindung der Kenner wird bey dem Leſen
ieſer Erzählung dieſelben überführen, daß man
ünſchen müſſe, mehr ſolche Erzählungen von dem
Verfaſſer derſelben zu leſen.

Hierauf folget: der verzweifelnde Schäfer
ach dem Engliſchen des Hrn. Priors Diellebers
hrift würde ſchöner ſeyn, wenn ſie der beſcheid-
e Schäfer hieſſe. Damit unſre Leſer erkennen
ögen worinnen eigentlich die Beſcheidenheit oder
Verzweiflung des Schäfers beſtehe, ſo wollen wir
e letzte Strophe herſetzen.

Der Schäfer macht ſeiner Schäferinn eine Lie-
serklärung worauf ſie antwortet:

Ach! eben dafür war mir bange;
O Schäfer, ſprach ſie, ſchon zu lange
Hör ich dir zu; halt ein, halt ein.
Verlaß mich. geh zu deinen Schafen
Ich mußte deine Kühnheit ſtrafen
Doch dießmahl, will ich noch verzeihn.
Nur rath ich dir, von deinem Klagen
Das ſich umſonſt um mich bewirbt,
Mir künftig nichts mehr vorzuſagen,
Er bückt ſich, ſchweigt und ſtirbt.

Hierauf folgt eine Nachahmung einer Fabel des
Herrn de la Motte, welche ſehr ſchön iſt. Sie heißt:
Die Roſe und der Schmetterling. Wenn man
nige geringe Fehler, welche die Fabel ſelbſt betref-
n, an derſelben wahrnimmt, ſo ſind dieſelben dem
rn. Nachahmer nicht zur Laſt zu legen.

Hierauf kommen drey artige anakreontiſche
den. Der Verfaſſer hat bey nahe die Schreib-
t und die Art zu gedenken, welche der Verfaſſer

der

der Berlinischen Oden hat. Man könnte daher fast auf die Vermuthung kommen, als ob dieser einer von den Verfassern der Beyträge sey. Doch dieses wollen wir nicht ausmachen. Die erste heißt: **der Wunsch.** Der Dichter wünscht sich nichts als Küsse. Die andre ist an Horazen gerichtet. Er läßt die Nachwelt ausruffen, daß sich in ihm Wein und Dichter glücklich vereiniget hätten, sich die Ewigkeit zu schenken und zieht daraus den anakreontischen Schluß:

Schenkt der Dichter sie dem Weine
So schenkt sie der Wein dem Dichter.

Die letzte heißt: **die Verwandlung.** Hier ist sie ganz:

Wenn aus Tugend blöde Nymphen
Aengstlich ihrem Glück entflohen,
Das in Buhlern sie verfolgte:
Ach das Mitleid ihrer Götter
Sie mit harter Rind umwachsen,
Und aus Mädchen Bäume werden.
Götter, welch barbarisch Mitleid!
Wenn ich eure Macht besässe,
Wollt ich sie weit besser nützen
Und aus alten Bäumen, Mädchen,
Buhlerische Mädchen, machen.

Wir brauchen zum Lobe dieses in allen seinen Theilen vortrefflichen Taschenbuchs weiter nichts hinzu zu setzen, als die Nachwelt zur Zeugin anzurufen, daß dergleichen Früchte des deutschen Witzes das Ende der Welt erleben werden.

. . . . Die Zeit soll Richter seyn!
Opitz.

LVDI-

VDIMAGISTRO

INCOMPARABILI

PRAECEPTORI, SVO, LATINO

LONGE MERITISSIMO

HOC QVALECVNQVE

EXERCITIOLVM

D. D. D.

BEDIENTISSIMI, EJVS, DISCIPVLI

AVTORES.

LTE NOBILIS, ALTE ÆSTIMANDE
ET ALTE DOCTE,

CIATIM ALTE HONORATISSI-
ME DOMINE

LVDIMAGISTER,

LTE INCLINATE DOMINE PRÆCEPTOR!

noſcat *Ludimagiſtralitas* TVA
benigniter, quod nos nobis
rſtetimus et habemus TVVM
orabilem titulum ante haec
levidenſia poſitum. Nam
ebamus, quod TV non li-
er legeres Germanice. Per
equentiam voluimus TIBI ad

paucissimum nostrum exercitium Latine appropriare. Nemo honorem appropriationis tam valde dignus est, quam *Ludimagistralitas* TVA, quia tam bene nos sumus TVI discipuli, quam etiam nobis illud elaborare supra dedisti; sicut fidelo Præceptori decet. Sume igitur de nobis hoc specimen nostri honoristimoris erga TE cum clarificata fronte, et crede, quod nos æternitaliter cum corpore et animo sine exsumtione erimus

LVDIMAGISTRALITATIS
TVAE

totaliter obedientissimi
discipuli

AVTORES.

Be-

Betrachtung

ber eine Stelle des Cicero, aus dem 24 Capitel ſeines 3ten Buchs vom Redner.

Wir kommen itzt derjenigen Pflicht nach, welche wir unſerm lateiniſchen Lehrmeiſter, als gehorſame Schüler ſuldig ſind. Er hat uns ſchon vor 3 Vierahren ein Exercitium aufgegeben, und wir ben es bis dieſe Stunde noch nicht aufgeſen. Er hätte länaſt Urſache gehabt, nach Schärfe mit uns zu verfahren, und wir rden uns über ſeine Sanftmuth noch mehr wundern, wenn wir nicht wüſten, daß er der Wichtigkeit des aufgegebenen Exercitii ehr überzeugt iſt, daß er unſer Schwache Ausarbeitung deſſelben nicht in ſo kurzer t, als wie etwan eines über den Cornelius, verfertigen zumuthen kann. Wir haben die Schwierigkeit ſelbſt allzu wohl erkannt, und nicht eher als nach einer halbjährigen Vorbereitung daran gewaget. Wir haben alle iſchen Bücherſäle durchſucht, und alle Ausen des Cicero, nebſt allen Codicibus MS. nachgeſchlagen, damit wir die vorgegebene lle recht möchten überſetzen und den Verſtand derſelben einſehen können. Nach unſer-

müdeten Bestreben sind wir endlich entweder so unglücklich, oder so glücklich gewesen, den Sinn des Cicero, wofern ihn unser Lehrmeister erreichet hat, nicht zu erreichen, oder ihn gar besser einzusehen, als er. Dieses aber wäre nun ganz was unglaubliches von uns, als seinen Schülern. Doch, wir wollen uns weder rechtfertigen, noch verdammen. Das folgende mag den Ausschlag geben.

Vor allen Dingen aber müssen wir die Worte hersetzen, in welchen unser Lehrmeister unsre Geschicklichkeit auffodert. Nachdem er, nach seinem lateinischen Gewissen, ein gerechtes Misfallen über unsre Betrachtung über den Anfang des ersten Buchs des Cicero vom höchsten Gute und vom höchsten Uebel bezeiget hat, so fährt er also fort: Nun sollte sich auch eine schöne Betrachtung über eine Stelle des Cicero anstellen lassen, darinnen der grosse lateinische Redner Crassus, der gewiß kein Feind von seiner Muttersprache gewesen ist, und Cicero unter seiner Person saget, daß man die rechte Beredsamkeit von den Griechen lernen müsse. Es hätten sich zwar auch Lateiner gefunden, welche in ihrer Muttersprache die Beredsamkeit gelehret hätten, er habe aber in seiner Censur ihnen weiter Lectiones zu geben verboten, und setzt hinzu: *Hos magistros nihil intelligebam posse docere, nisi ut auderent: quod etiam cum bonis*

rebus

us conjunctum, per ſe ipſum eſt magnopere
giendum. Hoc cum unum traderetur, &
n impudentiae ludus eſſet; putaui eſſe cenſo-
, ne longius id ſerperet, prouidere. So
ut geht die Auffoderung. Wir wollen nun
hr die ganze Stelle, lateiniſch und deutſch,
ſetzen. Cicero legt dem Craſſus folgendes in
n Mund:

Rerum eſt ſilua magna, quam cum
raeci jam non tenerent, ob eamque cau-
m iuuentus noſtra dediſceret paene di-
ndo, etiam Latini, ſi diis placet, hoc
nnio magiſtri dicendi extiterunt: quos
o cenſor edicto meo ſuſtuleram; non
o acui ingenia adoleſcentium nollem,
l contra ingenia obtundi nolui, corro-
rari impudentiam. Nam apud Graecos,
i, cuiusmodi eſſent, videbam tamen eſſe,
aeter hanc exercitationem a lingua, do-
rinam aliquam, & humanitatem dignam
entia. Hos vero nouos magiſtros nihil
elligebam poſſe docere, niſi vtauderent:
od etiam cum bonis rebus coniunctum,
r ſe ipſum eſt magnopere fugiendum.
oc cum vnum traderetur, et cum impu-
ntiae ludus eſſet; putaui eſſe cenſoris,
longius id ſerperet, prouidere. Quam-
am non haec ita ſtatuo, atque decerno,
deſperem, latine ea, de quibus diſpu-
nimus, tradi ac perpoliri. Paritur enim
lingua noſtra, et natura rerum, veterem

illam excellentemque prudentiam Graecorum ad noſtrum vſum moremque transferri. Sed hominibus opus eſt eruditis, qui adhuc in hoc quidem genere noſtri nulli fuerunt. Sin quando exſtiterint; et iam Graecis erunt ante ponendi.

d. i. Es giebt eine groſſe Menge Sachen. Weil nun die Griechen dieſelben bereits nicht mehr in ihrer Gewalt haben, und deswegen unſere jungen Leute, bey ihrem lernen, beynahe das, was ſie wußten, vergaſſen, ſo hat es auch, GOtt erbarme es! ſeit zwey Jahren, lateiniſche Lehrer der Beredſamkeit gegeben, welche ich, als Cenſor, durch meinen Befehl, abgeſchafft habe; nicht deswegen, weil ich nicht wollte, daß der Verſtand der jungen Leute geſchärfet würde; ſondern ich wollte vielmehr, daß er nicht betäubet und ihre Unverſchämtheit nicht geſtärket würde. Denn bey den Griechen, ſie möchten nun ſeyn, wie ſie wollten, fand ich doch, auſſer der bekannten Uebung in ihrer Sprache, einige Spuren der Gelehrſamkeit und der ſchönen Wiſſenſchaften, welche werth ſind, daß man ſich dieſelben bekannt macht. An dieſen neuen Lehrmeiſtern aber ſah ich wohl, daß ſie ihre Schüler weiter nichts lehren könnten, als daß ſie ſich fein viel unterſtehen ſollten; welches man, wenn es

auch

uch schon mit allerley Gütern verbun-
en ist; doch an sich selbst, sehr zu mei-
den muß. Weil nun dieses allein gelehr-
et wurde, und diese Schule eine Schule
er Unverschämtheit war: so habe ich
geglaubt, daß es die Pflicht eines Cen-
ors sey, dafür zu sorgen, daß dieses Ue-
el nicht weiter fort schleiche. Wiewohl,
meine Meynung und mein Ausspruch sind
icht so zu verstehen, als ob ich gänzlich
aran zweifelte, daß das, wovon wir ge-
edet haben, lateinisch gegeben und aus-
gezieret werden könnte. Denn so wohl
nsere Sprache, als auch die Natur der
Sachen, verstattet es, die alte und vor-
reffliche Weisheit der Griechen zu un-
erm Nutzen anzuwenden, und nach un-
erm Verfassungen einzurichten. Aber
hierzu werden gelehrte Männer erfodert,
ergleichen es noch, in dieser Art, unter
ns keine gegeben hat. Und wenn es ih-
er auch jemals gegeben hat; so wird man
ie selbst den Griechen vorziehen müssen.

Je mehr wir diese gegründeten Aussprüche
es Crassus betrachten, je weniger können wir
arinne den allgemeinen Ausspruch unsres latei-
ischen Censors entdecken, daß er nämlich be-
aupte, man müsse die rechte Beredsam-
eit von den Griechen lernen. Daß ihn un-
er Lehrmeister, welchen wir, um der Kürtze
illen, Herr X. nennen wollen, allgemein an-

nimmt, dieſes erhellet aus ſeiner Abſicht, welche er bey Aufſetzung ſeiner vorhin angeführten Worte gehabt hat. Er wollte unſre an ſich abgeſchmakte Meynung, daß es löblich und nüzlich ſey, die Wiſſenſchafften und Künſte, und unter dieſen auch die Redekunſt in unſrer Mutterſprache vorzutragen, widerlegen. Um deswillen führet er dieſe Stelle aus dem Cicero an, wo dieſer, unter der Perſon des Craſſus, von der Redekunſt insbeſondere, behaupten ſoll, daß man ſie nirgends, als bey den Griechen, lernen könne. Wir wollen die ganze Rede des Craſſus durchgehen, und ſehen, ob dieſes in ſeinen Worten enthalten ſey.

Anfangs ſagt er, daß der Mangel an rhetoriſchen Regeln und Materialien bey den Griechen, wo man bisher die Beredſamkeit zu lernen gewohnt geweſen war, einige Lateiner veranlaſſet hätte, ſeit zwey Jahren Lehrer der Beredſamkeit abzugeben. Er hat ihnen aber hernach verboten, dieſelbe zu lehren, weil er geſehen, daß ihre Schüler bey ihnen nichts lernten, als unverſchämt zu ſeyn. Sie haben nichts weniger, als die wahre Beredſamkeit, gelehret, ſondern, anſtatt den Verſtand zu ſchärfen, haben ſie ihn ſtumpf gemacht. Was hätte auch dieſer groſſe Redner weiſeres thun können, als eben dieſes? Es wäre zu wünſchen, daß es itzt noch fein viele Craſſos gäbe, welche denenjenigen elenden Lehrern der Beredſamkeit, welche nicht, wie die römiſchen

ſal-

falschen Lehrer derselben, vor Gerichte, sondern gar in den Tempeln, lauter Unheil anrichten, die Hörsäle verödet lassen. Aber warum verschloß Crassus diesen neuen Lehrern ihre Schulen? Wenn Herr X. den Cicero recht versteht, und wenn die Worte des Crassus ein Zeugniß wider uns ablegen sollen: so muß er es darum gethan haben, weil er geglaubet, daß die Beredsamkeit bey keinem Volke, also auch nicht bey den Lateinern, sondern nur allein bey den Griechen, gelernet werden könne. Aber erhellet es denn etwann aus seinen Worten, daß er es darum gethan habe? Wir können es nirgends finden. Er giebt keine andere, als diese Ursache an, weil er gefunden hätte, daß sie ihre Schüler weiter nichts lehreten, als kühn und unverschämt zu seyn. Wo sagt er nun hier etwas davon, daß man allein zu den Griechen in die Schule gehen, oder ihre Schriften lesen müsse, wenn man ein Redner werden wolle? Es zeugen seine Worte weiter gar nichts an, als dieses, daß es zu des Crassus Zeiten um die Theorie der Beredsamkeit bey den Lateinern noch sehr schlecht bestellt gewesen, und daß sie, weil sie noch in ihrer ersten Kindheit gewesen, wie bey allen Völkern, erst von einem Volke, welches sie schon besaß, geholet werden mußte. Des Crassus Worte erstrecken sich gar nicht weiter, als bis auf die Lateiner zu den damaligen Zeiten. Da mußte allerdings ein jeder,

welcher ein Redner werden wollte, nach Griechenland gehen und vornehmlich die Schriften der alten Griechen lesen. Denn bey den Lateinern hatte man noch keine tüchtige Anweisung zur Beredsamkeit. Hat nun also Crassus gesagt, daß überhaupt alle Völker zu allen Zeiten die rechte Beredsamkeit allein von den Griechen lernen müssen? Gewiß, Herr K. macht sich um die Ehre des Crassus wenig verdient, wenn er ihm diesen Ausspruch zumuthet. Denn der Erfolg hat das Gegentheil davon bey vielen Völkern, und sonderlich bey den Römern, gelehret. Die vortrefflichen Regeln der Beredsamkeit, welche der Verfasser der Bücher an den Herennius, Cicero und Quinctilian, nach dem Muster der Griechen, ja aus eigner Einsicht, gegeben haben, sind, in Ansehung der letztern, unverwerfliche Zeugen davon. Crassus sagt auch selbst in der angeführten Stelle gar wohlbedächtig, daß die wahre Beredsamkeit gar wohl in der lateinischen Sprache gelehret und ausgeübet werden könne; welches aber unser Censor gar wohlbedächtig nur anzuführen vergessen hat. Nur damals sagt er, daß es noch an tüchtigen Lehrern fehle; welches er aber der lateinischen Sprache gar nicht zur Last legt. Wir können also, ohne Zweifel unserer schwachen Einsicht wegen, den allgemeinen Ausspruch, daß man die rechte Beredsamkeit nur von den Griechen lernen

nen könne, wie Herr X. in den Worten des Craſſus nicht finden.

Wenn wir gewiß wüſten, daß es nicht wider die Pflichten der Ehrfurcht gegen einen Lehrmeiſter liefe: ſo wollten wir wohl noch hieraus eine kleine Folge ziehen. Doch wir wollen es nur wagen, und uns, wenn wir dadurch einen Fehler begehen, im Voraus der verdienten Strafe des Herrn X. unterwerfen. Es iſt dieſe, daß ihm ſein patriotiſcher Anſchlag, wider die Bekantmachung der Wiſſenſchaften und Künſte, mislungen iſt. Er gedachte dadurch die Unnützlichkeit des Unternehmens derjenigen zu beweiſen, welche z. E. deutſche Anweiſungen zur Beredſamkeit ſchreiben. Denn man könne daraus keine Beredſamkeit lernen, weil ſchon Craſſus geſagt hätte, daß die rechte Beredſamkeit nur aus Griechenland zu holen wäre. Wenn auch des Craſſus Ausſpruch ein Orakul wäre, ſo würde doch daraus nicht folgen, daß man aus keiner deutſchen Anweiſung zur Beredſamkeit dieſe Kunſt lernen könnte. Denn wir haben ſchon gezeigt, daß er ſich nur auf die Zeiten des Craſſus beziehet. Wenn wir auf Weiſens, Uhſens und Hübners Zeiten zurückgehen: ſo können wir faſt alles auch von den Deutſchen ſagen, was Craſſus von den damahligen Zeiten ſagte. In ihren Anweiſungen zur Beredſamkeit war allerdings die alte und vortrefliche

Wei-

Weisheit der Griechen, wir setzen noch hinzu der Römer, nicht anzutreffen, und man konnte ihre oratorischen Schulen, wie auch noch ins viele, nur Rechte Schulen der Unverschämtheit nennen. Aber war denn hieran die deutsche Sprache schuld? Nein, eben so wenig, als es der lateinischen Sprache zuzuschreiben ist, daß zu des Crassus Zeiten noch kein Cicero und Quinctilian die Beredsamkeit unter den Römern gelehret haben. Seit sechzehn Jahren hat es bereits die Erfahrung gelehret, daß weder die deutsche Sprache, noch die Natur der Sachen, dem Vortrage der Redekunst in unsrer Mutterlsprache zuwider ist. Denn seit dieser Zeit hat der berühmte Herr Prof. Gottsched die vortrefflichen Regeln der wahren Beredsamkeit in der deutschen Sprache vorgetragen. Er hat, durch seine ausführliche Redekunst, gezeigt, daß man die alte und vortreffliche Weisheit der Griechen und Römer gar wohl in der deutschen Sprache vortragen und in der deutschen Beredsamkeit brauchen kann.

Wir fragen demnach ihn und alle Unpartheyischen auf ihr Gewissen, ob es unmöglich sey, die rechte Beredsamkeit aus solchen deutschen Büchern zu lernen, worinnen die auf die Natur der Menschen gegründeten Regeln der alten Griechen und Römer ordentlich und deutlich vorgetragen sind? Wir glauben, ein jeder

der muß mit Ja antworten, wenn er nicht die griechischen und lateinischen Wörter und Silben eben für dasjenige halten will, woraus man die rechte Beredsamkeit lernet.

Dieses sind die Betrachtungen, welche wir über die von dem Herrn K. uns vorgegebne Stelle aus dem Cicero anzustellen gehabt haben. Es kömmt uns nichts weniger an, als uns mit der Hoffnung zu schmeicheln, daß wir sie nach dem Sinne unsers theuren Lehrmeisters gemacht hätten. Aber eben deswegen sind wir seine Schüler, weil wir noch nicht so denken können, als wie er. Wenn wir es werden so weit gebracht haben, als er, so werden wir uns vor seinem Lehrmeisteramte schon bedanken, und, nach seinem Exempel, auch Censores der deutschen Schriftsteller vorstellen.

Uebrigens müssen wir im voraus gestehen, daß wir, wenn er dieses unser Exercitium nach verdienter Schärfe corrigiren sollte, wir vor Scham kaum solcher grossen Verdienste um uns, wiederum öffentlich würden erwähnen können.

Das Zimmerbeil und das Haus.

Eine Fabel.

Ein Zimmerbeil, ſtolz im Verhöhnen,
Fuhr, mit aros'ſprecheriſchen Tönen,
Zu einem Hauſe ſpöttlich an:
Daß du zur Wirthlichkeit gelangeſt,
Daß deine Zierde täglich prangeſt,
Das danke nur; ich habs gethan.
Hatt ich nicht Axt und Art gehauen;
Wer nöthigte euch, anzuſchauen?

Erwäge, ſprach das Haus zum Beile,
Daß nicht dein Stolz nicht übereile,
Bedachtſam jenes Stahles Macht.
Wer hat die Mauern aufgeführet?
Die Säulen nach der Kunſt gezieret?
Wer zieht von ihr der Zimmer Pracht?
Hat je ein Künſtler deinen Hieben
Den Werth der Baukunſt zugeſchrieben?

Der Baukunſt dank ichs, daß ich lebe,
Vor tauſend Hütten mich erhebe,
Und dieſer Stadt zur Zierde ſteh.
Gleich den bewachſnen bunten Hügeln
Seh ich mein Haupt mit rothen Ziegeln
Vor andern Dächern in die Höh.
Sprich, führt die Ordnung meiner Theile,
Des Ganzen Schmuck, von einem Beile?

Ja,

Ja, sprach das Beil, das mußt du wissen:
Daß Balken, Bret und Keil sich schliessen,
Dieß alles kömmt von mir allein.
Hier hast du deine Pracht gefunden:
Und wärst du hierdurch nicht verbunden,
Wie könntest du ein Ganzes seyn?
Du wärst kein solches Haus, ich wette,
Wenn ich dich nicht gebaut hätte.

Wohlan denn! kannst du Häuser bauen:
So laß doch deine Künste schauen,
Sprach jenes drauf, und bau ein Haus.
Doch dieses wichtige Geschäfte
War gänzlich über seine Kräfte;
Dort lags, und schwieg; es ward nichts draus.
Nun, sprach das Haus, hast du mir Leben
Und Ordnung, Schmuck und Pracht gegeben?

*** ***
***

Ihr, die ihr das gelehrte Wissen,
In Wort und Sylben einzuschliessen,
Und so zu schänden fähig seyd!
Die Sprachkunst wird euch nicht erheben:
Wollt ihr durch Einsicht ewig leben:
Liebt Wissenschaft und Weltweisheit.
Lernt von der Kunst das Werkzeug trennen,
Und nicht das Beil die Baukunst nennen!

Schreiben aus D. an einen Freund in H. *

Bedaure mich, mein Freund! Ich bin noch ganz verstört
Von dem, was ich itzthin gesehn und angehört'
Man Unsern hat gewollt, daß mich der Schein betrogen,
Und mir den größten Schmerz der Seele angezogen!
Erlaube mir den Trost, dir heute kund zu thun,
Was mir begegnet ist! Ich kan nicht eher ruhn,
Als bis ich dir erklärt, was mich für Qval betroffen:
Die Deutlichkeit hat mich noch am ersten Trost gehoffen!
Ich war vor langer Zeit bey Leuten, die die Welt
Vor andern für gepatzt und klug im Urtheil hält,
Und die Geschmack und Witz nothwendig haben müssen,
Weil sie nach Hofmanier gelehrt, zu reden wissen.
Ich schätzte mich beglückt, und war in mir vergnügt,
Daß es die Zärtlichkeit des Himmels so gefügt,
Und mir den Weg gelegt durch aufmerksames Hören
Zu einer weisen Kunst mein Wissen zu vermehren.
Man sprach von allerhand, von Wetter, von der Jagd,
Von Damen, Lesarten und ihrer Jungemagd,
Von Moden aus Paris, vom Hofe, von Gesandten:
Zuletzt gedachte man auch der Comödianten:
Da wurd' es gestern auch, sprach Thrax zum Corydon,
In der Comödie? Was dünkt dich wohl davon?
Machts nicht das neue Volk, das erst hieher gekommen,
So gut: daß man noch nie dergleichen wahrgenommen?
Ein allgemein Geschrey bekräfftigte sofort
Den Ausspruch, den er that, und fiel ihm in das Wort:
Der eine rief Charmant! der andre schrie Superbe!
Der dritte: Magnific! der vierte sprach: Ich sterbe,

Es

* Ist eingesandt.

So was Vortreffliches hab' ich noch nie gesehn!
Wie? dacht' ich, solte denn ein Wunderwerk geschehn,
Und Deutschlands Schaupl..., sich so schnell vorkommen,
zeigen?
Das hieß geschwind genung den höchsten Berg ersteigen.
Doch Richter solcher Art verführt ja wohl kein Schein!
Was für ein Poqvelin muß doch gekommen seyn,
Der unsre Bühne so aus ihrer Nacht gerissen,
Und sich mit solchem Glück auf ihren Ruhm beflissen?
Für Freuden weiß ich kaum, was ich gedenken soll!
So dacht' ich bey mir selbst, und schwieg Verwundrungsvoll.
Indessen fragte man, ob ich die neue Bande
Vielleicht noch nicht besucht? Ich muste mir zur Schande
Die Wahrheit nur gestehn, und sagte furchtsam: Nein!
Ey! riefen drey zugleich, das lassen Sie sich reun!
Die Leute sind es werth, daß man sein Geld nicht schonet,
Und ihr Verdienst erhebt, und ihre Müh belohnet!
Da weißt es, Liebster Freund, wie sehr mich jederzeit
Ein Schauspiel, wo man Kunst und Witz bemerkt, erfreut:
Drum denke selber nach, wie mich das kranken muste,
Daß ich noch nicht ein Wort von diesen Meistern wuste,
Die man so sehr erhub! Ich dachte mit Verdruß
An mein versäumtes Glück, und faßte den Entschluß,
Sogleich des andern Tags die Freude zu geniessen,
Der ich so lange Zeit bisher entbehren müssen.
Ich sann voll Ungeduld auf den erwünschten Tag,
Und kaum vernahm ich da den fünften Seigerschlag,
So eilt' ich in das Haus, wo die Gesellschaft spielte,
Der Sehnsucht gnung zu thun, die meine Seele fühlte.
Der Platz war ziemlich voll, und ich behielt noch kaum
Vor der bestellten Zahl der vielen Stühle Raum;
Es drängte sich der Schwarm der häufigen Personen,
Die mancher Trieb bewog, dem Spiele beyzuwohnen.
Die Schranken stellten mir fast alle Stände dar:
Ich nahm den Hof, die Stadt, den Staats- und Kriegs-
mann wahr,
Auch sah ich da und dort ein Theil von unsern Schönen,
Die viel durch süssen Zwang zur Dienstbarkeit gewöhnen

Dort stund Sebastian, ein chamarrirter Thor,
Und zischte Flavien was Schönes in das Ohr,
Die zwang sich, und vorgab, was er für Reden führte,
Weil sie ein andrer Freund mit süßen Blicken rührte.
Dort saß Cornelius, ein alter Spaß-Galan,
Und sah mit Eifersucht die junge Doris an,
Die nicht so gar vertraut mit Erantorn reden sollte,
Weil er ihr Bräutigam in kurzem werden wollte.
Der arme Strephon stund, und guckte hin und her,
Ob Laura, sein Magnet, nicht in der Nähe wär,
Und Phyllis sah sich um, und sucht' an allen Ecken
Durch ihrer Augen Gluth ein Herz in Brand zu stecken.
Lelim, ein junger Herr von artiger Figur,
That groß, und machte Wind mit seiner goldnen Uhr,
Nahm öfters Schnupftobak, und pfiff und sang darzwischen,
Und schien sich selbst zur Lust durch Lachen anzufrischen.
Ein Haufen hatte sich absonderlich gesellt,
Und sich mit Fleiß ganz nah an Schauplaz hingestellt,
Um allen Kommenden von dort aus aufzupassen,
Und Niemand ohne Spott und Tadel durchzulassen.
Bey diesen war ein Mensch von lustiger Gestalt,
Der that so aufgeweckt, als wolt' er mit Gewalt
Die Vorcomödie mit seinen Possen spielen;
Er lacht', und ward belacht, und dieses zwar von vielen!
Der Herr von Donnerkeil stund dort, und schnitt vertraut
Von seinen Thaten auf, und sprach zulezt ganz laut:
Den Hund fordr' ich heraus, auf Degen und Pistolen,
Und sezte noch darzu: Der Teufel soll ihn hohlen!
Die Leute sahn mit Furcht auf diesen Goliath;
Ich dachte: Das ist gut, daß er ihn nicht schon hat,
Sonst würde zweifelsfrey ein schrecklich Blutvergiessen
In unsrer Anwesenheit daraus erfolgen müssen!
Nun gieng das Schauspiel an, auf dessen Trefflichkeit
Und hochgepriesnen Werth ich mich so sehr gefreut,
Das Spiel, das so viel Volk es anzusehn bewogen,
Und sich Bewunderer in Menge zugezogen!
Wie wenig hatt' ich nicht auf die Personen Acht,
So bald des Vorhangs Zug den Schauplaz aufgemacht!

Allein wie ward mir Angſt, als auf der werthen Bühne
Gleich Anfangs der Hans Wurſt mit ſeinem Herrn erſchiene.
Kaum ſah das kluge Volk die luſtige Perſon,
So lachte Jung und Alt für groſſen Freuden ſchon,
Und ließ ein laut Geſchrey dem Tropf entgegen ſchallen,
Zum Zeichen, daß er ihm auch ſchweigend ſchon gefallen.
Ich ſtutzt' und glaubte kaum das, was ich hört und ſah:
Es war ja, dünkte mich, kein dummer Pöbel da,
Der bloß aus Unverſtand die Albereh belachet,
Und abgeſchmacktes Zeug zu ſeiner Freude machet.
Ich ſah ja hier den Kern der Groſſen unſrer Stadt,
Ein Volk, das Anſehn, Rang, und Ehrenämter hat,
Das köſtlich ißt und trinkt, ſich reich und prächtig kleidet,
Und alſo ſich genung vom Pöbel unterſcheidet.
Indeſſen fieng Hans Wurſt das Wort zu nehmen an:
Ich dachte nach und nach nunmehr des Schauſpiels Plan,
Die Ordnung und den Grund der Fabel zu erfahren;
Allein ich hofft' umſonſt. Die auf der Bühne waren,
Beſprachen ſich von nichts als Poſſen, deren Land,
So elend er auch war, doch leyder! Beyfall fand.
In kurzer Zeit erſchien ein alter Hexenmeiſter,
Der rief, wie Doctor Fauſt, zween zahmgezähmte Geiſter,
Ein fürchterliches Paar, das willig Abſchied nahm,
Wenn ſein Regent, Hanns Wurſt mit ſeiner Peitſche kam.
Owe! gedacht' ich gleich, nun werden Erbſen blaſen,
Und das Colſonium vermuthlich auch mit raſen!
Es traf auch richtig ein: Was nur der Unverſtand
Für Wahnwitz ausgeheckt, das ward hier angewandt:
Das ganze Spiel beſtund in abgeſchmackten Poſſen,
Und jeder Aufzug ward mit Prügeln wohl beſchloſſen.
Zwo Nymphen, welche ſich mit Schminke ſchön gemacht,
Verherrlichten das Spiel durch ihrer Stimmen Pracht,
Und ließen ein Geheul aus jämmerlichen Kehlen
Mit Wiener-Arien Vernunft und Ohren quälen!
Das beſte that Hanns Wurſt mit ſeiner Artigkeit:
Zwar ſcherzt' er etwas plump, doch die Gewogenheit
Der Freunde ſeiner Luſt kont' ihm nichts übel nehmen,
Und manche Schöne hielt für Einfalt, ſich zu ſchämen.

Der Narr brachte ohne Scheu die gröbſten Zoten vor,
Und alles, was er ſprach, fand ein geneigtes Ohr;
Die Meiſten lachten laut, und klopften in die Hände;
Ich ſeufzte, und that den Wunſch: O wär es nur zum Ende!
So gern ich auch geflucht der Marter zu entfliehn,
So zwang mich doch des Volks Gedränge, zu verſtehn;
Es war mir, wie ich ſah, nicht möglich durchzukommen,
Und Alles hatte Platz um mich herum genommen.
Und alſo peinigten mich faſt drey Stunden lang
Die Henker des Geſchmacks durch ihren Ohrenzwang:
Das Nachſpiel machte ſelbſt mein Elend nicht geringer:
Man ſpielte GOtt erbarms! den ſchlauen Jungfern winger!
Nun ſag, liebſter Freund, bedauerſt du mich nicht?
Iſts möglich, daß das Herz dir nicht für Mitleid bricht,
Wenn du die Noth vernimmſt, in welcher ich geweſen?
Doch nein! Du kannſt dieß Blat nicht unempfindlich leſen!
Du liebſt Vernunft und Kunſt und Regeln viel zu ſehr;
Der Unwitz findet nicht ſo leicht bey dir Gehör,
Als bey der groſſen Zahl der pöbelhaften Seelen,
Die blind im Urtheil ſind, und ohne Känntniß wählen!
O Schande, daß ein Volk, das groß und edel iſt,
Und ſolchen Ruhm erlangt, ſich ſelbſt ſo ſehr vergißt,
Und Stumpfſinnen kann die grobe Poſſen reiſſen!
Soll Frankreichs Spott hernach uns nicht Barbaren heiſſen?
So weit vergeſſen ich nicht das alte Griechenland!
Bey ihm war kein Geſchmack von dieſer Art bekannt!
Wer hätte zu Athen wohl ohne lautes Schmähen
Sich niederträchtig Zeug gehört und angeſehen?
Sein Volk war viel zu klug. Von ihm ward nichts belacht,
Als was ein feiner Witz mit Anmuth vorgebracht,
Wenn von Menanders Zucht geſtimmte Chöre ſitten;
So ward der Schauplatz ſtets zur Schule guter Sitten!
Das macht: Die Spielenden verſtunden ihre Kunſt,
Und ihre Wiſſenſchaft erwarb der Kenner Gunſt,
Nicht ihre Kunſt allein. Man ehrte ſie als Meiſter,
Und unterwarf ſich gern den Lehren groſſer Geiſter.
Allein was hat bey uns für Sittenlehrer da?
Hanns Wurſt und Harlekin, Scapin, Aurelia,

Liſet-

Liſette, Pantalon! Was ſind das für Perſonen?
Sie ſpielen Haupt- und Staats- und Heldenactionen,
Allein ihr Helden ſind von Helden weit entfernt!
Vom Pöbel ſtammen ſie und haben nichts gelernt!
Ein Schüler, ein Lakey, ein Zimmermannsgeſelle,
Nebſt einer Wäſcherin, die nun bald Iſabelle,
Bald Colombine heißt, ein Arzt, ein Muſicant,
Errichten eine Zunfft, und ſtreichen durch das Land,
Sind frech, und laſſen ſich Comödianten nennen,
Wiewohl ſie weder Witz, noch Kunſt, noch Schauplatz kennen.
Von Sitten haben ſie zeitlebens nichts gewuſt,
Wie ſollte denn ihr Spiel voll ungereimter Luſt
Ein Sittenſpiegel ſeyn, und kluge Lehren geben,
Da ſie allein nach Geld und nicht nach Ehre ſtreben?
Sie ſuchen ja nur Brod; Wird nun der Zweck erreicht,
Der ihren Hunger ſtillt, ſo fragen ſie nicht leicht
Nach Ruhm und Anſehn viel: Ihr Staub, in dem ſie liegen,
Ihr pöbelhaffter Stand iſt ihnen ein Vergnügen!
Allein da mancher Fürſt ſchon ſelbſt die Kunſt verſteht,
Und nichts als das Verdienſt belohnet und erhöht,
Für unſern Schauplatz ſorgt, ihn liebt, beſchützt und ehret,
Und ihm das Anſehn giebt, das ihm mit Recht gehöret,
Und da ſchon mancher Hof, ganz regelmäßig denkt,
Den herrſchenden Geſchmack auf beſſre Wege lenkt,
So wird es uns nunmehr in Deutſchland bald gelingen,
Die edle Schauſpielkunſt erwünſcht empor zu bringen!

Ein halbes hundert neuer Fabeln.

durch L. M. v. K.

Mit einer critiſchen Vorrede deg Verfaſſers der Betrachtungen über die poetiſchen Gemählde.

Zürich, verlegts Conrad Orell und Comp. 1744.
9 B. in 8.

Herr Johann Jacob Bodmer, Profeſſor der Geſchichte und der Staatskunſt auf dem Gymnaſio zu Zürich, wie auch Mitglied des groſſen Rathes ſelbſt, welcher ſich nur denen, als Verfaſſer der gegenwärtigen critiſchen Vorrede, hat zu erklären geben wollen, welche es wiſſen, daß er ein Buch von den poetiſchen Gemälden geſchrieben hat, hebt ſeine Vorrede alſo an.

„Bey dem erſten Durchleſen gegenwärtiger Fa„beln riß mich die Neugier, die von der Luſt, „ſo ich davon empfand, beſtändig unterhalten „ward, mit einer ſolchen Gewalt dahin, daß „ich keine Zeit nahm, Hülfe zu ſuchen, damit ich „der kunſtreichen Verfaſſung nachſpürete. Erſt „bey der zweyten Ueberleſung ward mein Ge„müthe ruhiger, und ich dachte jezo den Urſa„chen des Ergetzens nach, das mich ſo empfind„lich gemacht hatte.„

Hierauf erzählet er die Urſachen ſeines ſo groſ-

ſen

sen Vergnügens, welches er bey Lesung dieser Fabeln empfunden hat. Sie sind folgende. 1) Die Neuigkeit, 2) die Erfindung, 3) die grosse Erkenntniß der Thiere, 4) die Wichtigkeit der Lehren, 5) die Kürze, 6) die Reinigkeit der Sprache, der Schreibart, des Sylbenmasses und der Reime. Dies sind die Vorzüge, welche diese neuen Fabeln nebst noch mehrern, welche er, um beliebter Kürze willen, nicht anführen wollen, der Gütigkeit des Herrn Bodmers bestens empfohlen haben. Wir sind völlig mit ihm der Meynung, daß die von ihm angegebenen Stücke wirkliche Vorzüge einer Fabel sind. Ob sie aber in den gegenwärtigen Fabeln wirklich in so reichem Maasse anzutreffen sind, daß sie, wie Hr. Bodmer vermuthet, eben so eine erwünschte Wirkung auf andere Leser thun müssen, wie sie auf ihn gethan haben, dieses wollen wir mit wenigem unpartheyisch untersuchen. Wir würden die Ursache des so gar grossen Vergnügens, welches Herr Bodmer an denselben gefunden hat, noch in etwas anderem suchen, wenn wir mit einigen ihn selbst für den Verfasser derselben halten wollten; welcher Muthmassung wir uns aber nicht theilhaftig machen.

Was erstlich die Neuigkeit anbetrifft, so nimmt ihrer Herr Bodmer selbst 5 aus, welchen dieses besondere Lob nicht gebühret: nämlich die Bienen, die junge Schwalbe und ihre Mutter; die Lerche und der Storch;

Der junge Baum und der Gärtner: die Vermahnung des Gärtners an seine Blume. Die Erfindung dieser Fabeln rühret, nach Hrn. Bodmers Zeugnisse von einem berühmten Manne her, welcher den aufgeweckten und denkenden Schweizern Ehre macht. Wir merken beiläufig an, daß aus dem letztern Beywort folgt, daß es Schweizer giebt, welche keine Seelen haben. Uns dünkt, zur Neuigkeit einer Fabel wird nicht bloß erfodert, daß die erdichtete Begebenheit, sondern auch die daraus fließende Lehre, neu sey. Wofern wir recht gesehen haben: so glauben wir unterschiedenen von gegenwärtigen Fabeln den Vorzug der Neuigkeit absprechen zu können. Zum Exempel dienet die 25ste und 26ste. In dieser ist die Lehre enthalten, daß man den Schmeicheleyen eines Starken nicht trauen solle; und in jener wird gezeiget, daß List mit List vertrieben wird: wem ist aber unbekannt, daß die bekannte Fabel von dem Löwen und dem Fuchse und die von dem Fuchse und dem Eichhörngen, beyde Lehren ebenfalls in sich enthalten? Es sey aber ferne, daß wir durch diese Anmerkung dem Werthe dieser Fabeln etwas absprechen wollten! Denn wir wissen allzu wohl, daß eine Lehre auf verschiedene Art sinnlich gemacht werden kann, und daß dieses kein Fehler ist.

Zum

Zum andern lobt Herr Bodmer an den Fa-
n die Erfindungen, und zwar hauptsächlich,
ß es des Dichters eigne Erfindungen sind.
ir können dem Herrn Fabelfänger, wie ihn
rr Bodmer selbst nennt, dieses Lob nicht
ziehen. Es schliesset aber nicht zugleich das
mit in sich, daß die Erfindungen alle gut
. Es ist ein Lob für eine Erfindung in
er Fabel, wenn sie nicht so gar einfach ist
wenn sie mit der Lehre ein gut Verhält-
hat. Wir können nicht läugnen, daß wir
diesen Fabeln viele finden, welche den er-
n, und auch unterschiedene, welche den letz-
Fehler haben. Zum Exempel mögen nur
10te und die 13te Fabel dienen.

Drittens rechnet dieses Herr Bodmer mit
er die grossen Vorzüge dieser Fabeln, daß
Verfasser eine grosse Erkenntniß der Thie-
arinne gezeiget hat. Er sagt, er hätte sie
eden und handeln lassen, wie man es von
r Art der Thiere vermuthen kann. Wir
uben aber, er würde viel zuthun haben,
n er es vertheidigen wollte, daß der Ver-
er die Wachteln über die See fliegen, den
bs auf den trocknen Lande, im Grase an ei-
Sumpfe herum spazieren, die Schaafe
die Tauben unter einander leben läßt u. d.
Auch finden wir, des Herrn Bodmers
genversicherung ungeachtet, unterschiedene

Stellen, wo die Thiere philosophischer reden, als man wegen ihres kleinen Grades der Vernunft glauben kann.

Wegen des vierten Stücks, nämlich der Wichtigkeit der Lehren, haben wir eben nichts zu erinnern. Herr Bodmer lobt es sonderlich, daß der Verfasser sich nicht bloß bey dem politischen Leben aufgehalten sondern auch den Menschen in seinem allgemeinsten Verhältnisse betrachtet, wie er sich verhält in Absicht auf das Ganze, auf die Schöpfung, auf den Schöpfer, auf den Ort, wo er in der Natur stehet, die Ursache, warum er da stehet, den Rang, den er hat, die Hoffnung, die er auf die Zukunft haben kann, die Vorsicht, die über ihn waltet. Von dergleichen Inhalte sind die 21ste, die 24ste, die 33ste, die 47ste u. a. m. Hierunter gefällt uns sonderlich die 33ste: ob sie gleich mehr ein Gleichniß, als eine Fabel ist. Es wird darinne der Vorzug des künftigen Lebens vor dem itzigen vorgestellet. Auch die 50ste dürfen wir, wegen ihrer guten Erfindung und Ausführung, nicht zu rühmen vergessen.

Zum fünften lobt Herr Bodmer die Kürze dieser Fabeln. Wir können hierbey, was die Kürze der Handlungen anbetrifft, ebenfalls nichts erinnern.

Ende.

Endlich kömmt die Reihe an die Sprache, die Schreibart, das Sylbenmaaß und die Reime. Die Sprache nennt Herr Bodmer die schweizerische Sprache. Wenn er uns bewiesen hätte, daß sie eine andere Sprache wäre, als die Deutsche, so würden wir ihm, weil wir keine Schweizer sind, vielleicht auf sein Wort glauben müssen, daß die Sprache des Herrn Fabelsänger rein wäre. So lange wir aber noch in dem Wahne stehen, die schweizerische Sprache sey keine andere, als die deutsche Sprache, so lange werden wir auch die Sprache dieser Fabeln für sehr unrein halten. Der Unterschied der griechischen Mundarten wird, wenn uns solches die Herrn Schweizer auch noch zehnmal vorsagen, die schweizerische Sprache, wie sie itzo noch beschaffen ist, zu keiner reinen Sprache machen. Ist nicht auch die attische Mundart allen übrigen griechischen Mundarten vorgezogen worden?

Von der Schreibart sagt Herr Bodmer, daß sie einfältig, aber nicht niederträchtig sey. Wir räumen das erstere, aber nicht durchgängig das letztere, ein. Wir finden viel niederträchtiges darinnen; auch an dem possirlichen fehlt es nicht. Zum Exempel dienen folgende Stellen: „Der fette Dachs sprach „zu dem Storchen: Freund! willst du mir „ein wenig horchen? ferner: O du ver-

„sagte

„sagte Memme du! weiter: Thut ihr mir „die Katzenpflichten nach Gebühr, und: der „Haber sah ihn nicht so bald, so drehet er „ihm eine Nase. u. d. gl. „ Sonst können wir nicht umhin, zu gestehen, das uns diese Fabeln oft sehr wässerig und weitschweifig vorkommen. Wir glauben nicht, daß dieses zu dem Natürlichen der Fabeln erfodert werde; wir wissen auch, daß es Herr Bodmer nicht glaubt. Um desto mehr aber wundern wir uns, wie er sie wegen ihrer guten Schreibart so übermäßig loben kann.

Zu dem Sylbenmaasse hat sich der Verfasser das freye erwählet. Ob nun dieses wohl nicht zu dem Hauptwerke einer Fabel gehöret: so gestehen wir doch, daß wir es für besser halten, wenn man sich in einer solchen Art von Gedichten, wo man besonders auf das Angenehme sehen muß, an eine gewisse wohlklingende Versart bindet. Eben so wollten wir auch wünschen, daß die Reime in den gegenwärtigen Fabeln (die reichen Reime nehmen wir aus) nicht so oft so gar hart und unrein wären. Doch wir müssen hiervon schweigen, daß uns Herr Bodmer nicht mit zu den kleinen Bedienten der Critik zählet.

Ueberhaupt müssen wir zwar unsern Beyfall über vieles in diesen Fabeln bezeigen, doch aber

aber auch gestehen, daß es uns, wenn wir sie nach la Mottens, Hagedorns und Gellerts Fabeln lesen, nicht anders ist, als wenn wir aus dem hellen Lichte der Sonne in den blassen Schein des Mondes versetzet würden.

Zur Probe wollen wir die erste und die dreyzehnte hersetzen.

Die junge Schwalbe.

Den Ton aus der so kleinen Brust
Der liederreichen Nachtigallen
Hatt' eine junge Schwalbe Lust,
Nach ihrer Mundart nachzulallen.
Ey! Mutter, könnt ich auch so singen,
Sprach sie, wie süsse würd es klingen!
Wie hörte man den Klang so weit?

Die Alte sprach: Kind schick dich in die Zeit,
Bleib eine Schwalbe, wie du must,
Und hemme deine bange Lust,

Statt

Hätt es dem Jupiter gefallen,
Wir wären alle Nachtigallen.
Man soll der lüsie Trieb bey Kindern,
So viel es möglich ist verhindern.
Mit seinem Stand zufrieden leben,
Ist wohl das nützlichste Bestreben.
Betrachte die so viele Stuffen
Die Amsel, wozu sie berufen,
Wozu der buntgefärbte Specht,
Wozu der Sperlinge Geschlecht,
Wie andre gar nicht schwatzen können,
Und auch dem Zwitschern dir mißgönnen.

Gut, sprach das Schwälbchen, ich verehre
Mit Ehrerbietung deine Lehre,
Die du mir unerfahrnen gibst,
Da thust es, weilen du mich liebst.
Ach! wüst ich sie recht auszuüben;
Dabey dich als ein Kind zu lieben!

Die Kuh und der Fuchs.

Fuchs, ſeh ich recht, ſo biſt es du!
So ſprach zum ſchlauen Fuchs die Kuh;
Du kommſt erwünſchſt hieher gegangen;
Gleich heute war ein Jahr vergangen,
Seit dem wir uns auf dieſer holden Matten
In ſegensvollem Stand geſehen hatten.
Nun wünſch ich dir zu einem guten Jahre,
(Damit ich eitle Wünſche ſpare,)
Was ſich für deinen Wohlſtand füchſiſch ſchickt,
Und dich in deinem Fuchsherz erquickt;
Vor Sommerzeit, Kohl, Gras und fetten Klee;
Und fällt zu ſeiner Zeit ein tiefer Schnee,
So wünſch ich dir nur Haber, Saltz und Heu,
Und Stroh, für deine Füß, und für dein Maul kein Spreu.

Drauf ſprach der Fuchs: Ey! liebe Kuh,

Ich bin zum schönsten dir verpflichtet;
Du hast den Wunsch auf meine Ruh
Und auf die Umständ eingerichtet.
Wie trefflich triffst du meinen Sinn,
Herzallerliebste Nachbarinn!
Ich muß mich herzlich für dir schämen,
Wo soll ich Gegenwünsche nehmen?
Die dich, wie deine mich, erquicken,
Die so gleich trefflich für dich schicken
Ich wage, und wünsche dir hingegen
Von grossen Jupiter den Segen;
Bald Enten, Hühner, Hasen, Tauben,
Bald aber auserlesne Trauben;
Bald Fischgen aus den klaren Flüssen,
Nebst Ueberfluß an Kusch und Küssen.

(o)

Bemühungen

zur

Beförderung der Critik und des guten Geſchmacks.

Quid deceat, quid non? quo virtus, quo ferat error. *Hor.*

Zwölftes Stück.

Anderer Band.

HALLE, bey Carl Hermann Hemmerde.
1745.

Ode
auf Ihre Majestät,
Friederich den Andern,
König in Preussen und Churfürst zu Brandenburg, beym Antritt der Regierung

von

Immanuel Jacob Pyra,
aus Cotbus.

Ihr haben schon oft in unsern Bemühungen erinnert, daß die Menschen verschiedne Seiten haben, daß man sie also zu gleicher Zeit loben und tadeln kann, nachdem sie zu gleicher Zeit verschiedne Gestalten, die entweder Lob oder Tadel verdienen, zeigen. Daher erkennen Vernünftige leicht, daß wir uns nicht widersprechen, wenn wir einen Gelehrten erheben, weil er eine grosse

Stärke in der Dichtkunst besitzt, und ihn tadeln und lächerlich machen, weil er sich zu einen Kunstrichter aufwirft, da er doch nicht Stärke genug im Urtheilen, auch nicht genug Unparth dazu besitzet. Der selige Herr Conrector Pyra hatte das Unglück, bey seinen guten und schönen Seiten, eine lächerliche zu haben. Er besaß eine grosse Stärke in der Poesie; dieses bezeuget gegenwärtige Ode; sein Tempel der Dichtkunst in ungereimten Versen: seine Gedichte in der unsichtbaren Gesellschaft: und sein Versuch einer Uebersetzung der Aeneis des Virgilius. Er wagte sich aber so sehr, daß er mehr aus Privatabsichten, weil er gedungen war, als aus einem Triebe, und aus Begierde, dem Geschmacke zu dienen, sich zum Kunstrichter aufwarf. Wie unglücklich er aber dieses Amt verwaltet, ist bekannt. Wir selbst suchten ihm diese seine Ungereimtheiten empfindlich zu machen, da wir ihm dieselbe auf der lächerlichen Seite vorstellten. Er würde sich unsre Erinnerungen zu nutze gemacht haben, wenn ihn nicht der Tod übereilt hätte. Dieses zu beweisen, könnten wir einen Brief der Welt vorlegen, den er noch kurz vor seinem Tode an uns geschrieben hat. Er hält die scherzhaften Nachrichten, die wir erdichteten, als ob sie aus Berlin kämen, für Ernst, und widerruft ihnen. Er scheint seine allzuhitzigen Unternehmungen zu bereuen. Er giebt uns besonders wegen der Abhandlung vom harmlosen

Schilde ein Lob, auf welches wir darum vernemlich stolz sind, weil es von unserm hizigsten Gegner kömmt. Man darf nicht glauben, daß uns dieser Brief zu dem Lobe bewogen habe, das ihm im 9ten Stücke unsrer Bemühungen ist ertheilt worden. Denn wir erhielten dieses Schreiben erst, da wir alle, in diesem 9 Stücke befindliche Aufsätze, schon ausgearbeitet und der Presse übergeben hatten. Allein, es bestärkte uns dieses Schreiben in dem schon gefaßten Entschlusse, seinen Tempel der Dichtkunst zu beurtheilen, und dem Hrn. Pora, als einem Poeten, sein gebührendes Lob zu ertheilen. Nicht lange darauf, als wir über der Beurtheilung arbeiteten, fiel uns gegenwärtige Ode in die Hände. Unsre Hofnung, daß ein poetischer Geist in derselben herrschen würde, betrog uns nicht. Wir beschlossen sie mit einigen Anmerkungen in das nächste Stück unsrer Bemühungen einzurücken. Hier ist sie. Sie ist nicht vollkommen; allein, sie verdient doch, der Vergessenheit entrissen, und aufbehalten zu werden. Man wird in derselben eine starke, und mit grossen und edlen Bildern erfüllte Einbildungskraft antreffen. Im nächsten Stücke unsrer Bemühungen, wollen wir die versprochene Beurtheilung seines Tempels der Dichtkunst liefern. Wir ersuchen hier seine Erben öffentlich, daß sie, die gelehrten Ausarbeitungen des Hrn. Conrectors, und vornemlich seine Uebersetzung der Aeneis, wenn sie ganz ver-

tig geworden iſt, und andre Schriften, einem billigen Verleger überlaſſen mögen. Von uns können ſie verſichert ſeyn, daß wir nicht unter laſſen werden, ſie, nach ihrem Werthe, der Welt anzupreiſen. Es folgt nunmehr die Ode ſelbſt.

Was für ein neuer Jubeltag
Glänzt von der Oſtſee Purpurwagen, a
Verklärt der trüben Lüfte Bogen,
Zerſtreut die Nacht, ſo auf der Erden lag?
Ich ſeh die Wolken ſich zertrennen!
O welch ein Licht bricht durch ihr helles Thor?
Wer kömmt von den beglückten Brennen,
Mit einem neuen Glanz, in unſern Creis hervor?
Des Aufzugs Pracht, mit Luſt und Glück vereinet,
Iſt würdig, daß ein Gott erſcheinet. b

Wer iſt der junge hohe Held?
Wen bringt der fliegend ſtolze Wagen,
Erhöht in Herrlichkeit, getragen,
Die alles rings um ihn herum erhellt?
Wen führt das jauchzende Gedränge?
Es wallt mein Blut, es ſpringt mein Herz für Luſt, c
Mein Königl iſt in ihrer Menge.
Ja Seine Gottlichkeit wirkt ſchon in meine Bruſt.

Un

a Die Purpurwagen gefallen uns nicht, weil ſie au
ſolchen Meer, als etwa auf dem rothen Meer
eine rothe Farbe haben werden. Virgil nennt di
Seen blau, oder vielmehr auch grün.

b Dieſe Zeilen enthalten einen erhabnen Gedanken
nemlich eine Vergleichung des Aufzuges des Kö
nigs mit der Erſcheinung einer Gottheit. Wir be
klagten aber nur, daß er zu hoch getrieben ſey.

c Die Redensart: es ſpringt mein Herz für Luſt, iſt
für

Um wem iſt ſonſt der Himmel auf der Erden?
Wer macht, daß Länder glücklich werden?

Das Volk ſtrömt überall herzu,
Es ſieht Ihn jauchzend zu ſich eilen,
Und ſucht voll Lieb Ihn zu verweilen,
Entzückt und froh durch Seine Eil und Ruh.
Seht das Gewimmel in der Fernen!
O hört und ſeht! ſie heben Stimm und Hand
Mit Dank und Freuden zu den Sternen,
Die Wälder ſtimmen ein, es jauchzt das ganze Land.
Er blickt umher, und Seine Stralen machen,
Daß Feld und Thal und Hügel lachen.

Wie eine Braut ſonſt unverweilt d
Auf ihres liebſten bloſſen Namen,
Ihn ungeſchmückt von ihren Rahmen
Mit offnem Arm entgegen eilt,

für eine ſo prächtige Ode, zu niedrig. Von erhabenen und prächtigen Gegenſtänden iſt ein erhabener und prächtiger Ausdruk nöthig: ſo edel und hoch, ſo wohl die folgenden Gedanken, als Ausdrüke ſind. Die ganze folgende Strophe, wird einen Kenner einer feurigen Poeſie, bezaubern.

d Es iſt kein Fehler, daß ein Dichter Gleichniſſe von andern Dichtern entlehnt: Virgil hat viele Bilder vom Homer abgeborget: wenn nur der Dichter, der dieſes thut, das entlehnte Gleichniß mit neuen Bildern ausſchmükt, und bereichert, nie es durch ſeine Nachbildung nicht verſchlimmert. Dieſes müſſen wir vom Gleichniſſe des Hrn. Jura hier ſagen. Er hat es nicht erfunden. Allein die Umſtände, daß ſie ihrem Liebſten vom Rahmen mit einer edeln und zärtlichen Unordnung und Nachläßigkeit entgegen eilt, ſind neu: ſie ſind auch nicht überflüßig: Denn der Dichter zielt in der Anwendung auf ſie. Wir wünſchten nur, daß

der

Sie kömmt in ihrem leichten Kleide,
Es ſchuttert iſt zwar nicht auf Haar und Bruſt
Mit Kunſt geordnetes Geſchmeide,
Doch ihr Verlobter ſieht mit innigſicher Luſt
Der Wangen Glut, die Unordnung der Triebe,
Und die Nachläßigkeit der Liebe.

So kömmt Dir auch Dein ganzes Reich
Voll Ungeduld auf allen Wegen,
Ganz unbeſorgt aus Lieb entgegen.
Sie ſehen Dich, und alle laſſen gleich
Die Werke ihrer Armen liegen.
Sie ſorgen nicht um ihr verſäumtes Korn,
Sie denken nur an ihr Vergnügen,
Denn es umflicht Dein Arm der Ueberfluſſes Horn.
Ja! kömmſt Du nur, o beſter Fürſt, zurücke,
So kommt mit Dir auch alles Glücke.

Er kömmt zu dir, beglücktes Land,
Von dem durch Ihn erhöhten Throne,
Im Glanz der ſelbſt verdienten Krone,
Und wiegt das Gold des Zepters in der Hand. e
Er, die Bewunderung der Erden,
Des Höchſten Luſt, des Landes Wunſch und Glück.
Vor Ihm flieht Schrecken und Beſchwerden,
Und hinter Ihm läßt er ein ſelig Reich zurück. f

der Dichter lieber die Idee von der Arbeit überhaupt, und nicht eine Art derſelben beſchrieben hätte. Denn die Vorſtellung der Arbeit am Rahmen, und mit dem Korne, ſind in einer ſo prächtigen Ode zu klein.

e Wir wollten, daß der Dichter ſeinen König den goldnen Zepter in der Hand tragen, und nicht wiegen hieſſe. Dieſe Handlung iſt ihm nicht anſtändig genug.

f Wie erhaben und nachdrücklich iſt nicht dieſer Vers! Er hätte in ganzen Strophen nicht mehr ſagen können,

Wo Friedrich geht, muß unter ſeinen Füſſen
Nur Ueberfluß und Wonne ſprieſſen.

Nur Heil und Pracht iſt Seine Spur. g
Und wo das Land den Zoll verſaget,
Gehorcht, ſo bald Sein Blick nur taget,
Die willige verſchönerte Natur.
Der Himmel ehrt faſt ſein Geſetze,
Und Regen, Thau und Luft und Sonnenſchein,
Vermehren ſchon der Furchen Schätze.
Die Tage ſcheinen ſelbſt weit heiterer zu ſeyn,
Man ſichet ſich das reife Feld veranlaßen,
Und Tellus zahlet ihre Schulden.

So ſuhr der Sohn der Semelen, h
Der ſchönſte unter allen Göttern,
Bekränzt mit breiten Rebenblättern,
Mit zahmen Tygern, in Sicilien,

können, als er in dieſer Zeile geſagt hat. Dieſes iſt eine von den größten Künſten der Poeten, den Leſern, in wenig Worten, viel zu verſtehen zu geben. Die beyden folgenden Verſe, ob ſie gleich ſchön ſind, ſchwächen bey nahe dieſe Zeile.

g Dieſe Strophe iſt eine Nachahmung einer horatianiſchen Stelle aus der fünften Ode des IV. Buches:

Lucem redde tuae, dux bonae patriae.
Inſtar veris enim vultus ubi tuus
Affulſit populo, *gratior it dies,*
Et ſoles melius nitent.

Der deutſche Dichter hat nur die Nachahmung zu weit getrieben. Beſonders iſt die andre, und letzte Zeile nicht ſchön, und bloß darum, weil die Metaphoren ſchon von ſchlechten Dichtern gemisbraucht worden ſind.

h Dieſe drey Reime ſind nach den Geſetzen der deutſchen Verskunſt nicht ſchön: Semelen, Sicilien, ſegnete, weil die drey letzten Sylben kurz

Durchs hohe Korn der reifen gelben Flaren,
Die ſeine Gottheit ſegnete;
Das Volk folgt jauchzend ſeinen Spuren,
Und Honig, Milch und Wein ſtrömt von der Hügel Höh,
Er ſieht voll Luſt ſtatt Wüſten, wilder Wälder,
Itzt lauter Elyſäer Felder.

Du Tag der Krone! i goldner Schein!
Du König Deiner frohen Brüder,
Du wirſt beym Schall der Freudenlieder,
Das ſchönſte Feſt der ſpäten Nachwelt ſeyn.
Du wirſt ſie in den heitern Reihen
Der Tage, ſo die Sonne ſelber führt,
Durch Dein gewohntes Licht erfreuen,
Das ihr ſtets wechſelnd Chor, vor allen glänzend ziert.
Du öffneteſt das goldne Thor der Zeiten
Die Bahn dem Heile zu bereiten.

Kaum lieſſeſt Du Dich ſehn, ſogleich
Verkündigten es die Metalle
Mit ihrer Donner frohem Schalle.
Die Nacht entflieht. Das ganze weite Reich k

Erwa-

kar; ſind. Dieſes Gleichniß iſt im übrigen recht nach dem Geſchmacke der Alten und richtig in der Anwendung.

i Tag der Krönung: denn von der Krone kann man nicht ſagen, daß ſie einen Tag habe. Dieſe Strophe iſt wieder ſehr poetiſch. Der Dichter verwandelt mit einer groſſen Kunſt die Tage in Perſonen, welche von der Sonne geführet werden, und immer abwechſeln. Davon hat Neukirch nichts verſtanden.

k Es ſchadet dem Wohlklange des Verſes, daß dieſe Zeile in die folgende geſchlungen wird.

Erwachet unter Dankgesängen,
Nun siehet man in Feyerkleidern schon
Das Volk sich in die Tempel drängen.
Ihr heiliges Gewölb erschallt vom Jubelthon,
Der Weyrauch steigt, vermischt durch Dank und Lieder
Und GOtt sieht voller Gnaden nieder.

Die Andacht dringt zum Himmel auf,
Und schallet aus dem regen Lande,
Von dem bebkümten nahen Strande,
Und eilt zugleich schnell mit der Wasser Lauf
Der jauchzenden vergnügten Pregel,
Bis zu dem Belt, der mitten aus der Pracht
Der stolzen aufgespannten Seegel,
Die ein weitläuftiges Amphitheater macht, l
Sein Haupt erhebt. Sein Wink gebeut den Fluthen
Und die bezähmten Wellen ruhten. m

In einer stillen Majestät,
Und in gedankenvollen Schweigen
Hört er das stete Jauchzen steigen,
Das weit umher in sein Gebet erracht,
Bewundert seiner Nachbarn Glück,
Und heftet stets nachsinnend unverwandt
Der grossen Augen starre Blicke,
Auf den, durch seinen Schutz, gezierten stolzen Strand,
Und ruft zuletzt, mit halb verstörten Mienen:
Ja, Zeit, du bist nunmehr erschienen.

Es zitterte das ganze Meer
Vor seines strengen Herrschers Munde.
Sogleich verbarg sich in dem Grunde,
Der sprudelnden Meerwunder schrecklich Heer.

Kein

l Kein Bild hätte die Wogen, die auf der See sich in einem Kreise ausbreiten, besser abgebildet: nur werden nicht alle diese Zeile verstehen.

m Hier fällt der Dichter aus einem Zeitworte ins andre, welches unrichtig ist.

Kein Zephyr waget sich zu rühren,
Es läßt sich nichts, so weit sein Reich sich streckt,
Als eine tiefe Stille spüren,
Die fürchterlich umher die nasse Fläche deckt,
Drauf höret man von seiner Stimme Thonen
Der Meere öde Wüste dröhnen. n

Ich seh, ruft er, es ist anitzt o
Die goldne Zeit schon angebrochen,
Die einst des Himmels Huld versprochen,
Ich seh, wie dort ihr Morgenroth schon blitzt.
Ich seh den jungen Adler steigen,
Und sich gekrönt mit seiner Vater Muth
In seiner hohen Herrschaft zeigen;
Die Klauen glühen schon von seines Donners Glut.
Er schützet schon die Völker, Thäler, Hügel
Im Schatten der gestreckten Flügel.

Er schwung sich von dem höchsten Strich
Der Himmel, aus dem Glanz der Sonne,
Wo er, gereitzt von ihrer Wonne,
In seinem Flug, nie ihrem Feuer wich,
Und in dem Lichte, das er liebte,
Des kühnen Blicks stets mehr gestärkte Kraft,
Und die bealänzten Schwingen übte.
Er kömmt herab von dem, der alles ordnet, schaft,
Von dem die Macht und wahre Weisheit stammen,
Als der Bewahrer seiner Flammen.

Hier

n Beyde Strophen sind mit einer grossen Einbildungskraft, und Richtigkeit ausgearbeitet. Das Wort dröhnen ist ein Provinzialwort, und bedeutet so viel, als das Brausen der Wellen auf dem Meere

o Diese und die folgenden Strophen sind zu matt, und Langweilig für die Majestät des Meergottes: sie sind auch dem Affecte nicht gemäß genug. Im Affecte der Freude bekümmert man sich nicht, alles haarklein auseinander zu setzen.

Hier ſieht man ſich ein frohes Chor
In Feldern voller Ernden ſchwingen,
Und dort in ſichern Büſchen ſingen.
Erſtaunungsvoll ſieht alle Welt empor,
Und Ihn auf ſtarken Flügeln ſchweben
Worunter Er Sein lachend Reich beſchützt:
Wohin ſich ich Ihn ſich erheben,
Seht, wie in ferner Luft Sein ſiegreich Feuer blitzt.
Ein neu Geſchrey erſchallt von allen Orten,
Und ſtört den Lauf von Seinen Worten.

Die groſſe Sonne voller Glut
Hebt ſich beym jauchzenden Getümmel,
Zerſtreut ihr Licht im ganzen Himmel,
Und trifft die blank und marmorglatte Fluth p
Sie eilt den Gipfel zu gewinnen,
Und ſiehet ſtets von ihrer blauen Bahn
Auf Königsbergs erhabne Zinnen,
Es ſcheint, ſie ſtützt, ſie hält am Himmel ſchwebend an,
O Fürſt des Lichts! was hat dein Aug erblicket
Und dich bezaubert und entzücket?

Du ſiehſt, was ſich dir nirgends zeigt,
Das gröſte Wunder dieſer Erden,
Wodurch die Völker glücklich werden.
Wenn GOttes Huld zum höchſten Gipfel ſteigt,
Das, was die Weiſen und Poeten,
Wenn ſie den Held, den nur ihr Geiſt gebahr,
Bis zur Vollkommenheit erhöhten,
Gedacht, doch nicht geſehn. Was ſonſt unglaublich war,
Ein weiſes Haupt auf einem Königsthrone.
Kurz, unſern Friedrich in der Krone.

Sprich!

p Blank und marmorglatte Fluth. Dieſe Beywörter thun hier keine Wirkung: ſie unterbrechen vielmehr das Feuer und die Stärke der Beſchreibung.

Sprich! und ſprich ohne Schmeicheley,
Ob wohl in den bewohnten Reichen,
Die du pflegſt täglich zu beſtreichen, q
Ein beſſres Haupt als unſer König ſey?
Und wer will unſer Zeugniß ſchelten?
Was wir gehoft, trifft mehr als völlig ein.
Soll die Erfahrung ſelbſt nicht gelten?
Und was iſt Friedrichs Pflicht? Der beſte Fürſt zu ſeyn:
Er ſuchet auch allein um unſert willen,
Die Königspflicht ganz zu erfüllen.

Das tauſendzüngige Gerücht,
Die Heroldin wahrhafter Helden,
Erhebt ſich Ihn der Welt zu melden.
Die Sonne rollt, ſie überholt ihr Licht,
Vor dem ſie ihr Gefieder ſchwinget
So weit, als es der Länder Rand beglänzt,
Und ſtets die Tage mit ſich bringet.
Ihr Haupt iſt durch die Hand der Billigkeit bekränzt,
Sie ruft, daß Luft, und Erd und Meer ertönet:
Der beſte König iſt gekrönet.

Hier, wo das blaſſe Licht der Nacht,
Die ſchimmernden beſchneyten Matten,
In den gefrornen langen Schatten
Der groſſen Nacht, beſcheint und helle macht;
Und dort, wo in der heiſſen Zonen
Der Tage Glut verbrannte Felder drückt,
So weit, als rechte Menſchen wohnen,
Schallt ihr Geſchrey zurück, ſie ſtutzt und bleibt entzückt,
Denn

q Beſtreichen iſt für die Sonne zu niedrig. Ein Dichter, wie Pyra, ſollte geſagt haben: Die du täglich alle Völker erleuchteſt, allen Völkern Leben giebſt. Ueberhaupt iſt dieſe ganze Strophe wohl nicht vom Hrn. Pyra, weil ſie gar zu matt iſt. Wir wollten, daß diß zu ſeiner Ehre wahr ſeyn könnte.

Denn ſie hat mehr zu hören, als zu ſagen,
Und muß faſt ſelber Fremde fragen.

Ja, König, alles ſieht auf Dich,
Da ſich Dein Fuß zum Throne ſchwinget,
Wo Dich die Majeſtät umringet.
Herr, ſchau zurück, doch nein, geh! Sicherlich r
Muſt Du die Hoſanna überſteigen,
Du muſt der Welt, wer Du, o König! biſt,
Und wie glückſelig wir ſind, zeigen.
Was iſt ſo groß, das nicht von Dir gleich glaublich iſt,
Ja! ja! Du dringſt auf Herkuls ſteilen Wegen
Mit Macht der Ewigkeit entgegen.

Du, Deſſen Huld die Welt umarmt,
Du höchſter Vater aller Dinge,
Vor Deſſen Vorſicht nichts geringe,
Du, Deſſen Sinn ſich aller gleich erbarmt,
Sind wir das beſſere Geſchlechte,
Daß du auf uns läßt allen Segen ruhn?
GOtt! wir bewundern deine Rechte.
Was ſollen wir, o HErr! und unſer König thun?
Er, daß du Ihn ſo groß gewollt erheben,
Wir, daß du Ihn uns haſt gegeben.

Ihr Völker, die der Wächter Schluß
Dem weiſen Zepter längſt beſtimmet,
Den des Geſalbten Arm itzt nimmet,
Begleitet Ihn. Entzieht nie euren Fuß
Der Bahn, wo Seine Spur euch führet.
Seyd weiſ' und fromm, kurz, ſo, wie Er geſinnt,
Und würdig, daß Er euch regieret.
Verkündigt ſtets, ſo lang ein Tropfen Blut noch rinnt,

Mit

r Wenn doch der Herr Pyra dieſe Strophe wieder nicht gemacht hätte! Allein, einmal einen halben Vers aus dem Horaz unrecht zu gebrauchen:

Quandoque bonus dormitat Homerus.

Mit heiligem und dankbarem Gemüthe
Die Mildigkeit der höchſten Güte.

Blick auf, o König! Menſchen ſchaut!
Sieh da in jenem heilgen Lichte,
Wohin kein laſterhaft Geſichte
Den ſchnöden Blick ertroſt zu werfen traut.
Sieh da die ewge Liebe ſelber,
Der ſanfte Glanz der Güt und Majeſtät,
Durchſtralt die himmliſchen Gewölber
So weit, als ihr bezirt ins Reich des Nichtes geht,
Es fällt ihr Licht auf Deinen Thron hernieder
Und ſtralet von der Erden wieder.

Er iſt es, deſſen Allmachtsarm
Die Wolken und die Sonnen lenket,
Und allem Seyn und Weſen ſchenket.
Beb und verſtumm, du toller Laſterſchwarm!
GOtt fodert, König! Deine Liebe,
Du giebſt ſie ihm, bereit und überzeugt,
Aus reinem unerzwungnen Triebe,
Wie anders; denn Sein Herz, zur Liebe nur geneigt,
Liebt das, wodurch wir glücklich werden können,
Wie ſollt es gegen GOtt nicht brennen?

Du beteſt ſeine Hoheit an,
Die Hoheit ohne Grenz und Ende,
Du hebſt zu ihm die heilgen Hände
Für Deines Landes Wohl hinan.
Sieht da den Mann nach GOttes Herzen.
Verdammte Spötter, wagt ihr euch,
Mit GOtt und Königen zu ſcherzen!
Herrſcht denn die Gottesfurcht nicht in der Tugend Reich?
Ihr Raſenden, iſt ſie für einen König
Selbſt zu verachtlich und zu wenig?

Was macht denn unſern König groß, s
Als daß Er uns ſein Herze giebet?
Und dennoch ſind wir, die Er liebet,
Wir, Seine Luſt, die Kinder Seiner Schoß,

Nur

s Dieſe Strophe ſchwächt die vorhergehenden rüh-
rende

Nur Menſchen, Söhne dieſer Erden,
GOtt iſt vollkommen, GOtt iſt gut,
Wie groß muß unſer König werden,
Da Seine Liebe ſelbſt im Allerhöchſten ruht.
Bis dahin kann nur wahre Weisheit ſtreben.
Wer aber kann Ihn gnug erheben?

Und iſt uns denn von GOttes Hand,
Nicht dieſe Wohlfarth wiederfahren?
Wie? oder habt ihr Undankbaren
Noch, mit Bedacht, nie Friedrichs Werth erkannt?
Wer anders, als das höchſte Weſen,
Der Gütigſte, die Weisheit nur allein
Konnt uns ein ſolches Haupt erleſen.
Der theure Friederich, ſoll der nicht göttlich ſeyn?
Nein, Friederich weis, wem Er angehöret,
Er zeiget es. Seht, wen Er höret.

Ihr, die ihr euch auch ohne GOtt
Die Welt getrauet zu regieren,
Und ſeine Zügel ſelbſt zu führen,
Ihr, die ihr euch, doch eurem Stolz zu Spott,
Weit über ſeinen Thron erhebet.
Bis ihr zuletzt durch den verlachten Fall
Der Thorheit eure Namen gebet,
Was weis mein König nicht? Er hat auch überall
Des Ganzen Höh, das GOtt auf Nichts gebauet,
Und ſein Geſetze durchgeſchauet.

Beſuchte ſein durchlauchter Fuß ꝛ
Nicht auch die ungeheuren Grenzen
Der groſſen Welten, die dort glänzen,
Trug ihn denn nicht auch ſeiner Flügel Schutz

rende und affectvolle Strophe, weil ſie die vori-
gen Gedanken nur auf eine matte Weiſe ausdehnt.

ꝛ Die Titel klingen in der Poeſie nicht erhaben. Der Dichter würde etwas ſtärkers geſagt haben, wenn

er

Dort hin, wo sich die Sonnen drehen?
Hat Er denn nicht wohl näher noch als ihr,
Die grossen Triebwerk angesehen?
Verbarg denn die Natur, der weisern Lehrbegier
Der Räder Gang, die Ketten, Ordnung, Weise?
Folgt Er nicht auch der Sternen Reise? u

Was machst Du, Königlicher Geist,
In jenen unbetretnen Sphären,
Dort mitten in der Geister Chören,
Wo alles nur den gröſten Herrscher preißt?
Die Himmel, seiner Hände Werke,
Erzählen Dir des höchsten Schöpfers Preis,
Die Feste seiner Hände Stärke.
Dein prüfend Aug erforscht den ungeheuren Creiß,
Die Schauergrüft und Welten ohne Fehler,
Erstaunliche Gedächtnißmähler.

Der hohen Einsicht längst gewohnt,
Bewunderst Du mit heilgem Schauer,
Wie in unendlich stiller Dauer,
Der ewige Monarch erhaben thront,
Und auf einmal mit einem Blicke,
Sein ungemeßnes Reich entdeckt, durchsieht,
Und seiner Unterthanen Glücke,
So weit sich ihre Reich durch beyde Pole zieht,
Und tief und hoch durch Erd und Himmel klimmet,
Nach seiner Weisheit Rechten stimmet.

In seiner heilgen Gegenwart,
Vor seinem hohen Angesichte,
Nährt sich Dein Geist von einem Lichte,
Das er allein den Weisen vorgespart.

Und

er schlecht weg gesagt hätte: Besuche er nicht die ungeheuren Grenzen?

u Diese Zeile ist zu sehr nachgeschleppt, und verdiente eine stärkre Ausführung, wie der Dichter auch in

der

Und reiner, als das Licht der Sonne,
Ergetzend, ſtark, wahrhaftig, ewig, klar,
Füllt es Dein Herz mit einer Wonne,
Die ſtets der wahre Lohn der Weiſen Ruhe war.
O welch ein Schatz von göttlichen Gedanken,
Zum Lauf in den durchlauchten Schranken! x

Der Geiſt des HErrn kommt über Dich,
Du beugeſt Dich vor ſeinem Throne.
Der Vater nebſt dem ewgen Sohne
Gewähren Dir den Beyſtand mächtiglich.
Ihr Völker, nehmet es zu Ohren!
Mein Friedrich iſts, den GOttes Schutz erhebt,
Der groſſe Bund iſt dort beſchworen.
Ihr Unterthanen janchzt, ihr Feinde hört und bebt!
Mein König ſteht mit GOtt, mit GOtt im Bunde,
Wohl uns, ihr aber ſtürzt zu Grunde.

Wohl uns, Er herrſcht! Er herrſchet nun,
Der dort die allerhöchſten Lehren
Gewürdigt wurde anzuhören.
Auf Ihn wird ſtets der Geiſt der Weisheit ruhn.
Wer iſt, der nicht ſein Glücke ſchauet?
Er ſelbſt hat dort den Grundriß abgeſehn,
Worauf Er unſre Wohlfarth bauet.
Er führt nach dem Entwurf, wornach die Sterne gehn,
Jedwedes Wohl aus dem gemeinen Heile,
Und ſtimmt das Ganze und die Theile.

Ermeſſet Seinen groſſen Geiſt,
Der ſtets, weil Er ſtets an uns denket,
Sein ganzes Reich in ſich umſchränket,
Und ſo ſich faſt allgegenwärtig weißt,

der folgende Strophe, auf eine prächtige Art, be
werkſtelligt hat.

x Hier fällt der Dichter in den Fehler, den wir in der Anmerkung c angezeiget haben.

Wie GOtt, in dessen Platz und Namen,
Er diese Last auf sich genommen hat,
Den Er auch stets sucht nachzuahmen.
Ja, Er der König ist auch sein geheimster Rath.
Und wem kann man wohl sicher Gut und Leben,
Als Dir, o Vater! übergeben?

Ja, HErr, Du bleibst auch, wie Du bist,
Send sicher ihr geliebten Heerden, y
Mein! Friedrich kann kein Nero werden:
Weil GOtt der Grund von seiner Tugend ist.
Der falsche Wütrich sah betrübet
Der Bösen Blut, und Güter voller Lust,
Weil er die Bosheit schon geliebet.
Doch Du gewöhnetest längst die gerechte Brust,
Der Bösen Blut mit Weisheit anzuwenden,
Und Dich für unsers zu verpfänden.

Wir sind ja auch Dein Fleisch und Blut.
Der HErr hat, da er Dich erwählet,
Dir jeden Tropfen zugezählet,
Diß schützest Du mit väterlichem Muth,
Im Schatten Deiner stolzen Fahnen,
Gerechtigkeit und Rache wird vor Dir
Den Weg stets zu dem Siege bahnen.
Dein wohlgeübtes Heer ist so zum Schutz als Zier,
Und was man noch muß für ein Wunder schätzen,
Kann auch so leicht in Schrecken setzen.

Man siehet, wenn die Lüfte glühn,
Des Abends in den heissen Zeiten,
Am Himmel oft von beyden Seiten,
Das blaue Heer der Wolken aufwärts ziehn,

Da

y Wir wissen wohl, daß Homer, und andre alte Dichter, die Unterthanen Heerden nennen: allein in einer so prächtigen Ode, ist dieses Bild doch zu schwach und klein.

Da es im Oſt der Mond beſtralet,
Und in dem Weſt, der Sonnen ſinkend Licht
Ihr brennend purpurn Lager mahlet, ꝛc.
Ihr ſtolzer Aufzug ziert des Himmels Angeſicht:
Da unterdeß, die Hitze abzukühlen,
Unſchädlich, helle Blitze ſpielen.

Des Himmels Freund und Feinde ſehn,
Der Lüfte Stralen in dem Dunkeln,
Mit untermiſchten Wittern funkeln.
Was ſonſten ſchreckt, ſcheint itzo ſchön:
Und weil ihr Feuer nicht verſehret,
Bewundern ſie vergnügt des Himmels Pracht;
Doch ein geheimer Schauer lehret,
Daß der, ſo dieſe Glut zur Luft hervor gebracht,
Im Zorn auch leicht den Donner finden könne,
Der von gerechter Rache brenne.

Doch Marors rauchend blutigs Feld,
Der Sieger Schreyn, Beſiegter Klage,
Iſt nicht ein Schauſpiel dieſer Tage,
Da Friedrich ſich als König dargeſtellt.
Schaut dort die ſegensvollen Grenzen
Und hier durchs Feld die blanken Pflüge nur,
Nebſt den geſchwungnen Senſen glänzen.
Seht! hört! wie dort vor euch in jenes Thales Flur.
Das überall die weiſen Heerden füllen,
Die fetten Rinder irrend brüllen.

Der König winkt, ſogleich ſieht man
Die Künſt und Wiſſenſchaften kommen,
Ihr Tempel iſt ſchon eingenommen,
Die Tugenden ziehn alleſammt hinan.
Der ganze Himmel kommt hernieder.
Wer aber iſt die ſchöne Führerin?
Der majeſtätſche Glanz der Glieder,
Ihr Weſen, Blick, und Gang verräth die Königin.

* Dieſes iſt zu ſchwülſtig.

Man höret sie, wer will sie nicht erkennen?
Von allen freudig Mutter nennen.

Die Juno schien den Göttern nicht
So schön, so würdig der Altäre;
Da sie in der Göttinnen Heere
Als Königin nunmehr, nach dem Gedicht,
Im Himmel in der Kron erschienen,
Als Du, o Frau! uns, die wir, durch Dich sehn,
Das Land in vollem Segen grünen.
Die Nachwelt, die gewiß kaum glaubt, was hier geschehn,
Wird Deiner Zeit, Herr, wie Augustus Leben,
Des goldnen Alters Namen geben.

Wo sind der Musen neue Söhn?
Herr! Deine Liebe giebt mir Feuer!
O Maro! stimme mir die Leyer,
Mit Ihm den Weg der Ewigkeit zu gehn.
Was hör ich schon für sanfte Flöten
Auf jener Höh in jenem Lorberwald.
Fahrt fort, ihr feurigen Poeten!
Ihr thut, was euch geziemt, wenn Friedrichs Lob erschallt:
Wir werden stets in Friedrich den Weisen,
Die Tugend und die Weisheit preisen.

Dieses ist des seligen Herrn Conrectors Ode auf Ihro Königliche Majestät in Preussen. Man wird in derselben das Feuer, und den Geist eines grossen Dichters antreffen, welcher nicht allein stark und erhaben denken, sondern auch seine Gedanken stark und erhaben ausbilden kann. Wie wir in den wenigen und kurzen Anmerkungen, nicht alle Schönheiten dieses Gedichtes entdecket haben, so haben wir auch nicht alle Fehler anzeigen können. Es ist

gewiß,

gewiß, daß ſich der Dichter, nicht überall in einer gleichen Höhe erhalten hat, und daß ſein Feuer, zumahl gegen das Ende, ſchwächer wird. Allein, dennoch bleibt es eine Ode, die unſern Deutſchlande Ehre macht. Es werden andre Dichter, weil ſie mehrere und ſchlechtere Gedichte gemacht haben, itzt bis an den Himmel erhoben: ſie werden aber vergeſſen ſeyn, wenn die Kunſtrichter und Kenner der künftigen Zeiten, den Herrn Pyra noch als einen groſſen Dichter, preiſen werden.

Ein Brief,

Von der Malerkunſt.

Aus den auserleſenen Briefen der Mitglieder der franzöſiſchen Academie, überſetzt.

Ich weis nicht, Madame, ob ich ihnen über die Malerkunſt alle die Erläuterungen werde geben können, welche ſie verlangen. Da ich ihnen aber dasjenige zuſchicken kann, was der Herr Felibien davon aufgezeichnet hat: ſo werden ſie, wenn es ihnen alſo beliebt, ſich an den beſondern Umſtänden begnügen laſſen, welche ich einmal bey einem Aufſatze, den man mir zu leſen gab, angemerket habe. Obgleich die Malerkunſt zu einem

bequemlichen Leben nicht nöthig iſt: ſo habe
doch bemerket, daß ſie für ſehr alt anzuſehen
Die Egyptier rühmen ſich, daß ſie viele Jah
hunderte zuvor, ehe ſie den Griechen bekan
geweſen wäre, von ihnen wäre erfunden wo
den: Dieſes aber iſt das gewiſſeſte, daß d
letztern, dieſe vortrefliche Kunſt, auf ſo einen ſo
chen Grad der Vollkommenheit gebracht habe
als man es ſich kaum einbilden kann. Anfäng
lich war man nur bedacht, um den Schatt
eines Menſchen einige Striche zu zeichnen, u
ein Egyptier, welcher Philikes geheiſſen ha
ſoll ſich dieſer Art zu zeichnen, zuerſt bedienet h
ben. Nach andrer Meynung, hat man dieſe
Anfang dem Cleanthes, welcher ein Grie
und von Corinth gebürtig war, zu danke
Ich aber will lieber der allgemeinen Meynun
beypflichten, nach welcher ihr Urſprung der L
be zugeſchrieben wird. Man hat mir geſagt
daß ein Liebhaber, welcher im Begriffe gewe
ſen wäre, eine langwierige Reiſe vorzunehmen
ſich einen bloſſen Abriß von dem Geſichte ſeine
Geliebten gemacht habe, damit er ſich ihre Ne
zuweilen immer vorſtellen, und den Verdru
über ſeine Entfernung dadurch lindern könne
Nach der Zeit hat man zu malen angefangen
es geſchah aber dieſes nur mit einer einzigen
Farbe, bis man hernach ſich noch mehrerer be
diente, und endlich gar die vermengten Farben,
die verſchiednen Höhen und Tiefen der Farben,
das Zurückfallen der Stralen, die Uebereinſtim-

ſtimmung, die Wirkungen des Lichts und des Schattens, die Ordnung, die unterſchiedlichen Stellungen, und das genaue Verhältniß der Theile zu ihrem Gantzen erfand.

Man erzählet, daß ein Maler, Namens Simon, der erſte geweſen ſey, welcher ſo gezeichnet habe, wie ſich etwas im Durchſchnitte vorſtellet, welcher die unterſchiedene Tragung des Kopfes angezeiget, die Glieder nach den Gelenken abgetheilet, die Adern bemerkt, und ein Mittel erfunden habe, eine Kleidung zu entwerfen, und ihre Falten in ihrer Ordnung vorzuſtellen. Ein andrer, der Paneus geheiſſen hat, iſt noch weiter gegangen. Er hat ſich unterſtanden, das berühmte marathoniſche Treffen zu malen, und iſt ziemlich glücklich geweſen, die vornehmſten Anführer der Athenienſer und der Perſer, vor andern, kennbar zu machen. Apollodor iſt der geſchickteſte Maler zu ſeiner Zeit geweſen; aber Zeuxis hat ihn bald darauf übertroffen, und ſich die Bewunderung von ganz Griechenland zugezogen. Inzwiſchen wagte es Paraſius, mit ihm um den Vorzug zu ſtreiten, und er ſoll den Preiß auf eine Art davon getragen haben, welche würdig iſt, daß ſie ihnen erzählet wird. Zeuxis malte einige Weintrauben ſo natürlich, daß die Vögel, um ſie abzufreſſen, hinzugeflogen ſind: Paraſius aber hat einen Vorhang auf ſo eine bewundernswürdige Weiſe gemalet, daß ſelbſt Zeuxis ihn hat wegnehmen wollen, um zu ſehen, was

er verberge. Dieſes hat ihn, ſich für überwunden zu erkennen, genöthiget; ja er hat geſtanden, daß es weit rühmlicher ſey, die Menſchen zu hintergehen, als die Vögel. Nach dieſen beyden, erwarb ſich Apelles einen unſterblichen Ruhm. Alexander ſprach öfters bey dieſem berühmten Maler ein. Er machte ſich ein Vergnügen, ihm bey ſeiner Arbeit zuzuſehen, und nur allein dieſem hat er, ſein Bildniß zu verfertigen, erlaubet. Apelles konnte ſo geſchickt abſchildern, daß ein groſſer Phyſionomiſte nur die Gemälde ſehen durfte, wenn er von denen Perſonen, welche ſie vorſtellten, richtig urtheilen wollte. Sie wiſſen ohne Zweifel, Madame, daß man ehemals von dem Bildniſſe des Alexanders, welches Apelles gemalet hatte, zu ſagen pflegte: **Man habe zwey Alexanders, von welchen des Philippus ſeiner, nicht überwunden, und des Apelles ſeiner, nicht nachgemachet werden könnte.** Kurz, die Werke der Malerey ſind eine Art der Schöpfung; und, da die Dinge, welche ſie uns vorſtellt, ohne Empfindung und unbeſeelet ſind: ſo können wir ſagen, daß ſie zuweilen mehr Anmuth beſitzen, als diejenigen, welche ein Leben haben und athmen. Ich könnte ihnen noch mehr Griechen anführen, welche durch die Malerkunſt zu Ehren gekommen ſind: aber es iſt beſſer, daß ich ihnen das Wachsthum dieſer herrlichen Kunſt, ſo wohl in dem alten als neuern Italien, zeige. Ich habe geleſen, daß eine groſſe

Perſon

Perſon, aus dem berühmten Geſchlechte der Fabier, die Ehre gehabt hat, den Zunamen des Malers zu führen, und daß eben dieſer, den Tempel der Göttinn Salus, in dem 450 Jahre von Erbauung der Stadt Rom, ausgemalet habe. Zu dieſer Zeit, widmeten ſich die gröſten Männer der Malerkunſt, und dieſes hat, bis auf die Zeiten der erſten Käyſer, gedauret. Aber nach einer groſſen Veränderung, welche ſchönen Sachen ſehr gewöhnlich iſt, iſt die Malerkunſt auf eine Zeit nicht geachtet worden, und ſie hat, unter dem Schutte andrer Künſte und Wiſſenſchaften, vergraben gelegen. Lange Zeit danach, kam ſie in Italien wieder zum Vorſcheine. Der Künſtler von Michel-Ange ließ nichts ermangeln, ſie wieder herzuſtellen, obgleich ſeine Art zu malen ſchlecht, und nach dem gothiſchen Geſchmacke war: ein Schüler aber, that es ihm weit zuvor, und erlangte eine allgemeine Hochachtung. Er übertraf alle in ſeiner Kunſt. Unterdeſſen erwarb ſich Raphael d'Urbein weit mehr Ruhm, als Michel-Ange, und triebe ſeine Kunſt ſo hoch, daß es ſchien, als ob er die Natur ſelbſt, in vielen Stücken, übertroffen habe. Man bemerket, daß er die Gabe gehabt, ſeinen Gemälden alle die Annehmlichkeiten zuertheilen, deren ſie fähig geweſen ſind, und iemehr man ſeine Arbeiten ſieht, iemehr bewundert man ſie. Sein Lehrmeiſter war Peter Perugin; der Schüler aber iſt um ein vieles geſchickter geweſen, als der Meiſter. Ju-

lius

lius von Rom, Polidor, Leonhard von Vinci, le Georgion, Titien, Paul von Verona und Imboret thaten sich fast zu gleicher Zeit hervor. Sie waren alle in einigen Theilen der Malerkunst vortreflich, und einige von ihnen, sind beynahe in allen geschickt und stark gewesen. Julius von Rom hat es, unter allen Schülern des Raphaels, am weitsten gebracht. Seine Erfindungen waren vortreflich und ausnehmend. Er hatte einen guten und feinen Geschmack; er ahmte den Alten eifrig nach, und stellte sie sich zum Muster vor. Seine Wahl in der Ordnung war bewundernswürdig. Polidor entwarf sehr gut, und wußte ein Gemälde, auf welchem viele Figuren zugleich befindlich sind, vollkommen zu verfertigen. Leonhard von Vinci war ein grosser Künstler in der Malerey. Durch einen einzigen Umstand seines Lebens, ist der Ruhm seiner Verdienste gnugsam gegründet worden. Franciscus der erste berief ihn aus Italien; und, nachdem er in Frankreich seine Kunst hatte sehen lassen, starb er zu Fontainebleau, in den Armen dieses Monarchens, welcher den Tod dieses gefeyerten Malers, mit seinen Thränen beehrte, le Georgion war geschickt, Personen wohl abzuschildern, und grosse Stücke zu verfertigen. Er verstund sich ungemein wohl auf die Figuren, und arbeitete das Stück, das er vor sich hatte, mit allermöglichen Pracht und Anständigkeit aus. Titien ist unter allen, die iemals gelebet haben, der

ßte Farbenmaler geweſen. Er verſtund ſich
f die Materien der Farbe, und auf die Ver-
ſchung und Zubereitung aller derſelben voll-
nmen. Er malte das Frauenzimmer und
Kinder durchgängig wohl, und gab ihnen
gewiſſes angenehmes, liebreiches und zärt-
es Anſehn, daß es ihm hierinnen niemand
ich thun konnte. Seine Schildereyen und
ndſchaften verdienten, bewundert zu werden.
brauchte bey einer ieden Sache, diejenigen
rben, welche ihr gehörten und eigenthüm-
waren. Durch alle dieſe herrlichen Ei-
nſchaften, brachte er ſich den Namen des Gött-
en, ſehr beträchtliche Güter, und die Freund-
aft Carls des Fünften zuwege. Die Vorſ-
an dem Hofe dieſes Käyſers, ſollen öfters ih-
Eiferſucht über den Vorzug, welchen der
yſer dieſem Künſtler vor ihnen ertheilet hat,
erkennen gegeben haben: er hat ihnen aber
ntwortet, daß er zwar beſtändig Hofleu-
aber nicht immer einen Titien um ſich
tte. Paul von Verona war nicht ohne Feh-
; aber die Schönheit ſeiner Farbenmiſchung
ezte die Mängel ſeiner Riſſe. Dem Frauen-
mer legte er viel Annehmlichkeiten bey,
d war in Veränderungen der Kleider ſehr
chickt. Tintoret hatte zur Malerey von Na-
eine natürliche Geſchicklichkeit. Er hat
trefliche Gemälde verfertiget; vornehmlich
er beſitzt er eine bewundernswürdige Kunſt

in der Vermischung der Farben, welches die Seele der Malerey ist.

Es sind noch andre berühmte italiänische Maler, welche entweder mit diesen zu gleicher Zeit, oder doch kurz nach ihnen, gelebet haben; als: die Bassanen, Correggio, Parmesan, die Carracken, Guido, Albani, Domenican, Poussin und einige andre. Die Bassanen haben die Thiere sehr wohl abgebildet, und in den Farben einen sehr guten Geschmack gehabt. Correggio lies in seinen Gemälden eine Anmuth und ein ungezwungenes Wesen herrschen. Er gab seinen Gemälden durch die Annehmlichkeit, die an ihnen zu bemerken war, ein besonderes Ansehen, und wegen seiner geschickten Eintheilung des Lichtes und des Schattens, besaß er die Kunst, seinen Gemälden die gehörige Rundung, Stärke und Erhöhung zu geben. Er konnte ein Gemälde auf eine angenehme Art ausarbeiten; und es kömmt daran alles so überein, daß es scheint, als ob seine grösten Stücke, mit der Farbe eines einzigen Tages, verfertiget worden wären. Parmesan ging sehr geschickt mit den Farben um, und war in der Erfindung, und in den Figuren vollkommen. Er malte allezeit schön, und man kann sagen, daß er alle Eigenschaften eines grossen Malers besessen. Die Carracken sind durch ihre Kunst, auch zu grossem Ruhm gelanget. Ludwig Carracke that sich durch seine Risse, und gute Wahl in den Farben hervor. Hannibal Carrache

hatte

hatte alle Theile der Malerkunſt inne, und ſeine Stücke hatten ſo ein prächtiges Anſehen, daß ihn hierinnen wenige erreichten. Auguſtin Carrache gab, ſeinen Bruder Hannibal, an Geſchicklichkeit wenig nach; er hatte auch einen natürlichen Sohn, welcher Antonius hieß: dieſer fing es ſo an, daß er alle würde übertroffen haben, wenn er am Leben geblieben wäre. Guido verbeſſerte die Gemälde Albert Durers nach ſeiner Art, und erwarb ſich dadurch mehr Vermögen und mehr Ehre, als ein groſſer Theil derjenigen, die vor ihm, und nach ihm gelebet haben. Dominican verbeſſerte durch ſeinen unermüdeten Fleiß, ſeine ſchlechte Geſchicklichkeit in der Malerey, und machte ſich dadurch ſehr geſchickt. Der berühmte Pouſſin hat die ſchönſten Statuen und Bilder aus dem Alterthum wieder erneuert; er wußte, daß ſie ſichere Muſter ſchöner Stücke wären; er war auch in Landſchaften vortreflich, und in Zeichnung der Bäume zu bewundern.

Auſſer dieſen groſſen Malern, welche ſich in Italien berühmt gemacht haben, ſind auch andre, in dieſer Kunſt ſehr geſchickte Männer, in verſchiedenen Gegenden von Europa, bekannt geworden. Albert Durer hat ſich in Deutſchland hervorgethan, Holbens in der Schweiz, Lucas in Holland, und Rubens in Flandern, welcher unter allen Malern in der Eintheilung des Lichtes, und in der Kunſt, die Leidenſchaften der Seele auszudrücken, der geſchickteſte ge-

weſen

weſen iſt. Vandeik, ſein Schüler, war in galanten Gemälden ſehr geſchickt; und es ſind noch andre groſſe Maler geweſen, von welchen man ſagen kann, daß ihr Name unſterblich iſt.

Unterdeſſen wird dieſe bewundernswürdige Kunſt, welche den todten Sachen ein Leben giebt, überall, ausgenommen in Frankreich, ſehr gering geſchätzet. Es ſcheint, daß ſie ſich nebſt den andern Künſten und Wiſſenſchaften zu uns, unter den Schutz eines der gröſsten Könige, gewendet habe. Der Herr Brun hat ſie ſchon zu ſo einer groſſen Vollkommenheit gebracht, daß wir uns vielleicht dem alten Griechenlande, und dem neuern Italien, gleich machen werden. Sie wiſſen, wie hoch ſeine Gemälde geſchätzet werden; ſie haben auch die Schilderey des Herrn Mignard geſehen, und ich zweifle nicht, daß die Liebhaber ſeltner und vortreflicher Sachen, welche ihnen dieſe Gemälde gezeiget haben, ihnen den Werth derſelben ſo genau werden beſtimmet haben, als ich es nicht thun könnte. Dahero, Madame, werde ich ſie nicht weiter davon unterhalten, ſondern meinen Brief, welcher ohne diß ſchon zu lang geworden iſt, ſchlieſſen. Geſtehen ſie es nur, daß ſie mich deswegen ſtrafen würden, wenn ſie mir nicht befohlen hätten, mich in dieſe Materie einzulaſſen, und daß ich, auſſerdem, nicht ſo ohne Ausnahme, wie ich es bin, ſeyn würde, ihr demüthigſter Diener ꝛc.

D. Caſpar

D. Caſpar Gottlieb Lindners,

Med. Practici, und z. Z. Rathmannes zu Hirſchberg, der Käiſerlichen Reichsacademie der Naturae curioſorum und der deutſchen Geſellſchaft in Leipzig Mitgliedes, deutſche Gedichte und Ueberſetzungen, mit vielen poetiſch- und hiſtoriſchen Anmerkungen, auch alten und höchſtſeltenen ſchriftlichen Urkunden verſehen.

Breßlau und Leipzig, verlegts Daniel Pietſch, Buchhändler. 1743. 1 Alph. 15½ B. groß 8.

Zu nichts gehört wohl ſo eine groſſe Stärke in der Selbſtverleugnung, als, ſeine eignen Gedichte, mit gutem Gewiſſen, herauszugeben. Wir wiſſen uns unter den Deutſchen, auf wenige zu beſinnen, welche dieſe nöthige Tugend, bey Herausgebung ihrer Gedichte, ausgeübet hätten. Es ſcheint nun einmal, ein allgemeiner Fehler der menſchlichen Natur zu ſeyn, daß uns allezeit das, wovon wir ſelbſt Urheber ſind, mehr gefällt, als es uns, ſeinem wahren Werthe nach, gefallen ſollte. Und ſo geht es auch den Poeten, und ſonderlich denen, welche Poeten heiſſen wollen. Sie finden ohngefähr einen Gefallen am Versmachen; ſie ſchreiben eine Menge Gelegenheitsgedichte; ſie laſſen ſich auch wohl, in andre Arten der Gedichte ein, und ie länger ſie ihre Arbeit anſehen, deſto mehr verlieben ſie ſich dar-

ein. Hier stellen sie sich schon im Geiste das entzückende Vergnügen vor, welches sie über den Anblick, einer gedruckten Sammlung von Gedichten, welcher ihre werthen Namen vorgesetzt sind, empfinden werden. Ihr Ehrgeiz ruht nicht eher, als bis sie ihr sehnliches Verlangen gestillet sehen. Sie übergeben ihre Gedichte dem Buchhändler, und durch diesen der Welt. Meistentheils wird auch ihr Verlangen dadurch gestillet, wenn sie es so weit gebracht haben; denn sie bedenken nicht, daß andre Leute, mit Grunde, anders davon urtheilen können, als sie selbst. Gemeiniglich erstreckt sich ihre väterliche Liebe, gegen ihre poetischen Kinder so weit, daß sie alle, ohne Unterschied, in alle Welt ausschicken, ohne zu bedenken, daß wenig und gut, gegen viel und schlecht zu rechnen, etwas unschätzbares ist. Oft verleitet einen Versmacher auch die Eitelkeit so weit, daß er einen ganzen Band voll Gedichte herausgiebt, worinnen auch nicht ein einziges, einige Aufmerksamkeit verdienet. Auch wirklich gute Dichter sind, vor der Verführung der Eigenliebe, nicht ganz sicher. Was für Eintrag hiedurch der Vernunft, und dem guten Geschmacke geschieht, ist leicht zu erachten, und aus der Erfahrung bekannt. Wie nöthig wäre es also nicht, daß niemand, eine Sammlung von eignen Gedichten, an das Licht treten liesse, wenn nicht jedes Gedicht vorher, von unpartheyischen

Ken-

Kennern, für bekanntmachenswürdig erkläret worden!

Der Herr D. Lindner in Hirschberg hat es gewagt, seine eignen Gedichte, selbst herauszugeben. Unser gegenwärtiges Vorhaben ist, von dem Werthe dieser Gedichte, unsre Gedanken zu eröffnen. Wir werden unsrer Pflicht, ziemlich ein Genügen thun, wenn wir einige Betrachtungen, über die Vorrede des Herrn Verfassers, anstellen werden. Hieraus wird alsdann unmittelbar, die Entscheidung der Frage fliessen: Ob der Herr D. Lindner, eine grosse Stärke in der Unpartheylichkeit gegen sich selbst, besitze? welche Frage aber eigentlich für die Sittenrichter, und nicht für die Kunstrichter, gehöret.

Der Herr Verfasser sucht gleich zu Anfange der Vorrede, seinen ehemaligen Schul- und academischen Freunden, die Verwunderung, über die Erblickung seiner Gedichte, zu benehmen. Er sagt, sie würden sich billig sehr darüber wundern, wenn sie, einen Band deutscher Gedichte von ihm, zu Gesichte bekämen, da sie wüsten, daß er auf der niedern und hohen Schule, nicht nur gar keinen Geschmack an der deutschen Poesie gefunden, sondern so gar, den gröst-ten Abscheu davor gehabt. Die Ursache dieses Abscheus, sind hauptsächlich seine Schullehrer gewesen, welche selbst, Feinde der deutschen Poesie gewesen, und sie, bey aller Gelegenheit, verhaßt gemacht haben. Hierzu ist gekommen,

daß die deutschen Gedichte, die ihm, von seinen Landsleuten, in die Hände gekommen sind, sehr schlecht gewesen; welches gar leicht zu glauben ist. Auch auf der hohen Schule, hat er keine Lust zum Dichten bekommen, und als er von da, nach Liegnitz zurück gekommen, ist er noch nichts weniger, als ein Poet, gewesen. Der Herr D. befindet hierbey für nöthig, GOtt zu danken, daß er ihn, auf niedern und hohen Schulen, von der Poesie, so stark zurück gehalten, und ihn immer merklich davor eckeln lassen, weil er dadurch, wegen seiner muntern Gemüthsart, leicht zu poetischen Ausschweifungen, und, wie andre, die Welt zu ärgern, hätte können verführet werden. Es würde, unsrem Bedünken nach, mit veränderten Worten, bey nahe einerley Sache ausgedruckt worden seyn, wenn der Herr Doctor gesetzt hätte: Er dankte GOtt, daß er ihm auf Zeit Lebens, ein Unvermögen zu Dichten, verliehen hätte.

Nachdem er die Eitelkeit der deutschen Poesie, nun beynahe, bis ins 30ste Jahr seines Lebens, verachtet gehabt, so hat ihn endlich ein schlesischer Edelmann, der Herr von Tschammer, aus seinem langen poetischen Schlafe erwecket. Dieser ist gar, in seinem Alter erst, zum Poeten geworden, und hat viele Mühe und Kosten drauf gewendet. Seine Gedichte, worinnen er, was das Aeusserliche anlangt, eine grosse Strenge beobachtet, sind kurz nach seinem Tode herausgekommen. Die Aufmun-

terung

terung dieſes alten witzigen Kopfs, hat es ſo weit gebracht, daß der Herr Doctor endlich ſelbſt, wiewohl ſehr ſparſam, zu reimen angefangen.

Endlich hat er 1732, die Schriften der deutſchen Geſellſchaft in Leipzig, zu ſehen bekommen. In dieſen hat er ſo viel reitzendes gefunden, daß er ſich nun um den Kern der Poeſie bekümmert, da er vorher nur mit der Schale derſelben, beſchäftiget geweſen; obgleich, alles ſein poetiſches Wiſſen, noch Stückwerk und Kleinigkeiten geweſen. Er hat es für gut und nützlich befunden, ſich in poetiſchen Ueberſetzungen zu üben; und hierzu hat er, Fechners *Sylvas Hyſias* erwählet. Da dieſe Ueberſetzungen Beyfall gefunden; ſo hat er hernach, zu eignen Ausarbeitungen, Luſt bekommen. Und ſolcher Art, hat er hernach ſo viele deutſche Reime geſchrieben, daß er der Welt, mit einer mäßigen Sammlung aufwarten kann, welcher bald, noch eine andre folgen ſoll.

Aus allem dieſem, welches wir, mit den eigenen Worten des Herrn Doctors, angeführet haben, wird ein ieder, der einigermaſſen weis, was zu einem Poeten erfordert wird, urtheilen können, was man ſich, von der Poeſie deſſelben, verſprechen kann. Wir, unſers Theils, glauben, daß ſich der Herr Doctor lieber alles, nur nicht, ein Dichter zu werden, hätten ſollen in den Sinn kommen laſſen. Wir können dieſen Ausſpruch, aus der bloſſen bisherigen Erzählung ſeines poetiſchen Lebenslaufs, rechtfertigen.

gen. Wir sind fest überzeugt, daß derjenige, welcher bis in seine männlichen Jahre, einen Abscheu vor der Poesie hat, und endlich hernach, bloß durch die elenden Reime eines Sylbenzählers, zum Dichten, oder besser, zum Reimen, aufgemuntert, durch noch sehr unvollkomne Proben der deutschen Poesie darinne erhalten wird, und mit gereimten Uebersetzungen, eines Originals von sehr schlechtem Ansehen, den Anfang macht, nichts, als ein elender Reimer, werden kann. Zu einem wahren Dichter, wird ein von Kindheit an sich äussernder Trieb zur Dichtkunst, eine zeitige und fleissige Uebung darinne, eine scharfe Critick der Kenner, und, welches das Hauptwerk ist, eine unermüdete Lesung, der alten griechischen und römischen, auch der besten neuern Dichter, unumgänglich erfordert. Von allem diesem aber finden wir nichts bey dem Herrn Doct. Lindner. Er würde es gewiß nicht verschwiegen haben, wenn er sich dessen rühmen könnte, da er so viele andre Kleinigkeiten nicht vergessen hat. Ja, er hat sogar das Gegentheil der meisten Stück von sich erzählet. In allen Zeilen aber verräth er hierbey, daß er nicht weiß was Dichter und Dichtkunst sind.

Wir haben nun gesehen, wie unser Herr Doctor zum Reimer (Dichter können wir ihn unmöglich nennen) worden ist. Wir wollen nun auch, aus seinen eignen Worten sehen was ihn bewogen hat, seine Reime herauszu-

geben

geben. Er gestehet, ehe er noch die Ursache anzeigt, selbst, daß er ohne sonderlichen Trieb, ohne Anweisung, und ohne ein gekünsteltes und verziertes Wesen (wir wissen nicht, was das sagen soll) zum Versmachen verleitet worden. Er sey, sagt er, ganz von ohngefähr dazu gekommen, und habe sich einen gewissen natürlichen Wohlklang, und die Vernunft leiten lassen. Er bittet alle kluge und ehrliche Leser, seine Arbeiten mit keiner Schärfe zu beurtheilen, denn er gäbe sie, für keine Muster aus, und glaube sehr gerne, daß sie kaum einer mittelmäßigen Poesie nahe kämen. Er kömmt endlich auf die Ursache, warum er seine Gedichte herausgegeben. Und diese ist das Historische, welches in den Gedichten, und sonderlich in den Anmerkungen, enthalten ist, und die Geschichte seines Vaterlandes, erläutert. Hierzu kömmt noch, wie gewöhnlich, das Zureden guter Freunde. Er vertheidiget sich hierauf, wider die Feinde der Anmerkungen zu seinen Gedichten. Wir haben dagegen nichts zu sagen, sondern sind mit dem Herrn Verfasser darinnen einig, daß allerdings die Anmerkungen, das Beste bey seinen Gedichten sind.

Hierauf zeigt er an, was man für Arten von Gedichten, in seiner Sammlung nicht finden, und was für welche man, darinne finden werde. Keine Tändeleyen, Sinnlichkeiten und Leichnamslieder, und sehr wenig Hochzeit- und Glückwünschungsverse, soll man darinnen an-

treffen; und dieses letztere deswegen, weil es bey Gelachen ohne Fressen, Saufen und Ueppigkeit nicht abgeht. Die Reime, welche er liefert, sind von Dreyerley Art; nemlich, geistliche, weltliche (aber nicht üppige) Uebersetzungen.

Endlich empfiehlt der Herr Verfasser, dem geneigten Leser, seine Reime aufs beste, und bittet nochmals, mit Glimpf und Redlichkeit davon zu urtheilen. Dieses werde ihn vermogen, bald den andern Theil seiner gesammleten Reime, herauszugeben.

Wir können nunmehr auch seine Bewegungsursache, zur Herausgebung seiner Verse, beurtheilen. Seine Hauptursache ist, wie er sagt, das Historische in derselben und in den Anmerkungen. Aber wie hat wohl ihn, als einen vernünftigen Mann, dieses bewegen können, eine Menge schlechter Reime, wofür er sie selbst ausgiebt, drucken zu lassen? Hat er, durch unbekannte und nichtige Urkunden, etwas zur Erläuterung, der Geschichte seines Vaterlandes, beytragen zu können, geglaubt, warum hat er nicht dieselben, so, wie sie an sich selbst sind, herausgegeben? Was tragen die historischen Reime, zur Geschichte Schlesiens bey? Zugeschweigen, daß alle geistliche, und viele andre seiner Gedichte, auch nicht dem Scheine nach, auf diese Art, entschuldiget werden können. Wir stehen also noch in grossen Zweifel, ob die Verse der Anmerkungen wegen,

gen, oder die Anmerkungen der Verſe wegen, ſind gedruckt worden? Genug wir ſehen ſo viel, daß der Herr Doctor, die Herausgebung ſeiner Reime, auf keine Weiſe rechtfertigen kann. Sie ſind herzlich ſchlecht, und können nur den Allerunwiſſenden zu einigem Vorzug, niemanden aber zum Nutzen, gereichen. Die Verſe des Herrn Verfaſſers, werden dadurch nicht lobenswürdiger, daß er ſelbſt ſehr demüthig davon redet. Dieſes wird keinem rechtſchaffnen Kenner, zu der unzeitigen Barmherzigkeit verführen, daß er ſeiner Eitelkeit, von welcher wir ihn unmöglich frey ſprechen können, ſchmeicheln ſollte. Wir hoffen auch, daß wir das, was wir von ſeinem Unternehmen geſagt haben, behaupten können, ohne der Bitte des Herrn Verfaſſers, zuwider gehandelt zu haben. Wenn man von Sachen, nach ſeinem Gewiſſen urtheilet, ſo urtheilet man ohne Zweifel redlich; und urtheilet man redlich, ſo urtheilet man auch glimpflich. Wir haben nicht die Ehre, das geringſte, was die Perſon des Herrn Doctors angeht, zu wiſſen. Wir hoffen alſo, von dem uns ſo verhaßten Verdachte der Partheylichkeit, frey zu ſeyn.

Da wir alſo, ſowohl aus dem poetiſchen Lebenslaufe des Herrn Verfaſſers, als auch, aus ſeinem eignen Geſtändniſſe, dargethan haben, daß ſeine Verſe ſehr ſchlecht ſind: ſo könnten wir, der fernern Mühe beſonderer Beweiſe, überhoben ſeyn. Aber vielleicht glauben, in Anſe-

hung des erſtern, einige, daß der Hr. Doctor durch ein Wunderwerk, oder ſonſt einen auſſerordentlichen Zufall, zum Poeten worden; und in Anſehung des eignen Bekäntniſſes deſſelben, iſt der wichtige Zweifel übrig, ob es nicht für eine bloſſe Beſcheidenheit zu halten ſey? Daher wollen wir, ſo viel es hier möglich iſt, zu rechtfertigen, einige Stellen aus ſeinen Verſen, ja auch einige ganze Stück herſetzen. Wer völlig überzeugt werden will, daß der Hr. Doct. Lindner, nicht nur ein höchſt ſchlechter, ſondern ganz und gar kein Poet iſt, der muß, wenn er Luſt und müſſige Zeit hat, ſeine ganze Sammlung durchleſen.

Ueberhaupt iſt zweyerley, bey den Reimen des Herrn Doct., zu merken. Erſtlich hat er faſt alles, in trochäiſchen langen Verſen gemacht; welches denn dem Hauptcharacter ſeiner Verſe, daß ſie ſchläfrig, kriechend und wäſſrig ſind, ſehr gemäß iſt. Anderns, ſo iſt die Anadyhore ſeine Haupt- und Leibfigur. Es ſcheint, daß er die gröſte poetiſche Schönheit, in häufiger Anbringung dieſer Figur, ſucht. Er wiederholt den Anfang eines Satzes öfters faſt 2 mal. Wie erbärmlich dieſes in zarten Ohren klingt, das iſt kaum zu beſchreiben.

Eine Art, geiſtlich zu reimen, wollen wir einigermaſſen mit folgender Stelle aus dem Paſſionsgedichte, welches ſich auf der 15ten Seite anfangt, zeigen. Es heißt auf der 17ten Seite:

Itzo geht das Leiden an. Sieh! er geht ihm ſelbſt entgegen;
Sieh! was Bosheit, was Gewalt, was Verwegenheit vermögen!
Sieh! da kömmt die Judenbande, ſieh! da kömmt Iſcharioth!
Sieh! da droht man deinem Schönſten, deinem Leben, Pein und Tod,
Sieh! da küßt der Böſewicht ſeine unſchuldsvolle Wangen,
Sieh! da wird er, als ein Dieb, als ein Mörder aufgefangen,
Sieh! da wird er ſtark gebunden, und recht mörderlich beſtrickt,
Sieh, da wird er bald dem Hannas, bald dem Caiphas zugeſchickt!
Sieh! da hält man böſen Rath über ſeine gute Lehren,
Sieh! da wagt man wider ihn, falſche Zeugen abzuhören,
Sieh! da ſchlägt man ihn mit Fauſten, da beſpeyt man ſein Geſicht,
Sieh! da wird er ganz entſetzlich, gar erbärmlich zugerichtet,
Sieh! da wird er höchſt verhöhnt, ſieh! da ſchreyt man um die Wette,
Daß er, da er ſelber GOtt, dennoch GOtt geläſtert hätte,
Da bedeckt man ihm ſein Antlitz, und verlacht ſein Prophezeyn,
Sieh! da ſoll er aller Strafen und des Todes ſchuldig ſeyn.

Wir können nichts insbeſondere über dieſe Stelle ſagen; wir müßten denn unſern allgemeinen Ausſpruch, in dem beſondern Ausdrucke wiederholen, daß von dem Leiden Chriſti nichts ſchlechters kann geſagt werden, als dieſes.

Un

Wir wollen nun auch etwas, aus dem Bewillkommungsgedichte an Ihro Majest. den König in Preussen, Friedrichen den Andern, anführen; denn hier hätte der Hr. Verfasser eigentlich, poetische Stärke zeigen können und sollen. Es fängt sich auf der 43sten S. also an:

Stirb nur! stirb! Hercynie! denn die Zeiten sind verflossen,
Da du durch so lange Zeit Glück und Heil und Ruh genossen;
Stirb, die Tage sind verschwunden, die dich oft so sehr erfreut,
Stirb! der Wechsel ist vorhanden, der dir Noth und Jammer beut.
Ende! ach! ich seh, ich seh, ach! ich seh auf allen

Wir wissen nicht, wie der Hr. Doctor von der Hercynie, als einer schlesischen Vergöttin, wofür er sie selbst in der Anmerkung mit Worten erkläret, verlangen kann, daß sie sterben soll? Auf der 49sten S. heißt es:

Wirklich ja! in seinem Wesen lebt des Ersten Friedrichs Muth,
Wirklich ja! bey seinen Thaten wallt des andern Heldenblut,
Wirklich ja! durch seinen Mund, durch die muntern Geberden,
Sucht er, Brandenburgs Schild, Deutschlands Cicero zu werden,
Wirklich ja! durch seine Demuth, durch die wahre Frömmigkeit
Wird er Joachim der Andre und ein David unsrer Zeit;
Wirklich ja! ꝛc.

In

n der poetiſchen Beſchreibung des Haus-
rges bey Hirſchberg ruft der Hr. Doctor,
ich zu Anfange, Herrn Stoppen alſo an:

untrer Stoppe! komm, und hilf deine Nachbarſchaft
erheben!
mm, und hilf dem Hausberg auch ein verdientes Lob-
hed geben!
mm, und hilf! du kennſt ihn länger, und weit gründ-
licher, als ich;
lf, du weitberühmter Dichter! hilf doch, hilf recht
meiſterlich.

Der Hr. Verfaſſer hat auch unterſchiede-
Gedanken, die er, von Jahr zu Jahr,
r Beſteigung des Rieſengebirges, in das
dortige Koppenbuch eingeſchrieben, mit
ucken laſſen, worunter folgendes iſt:

Im Jahr 1734, den 13. Aug.

Wohin, beruffner Rübezahl?
Du Pickelhering alter Zeiten!
Gelüſtet dich nicht noch einmal
Nach deinem alten Herrlichkeiten?

r warſt der Berge Herr, du warſt der Thalverwalter,
r Zeiten Aberwitz hat dich als Prinz bekränzt,
o biſt du aber nun, du Herr, du Prinz, du Alter?
u haſt als Rieſenſchwang die Zeit, je doch, angeſchwänzt.

Damit man ſich auch einigen Begriff ma-
en könne, wie dem Herrn Verfaſſer dieſen-
Art von Gedichten geräth, da die Zeilen
uer Finger breit ſind, ſo wollen wir folgen-
s Lied, welches er den 2 Aug. 1737. in das
oppenbuch geſchrieben, ganz herſetzen. Es

hat

hat die Melodie: Ihr Schönen höret an ꝛc. gleichwie auch ſein Friedens- und Zufriedenheitslied. Es heiſt alſo:

Ihr Berge, flieht den Graus!
Jagt Wolken, Sturm und Winde
In die verſchwiegnen Gründe,
Und klärt euch heiter aus!
Ihr Berge, flieht den Graus!
Laßt eure ſteile Spitzen
Nur heute nicht blitzen!
Verſpart euch Knall und Schlag
Auf einen andern Tag!
Laßt alle Furcht und Schrecken
In euern Klüften ſtecken!
Froſt, Regen, Dunſt und Duft
In die entfernte Luft.

Ihr Berge, putzt euch an!
Damit man eure Zierde
Nach ſehnlichſter Begierde
Vollkommen ſehen kann.
Ihr Berge, putzt euch an!
Ihr Ströme, ſtralt und blitzet!
Ihr Bäche, rauſcht und ſprützet!
Ihr Brunnen, ſteiget empor!
Ihr Fluren, ſteht im Flor!
Ihr ſchattenreichen Wälder,
Ihr blumenvollen Felder,
Ihr Auen weit und breit,
Laßt ſehn, wie ſchön ihr ſeyd!

O tauſendſchöner Ort!
Wo Luſt und Anmuth thronen,
Wo Kraft und Wunder wohnen:
Hier gilt das Loſungswort:
O tauſendſchöner Ort!

Ach! könnt ich deine Prachten
Nur immerfort betrachten!
Wie frölich wollt ich ſeyn!
Wie freudig wollt ich ſchreyn:
Du HErr der Wunderwerke!
Wie giebt ſich deine Stärke
Auch auf den Bergen bloß!
Mein GOtt! wie groß! wie groß!

Wir hoffen, unſre Leſer werden es uns nun-
r auf unſer Wort glauben, ohne daß wir
mehr Raum zu verderben Urſache haben,
auch, die poetiſchen Ueberſetzungen des Hrn.
ſaſſers, ſehr ſchlecht ſind. Daß ſie oft vom
ndtexte ſehr abweichen, dieſes geſteht er
t. Seine Verſe überhaupt ſind ſo lau-
h, daß man noch einmal von ſchlechten
nen ſagen wird: Er macht Verſe, wie
eſſor Boſe und Doctor Lindner.

ebrigens wünſchen wir von Herzen, daß
Eröffnung unſrer Gedanken, von den Rei-
des Herrn Doct. Lindners, wenigſtens
s bey ihm, zu dem heilſamen Entſchluſſe,
erſprochne Fortſetzung ſeiner Sammlung
Herauszugeben, beytragen möge!

Eine Rede *
Von der Glückseligkeit der Zweifler.

Hochzuehrende Herren,

WEnn werden doch einmal die beglückten Zeiten erscheinen, da man weder zu viel glauben und zu wenig wissen, noch zu wenig glauben, und zu viel wissen wird, und da die theils einfältigen, theils vernünftigen Klagen verschwinden werden, daß man den Gebrauch der Vernunft allzu sehr erweiterte, und wiederum, daß er in allzu enge Grenzen eingeschlossen werde? Doch, warum frage ich, wenn diese Zeiten erscheinen werden, da ich nicht einmal hoffen kann, daß weder wir, noch unsre spätesten Nachkommen, dieselben erleben werden?

Ich nenne diejenigen Zeiten, mit Rechte beglückte Zeiten, in welchen, weder der nach dem wahren Grunde aller Dinge forschenden, aber dazu noch allzu schwachen Vernunft, stets der Weg, zu noch mehrern Zweifeln, über die wichtigsten Wahrheiten, gezeiget, noch die Einfalt, mit einer eingebildeten Ueberzeugung von unzähligen Irrthümern, belästiget wird. Die Wahrheit, ausser deren Erkenntniß, uns das ganze

* Diese Rede, welche zu unsrer Absicht nicht undienlich ist, ist uns mitgetheilet worden.

ganze Reich der Vollkommenheiten, nichts edlers darſtellen kann; die Wahrheit, durch deren Anführung, ſie geſchehe mittelbar, oder unmittelbar, wir allein zu dem Zwecke, wonach wir alle ringen, zu einem beſtändigen Vergnügen, gelangen können, wird den Menſchen, nimmermehr dieſen unſchätzbaren Vortheil, gehörigermaſſen zuwege bringen, ſo lange ſie noch, mit einer Menge Irrthümer umgeben, auf Erden herum wandeln, und, wenn ſie ſich ja zuweilen allein zeiget, wie ſie iſt, nicht für die Wahrheit erkannt werden wird. Wir können ſie, ſo lange wir ſie nicht erkennen, dazu, wozu uns der gütige Himmel dieſes koſtbare Geſchenk verliehen hat, ſo wenig anwenden, als ein Feiger und im Kriege unerfahrner, durch Muth und Tapferkeit, Ruhm erlangen kann, wenn er auch, ein ganzes Zeughaus voll Waffen, in ſeiner Gewalt hätte.

Sollen wir denn aber niemals, aus dem betrübten Zweifel geriſſen werden, ob es auch Wahrheit giebt? und ſoll ſie denn, wenn ſie auch vorhanden iſt, ewig einem verborgenen Schatze gleich ſeyn, zu deſſem Gebrauche, auch ſein Beſitzer nicht gelangen kann? Ja wahrlich! beynahe ſcheint uns der Weg zu derſelben gänzlich verſchloſſen zu ſeyn. Je mehr wir unſre Einſicht, in den Zuſammenhang der Wahrheiten anſtrengen, je mehr Gründe entdecken wir, für die ohne Zweifel wichtigſte Wahrheit, daß die Sätze, welche unſre Weltweiſen

für Wahrheiten halten, sehr schlecht zusammen hängen, und der verdienet ohnstreitig, der grösste Philosoph genennet zu werden, welcher von den meisten Irrthümern, als Irrthümern, überzeuget ist.

So verschwindet denn, beynahe das ganze Reich der Wahrheiten, vor den Augen eines Weltweisen? Die Halbgelehrten und der Pöbel versichern ja, mit einhälligem Munde, daß ihnen, wohin sie sich nur wendeten, lauter Wahrheiten in die Augen fielen. Sehen die Augen des Pobels schärfer, als die Augen eines Weltweisen? Fürwahr, wenn dieses wäre, so wäre keine grössere Thorheit auf der Welt, als die Bemühung, ein Weltweiser zu werden. Nein, nein! der Pöbel irret, und der Weltweise sieht, bey dem Wenigen, das er sieht, unendlich mehr, als jener, welcher alles zu sehen glaubt. Das Gesicht des Pöbels ist blöde, und es würde nicht blöde seyn, wenn es so wenig sähe, als das Gesicht eines Weltweisen. Wer in astronomischen Beobachtungen ganz unerfahren ist, und keine Kenntniß der dazu dienlichen Werkzeuge hat, erblickt, wenn er ein Sehrohr in die Hand bekömmt, und dadurch die Fixsterne betrachtet, dieselben wohl oft, in der Grösse der Sonne und des Mondes: einem Sternkundiger aber, wenn er eben diese Fixsterne, durch eben dasselbe Sehrohr, betrachtet, verschwindet auch das Wenige, was er mit blossen Augen an ihnen gewahr

wahr

wahr wird, faſt gänzlich, und nichts bleibet ihm übrig, als ein unendlich kleines Pünctgen, welches er ſehen kann. Sieht aber deswegen der Unerfahrne mehr, als der Sternkundiger? Jener ſieht, was er nicht ſehen ſoll; dieſer aber ſieht nichts mehr, als was er ſehen ſoll. Dieſem zeigt ſich nichts, als der bloſſe Körper des Fixſterns, in der Gröſſe, in welcher er ſich ſeinen Augen, in einer ſo unermeßlichen Weite, zeigen kann; dabey aber in dem vortreflichſten Glanze: jener aber erblicket ihn gar nicht, und nur, ſtatt deſſelben, ein unordentliches und dunkles Gemiſche, von Stralen deſſelben Sterns, welche ſich, weit von ihm entfernt, in der Dunſtkugel unſrer Erde befinden. Sieht nun nicht der Sternkundiger unendlich mehr, als der Unerfahrne? Woher kömmt aber dieſes? Daher, daß dieſer das Sehrohr, nicht gehörig zu gebrauchen weis; jener aber daſſelbe, indem er die Gläſer darinne in die gehörige Entfernung bringt, zu aſtronomiſchen Beobachtungen geſchickt macht. — Hier ſehen wir das deutlichſte Bild eines Weltweiſen und des Pöbels, ſamt beyder ihrer Verhältniß. Beyde bedienen ſich, zur Erkenntniß der Wahrheit, der Vernunft: aber nur der Weltweiſe, bedienet ſich derſelben gehörigermaſſen. Iſt es alſo ein Wunder, daß er weniger Wahrheiten, aber deutlich, einſieht, als der Pöbel, durch den Wahn in

seinen dunkeln Meynungen, fälschlich zu sehen glaubt?

Wie unglücklich sind nicht die Menschen, bey dieser so geringen Anzahl der Wahrheiten, welche sie erkennen! Der größte Weltweise erkennet, den Mangel einer grossen Glückseligkeit unter den Menschen, am deutlichsten; der Pöbel aber glaubt, da er so viele unerwiesene Sätze für Wahrheiten ansieht, einer vollkommnen, wenigstens einer grossen Glückseligkeit, theilhaftig zu seyn. Er hat ein Vergnügen über viele Vollkommenheiten, welche es nicht sind; und da er wirklich dieses Vergnügen hat: so sollte man fast glauben, daß er wirklich glückseliger sey, als ein Philosoph. Doch, ich kann der Einfalt, unmöglich einen so grossen Vorzug, vor einer vernünftigen Einsicht, zugestehen. Ja, ich halte mich sogar für überzeugt, **daß ein gänzlicher Zweifler weit glückseliger ist, als derjenige Mensch, welcher, aus Blödigkeit des Verstandes, alles was er glaubt, für gewisse Wahrheiten ansiehet.** Damit ich nicht den Zweifelern, ohne Grund, das Wort zu reden scheine, so will ich mich gegenwärtig vor Ihnen, H. H. meine Kühnheit zu rechtfertigen bemühen, mit welcher ich diese Meynung für sehr wahrscheinlich halte.

Ich würde mir, wenig Aufmerksamkeit auf meine Worte, versprechen können, wenn ich nicht wüste, daß ich solche Zuhörer habe, de-

ren

Verstand, auch ohne Abgang seines Ver-
ns, das Sinnliche entbehren, und sich
ergetzen kann, wenn er, aus den Er-
gen etwas abgesonderter Begriffe, die
n ziehet, welche einen vorhabenden Satz
en. Eben dieses ist aber auch die Ursa-
arum ich Sie, H. H. um Verzeihung
en habe, wenn sie, bey dem Vortrage
Gedanken, oft den Redner vermissen
n.

habe, wenn ich mir auf Ihren Bey-
offnung machen will, wenig mehr zu
nöthig, als die Begriffe derer beyden
en, von welchen die Rede ist, genau zu
nen, und gehörigermassen auseinander
n. Wenn ich an einen denke, welcher,
Blödigkeit des Verstandes, fast alles,
höret, glaubt, und alles was er glaubt,
gemachte Wahrheiten hält: so stelle ich
nen Menschen vor, welcher die Kräfte
Seele, in einem so geringen Grade be-
daß er kaum, ein Mensch genennet zu
, verdienet, wenn er nicht, ausser der
he, noch etliche sehr wenige Kennzeichen
enschheit, von sich blicken liesse. Einen
en stelle ich mir vor, welcher die aller-
Sätze, nur deswegen glaubt, weil sie
glauben; welcher keinem Ausspruche,
höret, oder liesset, weder nachdenken will
ann, sondren ihn für eine Wahrheit
nt, wenn ihn der, welcher ihn gethan,

für eine Wahrheit ausgegeben hat. Einen solchen Menschen, welcher Satz und Beweis für einerley hält, und sich daher, um den letztern nicht bekümmert, wenn er nur den erstern gehöret hat. Einen Menschen, welcher seine Meynungen von einer Sache, so oft ändert, als er sie anders vortragen höret; welcher keinen Unterschied, zwischen Wahrheiten und Irrthümern, zwischen Tugenden und Lastern, und zwischen den Bewegungsgründen zu jenen, und den Abmahnungsgründen von diesen, zu machen weis, sondern alles in das blosse Gedächtniß fasset, und es so annimmt und behauptet, wie es ihm vorgetragen wird, und wie er es aus dem Vortrage verstehet; welcher endlich sich und sein Gemüth, durch Wahn und Aberglauben so wohl, als durch Gründlichkeit und Einsicht, bald, wie durch einen Strom, dahinreissen, bald, wie ein wankendes Rohr, von dem Winde hin und her bewegen läßt, und Zeitlebens nirgends festen Fuß fasset; ob er gleich stets, auf unbeweglichen Felsen zu ruhen glaubt.

Wie sehr ist das Bild eines Zweiflers, wie ich ihn hier betrachte, von dem Bilde dieses Einfältigen, unterschieden! Ich rede aber nicht von einem solchen Zweifler, welcher, aus einer eingebildeten grossen Weisheit, alles, auch die ausgemachtesten Wahrheiten, für Irrthümer schilt; nicht von einem solchen Zweifler, welcher, entweder aus Flatterhaftigkeit, oder

aus

achläßigkeit, keinem Satze nachzuden-
Stande iſt, dabey aber doch die Kühn-
, deswegen an allem zu zweifeln, weil
eigner Schuld, den Grund von keiner
einſieht; nicht von einem ſolchen rede
lcher, aus einer wilden Begierde, alle
an welchen er einen Geſchmack findet,
dert zu begehen, GOtt und Wahrheit,
auch Gutes und Böſes, Tugend und
Strafe und Belohnung, leugnet.
von einem ſolchen Zweifler, deſſen
igkeit ich für ungleich gröſſer ſchätze, als
ckſeligkeit des leichtgläubigen Pöbels,
ß deswegen an allem zweifeln, weil er,
lem Nachdenken, gewahr worden, daß
aß, von allen denen, welche andere für
eiten halten, auf ſolchen Gründen ru-
f welchen er ruhen müßte, wenn er er-
hrheit ſeyn ſollte. Er hat die allgemein-
tze, woraus andre Weltweiſen alle üb-
rheiten folgen, genau erwogen, und
n, daß er ſie nach der Strenge, ſo
r Grundſätze annehmen kann, daß er
mehr genöthiget ſieht, ſie, für noch nicht
e Sätze, zu halten. Kann er auf die
keit des ganzen Gebäudes trauen, da
, daß der Grund deſſelben wanket?
icht eine ganze Kette, ſamt allen dem,
ihren Gliedern befeſtiget iſt, dahin fal-
bald nur das oberſte Glied, woran ſie
zerriſſen wird? Wer alſo, von den

Hauptgrundsätzen, aller menschlichen Erkenntniß nicht überzeugt ist, der kann von keiner einzigen Wahrheit, überzeugt seyn, sondern er muß an allem zweifeln. So ist es aber, mit meinem Zweifler beschaffen. Ja, er zweifelt nicht nur deswegen an allen Sätzen, weil ihm, ihr allgemeiner Ursprung, verdächtig ist; sondern auch, weil er wider einen jeden insbesondere, solche Einwürfe hat, deren völlige Auflösung ihm unmöglich scheinet. Doch leugnet er noch lange nicht diejenigen Sätze, an welchen er zweifelt; sondern er befindet immer einen mehr gegründet, als den andern, ob er gleich keinen für völlig gegründet hält. Bey allem seinem Zweifeln aber, läßt er sich nichts abhalten, stets weiter den Grund der Dinge zu erforschen, und seinen Verstand, von Irrthümern zu reinigen; wenn ihm auch dieses gleich oft, noch mehr Gründe zu zweifeln, darbietet. Wenn er gleich, niemals zu seinem Zwecke gelangen zu können, denket, so ist doch die Wahrheit, sein beständiges Augenmerk, weil er der Meynung ist, daß er sich der Wahrheit, wie gewisse gerade und krumme Linien einander, dadurch stets nähern werde, ob er sie gleich, wie jene einander, niemals erreichen könne. Dieses ist das Bild desjenigen Zweiflers, welchen ich mir gegenwärtig vorstelle. Er habe nun gleich, als ein Zweifler, weder den völligen Character des Pyrrho, noch des Sextus Empiricus, so ist er doch ein Zweifler, und zwar

ein

ein ſolcher Zweifler, von welchem ich mir nunmehr mit Grunde zu behaupten getraue, daß er weit glückſeliger ſey, als der alles glaubende Pöbel.

Laſſen Sie uns ein wenig, das Leben eines Einfältigen, betrachten! Laſſen Sie uns, den Lauf ſeiner Tage von der Wiege, bis ins Grab verfolgen, und das Vergnügen ſchätzen, welches ihm ſeine Einfalt gewähret! Erblicken wir ihn in ſeinen erſten Jahren: ſo hat er die Schwäche ſeines Verſtandes, mit allen unmündigen Kindern gemein. Sowohl ſein Misvergnügen, als ſein Vergnügen, beſtehet in überaus dunkeln Vorſtellungen, und er iſt kaum einer Empfindung des einen, oder des andern, fähig. Mit der Zeit nimmt er zwar an Jahren, nicht aber am Verſtande zu. Er begreift zwar, wie andre, die allererſten Hülfsmittel, zu einem vernünftigen Erkentniſſe zu gelangen: er begreift ſie aber auch nur, und faßt ſie in das bloſſe Gedächtniß, ohne ſie, zu ihrem gehörigen Entzwecke anzuwenden, weil er den Zuſammenhang jener mit dieſem, nicht einſehen kann. Es gereicht ihm daher alles zur größten Laſt, was er, ſeinen Verſtand anzubauen, lernen muß. Er kann ſich nichts anders bereden, als daß dieſe Dinge, bloß zur Marter junger Leute, erfunden worden. Das ganze Vergnügen alſo, deſſen er in dieſen Jahren theilhaftig ſeyn kann, beſteht in angenehmen ſinnlichen Empfindungen, deren Werth

und Dauerhaftigkeit aber, bey allen Vernünftigen, welche einen deutlichen Begriff von dem wahren Vergnügen haben, in so schlechtem Ansehen stehen, daß sie denienigen, für wirklich unglückselig schätzen, welcher weiter kein Vergnügen genieſſet, als ein solches, deſſen alle Thiere fähig sind. Erreicht unser Einfältiger die Jünglingsjahre, so hat sein Verstand noch nichts mehr, oder doch so wenig zugenommen, daß er noch nicht, das wahre Vergnügen, welches den Menschen allein der Verstand gewähret, empfinden kann. Sein Gedächtniß wird von allen Seiten, mit einer unzähligen Menge von Wahrheiten und Irrthümern, überschüttet. Er höret sie, er faßt sie, er glaubt sie, und zwar die letztern sowohl, als die erstern. Männer, die vor andern bey der Welt in Ansehen stehen, mögen sagen was sie wollen, und wenn es auch widersprechende Dinge wären, so glaubt er es, und verwettet sein Leben, daß es wahr sey. Kommt er in die männlichen Jahre, so hat er sich das ungeheure Gemische, von Wahrheiten und Irrthümern, schon so fest in sein Gemüth eingeprägt, daß er nunmehr alles, was er glaubt, eben deswegen für unwidersprechlich hält, weil er es glaubt, und er dünkt sich immer noch fester davon überzeugt zu werden, wenn er sieht, daß viele andere, eben das glauben. Das Alter nähert sich ihm, und dieses erinnert ihn, an den Tod zu gedenken. So viel Gründe für die

Ver-

achtung des Todes er in seinem Leben ge-
t hat, eben so viele hat er ihrer auch, für
Bitterkeit desselben, gefasset. Sein Ge-
wird also, von Zweifeln hin und herge-
en, und er weis, wenn er aus dem, was
höret hat, urtheilen soll, nicht, ob er dem
e mit Hoffnung und Vergnügen, oder mit
ht und Zittern, entgegen gehen soll. Doch
allzu starke Liebe zum Leben, welche allen
schen natürlich ist, und bey denen am hef-
n wirket, welche den schwächsten Ver-
haben, treibt ihn zu dem Letztern. Wie
wird hierdurch, das, dem Alter eigenthüm-
Misvergnügen, vermehret! Fast nichts
dieses einigermassen unterbrechen, als
Hoffnung, durch den Tod, denselben bald
ssen zu werden. Elendes Vergnügen!
es sich auf eine so betrübte Hoffnung grün-
Endlich bringt die Zeit, den letzten Au-
ick seines unglückseligen Lebens, herbey.
weit ist nicht hier alles, Vergnügen von
entfernet, da er ein Leben verlassen muß,
es ihm allein noch zuweilen, ein unbe-
iges Vergnügen der Sinne, gewährte,
da die grosse Verwandlung mit ihm vor-
soll, von welcher er sich, eben so wohl
Anfang eines ewigen Verderbens, als ei-
wigen Glückseligkeit, von der er aber nicht
al, auch nur einen dunkeln Begriff hat,
rechen kann! Die Schläge seines Herzens
en immer schwächer; es hört auf, sich zu

bewe-

bewegen; er schliesset die Augen; die Verwandlung ist geschehen, und nichts hat sie übrig gelassen, als einen leblosen Körper, welchem es vielleicht besser gewesen wäre, wenn niemals sein Blut in seinen Adern gewallet hätte.

Wir wollen diesen Todten verlassen, und unser Augenmerk, auf das Leben eines philosophischen Zweiflers, richten. In seiner ersten Kindheit ist er, von dem Einfältigen, wenig unterschieden. Nicht bey einem ieden, welcher in seinen männlichen Jahren, zu einer tiefen Einsicht in die Natur der Dinge gelanget, zeigen sich die Merkmale eines vortreflichen Verstandes, in den ersten Jahren seines Lebens. So bald er aber, aus den Grenzen der Kindheit schreitet, und einige Gelegenheit bekömmt, das Maaß seiner höhern Seelenkräfte zu versuchen, so fängt er sogleich an, viel tiefer zu dem Grunde aller Sätze zu dringen, und an vielen zu zweifeln, welche oft von alten Philosophen, für Grundsätze angenommen werden. Welch ein Vergnügen empfindet er hier nicht über sein gelehrtes Erkenntniß! Wie angenehm sind ihm die erlaubten Schmeicheleyen seiner edlen Ehrbegierde, wenn er den Vorzug seiner Einsicht, vor der Einsicht so vieler andern, gewahr wird! Seine Einsicht wächst mit seinen Tagen, und sobald in seinen männlichen Jahren, sein Verstand zur völligen Reiffe gelanget, wird er zum völligen Zweifler. Er durchforschet alle Schriften der berühmtesten Weltweisen,

eiſen, und ie weiter er den darinne vorgetra-
nen Sätzen nachdenkt, ie mehr Urſache fin-
t er, an allen zu zweifeln. Hier regt ſich in
nem Gemüthe ein unſchuldiger Trieb, wel-
en die größten Geiſter nicht verleugnen kön-
n, und welcher bey ihm, den Mangel des
rkenntniſſes der Wahrheit, reichlich erſetzt.
ch meyne, das ganz beſondre Vergnügen,
elches alle Menſchen, in welchen nicht eine
aſbare Niederträchtigkeit alles, was das
enſchliche Gemüth edles haben kann, nieder-
lägt und erſtickt, empfinden, wenn ſie wahr-
hmen, daß ſie weiter ſehen, als andere,
d deswegen vor vielen tauſenden, einen we-
ntlichen Vorzug haben. Und welcher Ver-
nftige, wollte auch ein Vergnügen misbilli-
n, welches ſich auf wirkliche Vollkommen-
iten ſeines eignen Verſtandes, und nicht auf
e betrüglichen und unbeſtändigen Ergetzlich-
iten der Sinne, gründet? Bey aller Unge-
ißheit, welche mein Zweifler überall findet,
ird ſeine Forſchbegierde immer gröſſer, und
deutlicher ihn, ſein tiefſinniges Nachdenken zu
berzeugen ſcheint, daß, unter allen ſeinen
weifeln, dieſer den wenigſten Einwürfen bloß
eſtellet ſey, ob man auch an allem zweifeln
üſſe? Deſto gröſſer wird ſein Vergnügen.
ierbey verſchwindet, vor ſeinen erleuchteten
ugen, faſt alles das Angenehme, welches
ſt allen Menſchen, allein ihre Sinne gewäh-
n, und welches kaum ein Schatten, gegen

das

das Vergnügen des Verstandes, zu nennen ist. Die Empfindungen der Sinne, welche wir angenehm nennen, reizen ihn nur in so ferne, als sie ein iedes Wesen reizen müssen, welches einen organischen Körper hat: niemals aber können sie in ihm, eine solche Begierde nach sich erwecken, daß er, über den Mangel oder Verlust derselben, einiges Misvergnügen empfinden könnte. Sein Geist ist zu einem edlern Vergnügen gewohnet, und dieses findet er in nichts, als in einer tiefen Einsicht, in die Natur aller möglichen Dinge. Sein beständiges Zweifeln vermehret dasselbe unendlich fort, weil er, in seinen Nachforschungen, niemals stille steht, sondern stets, ein neues Feld zum Nachdenken, eröffnet vor sich siehet, so oft es ihm scheint, daß er neue Eigenschaften an den Dingen wahrgenommen habe. Sein Verstand ist zum Nachdenken gemacht, und nichts ist ihm verhaßter, als eine gedankenlose Gemüthsruhe. Muß ihm also nicht sein beständiges Zweifeln, da es ihm stets neue Gelegenheit zum Nachforschen giebt, zu dem größten, wahrhaftesten und beständigsten Vergnügen gereichen? Doch vielleicht wird ihm das Alter dieses Vergnügen untersagen, und dasselbe, weil sein Nachdenken, bey der Abnahme seiner Seelenkräfte, endlich ermüdet, und ihn nöthiget, stille zu stehen, in ein desto grösseres Misvergnügen verwandeln? Nein, auch dieses kann ihm desselben nicht berauben, weil diejenige Kraft der

Seele

Seele, durch deren Hülfe er es genieſſet, durch
eine Dauer vermindert, durch kein Alter ge-
chwächet, und bis an die letzte Stunde des Le-
ens, in der Munterkeit der Jugend, und in
er Stärke des männlichen Alters erhalten wird.
So iſt denn das ganze Leben eines vernünfti-
en Zweiflers, ein Inbegriff eines unzähligen
irklichen Vergnügens, und der Ausgang aus
emſelben iſt unendlich vergnügter, als der Ein-
ang in daſſelbe.

Es iſt wahr, derjenige, welcher alles in Ein-
lt glaubt, lebt, in Anſehung vieler tauſend
ätze, welche den Geiſt eines Zweiflers ohne
ufhören beſchäftigen, in einer völligen Ge-
ithsruhe. Aber hat er deswegen mehr vor
n Zweifler voraus, als ein Hund, welcher
hundert prächtigen Häuſern vorbeygehet,
bey dem verſchiedenen Werthe ihrer Bau-
ganz gleichgültig iſt, vor einem Bauver-
ndigen voraus hat, welcher ſie alle nach den
geln ſeiner Kunſt betrachtet, und bey ſich
ig iſt, welchen Quarten er, vor andern,
em Beyfall geben ſoll; ob er gleich an allen
ler wahrnimmt? Doch einen Einfältigen,
, wenigſtens die eingebildete Ueberzeugung
den Sätzen, welche er, als ein Menſch für
r halten muß, wenn er glückſelig ſeyn will,
größten Vortheile vor dem Zweifler gewäh-
welcher dieſe Sätze, worauf ſich ebenfalls
Glückſeligkeit gründet, in Zweifel zieht.
, dieſes macht den Einfältigen nicht glück-

ſeli-

seliger, als den Zweifler. So gewiß jener sich überzeugt zu seyn dünket, daß er nach seinem Tode, entweder einen stets glückseligen, oder stets unglückseligen Zustand, zugewarten habe, so ungewiß ist er doch, ob er mit seinen Handlungen diesen, oder jenen, verdienet habe? Und sollte er sich auch von dem einen, für völlig überzeugt halten: so wird er, entweder auf ein glückseliges Leben hoffen, oder vor einem unglückseligen zittern. Ist das erstere: so wird seine Unglückseligkeit um desto grösser werden, wenn er gleich nach seinem Tode, das Gegentheil erfähret; wird aber seine Hoffnung eintreffen: so kann dieser Vortheil, nicht seiner Einfalt zugeschrieben werden. Ist das letztere: so folgt von sich selbst, daß eben seine Furcht seine Unglückseligkeit, auch in diesem Leben, recht befördert. Ein vernünftiger Zweifler hingegen, bleibt bey aller seiner Ungewißheit, gesetzt; er geht dem Thore der Ewigkeit, dem Tode, gelassen entgegen, und erwartet dasjenige mit Standhaftigkeit, was ihm das Schicksal, welches ihm unveränderlich scheint, beschieden hat. Und so ist er bey seinem Tode zwar eben so zweifelhaft, wie es Cicero von sich sagt, aber eben so ruhig in seinem Gemüthe, als jener.

Wer ist also glückseliger? Ein allgläubiger Einfältiger? oder ein vernünftiger Zweifler?

Fernere

Fernere Nachricht
von den neuen Beyträgen zum Vergnügen des Verstandes und Witzes.

Wir haben im letzten Stücke unsrer Bemühungen, eine weitläuftige Nachricht, von dem ersten Stücke dieser reichen Monatschrift, gegeben. Dieses hinderte uns dazumal Nachricht vom andern Stücke, welches schon herausgekommen war, zu geben. Seit dieser Zeit, haben wir auch das dritte und vierte Stück erhalten. Wir wollen itzt unsern Lesern, eine kurze Nachricht von diesen Stücken, und von dem Innhalte der Aufsätze, geben. Wir wissen, daß wir es nöthig haben, weitläuftig zu seyn. Wir werden diesen neuen Stücken keine Lobsprüche thun. Der Beyfall, mit welchem sie die Welt schon belohnt diese rühmlichen Arbeiten ge-

Im andern Stücke dieser neuen Beyträge, finden wir zum Anfange: die Freundschaft ein Lehrgedicht. Es werden darinnen, die vornehmsten Eigenschaften der Freundschaft gezeigt, und ausgeführt. Wir wollen die Beschreibung des Sitzes der Freundschaft beyfügen.

O Menschen möchte nur in euch mein Wunsch entstehen,
Der rein und feurig ist, der Freundschaft Bild zu sehen.

Die Weisheit hat mich jüngst auf ihren Sitz entrücket,
Ich bramte, sie zu sehn, und habe sie erblicket.
Ein freundlich Wesen lebt auf allen ihren Zügen,
Das Auge war der Sitz vom ruhigsten Vergnügen,
Die Stirn war ohne Nacht, das Antlitz nie zerstreut,
Der Blick gesetzt und groß, und doch voll Zärtlichkeit.
Es scherzt' um sie die Lust in einem Schäferkleide;
Sie war nicht ungestüm, nicht, wie die freche Freude,
Die um die Wollust irrt, ein Glas des Weingotts hält,
Bald wankend singt, und tanzt, bald taumelnd niederfällt.
Hier sah ich einen Streit mit wilden Vorurtheilen,
Voll Grimm verwehrten sie dem Jüngling, herzueilen,
Der nach der Weisheit drang: Er stritt, doch ohne Sieg,
Sie kam, und stund ihm bey, und endigte den Krieg.
Die Tugend mußte dort vom rauhen Unglück leiden,
Kaum konnte man sie noch vom Pöbel unterscheiden,
Der Freundschaft wahrer Blick sah, was den Haß erfreut.
Schnell schmückte jeden Zug die schönste Traurigkeit.
Der stillen Freude Sitz, ihr Auge floß von Zähren;
Doch sie verzog nicht erst, bis sie gestillet wären.
Mitleidig flog sie hin, verfolgt vom schweren Harm,
Und riß sie, stark durch Muth, dem Unglück aus dem Arm.
Die Tugend sah sich frey, und sprach voll Dankbegierde;
Doch eine Röthe ward der Freundschaft neue Zierde;
Sie nahm die Tugend sanft, die voll Bewundrung stund,
Umarmte sie, und schloß mit Küssen ihren Mund. u. s. w.

Hierauf kömmt eine muntre und lebhafte Satire: **Ein Traum von den Beschäftigungen der abgeschiednen Seelen.** Der Herr Verfasser dichtet, daß ihm geträumt habe, er sey gestorben. An dem Orte der Verstorbnen, sieht

ſieht er die verſchiednen Beſchäftigungen von Seelen, die das Lächerliche, auch nach ihrem Tode, noch an ſich haben, wodurch ſie in ihrem Leben, dem Spotte der Vernünftigen, ausgeſetzt geweſen ſind. Wir wollten gern von den verſchiednen Characktern, die in dieſem Traume abgeſchildert werden, einige herſetzen; allein die Wahl fällt uns nur gar zu ſchwer.

Hierauf folgt eine rührende Freundſchafts-ode an Damon. Wir wollen zwo Strophen daraus beyfügen; die Kenner werden ſchon daraus ſehen, daß der Dichter die Sprache der Affecten verſtehe:

Wie bey ſanftem Händedrücken
Meine Phyllis fruchtlos rinat,
Und in ſchmachtend ſcheuen Blicken
Nur den Widerſtand erzwingt;
Seufzt, da ſie ſich wegern ſollte;
Fliehen will, und es nicht wagt.
Im Erröthen ſtammlend ſagt,
Was ſie mir verſchweigen wollte:

Freund! ſo ſtreit ich itzt vergebens
Mit dem Schickſal und mit mir.
Freund, du Hälfte meines Lebens!
Trenn ich ewig mich von dir?
Du ach du ſollſt mich vergeſſen?
Nein, der gebe dir den Rath,
Der dich nie geprüfet hat,
Und noch niemals dich beſeſſen.

Hierauf folgt eine Ueberſetzung einer Abhandlung aus dem Plutarch: wie man einen Freund vom Schmeichler unterſcheiden ſoll.

Wir wollen nichts mehr sagen, als daß uns die Uebersetzung, die Schönheiten des Originals deutlich genug empfinden lehrt. Hierauf folgt eine Ode, **das Lob der Gottheit nach Anleitung des 104 Ps.** Wir sind von dem Feuer, dem Erhabnen und Göttlichen dieser Ode, ganz hingerissen werden. Wir wollen zwo von den ersten Strophen hersetzen, die uns in die Augen fallen.

Der du den grenzenlosen Himmel
Wie einen Teppich ausgespannt!
Der Stürme wütendes Getümmel
Sagt kaum: es sey dein Grimm entbrannt:
Kaum schwimmt ein brausend Meer in Küssen,
So heult die Furcht in tiefen Klüften,
So bebt der Mensch, der dich verlacht.
Dein Zorn schlägt seinen Hochmuth nieder,
Den beugt das bange Schrecken wieder,
Den deine Güte trotzig macht.

Der Wolken Rücken ist dein Wagen.
Der Winde Flügel tragen dich.
Du schnaubst und alle Völker zagen,
Und deine Feinde fürchten sich.
Du schnaubst, des Himmels Seulen zittern.
Die Donner, die die Erd erschüttern,
Verfolgen die, die dich nicht scheun.
Den Sturmwind lässest du der Erden
Zum Herold deines Grimmes werden,
Und Flammen deine Boten seyn.

Hierauf folgt eine prosaische Ode, **der Donner**, als eine Nachahmung der prosaischen Ode des Hrn. de la Motthe. Das Urtheil, welches bereits ein Gelehrter über diese Ode gefällt hat,

daß

ſie nämlich dem Verfaſſer mehr Mühe geko-
habe, als wenn er ſie in Verſen abgefaßt
e, iſt ſehr gründlich, und erſpahrt uns al-
eiteren Lobſprüche. **Amyntona** eine Can-
aus dem Franzöſiſchen des Hrn. Rauſſeau,
die **verſchworne Liebe.**

Das dritte Stück der neuen Beyträge fängt
mit einem neuen Comiſchen Heldengedichte
die **Verwandlungen.** Der Hr. Verfaſ-
rdichtet, Zephyr der Pudergott ſey in Se-
en, ein ſchönes Frauenzimmer verliebt, wel-
aus Eiferſucht, die andern Liebhaber, um
on Selinden zu entfernen, nach und nach
ren verſchiednen Charaktern, in verſchiedne
ige verwandelt. Der Dichter beſchreibt
Pallaſt der Göttinn der Verwandlung, Ar-
e: dieſen Pallaſt ſetzt er auf den Harz nach
hauſen. In dieſem Buche finden wir die
rwandlung des Haares von Charamund in
aub, der mit Rappe vermiſcht wird, und des
lamirs, eines jungen Herrn, in einen Mops.
r Hr. Verfaſſer zeigt in dieſem Gedichte eine
ke poetiſche Einbildungskraft: man findet ei-
roſſe Menge ſchöner Gemälde, und lebhafter
tiren darinneu. Der Raum läßt es nicht zu,
ganze Verwandlung herzuſetzen. Hierauf
t die Fortſetzung des Traumes von den Be-
ſtigungen der abgeſchiednen Seelen, welche
n erſten Stücke in allem ähnlich und gleich
bt. Hierauf kömmt ein vortrefliches Gedicht:
len; nach der ſechſten Ekloge Virgils an den

Grafen von B. * * Alle Kenner der heydnischen Mythologie werden dem Hrn. Verfaſſer Dank wiſſen, daß er den Virgil ſo gut nachgeahmt hat. Wir wollen eine kleine Beſchreibung von den Wirkungen des Liedes von Silen anführen:

Er ſingt, und alles fühlt. Wohin der Schall nur dringt,
Wird alles ſchnell bewegt, ſo bald ſein Lied erklingt,
Der Faunen-munters Volk tanzt in geſchlungnen Reihen,
Das Haupt der Eichen ſchwankt, und zeigt, wie ſie ſich freuen.
Der Pindus jauchzt nicht ſo, wenn Phöbus göttlich ſpielt,
So hüpft der Ismar nicht, wenn er den Orpheus fühlt.

Damit es jemand ſehe, wie ſtark der Herr Verfaſſer den Virgil ausbildet, ob er ihn gleich nur nachahmt, ſo wollen wir die lateiniſchen Verſe herſetzen:

Tum vero in numerum faunos ferasque videres
Ludere, tum rigidas motare cacumina quercus.
Nec tantum Phoebo gaudet Parnaſſia rupes,
Nec tantum Rhodope miratur, et Iſmarus Orphea

Ach wenn doch Schwarz nur zwanzig oder zehen Zeilen des Virgil ſo ſchön überſetzt hätte, ſo könnte man doch noch mit einem mitleidigen Geſichte von ihm ſagen, daß ihm zehn oder 20 Verſe entwiſcht wären, die er gut getroffen hätte! Unſre Leſer mögen uns dieſen Wunſch verzeihen. Dieſen Seufzer, ſo zur Unzeit angebracht er auch ſcheinen kann, kann einem ieden leicht einfallen, der Gedanken vom Virgil und einer Nachahmung oder Ueberſetzung derſelben hat. Auf den

Silen

Silen folgt, die Fortſetzung der überſetzten Abhandlung des Plutarch von den Eigenſchaften eines Schmeichlers und Freundes. Alsdann kömmt eine Ode; die Gewalt der Liebe. Wir wollen den Charakter verliebter Heuchler daraus herſetzen.

Der Heuchler flieht das Weltgetümmel
Verbotner Lüſte ſchnöden Schwarm:
Er hebt ſein Angeſicht zum Himmel,
Zu ihm ſtreckt ſich ſein frommer Arm.
Die Liebe will er überwinden,
Ich, ſagt er, haſſe Welt und Sünden
Und runzelt dreymal ſein Geſicht.
Die Liebe läßt ſich nicht verhöhnen.
Sie zeigt ſich ihm in muntern Schönen
Und nun ſieht er den Himmel nicht.

Erſt will er ſie die Andacht lehren,
Doch ſeine Frömmigkeit wird ſchwach.
Er ſeufzet unter dem Bekehren,
Schon iſt ſein Ach kein heilig Ach.
Er liebt: die Andacht iſt erkaltet,
Die Hände ſind nicht mehr gefaltet;
Die Luſt erheitert ſeinen Blick;
Die Runzeln fliehn von ſeiner Stirne,
Er denkt nicht, daß der Himmel zürne,
Die Erde giebt ihm itzt ſein Glück.

Den Beſchluß des dritten Stückes, machen ungemein artige und ſcherzhafte Briefe zwiſchen Phyllis und Damon. Sie ſind voll angenehmer und feiner Satiren. Wir wünſchen die Fortſetzung dieſes Briefwechſels.

Das vierte Stück der neuen Beyträge, fängt ſich mit dem andern Buche der Verwandlun-

gen an. Es ist dem Vorigen immer gleich. Der Pudergott verwandelt den Charamund, einen leichtsinnigen und in der Liebe flüchtigen Stutzer, in einen unbeständigen West; die Jäger in ein wütendes Heer; zween mitleidige und thränenreiche Fräulein in Reben. Hierauf beschreibt der Dichter den Pallast der Mittagsruhe: und am Ende verwandelt Zephys die Französinn der Selinde in einen Papogoy. Der Geist sagt:

Verwandle deine Glieder
Und sing im Papogoy, die sonst gesungnen Lieder;
Sogleich nimmt Jeanneton ein buntes Flügelpaar,
Das aus den Armen wird, mit Schrecken an sich wahr.
Ein krummer Schnabel wird aus ihrem spitzen Kinne,
Und statt der Füsse wird sie scharfer Krallen inne.
Jedoch wie freuet sich das Weib im Vogel nicht,
Da sie zu sprechen wünscht, und es versucht und spricht.
Gewohnheit heißt sie gleich auf deutsche Klugheit schmähen,
Und bald gebietrisch drohn, und bald mit Demuth flehen.
Wohlthäter hat sie nie, auch nicht als Weib, geliebt,
Drum schmäht sie auch auf die, die ihr oft Zucker giebt.
Französisch bleibt sie auch in farbigten Gefieder:
Was sie als Weib geschmpft, schimpft sie im Vogel wieder.

Hierauf folgt ein schönes **Schreiben von den sinnlichen Ergötzlichkeiten, besonders vom Tanzen.** Der Verfasser widerlegt alle Einwürfe, welche von Heuchlern, oder allzugewissenhaften und allzuzärtlichen Grüblern, wider die Lustbarkeiten pflegen gemacht zu werden, auf eine so gründliche, als muntre Art. Seine

Bewei-

Beweiſe ſind, ſo ſcharf ſie ſind, nicht trocken, ſondern ſtets angenehm und ſinnreich. Es folgt: der Wüterich eine Ode. Der Dichter ſtellt einen Tyrannen in unterſchiednen Geſichtspuncten: er zeigt, wie der Tyrann in ſeinem Schloſſe in ſeinem Schlafe, und vor dem Volke ausſieht. Der Dichter ſagt von ihm:

Sein Herz fühlt nie der Großmuth Triebe,
Nicht, daß die Huld, die Menſchenliebe,
Die edle Hitze, zu verzeihn,
Allein ſchon Königlich erfreun.
Wie hört man ihn Befehle geben,
Die Bürger ſollen glücklich leben,
Sein Wink begehrt ihr Unglück nur.
Kein ſiegreich Mitleid wehrt dem Grimme
Sein Herz verſchließt ſich vor der Stimme
Der leicht bewegenden Natur,

Der Dichter beſchreibt hierauf die Grauſamkeit, und das Unglück, das er auf der Welt anrichtet; endlich ruft er aus:

O Himmel! Du o Recht! o Rache,
Ihr Donner führt der Völker Sache!
Und da ihr Wut und Frevel haßt,
Eilt und zerſchmettert den Pallaſt!
Kommt ſtürzet dieſes Ungeheuer,
Und du vor dem ein freſſend Feuer,
Wenn du in Wettern zürneſt, geht,
Du eilſt noch nicht, ihn zu verbannen?
Und gleichwohl haſſeſt du Tyrannen.
Durch die das Laſter ſicher ſteht?

Endlich zeigt ihn der Dichter, wie er ſein Schwerdt, das er wider ſeine Völker erhoben, wider ſich ſelbſt zückt, und wie er in dem Augenblick noch wüten will:

Schon da zu ewgen Finsternissen
Sich des Tyrannen Augen schlüssen,
Hört er das Jauchzen, und sein Blick
Sieht grausam auf die Welt zurück.
Da ihn die Bürger nicht bedauern,
Es sollten doch die Länder trauern,
Wenn mit ihm noch ein Volk verdirbt,
Er will sich sterbend noch erheben,
Zum Würgen den Befehl zu geben,
Und sinkt in Blut zurück und stirbt.

Hierauf folgt die **Uebersetzung** aus dem **Plutarch**, nämlich das Ende von der Abhandlung **wie man einen Freund vom Schmeichler unterscheiden müsse.** Darauf steht die versöhnte Schäferinn, ein Schäfergedicht aus dem Französischen. Wir wollen unsern Lesern nur sagen, daß Hr. S. Mard in seinen Betrachtungen dieses Schäfergedicht, **als eins der vollkommensten ansieht, und daß der Hr. Uebersetzer das** Französische getreu und stark, übersetzt. Wir haben diese Uebersetzung mit dem französischen Originale scharf verglichen. Es folgt ein ungemein artiges und zugleich satirisches Trinklied: **die strengen Lehrer.** Wir wollen nur eine Strophe hersetzen:

Tartüff, voll strenger Sittenlehren,
Sucht junge Schönen zu bekehren,
Er räuspert sich und streicht den Bart.
Er predigt: „Wißt! ein Kuß ist sündlich,
„Wer fromm ist, der ist unempfindlich;
„Wer küßt, ist von des Satans Art.
Doch wenn ihn eine Wand versiecket,
Versucht sein Mund des Glücks Genuß,
Und schreyt, wenn man die Lüst entdecket:
Es war, es war ein Friedenskuß.

Es

olgt ein Schreiben an die Verfaſſer der
niſchen Beyträge. Es enthält eine feine
tire auf die Feinde der Ueberſetzungen aus
n Ausländern. Es herrſcht die größte Rich-
it in den Gedanken, ein reifer Witz, und
innreichſte und artigſte Spötterey in dieſem
eſe. Er räth den Hrn. Verfaſſern der bre-
hen Beyträge zu einer andern Art von Ue-
etzungen. Er will, ihnen zu Gefallen, aus
Sprache der Augen überſetzen. Damit
e Leſer ſehen mögen, wie eine Ueberſetzung
der Sprache der Augen ausſehe, ſo wollen
eine von der 390 S. herſetzen: „Ich habe
„ in der Kirche aus den eingefallnen Augen
frommen Claudia folgendes aufgezeichnet:
kann ihr nimmermehr wohl gehen „ „
d mit meinem Willen ſoll es ihr auch
ht wohl gehen. Ach daß doch GOtt
langmüthig iſt! Was richte ich nun mit
inem Gebete, mit meiner Frömmigkeit
s? Ich habe nun Tag und Nacht ge-
ſzet, daß ihn GOtt ſtrafen ſoll; und er
ht immer noch geſund vor meinen Au-
n herum. Ach lieber GOtt! ich will
keine Betſtunde verſäumen; ich will ja
laut ſingen, daß alle meine Nachbarn
durch ſollen erbaut werden, ſtrafe mir „ „
er wandte ich mich plötzlich weg, weil mir
gſt wurde, daß ſie mit ihren Augen gar einen
er Blutsfreunde nennen möchte.„ Hierauf
en ſechs Fabeln: eine aus dem Hrn. de la

Motte:

Motte: der **Papagor**, und fünf Originale: **Der Weinſtock und der Winzer**; **der Adler, und die Trappen**; **der Pfau**; **der Wolf, der Fuchs**, und **das wilde Schwein**, und endlich der **Fuchs**. Wir haben nicht nöthig, unſern Leſern dieſe Fabeln anzupreiſen, oder eine von ihnen herzuſetzen: ſie werden aus den wenigen angeführten Stellen ſehen, daß man ſich viel von den Verfaſſern verſprechen kann. Hierauf folgt eine **Ode auf den Winter**: ein Trinklied: **Die ſchwere und leichte Kunſt**. Wir können der Verſuchung nicht widerſtehen, dieſes Trinklied ganz herzuſetzen.

Rheinwein ſehn in Gläſern blinken,
Ohne ſie rein auszutrinken,
Und dabey ſich glücklich dünken,
Das iſt ſchwerer, als man meynt.
Finſtre Weiſen ſchnell bekehren,
Und die Weisheit, die ſie ehren,
In dem Glaſe finden lehren,
Das iſt leichter, als es ſcheint.

Eh uns Wein und Kuß beſeelen,
Nur zwölf Sylben abzuzählen,
Ohne ſich dabey zu quälen,
Das iſt ſchwerer, als man meynt.
Aber ganze Bücher ſchreiben,
Wenn uns Wein und Liebe treiben,
Und doch unerſchöpflich bleiben,
Das iſt leichter, als es ſcheint.

Sehn, daß andre zärtlich küſſen,
Und daß Glück doch ſelber müſſen,
Ja ſich noch zu tröſten wiſſen,
Das iſt ſchwerer, als man meynt.

Sprüche

Spröde Mädchen bald bewegen,
Ihren Eubach wegzulegen,
Und der Liebe nur zu pflegen,
Das iſt leichter, als es ſcheint.

n Beſchluß des vierten Stücks der Beyträ-
machen 6 anakreontiſche Oden in unge-
nten Verſen. Wenn der Verfaſſer der
rzhaften Lieder dieſe Oden nicht verfertigt
, ſo mag er ſich Mühe geben, über dem
rfaſſern der bremiſchen Beyträge zu bleiben,
welchem man ihn zu erreichen ſucht. Wir
len die Aufſchriften dieſer anakreontiſchen
en herſetzen, und eine von denſelben ganz
füge. An Pindarn. Der Freund. Die
genſchaften einer Liebſten. Das Kind.
Mutter. An Chloen.

Das Kind.

Gleich komm her, du kleines Närrchen,
Komm geſchwind, und laß dich küſſen!
Damon! nein! laß mich zufrieden.
Wie? ſo bin ich dir zuwider?
Wart, ich will mich an dir rächen,
Und dir nichts zu ſpielen bringen.

Ja die Mutter hat befohlen,
Allen, die, wie du, mit Hüten
Und in ſolchen Kleidern gehen,
Soll ich wehren, wenn ſie küſſen.
Denn ſie ſagte, wenn du küſſeſt,
Wird dein Mund ſich plötzlich färben
Schwarz, wie ſchwarze Dinte, färben,
Und ich werd es an dir ſehen,
Und dir deine Puppe nehmen.

Glaub es nicht! Nein! wenn ich küſſe,
Werden deine Lippen röther,

Röther, als die frischen Rosen,
O wie schön will ich dich machen!
Ey! ich will geschwinde laufen,
Wart ich will die Mutter fragen,
Darf mich Damon gar nicht küssen,
Darf er mich nicht schöner machen!
Nun so geh und komm bald wieder.
Aber, wenn du fühlen lernst,
Wenn du funfzehn Jahre zählest,
Wirst du da noch fragen wollen?

. . . . . .

Nachricht
Von einigen neuen Wochenblättern.

Wenn sich die neuern Zeiten einer neuen Gattung von Schriften rühmen können, welche bey den Alten nicht so gewöhnlich sind, so sind es die Wochenblätter. Die vortreflichen Engelländer können sich diesen Ruhm zueignen. Addison und Steele sind die ersten und Vornehmsten, welche diese Art von Schriften, üblich gemacht haben. Ihr Schwäher, ihr Zuschauer, ihr Hofmeister u. a. m. werden in allen Jahrhunderten, die Bewunderung der Kenner schöner Schriften seyn. Man darf sich nicht wundern, daß diese grosse und unsterbliche Männer, fast in allen gesitteten und witzigen Ländern, Nachfolger gefunden haben. Allein, es ist auch leicht zu vermuthen, daß alle diese Nachfolger, unendlich weit hinter

er ihnen, zurücke geblieben ſind. Dieſe
von Schriften, war kaum in Deutſchland
nnt geworden, als es, von einer Menge
elben, überſchwemmt worden iſt. Die
meiſten aber, ſchlecht und unglücklich gera-
ſind, ſo ſind ſie auch bald vergeſſen wor-
Nur der Hamburgiſche Patriot, die
eizeriſchen Mahlerdiſcourſe, die Ladie-
en, der Biedermann, der Freymäurer und
e andere haben ſich erhalten, ob man
auch viel Unvollkommenheiten und Män-
in dieſen Wochenblättern antrift. Man
e ein groſſes Buch ſchreiben können, wel-
die Geſchichte der deutſchen Wochenblätter,
die Beurtheilungen derſelben enthielte.
e Flut von Wochenblättern, kam auf ein-
über Deutſchland: ſie verrauſchte aber
und nach, als die Monat-Schriften mo-
urden. Das ietzige Jahr, iſt ſo glücklich
unglücklich: denn wir wiſſen nicht, was
davon recht ſagen ſollen, daß man einen
en Wochenblätter, wieder gedruckt ſiehet.
wollen alſo, von einigen Nachricht ge-

Leipzig erſchien mit dem Eintritte des
Jahres, bey dem Buchhändler Carl Lud-
Jacobi, ein neues Wochenblat, der Zeit-
eyber. Die Abſicht des Verfaſſers iſt,
Menſchen, welche Zeit von ihren Geſchäf-
rig haben, auf eine angenehme, und doch
h nützliche Weiſe, die Zeit zu vertreiben.

Daher

Daher muß man vermuthen, daß er mehr scherzhaft, aufgeräumt, und satirisch seyn müsse, als ernsthaft, tiefsinnig und trocken. Wir wolten, unserm Vaterlande zur Ehre, wünschen, daß der Verfasser dieses Wochenblattes, seine Absicht glücklicher erreicht hätte. Er hat einigen Witz: allein er ist noch roh, und von keiner Critick gebildet. Er mag die deutschen Wochenblätter, und die Übersetzung aus dem Englischen, gut gelesen, und sich starck eingeprägt haben. Daher ahmt er immer ihren Originalen nach: allein, wie es mit Copien insgemein geht, sehr unglücklich. Seine Schreibart ist sehr ungleich, und noch mit ausländischen Wörtern und Redensarten durchspickt, nur daß sie, mit deutschen Buchstaben gedruckt worden sind. Er unterstehet sich auch, welches bey solchen Schriftstellern nicht unglaublich ist, die guten deutschen Dichter, zu beurtheilen. Es ist nicht zu leugnen, daß der Verfasser, zuweilen von ungefähr, einige gute Gedancken und Urtheile, findet: allein, darum bleibet er dennoch unter dem Mittelmäßigen. Der Verfasser, wird uns unsere freyen Urtheile vergeben. Er kann ein guter ehrlicher Mann seyn: er kan uns aber nicht zumuthen, daß wir ihn, für einen guten Schriftsteller, halten sollen, wenn ihn seine Ausarbeitungen, nicht dafür erklären. Der HErr Verfasser mag sich untersuchen, ob er vielleicht von dem Character ist,

den

Herr Bruyere (*) beſchreibet. Wir wollen
el Erbarmen gegen ihn haben, und ihn nur
zöſiſch herſetzen, damit es nicht alle Leute,
dieſes leſen, verſtehen mögen: Tel tout un
et ſans y. avoir penſé la veille prend du
er, une plume, dit en ſoi-méme, ie vais
un livre, ſans autre talent pour ecrire, que
eſoin, qu'il a de cinquante piſtoles; (wollen
e für piſtoles florins leſen, ſo ſtehet es ihnen
ie lui crie inutilement, prenez une ſcie,
core, ſciez, ou bien tournez, ou faites une
de route, vous aurez vôtre ſalaire; il n'a pas
apprentiſſage de tous ces metiers: copiez
, tranſcrivez, ſoyez au plus correcteur d'
nerie, n' ecrivez point; il veut écrire et
inprimer, et parce qu' on envoye pas a l'
neur un cahier blanc il le barbouille de ce
ui plait, il ecriroit volontiers, que la ſeine
à Paris, qu' il y a ſept jours dans la ſemai-
u que le tems eſt à la pluye; et comme ce
rs n' eſt ni contre la religion, ni contre l'
ce qui ne fera point d' autre deſordre dans
blic, que de lui gâter le gout et l'accutu-
ux choſes fades et inſipides. Man kann
Franzöſiche, als eine Ueberſetzung, des
cters des Verfaſſers von Zeitvertreib
m deutſchen anſehen. Doch wir wollen
Urtheil vom Witz des HErrn Verfaſſers,
ine Stelle aus dem 16 Blatte, erläutern.
t im Eingange, daß man das Andencken

verdienter Leute, nach ihrem Tode, erhalten müsse. Was ist billiger, fähret er fort, als daß wir diese Pflicht dem Hochedelgebornen, aber wohledelen und wohlgelahrt gelebten Herrn, Herrn Jean Franzois Galanthomme, omnium scientiarum candidato dignissimo, Bürgern, Specerey und Gewürzkrämern wie auch der löblichen Bürgerschaft wohlbestalten Platzmeister allhier zu Kleinstadt, zu erweisen suchen. . . . Es hat derselbe das Licht der Welt erblicket im Jahr 1704 den 13 August, gleich als die Franzosen bey Höchst von den Alliirten geschlagen wurden. Seine geehrtesten Eltern waren.

Herr Christian Ernst Probus, hochverdienter Bürgermeister in der freyen Reichsstadt Grand, und
Frau Charlotte, Louise, Sybille, Pompeuse geborne Fastuosinn.

Seine Pathen waren

Mademoiselle Sophia Henrietta Freylevin, Herr Friedrich Martin Großthu, Rathsherrn daselbst, und Herr Ludwig Freygeb Juris utriusque Doctor.

. . . . Damit wir die Fehler des Verstorbenen verdecken mögen, so wollen wir nur anmercken, daß derselbe an der Wassersucht gestorben sey, welches zwar, da er beständig Wein getruncken hat, fast unglaublich zu seyn scheinet, aber doch von seinem Arzte

ist

t bekräftiget worden. = = = Er ver-
hied den 17 Merz dieses Jahrs um 6 Uhr
Minuten 12 Secunden 20 Tertien, zu
ner Zeit, da er nie gewacht, sondern ge-
hlafen hat. Sein ruhmvolles Alter hat
gebracht auf 41 Jahre 4 Monathe ohn-
efähr. (Hier stehet eine lustige und scherz-
afte Note.) daß er gestorben sey, weiß man
aber, weil er begraben ist: Man kann deut-
ch aus der Stelle sehen, daß bey dem Ver-
sser des Zeitvertreibers die Gedanken und
Blätter so entstehen, wie etwan nach dem Epi-
r die Welten aus den Sonnenstäubchen ent-
ehen, nämlich von ungefähr, wie sie nur so
sammen kommen. Wir hören vom Zeitver-
eiber auf.

Bey Johann Gottlieb Crull in Leipzig, er-
hien einige Tage nach der Erscheinung des
eitvertreibers, der Freygeist. Wir freuen
ns, daß wir hier die Wahrheit bestätigt fan-
n, daß Glück und Unglück, Böses und Gu-
s, immer in der Welt abwechseln. Dieses
eue Wochenblatt, verdient den Beyfall der
Vernünftigen. Der Verfasser wird freylich
ohl, wie wir hoffen müssen, nicht so stolz seyn,
aß er dem Zuschauer, oder andern solchen
nglischen Wochenblättern gleiche; man kann
ine Arbeiten aber, doch mit Recht, unter die
ten deutschen Wochenblätter, zählen. Man
rf sich hier, unter den Namen des Frey-
stes, nicht eine Person vorstellen, welche

ſich vom Joche der Vernunft, Religion und Tugend, wie er ſeine Pflichten nennt, loßgeriſſen hat: welcher ſich frey zu ſeyn dünket, weil er ſeinen Lüſten und Leidenſchaften, freyen Zügel ſchieſſen läſſet; und weil er ſeine Mitbürger, von der verdrüßlichen Vernunft, von den ſchweren Pflichten des Chriſtenthums, befreyen will. Nein der Freygeiſt, den wir unſern Leſern anpreiſen, iſt ein Weltweiſer, welcher die Vernunft und Tugend liebt, die Vorurtheile und Laſter haſſet, jene befördern und außbreiten, dieſe abſcheulich machen und verfolgen will. Das erſte Blatt des Freygeiſtes beſchreibet uns ſeine Erziehung, und ſeine Bemühungen zur wahren Freyheit, die man allein bey der Vernunft und bey den Tugenden findet, zu gelangen. Wir wollen ſeine eignen Worte hören: „Ohne einen aufgeklärten Verſtand, und gereinigten Willen, „ſagt er auf der 4 Seite, kann die Glückſeligkeit „unter den Menſchen nicht beſtehen. Ich werde „daher für beyde ſorgen. Ich werde von den „Sitten und Handlungen der Menſchen, nach „meinem Character, das iſt, frey, urtheilen, „das Böſe in denſelben auf der heßlichen und „unangenehmen Seite betrachten, und es „alsdann, dem freyen Willen meiner Mitbürger überlaſſen, ob ſie aus ſinnlichen Lüſten, „das Unangenehme dem Angenehmen, oder „durch eine freye und vernünftige Ueberlegung „das Letztere dem Erſteren vorziehen wollen.„

Im

Im andern Blatte bestimmt der Herr Verfasser, den Character und die Eigenschaften der Freyheit gründlich: er erklärt, was frey und sclavisch ist, und schlüst endlich, daß derjenige ein freyer Geist sey, welcher ein Herr seiner Leidenschaften ist. Diese Erklärungen, erläutert er mit den Beyspielen des Socrates und Cato; Socrates war frey, ob er gleich gefangen lag, weil er über sich herschete: Cato aber war, bey allen seinen falschen stoischen Großmuth, ein Sclave falscher Einbildungen und Vorurtheile von der Freyheit der Republicken. Wir wünschten, daß wir unsern Lesern, aus allen seinen Blättern, einen Auszug geben könten: allein, wir würden zu weitläuftig werden. Unter allen Blättern haben uns das vierte, wo er verschiedene Verwandelungen erdichtet, deren Erfindung und Ausführung, Kennern nothwendig gefallen müssen; ferner das fünfte, von denen, welche sich solcher Thorheiten, die sie nicht begangen haben, rühmen, das siebende, von denen, welche nicht mit ihrem Zustande zufrieden sind, das funfzehende, von der ungegründeten Furcht zur Nachtzeit, vornämlich gefallen. Es ist nicht zu läugnen, daß der HErr Verfasser, nicht gleich stark in allen Blättern ist: es lassen es nicht allezeit die Materien, und vielleicht auch nicht immer seine andern Beschäftigungen zu: allein man sieht doch, daß die Wahl seiner Materien glücklich, und auch glücklich behauptet ist. Der Herr

Verfaſſer iſt auch ein Dichter! Wir wollen die Ueberſetzung einer Ode des Herrn Addiſonse beyfügen:

Der Veſten Höh in weiter Ferne,
Das blaue Feld der goldnen Sterne,
Der Himmel Glanz, der Welten Haus,
Ruft ſeinen groſſen Urſprung aus.
Die Sonn, ein Theil der ſchönſten Werke,
Preißt täglich ihres Schöpfers Stärke,
Und offenbart durch iedes Land
Das Werk von einer Allmachtshand.

Sobald die Schatten länger werden,
Erſcheint der Mond, erzahlt der Erde;
Sie lauſcht, er ſagt ihr iede Nacht,
Das Wunder, das ihn glänzend macht.
Und ihn zeigt uns in hellen Kreiſen
Planet und Stern den höchſten Weiſen,
Wo das, was ſeine Macht beſiegt,
Von einem Pol zum andern dringt.

Was um den finſtern Erdball ſchwebet,
Und niemals ſeine Stimm erhebet,
Was manchen Kreis am Firmament
Voll Glanz, doch ohne Laut, durchrennt,
Reizt Klugen Ohr und rühret alle
Mit manches Lobliedes Jubelſchalle:
Ihr Schein iſt ſtets ein lauter Ruf:
Die Hand iſt Göttlich, die uns ſchuf!

Unſre Leſer, werden ſchon aus der kurzen Nachricht erkennen, daß der Herr Verfaſſer des Freymaurers ein vernünftiger Schriftſteller iſt, welcher ordentlich und richtig denket, und ſeine Gedanken durch einen leichten, reinen, und flüßigen Ausdruck erklärt. Dürfen wir etwas erinnern, ſo erſuchen wir den Herrn

Verfaſ-

Verfaſſer, zuweilen muntrer und aufgeräumter zu ſeyn, und den angenommenen Character des Freygeiſtes, noch ſchärfer und genauer zu beobachten.

Nicht allzulange darauf erſchien in Berlin, bey Johann Andreas Rüdigern, ein neues moraliſches Wochenblatt, der Zweifler. Dieſe Wochenſchrift, verdienet gleichfals unter die guten deutſchen Wochenblätter, gerechnet zu werden. Der Herr Verfaſſer will unter dem Zweifler, nicht einen völligen Pyrrhonier und Zweifler, ſondern einen Weltweiſen, verſtanden haben, der ſo lange an der Wahrheit der Sätze zweifelt, bis alle Beweiſe gründlich geführet, und alle Einwürfe gehoben worden, ſo viel das menſchliche Unvermögen zuläſt. Ob er munter, ſcherzhaft und luſtig, oder tiefſinnig, trocken und unangenehm ſchreiben werde, das weis er ſelbſt noch nicht. Denn er iſt der Zweifler. Der Verfaſſer hat, ſeine Arbeiten, in Geſpräche eingekleidet. Wir haben ſie, mit einem nicht geringen Vergnügen, durchgeleſen. Es wird allezeit ein gewiſſer Satz gewählt; über dieſen ſtreiten die unterredenden Perſonen, oder leder ſagt vielmehr ſeine Meynung. Der Verfaſſer hat eine groſſe Stärke in der Weltweisheit; er denket ordentlich und tiefſinnig; allein er ſetzt ſeine Gedanken, nicht allezeit deutlich genug, auseinander. Dieſes macht ſeine Blätter etwas ſchwer. Ein guter Witz fehlet dem Herrn Verfaſſer auch

nicht; allein, unſre Meynung frey zu ſagen, er iſt noch nicht fein genug. Er verfolgt ſeine Einfälle zu weit: daher werden ſie entweder matt, oder übertrieben. Es ſcheinet uns, als ob der Herr Verfaſſer eine ſchöne Pflanze ſey, welche aufgeſchoſſen, ohne das ſie gewartet, veraſtchen, und beſchnitten worden iſt: oder, dieſes ohne Metaphoren zu ſagen: der Verfaſſer mag, entweder keine kritiſchen Freunde, welche Horaz in ſeiner Dichtkunſt beſchreibet, haben, oder ihnen ſeine Ausarbeitungen nicht zeigen wollen. Seine Schreibart, iſt noch nicht leicht und flüßig genug, ſie iſt zu gedrang:: die Sätze ſind allzu ſehr in einander geſchlungen: und darum ſind ſie zu verdrießlich zu leſen. Er häuft die Beywörter in den Perioden zu ſehr, und dieſes macht allezeit eine Schreibart langweilig. Wir hoffen aber, daß ſich der Herr Verfaſſer in ſolchen Dingen, leicht wird ändern können. Wir müſſen nothwendig noch einen Fehler erinnern, welcher wider die Kunſt, Geſpräche zu machen, begangen wird. Die Perſonen reden in ſeinen Geſprächen ohne Urſachen darzu zu haben. Der ganze Bau derſelben ſcheint, auf dieſe Weiſe zu entſtehen. Die eine Perſon redet etliche Perioden: darauf fällt die andere drein, und ſetzt ihren Gedanken fort, die dritte kommt wieder darzwiſchen, und ſetzt eben die Gedanken weiter fort, und ſo geht es in einem Kreis herum. Sonſt wird man, wenig Dialogiſches, darinnen antreffen.

Man

Man darf nur die Buchſtaben, welche die Namen anzeigen, daraus wegnehmen, ſo wird es eine allerdings gründliche, und vielleicht auch angenehme, und ſatiriſche Abhandlung einer Materie aus der Sittenlehre ſey; allein, es iſt doch keine Unterredung. Wir wünſchen alſo, daß der Herr Verfaſſer entweder ſeine Blätter, in ordentliche Abhandlungen verwandlen, oder den Geſprächen ähnlicher machen möge. Wir hoffen daß der Hr. Verfaſſer, auf unſre Anmerkungen etwas ſehen, und nach vorgenommnen Veränderungen, ſeine Blätter noch weit vollkommner liefern wird.

Das letzte Wochenblatt, das uns zu Geſichte gekommen iſt, der Fremdling, kommt in Leipzig, bey Gottfried Auguſt Stopfeln heraus. Es iſt ſo ſchlecht und erbarmungswürdig, als das erſte. Der Zeitvertreiber und der Fremdling ſind die Schatten, wodurch der Freygeiſt und Zweifler, erhoben wird. Dieſer elende Schriftſteller, welcher wider den Deutſchen zur Schande ſchreibt, erdichtet mit einem aſtronomiſchen Phantaſten, daß fünf Perſonen, Auditus, Viſus, Odor, Guſtus und Tactus, eine Reiſe nach den erdichteten Monden des Mars gethan, und von da einen Einwohner mit gebracht hätten, und dieſer Fremdling bemerke die Tugenden und Laſter. Ohne Zweifel muß dieſer Fremdling nicht merken, daß der, welcher ihn in der Welt

auftreten läßt, elendes Zeug ſchreibt. Ein Buchdruckergeſelle würde etwas beſſers geſchrieben haben. Unſre Leſer mögen es uns vergeben, daß wir ſchlecht ſchlecht heiſſen. Ueber einen Verfaſſer, wie der Verfaſſer des Fremdlings iſt, läßt ſich nichts Feines und Artiges ſagen.

Gleich itzo vernehmen wir mit groſſem Mißvergnügen, daß der Zweifler, welchen wir in etlichen Jahren nicht würden müde geworden ſeyn zu leſen, ſchon mit dem 8ten Stücke aufgehöret hat. Wenn der Verleger deſſelben, Jugels und anderer Wahnwitzigen ihre Schmieralien, an ſtatt des Zweiflers, gleich im Anfange ihres Abdrucks zu Maculatur gemacht hätte: ſo würde er ſowohl ſeiner Ehre, (doch was fragt er nach der Ehre?) als auch ſeinen weltkundigen Maximen, gemäſſer gehandelt haben. Das Schickſal des Zweiflers, von welchem der geſchickte Verfaſſer deſſelben, wie wir ſichere Nachricht haben, nicht Urſache iſt, wünſchen wir von ganzem Herzen dem Zeitvertreiber und dem Fremdlinge; welcher letztere beſonders, durch ſeine alberne Aufführung auf unſrem Planeten, längſt verdienet hat, in den Hundsſtern ins Exilium geſchickt, und der Erde auf ewig verwieſen zu werden.

Der blöde Schäfer, ein Luſtſpiel.

Berlin bey J. J. Schützen. 1745.

Wir empfinden allezeit eine ſo groſſe Freude, wenn im Deutſchen ein Gedicht erſcheint, das den Beyfall der Kenner verdient, und deſſen wir uns gegen Ausländer nicht zu ſchämen haben, ſo groß unſer Verdruß iſt, ſo oft Deutſchland durch Schriften verunehrt wird, die nur, durch eine auſſerordentliche Liebe gegen ſeine Landsleute, und durch ein übertriebnes Mitleid der Leſer, einigen Werth erhalten. Wir beurtheilen die ſchlechten Schriften, mit eben dem Verdruſſe, mit welchem wir ſie leſen. Hingegen gute Schriften reiſſen uns ſo ſehr hin, daß wir uns alle Mühe geben, dieſelben der Welt anzupreiſen, und ihre Schönheiten zu zeigen. Wir überlaſſen es unſern Feinden, dieſe Bemühungen einem Ehrgeize zuzuſchreiben, der den Wunſch in uns hervorbringt, andre in gleichen Urtheilen und Meynungen mit uns, von dem groſſen oder geringen Werthe witziger und ſinnreicher Schriften zu wiſſen. Doch wir wollen den Eingang, zu dem uns das angezeigte ſchöne Schäferſpiel veranlaſſet hat, endigen, ehe wir darüber zu weitläuftig werden. Dieſes Gedicht gehöret unter diejenigen, die vortreflich ſeyn würden, wenn ihre Verfaſſer mehr

Arbeit

Arbeit und Zeit darauf gewendet, und ſich mehr, um die ſcharfen Urtheile der Kenner der Dichtkunſt darüber, bekümmert hätten. Dieſer Lobſpruch zeigt, daß ſich dieſes Schäferſpiel, weit aus dem Mittelmäßigen erhebe, die Leſer von dem poetiſchen Geiſte des Verfaſſers überzeuge, und nur darum den Verdruß der Kenner erwecke, daß es noch nicht vollkommen iſt, wie die Anlange und Einrichtung deſſelben hoffen läßt. Der geſchickte Verfaſſer dieſes Gedichtes, hat eine gute Kenntniß von den Eigenſchaften der Schäfer: ſeine Fabel hängt noch ganz wohl zuſammen; er verliert ſich nicht leicht von den Characteren, die er einmal angenommen hat, und die Ausführung ſelbſt iſt rührend, und hält die Leſer an ſich. Allein er vermengt die Begriffe eines arkadiſchen Schäfers, eines itzigen Landmannes, und eines Menſchen, einer Schäferinn, einer Bauerinn, und eines Frauenzimmers überhaupt, zuweilen mit einander. Er bringt die Perſonen, nicht allezeit mit einer guten Art, von der Schaubühne: er unterbricht einigemal die Leidenſchaften und Affecten, und treibt den Character ſeines Schäfers, die Blödigkeit, welche gewiß allezeit viel liebenswürdiges an ſich hat, ſo hoch, daß der blöde Schäfer endlich verhaßt und lächerlich wird. Dieſes iſt auch der Inhalt des Ausganges, und ohne Zweifel die Urſache, warum der Herr Verfaſſer dieſes Schäfergedicht,

ein

ein Luſtſpiel auf der Ueberſchrift genannt hat. Wir glauben aber, daß kein Luſtſpiel ein Schäferſpiel, und kein Schäferſpiel ein Luſtſpiel ſeyn könne. Denn die Abſichten derſelben ſind verſchieden. Dieſes ſind die allgemeinen Anmerkungen über gegenwärtiges Schäferſpiel, welches aber, ſeiner vielen andern Schönheiten wegen noch allezeit, des Lobes und Beyfalles der Kenner würdig iſt. Wir wollen dieſe Urtheile, über gegenwärtiges Schäferſpiel, rechtfertigen. Wir werden alſo den Leſern, einen Begriff von dem Inhalt, von den Characteren und Handlungen der Perſonen machen müſſen. Seladon iſt in Iſmenen verliebt: allein ſeine Liebe iſt zu furchtſam und blöde: er denkt, er werde in allem, was er redet oder thut, ſeine Schäferinn beleidigen und erzürnen. Dieſen Character in verſchiednen Geſichtspunkten und Ausſichten, wenn ich ſo ſagen darf, zu zeigen, macht der Poet verſchiedne Character von Iſmenen, Filinden, und Filamor. Iſmene liebt den blöden Schäfer: ſo ſpröde ſie ſich auch gegen ihn anſtellt, ſo ſchrecket ſie doch den Seladon nicht ab, wenn er nur weniger blöde wäre: da er blöde bleibt, ſo leidet ſie nicht nur ſeine Liebeserklärung, ſondern ſie erklärt ſich auch: ſie geht ſo weit, daß ſie ihn ſelbſt küſſen will, und alſo das Aeuſſerſte thut, was eine unſchuldige Schäferinn kaum thun könnte, wenn ſie nicht,

die

die allzugroſſe Blödigkeit des Schäfers, und ihre Liebe gegen denſelben, vertheidigte. Filinde iſt vordem, von der Beſchaffenheit der Ismene geweſen: ihr Schäfer aber hat ſie überwunden: ihre Sprödigkeit iſt nunmehr verſchwunden, und itzt giebt ſie Lehren, wie ſich eine Schäferinn, gegen einen blöden Liebhaber, aufführen ſoll. Sie iſt alſo die Perſon, welche nicht ſo wohl rühren, als vielmehr lehren ſoll. Filamor iſt vordem auch ſo blöde, wie Seladon geweſen: allein er iſt, durch eines dreiſten Schäfers Unterricht, dreiſt geworden: mit ſeiner Dreiſtigkeit hat er, ſeiner Filinde Sprödigkeit, beſiegt: itzt kann er unterrichten, wie Blöde ſich gegen ſprödeſcheinende Frauenzimmer, verhalten müſſen. Auf dieſe vier Characterе in welchen uns, noch zu viel Einförmigkeit zu ſeyn ſcheint, gründet ſich das ganze Schäferſpiel. Wir wollen, noch einige Erinnerungen, darüber machen. Der Herr Verfaſſer ſcheint uns gegen das Ende, den Character eines Blöden, mit dem Character eines feigen Einfältigen, vermengt zu haben. Dieſes verräth der Schluß des Schäferſpieles:

Er iſt aus Einfalt feig, aus Einfalt iſt er blöde.

Ein Blöder in der Liebe, iſt es nur ſo lange, als er vernünftige, oder zum wenigſten noch eini-

einigermaſſen ſcheinbare Urſachen hat, zu glauben, er beleidige durch ſeine Liebe, durch ſeine verliebten Reden und Handlungen, ſeine geliebte Schäferinn: ſo bald ihm die Schäferinn, nicht die geringſten Urſachen, dieſes zu glauben übrig läßt, ſo muß er dreiſter werden. Wo er dieſes nicht thut, ſo iſt er alsdann nicht blöde, ſondern einfältig. Einfalt und Blödigkeit, ſind ſehr von einander unterſchieden, obgleich die Einfalt, oft eine Blödigkeit genennt wird, weil ſie ihr ähnlich iſt. Der Herr Verfaſſer wird, aus dieſen Betrachtungen, wohl einſehen, daß der Beſchluß ſeines Schäferſpiels, ganz anders ſeyn müßte, wenn er den blöden Schäfer recht, wie er iſt, abgebildet hätte. Die Ueberſchrift aus dem Herrn von Hagedorn:

Dich macht die Liebe nicht zu kühn,

ſchickt ſich nicht recht auf ſeinen blöden Schäfer. Denn die Blödigkeit kann ihn wohl verhindern, daß er zu kühn in der Liebe wird, nicht aber, daß er gar niemals kuhn werden kann. Der Schluß des geſchickten Herrn Verfaſſers, widerſpricht ſo gar einer Gemüthsverfaſſung des blöden Schäfers, in die er ihn geſetzt hat, und mit Recht hat ſetzen können. Filamor hat ihn unterrichtet, daß man die ſpröden Schäferinnen, durch ſeine Dreiſtigkeit überwinden könne. Er hat ihm auch die

Mittel

Mittel gewieſen, wie er es bey Iſmenen anfangen ſollte. Seladon faßt darüber wirklich einigen Muth. Wir wollen ſehen, wie artig ihn der Herr Verfaſſer dieſes ſagen läßt: Er ſagt für ſich allein im 10. Auftritte:

Ja! Filamor hat recht. Ja - ja - nun ſeh ichs ein,
Die Schuld liegt nur an mir, ich ſollte dreiſter ſeyn.
Gut - ja - ich will es thun. Sie wird ſchon lieben müſſen;
Sie lernt es ja ſogleich, ich darf ſie ja nur küſſen.
Ich will ſchon dreiſter ſeyn, ich blöder Seladon.
Wo bleibt die Schäferinn? Ach käme ſie nur ſchon;
Nun iſt mein Herz recht groß.

Im eilften Auftritte fängt er auch ſchon an, ſeinen Vorſatz auszuführen. Er ſagt zu Iſmenen, ſeiner Schäferinn:

. . . . . Ach wärſt du mir nur gut,
So ſchenkt ich dir mit Luſt den ſchönſten Schäferhut;
Ach laß mich doch dein Herz mit einem Worte wiſſen,
Ich liebe dich ſo ſehr, laß dich doch einmal küſſen.

Künftig folgt die Fortſetzung.

Bemühungen

zur

Beförderung der Critik

und

des guten Geſchmacks.

uid deceat, quid non? quo virtus, quo
ferat error. *Hor.*

Dreyzehntes Stück.

Anderer Band.

ALLE, bey Carl Herrmann Hemmerde,
1745.

Verſuch vom Menſchen. *

Aus dem Engliſchen
des Herrn Alexander Pope
überſetzt.

Der erſte Brief.

Von der Natur und dem Zuſtande des Menſchen, in Anſehung der ganzen Welt.

Auf! mein St. John! ** überlaß alle geringen Dinge dem niedern Hochmuthe und dem Stolze der Könige. Laſt uns, weil uns doch das Leben wenig mehr gewähren kann, als

* Wir wollen uns künftig vor unſern Leſern hinlänglich rechtfertigen, daß wir dieſes vortreffliche Gedicht des groſſen Pope in ungebundener Rede liefern, ob wir gleich ſchon mehr, als eine Ueberſetzung in deutſchen Verſen davon haben.

** Iſt der Lord Bolingbrock, der Königinn Anna ehemaliger Secretar und Staatsminiſter, welchen der Herr Pope zu ſeinem Teſtamentsexecutor eingeſetzt.

eben uns einmal umzuſehen, und zu ſterben, frey auf dieſer ganzen Schaubühne der Menſchen herum gehen! Ein groſſer Labyrinth! aber nicht ohne Grundriß. Eine Wildniß, wo Unkraut und Blumen untereinander wachſen! Ein Garten, welcher durch verbotene Früchte verſuchet. Laßt uns mit einander dieſes weite Feld betreten, und unterſuchen, was auf demſelben offenbar iſt, und was im verborgenen liegt. Laßt uns die verborgenen Gänge, die ſchwindlichen Höhen alles desjenigen erforſchen, was blindlings kriecht, und was ſich kletternd in der Höhe aus unſern Augen verlieret! Laßt uns die Wege der Natur beſchauen, die Thorheit in ihrer Flucht zu Boden ſchlagen, und die herrſchenden Sitten gleich in ihrem Urſprunge ergreifen! Laßt uns lachen, wo wir muſſen, aufrichtig ſeyn, wo wir können, dabey aber die Wege GOttes vor dem Menſchen rechtfertigen!

Rede zuerſt von GOtt dort oben, und von dem Menſchen hier unten. Wovon können wir ſonſt urtheilen, als von dem, wovon wir etwas wiſſen? Was ſehen wir von dem Menſchen, als ſeinen Aufenthalt allhier? Wovon ſollen wir urtheilen, und wohin ſollen wir ihn rechnen? Obgleich GOtt in unzehlichen Welten zu erkennen iſt: ſo iſt es doch unſre Pflicht, ihm nur in der unſrigen nachzuſpüren.

Derjenige, welcher den unendlich weiten Raum durchdringen kann; welcher ſiehet, wie verſchiedene Welten ein Ganzes ausmachen;

wel-

welcher beobachtet, wie ein Sonnenwirbel in den andern läuft, was dieſe und jene Planeten, was dieſe und jene Sonnen ſind, was für verſchiedene Völker einen jeden Stern bewohnen, der mag ſagen, warum alles an dem Himmel ſo iſt, wie es iſt. Aber hat dein durchdringender Verſtand ihre Geſtalt, das, was ſie erhält, ihre Bande, ihren feſten Zuſammenhang, ihre ſubtilen Abhängungen, ihre genauen Stufen, eingeſehen? Oder kann ein Theil das Ganze faſſen?

Wird die groſe Kette, welche alles zuſammen bindet, und das zuſammengebundene erhält, von dir, oder von GOtt gehalten?

Eingebildeter Menſch! du willſt die Urſache ergründen, warum du ſo ſchwach, ſo klein und ſo blind erſchaffen biſt? Erforſche erſt, wenn du kannſt, die noch wichtigere Urſache, warum du nicht noch ſchwächer, noch blinder und noch kleiner erſchaffen worden? Frage deine Mutter, die Erde, warum die Eichen höher und ſtärker gemacht worden, als das Unkraut, welches ſie beſchatten? Frage dort oben die ſilbernen Felder, warum Jupiters Trabanten kleiner ſind, als Jupiter?

Wenn man zugiebt, daß die unendliche Weisheit von den möglichen Welten die beſte wählen muß, worinnen alles, wenn es nicht zu Grunde gehen ſoll, zuſammenhängen, und alles, was entſtehet, in gehörigen Grade entſtehen muß: ſo iſt es ausgemacht, daß auf der Leiter des Lebens und der Sinne irgendwo eine ſolche

Stuffe ſeyn muß, auf welcher der Menſch ſtehet; und die ganze Frage, man mag darüber ſtreiten, ſo lange, als man will, läuft einzig und allein dahinnaus, ob ihn GOtt an den unrechten Ort geſetzt hat?

Was wir nur, in Anſehung des Menſchen unrecht nennen, das kann', das muß, in Anſehung des Ganzen, recht ſeyn. Die Werke der Menſchen haben, ob ſie gleich viel Mühe koſten, bey tauſend Bewegungen, kaum einen nützlichen Endzweck. Bey GOtt kann eine einzige ihren Zweck erreichen, und dienet über dieſes noch ſonſt zu verſchiedenen Gebrauche. Alſo ſpielet der Menſch, welcher allhier das vornehmſte allein zu ſeyn ſcheinet, vielleicht eine geringere Perſon, in Anſehung einer unbekanten Sphäre; vielleicht berühret er nur ein Rad, oder treibet eine Rolle. Das, was wir ſehen, iſt nur ein Theil, und nicht ein Ganzes.

Wenn ein ſtolzes Pferd wiſſen wird, warum es der Menſch in ſeinem ſchnellen Laufe zurück hält, oder warum er mit ihm über das freye Feld jaget; wenn ein dummer Ochſe wiſſen wird, warum er itzo die Erde pflüget, und itzo, als ein ägyptiſcher Gott, Blumenkränze trägt: alsdann wird auch der Stolz und die Dumheit des Menſchen den Nutzen und die Abſicht ſeiner Handlungen ſeiner Leidenſchafften und ſeines Weſens begreifen; alsdann wird er es einſehen, warum er handelt und leidet, warum er zurückgehalten und angetrieben wird, warum er in dieſer

ſer Stunde ein Sklav, und in der nächſtfolgenden eine Gottheit iſt?

So ſagt denn nicht, daß der Menſch unvollkommen ſey, und daß der Himmel unrecht habe. ſagt vielmehr: der Menſch iſt ſo vollkommen, als er ſeyn ſoll. Sein Weſen iſt nach ſeinem Zuſtande und nach ſeiner Stelle, die er in der Welt behauptet, abgemeſſen. Seine Zeit iſt ein Augenblick, und ſein Raum ein Punct.

Der Himmel verbirgt das Buch des Schickſals vor allen Geſchöpfen, die ihnen vorgeſchriebene Seite ausgenommen, welche ihren gegenwärtigen Zuſtand enthält; vor den Thieren verheelet er, was die Menſchen, und vor den Menſchen, was die Geiſter wiſſen. Wer würde auch ſonſt hier auf Erden ſeinen Stand ertragen können? Dein leckerhaftes Mahl verdammt heute ein Lamm zum Tode: würde es auch hüpfen und ſpielen, wenn es deine Vernunft hätte? Bis ganz zuletzt iſt es vergnügt; es frißt ſein blumichtes Futter, und leckt die Hand, welche eben ſchon aufgehaben iſt, ſein Blut zu vergieſen. O du Unwiſſenheit des Zukünftigen! wie gnädig biſt du uns gegeben! damit ein jeder ſeinen Kreis durchlaufen möge den ihm der Himmel vorgezeichnet hat, welcher, mit gleichem Augen als der GOtt aller Dinge, einen Helden umkommen und einen Sperling fallen; Sonnenſtäubchen und Planetenwirbel zu Grunde gehen; eine Waſſerblaſe und eine Welt zerberſten ſiehet.

So hoffe denn in Demuth; ſchwing dich mit zitternden Flügeln in die Höhe; erwarte den groſſen Lehrer, den Tod, und bete GOtt an! Er läßt dir nicht wiſſen, worinnen die künftige Glückſeeligkeit beſtehen wird, aber er giebt dir die Hoffnung, wodurch du itzo ſelbſt deine Glükſeeligkeit ſeyn kanſt. Die Hofnung qvillt ewig in den Herzen der Menſchen. Der Menſch iſt itzo nicht glükſelig; aber er kann ewig glückſelig werden. Die Seele, welche itzo ganz ungemächlich und in ihre Wohnung eingeſchraubt, ruhet, gehet in ein zukünftiges Leben.

Sieh den armen Indianer an, deſſen unmündiger Verſtand GOtt in den Wolken ſiehet und in dem Winde höret! Nie hat ihn eine ſtolze Wiſſenſchafft gelehret, ſich mit ſeinem Geiſte bis an dem fernen Wege der Sonne, oder bis zur Milchſtraſſe zu verirren. Aber ſeine einfältige Natur hat ihm, zu ſeiner Hoffnung, hinter einem mit Wolken bedeckten Hügel, einen niedrigern Himmel, eine ſichrere Welt, deren Tiefe von Gebüſchen umſchloſſen wird, eine glüklichere Inſul auf einer Waſſerwüſte gegeben, wo dieſer Sclav wiederum einmal ſein eigenthümliches Vaterland, und keine Martern der Feinde und keinen Golddurſt der Chriſten mehr ſehen wird. Sein natürliches Verlangen wird dadurch vergnügt, daß er iſt. Er fragt nicht nach den Flügeln der Engel und nach dem Glanze der Seraphinen; ſondern glaubt, ſein treuer Hund werde in eben den Himmel kommen, und ihm

Ge-

Geſellſchafft leiſten. Geh du, der du klüger biſt! und wäge in der Waagſchale deiner Sinnen deine Meinung wider die Vorſicht. Nenne das eine Unvollkommenheit, was du dir fälſchlich, als eine Unvollkommenheit, vorſtelleſt. Sage, hier giebt ſie zu wenig, dort zu viel. Zerſtöre alle Geſchöpfe nach deiner Luſt und nach deinen Gefallen, und ſchreye noch: wenn der Menſch unglüklich iſt; wenn nicht der Menſch die hohe Fürſorge des Himmels allein genieſſet; wenn er nicht allein hier vollkommen, und dort unſterblich gemacht iſt: ſo iſt GOtt ungerecht! Reiß ihm die Waage und die Meßruthe aus der Hand, und richte ſeine Gerechtigkeit durch einen Gott, welcher über GOtt iſt!

Freund! unſer Irrthum ſteckt in dem Stolze der Vernunft. Alle verlaſſen ihre Sphäre und rennen nach den Himmeln. Der Hochmuth zielet immer nach einem glükſeligern Zuſtande; die Menſchen wollen Engel, und die Engel wollen Götter ſeyn. Gleichwie die Engel fielen, als ſie Götter ſeyn wollten; alſo rebelliren die Menſchen, wenn ſie Engel ſeyn wollen. Wer auch nur wünſchet, die Geſetze der Ordnung umzukehren, der verſündiget ſich an der ewigen Urſache.

Frage, zu was Ende glänzen die himmliſchen Körper? Zu weſſen Nutzen dienet die Erde? Der Stolz antwortet: Dieſe Dinge ſind für mich gemacht. Für mich erwecket die gütige Natur ihre fruchtbare Kraft; für mich

ſäuget ſie iedes Kraut und ſchmücket iede Blume; jährlich verneuern die Traube und die Roſe für mich ihren Nectarſaft und ihren balſamiſchen Thau. Für mich erzeugen die Erdklüfte tauſend Schätze; für mich ſtrömet die Geſundheit aus tauſend Quellen; das Meer rollet, mich fortzubringen; die Sonne geht auf, mir zu leuchten; die Erde iſt mein Fußſchemel, und die Himmel ſind meine Decke.

Aber weicht denn die Natur nicht von dieſem gütigen Endzwecke ab, wenn der gelbe Tod aus der brennenden Sonne herabſteigt? wenn Erdbeben alles verſchlingen? oder wenn Ungewitter ganze Städte in ein Grab, und ganze Völker in den Abgrund ſtürzen? Die Antwort iſt: "Die allmächtige Urſache wir„ket nicht nach beſondern, ſondern nach all„gemeinen Geſetzen. Es ſind wenig Ausnah„men. Vom Anfange aller Dinge an ſind „Veränderungen geweſen; und iſt denn alles, „was geſchaffen iſt, vollkommen? Warum ſoll denn der Menſch vollkommen ſeyn? Wenn der große Endzwek die menſchliche Glückſeligkeit iſt, und die Natur doch von demſelben abweichet: kann es denn der Menſch nicht eben ſo wohl thun, als wie ſie? Dieſer Endzweck erfodert eben ſowohl eine beſtändige Abwechſelung von Regen und Sonnenſchein, als von Neigungen der Menſchen; eben ſo wenig ewige Quellen und unbewölkte Himmel, als ſtets mäſſige, ruhige und weiſe Menſchen. Wenn

Peſt

Peſt und Erdbeben die Ordnung des Himmels nicht zerrütten, warum ſoll es denn ein Borgias, oder ein Catilina thun? Aus dem Stolze, aus dem Stolze entſpringen eigentlich unſere Schlüſſe. Man muß von moraliſchen Dingen ſo, wie von natürlichen, urtheilen. Warum ſchelten wir GOtt, in Anſehung jener, ungerecht, und warum ſprechen wir ihn bey dieſen loß? In beyden iſt das am richtigſten geurtheilet, wenn wir uns ihm unterwerfen.

Vielleicht ſcheinet es für uns beſſer zu ſeyn, wenn hier lauter Uebereinſtimmung und lauter Tugend wäre; wenn Luft und Meer niemals dem Wind empfänden; wenn das Gemüth niemals durch Leidenſchafften aus ſeiner Ordnung gebracht würde. Doch das Ganze beſtehet durch den Streit der Elemente; und die Leidenſchafften ſind die Elemente unſeres Lebens. Die allgemeine Ordnung iſt, vom Anfange der Welt an, in der Natur und in dem Menſchen gegründet geweſen.

Was wollte doch ein ſolcher Menſch? Bald will er aufwärts ſteigen, und, da er nur ein wenig geringer iſt, als ein Engel, noch mehr ſeyn. Bald ſchlägt er die Augen nieder, gleich als ob er ſich betrübte, daß ihm die Stärke der Stiere, und der Peltz der Bäre mangelt. Wenn er ſpricht, daß alle Geſchöpfe für ihn gemacht ſind: ſo mag er ſagen, was ſie ihm nützen würden, wenn er alles hätte, was ſie ha-

haben? Die ohne Verſchwendung freygebige Natur ertheilte ihnen ihre eignen Werkzeuge und ihre eignen Kräfte. Sie erſetzt ordentlich jeden ſcheinbaren Mangel, hier mit mehrern Grade der Geſchwindigkeit, und da mit mehrerer Stärke; alles in einem genauen Verhältniſſe zu ihrem Zuſtande, ſo, daß nichts hinzugethan, und nichts davon genommen werden kann. Ein jedes Thier, ein jedes Ungeziefer iſt in ſeinem eignen Zuſtande glücklich. Iſt denn der Himmel dem Menſchen ungnädig? und zwar dem Menſchen allein? Soll der allein, welchen wir vernünftig nennen, durch nichts vergnüget werden, wenn er nicht mit allen beglückſeliget iſt?

Die Glückſeligkeit der Menſchen (kann auch der Stolz dieſes für eine Glückſeligkeit anſehen?) beſteht nicht darinnen, daß ſie thun und denken, was über das menſchliche Vermögen iſt; nicht darinne, daß ſie aller Kräfte der Körper und der Seelen theilhaftig ſind, ſondern nur desjenigen, was ihre Natur und ihr Zuſtand leidet. Warum hat der Menſch nicht ein mikroſcopiſch Auge? Die Urſache davon iſt klar: der Menſch iſt keine Fliege. Sage, was würde es ihm nützen, wenn er ein ſchärfer Geſicht bekommen hätte, womit er Milben beſchauen, nicht aber den Himmel überſehen könnte? Was würde ihm das Gefühl nutzen, wenn er vor allen Sachen zittern und befürchten müſte, daß ihm, was er angrif-

griffe, durch iedes Schweißloch Schmerzen und Martern verurſachen würde? oder wenn er durch den ſtarken aromatiſchen Geruch einer Roſe, indem ihre heftigen Ausflüſſe mit Gewalt durch das Gehirn drängen, zu Tode gemartert würde? Wenn er mit ſeinem leiſen Ohren das Donnern der Natur empfände, und ſie ihm mit der Muſik der Sphären betäubte: wie ſehr würde er wünſchen, daß ihm der Himmel immer die Empfindung des liſpelnden Zephirs, und der rieſelnden Bäche möchte gelaſſen haben! Wer findet nicht die Vorſicht überall allgütig und weiſe, ſowohl in dem, was ſie uns giebt, als auch in dem, was ſie uns verſaget?

Soweit, als ſich die weitläuftige Macht der Schöpfung erſtreckt, ſo weit reichen die Stuffen der Sinnen- und Gemüths-Kräfte in die Höh. Sehet, was für ein groſſer Abſtand von den grünen Legionen in den bevölkerten Graſe bis zu dem herrſchenden Geſchlechte der Menſchen iſt! Was für Verſchiedenheiten des Geſichts zwiſchen einem ieden weit entfernten Aeuſerſtem ſind, das nehmet an dem dunklen Vorhange des Maulwurfs und an den Stralen des Luchſes wahr. Was für Verſchiedenheiten des Geruches ſind nicht zwiſchen der Löwinn, welche mit vorausgeſtrecktem Kopfe horchet, und zwiſchen dem Hunde, welcher einen ſtarken Geruch von dem betretenen Graſe empfindet! Wie ſehr iſt

nicht

nicht das, was man von den Thieren höret, welche die Fluten erfüllen, von dem zwitſchernden Schalle, welchen man im Frühlinge durch die Gebüſche höret, unterſchieden! Wie vortrefflich iſt nicht das zarte Gefühl der Spinne! ſie fühlet jeden Faden, und lebt hangend an demſelben. Was iſt nicht in der angenehmen Biene für eine ſubtile Empfindung! Aus giftigen Kräutern ſauget ſie ein geſundes Naß. Wie verſchieden iſt der Trieb der ſich im Kothe wälzenden Sau, wenn man ihn, halb vernünftiger Elephant! mit deinem vergleichet! Wie enge ſind doch die Schranken zwiſchen dieſen natürlichen Triebe und der Vernunft! Stets ſind ſie von einander abgeſondert, ſtets aber ſind ſie auch einander nahe. Wie ſehr ſind die Erinnerung und die Uberlegung an einander gebunden! Warum trennt deine Theilung die Sinne von dem Gedanken? Und wie fern ſind nicht die mittlern Kräffte von ihrer Vereinigung! und doch überſchreiten ſie niemals die nicht zu überſchreitenden Schranken. Könnten ſie auch, ohne dieſe gehörige Ordnung der Grade, einander ſelbſt, und alle dir, unterworfen ſeyn? Da dir nun alle dieſe Kräfte allein unterworfen ſind; folget nicht daraus, daß deine Vernunft alle dieſe Kräfte, als eins, in ſich faſſet?

Siehe dieſe Luft, dieſes Weltmeer, dieſe Erde an! Alle Materie bewegt ſich und thut ſich auf, zu gebähren. Sieh hinauf, wie

hoch

hoch ſich die Stuffen der lebendigen Geſchöpfe erſtrecken! um dich herum, wie weit ihr Umfang iſt; ſieh wie weit ſie in die Tiefe hinunter reichen? Eine lange Kette der Weſen, welche von GOtt entſprang! Himmliſche und irdiſche Weſen! Engel, Menſchen, Thiere, Vögel, Fiſche, Würmer! welche kein Auge ſehen, kein Glas ſichtbar machen kann! vom Unendlichen bis zu dir; von dir bis zum Nichts! Wenn wir uns zu den obern Kräften dringen könnten: ſo würden ſich vielleicht die niedern zu den unſrigen dringen. So aber wäre in der vollen Schöpfung ein Leeres geblieben, und die groſſe Leiter wäre gänzlich zerſtöret, wenn eine Stuffe zerbrochen wäre. Zerbrecht in der Kette der Natur ein Glied, welches ihr wollt, das zehnte, oder das zehntauſendeſte: ſo wird zugleich die ganze Kette zerreiſſen.

Wenn ſich ein ieder Sonnenwirbel nach einer gewiſſen ſtufenweiſen Ordnung drehet, welche zugleich zu dem Weſen des ganzen erſtaunlichen Weltgebäudes gehöret: ſo muß durch die geringſte Verwirrung eines einzigen, nicht dieſer ganze Sonnenwirbel allein, ſondern auch das ganze Weltgebäude, zu Grunde gehen. Laſſet die Erde ohne Gleichgewicht auſſer ihrer Laufbahn herum fliegen, und die Planeten und Sonnen ohne Geſetze durch den Himmel rennen; laſſet die Engel aus ihren Sphären, wo ſie regieren, entfliehen: ſo wer-

den

den Weſen durch Weſen, und Welten durch Welten zerſtöret werden, alle Grundfeſten des Himmels werden zu ihrem Mittelpuncte ſinken, und die Natur wird, bis zu GOttes Throne, zittern. Dieſe ganze höchſtwunderbare Ordnung wird zerſtöret! . . Um weſſentwillen? Um deinetwillen? Elender Wurm! . . . O Unſinn! o Stolz! o Bosheit!

Wie, wenn der Fuß, welcher gemacht iſt, den Staub zu betreten, oder die Hand, welche zur Arbeit beſtimmt iſt, das Haupt zu ſeyn verlangte? Wie, wenn das Haupt, oder das Auge, oder das Ohr murreten, daß ſie bloß dem herrſchenden Gemüthe zu Werkzeugen dienen müſſen? Eben ſo abgeſchmackt iſt es, nur auf einigerley Weiſe, zu verlangen, etwas anderes in dieſem allgemeinen Gebäude zu ſeyn, als man iſt. Eben ſo abgeſchmackt iſt es, über ſeine beſtimmte Verrichtungen und Beſchwerlichkeiten zu klagen, welche der große Geiſt, der alles regieret, uns verordnet hat.

Alle Dinge ſind nur Theile eines erſtaunlichen Ganzen, deſſen Körper die Natur, und deſſen Seele GOtt iſt. Dieſer iſt in allem mannichfaltig, und doch in allem eben derſelbe; er iſt auf der Erde ſo groß, als in dem Baue des Himmels; er wärmet in der Sonne und erfriſchet in dem kühlen Winde, er glänzet in den Sternen, und blühet auf den Bäumen; er lebt in allem, was da lebet, erſtreckt ſich durch alles, was ausgedehnt iſt, theilt aus, ohne getheilt zu ſeyn, und wirket, ohne

was von ſeiner Kraft zu verlieren; er hauchet
unſerer Seele, belebet unſerm ſterblichen
heil, und iſt ſo vollſtändig und ſo vollkom-
en in einem Haare, als in einem Herze, ſo voll-
ndig und vollkommen in einem elenden Men-
en, welcher weinet, als in einem entzückten
eraph, welcher anbetet und glänzet. Vor ihm
nichts hoch, nichts niedrig, nichts groß, nichts
in. Er erfüllet, er umgrenzet, er verbindet
es, und macht alles einander gleich.

So höre denn auf, die Ordnung eine Unvoll-
nmenheit zu nennen. Unſre eigne Glückſelig-
hänget von dem ab, was wir verachten. Er-
ne deinen eignen Punct. Dieſen zuträglichen,
ſen dir gehörigen Grad der Blindheit und der
hwäche, ertheilet dir der Himmel. Unterwirf
! und beruhige dich damit, daß du, du magſt
in dieſer, oder in einer andern Sphäre, be-
en, ſo glückſelig biſt, als du es ertragen
nſt. Du biſt in der Hand einer einzigen
rdnenden Kraft, ſowohl in der Geburts-
in der Todesſtunde, in Sicherheit. Die
ze Natur iſt nichts anders, als eine Kunſt,
he du nicht kenneſt. Alle Zufälle ſind
ordnungen, welche du nicht einſehen kannſt.
ieder Uebelklang iſt eine Uebereinſtimmung,
he du nicht verſteheſt. Alles, was in den
len böſe iſt, das iſt im Ganzen gut; und,
dem Stolze! trotz der irrenden Vernunft,
ieſe Wahrheit klar: **Alles, was iſt,**
iſt gut.

Die beſten Beweiſe in der Liebe.*

Sagt, Weiſen! was ihr wollt, ihr überzeigt doch ſchlecht
So ſehr ihr auch mit uns in nichts, als Schlüſſen, ſprecht.
Die Welt gewinnt ihr nicht, ſo lang ihr ernſthaft bleibet,
Und bis zum Mürriſchſeyn die ſtrenge Tugend treibet.
Schärft nur die Wahrheit ein; preißt nur die Tugend an;
Verwerfet alle Luſt; dan ſeht, wenn ihrs gethan,
Wie groß die Anzahl iſt, die euch zu folgen ſuchet,
Die alle Freude haſſt und alle Luſt verfluchet.
Bemerckt ihr nicht ſogleich mit ängſtlichen Verdruß,
Daß euer harter Ton viel ſanfter werden muß,
Daß ihr ſo lange nicht der Menſchen Sinne rühret,
So lang ihr ſonſt nichts thut, als trocken demonſtriret?
Ein Vater, der den Sohn wohl zu erziehen denkt
Und ſorget, wie er ihn nur zu der Tugend lenkt,
Verläſt die Strengigkeit, und benget nur durch Liebe
Durch Sanftmuth und Gedult des Sohnes zarte Triebe.
Des Laſters Scheußlichkeit ſtellt er ihm vors Geſicht:
Jedoch des Sohns Gemüth täuſcht dieſes Blendwerck nicht.
Der Tugend Göttlichkeit, und ihres Glanzes Stralen
Weis er ihm ſo geſchickt ſo reizend abzumalen
Das ſie ihn ganz beſiegt: er flieht des Laſters Bahn
Und tritt, aus eignen Trieb, den Weg zur Tugend an.
Folgt dieſem Beyſpiel nach, und tragt eure Lehren
Mit holden Glimpfe vor; dann wird man auf euch hören;
Dann reißt ihr ſonder Zwang der Menſchen Herzen hin.
Verlaßt die ſtrenge Art: verändert euren Sinn;
Laßt eure Lehren ſich auf Luſt und Liebe ſtützen,
Und ſeht alsdann, wie viel euch dieſe Gründe nützen.

Doch

* Iſt eingeſandt.

Doch euer Vorurtheil weicht meinem Rathe nicht.
Ihr ſucht nur Finſterniß und flieht das hellſte Licht.
Euch heißt der ſtarre Sinn noch ſtets die Strenge lieben,
Und in dem Mürriſchthun euch täglich ſtärker üben.

Drum, ſtrenge Weiſen! weicht! denn die gewohnte, rauhe Art
Womit ihr überzeugt, gefällt nicht, iſt zu hart.
Weit eine beßre Kunſt, erlernt man durch das Lieben,
Und die hat die Natur uns ſelbſt ins Herz geſchrieben.

Wer dem Geſetze folgt, das die Natur uns giebt,
Und, ohne Widerſtand, den Nächſten zärtlich liebt,
Erlangt dieß ſchöne Glück, erfährt die Kunſt vollkommen,
Die nur die Liebe lehrt, wenn ſie ihn eingenommen.
Mir zeigt ſich Corylas, der nichts von Schlüſſen weis.
Er ſchilt der Weiſen Kunſt, und tadelt ihren Fleiß.
Doch wem giebt er Gehör? den einfachſten Trieben,
Die die Natur ihm gab, und die ihn keinen lieben.
Er ſah die Doris einſt; er ſah ſie nicht allein;
Er ſchwur auch gleich bey ſich, ihr ewig treu zu ſeyn.
Dieß war die erſte Glut, die er itzt noch nicht kannte,
Und auch die heftigſte, weil ſie ſtets mehr entbrannte.
Mit jeden neuen Tag nahm ihre Stärke zu;
Und Corylas verlohr Muth, Freyheit, Herz und Ruh.
Er dacht an keinen Schlaf; oft hat er Trank und Eſſen,
Geſchäfte, Freund und Glück bey Doris Reiz vergeſſen.
Oft ging er auf ſie zu, jedoch ein einzger Blick
Den ſie ihm ſeitwärts gab, hielt ihn von ihr zurück,
Verſchloß den offnen Mund, daß er ihr nichts entdeckte
Wie ihre Herrſchafft ſich weit über ihn erſtreckte.

Einſt war das Glück ihm hold, der Doris aber feind;
Sie kam in ſchneller Eil, und ſprach zu ihm: „Mein Freund
Haſt du hier nicht geſehn...? „Ja, dich hab ich geſehen,„
Gab er zur Antwort drauf, auf dieſer Aue gehen.„

Du nennſt mich deinen Freund; o! laß michs ewig ſeyn! „
Beym erſten Augenblick nahmſt du mich völlig ein. „
Ich, Schönſte, ſah dich kaum, ſo hab ich dir mein Leben, „
Mein Herz und meine Treu und alles übergeben. „
Durch dich lebt ich allein, und öfters kant ich mich, „
Vor Freuden, ſelbſten nicht, ſah ich nur einmal dich. „
Die Freude wich dem Schmerz, der mich dann heftig quälte, „
Wenn deine Gegenwart nicht meinen Muth beſeelte. „
Doch aller Gram verſchwand; die Freude kam zurück, „
Traf ich dich irgend an, entdeckte dich mein Blick. „
Ein ſanftes Wallen lief durch alle meine Glieder. „
Ich ſah dich ſehnlich an; du ſahſt zwar auf mich wieder: „
Doch welcher Unterſchied! mein Auge zeigt dir an, „
Wie mich dein Reiz entzückt, wie ſtark ich lieben kann, „
Wie ſtarck die Regung iſt, die meine Bruſt empfindet, „
Wie rein das Feuer brennt, das du in mir entzündet; „
Du aber lieſſeſt drauf, nichts, als Verachtung, ſehn. „
Grauſame Schöne! ſprich, ſoll es niemals geſchehn, „
Daß deine harte Bruſt ein wenig Mitleid ſpühret, „
Daß dich mein Schmerz beweget, mein zartes leiden rühret? „
Ich liebe ſo getreu, ſo zärtlich und ſo ſchön; „
Und wie? du fliehſt vor mir? und willſt, ich ſoll vergehn? „

Er ſprichts. Und Doris ſchweigt und läßt ihn alles ſagen,
Und ſtört ihn nicht einmal in ſeinen Liebesklagen.
Er ſeufzet: Doris lacht, und ſieht ihn höniſch an.
Er, der noch keinen Blick, vor Furcht auf ſie gethan,
Wagts itzt zum erſtenmal; doch plötzlich ſchlägt er wieder,
(So ſcheut er ihren Haß!) die Augen blöde nieder.

Du armer Corylas, wie wohl haſt du geſpürt,
Daß, wer nur Worte braucht, ein Herz gar ſelten rührt!
Red immer weiter fort du kanſt es auch beſchwören,
Es wird ſich Doris doch an deinen Schwur nicht kehren.

Nur dann glaubt ſie gewiß, du ſeyſt im Ernſt verliebt,
Wenn ihr dein Mund vorerſt mehr Liebesproben giebt.
Ein Kuß nicht wie man giebt wenn man um Pfänder ſpielet,
Der nur ein Mäulchen heißt weil ihn der Mund nur fühlet:
Nein, deſſen Lieblichkeit in Mark und Adern dringt,
Der dich entzückend macht und deine Furcht bezwingt;
Ein ſolcher Kuß iſt es, der dir das Glück erwirbet,
Daß deine Liebe nicht im erſten Keim verdirbet.

Und was that Corylas? behende küßt er ſie.
Und dieſe kühne That vergalt ihm alle Müh,
Verſüßt ihm allen Schmerz und alle böſe Stunden.
Wie ſo? der Sieg war ſein und Doris überwunden.
Sie lacht ihn liebreich an, und wurde roth dazu:
Noch keiner liebte mich, ſprach ſie, ſo treu, als du. „
Sehr viele quälten mich ſchon längſt mit ihrer Liebe. „
Ein jeder rühmte mir die Stärke ſüſſer Triebe, „
Die Reinigkeit der Glut, die ich in ihm erregt. „
Jedoch ihr Liebesbrand hat ſich gar bald gelegt. „
Sie eilten weg von mir, wolt ich mich nicht bequemen, „
Ohn allen Widerſtand ihr Herz gleich anzunehmen.
Noch keiner, Corylas! that, was du itzt gethan. „
Mich reitzet dein Entſchluß. Ich ſah dich öfters an: „
Und was entdeckt ich wohl? Ich konnt aus deinem Weſen, „
Aus Augen, und Geſicht, ein heimlich Feuer leſen. „
Und da war ſtets mein Wunſch: entſtünd es doch von mir! „
Mein Wunſch iſt nun erfüllt, und dafür dank ich dir. „
Stets bliebſt du mir getreu, nie hegteſt du andre Triebe: „
Drum nimm zum Lohn dafür, die zärtſte Gegenliebe. „

So herrlich iſt das Glück, das Corylas erlangt,
Der nach vollbrachten Streit mit ſolchem Siege prangt.
Womit erwarb er ſichs? Ihr Weiſen ſprecht mit Schlüſſen?
Nein! alles, was er hat, verdankt er ſeinen Küſſen.

Schreiben, an Herrn M. A. G. Käſtnern, in Leipzig, *

Wegen Deſſelben Gedanken, über die Verbindlichkeit der Dichter, allen Leſern deutlich zu ſeyn. **

Hochedler,
Hochzuehrender Herr Magiſter,

WEnn ich Sie nicht längſt aus vielen kleinen gelehrten und angenehmen Schriften ſo weit hätte kennen gelernet, daß ich im voraus wiſſen kann, wie dieſes Schreiben von mir, als einem Unbekannten, von Ihnen wird aufgenommen werden: ſo würde ich es kaum wagen, Ihnen öffentlich Einwürfe wider einen Ihrer poetiſchen Aufſätze zu machen. Da die Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes ihr Ende erreichet haben: ſo ſchien es mir am bequemſten zu ſeyn, Ihnen dieſen Brief durch die Hälliſchen Bemühungen bekannt zu machen. Ich

* Wir trauen kein Bedenken, dieſem Schreiben einen Platz einzuräumen. Eine Beantwortung deſſelben von dem geſchickten Herrn M. Käſtner würde unſern Blättern zu einer beſondern Zierde gereichen.

** Siehe Beluſt. des. V. u. W. Chriſtm. 1744. die 340. S.

Ich hoffe, weder Sie, noch Herr Lechlitz, an welchen Sie Ihre Gedanken gerichtet haben, werden es für eine Verwägenheit von mir halten, daß ich ein Schreiben an einen andern beantworte. Denn mein Schreiben iſt nicht, als eine Antwort auf Ihr Schreiben, ſondern als ein Bedenken über einige Ihrer darinnen vorkommenden Gedanken, anzuſehen.

Sie entdecken in dem vorhabenden Gedichte Ihre Gedanken, über die Verbindlichkeit der Dichter, allen Leſern deutlich zu ſeyn. Ich geſtehe, ich bin faſt in allem mit Ihnen einig, und vielleicht findet ſichs am Ende, daß wir gar einerley Meynung ſind. Es iſt nichts gewiſſer, als daß ein Dichter unmöglich allen Leſern deutlich ſeyn kann und darf. Ich glaube, daß es ein ſicheres Kennzeichen eines ſchlechten Gedichts iſt, wenn es alle Leſer verſtehen. Denn unter allen Leſern (das iſt, ſolchen, welche deutſch leſen können,) ſind auch die Bürger in Schilda und die Bauern in Golitz mit begriffen; und was dieſe verſtehen, das muß noch mehr als neukirchiſch, ja noch wohl niedriger, als Boſiſch, ausgedruckt ſeyn. Doch Sie nehmen hier, das nicht deutlich ſeyn, in einem engern Verſtande, und wollen ſo viel ſagen, daß einer groſſen Menge derjenigen Leſer, welche viele Arten von Gedichten verſtehen, einige Arten derſelben unverſtändlich ſeyn könnten, und daß ein Verfaſſer ſolcher Gedichte darum nicht

zu tadeln, sondern zu loben sey. Auch in diesem allem bin ich vollkommen mit Ihnen einig. Ein Frauenzimmer z. E. von mittlerem Stande, versteht zwar vielleicht ein Schäfergedicht, eine Elegie, eine Komödie, auch wohl eine Tragödie, und dergleichen, aber keine pindarische Ode, kein solch Lehrgedichte, wie z. E. Popens Versuch vom Menschen, und Hallers Gedichte vom Aberglauben und Unglauben, sind. Beyde Arten von Gedichten sind überhaupt gute Gedichte, und es fehlt so viel, daß die von der letztern denen von der erstern nachzusetzen seyn solten, daß sie vielmehr eben deswegen einen grössern Vorzug vor jenen verdienen, weil mehr Verstand dazu gehöret, sie zu verstehen, und ihre Schönheiten einzusehen: eben so, wie diejenige Musick, an welcher nur Musikverständige einen Geschmack finden, derjenigen weit vorzuziehen ist, welche nur das Ohr des Pöbels ergetzet.

Aber nun werden Sie wohl bald fragen, was ich denn an ihren Gedanken auszusetzen habe, da ich in dem allen mit Ihnen einig bin? Ich will mit meiner Antwort Ihrer Frage zuvorkommen. Ich schliesse, sowohl aus einigen Stellen, als auch aus dem Zusammenhange Ihres Schreibens, daß Sie wirklich einigermasen die Dunkelheit in einem Gedichte, welches für Gelehrte geschrieben ist, für etwas schönes halten. Am Ende der 540sten Seite sagen Sie:

Mich reizet nur ein Lied von tiefen Denken voll,
Gemacht, daß man es mehr, als einmal, leſen ſoll.

Man kann ein Gedicht, ſo wohl der Dunkelheit, als der Schönheit wegen, mehr, als einmal, leſen. Hier ſcheint mir es, daß Sie von dem erſtern reden; wiewohl Sie auch die Schönheit davon nicht ausſchlieſſen, doch aber hier nicht ſagen, daß Sie um derſelben willen ein Gedicht mehr, als einmal leſen wollen. Das tiefe Denken zeigt, meinen Bedünken nach, deutlich an, daß Sie es um einer gelehrten Dunkelheit willen mehr, als einmal, leſen wollen. Denn wenn Sie ſagen wollten, daß es von der Schönheit des Gedichts zu verſtehen ſey: ſo würden Sie zugleich dadurch ſagen, daß Sie der Meinung wären, die Schönheit eines Gedichts überhaupt beſtünde darinne, daß es von tiefen Denken voll wäre; welches Sie aber doch gewis nicht behaupten werden. Schäfergedichte und Elegien z. E. werden offt mehr, als einmal, geleſen; aber um anderer Schönheiten, als um des tiefen Denkens willen. Alſo glaube ich Ihren Worten keinen unrechten Verſtand beyzulegen, wenn ich ſage, daß Sie in denſelben die Dunkelheit eines gedankvollen Gedichts, als etwas ſchönes, anpreiſen. Es beſtärket mich in meiner Meinung der Anfang Ihres Gedichts. Sie ſagen:

Dich, Freund, reizt muntrer Witz, ſo, wie erhabnes Wiſſen;
Du denkſt bey Hallers Vers, und bey Bernoullis Schlüſſen.

daß

Daß Sie hier nicht von dem gemeinen Denken reden, ohne welches man, auch bey einer noch so gedankenleeren Schrifft, nicht seyn kann, wenn man wissen will, was man lieset, dieses erhellet aus der Vergleichung des Denkens Ihres Freundes bey Hallers Versen, mit seinem Denken bey Bernoullis Schlüssen. Sie halten es also für etwas rühmliches an einem Gedichte, wenn man dabey so nachdenken muß, als wie wenn man eine tiefsinnige mathematische Demonstration einsehen will. Ein solches Gedicht aber, wird, weil es ein Gedicht ist, ohne Zweifel dunkel zu nennen seyn. Sie loben also hier die Dunkelheit in einem mit Gedanken erfüllten Gedichte.

Soll ich nun Ihnen meine Gedanken hierüber sagen: so gestehe ich vor allen Dingen, daß ich nichtsweniger als ein Vertheidiger gedankenleerer Reime bin, sondern durchaus verlange, daß, bey Lesung eines besonders zu den höhern Classen gehörigen Gedichts, z. E. einer Ode, eines Lehrgedichts und dergleichen, die Denkungskraft unsrer Seele sowohl, als die Vorstellungskraft derselben beschäftiget, und sie mit Gedanken sowohl, als mit Bildern erfüllet werde. Aber nur dieses wolte ich mir von einem Dichter ausgebeten haben, daß er mich nicht mit allzu tiefen Denken beschäftigte, wenn ich seine Gedichte lesen soll. Denn Gedichte lieset wohl niemand deswegen, damit er tiefsinnige Beweise wichtiger Sätze darinne

inne möge einſehen lernen. Dieſe werden am allerdeutlichſten und gründlichſten in ungebundner Schreibart vorgetragen und verſtanden. Iſt es nun dem Leſer eines Gedichts nicht ſowohl um die Gründlichkeit der darinne vorgetragenen Gedanken, als um die Schönheit ihres Ausdrucks, zu thun: ſo muß man ſich auch in Gedichten mehr um dieſe, als um jene, bemühen. Das Vergnügen an der Schönheit des Ausdrucks aber wird dadurch verhindert, wenn man ſich, indem man dieſelbe empfinden will, erſt ängſtlich bemühen ſoll, die Gedanken einzuſehen; eben ſo, als wie man wenig Vergnügen an den Zierrathen eines prächtigen Gebäudes empfindet, wenn man, weil es mit Dampf und Nebel bedeckt iſt, das Geſicht heftig anſtrengen muß, daſſelbe zu ſehen; oder wie überhaupt ein Vergnügen, kein ſo groß Vergnügen iſt, wenn man, indem man es genieſſen ſoll, viel Beſchwerlichkeiten überwinden muß.

Ein andres würde es ſeyn, wenn ein Gedicht nicht anders zugleich voll guter Ausdrücke und Gedanken ſeyn könnte, als wenn es zugleich dunkel wäre. Da würde freylich das Vergnügen über die guten Ausdrücke und Gedanken der Mühe werth ſeyn, welche man auf die Ergründung des tiefen Denkens wenden müſte. Aber da ohnſtreitig, unter zwey an ſich gleich großen Vergnügen, dasjenige das beſte iſt, deſſen Genuß mit keiner Beſchwer-

schwerlichkeit und Unluſt verbunden iſt, und auch ein ſolches Vergnügen in den erhabenſten Gedichten, bey gehörigen Leſern, ſtatt findet: ſo ſehe ich nicht, warum man nicht ſolche Gedichte, welche voll guter Gedanken und Ausdrückungen ſind, denen Gedichten vorziehen ſoll, welche nebſt den guten Gedanken und Ausdrückungen auch dunkel ſind? Daß Gedichte von der erſtern Art möglich ſind, dieſes brauche ich mit nichts, als mit der Erfahrung, zu beweiſen. Statt aller Beyſpiele wird das Beyſpiel des großen Pope genug ſeyn. Welcher wahre Kenner poetiſcher Schönheiten leugnet, daß z. E. ſein Verſuch vom Menſchen, von ſchönen Ausdrücken vieler und gar nicht gemeiner Gedanken voll iſt? Dieſes ſein Gedicht entzücket alle verſtändige Leſer. Keiner aber von dieſen wird ſagen, daß er es, um des darinne enthaltenen vielen tiefen Denkens willen, mehr, als einmal, leſe. Bloß die ausnehmenden Schönheiten, mit welchen dieſes vortreffliche Lehr-Gedicht pranget, machen, daß man nicht zufrieden iſt, es einmal geleſen zu haben. Er trägt darinnen einige der wichtigſten metaphyſiſchen und moraliſchen Lehren vor, ohne dabey dunkel zu ſeyn; überall verbindet er die Deutlichkeit mit der Schönheit der Ausdrückungen und der Wichtigkeit der Gedanken. Unterſuchen Sie einmal folgende Stelle aus dem erſten Briefe:

So

So man, who here ſeems principal alone,
Perhaps acts ſecond to ſome ſphere unknown,
Touches ſome wheel, or verges to ſome gole;
'Tis but a part we ſee, and not a whole.
When the proud ſteed ſhall know, why man reſtrains
His fiery courſe, or drives him o'er the plains;
When the dull ox, why now he breaks the clod,
Now wears a garland, an Aegyptian god,
Then ſhall man's pride and dulneſs comprehend
His action's, paſſion's, being's, uſe and end;
Why doing, ſuffring, check'd, impell'd; and why
This hour a ſlave, the next a deity?

Ich glaube, in dieſer Stelle ſind ſolche Gedanken enthalten, welche Sie in einem erhabenen Gedichte gelehrten Leſern vorgetragen wiſſen wollen. Der Dichter ſagt darinnen, daß der Menſch nicht das Vornehmſte in der Welt iſt; daß die Welt nicht um ſeinetwillen erſchaffen iſt; daß er nur ein Nebentheil des groſſen Ganzen iſt, worinnen er andern Theilen zu einem Mittel und Triebwercke dienet; daß er die Urſache ſeines Zuſtandes nicht einſehen kann. Dieſes hat Pope hier auf eine ſo reizende Art vorgetragen, daß ein Kenner dieſe Stelle, wohl 10. mal hintereinander, lieſet, und ſtets dabey neues Vergnügen empfindet, ohne daß ihm, bey dem erſten Leſen darinne etwas dunkel vorgekommen wäre. Solche Gedichte alſo, welche, wie Popens Verſuch vom Menſchen, zwar nicht für gemeine Leſer, doch an ſich ſelbſt ohne Dunkelheit erhaben gedankenreich und reizend ſind, werde

ich

ich billig allezeit denjenigen vorziehen, welche zwar alle diese Eigenschafften, aber auch die Deutlichkeit dabey, besitzen, und welche man der Dunkelheit wegen so wohl, als ihrer Schönheit wegen, mehr als einmal lieset. Dieses ist es alles, was ich an der, in Ihren Schönen Gedichte, ausgeführten Meinung erinnern zu können geglaubt habe. Habe ich nun entweder in meinem Wiederlegen, geirret, oder habe ich gar, wegen Mißverständnis, in den Wind gefechten: so kann ich mir doch, in beyden Fällen, von ihrer Bereitwilligkeit zu verzeihen, eine erträgliche Ahndung meines Fehlers, versprechen.

Nur noch ein paar Worte habe ich mit Ihnen zu sprechen. Bald anfangs in Ihrem Gedichte nennen sie den theosophischen Schuster, aus Görlitz, Jacob Böhmen, den Ruhm Lusatiens. Ein Patriotischer Lausitzer mag nun diesen Ausdruck im Scherze, oder im Ernste, annehmen, so könnte er Ursache haben, im Namen seines Vaterlandes, einen Proceß mit ihnen anzufangen. Denn im ersten Falle, würde ihm ein solcher Schertz mit einem ganzen Lande alzu frey, und im letztern Ihr Ausdruck seinem Vaterlande höchstschimpflich vorkommen. Er würde dargegen den Weltberühmten Eschirnhausen, mit gröserem Rechte, den Ruhm der Lausitz nennen.

Das andre Wort, welches ich noch mit ihnen zu reden habe, betrifft eine Stelle, worin-

rinne Sie die Menſchen, in Kluge und in Frauenzimmer einzutheilen ſcheinen. Es iſt folgende:

Wie? ſoll der Dichter ſtets ſich Stutzern ähnlich zeigen?
Bey Mägdgen witzig ſeyn, bey Klugen aber ſchweigen?

Ich weis nicht was ihr Hannchen zu dieſer Eintheilung mag geſagt haben. Doch vielleicht haben Sie ſie, durch eine gute Erklärung beſänftiget. Wie ſie aber mit andern Frauenzimmern und Liebhabern des Frauenzimmers deswegen auskommen werden, das mag ich nicht ausmachen. Ich wollte ſchwören Sie hätten ſchon, in einer gewiſſen ohnlängſt heraus gekomener Komödie, Ihren Lohn dafür bekommen, wenn ich auch nicht gehöret hätte, daß ein Ding nicht zugleich ſeyn, und nicht ſeyn kann. Denn die Komödie iſt eher fertig geweſen den ihr Gedicht. Sie mögen indeſſen Ihre Sache mit dem Frauenzimmer ſo gut ausmachen, als Sie können. Wenn Sie mich dabey zu ihren Advocaten annehmen wollten: ſo würde ich, aus dem Zuſammenhange Ihres Gedichts, und aus vielen Stellen der Poeten, beweiſen, daß Kluge hier ſo viel heiſſe, als Gelehrte. Urtheilen Sie hieraus, ob ich einen guten Rechtsverdreher abgeben könnte.

Im Uebrigen empfihlet ſich ihrer Gewogenheit

* *

den 30 May. 1745.

Ihr wahrer Verehrer,

* *

Eine

Eine Fabel.

Ein Rabe und ein Schaaf.

EIn Rabe pflückt, auf eines Schaafes Rücken
Die Wolle ab, und machte durch das Pflücken
Den ohnedem schon bloſſen Rücken wund.
Das arme Schaaf sprach: Rabe, sieh den Hund!
Er läuft, o fleug, und komm ihm durch dein Fliegen
Noch weit zuvor, und such ihn einzukriegen.
Du säumst? Ich seh, du bist so schnelle nicht,
Und hättest du den Hund gleich einackriegt
So hättest du, jedoch auf seinem Rücken
Dich nicht getraut, die Haare abzupflücken.
O thu es noch, wenn du so dreiste bist
So thu es mir, einst eine lange Frist.
Ich bin vergnügt, so sprach hierauf der Rabe,
Daß ich die Lust auf deinem Rücken habe.
Mein Freund, ein Hund, bleibt wohl für mich in Ruh
Ein Hund hat nicht so viel Gedult, wie du.
Wer ahmet doch den klugen Raben nach?
Der sich befrägt: Ist auch mein Gegner schwach?
Die Helden, welche nur den Feigen,
Den Schaafen nur die Spitze zeigen.

****

...rzte, ein Luſtſpiel in 5. Auf-
...finden in den Buchläden,
45. 8. Bogen, in 8.

...rheiten ſind eben ſo viel, als der
...arten. Sobald ein Menſch et-
...ut, das ſeinem Stande nicht
gem... ...ld kan man ihn einen Thoren
nen-

nennen. Ein moraliſcher Spötter kan die menſchliche Thorheit nicht überhaupt verſpotten; denn ſo würde ſich ſeine Verſpottungen, da ſie auf alle gingen, niemand annehmen. Er muß, durch Abſchilderungen beſonderer Thorheiten, gleichſam mit dem Finger auf diejenige Art der Thoren zeigen, welche er zur Erkentniß bringen will, wofern nicht die Eigenliebe der Menſchen allen Sittenlehren den Eingang in die Ohren derſelben verſtopfen ſoll. Wir haben dahero, von den älteſten Zeiten her, Satiren auf vornehme und niedrige, auf gelehrte und ungelehrte Thoren, geſehen. Da nichts geſchickter iſt, das lächerliche in den menſchlichen Handlungen empfindlicher zumachen, als die Komödien: ſo iſt faſt davon nichts mehr übrig geblieben, das nicht von den Komödienſchreibern alter und neuer Zeiten in ihren Komödien, wäre durchgezogen worden. Doch die Thorheiten vermehren ſich mit den Tagen, und täglich findet ein patriotiſcher Spötter neue Gelegenheit über neue Thorheiten, in allen Ständen und Lebensarten, zu lachen. Man hat längſt angefangen, Satiren, und beſonders Komödien, auf gewiſſe beſondere Arten von Menſchen zu machen. Da auch die verſchiedenen Arten der Gelehrten, vom Philoſophen bis herunter zum Theologen, ihre Narren unter ſich haben: ſo ſind auch ſie nicht, und zwar mit Rechte, unverſpottet geblieben. Nur ſeit kurzen ſind auf die Theologen, Ju-

risten und Philosophen besondere Lustspiele zum Vorscheine gekommen, von deren Werthe zu urtheilen aber gegenwärtig unser Vorhaben nicht ist. Wir wollen vielmehr von der vor etlichen Wochen erst herausgekommenen oben genanten Komödie, worinne die Thorheiten einiger Aerzte aufgedeckt worden, etwas gedenken.

Schon im vorigen Jahrhunderte hat Moliere so viele Thorheiten an vielen Aerzten in seinem Vaterlande bemerket, daß er nicht nur ganze Komödien damit anfüllen können, sondern sie auch in vielen andern seiner Lustspiele, wo man es nicht vermuthen sollte, die Geissel seines Satyrs empfinden läst. Auch in Deutschland, und noch itzo, giebt es Thoren genug unter den Aerzten, daß es wohl der Mühe lohnt, sie in einem eignen Lustspiele durchzuziehen. Dieses mag den Herrn Verfasser des gegenwärtigen Lustspiels ohne Zweifel auch zur Verfertigung desselben bewogen haben. Ehe wir unser Urtheil davon eröffnen, wird es nöthig seyn, den Inhalt desselben kurz anzuzeigen.

Damon, ein junger Candidat der medicinischen Doctor-Würde, verliebt sich, bey seiner Rückreise von der hohen Schule, in einer Stadt, in welcher er sich einige Zeit verweilet, in eines reichen Kaufmannes, Vielguts, Tochter, Lisetten. Nachdem sie beyde einander ihre Liebe genugsam zu verstehen gege-

gegeben, ſo erſucht Damon die Frau Vielgutin, weil Herr Vielgut ſeit etlichen Jahren ſchon auf der Reiſe iſt, und man an ſeiner Wiederkunft gänzlich zweifelt, um ihre Einwilligung in die Heyrath mit Luisgen. Die Frau Vielgutin hat, in der Abweſenheit ihres Mannes, ſich von einem Paar elenden und betrügeriſchen Doctoribus Medicina, Pilliſer und Recept, ſo ſehr einnehmen laſſen, daß ſie alle ihr Vertrauen auf ſie allein ſetzt, einen groſen Theil ihres Vermögens für unmögliche Curen an ſie verſchwendet, und endlich gar denjenigen von beyden ihre Tochter zur Ehe verſpricht, welcher ihre kranke Köchin, Dorchen curiren würde. Luischen als ein artiges und verſtändiges Frauenzimmer bekomt, wegen der unvernünftigen Aufführung dieſer beyden Doctoren, einen ſolchen Abſcheu vor allen Medicinern überhaupt, daß ſie kaum einen kann nennen hören, am allerwenigſten iemals einen zu heyrathen ſich entſchlieſſen kann. Weil Damon dieſes weis, ſo giebt er ſich ſtets gegen ſie vor einen Juriſten aus. Indem er aber der Frau Vielgutinn ſeinen Vortrag thun will, befindet er, ſie deſto eher zu gewinnen, es für nöthig, ſich gegen ſie für einem Mediciner auszugeben; welches er zwar wirklich iſt. Nach einigen geringſchätzigen Antworten giebt ſie ihm den Beſcheid, daß er Luisgen zur Ehe bekommen ſollte, wenn weder der D. Pilliſer, noch der D. Recept den Preiß

gewinnen würde; welches sie aber für unmöglich hält. Pillifer und Recept schlieſſen einen Vergleich mit einander, worinnen enthalten ist, daß, wenn Pillifer Luisgen zur Ehe bekömmt, er dem Recept den Gebrauch ihres Leibes, nach Belieben verstatten, und wenn Recept den Preiß erhält, er dem Pillifer alles Vermögen, welches er mit ihr bekömmt, abgeben will, und beyde also gemeinschafftlich Luisgen heyrathen wollen. Dieser Vergleich kömmt Luisgen, dem Damon, und der Frau Vielgutinn selbst, in die Hände. Die Frau Vielgutinn läßt sich indessen die Doctores immer mehr und mehr einnehmen, und bereden, Dorchen hätte die Waſſersucht, und der Vergleich wäre von bösen, neidischen Leuten, mit Nachahmung ihrer Hände, aufgesetzt. Als schon die Doctores ihr Glück gemacht zu haben glauben, bringt Dorchen einen jungen Sohn zur Welt; und weil diese sowohl derselben gleicht, und es auch schriftlich beweiset, daß D. Recept der Vater dazu ist: so gehn ihr endlich die Augen auf, hat den gröſten Abscheu vor dem Pillifer und Recept, und verspricht Luisgen ihr den Damon zur Ehe zu geben. Hier befindet es Luisgen für nöthig, ihr nach ihrer Meinung zu entdecken, daß Damon kein Arzt, sondern ein Jurist, ist. Da sie dieses höret, zieht sie auf einmal ihr Wort zurücke, weil sie es für einen Betrug hält, und vor allen Aerzten des

des

des Betruges einen groſſen Abſcheu bekommen hat. Endlich läſt ſie ſich doch, durch das beweglichſte Zureden des Damons und Luisgens, erbitten, und giebt ihre Einwilligung aufs neue. Indem beyde ihr Bündniß mit einem Kuſſe beſtätigen, tritt Herr Vielgut, welcher gleich unverhofft von der Reiſe kömmt, zur Thür herein, und ſieht es. Nach vielen Erſtaunen und Beſenftigung ſeines Unwillens, ſagt er Luisgen, daß er für ſie einen Bräutigam erwählet hätte. Luisgen und die übrigen gerathen deswegen in groſe Beſtürtzung. Doch nach einer ausführlichen Beſchreibung des Bräutigams, und andern ſichern Kenazeichen erhellet endlich, daß Damon ſelbſt dieſer Bräutigam iſt. Nach einigen von Pillifer uud Recept gemachten Verwirrungen, wird endlich das Eheverbündniß mit groſſem Vergnügen geſchloſſen, Pillifer und Recept aber müſſen mit gröſten Schimpfe abziehen, und auf Zeit Lebens Herrn Vielguts Haus meiden, und Recept muß allen, mit der Hand, verſprechen, ſich mit Dorchen den folgenden Tag, vor dem Bette, trauen zu laſſen.

In der Ausführung dieſer Fabel ſind die beyden Aerzte, Pillifer und Recept, und nebſt ihnen, alle ihre wirklichen Mitbrüder, mit vieler Lebhaftigkeit lächerlich gemacht. Da ſie eben ſo boshafft, als lächerlich ſind, ſo nimt ihre Bosheit einen ſolchen Ausgang, als ſie verdienet hat. Hingegen ſiegen die Vernunft

und die Tugend in den Personen des Damons und der Lysagen.

Das Mechanische eines Schauspiels, ist ziemlich genau in diesem Lustspiele beobachtet Es hat 5 Aufzüge; die Auftritte wechseln gehör ger masen ab; die Schaubühne bleibt vor dem Ende eines Aufzuges niemals leer, es kommen keine unwahrscheinlichen Monologen vor; die Einheit der Handlung, der Zeit, und des Orts, sind genau beobachtet. Gleichwie aber ein Schauspiel, aller dieser Vorzüge ungeachtet, noch schlecht seyn kann, also würde es auch gegenwärtigen Lustspiele zu schlechten Lobe gereichen, wenn dieses alles das Gute wäre, welches es an sich hätte Da uns aber der enge Raum verbiethet, viel von dem Werthe desselben zu sagen, so wollen wir nur erinnern, daß es uns an einigen Orten noch allzu unausgearbeitet zu seyn scheinet. Ja zuweilen finden sich allzu freye und etwas unreine Ausdrückungen und Vorstellungen. Wir zweifeln z. E. daß es auf der Schaubühne wohl lassen sollte, wenn Dorchen, als eine schwangere Jungfer mit ihren dicken Bauche zum Vorscheine käme. Indessen zweifeln wir auch nicht, daß dieses und vieles andere, sehr wohl im Stande seyn wird, das Lachen zu erregen.

Uebrigens ist die Behutsamkeit des Verfassers lobenswürdig, die er angewandt hat seine Satiren auf die Aerzte nicht allgemein zu machen. Ueberall hat er die nöthigen Einschränkun-

kurzen beygefügt, ſo, daß ihm ſelbſt vernünftige Aerzte verbunden ſeyn werden, daß er von ihnen die Thoren ſo ſorgfältig getrennet hat. Wir glauben, daß er ſich, wenn er ſich noch ferner auf die komiſche Schaubühne wagen ſolte, dem Moliere, uud andern guten Komödienſchreibern, immer mehr und mehr nähern wird.

****

Ueberſetzung einiger Briefe aus Rolandi Mareſii Epiſtolis philologicis.

Der 30 Brief des 1 Buches.

An Johann Franciſcus Sarraiſin

Daß Gelehrte auch in ihrer Mutterſprache mit Ruhme und Nutzen ſchreiben können.

OB ich gleich, ſo oft ich ſchreibe, in keiner andern, als der lateiniſchen Sprache zu ſchreiben pflege: ſo iſt es mir dennoch ſehr angenehm, wenn ich jemanden von den Unſerigen in der Mutterſprache ordentlich ſchreiben ſehe, ſo, wie Sie thun. Denn es iſt einem jeden das gröſte Vergnügen, wann ſolche ausgeputzet, und verbeſſert wird. Dieß kan aber nicht anders, als durch zierliche und

wohlgeſetzte Schriften geſchehen, die, ie ſeltner ſie bey einer ſolchen Menge Bücher ſind, um ſo viel angenehmer und beliebter ſeyn müſſen. Ich weis zwar wohl, daß derjenige, welcher verlangt, daß ſeine Bücher durch die ganze Welt gehen und in aller Völker Händen ſeyn möchten, in derjenigen Sprache ſchreiben muß, die zwar keinem Volke mehr eigen iſt, dennoch aber in vielen Ländern blühet, und im Anſehen ſteht, und von ihrem alten Beſitze, da ſie nämlich die allgemeine Sprache faſt der ganzen Welt geweſen, noch nicht verdrungen iſt. So iſt mir auch nicht unbekannt, daß derjenige, der für die Ewigkeit ſchreiben will, ſich keiner andern Sprache bedienen müſſe, weil das, was in der Mutterſprache geſchrieben worden, nicht auf die Nachwelt kömmt, und wegen der beſtändigen Veränderung, welcher unſere Sprache, ich weis nicht woher, mehr unterworfen zu ſeyn ſcheinet, als die andern, nur ſehr wenige Jahre dauret und werth gehalten wird; welches man an den neuern Werken, und an denen, die zu unſerer Väter Zeiten heraus gekommen ſind, ſehen kann: als welche zwar ſehr zierlich geſchrieben ſind, heute zu Tage aber nicht mehr geleſen, und die älteſten davon kaum noch verſtanden werden. Es iſt gewiß, daß dieſer Lauf der Sprachen, eben ſo wenig als der Lauf eines Fluſſes, könne aufgehalten werden.

. . . Es wird, was Menſchen thun, vergehn;
So bleibt auch Sprachen nicht ihr Ruhm u. Anſehn ſtehn.

Denn

Denn wie können wir wohl hoffen, daß unſere Sprache, die wir itzo ausgebeſſert und vollkommen genug ſehen, auf eben der Stufe beſtehen bleiben könne, da die lateiniſche Sprache, welche zu Ciceronis Zeiten vollkommen zu ſeyn ſchien, nicht lange darnach ſo ſehr verändert worden, und endlich gar in die Barbarey gerathen iſt? Dem ungeachtet aber haben doch auch die in der Mutterſprache abgefaßten Schriften ihren Ruhm, wenn ſie nur zierlich und wohl ausgearbeitet ſind. Bey den Italienern, haben Petrarcha und Boccaz mehr Ruhm durch das Italieniſche, als Lateiniſche, erlanget. Iſt nicht Guicciardins-Geſchichte in aller Händen, und wird ſie nicht ſowohl wegen des Verfaſſers Wohlredenheit und Urtheilskraft, als wegen der Sachen, die ſie enthält, in groſſen Werthe gehalten, und den Alten faſt gleich geſchätzet? Werden nicht Arioſts und Taſſo Gedichte geleſen? Auch wir, denn es iſt itzo von uns die Rede, haben vortreffliche Poeten, und unter ihnen den Ronſard und Bellay; wie auch eben ſo berühmte Schriftſteller in ungebundener Schreibart, und unter ihnen den Montagne und Urſe. Denn die noch Lebenden mag ich, aus vielerley Urſachen, nicht anführen. Es giebt aber doch unter uns Leute, die in beyden Sprachen geübt ſind, die unſerige aber, weil ſie keine Grundſprache iſt, ſondern gröſtentheils aus dem Lateiniſchen und andern genommen worden, verachten

und einen Ekel bezeigen, franzöſiſche Schrifften anzurühren. Dieſe Herren möchte ich wohl zum Cicero ſchicken, welcher kein Bedenken trägt, diejenigen von ſeinen Landesleuten, welche in den griechiſchen Wiſſenſchafften geübet waren, die lateiniſchen aber verachteten, und des Ennii Medea, oder P. Cavs Antiope gegen des Euripides Stücke verwarfen, beynahe Feinde des römiſchen Namens zu nennen; und dabey ſaget, daß es eine Anzeige, entweder einer höchſtfaulen Trägheit, oder eines höchſtzärtlichen Ekels ſey, wenn man in den lateiniſchen Poeten unerfahren iſt. Ich leugne nicht, daß unſere Sprache nicht der griechiſchen und lateiniſchen weit nachſtehen ſollte: dennoch aber iſt ſie ſo, wie ſie itzo iſt, leiblich und reich und hinlänglich, einen jeden ſcharfſinnigen Gedanken zierlich und kurz auszudrücken; zu einer zierlichen Zuſammenſetzung und zum Wohlklange fähig. Bey ſogeſtalten Sachen hören Sie denn nur nicht auf, wenn ſie gleich zierlich latein ſchreiben, unſere Sprache durch ihre Schrifften zu zieren, welches einen rechtſchaffenen Bürger zukömmt, indem unſer Vaterland zugleich dadurch Ehre erhält; und ſpielen Sie weiter, wie Sie zuweilen zu thun pflegen, mit zärtlichen Verſen. Vornemlich aber bringen Sie dasjenige zu Stande, was Sie aus unſerer alten Hiſtorie auszuarbeiten, ſchon angefangen haben, und was Ihnen einen gröſſern Ruhm zuwege bringen wird. Leben Sie wohl.

Der 38 Brief des 1 Buches.

An Claude Sarrav.

Daß wir alte fremde Sachen in unſeru Schriften zuſammenſtoppeln, unſere eigene Dinge aber hindanſetzen.

Seit Erfindung der Buchdruckerey ſind allezeit ſehr häufig neue Bücher herausgekommen, welches auch itzt noch nicht aufhöret. Von dieſen aber haben viele nicht gar lange gedauret; und es kommen auch itzt viele von der Art hervor, die das Anſehen haben, daß ſie nicht lange leben werden; und dieſe ſind faſt von einerley Gattung. Denn wir plündern nur die alten Schriftſteller und bringen ſelten etwas neues vor; ja wir halten uns erſt alsdenn für nicht mittelmäſig gelehrt, wenn wir unzähliche Stellen aus andern Schrifften in unſerm Buche zuſammen häufen, welche Art zu ſchreiben von der Alten ihrer ſehr weit entfernet iſt. Denn wenn ſie eine Sache abhandelten, wovon andere ſchon geſchrieben, ſo ſchrieben ſie die Worte der lateiniſchen Schriftſteller gar nicht, oder ſehr ſelten aus; wenn ſie aber griechiſche Stellen beybrachten, ſo überſetzten ſie ſolche in ihrer Sprache, und gaben demjenigen, was ſie von andern empfangen hatten, eine neue Ordnung und richteten es nach

ihrer

ihrer Schreibart ein, damit doch wenigſtens etwas ihr eigenes heiſen könnte. Wir aber ſind zufrieden, wenn wir nur unzählige Stellen, aus verſchiedenen Schriftſtellern und in allerley Sprachen, zuſammen bringen können. Um die Ordnung bekümmern wir uns eben ſo ſehr nicht, welche doch bey einer jeden Schrift am erſten zu beobachten iſt, und tragen unſern Leſern oftmals rohe und unverdauete Sachen auf, ſo, daß wir mehr allerhand Flecken zuſammen ſtickeln, als Bücher machen. Wir ſind einzig und allein nur darauf bedacht, daß die Gröſſe des Buches anwachſe, worinnen wir zeigen, daß wir mancherley geleſen haben, und uns mit unſerm Gedächtniſſe, zum Nachtheile unſerer Beurtheilungs-Kraft, viel wiſſen. Nach dieſer Art, nämlich durch Hülfe der Regiſter, groſſe Bücher zu verfertigen, iſt ſo ſchwer eben nicht. Man muß der Alten, vornemlich der Griechen ihren Fleiß bewundern, daß ſie faſt von allen Materien, auch von Kleinigkeiten, geſchrieben haben, wie aus des Plinius Regiſter, aus dem Diogenes Laertius, aus dem Athenäus und andern erhellet, die ſo viele durch die Zeit verlohren gegangene Schriftſteller loben. Sie ſchrieben aber faſt nur von ihren Sachen und erläuterten ihre eigenen Dinge: und dieſes häufiger als das Ausländiſche, wiewohl ſie ſolches auch mitnahmen. Wir ſind mit Erklärung der griechiſchen und vornemlich der römiſchen Sachen allein be-

beſchäff-

schäfftiget, untersuchen ihre Sitten und Gebräuche, und bekümmern uns, wie Tacitus saget, um das Neuere nicht, indem wir das Alte erheben. Ich verdamme dieses eben nicht. Denn was ist wohl schöner, als die alte Geschichte? oder wie können wir die Schriften der Alten ohne eine fleisige Untersuchung dieser Dinge verstehen? Nur sollten wir das Unserige nicht hindan setzen, und aus Liebe zu den römischen Alterthümern, keinen Abscheu tragen, die Geschichte der vorigen Jahrhunderte durch Schriften zu erläutern. Was mich anbetrifft, so halte ich denjenigen, der, wie Cicero vom Varro saget, das Alter seines Vaterlandes entdecket, die Zeiten beschreibt die Rechte des Gottesdienstes und der Priester, die Regierung des Staats und das Kriegswesen, die Lage der Landschafften und Oerter, und endlich alle Namen, Gattungen, Dienste und Ursachen der göttlichen und menschlichen Dinge eröffnet, und wie eben derselbe saget, ein artiges und fast in allen Stücken zierliches Gedicht machet, viel höher, als denjenigen, der von den obrigkeitlichen Aemtern und Gewohnheiten der Römer, eine so oft aufgewärmte Sache, wiederum vorträgt. Denn wem ist das nicht schon gesagt worden? Alle diese Dinge sind längst bekant; Und dennoch wissen sich auch noch itzo, da wir schon so viele Schriften der Alten und Neuern davon haben, die Gelehrten mit Untersuchung dieser

Din-

Dinge ſehr viel, wobey ſie die Alterthümer ihres Vaterlandes und die neuern Sachen hindanſetzen, da es doch weit rühmlicher und nützlicher ſeyn würde, wenn man ſeine Mühe darauf wendete; Was für reichliche Materie zum Schreiben würde uns nicht die Erfindung der in den Künſten neuen und den Alten unbekannten Dinge geben, wenn wir ihrer Aemſigkeit nachahmen, und lieber von neuen, als alten Sachen, ſchreiben wolten? Wie viel wunderswürdige Dinge bringt uns nicht die Zeit ſelbſt, in der natürlichen Geſchichte täglich hervor? Zu wie vielen Büchern biethet uns nicht die in den vorigen Zeiten erfundene neue Welt, von der die alten nicht einmal etwas gemuthmaſet haben, den reichſten Stoff dar; wir mögen nun von den Völkern ſelbſt und deren Gemüthsart, die zwar keine andere Sonne, aber doch neue Geſtirne kennen, oder von den Thieren, Pflanzen, und andern Dingen, die daſelbſt hervorkommen, und von den unſerigen ungemein weit unterſchieden ſind, ſchreiben wollen. Doch ich will aufhören. Ich habe in gegenwärtigem Briefe nur ſo viel gewollt, erſtlich, daß wenn wir ſchreiben, und wir nur ſelten etwas von unſerm Eigenthume beybringen, wir doch wenigſtens dasjenige, was wir anderswoher nehmen, nach unſerer Einrichtung und Schreibart bequemen, und nicht ſo wohl darauf ſehen, daß wir nur viele Bücher machen, als vielmehr, daß ſie gut wer-

werden, nach den bekanten Verſe von Perſius und Marſus: Hernach daß wir vielmehr unſere, als der Griechen und Römer Thaten betrachten lernen, und lieber dasjenige, was die neuern Zeiten in allen Künſten und Wiſſenſchaften erfunden haben, und welches würdig zu leſen iſt, in Schriften verfaſſen, als daß wir allezeit in die Fußtapfen der Alten den Fuß ſetzen, und Dinge, die ſchon ſo oft berühret und vorgetragen worden, von neuem vornehmen wollen. Wenn Sie, H. H. dieſer meiner Meinung, nach Dero Einſicht und Gelehrſamkeit, beypflichten, ſo werde ich mich nicht ſcheuen, ſie als feſt und ungezweifelt zu behaupten. Leben Sie wohl.

****

Von einigen neuen Monatſchriften.

Nachdem ſeit kurzen drey berühmte Monatſchriften von der Schaubühne der ſchönen Wiſſenſchaften abgetreten, ſo ſind mit dem itzigen Heumonate, drey neue an deren Stelle, wieder auf derſelben erſchienen. Ohngefehr vor anderthalb Jahren gingen die Leipziger critiſchen Beyträge mit dem 32ſten, und die ſchweizeriſchen Sammlungen mit dem 12ten, und mit dem letztverwichenen Brachmonate, die Beluſtigungen

des

des Verstandes und des Witzes, mit
6ten Bande, oder 48ten Stücke, zu
Dem guten Geschmacke und den freyen
sten muß allerdings vieles abgehen, wen
Verfasser solcher Schrifften die Feder n
legen. Daher mögen sich vielleicht auc
Herren Herausg bey der drey neuen M
schriften entschlossen haben, durch ihre V
hungen, den geschehenen Verlust zu er

I. Gleich mit dem Anfange dieses
nats erschien: Neuer Büchersaal der sch
Wissenschaften und freyen Künste.
I. Bandes 1 Stück. Leipzig, ver
Bernhard Christoph Breitkopf, im
nat Julio, 1745. 6 Bogen in 8. Na
der Herr Herausgeber in der Vorrede
Gedanken von den Verschiedenen deu
Monatschriften, und von der Nothwend
daß gewiße Personen gewisse Arten von
chenschriften, deren Inhalte sie nämli
wachsen sind, allein ausarbeiten, mit
Grunde, nachdrücklich eröffnet hat, so k
er ins besondere auf die freyen Künste un
nen Wissenschaften, und bemerket den
gel eines Tagebuchs, worinnen Nachrich
neuen bloß zu diesen gehörigen Büchern
ben wird. Diesen Mangel abzuhelfen
er also, daß er sich entschlossen habe,
wärtige Monatschrift herauszugeben, a
rinnen lauter Auszüge von dergleichen
schen, englischen, französischen und it

schen Schrifte, wie auch zuweilen kurze und wohl geschribene Abhandlungen, die die freyen Künste betreffen, vorkommen sollen. Hierauf thut er das rühmliche Versprechen, daß er in seiner Monatschrift, niemanden zur Staupe hauen, sondern sich der critischen Billigkeit und Leutseligkeit sehr befleissigen werde. Ein wahrer Vorzug dieser Monatschrift, dergleichen man in einigen der bisherigen nicht gewohnt gewesen. Den Verfasser findet er nicht für nöthig, zu entdecken; wir wollen es uns also auch nicht unterstehen. Indessen versichert er, daß der Haupturheber dieser Monatschrift kein Anfänger in den freyen Künsten und Wissenschaften ist, sondern sich bereits vor mehr, als 20. Jahren, mit öffentlichen Proben aus verschiedenen Theilen derselben gewiesen hat. Dieses ist genug, die Leser zu überzeugen, daß sie in dieser Monatschrift nichts schlechtes und unrichtiges antreffen werden. Es werden ihm in seinen Bemühungen, einige von ihm erwählte in öffentlichen Aemtern in Deutschland stehende und gründlich gelehrte Männer, durch Einschickung ihrer Aufsätze, hülfreiche Hand leisten. Er wird auch Schriften, besonders auswärtige, welche schon in den vorigen Jahren herauskommen, und noch nicht erwehnt werden, bekannt machen. Endlich schmeichelt er sich mit dem Beyfalle der Kenner, und verspricht, alle Monate ein Stück von 6. Bogen, und, zu jedem halben Jahre ein Register

zu liefern, und ersucht noch dabey die Sch
steller, Buchhändler und Künstler um die
sendung der Nachrichten von ihren Büch
und Arbeiten, die zur schönen Gelehrsam
gehören.

Hierauf macht den Anfang die Recen
des folgenden Buchs: Historische N
richt, von des löblichen Hirten- und
men-Ordens an der Pegnitz Anfang
fortgang, bis auf das durch göttliche
te erreichte hundertste Jahr, mit
fern gezieret und verfasset, von dem
gliede dieser Gesellschaft, Amaran
Nürnberg, bey Christ. Riegel, Buch
Kunsth. 1744 groß 8. 2 und ein halb
Der eigentliche Verfasser dieses Buchs ist
ham Herdegen, Prediger an der Kirch
Heil. Geist, und Prof. Publ. zu Nürn
Die Recension ist vollständig, und wo
lesen.

Dieser folgt eine Recension des se
Theils der *Oeuvres de Mr. de Voltaire*.
Herr Verfasser eifert mit Nachdrucke üb
bisher noch ziemlich gut gewesenen Gesel
des Herrn von Voltaire, daß er, als ei
scher und tragischer Dichter, sich so g
auf das Operntheater erniedriget, und
Oper, Simson genant, verfertiget hat.
muthmaset, weil ihm diese allzugross
derung fast unglaublich vorkömmt, daß
durch die Ehre habe erlangen wollen, de

von ſeinen theatraliſchen Stüken, an einem gewiſſen deutſchen Hofe, wo nur der Operngeſchmack herrſchet, aufgeführet werde. Wir können die Sache nicht entſcheiden, ſondern nur ſo viel muthmaſen, daß er, da ſeine Stüke am Franzöſiſchen Hofe vorgeſtellet und hochgeachtet werden, ſich um die Aufführung derſelben an einem deutſchen Hofe nicht ſehr bekümmern werde. Des Herrn von Voltaire *Diſcours en Vers ſur l'homme*, ſetzt der Herr Recenſent weit unter Popens *Eſſay on Man*, und wünſcht, daß er lieber eine Tragödie möchte gemacht, als ſich in ein Feld gewagt haben, wo es ſo ſchwer geweſen Popen zu übertreffen. Unſerer Meinung nach iſt zwar dieſes Gedichte des Herrn von Voltaire, dem Popiſchen Verſuche vom Menſchen, nicht gleich zu ſchätzen, doch aber nicht zu wünſchen, daß er es nicht möge gemacht haben. Bey einem der folgenden Gedichte, zählet der Herr Verfaſſer die Erdmeſſungen des Maupertius und anderer Mitglieder der Franzöſiſchen Academie der Wiſſenſchafften, unter die Kleinigkeiten der Franzoſen. Wir glauben hierinne liegt ein allzuunmäſiges Lob der franzöſiſchen Nation verborgen. Denn wenn dieſes mit unter die Kleinigkeiten der Franzoſen zu rechnen iſt, daß ſie in Pera, Frankreich und Lappland, mit groſſen Koſten und Beſchwerlichkeiten, und mit einer erſtaunlichen Geſchicklichkeit und tiefen Einſicht in die höhern mathematiſchen Wiſ-

ſenſchafften, einen Bogen der Mittags
von 15. deutſchen Meilen, gemeſſen h
worinne müſſen nicht ihre groſſen Thate
ſtehen? dieſe müſſen nothwendig alle men
chen Kräfte überſteigen; und ſo würde
Franz. ſie ſelbſt von denen, welche ſie geg
ſo gering ſchätzen, gar vergöttert. Be
übrigen Recenſion der voltairiſchen
können wir, wegen Enge des Raums,
gedenken.

Hierauf findet man eine ausführlich
leſenswürdige Nachricht, von dem vor 4.
ren in London zum viertenmale herausg
menen *Love of Fame* d. i. Liebe zum
me; welches Buch aus 7. ſehr ſchönen S
beſtehet, worinne die verſchiedenen verk
Arten, Ruhm zuerwerben, durchgezoge
den. Nach des Herrn Recenſenten Nac
wird Herr **Glover**, welcher das Hel
dicht, **Leonidas**, verfertiget hat, ſ
Verfaſſer dieſer Satiren gehalten.
letzten Zeile der 57ſten Seite, und in der
und 24ſten Zeile der 69ſten Seite, ſind
andern, ein Paar wichtige Druckfehl
geſchlichen: ſie ſind aber, zu allem G
beyde in einer überſetzten Stelle, und
nur von denen bemerket werden, welch
liſch verſtehen.

Den Beſchluß macht eine vorl
Nachricht von dem Collegio Caro
Braunſchweig. Die vortreffliche E

tung dieſes Collegii, und die Nothwendigkeit einer ſolchen Einrichtung, werden in dieſer Nachricht ſehr lebhaft, nachdrücklich und überzeugend angezeiget und dargethan. Dieſer Aufſatz iſt dem Herrn Herausgeber mitgetheilet worden.

Dieſes iſt der Anfang einer neuen Monatſchrift, welche zur Aufnahme der ſchönen Wiſſenſchafften und freyen Künſte vieles beytragen wird, und deren Fortſetzung die Liebhaber derſelben bereits mit Begierde erwarten.

II. Zugleich mit der vorhergehenden Monatſchrift fing ſich auch folgende an: Ergetzungen der vernünftigen Seele, aus der Sittenlehre und der Gelehrſamkeit überhaupt. Erſtes Stück. Leipzig, verlegts Bernhard Chriſtoph Breitkopf, im Monat Julii 1745. 6 Bogen in 8. Gleich bey dem Titel fällt uns die Frage ein, warum es den Herren Verfaſſern, oder dem Herrn Verfaſſer, beliebet hat, zu ſagen, daß dieſe Monatſchrift vernünftige Seelen ergetzen ſoll? Wir zweifeln, daß es ein einziger Leſer, wenn es ſchlechthin hieſe: Ergetzungen der Seele, von Thierſeelen verſtehen würde; es müßten denn die Mittglieder derjenigen Geſellſchafft ſeyn, welche uns, ſeit einigen Jahren, in einer Menge oratoriſcher Strafgebethgen, allerley kurzweiliges von den Seelen der Thiere, vor demonſtriret haben. Doch

Doch es ist Zeit den Titel zu verlassen, uns zur Vorrede zu wenden. Zu Anf bitten die Herren Verfasser den Leser auf inständigste, sie ja nicht für die Verfasse Belustigungen des Verstandes und Witzes zu halten, wir versichern sie, daß nur einigermasen gescheute Leser auch ihre Bitte, die ehemaligen Herren Ver der Belustigungen, nicht für die Verfasse ser Seelenergetzungen halten werden. einigen, welche nicht im Stande sind, de terschied einzusehen, sollte den Herren fassern nicht einmal etwas gelegen seyn. gen der Einrichtung dieser Monatsse sonst Monatschrift genannt, erinnern ben, daß sie sich darinnen am merklichst den Belustigungen unterscheideten, daß ne poetischen Abhandlungen einmischen den. Sie sind so wenig besorgt, daß Mangel den guten Abgang ihrer Schri mindern werde, daß sie sich vielmehr ehe wegen eine weit bessere Aufnahme verspr Und warum? weil die meisten Leser die G te in den Belustigungen überschlagen h weil der gröste Theil des schönen Gesc dieselben kaum ansieht; weil weder d Liebhaber der Dichtkunst sind, noch die che es nicht sind, die Gedichte mit lesen weil nicht der Inhalt aller Gedichte na Geschmack der Verehrer der Dichtku Uns dünken diese Aussprüche so verwäg

unüberlegt zu ſeyn, als wir ſie kaum iemals gehöret haben. Der Herr Verfaſſer, die Herren Verfaſſer, wollten wir ſagen, (wir werden uns vermuthlich noch oft verſchreiben) widerſprechen in Meynungen, welche faſt allgemein ſind. Wir dürfen nichts, als unſere und vieler hundert Menſchen, welche geſunde Augen und Ohren haben, ihre Erfahrung der eingebildeten Erfahrung derſelben entgegenſtellen, ſo brauchen wir keinen weitern Beweis anzuführen, daß die Gedichte gemeiniglich weit mehr Leſer finden, als die proſaiſchen Abhandlungen. Die Beluſtigungen beweiſen dieſes mit ihrem Beyſpiel insbeſondre, obgleich die Herren Verfaſſer an eben denſelben das Gegentheil bemerket haben wollen. Sie haben alle Leſer nach ſich beurtheilet, und nicht bedacht, daß es Leute geben kan, welche anders denken, als ſie. Wir können indeſſen eben ſo beherzt als ſie, und gewiß mit mehreren Grunde verſichern, daß nicht nur Frauenzimmer und Mannsperſonen, Liebhaber der Dichtkunſt, und gleichgültige Dichter, die poetiſchen Stücke in den Beluſtigungen, und überhaupt Gedichte ſo wohl, als proſaiſche Aufſätze, geleſen haben und noch leſen, ſondern auch, das von den neueſten Leſern ſolcher Schriften, viel proſaiſche, und ſehr wenig poetiſche Stücke überſchlagen werden. Die Herren Verfaſſer werden alſo ſo billig ſeyn, und ihren Geſchmack, nicht für den allgemeinen Geſchmack, und die Erfahrung an ſich, nicht

nicht

nicht für Erfahrungen an vielen hunde
anſehen. Indeſſen bleibt ihr Ausſpruch
wahr, daß ſich ihre Monatſchrift von
Beluſtigungen, durch den Mangel poet
Stücke, und auch noch wohl durch a
Mängel, unterſcheidet. Wenn ihnen
dieſes einen Vorzug giebt: ſo wollen wir
denſelben von Herzen gönnen.

Im folgenden geben uns die Herrn
faſſer Nachricht, daß ſie vor 2. Jahren
Dichter, und zwar ſehr elende und hochu
ge Dichter, geweſen. Sie ergreifen
die Gelegenheit einer vor Kurzen hera
kommenen Schrift, die Dichterinſel,
4. Perſonen, deren einer ſich U, der ande
der dritte J, und der vierte S, zu nennen p
ſollen gemacht haben, zum Spaſſe, in
Ehren zugedenken. Darauf folgt eine
liſche Betrachtung über den Stolz der
ter.

Hierauf bitten ſie, damit man ſie für
Feinde der Dichtkunſt erkenne, die geſch
ſten Dichter unſerer Zeit, ihnen kurze, fe
moraliſche, ſinnreiche, und im Drucke nic
über 2 Octavſeiten ausmachende Ged
das iſt, moraliſche Trompeterſtückgen,
Einrücken zuzuſchicken. Die Zeit wird es l
ob Haller und Hagedorn ſich unterſtehen
den, dieſer großmüthigen Bitte Gehör
ben.

Im folgenden theilt der Herr Ver

die Schreibart in die gute und in die schlechte ein, und behauptet also, daß eine Schrift, welche durchgängig einerley Schreibart hatt, allezeit in der guten Schreibart abgefasset ist. Er schliesset demnach ferner, daß, weil seine Monatschrift durchgängig einerley Schreibart habe, sie auch gut geschrieben sey, und folglich andere solche Schrifften, weil die Schreibart immer verschieden wäre, nicht so schön zu lesen wären. Wir können diese stählerne Schlußkette nicht trennen.

Endlich findet man eine Beschreibung der 4 Personen, welche diese Monatschrifft verfertigen. Sie haben juſt einerley, und gleichstarke Gemüthskräfte, und schreiben einer wie der andre. Der erste ist ein Philosoph, der andre ein Humanist, der dritte ein Rechtsgelehrter, und der vierte ein Geistlicher. Von allem was sie von sich selbst hier sagen, wollen wir nichts wiederholen, als daß sie in moralischen, philosophischen, juristischen, artigen, satirischen, prosaischen Aufsätzen den Nutzen und das Vergnügen der Leser befördern, und ihren grossen Weg fortwandeln wollen, ohne sich umzusehen, wenn etwan hier und dar ein kleiner Kläffer hinter ihnen bellen wird. Wir wünschen also, daß sie, da sie sich vor den kleinen Kläffern nicht fürchten, nicht von grossen Bullenbeissern in Fortwandlung ihres grossen Weges gestöret werden mögen. Uebrigens verlassen sie sich auf sich selbst, und liefern alle 6 Monate einen Band von 6. Stück. Den Ort

ihres Aufenthalts haben sie durch . . n,
dem letzten Buchstaben desselben angedeu
man kann nun London, Eisleben,
was man will, darunter verstehen.

Aus dieser weitläuftigen Erzählung
Vorrede werden die aufmerksamsten u
unsern Lesern leicht auf den Werth, de
diesem ersten Stück enthaltnen Aufsätze, sch
sen können. Wir werden daher nicht vie
bey zu sagen nöthig haben. Der erste
Die gelehrten Moden, von U. 2) das L
der Fröhlichkeit, von U. 3) Die Begeb
heiten des Herrn Nasens von ihm se
entworfen, von T. Von der Arbeit
menschlichen Nase wollen wir eine kleine
be mittheilen. Der Anfang klingt so:

Meine eigene Beschaffenheit.

Ich Adam Nase habe dieses ge schrieben.

„Ich bin etwas jünger, als die Welt ist,
„eben so alt, wie Adam. Ich bin mit in
„Garten Eden gewesen, davon man zu ge
„wärtigen Zeiten soviel Lerm macht. M
„Nachrichten könten die Gewißheit vieler
„ge bestimmen, darüber man mit einer gr
„Heftigkeit streitet. Allein ich halte es nich
„billig, einen ansehnlichen Theil unsrer Ge
„ten müsig zu machen, und der Welt
„Menge Schrifften zu entziehen, die sie

„zu gewarten hat. Ich bin mit dabey gewe-
„sen, als Eva den unglücklichen Apfelbiß that.
„Ich habe mich aber nicht gelüsten lassen, mit
„zu naschen. Denn ich habe den Apfel nur
„berühret: und mich deucht nicht, daß dieses
„ein so grosses Verbrechen sey. ꝛc. Es folgt
4) Abhandlung von Misheyrathen, von
J. . . Herr J sollte billig allein arbeiten,
und seine Monatschrift Ergetzungen der ju-
ristischen Seelen nennen; 5) Betrachtung
von dem Tode, von S. 6) Beweis das die
Eigenliebe alle Tugenden und Laster wir-
ke, von S. 7) Das vernünftige Gebeth
eines mahometanischen Regenten, von
S. 8) Aufrichtiger Glückwunsch an das
sämtliche Frauenzimmer, wegen Erfin-
dung der sogenanten Comoden, von T.

Herr Breitkopf hat, nach seiner bekanten rühmlichen Gewohnheit, nichts gesparet, was dieser Monatschrift ein äuserliches gutes Ansehen zu wege bringen kann. Sonst aber können wir ihm, was das Innere derselben belangt, nicht mit dem Speisemeister zu Cana zurufen: Du hast den guten Wein bisher behalten.

III. Zu eben der Zeit kamen heraus: Neue Belustigungen des Gemüths. Auf das Jahr 1745 Heumonat: und nunmehr auch Augustmonat. Hamburg und Leipzig, bey Johann Adolph Martini. In der Vorrede lesen wir mit Vergnügen, daß der Herr Herausgeber, welcher Dresden unter-

schrie-

schrieben und sich nicht genennet hat, den rühmlichen Vorsatz hat, in dieser Schrift alle Monate, poetische und prosaische Aufsätze, nach Art der Belustigungen des Verstandes und des Witzes, welche meistens kurz artig und lustig seyn sollen, zu liefern. Wir wolten gern viel von dieser Monatschrift sagen, wenn uns nicht Zeit und Raum fast gänzlich abgegangen wären. Indessen wollen wir denen, die sie noch nicht gelesen haben, einigen Begriff von dem Witze und der Scharfsinnigkeit der Herren Verfasser zu machen, für diesesmal eines und das andere zur Probe daraus hersetzen.

Gleich in der Vorrede steht folgende prosaische Schäfererzählung.

„Wie komts? sagte Philinde zu ihrem Liebhaber, daß du unter den Schäfern der einzige „bist, der mit keinen Blumenstrause sich putzet. Mich wunderts, sagte Thyrsis, wie du „noch fragen kanst, warum ich kein Sträuschen habe? Da du doch weist, daß ich nicht „geschickt bin mir eins zu binden. Gewiß, „gab die Schäfferin zur Antwort, du must doch „zu mir ein schlecht Vertrauen haben, daß „ich dir nicht eins schenken würde, wenn du „nur nicht so blöde wärst, mich zu bitten. Geliebte Schöne, sprach hierauf Thyrsis; wenn „es dir beliebt, unterdessen bey meiner Heerde zu bleiben: so will ich hingehen, und einen Huth voll Veilchen lesen; und die besten da-

„darunter aussuchen. Weil Philinde dieses „zufrieden war, begab sich der Schäffer auf „die nächsten Fluren, wo er so glüklich war, „einen ziemlichen Vorrath von Bluhmen zu „finden, wovon er nur diejenigen abbrach, „die schön, und frisch, und noch nicht verblü„het waren. Als er zurück kahm, sagte die „Schäfferin zu ihm: Ich bin gar nicht mit dir „zufrieden Thyrsis! warum bringst du denn „lauter kleine Glöckchen, und weisse Mey„blämchen? da du doch dort in jenem Thale „viel grössere und ansehnlichere Blumen findest, „die sich besser zu einem Strausse schicken wür„den. Sey nur nicht ungehalten Philinde! „gab dieser zur Antwort; du weist ja, daß ich „ein guter einfältiger Tropf bin. Ich liebe „an den Bluhmen eben so, wie an meiner „Schäfferin, nicht den äuserlichen Putz der „Kleider, sondern Reinlichkeit, Unschuld und „Artigkeit. So offt ich den süssen Geruch des „Sträußchens empfinde, das ich von deiner „angenehmen Hand bekommie: so offt werde „ich auch deiner Freundlichkeit, und der Un„schuld unserer zärtlichen Neigung, mich mit „Vergnügen erinnern.“

Auf der 56sten S. befindet sich das Andencken vergnügter Jugend. In einem Schreiben an Herrn Ulbrich. Auf der 59. S. ist folgende merkwürdige Stelle:

Bald musten Epictet, und Hofmanns Antonin,
Börth und Seneca uns zu der Weisheit ziehn.

Was

Was Plato, Xenephon, und Socrates gelehret,
Hat unſre Wißbegier ſtillſchweigende verehret.
Doch was Charles und Lock, und Wolff und Leibnitz
ſprach,
Dazu war unſer Kopf zu unpolirt und ſchwach:
Bis daß er reiff genug nunmehr auf höhern Schulen
Kraft eines Freybriefs lernt mit ſeinem Vieckchen
buhlen.

Noch eine Stelle aus dieſem Gedichte auf der 62ſten Seite:

O Freund! hörſt du nicht noch die Nachtigallen ſingen?
Wie damals da wir früh nach Hübſchens Hayne gingen.
Ein krumgebogner Steg trug da uns übern Fluß
Wo ein gezerrter Mund noch wendiſch plaudern muß;
Und wo manch ſchönes Rind muß mehr, als hundert
Falten
Am kurzgeſchränkten Schurz und an den Strümpfen
halten.

Auf der 93ſten S. ſteht folgende anakreontiſche Ode eines Frauenzimmers an ihrem Liebhaber, welche die gnädige Strafe betitelt iſt:

Ich will dich arg genug betrüben.
In Heutſcheln* will ich mich verlieben.
Er iſt, trutz allen Splitterrichtern,
Der beſte unter ſieben Dichtern.
Ihm flieſſen ja zu jeder Stunde
Die Verſe ſtrommeis aus dem Munde,
Und was er huſtet, was er träumet,
Iſt abgezählt und wohl geräumet.
Wohlan! noch heute will ichs wagen,
Ihm meine Neigung anzutragen.

Was

* Ein Pritſchmeiſter am Dresdniſchen Hofe.

Was gilts? denn wirſt du recht gekränket,
Wenn er mir tauſend Lieder ſchenket.
Alsdenn ſo ſchäm dich, und erröthe,
Du kleiner neidiſcher Poete!
Wenn es mir nicht an Reimen fehlet,
Die du ſo karg mir zugezählet;
So, daß ich kaum in hundert Jahren
Einmal von dir das Glück erfahren,
Daß, wenn ich dich dazu gezwungen,
Du mich in aller Eil beſungen.

Aus dem Auguſtmonate wollen wir nur folgendes auf der 128ſten S. herſetzen.

Alexander der Groſſe.

Ein ſatyriſcher Geſang.

Der ſcheiſe Kerl, den man als Gott verehrte,
Der hurte, ſoff, den Erdkreis halb zerſtörte,
Und deſſen Stolz unendlich raſend war;
Der Jeck im Glück, der Wütrich im Gefahr,
Iſt längſt verfault; doch ſeine tollen Thaten
Belacht die Welt, weil ſie ſo blind gerathen.
Sein kleiner Geiſt, von innrer Tugend bloß,
War grauſam gnug, und ward durch Laſter groß.

Sein Lob ſucht er durch Kleinigkeit zu häufen:
Er konte ſelbſt ein luſtig Stückgen pfeifen;
Und trillerte als König gar zu ſchön;
Und ſah um ſich viel hundert Schmeichler ſtehn.
Sein Kopf ertrug kaum alle Lorbeerreiſer.
Er ſchekerte als wärens Chartenhäuſer,
Riß Städte um, und baute neue auf;
Lies der Begier den zügelfreyen Lauf.

Bucephalus war, wo nicht gar geſcheuter,
Doch mäßiger als ſein allnächtiger Reuter.
Wie dieſes Thier ein Ungeheuer war:
So ſtellt ſein Herr ſich, als ein Unmenſch dar.
GOtt rief ihn ſelbſt, daß er die Welt verheere,
Und ſchuf ihn ſo, wie den Tyrann der Meere,
Der ſchnarchende die Fluthen in ſich ſchluckt,
Und doch zuletzt auf einmal von ſich ſpuckt.

Das beſte war, daß er den Wiſſenſchafften
Die Ehre that, die ſie ihm wieder ſchafften.
Er wies Verſtand; doch Klugheit weniger;
Viel Edelmuth; Verwegenheit weit mehr.
Wie kurze Zeit ein Ungewitter wütet,
Und, wenn es ſticht, vom Himmel wird vergütet:
So ſtarb auch früh der Länder wahre Noth
An wenig Gifft; da war der Narre todt.

Wir hoffen ſo gewählt zu haben, daß diejenigen welche dieſe Monatſchrift noch nicht geleſen haben, ſich einen guten Begriff von dem Werthe derſelben machen können. Übrigens hat der Verleger nichts geſparet, was dieſer Schrift durch Druck und Papier, ein äuſerliches gutes Anſehen verſchaffen kan. Wir zweifeln daher nicht daran, daß ſie Liebhaber und Abgang genug finden werde.

Wir müſſen hier noch etwas weniges ſagen. Wir ſind, in einem zuverläſſigen Schreiben, von einigen der geweſenen Mitarbeiter an den Beluſtigungen des Verſtandes und des Witzes, erſuchet worden, diejenigen welche die Schreibart zu unterſcheiden nicht fähig ſind, bey ihrer Ehre, zu verſichern, daß ſie

und

und kein einziger von ihren geweſenen Mitarbeitern, nicht den geringſten Antheil an dieſer Monatſchrift haben, und daß ſie nicht einmal die Ehre haben, die Herren Verfaſſer dieſer neuen Beluſtigungen zu kennen. Wir wiſſen zwar nicht, was dieſe Erklärung zur Abſicht hat; indeſſen haben wir kein Bedencken zutragen für nöthig befunden, ſie bekant zu machen, da wir nicht ſehen, daß etwas den neuen Herren Beluſtigern nachtheiliges dahinter verborgen ſeyn könnte.

Hieher gehörige Neuigkeiten.

Wir bitten unſere Leſer, dieſe Aufſchrift nicht zu allgemein aufzunehmen. Weñ wir alle neu herausgekommene hieher gehörigen Schriften recenſiren wollten: ſo würde unſer ganzes Tagebuch dazu nicht hinlänglich, und die Sache ſelbſt unnöthig ſeyn. Wir wollen daher nur über einige der vornehmſten nach und nach unſere Gedanken kürzlich eröffnen.

I. Verſuch über die Critik, aus dem Engliſchen des Herrn Pope. Nebſt einem Verſuche einer Critik über die deutſchen Dichter, auch einer Zugabe einiger kleineren Schriften von M. Gottfried Ephraim Müller. Dreßden, 1745. bey George Con-

rad Walther, Königlicher Hof-Buchhändler 11 Bog. in 8. Wer die faſt unüberwindlichen Schwürigkeiten, eine vollkommene poetiſche Ueberſetzung zu machen, kennet, der wird weder den geſchikten Herrn M. Müller deswegen für einen ſchlechten Dichter halten, wenn dieſe ſeine Ueberſetzung nicht vollkommen iſt, noch uns eines allzu harten Urtheils beſchuldigen, wenn wir ſagen, daß ſie, nach unſerer Einſicht, nicht vollkommen iſt. Der Herr Ueberſetzer hat wohl gethan, daß er, wie er in der Vorrede ſelbſt ſagt, ſich, in dieſer Ueberſetzung, weder einer bequemen, bald verlängerten, bald abgekürzten recitativiſchen, noch auch allzu langen und trägen Versart, bedienet hat. Wir halten dergleichen Versarten, wann die Originale nicht auch eine eben ſo lange Versart haben, für den nächſten Weg zur Durchwäſſerung eines körnigten Gedichts. Am allerwenigſten ſollte man ſich in engliſchen Ueberſetzungen derſelben bedienen; da die engliſchen vroentlichen Verſe ohnedieß einen Fuß weniger haben, als unſre langen jambiſchen, und alſo ſchon dadurch der Schwierigkeit, daß die engliſche Sprache an ſich mit wenigen viel ſagt, einiger maßen abzuhelfen wird. Der Herr M. Müller hat, wie ſichs auch gehöret, dieſes Gedicht aus der gewöhnlichen langen engliſchen Versart, in die gewöhnliche deutſche lange jambiſche Versart

über-

überſetzt. So wohl er hieran gehandelt hat, eben ſo ſchwer hat er ſich auch ſeine an ſich ſchwere Arbeit gemacht. Was iſt es alſo Wunder, daß man in der Ueberſetzung die Ueſchrifft öfters verlieret, und, anſtatt Povens, den Herrn M. Müller darinne findet? Er hat ſich ſehr an die Zahl der Verſe in der Urſchrifft gebunden. Auch dieſes iſt lobenswerth. Aber es iſt auch eine Urſache mit, warum wir dieſe Ueberſetzung nicht vollkommen nennen können. Niemand wird von uns verlangen, dieſen Ausſpruch nach der Länge, durch Beurtheilung der ganzen Ueberſetzung, zu beweiſen; weil dieſes eine eigne Schrift erforderte. Wir wollen dahero nur die erſten 8. Zeilen ein wenig durchgehen, und wegen des Uebrigen uns das gute Vertrauen unſrer Leſer verſprechen, oder den Beweis des Gegentheils von unſrem Ausſpruche erwarten. Der Anfang heiſt im Engliſchen:

'Tis hard to ſay, if greater want of skill
Appear in writing, or in judging ill.
But of the two leſs dang'rous is th' offence,
To tire our patience, than miſlead our ſenſe.
Some few in that, but numbers err in this;
Ten cenſure wrong for one who writes amiſs.
A fool might once himſelf alone expoſe,
Now one in verſe makes many more in proſe.

Herr M. Müller hat dieſes ſo überſetzt:

Wer ſagt mirs, welcher wohl der ungeſchickſte bleibt,
Ob der, der elend denkt? ob der, der übel ſchreibt?
Doch unter beyden iſts ein ſchlimmeres Verbrechen,
Den Witz uns zu verdrehn, als die Gedult zu ſchwächen.
Nun hat man zwar nicht hier, doch dort noch minder, Recht;
Was einer elend ſchreibt, das tadeln zehne ſchlecht.
Vordem hat ſich ein Thor für ſich allein verlohren,
Itzt macht ſein albrer Reim, in Proſa, noch mehr Thoren!

In der erſten Zeile iſt das wer ſagt mirs? im Grundtexte gar nicht befindlich. *'Tis hard to ſay* heiſt: Es iſt ſchwer, zu ſagen. Anſtatt bleibt würde gewiß iſts ſtehen, wenn es der Reim nicht ſo erforderte. In der andern Zeile iſt das: Ob der, der elend denkt? nicht nach Popens Sinne ausgedrückt. *Judging ill* heißt: Der, der ſchlechtbeurtheilt. Das Beurtheilen wird hier dem Schreiben entgegengeſetzt, wie aus dem folgenden deutlich erhellet. Das Denkt beſtimmt den Begriff vom Beurtheilen noch lange nicht, wenn nicht etwa dabey ſtünde: beym Beurtheilen. Alsdann aber müßte auch anſtatt ſchreibt ſtehen: beym Schreiben denkt. Denken kann ſowohl vom Schreiben, als vom Beurtheilen, verſtan-

den

den werden. Hier aber darf und ſoll es nichts anders, als das Beurtheilen, bedeuten. In der dritten Zeile, ſollte *leſſ dang' rous* nicht durch ein ſchlimmeres, ſondern durch: ein gefährlicheres, gegeben ſeyn; denn dieſes, welches Pope geſetzt hat, ſagt mehr, als jenes. Die vierte Zeile iſt in der Ueberſetzung ſo dunkel, als deutlich ſie im Grundtexte iſt. Den Witz uns zu verdrehn, ſollte nach dem Engliſchen heiſſen: unſern Geſchmack zu verführen. Das Wort Geſchmack kömmt dem *ſenſe* (Empfindung) viel näher, als das Wort Witz. Anſtatt die Gedult ſchwächen, ſagt man viel deutlicher: die Gedult ermüden. Den Verſtand der fünften Zeile hat der Herr Ueberſetzer gar nicht getroffen. *Some few*, einige wenige, *err*, fehlen, *in that*, in jenem, (nämlich) darinne, daß ſie die Gedult der Leſer ermüden) *but*! aber, *numbers*, viele (nämlich err) fehlen, *in this*, in dieſem. Daß dieſes der rechte Verſtand der Worte iſt, giebt ſowohl der Augenſchein, als auch der Zuſammenhang mit der folgenden Zeile: Was einer elend ſchreibt, das tadeln zehen ſchlecht; welche Zeile noch am beſten überſetzt iſt. Wie ſchickt ſich aber die Zeile: Nun hat man zwar nicht hier, doch dort noch minder, Recht, zu dieſer? und wo iſt das darinne geſagt, was im Grundtexte ſteht? *Himſelf expoſe* heiſt, in der ſie-

benden Zeile, nicht, ſich verliehren; ſondern, ſich bloß geben. In der achten Zeile heißt: ſein albrer Reim, im Engliſchen nur ſchlechthin, *in verſe*, in Verſen. Auch iſt in der Ueberſetzung das einander entgegengeſetzte *one* und *many more*, einer, und weit mehr, nicht gehörig ausgedrückt.

Auf dieſe Art iſt uns die Drollingeriſche proſaiſche Ueberſetzung dieſes vortrefflichen Gedichts lieber, als die gegenwärtige poetiſche des Herrn M. Müllers. Wir haben jene itzo nicht bey der Hand; ſonſt wollten wir die Ueberſetzung dieſer erſten 8. Verſe draus mittheilen. Wir wollen ſie indeſſen ſelbſt, mit möglicher Schärfe, überſetzen.

„Es iſt ſchwer zu ſagen, ob derjenige we„niger Geſchicklichkeit zeigt, welcher ſchlecht „ſchreibt, oder derjenige, welcher ſchlecht be„urtheilt? doch iſt unter dieſen beyden Ver„brechen, dieſes mit weniger Gefahr verbun„den, wenn man unſre Gedult ermüdet, als „dieſes, wenn man unſern Geſchmack verfüh„ret. In jenem fehlen einige wenige; aber „in dieſem viele. Zehen urtheilen falſch gegen „einen, welcher ſchlecht ſchreibt. Sonſt „mochte ein Narr ſich allein bloßgeben; itzt „macht ein einziger in Verſen ihrer weit mehr „in Proſa.

Auf

Auf die Ueberſetzung des Popiſchen Verſuchs von der Critick, folgt des Herrn Ueberſetzers eigner Verſuch einer Critick über die deutſchen Dichter; welcher, auſſer einigen Veränderungen und Vermehrungen, ſchon ſonſt bekannt iſt.

Ferner folgt: Verſuch einer Ueberſetzung der Ilias des Homers. Wir müſſen hierbey eben das ſagen, was wir überhaupt über die vorhergehende Ueberſetzung erinnert haben. Der Anfang iſt folgender:

Auf! Muſe, laß uns nun den Zorn des großen Helden,
Der von dem Peleus ſtamt, die Wuth Achillens, melden,
Die das Achiverland, mit mancher Noth, gedrückt,
Und manchen tapfern Geiſt dem Pluto zugeſchickt.
Da, an dem todten Fleiſch, die Geyer ſich indeſſen,
(Wells ſo dem Zevs gefiel,) nebſt Hunden, ſatt gefreſſen.

Dieſe 6. Zeilen ſind meiſtentheils richtig; nur wollten wir wünſchen, daß μῆνιν nicht durch Zorn und Wuth zugleich gegeben; daß οὐλομένην nicht auſſengelaſſen, und μυρίʼ nicht durch mancher, ſondern durch tauſend, überſetzt wäre.

Den Beſchluß macht eine angenehme Abſchilderung einer ſchönen Gegend, in einem Sendſchreiben, nebſt einer Ode davon.

II. Lucians von Samosata auserlesene Schriften von Moralischen, satirischen und critischen Inhalte; durch verschiedene Federn verdeutscht, und mit einer Vorrede, vom Werthe und Nutzen der Uebersetzungen, ans Licht gestellet, von Johann Christoph Gottscheden, der Weltweisheit und Dichtkunst öffentlichen Lehrer in Leipzig, bey Bernhard Christoph Breitkopf. 1735. 1 Alph. 14 Bog. in 8. Der Herr Prof. Gottsched hat in der Vorrede die auf dem Titel angezeigte Materie, mit grosser Lebhaftigkeit und Gründlichkeit, ausgeführet. Er hat diese Sammlung, ohne Zweifel auf Verlangen der Herren Uebersetzer, dem Erbprinzen von Fürstenberg, Joseph Wenzel, zugeeignet. Die hier befindlichen Uebersetzungen einiger Stücke des sinnreichen und witzigen Lucians, sind meistentheils wohl gerathen, und machen ihren Uhrhebern Ehre. Einige finden sich doch darunter, welche oft sehr vom Grundtexte abweichen: z. E. der Aufsatz wider einen Ungelehrten, welcher sich viel Bücher ankauft, welchen der M. Johann Daniel Heyde übersetzt hat, und welcher sich ohne Zweifel wider Wissen und Willen der Herren Uebersetzer und des Herrn Herausgebers mit eingeschlichen hat. Z. E. mag nur die Stelle auf der 386sten S. von: vor nicht gar langer Zeit, an, bis herun-

ter dienen. Wer griechisch verſteht, mag ſie und dieſe ganze Abhandlung mit dem Grundexte zuſammenhalten. Wir haben itzo weder Zeit, noch Raum, eine groſſe Critik darüber anzuſtellen; indeſſen kann ein jeder den Beweis von uns fordern. Uebrigens wundern wir uns ein wenig über das Beywort auserleſen auf dem Titel. Vielleicht ſind wir im Stande zu beweiſen, daß dieſe Ueberſetzung ſo gedruckt worden, wie die Stücke von ungefehr zuſammen gebracht worden. Indeſſen leugnen wir nicht, daß viele von Lucians beſten Schriften darunter ſind. Wir behaupten aber, daß, wenn dieſes Beywort überhaupt ſtatt finden ſoll, viele mit andern hätten verwechſelt werden müſſen. Aufrichtig zu ſagen, es ſcheint uns, als ob es der Herren Ueberſetzer Wille geweſen, den ganzen Lucian überſetzt heraus zu geben, und dieſes kluge Vorhaben hernach verhindert worden. Der Herr Herausgeber macht uns zwar einige wenige Hoffnung auf eine Fortſetzung: aber es ſcheint doch nicht daß etwas vollſtändiges herauskommen wird. Dieſes hat einige Liebhaber der Lucianiſchen Schriften zu dem Vorſatze gebracht, in noch 2. Bänden die übrigen überſetzt herauszugeben. Sie werden dazu Anſtalt machen, ſo bald ſie ſehen werden, daß man aus dem Breitkopfiſchen Verlage die Fortſetzung nicht bald zu hoffen hat.

III. Verſuch in ſcherzhaften Liedern.

Ah! que j'aime ces vers badins,
Ces riens naïfs & pleins de grace.

Voltaire.

Zweyter Theil. Berlin, 1745. 7 B. in 8. Was wir von dem erſten Theile dieſer ſcherzhaften Lieder geſagt haben, das behaupten wir auch von dieſem zweyten Theile derſelben. Ja wenn eine etwas freyere Art des Ausdrucks, als man wohl in andern ſcherzhaften Gedichten anbringen darf, anakreontiſchen Oden zu einem beſondern Vorzuge gereicht: ſo müſſen wir ſogar dieſen Theil dem erſten vorziehen. Unſer Anakreon ſcherzt etwas frey; es iſt wahr: aber wir können dieſe Freyheit in ſeinen angenehmen Gedichten nicht anders, als mit Vergnügen wahrnehmen, und derſelben mit Lobe erwähnen. Sie hat die Schranken der Ehrbarkeit noch nicht übertreten; ſondern ſich nur etwas weiter in das Feld anakreontiſcher Einfälle hienein gewagt, als es mancher Menſchenfeind leiden kan. Wir wünſchen, daß der muntere Herr Verfaſſer fortfahren möge zu ſcherzen, und zu denken.

Laß die Kanzeln ſchmälen!
Ihre Diener fehlen,
Und betrügen ſich.

Die Wahl unter lauter ſchönen Sachen, iſt etwas ſchweres; daher wollen wir die erſte Ode die beſte, einrücken.

An

An Herrn * * *

Ich trink, ich lieb, ich lache,
Indem ihr euch, ihr Helden,
Die Köpfe spaltet.
Ich trink, ich lieb, ich lache,
Indem, du müder Geizhals,
Für Arbeit schwitzest.
Ich trink, ich lieb, ich lache,
Indem sich Herrenhuter
Zu Tode beten.
Ich trink, ich lieb, ich lache,
Ich singe frohe Lieder,
Wenn Priester schimpfen.

Wir erinnern uns hier beyläufig unsres Versprechen, eine Abhandlung von der anakreontischen Ode zu liefern. Da wir uns bey unsern Versprechungen nie an eine Zeit ihrer Erfüllung binden: so werden unsre Leser so billig seyn, und aufschieben und nicht erfüllen, nicht für einerley halten.

IV. Der deutschen Schaubühne nach den Regeln und Muster der Alten, Sechster und letzter Theil, darinnen sechs neue Stücke enthalten sind, ans Licht gestellet von Johann Christoph Gottscheden. Leipzig 1745. verlegts Bernhard Christoph Breitkopf. 1. Alph. 14 B. in 8. Daß sich der berühmte Herr Prof. Gottsched, wie überhaupt

haupt um die deutsche Sprache und die schönen Wissenschaften, also besonders, um die Schaubühne in unserm Vaterlande sehr verdient gemacht, und daß man es ihm zu danken hat, daß man wenigstens einige Schauplätze in Deutschland, Schulen guter Sitten nennen kann, dieses muß ein jeder, der den Zustand der neuern Gelehrsamkeit in Deutschland kennet, ohne Heucheley gestehen, und mit Danke erkennen, woferne er sich nicht offenbar einer grossen Partheilichkeit schuldig machen will. Der Herr Prof. Gottsched hat in diesem sechsten Theile seiner deutschen Schaubühne, in seinem Eifer, für das Aufnehmen der theatralischen Dichtkunst, fortgefahren. Ob dieses gleich der letzte Theil derselben ist, so wollen wir doch nicht hoffen, daß er zugleich hiermit seine Bemühungen um einem so vortrefflichen Theil der Dichtkunst wird beschlossen haben. Die deutsche Schaubühne des Herrn Professors hat in diesen 6ten Theile ihren vorigen Werth: wir wollen uns also, da wir ohnediß den Raum schonen müssen, nicht mit einer Menge Aussprüche dabey aufhalten welche wir doch hier in der Kürze nicht beweisen könnten. Den Anfang macht die pariſische Bluthochzeit König Heinrichs von Navarra; hierauf folgt: das Testament, ein Lustspiel; ferner: Agis, ein Trauerspiel welches der Herr Prof. Gottsched selbst verfer-

fertiget; dann: der Unempfindliche, ein Luſtſpiel in Verſen; weiter: Herr Witzling ein Nachſpiel. Hier müſſen wir einen Augenblick ſtille ſtehen. Der Herr Profeſſor verſichert uns in der Vorrede, daß ihm dieſes Nachſpiel ſey zugeſchickt worden. Er habe darinnen unterſchiedenes gefunden, welches Perſonalien zu ſeyn geſchienen; daher er es zu ändern ſich die Freyheit genommen; doch kan er nicht gewiß davor ſtehen, daß noch eins und das andere, wider ſeinen Willen ſollte ſeyn ſtehen geblieben. Und dieſes iſt es auch, was ihm ein guter Freund durch uns verſichern läßt. Es ſey nämlich, ſagt er, dieſes ganze Stück voll von Perſönlichkeiten, und er bedaure nichts, als daß er nicht vor geſchehenen Schaden Gelegenheit gehabt, den Herrn Prof. vor der Einrückung deſſelben zu warnen, indem es ihm doch bey denen, welche ihn nicht genugſam kennen, vielleicht ſehr nachtheilig ſeyn kann. Was uns anlangt, ſo ſprechen wir den Herrn Profeſſor von aller Schuld frey, wofern noch Perſönlichkeiten darinne vorkommen ſollten; weil er das, was er für Perſönlichkeiten gehalten, ausgeſtrichen. Mehr hat er nicht thun können. Wir wollten dabey nur wünſchen, daß es ihm beliebt hätte, an der Einrichtung und Ausarbeitung dieſes Stücks ſelbſt unterſchiedenes zu ändern, damit es einem Schauſpiele etwas ähnlicher geworden wäre, als es iſt.

iſt. Den Beſchluß macht: **Die mit den freyen Künſten verſchwiſterte Schauſpielkunſt. Ein Vorſpiel, welches der Königlichen Preuſſiſchen Univerſität Königsberg zu Ehren, bey ihrer zweiten Jubelfeyer auf der von Ihro Königlichen Maj. in Preuſſen privilegirten Schönemanniſchen Schaubühne, aufgeführet worden.** Weil noch ein wenig Raum übrig iſt, ſo wollen wir folgende Stelle, welche uns gleich in die Augen fällt, daraus herſetzen. Im letzten Auftritt ſagt die Schauſpielkunſt:

Doch, als in Deutſchland ich Gefahr zu fallen lief,
Erhob ein Preuße mich, der mich aus Frankreich rief,
Und deutſch erzog: obgleich viel kritiſche Tyrannen
Den Anfang, weil er nicht vollkommen iſt, verbannen;
Und mich verachten, nicht zu beſſern ſich bemühn.
So würde doch mein Glück auf deutſchen Bühnen blühn,
Wenn jene, ſtatt den Ruhm des Preußen zu verletzen,
Was er gegründet hat, ſich wagten fortzuſetzen;
Statt mit der Fehler Schmutz ſich zu beſchäftigen,
Was recht und unrecht iſt, auf Regeln gründeten,
Verſuche nach und nach, dann Meiſterſtücke wagten,
Die Fehler ohne Schimpf und ohne Galle ſagten,
Und eines Landsmanns Witz aus pöbelhaften Neid
Den Ruhm nicht raubeten, den ihm die Nachwelt weiht.

Der Verfaſſer dieſes Vorſpiels iſt auch der Verfaſſer der Eliſie und des Unempfindlichen.

V. Daß

V. Daß das ſechſte Stück des erſten Bandes der neuen Beyträge zum Vergnügen des Verſtandes und des Witzes ans Licht getreten; daß es den vorigen Stücken an Werthe nichts nachgiebt, und daß wir und viele andere Liebhaber der freyen Künſte die Fortſetzung dieſes Tagebuchs mit Begierde erwarten, dieſes haben wir, da daſſelbe längſt mehr, als zu bekannt iſt, hiermit in der Kürze ſagen wollen.

VI. Den 6. April dieſes Jahres fing ſich in Koppenhagen in Rothens Verlage ein neues Wochenblatt an, unter dem Titel: der Fremde. Wenn wir die Erlaubniß hätten, den Verfaſſer deſſelben zu nennen, ſo würden wir vielleicht zum Lobe deſſelben nichts mehr ſagen dürfen. Es ſind uns zwar nur die erſten 4. Stück davon zu Geſichte gekommen: wir haben aber auch ſogleich in dieſem wenigen ſo viel ſchönes gefunden, daß wir mit Ungedult die Meſſe erwarten, welche uns hoffentlich die Fortſetzung liefern wird.

VII. Der Gottesleugner. Ode an Herrn Johann Andreas Cramern aus Jöſtadt im Erzgebürge, der Gottesgelahrheit Befliſſenen, bey Gelegenheit ſeiner erlangten Magiſterwürde, im Nahmen ſeiner Freunde, von Johann Adolph Schlegeln,

geln, aus Meiſſen, der Gottesgelahrh
und der freyen Künſte Befliſſenen. Le
zig gedruckt bey Johann Chriſtian Le
genheim. 1¼ B. in 8. Dieſe Ode iſt nur
des Titels willen ein Gelegenheitsgedicht
nennen. Sie verdient die Aufmerkſaml
und das Lob aller Liebhaber und Kenner
Dichtkunſt, und beſonders der Oden. S
iſt voll Feuer, erhabner Gedanken, lebhaf
Bilder, ausgeſuchter Zierrathen und reizen
Lehren. Wie poetiſch und deutlich hat ni
der Poet einen der tiefſinnigſten Vernun
ſchlüſſe in folgender Strophe vorgetragen!

Gedanke! kannſt du dich ergründen?
Du nur vermagſt dich zu empfinden,
Und ſiehſt dich mit Erſtaunen an.
O du, durch den ich will und wähle!
Selbſt deine Schöpferinn, die Seele,
Erſtaunt, daß ſie dich ſchaffen kann.
Sie weis nicht eh, daß ſie dich zeuget,
Bis du durch ſie geworden biſt.
Gedanke! wenn ſonſt alles ſchweiget,
Lehrſt du, daß eine Gottheit iſt.

Wie oft vertragen ſich in einem theologiſch
Gehirne ſolche edle Begriffe und Gedan
mit den Grillen unſrer alten ſchwarzen Sch
füchſe?

IX. *La Bataille de Fontenoy. Poëme. Huitieme Edition. Avec l' Epitre Dedicatoire au Roi, le Discours préliminaire, les Notes, & le Plan de la Bataille. Par Mr. de Voltaire. A Amsterdam & à Leipzig, chez Arkstée & Merkus. M DCCXLV.* 2 B. gr. 8. u. 1 Kupfer. Dieses ist, binnen einem Monate, die achte Auflage des neuesten und eines sehr schönen Gedichts des Herrn von Voltaire. Sie ist, ausser der Zuschrift, dem Vorberichte, dem Entwurfe des Treffens und dem Kupfer, noch mit mehrern vermehret. Herr von Voltaire hat nicht nur unterschiedenes darinnen geändert und verbessert, sondern auch viel neues hinzugethan, so daß das Gedicht nun über 300 Verse in sich fasset. Unser Vorhaben ist nicht, dieses Gedicht nach politischen und historischen, sondern nach poetischen Gründen zu beurtheilen; und in Ansehung des letztern können wir nichts thun, als ihm überhaupt das Lob, einer neuen Probe des vortreflichen poetischen Geistes seines berühmten Verfassers, beylegen. In den ersten Ausgaben stund gegen den Anfang:

Aux champs de Fontenoi volez, accourez tous;
Voyez ce fier Saxon, qu'on croit né parmi nous.

In der letzten Ausgabe ohne eine war das *nous* in *vous* verwandelt. In der gegenwärtigen aber sind diese beyden ganzen Verse also verändert:

Venez le (*le Roi*) contempler aux champs de Fontenoi,
Voyez ce fier Saxon, qu' on croit né ſous la loi.

Dieſe Veränderung hat uns einigermaſen in unſer Meinung beſtärket, daß der Dichter durch die letzte halbe Zeile ſo viel ſagen wollen: Der Graf Moriz von Sachſen ſieht ſo treu und tapfer für unſern König, als ob er ſein Unterthan wäre, und die Schlacht ſeinen Vortheil mit beträfe. Wenn wir recht erkläret haben, ſo wird der Vorwurf der Großſprecherey, welchen man ihm ſonſt billig machen könnte, bey dieſer Stelle weg fallen. Der ſonſt letzte Vers:

Le plus cheri des Rois & auſſi le plus grand,

heiſt nunmehr ſo:

Le plus aimé des Rois eſt auſſi le plus grand;

Welches zwar ſchöner, aber eben ſo ſchmeichelhaft, ausgedruckt iſt. Wir wollen wünſchen, daß unter den vielen Reimergen, welche zu Ehren unſers Monarchen, auf die Schlacht bey Hohen Friedberg verfertiget worden, nur ein Stück befindlich ſeyn möchte, welches dieſem voltariſchen Gedichte nur einigermaſen ähnlich wäre.

Nach-

Nachricht.

Wir haben schon des Gedichts des Herrn von Voltaire auf die Schlacht bey Fontenoi erwähnet. Itzo haben wir uns entschlossen, dasselbe ganz unserm Tagebuche einzuverleiben. Ein solches Gedicht verdient, daß es auf alle Art aufbehalten und gemein gemacht wird. Es ist zwar noch einzeln gedruckt zu haben: aber wie bald verfliegen nicht solche einzelne Blätter! Auch ist es wahrscheinlich, daß es einen Platz in einem neuen Theile der voltärischen Werke erhalten wird. Aber wenn wird das geschehen? und wie vielen kommen dieselben in die Hände? Wir hoffen also unser deutsches Tagebuch, durch Einrückung dieses französischen Gedichts, nicht zu entweihen. Es ist zwar dasselbe schon in dem zweytem Stücke des neuen Büchersaales der freyen Künste ꝛc. nebst einer deutschen Parodie, oder vielmehr Antodie, erschienen. Weil aber dieses nur die erste Ausgabe ist, wir aber hier die allerneuste und von dem Verfasser sehr verbesserte und vermehrte Auflage liefern: so hoffen wir durch nochmahligen Abdruck desselben kein schon gethanes Werck zu verrichten. Ausser den schon angezeigten Ursachen, ist auch diese eine warum wir es einrücken, weil uns ein gewisser Dichter eine Parodie auf dasselbe über die Schlacht bey Hohen-Friedberg mitgetheilet hat. Weil aber diese in dem gegenwärtigen Stücke nicht Raum hat: so müssen wir sie in das folgende verspahren.

LA BATAILLE DE FONTENOY

POEME PAR MR. DE VOLTAIRE.

QUoi, du Siècle paſſé le fameux Satyrique
Aura fait retentir la trompette héroïque,
Aura chanté du Rhin les bords enſanglantés
Ses Defenſeurs mourans, ſes flots épouvantés;
Son Dieu même en fureur, effrayé du paſſage,
Cédant à nos aieux ſon onde & ſon rivage?
Et vous, quand votre Roi, dans des Plaines de ſang,
Voit la mort devant lui voler de rang en rang;
Tandis que de Tournay foudroyant les murailles,
Il ſuſpend les aſſauts pour courir aux Batailles,
Quand des bras de l'Hymen s'élançant au Trépas,
Son Fils, ſon digne Fils, ſuit de ſi près ſes pas;
Vous heureux par ſes loix, & grands par ſa vaillance,
Français, vous garderiez un indigne ſilence?

VENEZ le contempler aux Champs de Fontenoi;
Voyez ce fier Saxon qu'on croit né ſous ſa loi,
Maurice [1] qui touchant a l'infernale rive,
A rappellé pour lui ſon ame fugitive,

Et

[1] Maurice Comte de Saxe Maréchal de France.

Et qui demande à Mars, dont il a la valeur,
De vivre encore un jour & de mourir vainqueur.
Conſervez, juſtes Cieux! ſes hautes deſtinées,
Pour *Louis*, & pour nous, prolongez ſes années.

DEJA de la tranchée [2] Harcourt eſt accouru
Tout poſte eſt aſſigné, tout danger eſt prévu;
Noailles [3], pour ſon Roi, plein d'un amour fidelle,
Voit la France en ſon Maître, & ne regarde qu'elle.
Ce ſang de tant de Rois, ce ſang du grand Condé,
D'Eu [4], par qui des Français le Tonnerre eſt guidé,
Penthièvre [5], dont le zèle avoit devancé l'âge,
Qui déjà vers le Mein ſignala ſon courage;
Bavière avec de Pons, Bouflers & Luxembourg,
Vont, chacun dans leur place, attendre ce grand jour;
Chacun porte la joye aux Guerriers qu'il commande.
Le fortuné Danoy [6], Chabannes, Galerande,
Le vaillant Bérenger, ce défenſeur du Rhin,
Duchailat & Croiſſy, tous nos Héros enfin [7],
Dans l'horreur de la nuit, dans celle du ſilence,
Demandent que l'aurore & le péril commence.

LOUIS, avec le jour, voit briller dans les airs
Les Drapeaux menaçans de vingt Peuples divers;
Le Belge qui, jadis fortuné ſous nos Princes,
Vit l'abondance alors enrichir ſes Provinces,

Le

[2] Mr. le Duc d'Harcourt avoit inveſti Tournay.
[3] Maréchal de France.
[4] Grand-Maître de l'Artillerie.
[5] Il s'étoit ſignalé à la Bataille de Dettingue.
[6] Mr. de Danoy fut retiré par ſa Nourrice d'une foule des morts & de mourans ſur le Champ de Malplaquet, deux jours après la Bataille.
[7] Les Lieutenants-Généraux chacun a leur Diviſion.

Le Batave prudent, dans l'Inde reſpecté,
Puiſſant par ſes travaux & par ſa liberté,
Qui jadis opprimé par l'Autriche cruelle
Aiant briſé ſon joug, s'arme aujourd'hui pour elle;
Le robuſte Germain, qui formé pour ſervir
Sait ſouffrir & combattre, & ſur-tout obéir;
L'Autrichien plus fier de ſa gloire paſſée,
De ſes derniers Céſars occupant ſa penſée;
Sur-tout ce Peuple altier qui voit ſur tant de mers
Son commerce & ſa gloire embraſſer l'Univers,
Mais qui jaloux en vain des grandeurs de la France,
Croit porter dans ſes mains la foudre & la balance;
Tous marchent contre nous; la valeur les conduit,
La haine les anime, & l'eſpoir les ſéduit.
De l'Empire Français, l'indomptable Génie,
Brave, auprès de ſon Roi, leur foule réunie:
Des montagnes, des bois, des fleuves d'alentour,
Tous les Dieux allarmés ſortent de leur ſéjour;
La Fortune s'enfuit, & voit avec colère,
Que ſans elle aujourd'hui la Valeur va tout faire.
Le brave Cumberland, fier d'attaquer *Louis*,
A déjà diſpoſé ſes Bataillons hardis.
Tels ne parurent point aux rives du Scamandre,
Sous ces murs ſi vantés que Pyrrus mit en cendre,
Ces antiques Héros qui montés ſur un char,
Combattoient en déſordre & marchoient au hazard:
Mais tel fut Scipion ſous les murs de Cartage,
Tels ſon rival & lui prudens avec courage,
Déployant de leur art les terribles ſecrets,
L'un vers l'autre avancés s'admiroient de plus près.

L'ESCAUT, les Ennemis, les Remparts de la Ville,
Tout préſente la mort, & *Louis* eſt tranquille.
Cent tonnerres de bronze ont donné le ſignal.
D'un pas ferme & preſſé, d'un front toujours égal,
S'avance vers nos rangs la profonde Colonne,
Que la terreur devance & la flamme environne.

Comme

Comme un nuage épais qui ſur l'aile des vents,
Porte l'eclair, la foudre, & la mort dans ſes flancs.
Les voilà ces rivaux du grand nom de mon Maître,
Plus farouches que nous, auſſi vaillans peut-être,
Encor tout orgueilleux de leurs préiniers exploits;
Bourbons! voici le tems de venger les Valois.
Dans un ordre effrayant trois attaques formées
Sur trois terrains divers engagent les Armées;
Le Français dont Maurice a gouverné l'ardeur
A ſon poſte attaché joint l'art à la valeur.
LA MORT, ſur les deux Camps, étend ſa main cruelle,
Tout ſes traits ſont lancés, le ſang coule autour d'elle.
Chefs, Officiers, Soldats, l'un ſur l'autre entaſſés,
Sous le fer expirans, par le plomb renverſés,
Pouſſent les derniers cris en demandant vengeance.

GRAMMONT que ſignaloit ſa noble impatience,
Grammont dans l'Eliſée emporte la douleur,
D'ygnorer en tombant ſi ſon Maître eſt vainqueur
De quoi lui ſerviront ces grands titres [8] de gloire,
Ce Sceptre des Guerriers, honneur de ſa mémoire?
Ce rang, ces dignités, vanités des Héros,
Que la mort, avec eux, précipite aux tombeaux?
Tu meurs jeune Craon [9]. Que le Ciel moins ſévère
Veille ſur les deſtins de ton généreux Frère!
Hélas! chez Longuanay [10], quelle main, quel ſecours,
Peut arrêter ton ſang, & ranimer tes jours?

Ces

[8] Il alloit être Maréchal de France.
[9] Dix-neuf Officiers de ſon Régiment de Hainault ont été tués ou bleſſés. Son Frère, le Prince de Beauveau, ſert en Italie.
[10] Mr. de Longuanay, Colonel de nouveaux Grenadiers, mort depuis de ſes bleſſures.

Ces Miniſtres de Mars [11], qui d'un vol ſi rapide,
S'élançoient à la voix de leur Chef intrépide,
Sont, du plomb qui les ſuit, dans leurs courſe arrêtés,
Tels que des champs de l'air tombent précipités,
Des oiſeaux tout ſanglans palpitans ſur la terre,
Le fer atteint d'Avré [12]. Le jeune Daubeterre
Voit de ſa légion tous les Chefs indomptés,
Sous le glaive & le feu mourans à ſes côtés.
Guerriers, que Chabrillant avec Brancas rallie,
Que d'Ennemis ſanglans vont, payer votre vie!
Je te rends grace, ô Mars! Dieu de ſang! Dieu cruel!
La race de Colbert [13], ce Miniſtre immortel,
Echappe en ce carnage à ta main ſanguinaire;
Guerchy [14] n'eſt point frappé, la vertu peut te plaire;
Mais vous brave [15] Daché, quel ſera votre ſort?
Le Ciel ſauve, à ſon gré, donne & ſuſpend la mort.
Infortuné Luttaux! tout chargé de bleſſures,
L'art qui veille à ta vie, ajoute à tes tortures,
Tu meurs dans les tourmens; nos cris mal entendus
Te demandent au Ciel, & déjà tu n'es plus.
O combien de vertus que la tombe dévore!
Combien de jours brillans éclipſés à l'aurore!

Que

[11] Officiers de l'Etat-Major. Mrs. de Puiſegur, de Méziére, de Saint Sauveur, de Saint George.

[12] Le Duc d'Avré, Colonel du Régiment de la Couronne.

[13] Mr. de Croiſſy avec ſes deux enfans & ſon neveu Mr. Dupleſſis-Chatillon, bleſſé légèrement.

[14] Tous les Officiers de ſon Régiment Royal des Vaiſſeaux hors de combat; lui ſeul ne fut point bleſſé.

[15] Mr. d'Aché, (*on l'écrit* Dapcher,) Lieutenant-Général, Mr. de Luttaux Lieutenant-Général, mort dans les opérations du traitement de ſes bleſſures.

Que nos lauriers ſanglans doivent couter de pleurs!
Ils tombent ces Héros, ils tombent ces Vengeurs,
Ils meurent, & nos jours ſont heureux & tranquilles;
La molle volupté, le luxe de nos Villes,
Filent ces jours ſereins, ces jours que nous devons,
Au ſang de nos Guerriers, aux périls des Bourbons.
Couvrons du moins de fleurs ces tombes glorieuſes,
Arrachons à l'oubli ces ombres vertueuſes,
Vous [16] qui lanciez la foudre, & qu'ont frappé ſes coups,
Revivez dans nos chants quand vous mourez pour nous.

EH quel ſeroit, grand Dieu! le Citoyen barbare,
Prodigue de cenſure, & de louange avare,
Qui peu touché des morts & jaloux des vivans,
Leur pourroit envier mes pleurs & mon encens?
Ah! s'il eſt parmi nous des coeurs dont l'indolence,
Inſenſible aux grandeurs, aux pertes de la France,
Dédaigne de m'entendre & de m'encourager,
Réveillez-vous, ingrats! *Louis* eſt en danger.

LE feu qui ſe déploye, & qui ſur ſon paſſage
S'anime en dévorant, l'aliment de ſa rage,
Les torrens débordés dans l'horreur des hyvers,
Le flux impétueux des menaçantes mers,
Ont un cours moins rapide, ont moins de violence,
Que l'épais Bataillon qui contre nous s'avance,
Qui triomphe en marchant, qui le fer à la main
A travers les mourans s'ouvre un large chemin.
Rien n'a pu l'arrêter, Mars pour lui ſe déclare.
Le Roi voit le malheur, le brave, & le répare.
Son Fils, ſon ſeul eſpoir - - Ah! cher Prince, arrêtez!
Où portez-vous ainſi vos pas précipités?

Con-

[16] Mr. du Brecard, Maréchal de Camp, Commandant l'Artillerie.

Conſervez cette vie au Monde néceſſaire.
Louis craint pour ſon Fils, [17] le Fils craint pour ſon Pére;
Nos Guerriers tous ſanglans frémiſſent pour tous deux :
Seul mouvement d'effroi dans ces coeurs généreux.

VOUS, [18] qui gardez mon Roi, vous, qui vengez la France,
Vous, peuple de Héros dont la foule s'avance,
Accourez, c'eſt à vous de fixer les deſtins;
Louis ſon Fils, l'Etat, l'Europe eſt en vos mains.
Maiſon du Roi! marchez, aſſurez la victoire,
Soubiſe & [19] Pequigny vous mènent à la gloire.
Paroiſſez, vieux Soldats [20], dont les bras éprouvés
Lancent de loin la mort que de près vous bravez:
Venez, vaillante Elite, honneur de nos Armées,
Partez, Flèches de feu, Grenades [21] enflammées,
Pha-

[17] Un Boulet de Canon couvrit de terre un homme entre le Roi & Monſeigneur le Dauphin; & un domeſtique de Mr. le Comte d'Argenſon fut atteint d'une balle de fuſil derrière eux.

[18] Les Gardes, les Gendarmes, les Chevaux-Légers, les Muſquetaires, ſous Mr. de Monteſſon, Lieutenant-General.

[19] Mr. le Prince de Soubiſe prit ſur lui de ſeconder la défenſe obſtinée que fit Mr. le Comte de la Marke dans le Poſte d'Antoin: il alla enſuite ſe mettre à la tête des Gendarmes, comme Mr. le Duc de Pequigny à celle des Chevaux-Légers, ce qui contribua beaucoup, au gain de la Bataille.

[20] Carabiniers, Corps inſtitué par *Louis* XIV. il tire avec des carabines rayées. On ſait avec quel éloge le Roi les a nommés dans ſa Lettre.

[21] Grenadiers a cheval, commandés par Mr. le Chevalier de Grille; ils marchent à la tête de la Maiſon du Roi.

Phalanges de *Louis*, écraſez ſous vos coups
Ces Combattans ſi fiers & ſi dignes de vous.
Richelieu, qu'on tous, lieux emporte ſon courage,
Ardent, mais éclairé, vif à la fois & ſage,
Favori de l'Amour, de Minerve & de Mars
Richelieu [22] vous appelle, il n'eſt plus de hazards;
Il vous appelle: il voit d'un oeil prudent & ferme
Des ſuccès ennemis, & la cauſe & le terme;
Il vole, & ſa vertu ſecondant vos grand coeurs,
Il vous marque la place où vous ſerez vainqueurs.
D'UN rempart de gazon, faible & prompte barrière,
Que l'art oppoſe à peine à la fureur guerrière,
LaMarke, Lavauguion, [23] Choiſeuil d'un méme effort,
Arrêtent une Armée & repouſſent la mort.
D'Argenſon qu'enflammoient les regards de ſon père,
La gloire de l'Etat, a tous les ſiens ſi chère,
Le danger de ſon Roi, le ſang de ſes aieux,
Aſſaillit par trois fois ce corps audacieux
Cette maſſe de feu qui ſemble impenetrable:
On l'arrête, il revient, ardent, infatigable:
Ainſi qu'aux prémiers tems, par leurs coups redoublés,
Les Beliers enfonçoient les remparts ebranlés.
Ce brillant Eſcadron, [24] fameux par cent batailles,
Lui, par qui Catinat fut vainqueur à Marſailles,

Tu

[22] Un Miniſtre d'Etat, qui n'a point quité le Roi pendant la Bataille, a ecrit ces propres mots: *C'eſt Mr. de Richelieu, qui a donné ce conſeil & qui l'a executé.*

[23] Mr. de la Marke défendoit Antoin, Mr. de Choiſeuil-Meuſe étoit ſous Mr. de Lauvauguyon aux Retranchemens faits à la hâte dans le Village de Fontenoy. Mr. de Crequi n'étoit point à ce Poſte, comme on l'avoit dit d'abord, mais avec les Carabiniers que commandoit Mr. le Comte de Logni.

[24] Quatre Eſcadrons de la Gendarmerie arrivoient, après ſept heures de marche, & attaquérent.

Arrive, voit, combat, & ſoutient ſon grand nom.
Tu fus du Chaſtellet, jeune Caſtelmoron [25],
Toi, qui touches encore à l'âge de l'enfance,
Toi, qui d'un faible bras qu'affermit ta vaillance,
Repens ces etendarts dechires & ſanglans,
Que l'orgueilleux Anglais emportoit dans ſes Rangs:
C'eſt dans ces rangs affreux que chevrier expire;
Monaco perd ſon ſang & l'amour en ſoupire
Anglais ſur Duguesclin deux fois tombent vos coups,
Frémiſſez à ce nom ſi funeſte pour vous.

MAIS quel brillant Héros, au milieu du carnage,
Renverſé, relevé, s'eſt ouvert un paſſage?
Biron, tels on voyoit dans les Plaines d'Jori,
Tes immortels aieux ſuivre, le grand Henri.
Tel etoit ce Crillon, chargé d'honneurs ſuprêmes,
Nommé brave autre fois par les braves eux-mêmes;
Tels etoient ces d'Aumonts, ces grands Montmorencis,
Qui tous dans Fontenoy reconnoiſſent leurs fils [26].
Tel ſe forma Turenne au grand art de la guerre,
Sous un autre [27] Saxon la terreur de la Terre,
Quand la Juſtice & Mars, ſous un autre Louis
Frappoient l'Aigle d'Autriche & relevoient les Lys.

COM-

[25] Un Cheval fougueux avoit emporté le Porte-Etendart dans la Colonne Anglaiſe. Mr. de Caſtelmoron alla lui cinquième reprendre cet Etendart au milieu des Rangs Anglais: il n'avoit que quinze ans. Mr. de Bellet commandoit ces Eſcadrons de la Gendarmerie, il eut un cheval tué ſous lui, auſſi-bien que Mr. de Chimène, en réformant une Brigade.

[26] Mr. de Luxembourg, Mr. de Logni, & Mr de Tingri.

[27] Mr. le Duc de Saxe-Weimar ſous qui le Vicomte de Turenne fit ſes premières Campagnes. Mr. de Turenne étoit arrière-neveu de ce grand-homme.

COMMENT ces Courtiſans, doux, enjoués, aimables
Sont-ils dans les combats des Lions indomptables?
Quel aſſemblage heureux de graces, de valeur!
Boufflers, Meuze, d'Ayen, Duras, bouillans d'ardeur,
A la voix de *Louis*, courez troupe intrepide!
Que les François ſont grands quand leur Maître les guide!
Ils l'aiment, ils vaincront, leur Père eſt avec eux,
Il marche, il eſt ſemblable à ce Maître des dieux,
Qui, frappant les Titans & tonnant ſur leurs têtes,
D'un front majeſtueux dirigeoit les tempêtes.
Il marche, & ſous ſes coups la terre au loin mugit
L'Eſcaut fuit, la Mer gronde, & le Ciel s'obscurit.
Sur un nuage épais que des antres de l'Ourſe,
Les vents affreux du Nord apportent dans leur courſe,
Les vainqueurs des Valois deſcendent en courroux:,
Cumberland, diſent-ils, nous n'eſpérons qu'en vous;
Courage, raſſemblez, vos légions altières,
Bataves, revenez, defendez vos barrières;
Anglais, vous que la paix ſembloit ſeule allarmer,
Vengez-vous d'un Heros qui daigne encor l'aimer;
Ainſi que ſes bien faits craindrez-vous ſa vaillance?
Mais ils parlent en vain, lorſque *Louis* s'avance;
Leur génie eſt dompté, l'Anglais eſt abattu,
Et la férocité [28] le cède à la vertu.

CLARE avec l'Irlandais, qu'animent nos exemples
Venge à la fois ſes Rois, ſa Patrie & ſes Temples.
Peuple ſage & fidèle, heureux Helvetiens, [29]
Nos antiques amis & nos concitoyens,
Votre marche aſſurée, égale, inebranlable,

Des

[28] Ce reproche de férocité ne tombe que ſur le Soldat, & non ſur les Officiers, qui ſont auſſi généreux que les nôtres. Il eſt très vrai que quand la Colonne Anglaiſe debordoit Fontenoy, pluſieurs Soldats Anglais criérent *point de quartier*.

[29] Gardes Suiſſes.

Des ardens Neuſtriens [30] ſuit la fougue indomptable;
Ce Danois, [31] ce Heros qui des frimats du Nord,
Par le Dieu des combats fut conduit ſur ce bord,
Admire les Francais qu' il eſt venu defendre:
Mille cris redoubles dans les airs ſont entendre,
Rendez-vous, ou mourez, tombez ſous notre effort [32]:
C' en eſt fait, & l' Anglais craint *Louis* & la mort.
ALLEZ, brave d' Eſtree, achevez cet ouvrage,
Ramenez ces vaincus échappés au carnage;
Que du Roi qu' ils bravoient ils implorent l' appui,
Ils ſeront fiers encore, ils n' ont cede [33] qu' a lui.
BIENTOT vole apres eux ce Corps fier & rapide, [34]
Qui ſemblable au Dragon qu' il eut jadis pour guide.
Toujours prêt, toujours prompt de pié ferme, en courant,
Donne de deux Combats le ſpectacle effrayant.
C' eſt ainſi que l' on voit dans les Champs des Numides,
Differemment armés des chaſſeurs intrepides;
Les courſiers écumans franchiſſent les guerets,

On

[30] Le Régiment de Diesbak, de Betens, Courten &c.

[31] Mr. de Lovendahl.

[32] Le Regiment de Normandie, qui revenoit à la charge ſur la Colonne Anglaiſe, tandis que la Maiſon du Roi, le Gendarmerie, les Carabiniers, &c. fondoient ſur elle.

[33] Depuis St. Louis, aucun Roi de France n' avoit battu les Anglais en perſonne, en bataille rangee.

[34] On envoy a quelques Dragons a la pourſuite. Ce Corps etoit commandé par Mr. le Duc de Chevreuſe, qui s' etoit diſtingué au combat de Saby, ou il avoit reçu trois bleſſures. L' opinion la plus vraiſemblable ſur l' origine du mot *Dragon*, eſt, qu' ils porterent un Dragon dans leurs Etendarts ſous le Marechal de Briſſac, qui inſtitua ce Corps dans les Guerres du Piémont.

On gravit ſur les monts, on borde les forêts ;
L'un attend, l'autre vole, & de ſang ſont trempées
Les lances, les épieux, les flèches, les épées ;
Les Léopards ſanglans percés de coups divers,
D'affreux rugiſſements ſont retentir les airs ;
Dans le fond des forêts ils vont cacher leur rage.
AH! c'eſt aſſez de ſang, de meurtre, de ravage,
Sur des morts entaſſés c'eſt marcher trop long tems.
Noailles [35], ramenez vos ſoldats triomphans ;
Mars voit avec plaiſir leurs mains victorieuſes
Traîner dans notre Camp ces machines affreuſes,
Ces foudres ennemis contre nous dirigés.
Nous lancerons les traits que leurs mains ont forgés.
Ils ouvriront pour nous les murs de cette ville,
Du Batave indécis la barrière & l'aſyle,
Ces prémiers Fondemens de l'Empire des Lys [46],
Sous ſes mains de mon Roi, déſormais affermis.
PEUPLES, ne penſez point que ce jour de victoire
Soit aſſez pour *Louis*, & ſuffiſe a ſa gloire ;
C'eſt peu que le front calme, & la mort dans les mains,
Il ait lancé la foudre avec des yeux ſereins ;
C'eſt peu d'être vainqueur, il eſt modeſte & tendre,
Il honore de pleurs le ſang qu'il fit répandre ;
Entouré des Héros qui ſuivirent ſes pas,
Il prodigue l'eloge & ne le reçoit pas ;
Il veille ſur des jours hazardés pour lui plaire,
Le Monarque eſt un homme, & le Vainqueur un Père ;
Ces captifs tout ſanglans portés par nos Soldats,
Par leur main triomphante arrachés au trépas
Après ce jour de ſang, d'horreur & de furie,
Ainſi qu'en leurs foyers au ſein de leur patrie,
Des plus tendres bienfaits éprouvent les douceurs,

Con-

[35] Le Comte de Noailles attaqua de ſon côté dix mille hommes d'Infanterie Anglaiſe avec une Brigade de Cavalerie, qui prit enſuite des Canons.

[36] Tournay principale Ville des Français ſous la prémière race, on y a trouvé le tombeau de Childeric

Conſoles ſecourus ſervis par leurs vainqueurs
O, grandeur veritable! ô victoire nouvelle!
Eh quel coeur enivre d'une haine cruelle,
Quel farouche ennemi peut n'aimer pas mon Roi,
Et ne pas ſouhaiter d'être né ſous ſa loi?
Il etendra ſon bras & calmera l'Empire.
Déjà Vienne ſe tait, deja Londres l'admire.
La Bavière confuſe, au bruit de ſes exploits,
Gemit d'avoir quité le Protecteur des Rois;
Naple eſt en ſureté, Turin dans les allarmes,
Tous les Rois de ſon ſang, triomphent par ſes armes,
Et de l'Ebre à la Seine, en tous lieux on entend,
Le plus aimé des Rois eſt auſſi le plus grand.
Ah! qu'on ajoute encore a ce Titre ſuprême
Ce Nom ſi cher au Monde, & ſi cher à lui-même,
Ce Prix des ſes vertus qui manque à ſa valeur,
Ce Titre auguſte & ſaint de Pacificateur;
Que de ces jours ſi beaux de qui nos jours dépendent.
La courſe ſoit tranquille, & les bornes s'étendent.
Ramenez ce Héros, ô vous qui l'imitez,
Guerriers qu'il vit combattre & vaincre a ſes côtés
Les palmes dans les mains nos Peuples vous attendent;
Nos coeurs volent vers vous, nos regards vous demandent
Vos Mères, vos Enfans près de vous empreſſés,
Encor tout éperdus de vos perils paſſés,
Vont baigner dans l'excès d'une ardente allegreſſe;
Vos fronts victorieux de larmes de tendreſſe
Accouez, recevez à votre heureux retour,
Le prix de la vertu preſenté par l'Amour.

):(

Bemühungen

zur

Beförderung der Critik und des guten Geſchmacks.

Quid deceat, quid non? quo virtus, quo ferat error. *Hor.*

Vierzehntes Stück.

Anderer Band.

Halle, bey Carl Herrmann Hemmerde.

1746.

Des Herrn von Königs Gedichte; aus seinen von ihm selbst verbesserten Manuscripten gesammlet und herausgegeben.

Dreßden, 1745. bey George Conrad Walthern, Königl. Hof-Buchhändler.

Gr. 8. 1 Alph. 19 ¼ Bogen.

Herr Rost, welcher durch einige Gedichte von niederer Gattung und mittleren Werthe, bekannt worden, ist, wenn wir recht berichtet worden sind, derjenige, welcher seinem gewesenen Wohlthäter, dem sel. Herrn Hofrath von König, durch Herausgebung seiner Gedichte, ein Denkmal bey der Nachwelt stiften wollen. Von dieser poetischen Sammlung wollen wir itzo einige Nachricht, und unsre Gedancken mittheilen.

In der von dem Herausgeber beygefügten Vorrede, sucht er in einem satyrisch-epanorthotischen Eingange, der Welt im Voraus eine

Ehrfurcht vor der königischen Muse beyzubringen, wo er unter andern sagt: „Womit hätte „es auch der Verfasser dieser Gedichte verschuldet, wenn der Himmel den Beyfall unsrer „deutschen Versmacher über ihn verhängen sollte?“ Folgt nicht hieraus unmittelbar, daß der, welcher kein Versmacher heissen will, des Herrn von Königs Gedichte loben muß? Hierauf folgt eine kurtze Lebensbeschreibung des Hrn. von Königs; worinnen der Verfasser die Klugheit eines Lebensbeschreibers sehr wohl beobachtet hat. Nach der Lebensbeschreibung entdeckt er seine Gedancken von der Sammlung und Herausgabe der Gedichte des Herrn von Königs auf eine solche Art, daß ein Unparteyischer ziemlich damit zufrieden seyn kann. Er giebt sie nicht alle für Meisterstücke aus, hat aber doch auch nicht deswegen die unvollkommenen von dieser Sammlung ausschliessen wollen, weil doch hin und wieder ein guter Gedanke darinnen der Vergessenheit entrissen zu werden verdienet. Der übrige Theil der Vorrede handelt von Dingen, welche wir, weil sie zu unsren Vorhaben nicht gehören, und von keiner Erheblichkeit sind, übergehen.

Wir eilen vielmehr selbst zu den Gedichten des Hrn. von Königs. So sehr auch der Herausgeber seinen Witz zu Erfindung einer Art, uns unsern Beyfall abzuzwingen, mag angestrenget haben, so wenig werden wir uns doch, unserer den Unparteyischen bekannten Unparteylichkeit

lichkeit unbeschadet, hindern lassen, allezeit zu bekennen, daß ein grosser Theil der Gedichte des Herrn von Königs zu verwerfen, alle aber noch zu verbessern sind; wir würden dieses aufrichtige Geständniß thun, wenn uns auch der Herausgeber Currentaner geheissen hätte. Wir würden aber auch, wenn uns gleich die Feinde des sel. Herrn von Königs, welche sich auch nach seinem Tode nicht schämen, ihre Rachsucht an ihm auszulassen (als wovor wir den größten Abscheu von der Welt haben) noch so sehr auf ihre Seiten lockten, bekennen, daß der Herr von König wirklich einen poetischen Geist gehabt, und dieses in vielen seiner Gedichte klärlich bewiesen. Es hat ihm nicht an Einbildungskraft, Witz, Feuer und Belesenheit gefehlet, und wenn wir nach einigen schönen Gedichten eben so viel, oder mehrere mittelmäßige, ja auch schlechte finden: so können wir uns kaum bereden, daß der Verfasser derselben einerley Person ist. Ausser vielen matten, gedehnten, prosaischen und gezwungenen Stellen, finden wir auch unter seinen Gedichten noch öfters die längst vom Parnaß verbannten Spielwercke mit den Zahlen, Wörtern und Zweydeutigkeiten. Alles, was wir itzo überhaupt gesagt haben, wollen wir nunmehr, durch Anführung und Beurtheilung einiger Stellen, so gut, als es sich in einer Recension thun läßt, beweisen. Denn einen hinlänglichen Beweis zu geben, dazu müste ein dreymal so grosses Buch geschrieben werden, als die Gedichte selbst sind.

Den erſten Platz behauptet, und zwar mit Rechte, das Heldengedicht auf Friedrich Auguſten, des vorigen Königs in Polen. Dieſes ſchöne Gedicht gehört unſtreitig unter die Meiſterſtücke der deutſchen Poeſie. Es iſt voll Geiſt und Feuer, voll erhabner Bilder und Gedanken, prächtiger und lebhafter Gleichniſſe und Beſchreibungen und kurz es hat alles, was zu dem Heldenlobe eines ſo groſſen Königs gehöret, welchen der Dichter darinnen beſungen hat. Indem wir dieſes zum Lobe dieſes Gedichts ſagen, ſo ſprechen wir es keinesweges ganz von Fehlern frey. Aber, ſollten wir ihm wohl um derſelben willen, den hundertfach gröſſern Werth, den es hat, nicht zugeſtehen? Man höre nur folgende ſchöne Stelle bald zu Anfange:

Doch, wer hat je die Zahl der Wellen ausgedacht,
Wenn unſern Elbeſtrom ein Nordwind aufgebracht?
Da ſucht die Flut uns ſtets neue vorzubringen,
Und dieſe wiederum die andern zu verſchlingen,
Und, weil die Menge ſich faſt in ſich ſelbſt verirrt,
Den Zähler und die Zahl auch mit ſich ſelbſt verwirrt;
So geht es mir auch hier mit deinen Heldenthaten,
Die dir vielleichter noch, als mir ein Reim, gerathen.
Denk ich an Deines Stamms erlauchtes Fürſtenblut:
So übertrift dich ſchon Dein eigner Löwenmuth;
Und denk ich Deine Ehnr gleich in ein Lied zu bringen,
So heißt mich ſchon Dein Ruhm von Deiner Krone ſingen.

Man höre auch folgendes ſchöne Gedicht:

Wie ein junger Löw, der allbereit verſpürt,
Daß ſich ſein Nacken ſchon mit krauſen Locken ziert,
Und daß ihn die Natur bewafnet mit den Klauen,
Nicht ſonder Ekel mehr der Mutter Reſt kan ſchauen;

Er

Er eilet auf die Jagd, wo er was finden kann,
Und spornt sich selber stets zu hohen Thaten an,
Dehnt seine Nerven aus, weist seine jungen Zähne,
Tritt voller Muth herein, sträubt, schüttelt seine Mähne,
Und kehret eher nicht nach seinen Lager um,
Bis er sich selbst bekrönt durch Beute, Sieg und Ruhm:
So schien auch Dir Dein Land schon in noch früher Jugend,
Wie groß es war, zu eng zum Schauplatz Deiner Tugend;
So hast Du damals schon Dich zeitig aufgemacht ꝛc.

Doch da wir nicht das gantze Gedicht herse-tzen können: so wollen wir nur noch, statt aller Exempel, folgende Beschreibung des Neides und seines Tempels daraus anführen:

Da, wo Litthauen zeigt die sonst fruchtbaren Felder,
Findt man viel Meile Wegs nichts, als verdickte Wälder,
Wo auch den Reisenden bey hellem Tage graut.
Dort hatte dazumal der Neid sein Haus erbaut.
An dieses fruchtbaren Gebäudes schmuzgen Schwellen
Sind von geronnem Blut viel ekelhafte Stellen.
Um dieses Mörderneſt und Schreckenaufenthalt
Ist es zu aller Zeit stets neblicht, trüb und kalt.
Ein schmaler Zugang führt zu einer engen Pforte,
Durch die des plaudernden Gerüchtes Zeitungsworte,
Als durch ein Sprachrohr, sind ganz deutlich zu verstehn;
Doch kann die Sonne nie in diese Wohnung sehn.
Hier liegt der bleiche Neid, und quält von jedem Morgen
Sich bis zur Mitternacht mit selbst erdichten Sorgen,
Schläft niemals, bleibt stets blaß, stets hager und entstellt,
Haßt alles auf den Tod, was andern wohlgefällt,
Frißt von der Schlangen Schwanz die pfeilgeformten Spitzen,
Die seiner steten Wut zu neuer Nahrung nützen,
Lacht nie, und wenn er ja bisweilen gramhaft lacht,
So ists, weil einem wo ein Unglück zugedacht:
Weint aber, wo man lacht, und lacht bey fremden Thränen,
Nagt alle Welt, und auch sich selbst mit seinen Zähnen,

Sieht keinen jemals an, so boßhaft ist sein Muth!
Es sey denn, daß er es nur spielend seitwärts thut ꝛc.

Auf dieses Heldenlob folgt ein Schäfergedicht auf die Geburt eines sächsischen Prinzen. Wir würden diesem Gedichte viel Lob beylegen müssen, wenn es nur nicht ein Schäfergedicht hätte seyn sollen. Es scheinet, daß der Herr von König damals noch einen sehr unrichtigen Begrif von einem Schäfergedichte gehabt hat; welches, da es schon 25 Jahre sind, eben so sehr nicht zu verwundern ist. Jagen, Reiten, Hof, König, Stadt, Schloß, Sonntag, Krieg und dergleichen Dinge sind hier den Schäfern ganz bekannte und gemeine Dinge, viele andere Fehler zu geschweigen.

Die folgenden Gedichte auf die Geburt sächsischer Prinzen und Prinzeßinnen haben sehr viel Gutes, aber auch gewiß ihre Fehler. Ein gleiches müssen wir von den Gedichten auf den Tod des vorigen Königs in Polen, auf die Dresdensche Erbhuldigung, auf die Zurückkunft beyderseits königl. Majestäten, und auf das königl. julianische Vermählungsfest sagen. Aus dem ersten lautet die am Ende befindliche Grabschrift also:

Hier ruht der Polen Haupt und Sachsenlands August,
Ein Wunder aller Welt, wie aller Menschen Lust,
Ein König weniger, als Vater seiner Staaten,
Dem Schicksal nach ein Mensch, ein Gott durch seine Thaten.

Das

Das letzte fängt sich also an:

Beneidenswerthes Reich, nicht um dein fettes Land,
Noch den bevölkerten an Segeln reichen Strand,
Nicht um so manche Stadt voll prächtiger Paläste,
So manche stolze Burg und stark umschanzte Feste,
So manches noch in dir verschontes Alterthum,
Als so viel Zeugnisse von deines Volkes Ruhm,
Nicht um die überall schön angebauten Felder,
Und einem Paradies an Anmuth gleiche Wälder;
Nicht um des Adels Zahl und deiner Künstler Fleiß,
Der doch so vortheilhaft dich zu bereichern weis;
Nicht deiner Handlung Flor, noch deiner Schiffarth wegen,
Die deinen eigenen vermehrt mit fremdem Segen;
Nein, um viel herrlichern und edleren Gewinn,
Um die dir itzt von Gott bescherte Königinn ꝛc.

Wir wollen nicht alle Gedichte insbesondere anzeigen, sondern es, in Ansehung derselben, bey unsrem allgemeinen Urtheile bewenden lassen. Nebst noch einigen wenigen, wollen wir uns nur bey dem bekannten sogenannten Heldengedichte: **August im Lager**, ein wenig aufhalten.

Der Dichter berichtet uns, wie bekannt, in dem Vorberichte, daß dieses Gedicht in verschiedenen Gesängen, von verschiedenen Inhalte, das prächtige sächsische Lager bey Zeithayn im Jahr 1730 besingen, und der erste die **Einholung**, der zweyte die **Musterung**, der dritte die **Kriegsübungen**, der vierte die **Kriegshandlungen**, der fünfte die **Lustbarkeiten**, der sechste die **Scheidung** u. s. w. benennet werden sollen. Er hat aber keinen mehr, als die Einholung, als den ersten, zu Stande gebracht und

herausgegeben. Und dieser erste Gesang ist es auch, von welchem hier die Rede ist.

Gleich bey der Aufschrift dieses Gedichts müssen wir uns wundern, daß es den Namen eines Heldengedichts bekommen hat. Der Begriff, welchen wir durch die Ilias, Odyssee und Aeneis, von einem Heldengedichte haben, verschwindet, so bald wir an den **August im Lager** gedenken. Es ist wahr, gleichwie die Ilias den Achilles, die Odyssee den Ulysses und die Aeneis den Aeneas zum Helden hat, also ist der Held dieses Gedichts August der Andre, König in Polen. Aber, ist wohl desselben That, welche der Herr von König hier besinget, die Errichtung eines prächtigen Lagers, mit den Heldenthaten des Achilles, des Ulysses und des Aeneas zu vergleichen, welche Homer und Virgil in so vortreflichen Heldengedichten verewiget haben? Wir leugnen hier ganz und gar nicht, daß August der Andre eben so wohl, als jene Helden, wegen wirklicher Heldenthaten in Heldengedichten, hätte besungen werden können. Wir leugnen nur, daß sein Lager bey Zeithayn mit unter seine Heldenthaten zu rechnen ist. Von diesen hat der Dichter selbst einige in seinem schon angezeigten Heldenlob auf diesen König kürzlich gerühmet; worauf er aber itzo ein Heldengedicht machen will, das ist dazu kein gehöriger Stoff. Zu geschweigen, daß die Ausführung gar nicht epopeermäßig ist, und eine blosse, ob gleich oft poetische Erzehlung und Beschreibung von dem Lager in sich

hält,

hält, welche in ausführlichern prosaischen Beschreibungen schon zu lesen sind.

Wir betrachten also dieses Gedicht, als eine poetisch-historische Beschreibung des grossen Lagers bey Zeithayn, und lassen dabey den Begrif eines Heldengedichts gar aus den Gedanken. Aber, auch in dieser Absicht fordern wir mit Rechte, daß es sich von den prosaischen Beschreibungen durchgängig weit entferne, und daß darinne lieber dasjenige weggelassen sey, was sich nicht edel und einem Gedichte anständig sagen läßt. Aber, hierwider hat der Herr von König in diesem Gedichte sehr verstossen. Er hat sich vorgenommen, eine recht ausführliche Beschreibung des Lagers in Versen zu liefern; da er doch leicht hätte vorher sehen können, daß es genug prosaische Geschichtschreiber finden würde, welche auch die gemeinsten Kleinigkeiten nicht zu vergessen pflegen. Er hat sich also in die Beschreibung vieler geringen und sehr besondern Dinge eingelassen, und daher sein Gedicht, welches da, wo es edle Gegenstände hat, sich meistentheils in seiner Würde erhält, oft sehr matt, prosaisch und kriechend machen müssen. Zum Beweise dessen wollen wir einige Stellen anführen, wo die Verse, durch die allzu ängstlich beobachtete Genauigkeit in den Beschreibungen niedrig worden sind. Auf der 203 Seite heißt es von den polnischen so genannten Ulanen oder vielmehr Tartarn:

Der Oberrock iſt weiß, gemacht nach Art der Polen,
Die Hoſen ſind ſehr weit, und hängen auf die Sohlen,
Von Tuch, als dieſe ſind, iſt auch roth, oder blau
Ihr kurzes Unterkleid, doch ſchließt es ſich genau.

Wie matt wird nicht alles hier durch die genaue Anzeaung der Farbe und der Gröſſe der Kleidung! Auf der 211 Seite ſteht folgende allzu beſondere Beſchreibung:

Doch, waren die (die Ritter des weiſſen Adlerordens)
gekleidt in dunkles purpurroth;
So trugen, wie ihr Herr, und zwar auf ſein Geboth,
Der Preuſſen Obere, die man vom Stabe nannte,
Ein Feuerrothes Kleid, ſo hell, als ob es brannte;
So zierlich angemacht, als ehmals in Berlin,
Bey dem Beſuch Auguſt zuerſt gekleidt erſchien,
Mit Schleifen ſchwer von Gold an Arm und Bruſt beſetzet,
So gleich an Schnitt und Art, daß es das Aug ergetzet.
Wer mehr zugegen war, von Preuſſens Heeresmacht,
War nur gekleidt, wie ſonſt, in ſeiner Kriegestracht:
Doch die Verſchiedenheit des Blauen und des Weiſſen
War, wie ſo mancher Held, beſchenswerth zu heiſſen.

In der weitläuftigen Beſchreibung, des vierfachen Pferdeaufzuges, ſind auch ſehr viel Dinge enthalten, welche in einem Gedichte nur Kleinigkeiten ſind. Es heißt z. E. auf der 225 Seite:

Man hatte ſie (die Sattelknechte) gekleidt zur Pracht
ſowohl, als Schau,
Nach unſrer Lieberey, in Silber, gelb und blau.
Dieß war der erſte Theil. Auf dieſen kam noch weiter,
Als Führer abermals ein fertiger Bereuter,
Wie andre ſeiner Art in rothes Tuch gekleidt,
Die goldne Schnur darauf war durchgebrochen breit ꝛc.

auf

auf der 226 Seite:

Sie (die caramanischen Pferde) wissen von Natur sich zierlich zu bewegen,
Sind theils schmal von Gestalt, jedoch starck an Vermögen,
Von Schenkeln, Sehnen reich, geschmeidig, zierlich, fein,
Von Hufwerk alle gut, von Füssen leicht und klein.
Sie machten ohne Noth sich selbst muthwillig müde,
Dann schlossen diesen Zug zween Reut und Sattelschmiede,

und auf der 230:

Am Ende liessen sich zween Sattelknechte blicken,
Davon ein jeder auch des Hofes Dienstkleid trug,
Die schlossen so gepaart der Pferde langen Zug.
Als dieses alles nun, der Ordnung nach, geschehen,
Ließ vor den Kutschen sich ein Wagemeister sehen,
Vorreuter, Kutscher, Knecht und auch er selbst dabey,
Trug, wie die vorigen, des Hofes Liberey.

Macht nicht alles dieses bloß der Reim und das Sylbenmaaß zu Versen? Noch eine von dergleichen matten Stellen, auf der 236 Seite:

Es waren viermal sechs (Maulthiere) in einer langen Reih,
Und gingen Stück um Stück. Kaum waren zwey vorbey,
So ließ gleich einer sich von ihren Treibern finden,
Die hatten kleine Hüt und blaue Gürtelbinden,
Und fast nach solcher Art, als eines Botsmanns Tracht,
Ein blau und gelbes Kleid mit Silber ausgemacht.

Ob nun gleich dieses Gedicht von solchen niedrigen Stellen voll ist, so fehlt es ihm doch auch nicht an Schönheiten. Besonders ist die Erfindung lobenswürdig, da der Dichter bey dem Zelte, wo das Frühstück eingenommen worden, die Eintracht erscheinen, und ein wünschendes

Lied,

Lied, zur Tafelmuſik der beyden Könige anſtimmen läßt.

Von der Ueberſetzung des frantzöſiſchen Trauerſpiels des Herrn Pradon, des Regulus, hätten wir viel zu ſagen; wir wollen alſo lieber gar nichts davon ſagen.

Die luſtigen Reime auf die verſchiedenen zur Luſt ehemals am ſächſiſchen Hofe angeſtellten Wirthſchaften, welche einen groſſen Theil der Sammlung einnehmen, machen dem Hrn. von König nach ſeinem Tode, ſo wohl ihrer Güte, als ihres Inhalts wegen, wenig Ehre. Man ſieht aus dem Inhalte derſelben allzu deutlich, was der Dichter am ſächſiſchen Hofe für eine Perſon mag geſpielet haben. Denn Leute, die mit dem Könige von Polen und den Groſſen des Hofes ſo reden dürfen, wie ein Joſeph, ein Schmeael und ein Heutſchel, können wohl ſchwerlich was höhers vorſtellen, als dieſe. Wir ſchieben es alſo dem Herrn Herausgeber in ſein Gewiſſen auf was für Art ſich die nochmalige Bekanntmachung dieſer Reime entſchuldigen laſſe?

Wir müſſen nicht vergeſſen, zu erinnern, daß auch ein kleiner Anhang von geiſtlichen Gedichten an dieſer Sammlung befindlich iſt.

Wir haben oben unter andern geſagt, daß man unter des Hrn. von Königs Gedichten noch hin und wieder Spuren von den alten Spielwerken mit den Nahmen, Zahlen und Zweydeutigkeiten antreffe. Wir wollen einiges zum Exempel hiervon anführen. Auf der 280 Seite,

steht folgende Ueberschrift auf ein Gartenhaus, so einer Dame, Namens Victoria, zugehörte, und darinnen ein Johanniterritter wohnte:

Dieß Gartenhaus sey dir, o schöner Sieg, geweiht,
Du Gottheit, die mit Recht ein edler Ritter liebet,
Weil jeder Streiter sich so lang im Kämpfen übet,
Bis daß ihn noch zuletzt des Sieges Gunst erfreut.
Du giebst mir, kleiner Ort das gröſseste Vergnügen,
Ich kann, was mich besiegt, hier wiederum besiegen.
Ein andrer brüste sich, wenn er vor aller Welt
Mit öffentlicher Pracht den Siegeseinzug hält.
Hier sind ich einsam, still, verschlossen in der Enge,
Vom Siege selbst umarmt, das schönste Siegsgepränge.

Das Gedicht auf die kayserl. Krönung im Jahr 1742 fängt sich auf der 272 Seite also an:

Nunmehr entziffert uns der zweyte Krönungstag
So deutlich, als es nur der Zweifel fordern mag,
Es sey, in unsrem Carl, der glücklichen Zahl Sieben,
Von dem Verhängniß längst der Kayserthron verschrieben.

Und auf der 342 Seite steht folgende Antwort an den Herrn General Feldmarschall Flemming, als Se. Excellenz ein Scherzsinngedicht auf ihn verfertiget, ihm aber dabey eine kostbare Tabactodose zum Geschenke geschicket hatte:

Mich greift dein letzter Vers zwar heute ziemlich an:
Allein die Dose macht, daß ichs verschnupfen kann.

Wenn es mit der gnädigen Erlaubniß der Herren Pseudohallerianer geschehen konnte, und wenn es nicht in dem Rathe der unbiegsam förmigten

migten Dichter schon beschlossen wäre, daß diejenigen des Meropuritanismi schuldig geachtet werden müsten, welche die Rauhigkeit in Versen weder loben, noch vertheidigen: so würden wir kein Bedenken tragen, die äusserliche Tracht der königischen Muse noch einer ziemlichen Rauhigkeit zu beschuldigen. Indessen bitten wir, nur die von uns angeführten Stellen ein wenig zu betrachten.

Diejenigen Dichter, welche der Herausgeber im Anhange den sel. Herrn von König besingen läßt, sind Haman, Richey, beyde Brockes, Surland, Wille, Junker und Gottsched.

Den Beschluß machen einige Briefe an den Herrn von König; nämlich der deutschen Gesellschaft in Leipzig, Herrn M. Mays, Hrn. M. Krausens, Hrn. Prof. Gottscheds und der Jungfer Zäunemannin. Diese Briefe sind von geringer Erheblichkeit, und wir können uns nicht überreden, daß sie der Herausgeber um der in der Vorrede angezeigten Ursache, nämlich ihrer Wichtigkeit und besondern Schönheit wegen geliefert hat; vielweniger glauben wir, daß er einen solchen Dank dadurch bey der gelehrten Welt verdienen wird, als die Herausgeber der leibnitzischen Briefe. Doch die geheimen Ursachen davon sind leicht zu ergründen. Es fragt sich nur, ob solche ganz besondere und niemals zum Drucke bestimmte Briefe so viel beweisen, als öffentliche und von den Verfassern selbst bestätigte Bekänntnisse? Briefe sind schriftliche Unter-

Unterredungen. Wie unbillig aber würde es nicht seyn, wenn man die Meinungen und Aussprüche eines Menschen, durch dessen vor 12 und mehr Jahren geführte, und längst in Vergessenheit gerathene Privatunterredungen, widerlegen wollte?

****

Schulzrede
für die
Freyheit der Gelehrten, *
abgefasset,
und in einer Gesellschafft von Gelehrten gehalten,
von einem wahren
Menschenfreunde.

Haller.

Wer frey darf denken, denket wohl.

Vorbericht.

Der Verfasser gegenwärtiger Rede unterstehet sich, sich einen wahren Menschenfreund zu nennen. Er ist dabey überzeugt, daß er sich diesen grossen Namen nicht

* Diese Rede ist uns zugleich mit der von der Glückseligkeit der Zweifler, mitgetheilet worden.

anmassen kan, wenn man ihn in der allerschärfst
Bedeutung nimmt. Er glaubt aber auch, d
er ihm in so ferne zukömmt, als man ihn denen
nigen beyleget, welche sich bemühen, die wa
Glückseligkeit aller Menschen, auf alle mögli
Art, befördern zu helfen. Diese Rede wü
nicht im Drucke erschienen seyn, wenn er ni
glaubte, daß sie etwas zur Erreichung dieses sei
Endzweckes beytragen könnte. Sollte die
nicht geschehen, oder gar etwann das Geg
theil erfolgen: so wird er sein Unternehmen e
so sehr bereuen, und auf andere Art den Sc
den zu ersetzen sich bemühen, als er seine Mitb
ger liebet. Seine vernünftigen Leser werden i
also, wenn er gefehlet hat, um desto eher ver
hen, weil er in der Meynung, was Gutes
stiften, gefehlet hat. Dieses ist es, was er h
mit vor den Augen aller Welt und vor dem
gesichte des allwissenden GOttes bezeuget.

****

Hochzuehrende Herren,

Die dunckeln und meistentheils falschen
griffe, welche von undencklichen Ze
her so wohl gantze Völcker, als einz
Personen, von der Freyheit gehabt haben,
die Ursachen unzählicher, öffentlicher und ge
me[...] Unruhen gewesen. Alle, so viel ihrer a
gewesen, sind darinne mit einander übereingek
m

men, daß sie sich unter der Freyheit etwas edles, hohes, prächtiges und höchst wünschenswürdiges vorgestellet haben. Viele haben sie für dasjenige wahre und höchste Gut gehalten, um dessentwillen man alle andere Güter, so sehr sie auch den Sinnen schmeichelten und den Geist ergetzten, verachten, und um dessen Erlangung und Behauptung willen man Leib und Leben wagen müsse. So haben die meisten von der Freyheit geurtheilet, und sie sich einen Antrieb zu höchst wichtigen und erstaunlichen Thaten seyn lassen, ohne zu wissen, was sie ist. Griechenland hielt den Untergang des ganzen Vaterlandes für viel erträglicher, als den geringsten Verlust seiner Freyheit. Solon, der weise Stifter der athenensischen Gesetze, und Lykurgus, der strenge Lacedämonische Gesetzgeber, befahlen, mit der Jugend die beschwerlichsten Leibesübungen anzustellen; solche Uebungen, welche bey uns die grösten Martern genennet werden, und welche auch unzählige griechische Jünglinge, in der muntersten Blüthe ihrer zarten Jugend, mit sich dahin rissen. Sie gaben solche Gesetze, welche man, wenn man sie an sich selbst betrachtet, für Zerstörer der allgemeinen Ruhe und Glückseligkeit eines Staates halten muß; und sie gaben sie bloß um der Behauptung ihrer Freyheit willen. Rom wußte nach der Verwandlung seines Staates in eine freye Republick nichts grösseres und nichts edleres zu nennen, als seine Freyheit. Was hat es zu einen Schauplatze weltberühmter und verewigter

Männer und Thaten gemacht? war es nicht die unüberwindliche Liebe zu seiner Freyheit? Worinn unterscheidet sich denn noch itzt das mächtige England, das Freyheitliebende Polen von andern Staaten Europens, und warum glauben sie, sich nebst den andern freyen Republicken, allein in dem Besitze der höchsten Glückseligkeit eines Staates zu sehen? Ihre Freyheit ist es, welche solche Vorstellungen in ihnen hervorbringt. So eifrig nun gantze Völcker und Staaten mit vereinigten Kräften nach dem Besitze und nach der Behauptung dieses ihres eingebildeten höchsten Gutes ringen, so begierig streben auch unzählige einzelne Personen nach der Freyheit in ihren Leben und Handlungen. Fast jeder wünschet sich über alle Gesetze erhaben, und niemanden, als sich selbst, unterthan zu seyn; denn er glaubt, daß hierinnen die wahre Freyheit bestehe. Diese ist es, worinne er sein höchstes Gut suchet; die Mittel aber, welche er zu Erlangung desselben anwendet, führen ihn meistentheils zum höchsten Uebel. Unglückliche Menschen! die ihr den Vorzug eures Verstandes vor dem Verstande der unvernünftigen Thiere dazu anwendet, daß ihr euch die dunckeln und falschen Begriffe, welche derselbe gefasset hat, zu den schändlichsten Handlungen verleiten, und euch durch sie nicht selten in ein immerwährendes Verderben stürtzen lasset! wäre es, wenn man euch allein, als Theile der Welt, betrachtete, nicht besser, wenn eure Seelen zu nichts, als zu klaren Begriffen, geschickt wären?

Ein

Ein gesetztes Gemüth, welches der falsche Glantz der betrüglichen Eitelkeit niemals zu blenden fähig ist; ein Gemüth, welches die wahren Güter genau und behutsam zu unterscheiden weis, welches aus bloß klaren und undeutlichen Begriffen keine einzige wichtige Handlung zu unternehmen gewohnt ist; welches sich von allem, was es unternimmt, wenn nicht selbst der unerforschliche Wille der weisen Vorsicht ein anderes beschlossen hat, einen glücklichen Ausgang gewiß versprechen kan, ein solches Gemüth stellt sich eine gantz andere Freyheit vor, wenn es sie, als eines der größten Güter der Erden betrachtet; eine Freyheit, welche ihren Besitzern diejenige Glückseligkeit in der That gewähret, welche viel tausend andere, bey ihrer eingebildeten Freyheit, fälschlich zu besitzen glauben; eine Freyheit, welche zur Erlangung des wahren höchsten Gutes unentbehrlich, und das allersicherste Mittel ist, eine Freyheit, welche unumschränckt ist, und keine Ueberwältigung von den mächtigsten Tyrannen der Erde zu befürchten hat. Wer diese Freyheit besitzt, der kan sich mitten unter einen monarchischen Staate, ja mitten unter den elendesten Sclaven, in Ketten und Banden, befinden; und dennoch unverrückt in dem Besitze dieses edlen Klenodes verbleiben. Gantze freye Staaten werden bezwungen, und dem herrschsüchtigen Willen ihrer Ueberwinder unterwürfig gemacht; nur der, welcher sich seiner Freyheit rühmen kan, bleibt sein eigner König, wenn auch die gantze Welt

zu Sclaven würde. Er lacht, wenn ganze Völcker für ihre Freyheit, Gut, Leib und Leben lassen, und wenn er sie, wenn sie auch dieselbe behaupten, dennoch unter dem Joche der schändlichsten Sclaverey einem Tyrannen fröhnen sieht, dessen Gewalt sie nicht entgehen, so lange ihr Verstand voll falscher Begriffe ist, und so lange sie um ihrer falschen Freyheit willen die wahrhaftesten Güter auf das Spiel setzen; denn dieser ist ihr eigenes Herz. Wer dieses samt seinen wilden Begierden gebändiget, wer diesem die Bestimmung und Einrichtung seiner Handlungen verwehret, die schädlichen Leidenschaften unterdrücket, und sich von aller ihrer Herrschaft über seinen Willen losgerissen hat, der kan sich des Besitzes der größten Güter, einer unumschränckten Herrschaft über sich selbst, einer wahren Freyheit, rühmen. Wem sein Herz nicht schaden kan, bey dem sind die Anfälle der wildesten Tyrannen vergebens, und wer seine Leidenschaften bezwungen hat, der hat die ganze Welt bezwungen.

O wenn doch nicht auch durch diese Betrachtung die betrübte Wahrheit bekräftiget würde, daß alle wahre Güter etwas seltnes sind! Das Wesen der wahren Freyheit ist sehr wenigen bekannt, und noch wenigere besitzen dieselbe. Es ist eine vielzuwichtige Sache, die Eitelkeit verachten, und seine Leidenschaften beherrschen zu können, als daß sie, ohne eine vorhergegangene völlige Verbesserung und Einrichtung des Verstandes und der Vernunft der Menschen,

schen, möglich seyn sollte. Unser Wille thut nichts, als daß er uns zu Ausführung der Entschliessungen, welche der Verstand für gut befindet, Befehl ertheilet. Soll uns der Wille befehlen, die Leidenschaften zu bändigen: so muß der Verstand dieses erst für ein Gut erkannt haben. Wie kan es aber dieser dafür erkennen, wenn er noch nicht das Vermögen besitzt, das Wahre von dem Falschen, und das Gute von dem Bösen zu unterscheiden. Dieses Vermögen in dem menschlichen Verstande hervor zubringen und allgemein zu machen, und durch dasselbe die Bändigung der Leidenschaften, die wahre Freyheit und Glückseligkeit der Menschen, zu befördern, ist von den grauen Zeiten des unsterblichen Thraciers, des göttlichen Orpheus, an, die Bemühung der Gelehrten gewesen. Die Weltweißheit, und die Gelehrsamkeit überhaupt, sind die hellen Lichter, welche unsern Verstand erleuchten; sie bilden unsre Begriffe, daß wir Deutlichkeit und Wahrheit in denselben antreffen, und aus ihnen richtige Folgen und Schlüsse ziehen können. Je mehr sich die Gelehrsamkeit ausbreitet, je weiter erstreckt sich die Erkenntniß des Guten und Bösen; und diese wird zur Erlangung unsrer Freyheit nicht eher hinlänglich seyn, als bis im Reiche der Gelehrsamkeit eine völlige Freyheit herrschen wird. So erwünscht und unumgänglich nöthig die Freyheit der Gelehrten ist, so sehr ist sie doch fast zu allen Zeiten und an allen Orten gehin-

dert und unterdrückt worden. Auch noch zu unsern Zeiten, da, seit der Ankunft der Gelehrsamkeit auf unsrer Erde, so viele Wahrheiten von so vielen vortreflichen Männern erfunden und bekannt gemacht worden sind, und da noch täglich so viele Gelehrte an der Ausbreitung der gesunden Vernunft arbeiten, und den menschlichen Verstand mit deutlichen Begriffen zu bereichern sich bemühen; auch noch itzo, da ganz Europa die unendlichen Verdienste eines unsterblichen Newtons, Leibnitzens und Wolfs im Reiche der Gelehrsamkeit empfindet und verehret; auch noch itzo, da die christliche Religion in verschiedenen Staaten von dem abscheulichsten Aberglauben grossentheils gereiniget, und von den schädlichsten Feinden der gesunden Vernunft und des menschlichen Verstandes befreyet worden, hat die Freyheit im Reiche der Gelehrten noch lange nicht völlig durchbrechen können; sondern sie wird noch hin und wieder durch die Macht der Einfalt, welche noch diese Stunde auf dem Throne sitzet, und durch eine tyrannische Staatsklugheit, in gar enge Schranken eingeschlossen. Wie sehr müssen nicht diese Betrachtungen einen aufrichtigen Mitbürger der Erde betrüben! O! wenn doch hier Gründe und Beweise einen wirksamen Eindruck in die Hertzen derjenigen zu machen fähig wären, welche diese Freyheit befördern können: so wollte ich ihnen die Nothwendigkeit derselben aus solchen Gründen darthun, welche sie, wenn sie

sich

sich nicht der Menschlichkeit begeben wollen, unmöglich leugnen können. Doch die Wichtigkeit und die Gerechtigkeit dieser Sache hat mich so eingenommen, daß ich mich nicht enthalten kan, auch ihnen, H. H. nach meiner Einsicht, zu zeigen, daß zur Aufnahme der Gelehrsamkeit eine völlige Freyheit in derselben unentbehrlich ist.

Ich würde strafbar seyn, wenn ich diesen Satz deswegen auszuführen willens wäre damit ich Sie, als von einer unbekannten Wahrheit, davon überzeugen möge. Ich müßte Sie für keine Kenner, ja für keine Liebhaber der Gelehrsamkeit halten, wenn ich so gesinnet wäre. Wer einmal die Kraft der Wahrheit empfunden, und die Süßigkeit der Gelehrsamkeit geschmecket hat, der steht in der Erforschung der Wahrheit niemals stille; sondern, je mehr er weis, je mehr wünscht er zu wissen. Kan er sich aber auf die Erfüllung seines Wunsches Hoffnung machen, wenn keine Freyheit im Reiche der Gelehrten herrscht? und kan er auch nur einmal diesen Wunsch thun, wenn er nicht überzeugt ist, daß eine völlige Freyheit in dem Reiche der Gelehrsamkeit nothwendig erfordert werde? Sie, H. H sind würdige Mitbürger dieses vortreflichen Reiches. Sie sind also überzeugt, daß eine völlige Freyheit in demselben unentbehrlich ist, wenn es in Aufnehmen kommen soll. Nichts destoweniger unterstehe ich mich, Ihnen meine Gründe zu entdecken, welche mich von

dieſer Wahrheit ſo feſt überzeuget haben. Die menſchlichen Gemüther ſind ſo beſchaffen, daß ſie der Vertheidigung ſolcher Wahrheiten, welche ſie mit Eifer behaupten, ſelten überdrüßig werden. Ich kan mir alſo von Ihnen um deſtomehr Aufmercksamkeit und geneigtes Gehör verſprechen, je wichtiger die vorhabende Wahrheit iſt. Vielleicht bin ich ſo glücklich, hin und wieder etwas zuſagen, welches Ihre Ueberzeugung noch feſter, und Ihr Vergnügen darüber vollkommner macht. Sollte ich aber, welches auch weit eher von mir zuvermuthen iſt, gar nichts vorbringen, welches Ihrer Aufmercksamkeit würdig wäre: ſo ſind Ihre Beſcheidenheit bey Wahrnehmung fremder Fehler, Ihre großmüthige Bereitwilligkeit zum Verzeihen, und Ihre beſondere Gewogenheit gegen mich, mehr als hinlänglich, mir den ſtärckſten Troſt bey der Schwäche meiner Kräfte zu gewähren.

Wenn ich mich nicht zu dem groſſen Haufen jener Verkehrten geſellen will, welche ſich die dunkelſten und verwirrteſten Begriffe, wie von einem Strome, dahin reiſſen und zu den verwegneſten Unternehmungen und größten Unruhen verleiten laſſen, welche, um einer falſchen Freyheit willen, ganze Reiche und Staaten umzukehren, kein Bedencken tragen; ſo darf ich mir nicht eher vornehmen, die Gründe meiner Ueberzeugung vorzutragen, und die Freyheit in der Republick der Gelehrten zu erheben, als bis ich Ihnen, H. H. meinen Begriff von dieſer Freyheit

heit bekant gemacht habe. Im Reiche der Gelehrten herrschet alsdenn diese edle Freyheit, wenn niemand, welcher einen gesunden menschlichen Verstand hat, in Erforschung der Wahrheiten gehindert wird; wenn einem jeden erlaubt ist, seine Gedancken über göttliche und menschliche Dinge frey zu entdecken, wenn niemand, welcher auch Irrthümer oder solche Wahrheiten vorträgt, die mit den herrschenden Religionen und Staatsverfassungen streiten, deswegen in Fortsetzung seiner Betrachtungen und in Bekantmachung seiner Sätze, gestöret, vielweniger mit Gefängniß, Bann, Feuer und Schwerdt verfolget wird, und kurtz, wenn ein jeder dasjenige, was nur im geringsten etwas zur Erweiterung der Gelehrsamkeit beytragen kan, so wohl schriftlich, als mündlich, der gantzen Welt bekant machen darf. Eine solche Freyheit im dencken, reden und schreiben ist es, von welcher ich behaupte, daß sie zur Aufnahme der Gelehrsamkeit nothwendig erfordert werde.

Sie verstehen mich bereits hieraus, daß ich die Freyheit, alles zu reden, was oft rachgierige, verleumderische, schmähsüchtige, aufrührische und boshafte Gemüther zu reden wünschen; die Freyheit, ungegründete Satiren, Schmähschriften, und solche Schriften auszustreuen, welche ein Volck wieder seinen Fürsten empören, und sonst die Ruhe und die Glückseligkeit eines Staates, ja einzelner Personen wircklich und nothwendig stören, daß ich diese Freyheit, sage ich, nicht un-

ter

ter die guten und nothwendigen Mittel zur Aufnahme der Gelehrsamkeit rechne. Eine solche Freyheit ist keine Beförderinn der Vernunft, der Wahrheit und der Glückseligkeit. Nur diese unentbehrlichen Gefährdten des menschlichen Lebens soll diejenige Freyheit, von welcher ich hier rede, erzeugen und befördern. Diejenige Freyheit nun, deren Kennzeichen ich nur vorher dargestellet habe, ist zur Beförderung der Gelehrsamkeit nothwendig.

Lassen sie uns doch unser Augenmerck etwas genauer auf die Gelehrsamkeit, und auf das Nutzbare in derselben, richten! Wir wollen sehen, was dazu erfodert wird, wenn die Wahrheiten einen Einfluß in das menschliche Leben haben sollen. Es fällt bey dem ersten Anblicke in die Augen, daß dasjenige, was einen allgemeinen Nutzen haben soll, nicht im Verborgen bleiben, sondern kund und offenbar werden muß. Die Gelehrsamkeit ist nicht von der gütigen Vorsicht deswegen vom Himmel herab zu uns gesendet worden, daß wir sie in die Studierstube einschliessen, und ihren Einfluß in das menschliche Leben in die engen Grenzen der Republik der Gelehrten einschränken sollen. Nein, ein so grosses Gut konte uns die göttliche Vorsehung nicht um eines so geringen und eingeschränkten Nutzens willen ertheilen. Ihr Hauptzweck dabey war die Beförderung der Glückseligkeit aller Menschen. Nichts ist vernünftiger, als daß diese um desto mehr befördert werden muß, je weiter sich der

Um-

Umfang der Gelehrſamkeit erſtrecket, und je ſtärcker ihr Licht den Verſtand der Menſchen erleuchtet. Wie können aber ihre Grenzen erweitert werden, wenn denen, welche dieſes thun wollen, verwehret wird, ihre Kräfte zu dieſen wichtigen Wercke anzuwenden? und wie kan ſie den Verſtand erleuchten, wenn ihr Licht in engen und verborgenen Winkeln verſteckt bleibt, wo es ſeine Stralen auf nichts, als auf leere Wände, ſchicket? Was nützet der Welt das reichhaltigſte Goldbergwerk, welches beſtändig in dem Schooſſe der Erden eingeſchloſſen bleibt, zu welchem die geſchäftigen Hände des Bergmannes niemals dringen, und durch gute Ausbeute deſſelben ganze Völcker reich und beglückt machen? Würde nicht ein Landesherr wieder ſeinen und ſeiner Unterthanen Nutzen auf eine unverzeihliche Art ſündigen, wenn er ein ihm bekantes Bergwerk in ſeinem Lande ungegraben, und die größten Schätze, welche der gütige Urheber der Natur, der Bedürfniß der Menſchen zu Hülfe zu kommen, in die Erde gelegt hat, nicht zu dem beſtimmten Nutzen anwenden, und, auf eine undankbare Weiſe, im verborgenen laſſen wollte? Alle Menſchen würden ein ſolches Bezeigen für abgeſchmakt, unbillig und unvernünftig erklären. Verhält ſich dieſes mit den Mitteln, welche bloß zur Erhaltung unſres Leibes dienen, alſo: warum ſoll es mit dem, was unſere Seelen betrift, anders beſchaffen ſeyn? Ja warum ſollen wir nicht weit mehr be-

sorat seyn, die Schätze des menschlichen Verstandes, welche die wahre Glückseligkeit unserer Gemüther befördern, und unentbehrliche Mittel dazu sind, aus der Finsternüß an das Licht zubringen? Warum verwehren wir denn den vortreflichsten Geistern, einen guten Theil ihrer gelehrten Gedancken zu entdecken, und warum zwingen wir sie oft, ihre nützlichen Entdeckungen bey sich allein zu behalten? Durch solches Verfahren wird der Wahrheit und der Tugend der Eingang in die Herzen fast aller Menschen verschlossen, und den Irrthümern, dem Aberglauben und den Lastern, Thür und Thor in dieselben geöfnet. Kaum erblicken die unglückseligen Bewohner unserer Erden einen Stral der Wahrheit, und kaum empfinden sie in ihren Herzen den ersten Zug zu einer wahren und durch die Vernunft hervorgebrachten Tugend, so werden sie so gleich, durch die listigen und mächtigen Hindernisse, welche ihnen die Einfalt, der Aberglaube und eine verkehrte Staatsklugheit verursachen, wieder mit Nebel und Finsterniß umzogen, und von dem edlen Triebe einer vernünftigen Tugend, in die einem vernünftigen Wesen höchst unanständigen Fesseln eines blinden Gehorsams verstossen. Dieses sind die schönen Früchte von der Sclaverey, unter deren Joche noch der gröste Theil der gelehrten Republik seufzet, und deren Bitterkeit noch die späteste Nachwelt schmecken wird. Ist es uns demnach im Ernste um die Vermehrung und Ausbrei-

breitung der gesunden Vernunft, des Verstandes, der Tugend und der wahren und beständigen Glückseligkeit zuthun: so müssen wir den Gelehrten eine völlige Freyheit im Denken, Reden und Schreiben verstatten.

Wo diese Freyheit mangelt, da muß die Beförderung der Gelehrsamkeit nothwendig sehr langsam vor sich gehen. Die Gelehrten müssen alle ihre Gedancken und Meynungen einander mittheilen können, wenn ihre Bemühungen ihren Nutzen haben sollen. Oft wird eine Wahrheit erfunden; sie ist aber, wie alle Dinge bey ihrem ersten Anfange, noch ganz unkentlich und, wie die Hülsenfrüchte, in viele Zweifel, als in straubichte Schalen, eingehüllet, welche nicht zu ihrem Wesen gehören, und sie so lange verbergen, bis andere Gelehrte sie durch Prüfen und Wiederlegen, von allem, was an ihr fremdes, zweifelhaftes und falsches ist, gäntzlich befreyen, und sie selbst in ihrer reizenden Gestalt und vollkommenen Reiffe darstellen. Dieses Beystandes wird die Wahrheit, und dieses unaussprechlichen Nutzens werden die Menschen beraubet, wenn es den Gelehrten nicht erlaubt ist, ihre Gedancken bekant zu machen. Es bleiben unreife Früchte eines der Wahrheit mächtigen Verstandes, und nutzen weniger als die Goldstuffen, welche noch nicht von den Schlacken gereiniget sind. Diese werden doch an das Licht gebracht, und ergötzen die Augen; jene aber bleiben im Verborgen, und werden zur Stiftung des vielfältigen

fältigen Guten, deſſen ſie ihrer Natur nach mehr, als zu fähig ſind, untüchtig gemacht.

Ein Uebel iſt ſelten ohne das andere, und es wird natürlicher Weiſe eines aus dem andern um deſto leichter erzeugt, je näher ſie mit einander verwandt ſind. Die Sclaverey im Reiche der Gelehrten bekräftiget dieſe verhaßten Wahrheiten mehr, als zu ſehr. Faſt in allen Staaten ſind einige Wahrheiten und Sätze verboten, öffentlich vorzutragen und zu behaupten. Ein Uebel, welches ſo lange mit Gedult ertragen werden muß, als es diejenigen nicht zu verdammen für gut befinden werden, in deren Gewalt es ſtehet, ob ſie den Lauf der Wahrheit und der Tugend, hindern oder befördern wollen. Doch dieſes Uebel würde viel erträglicher ſeyn, wenn es allein wäre, und nicht ein anderes, noch gröſſeres, erzeugte. Nichts iſt gewiſſer zumuthmaſſen, ja die beſtändige Erfahrung lehret es unwiederſprechlich, daß viele Gelehrte durch dergleichen Befehle, abgeſchrecket werden, viele vortrefliche Gedancken kund zu machen, deren Bekantmachung nicht verboten iſt. Was für ein Schatz von Gelehrſamkeit bleibt nicht um deswillen tief in den Gemüthern der gelehrteſten Männer vergraben! wie ſehr wird hierdurch die Beförderung der Gelehrſamkeit gehindert! Die Gelehrten ſind hier in eben den Umſtänden, in welchen ſich die im Kriege befinden, welche, wenn ſie von ihrem oberſten Befehlshaber allzu allgemeine Verhaltungsbefehle bekommen, aus Furcht, die Befehle

fehle zu übertreten, und dadurch in die schärfsten Strafen zu verfallen, weniger thun, als ihnen erlaubt ist, und dadurch den Feinden viele Vortheile lassen, und den glücklichen Fortgang ihrer Waffen nicht wenig verhindern. Wie oft werden hierdurch nicht diejenigen, denen die Durchsehung derjenigen Schriften, welche dem Drucke übergeben werden sollen, anvertrauet ist, zu Unterdrückung solcher Schriften und Gedancken verleitet, welche, wenn sie bekannt gemacht würden, gar wohl das Ihrige zur Aufnahme der Gelehrsamkeit beytragen, und weder der Staatsverfassung des Landes, noch der herrschenden Religion zuwider wären, auch sonst nicht die Ruhe des Volckes und einzelner Personen störeten! Woher kömmt aber dieses? Daher, daß die, denen ihre unumschränkten Beherrschung politischer Staaten so werth und ihr höchstes Gut ist, dadurch einen Theil ihrer eingebildeten wahren Glückseligkeit zu behaupten dencken, daß sie nicht eine völlige Freyheit im Reiche der Gelehrsamkeit herrschen lassen. O verkehrte Begriffe von dem besten Gebrauche der obersten Gewalt!

Ich will mich bemühen, etwas tiefer in das Wesen der Gelehrsamkeit einzudringen, damit ich die Ursachen desto genauer entdecken kann, um welcher willen eine völlige Freyheit in derselben, zu ihrer Aufnahme, unentbehrlich ist. Ich kann die Gelehrsamkeit nicht anders betrachten, als ein Ganzes, welches aus unzählichen fest verbundenen Theilen bestehet. Sie ist eine Menge

theils erwieſener, theils wahrſcheinlicher Sätze, welche, wenn ſie ihre Kraft haben ſollen, nicht im geringſten von einander getrennet werden können. Sie iſt wie eine Kette, welche, wenn nur ein einziges Glied mangelt, ſchon nicht ganz zu gebrauchen iſt, und welche zu dem Gebrauche, wozu ſie ihrer gehörigen Länge nach, beſtimmet iſt, um ſo viel ungeſchickter wird, je mehr Glieder in derſelben fehlen. So iſt auch die Gelehrſamkeit zu ihrem groſſen Zwecke, zur Beförderung der wahren Glückſeligkeit der Menſchen, noch ſo lange unzulänglich, als einige Wahrheiten und Meynungen, als nothwendige Theile derſelben, in ihren Zuſammenhange fehlen, und von ihr abgeſondert, in den Gemüthern gelehrter Männer eingeſchloſſen bleiben. Der muß noch wenig Zeit und Mühe auf die Erforſchung der Wahrheit gewendet haben, und die Schwäche des menſchlichen Verſtandes noch nicht gewahr worden ſeyn, welcher ſich überreden kann, die Gelehrſamkeit ſey bereits zu dem höchſten Gipfel ihrer Vollkommenheit geſtiegen, oder ſie habe auch einen ſo hohen Grad derſelben erreicht, daß ſie zur Erlangung der menſchlichen Glückſeligkeit hinlänglich wäre. Ich will alſo diejenigen, welche ihr ganzes Leben der Erforſchung der Wahrheit gewidmet, und ſich weder Zeit noch Mühe, noch Schweiß haben gereuen laſſen, Verſtand und Vernunft unter den Sterblichen auszubreiten und das Reich der Gelehrſamkeit zu erweitern; welche mit unermüdeten Fleiſſe die vortreflichen

Schriften

Schriften der Alten gelesen, und sie zum Grunde ihrer fernern Nachforschungen gelegt haben: welche es für ihre vornehmste Pflicht halten alle Kräfte ihres Verstandes anzustrengen, gesetzt, daß sie auch in ihren ganzen Leben nur eine einzige Wahrheit erfinden sollten, und welche dennoch bis an den letzten Augenblick ihres gedankenvollen Lebens nicht müde werden, der Wahrheit, diesen allerunschätzbarsten Kleinode, nachzutrachten; diese will ich zu Zeugen anruffen, daß die bereits erfundenen Wahrheiten, zu denjenigen, welche noch kein menschlicher Verstand erreicht hat, kein anderes Verhältniß haben, als wie das Endliche zu dem Unendlichen hat. Haben wir also wohl Ursache, in Bekanntmachung des unendlich weitläuftigen, aber uns noch fast gantz unbekannten Reiches der Wahrheiten saumselig zu seyn, gleich, als ob wir nicht noch für blosse Fremdlinge darinne anzusehen wären? Wollen wir uns, als Mitglieder der Republick der Gelehrten, von unsern unermüdeten Mitbrüdern den geldbegierigen Europäern beschämen lassen, welche weder See, noch Klippen, noch Sturm scheuen, und gantz Ost- und Westindien durchschiffen und durchreisen, der Armuth zu entfliehen, und Gold, Edelsteine und sonst unzählige Schätze zu sammlen? Nein, wir wollen uns ihr Beyspiel zur Aufmunterung dienen lassen, und, da sie um vergänglicher und eitler Güter willen, Leib und Leben wagen, uns, ohne dergleichen Gefahr im geringsten zu befürchten, in unsere Büchersäle und

Studierstuben verschliessen, und unsern Geist, dem Mangel des Erkenntnisses des Wahren und des Falschen, des Guten und des Bösen zu entgehen, in das Reich der Wahrheiten ausschicken, und uns die größten Hindernisse nicht abschrecken lassen, durch solche edle Beschäftigungen uns und unsre Mitbürger glückselig zu machen! Ihr Mächtigen in der Welt! ihr Beherrscher des Erdbodens! ihr, deren Gewalt und Hoheit euch die sichersten Mittel, zu Ausrichtung solcher Thaten, an die Hand giebt, welche eurem Stande gemäß, eurer Verewigung beförderlich, und dem, der euch zu Königen und Fürsten gesalbet hat, angenehm sind; unterstützet doch mit euern Armen, die Bemühungen der Gelehrten, lasset ihren Gedanken freyen Lauf, verbietet ihnen nicht, dasjenige kund zu machen, was das Reich der Gelehrsamkeit erweitert, muntert sie vielmehr darzu auf, daß sie alle Kräfte ihrer Seele zur Erforschung der Wahrheit anwenden, und der Welt nicht das geringste verschweigen, was sie, als Gelehrte, gedacht und erfunden haben! Wenn ihr ihre Unternehmungen nicht befördert, wenn ihr euch ihren Bestrebungen noch ferner widersetzet: so haben wir mehr Ursache, zu fürchten, daß noch dereinst die Barbarey den ganzen Erdboden in das Joch der Sclaverey zwingen, als zu hoffen, daß auch nach 1000 Jahrhunderten, wenn anders unsre Erde ein so hohes Alter erreichen sollte, die Aufnahme der Gelehrsamkeit um ein merkliches vermehret seyn wird. Die Nachwelt soll

Rich-

Richterinn darüber seyn, ob ich recht urtheile, wenn ich, wegen der angeführten Ursachen, behaupte, daß das Reich der Gelehrsamkeit nicht in den erwünschten Flor kommen und merklich erweitert werden kann, wenn nicht eine völlige Freyheit in seinem Staate herrschet.

Doch, ich will für meiner Sache, welche, wenn sie auch aus unumstößlichen Gründen erwiesen zu seyn schiene, dennoch falsch wäre, wenn ihr die Erfahrung widerspräche, diese letztere reden lassen. Die Geschichte der alten und neuen Zeiten mögen auftreten und meine Zeugen seyn, daß das würcklich im Reiche der Gelehrten geschiehet, wovon ich bisher nur gesagt und gezeigt habe, daß es darinne geschehen müsse. Thue ich einen Blick in die ältesten Zeiten nach Egypten, so zeigen sich mir daselbst in den Götzentempeln so unerhörte Seltenheiten, welche, wenn sie bey dem jüdischen Volcke in der Hütte des Stifts oder im Tempel zu Jerusalem anzutreffen gewesen wären, noch bis itzo von dem Abergläuben für göttliche Wunderwercke gehalten würden. Ich erblicke solche Werke der Kunst, welche die sichersten Zeugen von der Vortreflichkeit des Verstandes derjenigen sind, welche sie erfunden und zubereitet haben. Das Wasser springt aus beweglichen Gefässen nach wunderbaren Figuren; Die Thüren eröfnen und verschliessen sich von sich selbst; Todte und unbeseelte Körper werden theils lebendig, theils mit köstlichen Salben, welche seit dem noch kein Mensch zubereiten kann,

auf ewig vor der Verweſung verwahret; kurz, alles was ich ſehe, zeugt von einer erſtaunlichen Kenntniß der Natur. Pythagoras, deſſen Weisheit damals den ganzen Orient in Erſtaunen geſetzt, und deſſen Einſicht noch itzo die größten Weltweiſen bewundern, hat größtentheils ſeine Weltweisheit aus Egypten geholet; und vielleicht wäre kein Plato und kein Ariſtoteles Lehrmeiſter des ganzen Erdbodens geworden, wenn nicht ihr Lehrmeiſter, Pythagoras, in Egypten in dieſem äuſerſten Winkel der Erde, bey den faſt gänzlich in Vergeſſenheit gerathenen Götzendienern, ein Schüler der Weisheit geweſen wäre. So hoch nun aber auch die Gelehrſamkeit unter den egyptiſchen Prieſtern geſtiegen, und ſo lange ſie auch ſchon in den egyptiſchen Tempeln gewohnet hatte, ſo war doch nicht nur faſt der ganze Orient, ja faſt der ganze Erdboden in die dickſte Finſterniß der Unwiſſenheit verhüllet, ſondern es war auch ſelbſt in Egypten, auſſer den Tempeln, keine Spur der Gelehrſamkeit anzutreffen. Woher kam es nun, daß, da bereits ein hohes Erkenntniß unter den Menſchen anzutreffen war, daſſelbe doch ſich im geringſten nicht ausbreitete, ſondern ſtets, wie die egyptiſchen Götzen, in den Mauern ihrer Tempel, eingeſchloſſen blieb? Es war nichts anders Urſache daran, als die unerhörte Vorſichtigkeit, mit welcher die Prieſter, wozu ſie auch ihre Urſachen zu haben glaubten, alle ihre Weisheit vor allen Menſchen auf das genauſte verheelten. Keiner davon durfte

durfte das geringste bekannt machen, und wenn ein Fremder, als Pythagoras, nur einen Vorschmack ihrer Wissenschaft haben wollte, so muste er zuvor so harte Prüfungen ausstehen, welche niemand zu überwinden im Stande war, als welcher so eine brennende und unersättliche Begierde nach der Weisheit hatte, als Pythagoras. Könnte auch ein Beyspiel klärer zeigen, daß die Gelehrsamkeit eine todte und unnütze Sache ist, und nicht das geringste Wachsthum zu hoffen hat, wenn ihre Kenner nicht die Freyheit haben, ihre Wissenschaften bekannt zu machen?

Ich will die Betrachtung der übrigen alten Zeiten und Völcker einen jeden überlassen, welcher sie kennet, und aus den vorgefallenen Veränderungen zu vernünftigen Betrachtungen Anlaß zu nehmen Einsicht genug besitzet. Der itzige Zustand der Gelehrsamkeit bey verschiedenen Völckern lehret ein gleiches. Warum sind in verschiedene Abendländer noch so wenig Stralen von dem hellen Lichte der Wahrheit gedrungen? Warum ist noch in den meisten orientalischen Ländern von Europa, ein Gelehrter von einem Teufelsbanner wenig unterschieden? Ja warum herrschet noch selbst in dem Innern desselben so viel Aberglauben und Unwissenheit? Nicht darum, weil theils die Bemühungen der größten Gelehrten mit Bann, Feuer und Schwerdt belohnet, theils die allmählich eindringenden Stralen der Wahrheit, sorgfältig von den Grenzen derer Länder, wo Pfaffen und Mönche am Ru-

der sitzen, und sich der Gewalt des Fürsten zu Unterdrückung der Künste und Wissenschaften boßhaft bedienen, abgelenket; theils die gelehrtesten Männer, durch die Befehle der Mächtigen, in Eröfnung ihrer Gedanken gestöret, und durch die zu befürchtenden Strafen, in Ausbreitung der Wahrheit gehindert werden? Wollen wir desto mehr überzeugt seyn, daß dieses würklich die Ursachen davon sind, so dürfen wir nur die edelmüthige, die freye, die gelehrte Nation der Engländer betrachten. Welches Land in Europa, ja welches Land des ganzen Erdbodens kann sich so vieler gelehrter und berühmter Männer, in allen Theilen der Gelehrsamkeit rühmen, als England? Wo sind so viele und so wichtige Wahrheiten erfunden, erwiesen, und bestärket worden, als in England? Wo hat aber, auch seit langen Jahren eine so grosse Freyheit im Denken, Reden und Schreiben der Gelehrten geherrschet, als in England? Dieser weltberühmte Sitz einer gründlichen Gelehrsamkeit, diese glückselige Werkstatt der Wahrheit, hat uns vor so vielen Nationen gezeiget, was die Schärfe des menschlichen Verstandes vermag; ja England hat uns gezeiget, was alle Völker thun müssen, wenn sie recht gelehrt und recht glückselig werden wollen. Verewigter Newton! deine unendlichen Verdienste würden allein die Freyheit, welche in deinen Vaterlande, wie im Staate, also auch in der Gelehrsamkeit herrschet, allen Völkern der Erden zum bewundernswürdigen Muster darstellen,

ſtellen, wenn nicht deine Inſul, auch auſſer dir, Geiſter hervorgebracht hätte, welche zwar deinem Geiſte nicht gleich kommen, doch unzählliche berühmte Männer anderer Völker übertreffen! Fahret fort, ihr weiſen Häupter des engliſchen Staates, euren Gelehrten eine völlige Freyheit zu verſtatten! Fahret fort, durch dieſe nie genug zurühmende Nachſicht, Vernunft, Verſtand, Tugend und Glückſeligkeit unter euren Landesleuten, ja unter allen Völkern, gemein zu machen! Wollen die gegenwärtigen Zeiten dieſe eure Verdienſte nicht erkennen, ſo wird ſie die Nachwelt bis an den Himmel erheben; und vergilt euch itzo dieſelben der Undank mit Schmach und Bitterkeit; ſo wird ſie euch nach dieſem die Huld der Vorſicht deſto reichlicher belohnen.

Ich habe Sie, H. H. faſt von einem Ende der Oberfläche unſrer Erdkugel bis zum andern, von Egypten bis nach England, geführet, und überall die Erfahrung, für die Gerechtigkeit meiner Sache, das Wort führen laſſen. Wir wollen nunmehr dem Wachsthume der Gelehrſamkeit in Ruhe nachdenken, und wiederum die Erfahrung, die glücklichſte Vertheidigerinn aller Wahrheit, zu unſrer Lehrmeiſterinn erwählen. Wenn wir die Stärke und den Wachsthum der Gelehrſamkeit aufmerkſam betrachten: ſo finden wir, daß nicht alle Theile derſelben in ihrem Wachsthume gleich ſtark geweſen, und daß immer eine Wiſſenſchaft vor der andern einen unendlichen Vorzug am Reichthume von Wahr-

heiten hat. Warum können wir die Figuren und Gröſſen der Dinge, ohne Maaß und Gewicht, bloß mit Zirkeln, Linien und Zahlen, auf eine bewundernswürdige Art, ſo genau und gewiß beſtimmen? Warum können wir, durch Hülfe der Lehre von den Kegelſchnitten, die verborgenſten Eigenſchaften der krummen Linien, und das Verhältniß des Endlichen zu dem Unendlichen, welches den Unwiſſenden alle menſchliche Vernunft zu überſteigen ſcheinet, entdecken? Warum können wir, durch allerley einförmige Veränderungen gleichgültiger Zahlen, ſo unbekannte Gröſſen erfinden, zu deren Erforſchung, allem Anſehn nach, eigentlich eine göttliche Allwiſſenheit erfodert wird? Warum haben ſich ſchon ſo viele Sternkundige in den unendlichen Raum der Sterne, in die Höhe geſchwungen, und ſolche Gröſſen und Laufbahnen der ungeheuern Himmelskörper, zu welchen kaum der Blick unſrer blöden Augen dringen kann, ausgemeſſen? Ich kann es keiner andern Urſache zuſchreiben, als dieſer, daß diejenige Wiſſenſchaft, aus welcher alles dieſes Erſtaunenswürdige ſeinen Urſprung hat, nämlich die Meßkunſt, ſo beſchaffen iſt, daß ſie faſt zu keiner Zeit und in keinen Lande dem Aberglauben verdächtig vorgekommen, und von ihm in ihren Laufe iſt geſtöret worden. Daher hat ſie leicht zu einer ſolchen Vollkommenheit gelangen können, in welcher ſie bereits, zum ewigen Beweiſe der Vortreflichkeit des menſchlichen Verſtandes, ihr prächtiges

Haupt

Haupt vor allen andern Wissenschaften weit empor hebet. Der Aberglaube war viel zu einfältig darzu, als daß er aus den unansehnlichen und einfachen Dingen, womit sich die Meßkunst beschäftiget, aus den Puncten, Linien und Zirkeln, so grosse und wichtige Folgen hätte vermuthen können; sonst würde er sie ebenfalls gewiß in ihrer ersten Kindheit zu unterdrücken gesucht haben. Allein, die gütige Vorsicht hat uns diesen Schatz nicht entziehen wollen. Aber, könnten wir doch auch andere nützliche Wissenschaften in einen so schönen Glantze erblicken! Wie sehr haben wir Ursache zu klagen, daß nur diejenigen Theile der Gelehrsamkeit, welche dem Aberglauben und der verkehrten Staatsklugheit nicht so sehr verdächtig vorgekommen sind, und welche sie eben gänzlich, wie die meisten, stets in den dicksten Nebel der Irrthümer hat eingewickelt wissen wollen, zu einiger Gründlichkeit gelanget sind, die allermeisten aber noch erst eine völlige Befreyung von ihrer Sclaverey erwarten!

Mich dünckt, H. H. aus solchen Betrachtungen erhält die Wahrheit, welche ich mich auszuführen erkühnet habe, ihre völlige Stärke. Und wenn sie noch an ihrem Grunde einigermassen zweifeln: so bin ich versichert, daß es nicht der Wahrheit selbst, sondern bloß meinem Vortrage zuzuschreiben ist. Wenigstens fühle ich die Kraft der Beweise, welche ich vielleicht kaum in ihrer halben Stärke vorgetragen habe, in meinem Verstande mehr als zu sehr, und ich werde immer

mehr

mehr davon überzeugt, jemehr ich die Schwäche der Gründe gewahr werde, aus welchen viele nicht nur an der Richtigkeit derselben zweifeln, sondern sie gar für eine höchst schädliche Wahrheit halten. Wie unnöthig befürchtet man doch, die über den Verstand des gemeinen Mannes etwas erhabene Wahrheiten, würden ihn, wenn sie ihm alle ohne Unterscheid vorgetragen würden, in seinen Pflichten irre machen und verführen! Kann er nicht, wenn er sündigen will, von 1000 andern Dingen Gelegenheit dazu nehmen? Und wie verwegen stellt man sich doch den gemeinen Mann vor, wenn man von ihn glaubt, daß er, aus bloß übel verstandenen Sätzen, mehr Neigung zu den Lastern bekommen werde, als er durch die Gesetze und rührenden Ermahnungen seiner Vorgesetzten und Lehrer davon abgehalten wird! Wie schlecht urtheilen diejenigen, welche glauben, daß viele Wahrheiten, welche an sich würklich nützliche und wichtige Wahrheiten sind, die größten Unruhen im Staate und in der Religion anrichten würden, wenn man sie bekannt machen wollte! Wenn ja einige verkehrte Seelen dieselben zum Vorwande gestifteter Unruhen brauchen wollten; kann denn nicht eben diejenige Gewalt, welche ihre Bekanntmachung verwehret, auch dergleichen übeln Folgen, welche doch weder häufig, noch nothwendig, daraus entstehen, Einhalt thun? Würde es aber nicht durch eine freye Eröfnung aller gelehrten Gedanken endlich dahin kommen, daß überall im

Staate

Staate und in der Religion, eine vernünftige Einrichtung herrschete, indem, durch vieles Streiten und Wiederlegen, endlich den Fürsten selbst die Augen aufgiengen? mögen doch dabey Irrthümer über Irrthümer zum Vorscheine kommen. Keiner kann doch so wichtig seyn, daß er so gleich eine Grundsäule des Staates oder der Religion umstossen sollte; und keiner kann so gegründet seyn, daß ihn nicht Vernunft und Wahrheit, welche alsdenn freye Macht und Gewalt haben, bald und völlig sollten zernichten können. Streken Morgan und Tindal alle ihre Kräfte dran, die christliche Religion zu bestürmen, so finden sich sogleich Chapman und Warburton, welche, durch ihre Wiederlegungen, dieselbe noch mehr befestigen. Will ein Machiavell Land und Volk der blossen Willkühr des Fürsten, samt Ehre, Gut, Leib und Leben, aufopfern; so setzt sie ein Antimachiavell, durch neue Gründe, wieder in ihre völligen Rechte. Kein Land eines hartnäckigen Feindes kann ohne Krieg und Blutvergiessen erobert werden; und wenn man zu den Besitze der Wahrheit gelangen will; so kann dieses nicht anders, als durch gelehrtes Streiten und Kämpfen, geschehen.

So erscheine denn einmal, O erwünschte Zeit! in welcher die edle Freyheit im Reiche der Gelehrten völlig die Oberhand gewinnet! Wofern es wahr ist, daß die Gelehrsamkeit noch lange nicht zu ihren höchsten Gipfel gestiegen; so sind alle Menschen, welchen die Vorsehung Kräfte dazu verlie-

verliehen hat, verbunden, das Wachsthum derselben, nach aller Möglichkeit, befördern zu helfen. Der meiste Theil ihrer Bemühung aber wird, wie bisher, also auch in Ewigkeit vergebens seyn, wenn sie nicht von einer völligen Freyheit unterstützet wird. Erwäget doch, ihr schädlichen Feinde dieser unentbehrlichen Freyheit, erwäget doch, daß die Wahrheiten, so lange sie verborgen sind, keinen Nutzen unter den Menschen schaffen können; daß, bey dem Mangel dieser Freyheit, unzählige nützliche Gedanken und Wahrheiten in den Gemüthern der größten Geister, aus Furcht der Strafe, welche auf die Bekanntmachung diesen nur ähnlichen Gedanken und Meynungen gesetzt sind, verschlossen bleiben; erwäget doch, daß die Wahrheiten in der Gelehrsamkeit so fest mit einander verbunden sind, und daß ihr Zusammenhang so nothwendig ist, daß, ohne den größten Schaden der Gelehrsamkeit, nicht eine einzige von ihr getrennet werden kann; erwäget es, daß allezeit ein jedes Land durch Gelehrsamkeit desto berühmter geworden ist, je mehr Freyheit unter den Gelehrten desselben geherrschet hat, und daß eine jede Wissenschaft, eine um desto höhere Stuffe ihrer Vollkommenheit erreichet hat, je weniger verbotene Wahrheiten in derselben enthalten sind: so werdet ihr mit einhälligen Munde gestehen müssen, daß ich weder eine ganz ungegründete, noch eine schädliche Meynung zu behaupten und darzu thun, mich bemühet habe.

Ihre Minen, H. H. versichern mich von den eifrigen

eifrigen Wünschen, welche Sie in Ihrem Herzen nach diesem unschätzbaren Kleinode, nach der völligen Freyheit im Reiche der Gelehrten, thun. Ich weis, Sie sind bereit, um der Wahrheit willen alles zu wagen, was mit den Pflichten gegen Gott, gegen andere Menschen, und gegen sich selbst bestehen kann. Beharren Sie bey diesem edlen Vorsatze, und suchen Sie stets die Bande zu zerreissen, mit welchen die Einfalt und die Herrschsucht noch die wahren Verehrer und Kenner der Gelehrsamkeit in einer Sclaverey erhält, welche Ihnen, da Sie zu dieser Freyheit gebohren sind, nicht anders, als höchst schimpflich seyn kann. Verhöhnen Sie dabey, mit einer großmüthigen Gelassenheit, die Niederträchtigkeit so vieler kleinen Geister, welche ihren Hals dem Joche der Unwissenheit so gehorsam darbieten, und sich ein recht Vergnügen daraus machen, stumme Personen im Reiche der Gelehrten zu spielen, sich der edelsten Freyheit berauben zu lassen, und freywillige Opfer der Unvernunft, der Einfalt und der Bosheit zu werden.

****

Schreiben an die Verfasser.

Meine Herren,

In dem zweyten Stücke ihrer Bemühungen haben sie ihre Gedanken, über die Wahl und den Vortrag der Hauptsätze

sätze in den Reden entdeckt, und zugleich dadurch einen Zusatz zu der beliebten Redekunst des berühmten Herrn Professor Gottscheds gemacht. So verwegen und unnütze mir anfangs diese ihre Abhandlung vorkam, so angenehm war es mir doch hernach, als ich wirklich unterschiedenes neues in derselben antraf, welches nicht mit ausdrücklichen Worten von dem Herrn Professor gesagt worden ist. Ich mache mich itzo einer gleichen Verwegenheit schuldig, da ich das IX Hauptstück aus dem ersten Theile seiner ausführlichen Redekunst, welches von Erregung und Dämpfung der Gemüthsbewegungen handelt, vornehmen und hin und wieder einige Erläuterungen beyfügen will, die ich mir nach und nach gesammlet habe. Finden Sie, M. H. diese Erläuterungen für würdig, einen Platz in ihren Bemühungen einzunehmen, so steht es in ihrem Belieben, ob Sie dieselben einrücken wollen. Ich wünsche itzo nichts mehr, als daß meine Gedanken von den Gemüthsbewegungen, eben so neu und gegründet, als die übrigen von der Wahl und dem Vortrage der Hauptsätze, seyn mögen; zum wenigsten schmeichle ich mir doch, unterschiedenes zu sagen, was man bey der Lehre von der Erregung und Dämpfung der Gemüthsbewegungen nützlich wird anwenden können.

Von der Nothwendigkeit, die Gemüthsbewegungen zu erregen und zu dämpfen, darf ich hier wohl nichts anführen; es ist dieses so ausgemacht und so klar, und von so vielen geschickten

Lehrern

Lehrern der Beredsamkeit, darunter nur der Hr. Professor Gottsched der vornehmste zu seyn scheint, auf das bündigste bewiesen worden, daß ich nur eine unnütze Arbeit unternehmen würde, wenn ich noch mehr davon sagen wollte. So viel ist gewiß: daß die ganze Bemühung eines Redners umsonst und vergebens seyn würde, wenn er nur den Verstand, nicht aber die Herzen, seiner Zuhörer lenken wollte. Die Neigungen der Menschen sind zu verderbt; sie hören das Gute kaltsinnig an, ohne es auszuüben. Eine Rede also, die die Neigungen des Zuhörers nicht besiegt, ist keine wirklich beredte Rede. Wie soll man aber dieses anfangen, daß man seine Absicht erreicht? Man muß nur die Leidenschaften seiner Zuhörer kennen; man muß sie nur zu seinem Vortheile anwenden; man muß ihre Irthümer und Vorurtheile widerlegen; das Gute und Böse auf allen Seiten mit lebendigen Farben abschildern; einen Abscheu vor den Lastern erwecken; ihre verführerischen Reizungen zerstreuen, und hingegen die Gestalt der Tugend beliebt machen; man muß seine Vorstellungen mit einem Strohme von nachdrücklichen und lebhaften Worten begleiten, allerley kühne Figuren und Redensarten wagen, und mit einem Worte, alle Gestalten annehmen, die Herzen der Zuhörer zu fesseln und ihre Neigungen gefangen zu nehmen. Ich will mich hierbey nicht länger aufhalten, sondern ungesäumt einige allgemeine Regeln von der Erregung und Dämpfung der Gemüthsbe-

wegungen geben, hernach aber auf jede Gemüthsbewegung insbesondere, in der Ordnung, wie sie der Hr. Professor Gottsched in seiner ausführlichen Redekunst beliebt hat, fortgehen, und hin und wieder einige Anmerkungen machen.

1) Zuförderst muß sich ein geschickter Redner erst selbst in denjenigen Affekt setzen, den er bey seinen Zuhörern erregen will; er muß selbst von derjenigen Sache gerühret seyn, damit er auch andre rühren kan; er muß selbst lieben und hassen, hoffen und fürchten, frohlocken und trauren, wenn seine Zuhörer desgleichen thun sollen; man muß es ihm an seinem Gesichte, an seiner Stellung, an seinen Minen, an seinen Gebehrden, an seinen Bewegungen und an seinen Worten abmerken können, daß es ihm ein Ernst sey, seine Zuhörer in Bewegung zu setzen; mit einem Worte, der Redner muß aus Herzensgrunde reden. Deswegen schreibt Horaz den Poeten vor:

Si vis me flere, dolendum est
primum ipsi tibi.

Gewiß, eine nöthige Regel, die sich auch die Redner merken können! Was soll man nun von denjenigen geistlichen und weltlichen Rednern denken und sagen, die ihre Reden mit einem gezwungenen und einförmigen Tone, ohne Abwechselung und Veränderung der Stimme und des Gesichts, ohne Bewegung, und ohne Leben und Geist hersagen? Kan man wohl von ihnen glauben daß sie aus Herzensgrunde reden? Kan man aus ihrem äusserlichen Vortrage nur mit einiger

Wahr-

Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß ihnen die Besserung ihrer Zuhörer ein wahrer Ernst sey? Sollte man nicht fast das Gegentheil daraus schliessen? Wie wollen also dergleichen schläfrige und matte Redner die Herzen der Zuhörer rühren, da sie selbst nicht gerührt sind? Das beste Mittel hierzu zu gelangen und denjenigen Affekt, den man bey seinen Zuhörern erregen will, vorher bey sich selbst rege zu machen, ist eine starke und lebhafte Einbildungskraft, die sich alles auf das deutlichste vorstellet, was zur Sache gehört, und was Schaden oder Vortheil bringt. Wer diese besitzt, der wird keine grosse Mühe anwenden dörfen, sich fröhlich oder betrübt zu machen; bey angenehmen Begebenheiten wird sein Herz von sich selbst frohlocken und jauchzen, bey traurigen werden seine Augen ohne vielen Zwang Thränen vergiessen, und bey erstaunlichen und schrecklichen Zufällen wird die Furcht alle seine Glieder zitternd machen. Freylich kömmt hierbey vieles auf das Temperament und die Gemüthsneigung des Redners an: denn dieser ist zu einem Affekte mehr, als zu dem andern, geneigt, nachdem er von Natur mehr weichlich als hart, und mehr zur Fröhlichkeit, als zur Betrübniß aufgelegt ist; allein, eine lebhafte Einbildungskraft ersetzt doch diesen Fehler des Temperaments, und vermehret oder vermindert einen Affekt, nachdem daß sie stark oder schwach ist. Selbst eine schwache Einbildungskraft, kan öfters durch das Lesen der feurigsten Stellen aus

guten Rednern, Poeten, und sonderlich Tragödienschreibern, auch durch die lebhafte Erinnerung fröhlicher oder trauriger Zufälle, die den Redner selbst betroffen haben, rege gemacht werden. Ein Feuer zündet das andere an, und es müßte ein Redner entweder nicht die geringste Lebhaftigkeit besitzen, oder gar keines Affekts fähig seyn, wenn er von den Reden einer Phädra, eines Oedipus, einer Zayre, eines Polyeukts und eines sterbenden Cato nicht gerührt werden sollte. Die Historie von dem römischen Komödianten Polus, der seines Sohnes Aschenkrug mit auf die Schaubühne nahm, als er die Elektra vorstellen sollte, wie sie ihren Bruder beweinet, ist zu bekant, als daß ich sie hier zum Beweise anführen sollte, daß auch die Erinnerung fröhlicher und trauriger Begebenheiten einen Redner in Affekt setzen könne.

2) Ein kluger Redner muß es dem Zuhörer nicht merken lassen, daß er ihn in einen Affekt bringen will, sondern er muß ganz von ungefähr kommen, und den Zuhörer alsdann am ersten überraschen, wenn er am sichersten ist: denn, wenn der Zuhörer schlau und boshaft ist, so entdeckt er des Redners Absicht, verhärtet sich zum voraus, entzieht dem Redner seine Aufmerksamkeit, und macht also des Redners ganze Bemühung zunichte. Hierinnen versehen es viele geistliche Redner, die, wenn sie die Erregung der Affekten, oder, wie sie es zu nennen pflegen, die Nutzanwendung anfangen, es allemal den

Zu-

Zuhörern vorher sagen: nunmehro wollen wir euch noch zeigen, was ihr aus unsrer Predigt lernen und thun sollet; allein, wie gesagt, sie schaden öfters sich selbst und ihren Zuhörern dadurch, wenn diese es nicht hören wollen. Weit besser ist es also, daß der Redner die Erregung der Affekten unvermerckt in seinen Vortrag mit einflechte, und der Zuhörer schon bestürmet werde, ehe er es selbst noch gewahr wird. Hierdurch gewinnet der Redner den Vortheil, daß sich der Zuhörer ihm nicht so leicht widersetzen kan, sondern schon halb gewonnen ist, wenn er erst anfangen will, sich zu widersetzen. Ich habe bey dieser Regel weiter nichts zu erinnern, als dieses, daß sich niemand einbilden darf, ich widerspräche mit dieser itzigen Regel demjenigen, was ich oben gesagt habe: man müsse es dem Redner an seinem Gesichte und an seinen Worten abmerken, daß es ihm ein Ernst sey, seine Zuhörer in Bewegung zu setzen. Es ist ganz etwas anders, dem Redner abmerken, daß er die Affekten errege, als wenn sich es ein Redner zum voraus und zur Unzeit merken läßt, daß er seine Zuhörer in Bewegung setzen will. Jenes ist eine nothwendige Pflicht eines Redners, dieses aber ist ein Fehler von ihm. Durch jenes nützet er seinem Zuhörer, indem er ihn durch seinen lebhaften Vortrag überzeugt, er glaube selbst, daß die Sache, von der er redet, gut oder schädlich sey; durch dieses aber schadet er seinen Zuhörern, daß sie ihre Aufmerksamkeit

von einer Sache, die ihnen verdrießlich ist, abwenden und sich also nicht bessern, wie doch der Redner gewünscht hat.

3) Ein geschickter Redner muß den Hauptaffekt seiner Zuhörer wissen. Wo sich also eine grosse Menge von Zuhörern befindet, die von verschiedenen Leidenschaften regieret werden, da muß sich auch ein kluger Redner mit seinen Bewegungsgründen darnach richten, so, daß er die Bewegungsgründe nicht nur für einen Affekt, sondern für alle Hauptleidenschaften zugleich, ausdenkt. Er muß also seine Absicht nicht nur auf die stolzen und ehrgeizigen, sondern auch auf die wollüstigen und geldgeizigen richten, und auch diese zu gewinnen suchen: denn sonst dringen seine Bewegungsgründe nur bey einem Theile seiner Zuhörer ein, die übrigen beyden Theile aber nehmen sich die Worte des Redners nicht an, und denken, es gehöre nicht für sie. Diese Regel müssen sich sonderlich die geistlichen Redner empfohlen seyn lassen, weil sie allezeit einen Haufen von gemischten Zuhörern vor sich haben. Eben so müssen sie auch sehen, was sich für dieses oder jenes Zuhörers Stand und Alter schickt, und darnach ebenfalls ihre Bewegungsgründe einrichten: denn beydes trägt oftmals viel zur Ueberredung des Zuhörers bey. So könnte man alte betagte Leute, die der Wollust noch stark ergeben sind, am besten davon abziehen, wenn man zeigt, daß sich dergleichen Thorheit gar nicht für ihr Alter schickt, und daß

sie

sie ihrem schwächlichen Leibe den empfindlichsten Schaden dadurch zuziehen.

4) Man muß bey der Erregung eines Affekts nicht auf einmal zu donnern und zu blitzen anfangen, oder etwan gar nur anfangs stürmen, und hernach immer schwächere und schwächere Worte gebrauchen, und die Stimme abnehmen und sinken lassen, bis man zuletzt gar aufhöret, und von dem Affekte auf etwas anders fällt. Nein, dieses hiesse nicht einen Affekt erregen, sondern nur den Zuhörer betäuben, oder ihn gar zum Lachen bewegen wollen. Im ersten Falle würden die Zuhörer auf einmal erstaunen und erzittern, der Affekt würde sie zu geschwind übereilen, die Worte des Redners würden zwar in die Ohren, aber nicht in die Herzen dringen, der Affekt würde geschwind wieder verrauchen, und die Zuhörer würden nicht einmal wissen, was ihnen wäre vorgesagt worden. Wäre aber im andern Falle nur der Anfang des Affekts feurig und hitzig, das Ende aber matt und schläfrig, so würde der Zuhörer in seinem Affekte eben so geschwind nachlassen, als der Redner in dem seinigen nachgelassen hat, und bey spöttischen Zuhörern würde noch dazu ein Lachen über den ungeschickten Redner entstehen. Diesen Fehler verweist Horaz den Poeten, wenn er schreibt:

Non fumum ex fulgore, sed ex fumo dare lucem
Cogitet - - - - - - - - - - -

Ein behutsamer Redner also sucht seinen Zuhö-

rer erst klüglich vorzubereiten, und ihn erst nach und nach in das rechte Feuer zu setzen. Seine Hitze vermehret sich fast bey jedem Perioden, bis sie endlich in volle Flamme ausbricht. Thut er dieses nicht, sondern fängt auf einmal zu hitzig an, so ist sein ganzes Feuer nur wie angezündetes Pulver, das bald wegrauscht, und seine Erregung der Affekten ist ein blosses Geschrey und ein blinder Lärm, der nichts hinter sich hat. Aus diesem folgt die

5) Regel: Hat ein Redner unterschiedne Affekten zu erregen nöthig, so fängt er von dem gelinden an, und höret bey dem heftigen auf. Widrigenfalls ist es wieder eine verkehrte Erregung der Affekten, der Redner würde den Affekt selbst schwächen, und der Zuhörer würde bald wieder laulich werden, wenn er auch noch so sehr vorher erhitzt wäre. Hierwider sündigen diejenigen Herren Homileten gar sehr, welche glauben, daß in einer geistlichen Rede alle fünf Arten der Nutzanwendungen seyn müßten. Wenn diese Herren genug geschmält und gestraft haben, so kommen sie mit dem Troste hinten nach, und zernichten auf einmal wieder alles, was sie vorher durch ihr Strafen etwan Gutes bey dem Zuhörer gestiftet haben. Die Ruchlosen und Roßhaften ermuntern sie aufs neue, daß sie denjenigen Trost auf sich ziehen, der doch nicht für sie gehöret, und geben ihnen dadurch nur neue Kraft und neuen Muth, immer weiter fortzusündigen, wenn sie ihnen kurz vorher die Lust zu sündigen benommen haben.

6) Merkt

6) Merkt der Redner, daß die Zuhörer von dem widrigen Affekte gar zu sehr eingenommen sind, so muß er denselben erst dämpfen, ehe er den andern zu erregen sucht, sonst bleiben die Zuhörer auf ihren Vörurtheilen, daß ihnen dieses oder jenes doch gut sey, was doch der Redner für schädlich ausgiebt. Z. E. wenn ein geistlicher Redner seinen Zuhörern die Lust zu himmlischen und geistlichen Güthern anpreisen wollte, so muß er ihnen erst zeigen, daß die irdischen Güther, als Ehre, Wollust und Reichthümer kein so grosses Vergnügen erwecken können, als man sich insgemein einbildet, und so würde er es mit allen Affekten machen müssen, wenn er befindet, daß die Zuhörer von den gegenseitigen eingenommen sind.

7) Ein gelinder Affekt erfordert einen gelinden, ein heftiger einen heftigen Vortrag. Viele junge Prediger versehen es hierinnen heute zu Tage, die nicht nur in ihren Erklärungen und Beweisen, sondern auch so gar in der Erregung der Affekten gar zu witzig und sinnreich seyn wollen; sie streuen eine Menge scharfsinniger Einfälle ein, sie bedenken aber nicht, daß sie dadurch nur den Verstand beschäftigen, den Willen aber indessen stille ruhen lassen. Andre hingegen, die sich auf ihre erlernte Weltweisheit etwas grosses einbilden, sind in ihren Predigten eben so trocken und mager, als sie in ihren philosophischen Abhandlungen sind, sie tragen lauter abgesonderte metaphysische Wahrheiten vor, machen dunkle Sachen durch ihre Erklärungen noch dunkler, setzen

Grundsätze zum voraus, und bauen hernach ein
Menge tiefsinniger Schlüsse auf dieselben, wel
che der unaufgeklärte Verstand ungelehrter Zuhö
rer nicht begreifen kan, und selbst in die Erregung
der Affekten, wenn anders ein halbdutzend heraus
gezogener Folgesätze diesen Namen verdienen
mengen sie einen Haufen dunkler Lehrsprüche mi
ein, die der hunderte Zuhörer nicht einmal verste
hen kan. Heißt dieses wohl eine Erregung de
Affekten? Oder soll man nicht lieber die ganz
Predigt eine philosophische Disputation nennen
Diese Herren bilden sich ein, der gemeine Mann
könne so verworren und dunkel, wie sie, denken
sie wissen zwar selbst, was zu den Pflichten de
wahren Christenthums und zur Ausübung de
Tugend gehöret, sie können aber diese Pflichte
und diese Tugend ihren Zuhörern nicht angenehm
und beliebt machen. Mit einer Menge dunkle
Erklärungen und tiefsinniger Schlüsse ist es nich
genug, es gehöret mehr dazu, dieses ins Werk z
setzen.

8) Bey heftigen Affekten können bisweilen di
Bewegungsgründe in einiger Unordnung stehen
man kan die Bewegungsgründe für den Ehrgeiz
für die Wollust und für den Geldgeiz untereinan
der mischen; man kan bald einen stärkern vorhe
und einen schwächern hernach nehmen: denn s
redet ein heftiger Affekt selbst, und der Redner ka
dadurch am besten zeigen, daß ihn der Affekt selb
eingenommen und in Unordnung gebracht hab
Doch merke man hierbey wohl

9) D

9) Der Affekt muß nicht zu hoch getrieben werden, sonst verliert er alle Wahrscheinlichkeit, und wird in gelinden für weibisch, und in heftigen für grausam und rasend gehalten, und der Redner selbst macht sich dadurch mehr lächerlich, als daß er bey seinen Zuhörern einen gleichen Affekt erregen sollte.

10) Wenn die Sache einen so heftigen Affekt erfordert, daß sie allen menschlichen Glauben übersteigt, so richtet man das meiste mit Stillschweigen aus: Magni affectus stupent, parvi loquuntur. So könnte man bey abscheulichen und unerhörten Grausamkeiten im Kriege, oder auch ausser demselben, verfahren, wenn ein Redner nur Verstand und Klugheit genug hat, einen starken Affekt zu erregen.

11) Oefters auch kan ein geschickter Redner seinen Zuhörer mitten in der Rede bey seinem Affekte ergreifen, und ihn zu seinem Nutzen lenken. Ein schönes Exempel hiervon giebt uns Chrysostomus. Er eiferte wider die Verschwendung mit den Schuhen, welche zu seiner Zeit ganz unmäßig war, und hier begegnete es ihm, daß er im Eifer etwas vorbrachte, welches seine Zuhörer zum Lachen bewegte; hier ergriff er seine Zuhörer so gleich bey ihrem Affekte, wie wir unten hören werden. Die Stelle ist aus des Pater Gisbert christlicher Beredsamkeit genommen, und lautet nach des Hrn. Rector Kornrumpfs deutscher Uebersetzung auf der 552 Seite also: „Sind nicht die Schuhe“ deswegen gemacht, daß man sicher und ohne“ Furcht“

„Furcht durch den Unflath gehen und über schlim-
„me Wege kommen könne? Besorget ihr aber
„ja gar zu sehr, daß eure so kostbaren Schuhe
„möchten verderbet werden, so hänget sie doch lie-
„ber an den Hals, oder setzet sie auf den Kopf,
„damit sie euch nur bloß und allein zum Schmu-
„cke dienen mögen. Ihr lachet, meine Brüder,
„da ich solches zu euch sage, aber mir gehen die
„Augen über; diese Thorheit durchsticht mir mein
„Herz, und eure unmäßige Begierde nach sol-
„chen lächerlichen Possen presset mir Seufzer
„aus.„ Hierher könte man auch das rechnen,
was JEsus dort Luc. 23, v. 28 zu den jüdischen
Weibern sagte, als sie ihn beklagten und bewein-
ten: „Ihr Töchter von Jerusalem, weinet nicht
„über mich, sondern weinet über euch selbst und
„über eure Kinder.„ So könnte auch ein geistli-
cher Redner, wenn unter seiner Predigt ein hefti-
ges Donnerwetter entstünde und er die Zuhörer
darüber erschrocken befände, Gelegenheit neh-
men, sie bey ihrem Affekte zu ergreifen und sie ent-
weder zu warnen, zu strafen, oder zu trösten, wie
es die Beschaffenheit seiner Zuhörer zuliesse.
Freylich gehört eine gewisse Freymüthigkeit und
lange Uebung im Reden dazu, es kan aber doch
einem Redner nichts schaden, wenn er sich auch
auf solche Fälle gefaßt macht, die nur zu gewissen
Zeiten, an gewissen Orten, und an gewissen Per-
sonen vorkommen.

12) Ueberhaupt und zum Beschlusse merke man noch, daß eine ernsthafte Erregung der Affekten nichts

nichts gezwungenes und unnatürliches weder in der Ausarbeitung noch im Vortrage leide. Wenn der Redner ſchon zu künſteln anfängt, alsdann geht es ihm gewiß nicht vom Herzen. Am beßten iſt es, man ſtellt ſich vorher denjenigen Affekt, den man erregen will, lebhaft vor, und wenn man merket, daß man davon eingenommen iſt, ſo läßt man ſeinen Gedanken freyen Lauf und redet aus vollen Herzen. Hat der Redner ſonſt Verſtand und Klugheit, ſo darf er nicht befürchten, daß er weder in das niederträchtige, noch in das lächerliche, falle; und wenn er auf dieſe Art die Erregung der Affekten zu Hauſe ausgearbeitet hat, und dieſelbe hernach mit einer guten Stimme und Bewegung ſeinen Zuhörern vorträgt, ſo kan es unmöglich anders ſeyn, ſein Vortrag muß Eingang in ihren Herzen finden, ſonſt müßten ſie von Steine ſeyn.

Die Fortſetzung folgt künftig.

****

Fernere Ueberſetzung von Popens Verſuche vom Menſchen.

Der zweyte Brief.

Von

Der Natur und dem Zuſtande der Menſchen, in Betrachtung ſeiner ſelbſt, als eines einzelnen Dinges.

So kenne dich denn ſelbſt, und glaube nicht, daß du GOtt erforſchen könneſt. Der ei-

eigentliche Gegenstand der Untersuchungen der Menschen, ist der Mensch.

Dieser ist auf diese Erdenge in einen mittlern Zustand gesetzt; er ist ein Wesen von einer dunkeln Weisheit, und von einer groben Grösse; er hat zu viel Erkenntniß für die Secte der Zweifler, zu viel Schwachheit für den Stolz der Stoiker, und schwebt mitten inne, und ist zweifelhaft, ob er et was thun, oder nicht thun soll; zweifelhaft, ob er sich für einen GOtt, oder für ein Thier, hal ten soll; zweifelhaft, ob er seiner Seele, oder seinem Leibe den Vorzug geben soll? Er ist ge bohren, damit er sterben, und er schlieffet, dami er irren möge. Sein Verstand ist bey der Un wissenheit eben derselbe. Entweder er denkt z wenig, oder zu viel. Er ist ein Chaos von lau ter verwirrten Gedanken und Leidenschaften Stets wird er von sich selbst verführt, oder zurech te gewiesen. Er ist erschaffen, halb aufzustehen und halb zu fallen; ein grosser Herr aller Dinge und doch ein Knecht aller Dinge. Er allein i ein Richter der Wahrheit, und stürzt sich doch i unendlichen Irrthum. Er ist eine Ehre, ei Spiel, ein Räthsel der Welt.

Geh, wunderbares Geschöpf! steig auf die Hö hen der Wissenschaften. Geh, miß die Erd wäge die Luft, ordne die Ebbe und Fluth, ergrün de die Gesetze, nach welchen die Wandelstern herumschweifen, verbessere die alte Zeit, und zeig der Sonne ihren Weg. Geh, schwing dich m dem Plato bis zur obersten Sphäre, bis zu

höch

höchſten Gute, zur höchſten Vollkommenheit und zur höchſten Schönheit. Oder tritt in das verwirrte Rund, welches ſeine Nachfolger betreten haben, und ſage, daß der GOtt nachahme, welcher ſeine Sinne verleugnet; ſo, wie die morgenländiſchen Prieſter in ſchwindlichen Zirkeln herumlaufen, und ihre Köpfe um einen Kreis drehen, der Sonne nachzuahmen. Geh, lehre die ewige Weisheit, wie ſie anordnen ſoll; alsdenn falle in dich ſelbſt zurük, und ſey ein Thor!

Als jüngſt die obern Weſen ſahen, daß ein ſterblicher Menſch alle Geſetze der Natur entwickelte, bewunderten ſie eine ſolche Weisheit in einen irdiſchen Geſchöpfe, und ſahen den Newton ſo an, als wie wir einen Affen anſehen.

Konnte dieſer, an deſſen Regeln ſich die irrenden Kometen binden, auch eine einzige Bewegung unſres Geiſtes erklären oder beſtimmen? Konnte der, welcher die Sterne hier auf- und dort untergehen ſah, ſeinen eignen Anfang oder ſein Ende erklären? Doch, was iſt es Wunder? Der obere Theil des Menſchen kan ſich ungehindert erheben, und von einer Kunſt zur andern klettern: fängt man aber bey ſeinem eignen groſſen Werke an: ſo wird das, was die Vernunft webt, von den Leidenſchaften wieder zertrennet.

Zween Gründe ſind in der menſchlichen Natur feſtgeſezet. Die Selbſtliebe, zum Antreiben, und die Vernunft zum Zurückhalten. Wir nennen weder dieſe was Gutes, noch jene was Böſes. Eine jede wirkt zu ihrem Zwecke, alles zu be-

bewegen, oder zu regieren. Was zu dieſem ihrem Wirken dienlich iſt, das nennen wir allezeit ein Gut, und was ihm zuwider iſt, ein Uebel.

Die Selbſtliebe, die Quelle der Bewegungen, treibt die Seele zum wirken an. Die Vernunft vergleicht die Regeln des Ganzen, und wägt ſie ab. Hätte der Menſch nur dieſe: ſo würde er keine Handlung vornehmen können: hätte er nur jene; ſo würde er ohne Zweck wirken. Er würde ſeyn, wie eine Pflanze, welche an ihren beſondern Stengel gebunden iſt, Nahrung an ſich zu ziehen, ſich fortzupflanzen, und zu verdorren; oder wie ein Luftzeichen, welches als eine Flamme, unordentlich durch die Luft fliegt, und andere zerſtöret; indem es ſich ſelbſt zerſtöret.

Der Grund der Bewegungen erfordert viel Stärke. Er iſt emſig in ſeinem Wirken, er reizt, er treibt an, er giebt ein. Der vergleichende Grund liegt ſtill und ruhig, und iſt nur zum Unterſuchen, zum Berathſchlagen, und zum Rathgeben gemacht. Die Selbſtliebe iſt deſto ſtärker, je näher ihr ihr Gegenſtand iſt: die Vernunft macht ſich von weiten mit ihrem Gegenſtande zu ſchaffen. Die Selbſtliebe ſieht ein unmittelbares Gut, durch gegenwärtige Empfindungen; die Vernunft ſieht ein Zukünftiges, und die Folge. Die Reizungen drängen ſich häufiger ein, als die Beweiſe. Die eine hat mehr Fürſichtigkeit, und die andre mehr Stärke. Um nun das Wirken der ſtärkern zu mäßigen, muſt du die Vernunft

ſtets

ſtets gebrauchen, und ſtets der Vernunft gehorchen. Aufmerkſamkeit, Fertigkeit und Erfahrung bringen durch. Eine jede ſtarket die Vernunft und hält die Selbſtliebe im Zaume.

Laßt die ſubtilen Schulweiſen, welche mehr bemühet ſind, zu zertheilen, als zu vereinen, und mit aller der verwegenen Behendigkeit ihres Witzes, Gnade und Tugend, Empfindung und Vernunft, trennen, dieſe Freunde kämpfen ſehen. Die Spitzfündigen, welche, wie die Narren, um ein Wort mit einander ſtreiten, denken oft entweder gar nichts dabey, oder ſie denken einerley. Die Selbſtliebe und die Vernunft ringen nach einem Zwecke. Sie verabſcheuen den Schmerz, und ſehnen ſich nach dem Vergnügen. Aber, jene will ihren Gegenſtand gefräßig verſchlingen; dieſe hingegen koſtet das Honig, und verwundet die Blume nicht. Nachdem man einen falſchen, oder einen rechten Begrif von dem Vergnügen hat, nachdem iſt es unſer größtes Uebel, oder unſer größtes Gut.

Die Leidenſchaften können wir Arten der Selbſtliebe nennen. Alle dieſelben erregt entweder ein wirkliches, oder ein ſcheinbares Gut. Weil wir aber nicht ein jedes Gut trennen können, und die Vernunft verlangt, uns ſelbſt zu verſorgen: ſo werden demnach die eigennützigen Leidenſchaften, wenn nur die Art ihres Gebrauchs gut iſt, mit zur Vernunft gezählet, und verdienen ihre Fürſorge. Die uneigennützigen aber ſtreben nach einem edlen Zwecke, erheben ſich zu einer

höhern Gattung, und nehmen den Namen einer Tugend an.

Laßt die Stoicker in träger Unempfindlichkeit mit ihrer unbeweglich gemachten Tugend pralen. Sie ist so fest und ganz und gar zusammen gezogen als durch einen Frost, welcher alles nach dem Herzen zuzieht. Aber, die Stärke des Geistes besteht in der Uebung, und nicht in der Ruhe. Ein entstehender Sturm bringt den Geist in Bewegung. Zum Theil kann er ihn wohl in Verwirrung bringen, aber sein Ganzes erhält er. Wir segeln verschiedentlich auf dem weiten Oceane des Lebens. Die Vernunft ist der Compaß, die Leidenschaft ist der Wind. Wir finden Gott nicht nur in der ruhigen Windstille; er steigt auch auf die Wellen, und geht auf dem Winde.

Die Leidenschaften vereinigen sich in seinem Werke, so, wie die Elemente zwar zum Streite gebohren, doch aber untereinander vermischt und durch einander gelindert sind. Es ist genug, wenn man sie mäßiget und gebraucht. Aber, kann auch das, woraus der Mensch zusammen gesetzt ist, den Menschen zerstören? Es ist genug, daß ihn die Vernunft auf dem Wege der Natur erhält. Bezwinge, besänftige die Leidenschaften; folge der Vernunft und Gott.

Wenn Liebe, Hofnung und Freude, die schmeichelnden Gefährtinnen des holden Vergnügens, mit dem Hasse, der Furcht und der Traurigkeit geschickt vermischt, und in ihre gehörigen Grenzen eingeschrenkt sind: so machen und erhalten sie in dem

dem Gemüthe ein Gleichgewicht, und das Licht und den Schatten, deren wohl übereinſtimmender Streit unſrem Leben alle ſeine Stärke und Farbe giebt.

Die Vergnügungen ſind ſtets in unſern Händen, oder in unſern Augen; und wenn ſie aufhören, wirklich gegenwärtig zu ſeyn: ſo ſehen wir ſie in der Ferne entſtehen. Die gegenwärtigen zu ergreifen, und die Zukünftigen noch zu finden, dieſes iſt das ganze Geſchäfte des Leibes und der Seele. Sie breiten alle ihre Reitzungen aus: aber ihre Reitzungen ſind einander nicht alle gleich. Verſchiedene Gegenſtände rühren verſchiedene Sinne. Daher kömmt es, daß verſchiedene Leidenſchaften mehr, oder weniger entflammen, nachdem die Werkzeuge der Maſchine ſtärker, oder ſchwächer ſind; und daher kömmt es, daß eine herrſchende Leidenſchaft im Herzen, wie Aarons Schlange, die übrigen verſchlinget.

So, wie vielleicht der Menſch mit dem erſten Augenblick ſeines Lebens, den verborgnen Grund ſeines Todes bekömmt, da denn die junge Krankheit, welche endlich die Oberhand behalten muß, mit ihm wächſt, und mit ihm ſtark wird: eben ſo entſprang auch die Krankheit des Geiſtes, ſeine herrſchende Leidenſchaft, indem ſie mit ihm vereiniget und mit ſeinem ganzen Weſen vermiſchet ward. Ein jeder Lebensſaft, welcher das Ganze nähren ſollte, fließt, ſowohl im Leibe, als in der Seele, nur dieſer zu. Nachdem die Seele ſich entdecket und ihre Verrichtungen vertheilet, nach

dem treibt die Einbildungskraft ihre gefährliche Kunst, und geußt alles, was das Herz wärmet, oder was das Haupt erfüllet, in den kranken Theil.

Die Natur ist dieser Leidenschaft ihre Mutter, und die Gewohnheit ist ihre Amme. Witz, Lebhaftigkeit und Geschicklichkeit machen sie nur schlimmer. Selbst die Vernunft giebt ihr Schärfe und Stärke, so, wie der holde Stral des Himmels den Eßig saurer macht. Wir gehorchen, als elende Unterthanen, in dieser schwachen Königinn, obgleich ihre Herrschaft gesetzmäßig ist, nur immer einer Liebhinge. Da sie uns, leider! nicht sowohl Waffen, als Regeln, giebt; was kann sie mehr thun, als uns sagen, daß wir Narren sind, und uns über unsre Natur zu klagen, nicht aber sie zu verbessern lehren? Eine scharfe Anklägerinn; aber, eine hülflose Freundinn! Aus einer Richterinn wird sie zu einer Sachwalterinn, und überredet uns zu einer Wahl, welche wir thun, oder rechtfertiget diejenige, welche wir gethan haben. Sie ist immer stolz auf einen leichten Sieg, und unterdrückt nur die schwachen Leidenschaften, um der starken willen: so, wie, wann sich böse Feuchtigkeiten versammeln und das Zipperlein verursachen, der Arzt sich einbildet, er habe sie herausgetrieben.

Ja, der Weg der Natur muß allezeit vorgezogen werden. Die Vernunft ist hier keine Wegweiserinn, sondern nur allezeit eine Aufseherinn. Ihr Amt ist, daß sie verbessert, und nicht, daß sie einreisset, und sie muß dieser Leidenschaft mehr,

als

e Freundinn, als eine Feindinn, begegnen.
eine stärkere Kraft, welche uns den starken
imprägnet, und verschiedene Menschen zu
denen Zwecken antreibt. Von den andern
h ften werden die Menschen, als von ver-
chen Winden, hin und her getrieben; diese
ie beständig an eine bestimmte Küste.
acht, oder Wissenschaft, Gold, oder Eh-
r, welche oft stärker ist, als alle übrigen,
zur Gemächlichkeit, gefallen; man wird
auch mit Lebensgefahr, das ganze Leben
nachfolgen. Die Emsigkeit des Kauf-
die Unempfindlichkeit des Weisen, die
des Mönchs, der Stolz des Helden,
, eines, wie das andere, finden die Ver-
ihrer Seite.
wige Kunst, welche das Gute aus dem
ervorbringet, pfropfet auf diese Leiden-
n besten Grund unsrer Triebe. So, wie
kurius von den Menschen figiret wird,
Tugend grösser, wenn sie mit unsrer na-
Neigung vermischt wird; die Schla-
chen dasjenige haltbar, was sonst hierzu
äre, und wirken in einem Körper zu dem
en, zugleich mit dem Geiste.
wie die gegen des Gärtners Sorge, un-
n Zweige, wenn sie auf wilde Stämme
t werden, Früchte tragen lernen: also
en die besten Tugenden aus den Leiden-
Ein Saft von wilder Natur wirkt
Wurzel. Was für Geschicklichkeit und

Tugend entſpringt nicht aus dem Grolle, aus der Halsſtarrigkeit, aus dem Haſſe und aus der Furcht! Sieh, wie der Zorn Eifer und Muth, der Geiz Klugheit, die Faulheit Einſicht, hervorbringt! Die Wolluſt, wenn ſie wohl geläutert wird, iſt eine ſanfte Liebe, und reizet alle Schönen. Der Neid, welcher die niedrigen Geiſter zu Sclaven hat, iſt eine Nacheiferung bey den Gelehrten und Soldaten. Wir können, weder bey dem männlichen, noch bey dem weiblichen Geſchlechte, eine Tugend nennen, welche nicht aus dem Ehrgeize, oder aus der Schaam entſtehet.

So gewährt uns denn, (laßt dieſes unſren Hochmuth zähmen!) die Natur die Tugend, welche ſehr genau mit dem Laſter verbunden iſt. Die Vernunft lehret den natürlichen Hang vom Böſen zum Guten, und Nero regieret, wie Titus, wenn er nur will. Die Herzhaftigkeit des Geiſtes, welche man in dem Catilina verabſcheuet, reizt im Decius, und iſt in dem Curtius etwas göttliches. Einerley Ehrgeiz kann zerſtören, und auch erhalten; er macht eben ſowohl Patrioten als Schälke.

Wer ſoll dieſes Licht und dieſe Finſterniß in unſrem Chaos trennen? Der Gott, welcher in unſrer Seele iſt.

Die Dinge, welche Grenzen in der Natur ausmachen, erreichen gleiche Endzwecke. Sie vereinigen ſich in dem Menſchen zu einem geheimen Nutzen, ob ſie gleich, ſo, wie Licht und Schatten in einem wohlausgearbeiteten Gemähl-

de, durch ihre Veränderungen, einander über die Grenzen kommen, und sich oft so miteina der vermischen, daß sie ganz unmerklich unterschieden sind, und man nicht sehen kann, wo die Tugend aufhöret, und das Laster anfängt.

O Thoren! Die ihr daher auf die Meynung gerathet, daß ganz und gar weder Laster noch Tugend auf der Welt wäre. Weil weiß und schwarz sich miteinander vermischen, undeutlich werden, und sich, auf tausenderley Art, miteinander vereinigen: giebt es deswegen weder schwarz, noch weiß? Fragt euer eigen Herz; nichts ist so offenbar, als dieses: es kostet Zeit und Mühe, sie zu erkennen.

Das Laster ist ein Ungeheuer, von einer so schrecklichen Gestalt, daß, um es zu hassen, es genug ist, es zu sehen. Doch, wenn wir es zu oft sehen, und seines Anblicks gewohnen, so vertragen wir es erst, hernach haben wir Mitleiden mit ihm, und endlich umarmen wir es. Welches aber der höchste Grad des Lasters sey, darüber ist man noch niemals einig gewesen. Frage, wo ist Norden? In York sagt man, in Tweed, in Schottland, bey den Orcaden, und da in Grönland, in Zembla, oder, Gott weis, wo? Kein Mensch gesteht, daß er im höchsten Grade lasterhaft sey, sondern denkt, sein Nachbar ist weiter darinnen gegangen, als er. Eben diejenigen, welche auf der wahren Zone des Lasters wohnen, fühlen entweder die Wuth desselben niemals, oder gestehen sie niemals. Wovor sich edlere Natu-

ren fürchten und entsetzen, das vertheidigen diese herben Einwohner, als gut.

Alle Menschen müssen Tugenden und Laster haben; wenige besitzen sie im höchsten, alle aber in einem gewissen niedern Grade. Ein Schelm und ein Narr sind auch zuweilen gut und klug, und selbst die Tugendhaftesten thun zuweilen etwas, das sie selbst nicht gut heissen. Wir folgen dem Guten oder dem Bösen nur zum Theil; denn die Eigenliebe regieret stets sowohl das Laster, als die Tugend. Ein jeder strebt für sich nach einem besondern Zwecke: aber des Himmels grosse Absicht ist nur eine einzige, und diese ist das Ganze. Dieser widerstehet einer jeden Thorheit und einem jeden Eigensinne; dieser wehret den Würkungen eines jeden Lasters; dieser hat allen Ständen glückliche Schwachheiten zugesellet, und den Jungfern die Scham, den Frauen den Ehrgeiz, dem Staatsmann die Furcht, den Feldherrn die Verwägenheit, den Königen die Einbildung, dem Pöbel die Leichtgläubigkeit. Er kann das Aeusserste der Tugenden aus einer Eitelkeit hervorbringen, welche weiter keinen Nutzen und keine Belohnung suchet, als den Ruhm; er bauet die Freude, den Frieden und die Ehre des menschlichen Geschlechts auf die Schwachheiten und Mängel des Geistes.

Der Himmel, welcher gemacht hat, daß ein jeder von dem andern abhängen, und entweder Herr, oder Knecht, oder Freund seyn muß, heißt einen jeden den andern zu Hülfe ruffen, so, daß

eines

eines Menschen Schwachheit aller ihre Stärke wird. Die Mängel, die Schwachheiten, die Leidenschaften befestigen den gemeinen Nutzen noch mehr, und machen sein Band angenehm. Diesen sind wir die wahre Freundschaft, die aufrichtige Liebe, ein jedes innerliches dem Leben angeerbtes Vergnügen schuldig. Von ihnen lernen wir auch, bey der Abnahme desselben, diesen Vergnügen, dieser Liebe, diesen Nutzen den Abschied geben; und theils lehrt uns die Vernunft, theils der beständige Abgang unsrer Kräfte, den Tod bewillkommen, und ruhig von hinnen scheiden.

Die Leidenschaften, die Erkenntniß, der Ruhm, oder der Reichthum mögen beschaffen seyn, wie sie wollen, so will doch niemand mit seinem Nachbar tauschen. Der Gelehrte ist glücklich, weil er die Natur erforschet; der Narr ist glücklich, weil er so wenig weis; der Reiche ist glücklich, weil er einen Ueberfluß an Gütern hat; der Arme begnüget sich an der Fürsorge des Himmels. Sieh da! der blinde Bettler tanzt, der Krüpel singt, der Dumme ist ein Held, und der Aberwitzige ein König. Der verhungerte Chymist ist bey seinen goldenen Gegenständen, und der Poet bey seiner Muse, äuserst vergnügt.

Seht! ein jedweder Stand schmeichelt sich mit einem fremden Troste, und mit dem allgemeinen Freunde, dem Ehrgeize, welcher allen gegeben ist. Seht! ein jedwedes Alter hat seine gehörige Leidenschaft. Die Hofnung reiset überall mit

uns fort, und sie verläßt uns auch nicht, wenn wir sterben.

Bis dahin vergöldet die Meynung diese trüben Wolken, diese Heiterkeit unsrer Tage mit verschiedenen Stralen. Ein jeder Mangel der Glückseligkeit wird durch die Hofnung, und eine jede Leere des Verstandes durch den Hochmuth ersetzet. Diese bauen so geschwind wieder auf, als die Erfahrung einreissen kann. Die Freude lacht stets, als eine Blase, in dem Becher der Thorheit. Wenn wir die eine Hofnung aus dem Gesichte verlohren haben, so bekommen wir sogleich wieder eine neue zu Gesichte, und keine Eitelkeit ist uns umsonst gegeben. Durch die göttliche Macht wird selbst die gering geschätzte Selbstliebe, ein Maasstab, mit welchem du andrer ihre Mängel nach den deinigen ausmessen kannst. Sieh, und gestehe, daß dir ein Trost daraus erwachsen muß. Und der besteht darinne, daß, obgleich der Mensch ein Thor ist, dennoch Gott weise ist.

****

Der faule Bauer, ein Nachspiel,

von

A. G. Uhlich.

Hamburg und Leipzig, 1745. 2 B. in 8.

Herr Uhlich, welcher bisher ein Mitglied der schönemannischen Schauspielergesellschaft gewesen, und sich nunmehr von

von derſelben getrennet, ſcheint einen gröſſern Trieb zur theatraliſchen Dichtkunſt, als zur Vorſtellung theatraliſcher Stücke in ſich zu empfinden, ob ihn gleich die Natur zu dieſer weit geſchickter gemacht hat, als zu jener. Doch bey Herr Uhlichen heißt es nicht allein: uns ekelt vor dieſer loſen Speiſe. Auch andern von ſeiner Gattung iſt es nicht genug, das Lob guter Schauſpieler, davon zu tragen: ſie ruhen nicht eher, bis ſie ſich zugleich dabey die Schande, ſchlechte Dichter zu heiſſen, erreimet haben. Wenn ſich doch dieſe ſonſt ſchon verehrungswürdigen Leute das virgilianiſche non omnis fert omnia tellus anbefohlen ſeyn lieſſen!

Ehe wir noch ein Wort von dem gegenwärtigen Nachſpiele ſagen, wollen wir die ſehr merkwürdige Vorrede, weil ſie kurz iſt, ganz herſetzen. Sie lautet folgendermaſſen:

Geneigter Leſer,

Ich liefre dir hiermit einen Verſuch meiner theatraliſchen Arbeiten. Es ſind ſchon einige ohne meinen Namen an das Licht getreten, weil ich aber in gegenwärtiger, die beſondere Art meines Geiſtes und meines Witzes an den Tag legen können, ſo mag die Welt meinen Namen zugleich kennen lernen. Ich war erſt ſo verwegen, und nannte dieſes Stückgen ein Schäferſpiel; weil ich aber nachgehends eingeſehen, daß ich und die Schäfer einander

noch

noch zu sehr unbekannt sind, so wagte ic
es, die Bücher mit einer neuern Art ve
Stücken zu bereichern, und, statt der Sch
fer, unsre heutige Bauern aufzuführen,
deren Lebensart und Art zu denken und
reden, ich vielleicht auch bewanderter bi
als in der Artigkeit und Unschuld der a
cadischen Schäfer. Ich wünsche nich
mehr, als den Verfassern, welche sich
unglücklich, wie ich, in die Schäferfeld
verirren, ein Beyspiel einer lobenswürdige
Bekehrung zu werden.

Der Verfasser.

Der Verfasser mag nun spotten, oder scherze
oder im Ernste reden, so wollen wir es doch f
das letzte annehmen, weil ihm dieses unter all
noch am meisten Ehre macht. Er bekennet al
daß die Art seines Geistes und Witzes in de
Bäurischen bestehe, und daß er, so gut, als d
Verfasser der Elisie, in der Bauern ihrer A
zu leben, zu denken und zu reden bewanderter se
als in der Artigkeit und Unschuld der arcadische
Schäfer. Er hat sich also bekehret, und an sta
der arcadischen Schäfer, die teutschen Bauer
auf die Schaubühne geführet. Wir konnte
den Character dieses Dichters und dieser Mu
nicht genauer geben, als er ihn hier selbst gegebe
hat. Wir wollen doch sehen, was diese neue
Geschöpfe des Herrn Uhlichs auf der Schau
bühne mit einander angeben.

Trin

Trine, eine Bauermagd, hat sich in Nickel Clas, einen sehr faulen und garstigen Bauerknecht verliebt, sie aber hat einen andern Bauerknecht, Stephen, zu ihrem Anbeter. Trine erfahrt von Lisen, einer andern Bauermagd, daß dieser ihr Vater mit Nickel Classen seinem Vater schon die Heyrath zwischen diesen und Lisen abgeredet haben. Lise aber hat sich schon in Nickel Classen seinen jüngsten Bruder, Hänsgen, verliebt, und will jenem durchaus nicht heyrathen. Trine hingegen giebt sich viel Mühe um ihn, geht ihm, weckt ihn auf, und redet ihm freundlich zu. Aber, er ist unwillig, daß sie ihn im Schlafe gestöret, giebt ihr kurze Antwort, und legt sich wieder schlafen. Indessen kömmt Stephen, und bewirbt sich um ihre Gunst: aber vergebens; worauf er sie zornig verläßt. Hänsgen wird, da er höret, daß Lise Nickel Classen heyrathen soll, sehr betrübt, und beyde klagen einander ihre Schmerzen, bis Trine mit Nickel Classen kömmt, das Ja von ihm herauszuzwingen. Dieser aber wird Lisen ansichtig, sagt ihr, daß er sie heyrathen sollte, und schreibt ihr etliche verdrießliche Gesetze vor, worüber sie alsbald so uneins werden, daß er sie freywillig losgiebt. Diese Gelegenheit ergreift Hänsgen geschwind und verspricht sich mit Lisen. Trine denkt nunmehr auch desto besser an dem Nickel Clas zu kommen: er antwortet ihr aber:

, , , Wir wollens morgen sehen.
Der Abend bricht herein, itzt muß man schlafen gehen.

Dieses ist der Inhalt dieses Bauerspiels. Die

Schreib-

Schreibart iſt gerade, ſo, wie in dem Unempfindlichen, und in der mit den freyen Künſten verſchwiſterten Schauſpielkunſt. Uebrigens iſt die theatraliſche Schreibart des Herrn Uhlichs für die Luſt- und Schäferſpiele viel zu pöbelhaft, und für die Bauerſpiele noch zu edel. Sollte z. E. wohl ein wirklicher Bauer ſagen:

Ha! ſpröde, ſpotte mein und meiner Treue nur,
Vielleicht rächt mich an dir noch einmal die Natur.
Sie ſoll dich ungeſtalt, dein Antlitz häßlich machen ꝛc.

Endlich ſo ſind wir überzeugt, daß, weil man in Städten an ſolchen Bauerſpielen keinen Geſchmack finden wird, und dieſelben für die Dörfer auch nicht werden gemacht werden, dieſe neu ſeyn ſollende Art von Schauſpielen keinen Fortgang haben wird; welches wir wenigſtens von Herzen wünſchen.

****

Herrn M. Käſtners Antwort * auf das im 13ten Stück an Ihn gerichtete Schreiben.

Mein Herr!

Es kann mir im geringſten nicht empfindlich ſeyn, daß Sie mir einige Einwürfe wider meine Verſe von der Deutlichkeit in

* Wir ſind dem gelehrten Herrn Verfaſſer dieſes Schreibens für die ſo baldige und gütige Gewährung unſrer Bitte ſehr verbunden, und wünſchen eifrig, Gelegenheit zu haben, Ihm unſre Ergebenheit deutlicher zeigen zu können.

in Gedichten gemacht haben. Sobald man es wagt, seine Gedanken durch den Druck bekannt zu machen, sobald muß man den Lesern eine gleiche Freyheit wegen ihrer Urtheile von unsern Gedanken verstatten, und man hat kein Recht, sich darüber zu beschweren; gesetzt, daß diese Urtheile nicht gegründet wären, wenn sie nur mit Bescheidenheit vorgetragen werden. Dieses ist wenigstens bisher die Einrichtung der gelehrten Republik gewesen. Es hat zwar zu allen Zeiten Leute gegeben, die sich die Freyheit genommen, über alles beherzt zu urtheilen, und es dabey als die strafbarste Beleidigung angesehen, wenn man sich die Erlaubniß ausgebeten, ihre Sätze nicht zu glauben; aber so sehr mir dergleichen Aufführung bey andern mißfällt, so wenig Neigung habe ich, sie selbst anzunehmen, und ich bin ein viel so guter Protestante, auch nur in der Gelehrsamkeit einen Pabst zuzulassen.

Wegen ihres Haupteinwurfes, habe ich desto weniger Ursache, misvergnügt zu seyn, da Sie in der That von meinen Gedanken gar nicht abweichen, und mir nur eine Meynung beylegen, die ich nicht habe. Daß Sie mir aber diese Meynung beylegen, muß ich mir selbst zuschreiben, wenn ich mich nicht deutlich genug ausgedrückt habe. Es läßt sich vielleicht entschuldigen, daß in einem Aufsatze, der die erlaubte Dunkelheit der Dichter vertheidigt, etwas von der tadelnswehrten Dunkelheit eingeschlichen ist. Ich will

Ihnen

Ihnen alſo ſagen, was meinem Verlangen gemäß, die Leſer bey den Zeilen denken ſollen:

Mich reizet nur ein Lied, vom tiefen Denken voll,
Gemacht, daß man es mehr, als einmal, leſen ſoll.

Ich verlange ein Lied, deſſen Verfaſſer tief denkt, und da alſo der Leſer, wenn er ihm nachfolgen will, auch tief denken muß. Sie können dieſes, wenn Sie wollen, eine gelehrte Dunkelheit nennen, mir gilt es gleich viel. Aber, werden Sie mir entgegen ſetzen, es giebt Gedichte, die ſchön ſind, ohne daß man bey ihnen tief denken muß. Ich habe dieſes nicht geläugnet, ich habe mich ſelbſt in meinem Aufſatze erklärt, daß ich nicht alle Dichter verbinden will, Gedichte zu machen, die vielen Leſern zu ſchwer ſind, ſondern daß ich nur die vertheidigen will, die es bisweilen thun, die nicht allezeit

allen deutlich bleiben
Manch Lied den Schönen weyhen, und manches Weiſen ſchreiben.

Es würde daher ſo wenig vernünftig als gerecht verfahren ſeyn, wenn man mir den Vorwurf machen wollte, ich behauptete, das Frauenzimmer würde bald meine Verſe von den Kometen, oder Zernitzens Betrachtung der Weisheit Gottes bey dem Sterben der Menſchen, oder Herr Straubens Zweifler, eben ſo gerne und leicht leſen, als ſie Lomber ſpielen; wer dieſen Vorwurf auf die Erzählung gründen wollte, mit der ich meine Gedanken von der Deutlichkeit beſchloſſen habe, würde ſich blos geben, daß ihn ein Affect verblende,

blende, meine deutliche Erklärung des Gegentheils nicht einzusehen.

Also begreifen Sie wohl, M. H. daß ein Gedichte schön seyn kann, ohngeachtet man dabey nicht tief denken darf. Ohne die Schönheit dieses Liedes zu verachten, wird mir ein anders mehr gefallen, dabey ich tief denken kann. Ist dieses ein Fehler? Es giebt Leute, die lieber Schach als Lomber spielen. Werden sie deswegen als strafbare Verächter des Lomberspiels angesehen?

Daß ich kein tiefes Denken haben will, so von der Dunkelheit des Ausdruckes herrührt, wie Sie mir auf der 410 Seite beyzumessen scheinen, habe ich, meinen Gedanken nach, vollkommen deutlich gesagt:

Nicht das durch Dunkelheit des Einfalls Armuth decket,
Nicht das mit Fleisse nur, was man schon weiß, versflecket.

Und worinnen die erlaubte Dunkelheit besteht, zeigt das folgende:

O nein ein solches Lied, das hohe Wahrheit singt
Die stärker in den Sinn durch kühnen Ausdruck dringt.

Ich behaupte, es sey dem Dichter erlaubt, hohe Wahrheiten zu sagen, das ist solche, die nicht allen Lesern bekannt sind, und dieselben kühn auszudrücken. Beydes wird ihn vielen unverständlich machen; denn, die meisten gemeinen Leser denken entweder gar nicht, oder mit vieler Mühe bey Ausdrückungen, die sie nicht täglich hören. Also ist ein kühner Ausdruck in gewissem Verstande dunkel, aber nicht von der strafbaren Art der Dunkelheit. Haller sagt von dem Gestirne des Tages, daß es

vor irrdiſchem Geſichte
In einem Stralenmeer ſein flammend Haupt verſteckt,
Und unſichtbar vor vielem Lichte
Mit eignem Glanze ſich bedeckt.

Wir können die Sonne wegen des vielen Lichts, mit dem ſie uns blendet, nicht ſehen, ware ohne Zweifel deutlicher: Aber wäre es poetiſch? Und weil ich einmal von der Sonne geredet habe, finden Sie nicht folgendes Gleichniß vom Monde werth, daß man es mehr als einmal lieſt:

Wie die Königin der Sterne
Bey verlängter Winternacht,
In des Himmels heitrer Ferne
Alle Lichter ſchamroth macht:
Wie Orion ganz verſchwindet
Wie man kaum die Aehre ſieht
Kaum den Sirius noch findet
Der doch ſonſt ſo eifrig glüht:
Weil Dianens Silberrangen
Mit dem größten Lichte prangen.

Gottſched.

Aber, laſſen Sie die Ausdrückungen weg, deren Stärke nur jemand fühlt, der die Sterne kennt und aufmerkſam betrachtet. Sprechen Sie: wie der Mond die Sterne verdunkelt,

velut inter ignes
Luna minores,

ſo werden Sie zwar auch was edles ſagen, aber es bey weitem nicht ſo lebhaft abſchildern.

Fragen Sie nun, ob ich verlange, daß man bey einem Gedichte eben ſo nachdenken ſolle, wie bey einer mathematiſchen Demonſtration. Ich

antworte

antworte ohne Bedenken ja, und ich bin Ihres Beyfalls versichert, wenn Sie nur meine Antwort recht verstehen. Ein Beweis, in dem die Schlüsse ordentlich hinter einander gesetzt sind, wo kein wichtiger Satz ausgelassen, und von solchen, die zum Verstande zwar nöthig sind, aber geübten Lesern von sich selbst beyfallen, kein überflüßiges Gewäsche gemacht ist, läßt sich vollkommen mit einem Gedichte vergleichen, darinnen die Gedanken so auf einander folgen, wie sie zum Vergnügen und Unterricht des Lesers müssen erregt werden, da alles, was man denken soll, genugsam, und gleichwohl nicht so sehr angezeigt ist, daß der Dichter

Uns selbst nichts denken läßt und alles strebt zu sagen.

Die Verse Hallers,

Mach deinen Raupenstand und einen Tropfen Zeit
Den nicht zu deinen Zweck, die nicht zur Ewigkeit,

fordern einen Leser, der die Verwandlungen der Insecten weiß, und in diesem erregt das Wort: Raupenstand eine Menge von Begriffen. Wer noch nicht weiß, daß aus Raupen Schmetterlinge werden, ist viel schlechtere Poeten, als Hallern, zu lesen nicht werth. Wer nicht begreift, daß es den Vers würde matt und schläfrig gemacht haben, den Raupenstand weitläuftiger zu erklären, dem antworte ich mit Werenfelsens Ausspruchen in einem ähnlichen Falle (*): Umschreibe es!

(*) de meteor. orat. §. 13. übersetzt in den Schriften der deutschen Gesellsch. 1 Th. 418 S. der zweyten Auflage.

wie der Schulmeiſter ruft, ſo wird ein groſſer Theil der Hoheit verſchwinden.

Die erſten Verſe meines Aufſatzes, die Sie angeführt, dienen hierbey ſelbſt zu meiner Vertheidigung. Eigentlich zwar nahm ich das Denken meines Freundes nicht ſo, wie Sie es nehmen. Ich wollte nur ſoviel ſagen, daß er bey Bernoullis Schlüſſen und Hallers Liedern etwas dächte, dabey denn viele Leute, auch ſo gar einige, die theils Mathematici, theils Kunſtrichter ſeyn wollen, nichts denken. Aber, von dem noch lebenden Bernoulli, an den ich bey Nennung dieſes Namens gedacht habe, iſt bekannt, daß dieſer groſſe Geiſt die Geſchicklichkeit beſitzt, uns zur Kenntniß der ſchwerſten und verborgenſten Wahrheiten, auf ſolchen ebenen und kurzen Wegen zu führen, daß er gar nicht die übermenſchliche Anſtrengung der Seelenkräfte fodert, die bey der Mathematik, dem gemeinen Wahne nach, ſonſten verlanget wird, und die, ſo unrichtig dieſer Wahn überhaupt iſt, doch in der That bey den Schriften einiger Mathematikverſtändigen muß gebraucht werden, die mehr Fleiß als Genie haben.

Mein Urtheil von der Bemühung, die jeder Schriftſteller, er mag ein Mathematicus oder Poete ſeyn, den Leſern machen darf, kömmt darauf an, daß er ihnen nur nicht mehr Mühe macht ſeine Gedanken einzuſehen, als er ihnen durch die Luſt vergilt, ſo die Erkänntniß dieſer Gedanken giebt. Ohne Zweifel, M. H. haben Sie ſelbſt das Vergnügen genoſſen, daß wir empfinden

tiefer

tiefer Wahrheit nachzuspüren,
Wo forschen uns mit Lust bemüht;
So pflegt oft sprödes Widerstreben
Der Schönen stärkern Reiz zu geben,
Wir folgen ihr, weil sie uns flieht.

Also wird Sie auch ein Dichter nicht gleich verdrüßlich machen, bey dessen Gedanken Sie eine Weile stille stehen müssen, nicht daß Sie gleich im Anfange gar nichts davon verstünden, sondern, weil Sie bey wiederholtem Durchlesen immer noch was entdecken, das Sie noch nicht gesehen haben. Denn dieses ist auch eine Art von Dunkelheit die ich vertheidige, daß man ein Lied

von neuem liest und eine Schönheit findet.

Man muß es das erstemal schon verstanden haben, aber, man muß bey wiederholtem Durchlesen noch was darinnen finden, das man das erstemal nicht bemerkt hatte, eben wie bey einem vortreflichen Gemälde immer mehr Schönheiten in die Augen fallen, je länger man es betrachtet. Und diese Art der Dunkelheit kann bey der Elegie, bey der anakreontischen Ode, kurz, bey allen Gedichten seyn. So geht es mir mit der angeführten Stelle aus dem Pope. Ich weiß, was der Dichter sagen will, wenn ich sie das erstemal durchgelesen habe. Ein wiederholtes Durchlesen zeigt mir immer mehr, das er sagt.

Ich glaube, daß wir nun in der Hauptsache eins sind. Und ich wollte wünschen, daß ich die Nebendinge, so Sie erinnert haben, eben so gelassen beantworten könnte. Allein ich gestehe, daß es mich einigermassen in Bewegung setzt, daß Sie

mir unverdienter Weiſe, die Lauſitzer Landsmannſchaft und das Frauenzimmer auf den Hals hetzen wollen. Ich muß mich wider dieſe boshaften Vorwürfe vertheidigen.

Man ſieht wohl, daß ich Jacob Böhmen nicht im Ernſte kann den Ruhm Luſatiens nennen. Iſt es denn ſtrafbar, ihn im Scherze ſo zu heiſſen? Ich kann dieſes für keinen zu freyen Scherz erkennen. Ich weiß nur ein Weſen, deſſen Namen die Religion verbeut unnützlich zu führen, und auſſer dieſem gibt es noch andere Namen, von denen Vernunft und Klugheit uns befehlen, ſie ſtets mit ernſthafter Ehrfurcht zu erwähnen. Aber, ich habe nie gehört, daß die Namen der Länder, Städte u. ſ. f. unter dieſe Regel gehörten. Wenn man Jacob Böhmen ſeinem Vaterlande auf eine ſpöttiſche Art vorzuwerfen gewohnt wäre, wie man bisweilen ganze Provinzen aus gewiſſen Urſachen lächerliche Vorwürfe zu machen pflegt, ſo würden es die Regeln der Höflichkeit verboten haben, die Herrn Lauſitzer auf dieſe Art durch einen Scherz aufzuziehen, der ſie verdrieſſen könnte: aber, da noch niemand, ſo viel ich weiß, Jacob Böhmens Landsmannſchaft ihnen als einen Schimpf vorgerücket hat, ſo werden ſie auch meinen Ausdruck nicht übel nehmen können, ohne eine allzu groſſe Empfindlichkeit bloß zu geben. Ich will ſelbſt alle Lauſitziſche Rechtsgelehrte zu Richtern annehmen, ob ein animus injuriandi bey mir zu vermuthen iſt, und allenfalls, wenn ja nöthig iſt, daß die Herrn Lauſitzer einige Genug-

thuung

thuung erhalten, so stelle ich Ihnen, M. H. frey, im Namen aller Lausitzer, weil Sie sich zu deren Syndikus aufgeworfen haben, den ungelehrtesten von unsern Stutzern, die Ehre Leipzigs zu nennen.

Der andere boshafte Vorwurf ist eben so ungegründet. Wiewohl ich Ihnen denselben nicht so sehr zuschreibe, da ich wohl sehe, daß Sie solchen nur im Schertze nachsagen. Ich soll die Menschen in Kluge und Frauenzimmer eintheilen: Aber, sehen Sie denn nicht, daß ich nur von den Menschen rede, zu denen der Stutzer kömmt, und daß genug Arten von Menschen seyn können, die ihn nie zu sehen bekommen, und an die ich also auch in meiner Eintheilung nicht gedenken darf? Wenn ich sage, Milton werde von Herr Bodmern erhoben und von Herr Gottscheden getadelt; theile ich denn alle Menschen, oder auch nur alle Kunstrichter, in Herr Gottscheden und Herr Bodmern ein? Doch das ist noch nicht das Hauptwerk. Es ist mir leid, daß ich Sie, oder vielmehr den Erfinder dieser treflichen Spötterey, noch deutsch lehren und Ihnen sagen muß, daß **Mägdchen** und **Frauenzimmer**, ich weiß nicht, ob bey ihm, wenigstens bey mir, nicht einerley sind. Sie können von einem **Frauenzimmer** mit dem ernsthaftesten Manne reden, und eine **Schöne** in dem tiefsinnigsten Gedichte nennen.

Der Schönen holdes Ja, die einem sich ergiebt
Verurtheilt die zur Qual, die da, wo er, geliebt,

Sagt Haller vom Ursprr. des Uebels.

Mein Mägdchen mit dem schwarzen Haare
Erreicht erst heute sechszehn Jahre,

ſingt der Jüngling beym Hagedorn. Verwechſeln Sie die Schöne und das Mägdchen in dieſen beyden Stellen, und ſehen Sie, ob nicht alsdenn die erſte lächerlich und die letzte abgeſchmackt klingen wird. Pompon beym Haller klagt:

Was thun denn ohne Spiel, ohn Mägdchen ohne Wein.

Doch ohne Schönen kann er ſich ganz wohl behelfen.

Auch ſo wird Käfern gleich, die von der Roſe fliehn,
Und zu dem nächſten Aas mit heiſerm Summſen fliehn,
Er hin zum Käthchen gehn, das mit beſchmutzten Küſſen
Den Brand, den Iris zeugt, oft löſchen helfen müſſen.

Sie ſehen wohl, M. H. daß Iris ein Frauenzimmer und Käthchen ein Mägdchen iſt. Wenn der Dichter in den Beluſtigungen vom Burgunder Wein begeiſtert ſpricht:

Nun fehlt ein Mägdchen noch zum Glücke,

Verlangte er wohl da

Die Luſt, die ein Verliebter ſchmecket,
Die Freude, die in ihm der Schönen Freud erwecket.
Schlegel. Die Tugend in der Liebe Bel. Winterm. 1744.

Ich muß aufhören, ſonſt ſchriebe ich alle Stellen her, wo Mägdchen oder Schönen darinnen ſtehen. Zwar würde eine ſolche Arbeit bey lateiniſchen Poeten ſehr gelehrt ſeyn, und ein Werk unter dem Titel: De vera notione vocis *Puellae* liber ſingularis, quo omni antiquitati puellari inſignis lux adfunditur, mir ungemein viel Ehre bringen; doch hier möchte man ſich von mir nicht allzuvortheilhafte Begriffe machen, da

da ich aus deutschen Schriftstellern sammle. Ich glaube auch, genug erwiesen zu haben, daß **Mägdchen** und **Frauenzimmer** sehr unterschieden sind. Wir gedenken an nichts ernsthaftes, sondern nur an Scherz und Tändeln, wenn wir an die ersten gedenken, und der Stutzer also, der durch seinen Witz bey den Mägdchen sein Glücke macht, wird selbst bey klugem Frauenzimmer

\- - - Wie ein Fisch im Sande
Entfernt von seinem Volk vertroknen am Verstande.
Haller.

Also fällt leichte in die Augen, daß ich durch **Kluge**, nicht allein **Gelehrte**, sondern auch **Verständige** und **Ernsthafte** andeute, ohngeachtet Ihre Auslegung des Worts Kluge nicht ganz ungegründet ist. Und man muß nothwendig sehr viel Lust haben, und blutwenig Gelegenheit finden, über meine Verse zu spotten, wenn man bey selbigen eine so erzwungne Spötterey anbringt, ich hätte die Menschen in Frauenzimmer und Gelehrte eingetheilt.

Mich deucht, ich habe hiermit das, was Sie mir entgegen gesetzt, zulänglich beantwortet, daher ich schlüsse und mich Dero ferneren Freundschaft empfehle, als

Deroselben

Leipzig, den 23 Oct.
1745.

gehorsamster Diener
M. Kästner.

Schreiben an den Herrn Rector, Seidel, in Lauban. *

Mein Herr,

Es würde unanſtändig ſeyn, wenn ich Ihnen fernerhin nur mit geſchriebenen Briefen aufwarten wollte, da Sie mir die unvermuthete Ehre angethan, und Ihr unumgängliches Antwortſchreiben an mich gedruckt herausgegeben haben, ohngeachtet ich Ihnen, in einem Poſtſcript, welches Sie aber, weil es von dem übrigen Schreiben etwas entfernet war, nicht werden geſehen haben, eine ſichre Addreſſe an mich angezeiget habe. Ich habe keinen bequemern Ort gewußt, wo dieſes mein Schreiben an Sie gedruckt bekannt gemacht werden könnte, als die Halliſchen Bemühungen. Sie könnten aber auch ſchon hieraus, daß ich es in dieſelben habe einrücken laſſen, urtheilen, weſſen Sie ſich längſt zu mir zu verſehen gehabt haben. Ueberdieſes, ſo kann ich Ihnen auch nicht verhalten, daß eine kleine Rache mit dahinter ſteckt. Da ich die ſiebende Fortſetzung Ihrer ausgeſonderten Gedichte, welche ich bisher weder geleſen noch gekauft habe, auch künftig weder leſen, noch kaufen werde, um Ihres Briefes willen kaufen müſſen, ſo mögen Sie auch, um meines Briefes willen, das vierzehnte Stück der Bemühungen, welche Sie gewiß bisher nicht werden gekauft haben, mit 2 Groſchen bezahlen, um ſo viel mehr, da mich

* Iſt uns, mit nachdrücklicher Bitte, es einzurücken, eingeſandt worden.

mich Ihr Brief noch einen Groschen mehr gekostet hat. Glauben Sie nur, daß mir es, wenn mich gleich das Porto eben so viel gekostet hätte, nicht so verdrießlich seyn würde, als so, da ich zugleich für meine 3 Groschen einen Theil Ihrer Gedichte besitzen muß, welche mir, weil ich sie doch in Ewigkeit nicht lese, nur zur Last da liegen. Ich bitte Sie, wenn Sie mich anders noch einer einzigen Freundschaftsprobe für würdig achten, helfen Sie mir davon, ich will Sie für einen Achter lassen, nur daß ich sie loß werde. Vielleicht findet sich einer unter Ihren Schülern, welcher sich einen so vortheilhaften Kauf nicht entgehen läßt. Sie dürfen nicht befürchten, als ob Sie nebst Ihrer Arbeit, deswegen einen Theil Ihres poetischen Ansehens bey ihrer Schuljugend verlieren würden. Habe ich doch wohl gesehen, daß der ganze Homer in Auctionen für einen Groschen weggegangen ist.

Ohne Zweifel wird es Sie sehr befremden, daß der Anfang dieses Briefes ganz aus einem andern Tone geht, als mein Schreiben vom 20 Jun. Aber, sollten Sie dieses nicht, durch verschiedene Ausdrückungen, in Ihrem Schreiben an mich, an mir erholet haben? Wenn Sie dieses nicht von sich selbst begreifen: so will ich es Ihnen itzo zeigen.

Bald zu Anfange sagen Sie, daß Ihnen mein Brief verschiedene fast unleidliche Regungen verursachet habe, und fragen mich, ob ich etwan eine Tücke im Herzen habe, Sie auf eine neue Falle zu locken? Bedenken Sie einmal, ob man, ohne Beleidigung, auf eine solche Art, demjenigen antworten

könne, der sich von freyen Stücken erbiethet, u
Partey zu nehmen, und uns auf das nachdrückl
sie gegen die Feinde zu vertheidigen? Aber, da
noch lange nicht alles, wodurch Sie mich au
bracht haben. Sie wissen mir für mein allzu die
fertiges Anerbiethen keinen Dank; Sie sa
mein Mitleiden sey Ihnen empfindlicher, als
liederliche Dummheit Ihres Lästerers,
ruffen aus: Was für eine läppische Verleg
heit des Gemüths gehöret dazu, sich übe
ne Lästerschrift zu ärgern, die ihren Ver
fer bereits bey allen unpartheyischen Le
stinkend gemacht! Ich habe Ihnen geschrie
und Sie sagen es selbst, daß ich mich über die
fenthalische Lob- und Schutzschrift ist
Kometenode geärgert hätte. Also werfen Sie
hier eine sehr läppische Verlegenheit des Gem
vor. Ist das der Dank für meine Bereitwillig
Belohnt man in Lauban seine Wohlthäter
Wenn Sie es ja für nöthig befunden haben,
Ihre Einwilligung zum Drucke meiner Be
wortung abzuschlagen, so hätten Sie es doch
so bescheiden geben können, als es alle vernün
Leute zu machen pflegen, wenn sie gleich noch
schädlichere Anerbietungen ausschlagen. Ich
viele andre Unhöflichkeiten, welche Sie mir v
gen, übergehen, und Ihnen nur noch ins Gew
schieben, wie Sie es, auch bey einem andern,
cher sich Ihnen nicht gefällig bezeiget, verantwo
wollten, wenn Sie ihn, wie mich, einen unger
nen Spötter und Hämisch geheissen, und ihn

den Leipziger Lampenputzern und Sänftenträgern, und mit den Bauern bey Lauban, verglichen hätten?

Diese Art, auf welche Sie meine Dienstfertigkeit, deren Sie nicht einmal werth sind, ausgeschlagen haben, hat viele auf die Gedanken gebracht, Sie hätten die Anfangsbuchstaben meines Namens nur erdichtet, und an einen geschrieben, welchen Sie wünschten, daß er Ihnen eine Vertheidigung möchte angetragen haben, der aber in der Welt nirgends zu finden wäre. So wahrscheinlich diese Muthmassung Ihre Aufführung gegen mich macht, so falsch ist sie doch; welches Sie und ich am besten wissen müssen. Was erhalten auch überdieses diejenigen, welche mein Schreiben an Sie erdichtet haben, durch diese Muthmassung für Vortheil zu Ihrer Vertheidigung? Wenn Sie glauben, daß Sie den F. G. J. nur erdichtet haben, so können sie doch gleichwohl unmöglich umhin, es Ihrer Ungeschicklichkeit zur Last zu legen, daß Sie in Ihrem Schreiben die Wahrscheinlichkeit so sehr wenig beobachtet, und Ihre Erdichtung durch Ihre Unhöflichkeiten gegen den F. G. J. so schlecht unterstützet haben. Wenn sie Sie auf der moralischen Seite von der Unhöflichkeit gegen einen Ihrer aufrichtigsten Freunde frey sprechen: so müssen sie Sie nothwendig auf der andern Seite einer grossen Schwäche der Beurtheilungskraft beschuldigen.

Ich, der ich gewiß versichert bin, daß ich F. G. J. heisse, daß ich auch einen Brief an Sie geschrieben u. Ihnen meinen Entwurf zur Vertheidigung Ihrer Kometenode zugeschickt habe, kann an dieser grundfalschen Muthmassung keinen Theil nehmen, sondern bin vielmehr zuerst auf eine andre gefallen. Ich muth-

muthmaſſete, wie es auch aus einigen Stellen Ihres Briefes leicht zu muthmaſſen möglich iſt, daß Sie meiner Redlichkeit nicht getrauet, ſondern, in der Meynung, daß ich Sie nur habe wollen in die Falle locken und zum Beſten haben, in einen ſolchen Affect gerathen wären, dergleichen Sie allezeit einnimmt, wenn jemand nicht ſo ehrwürdig von Ihnen ſpricht, als Sie ſelbſt von ſich denken. Doch, da Sie ſelbſt das Beſte hoffen, und ich auch weis, daß Ihre Einſicht ſo gar weit eben nicht reicht, daß Sie eine etwas feine Ironie ſollten wahrnehmen können: ſo bin ich gänzlich wiederum von meiner Meynung abgegangen, und ich habe alſo nicht ermangeln können, Ihnen meine Empfindlichkeit, über Ihre Unbeſcheidenheit zu erkennen zu geben.

Aber, nun muß ich Ihnen etwas ſagen, wobey Ihnen ohne Zweifel wieder der Anfang Ihres Leibſtückgens: Hans ſpann an ꝛc heraus fahren wird. Ich bedaure Sie von Herzen, daß ich Sie dadurch vor der Welt zum Gelächter machen muß. Aber ich kann nicht anders; und wenn ich es auch ſonſt nicht gethan hätte, ſo haben Sie es doch itzo an mir erholet. Verfahren Sie ein andermal entweder beſcheidener, oder vorſichtiger, ſo werden Sie ſich nicht Schande mit Schande häufen, und auch bey denen zum Spotte werden, welche noch, aus Mitleiden, Ihre Partey genommen haben.

Aber zur Sache! Meynen Sie denn, daß mein ganzes Schreiben vom 20 Jun. nebſt dem Entwurfe, mein Ernſt geweſen iſt? Haben Sie es denn nicht eingeſehen, daß ich Ihnen in allen Zeilen, aeſpottet, und das was Sie auf wer weis, wen? deuten, meiſtens von Ihnen verſtanden habe? Meine Abſicht hierbey war zwar nur, es dadurch ſo weit zu bringen, daß die Hetzpeitſche, deren Sie in Ihrem heurigen Gregoriusprogramma gedenken, nicht zu Stande kommen, und der Bär hernach nicht nur brummen, ſondern gar kratzen möge: ohne Ihre Schande weiter vor der Welt aufzudecken. Nun aber, da ich ſehe, daß meine Ironie für Sie zu hoch geweſen iſt, und Sie mich, als Ihren vermeynten Freund, durch Unhöflichkeiten aufgebracht haben, ſo kann ich mich nicht enthalten, öffentlich bekannt zu machen, daß Sie in den Anfangsgründen

der

der Poesie noch nicht so weit gekommen sind, daß Sie wissen sollten, was eine Ironie wäre?

Selbst diejenigen Stellen, welche Sie, aus meinem Entwurfe und Briefe, in Ihrem Briefe anführen, sind so handgreiflich ironisch, daß sie nichts weniger, als feine Ironien, sind. Ich habe, wie Sie selbst anführen, geschrieben, daß, wenn der unglückliche Tiefenthal um sein Gehör nicht eben so verstockt, als um sein ruchloses Herz, wäre: so müßten (NB. hier haben Sie meine Periode durch Ihre Veränderung seidelianisiret) ihm, zu seiner Beschämung, so lange er Othem halte, die Ohren von demjenigen gellen, was verschiedene von den größten Gelehrten in und ausserhalb Leipzig, ja auch so gar einige Standespersonen, von seiner pöbelhaften Bemühung geurtheilet hätten: oder er müßte kein Fünckchen von demjenigen weiter in sich empfinden, was edel und rechtschaffen heißt. Halten Sie mich denn in der That für so einfältig, daß ich glauben sollte, die größten Gelehrten, ja gar Standespersonen, würden sich um Sie und Ihre Kometenode bekümmern? Ich bitte Sie, werden Sie doch klug, und lassen Sie sich nicht solche harlekinsmäßige Nasen drehen!

Wie unschuldig klingt nicht Ihre einfältige Beschuldigung, da Sie mir im 10, 19, 30 und 51 §. meines Entwurfs eine allzu grosse Liebe gegen Sie schuld geben, und glauben, daß ich Sie um derselben willen nicht allzu wohl vertheidigt hätte! Lesen Sie diese §§. und sonderlich den 48sten, nun noch einmal: so werden Sie anders sehen, was meine allzu grosse Liebe gegen Sie, und die schlechten Gründe meiner Vertheidigungen, sagen wollen. Wie haben Sie es doch immermehr für Ernst aufnehmen können, was ich Ihnen von dem 11--14 §. weiß gemacht habe; daß nämlich ein gewisser Dichter, in den Belustigungen des W. u. V. Ihr Leichengedicht auf Ihre verstorbene Braut nachgeahmet, ja gar ausgeschrieben habe. Dieses hat eben solchen Grund, als die Nachricht, welche ich Ihnen gegen das Ende meines Briefes gab, daß ich gewisse Nachricht hätte, daß Ihre Kometenode von unsrem Manvillon in französische Verse übersetzet, und Ihnen dediciret werden würde.

Ich vermuthete es wohl, daß Sie in meinen von Ih
genannten scherzhaften Vaterlandsgedanken, unter dem
sen Lichte den Hrn. Prof. Gottsched, und unter den
nen, den Hrn. M. Schwaben verstehen würden, w
aber ganz anders heraus kommen würde, wenn ich es
recht erklären wollte. Auch der arme Schächer un
kleine Irrlicht sind ganz andere Creaturen, als Sie sic
unter vorgestellet haben. Daß ich gethan, als ob ich da
auf ein Paar Ihnen theils ganz, theils halb bekannte,
nen gezielet hätte, dieses habe ich nur gethan, Ihnen Ih
gestüme Art, auf diese und jene Person, ohne die gering
nünftige Ursache, zu muthmassen, zu verweisen. Er
Sie sich nur, des albernen Artikels, welchen Sie vor
Zeit, zu Ihrer Vertheidigung, in den Hamburgischen
respondenten einrücken liessen, und denken Sie auch
ren vorhergehenden und nachfolgenden ungegründeten
wohn. Wenn Ihnen die Unwahrheit desselben einmal
Augen leuchten wird: so werden Sie sich, wenn Sie no
denn einiger Schande fähig sind, (deren Empfindun
gewiß so lange wenigstens abnimmt, als der Band
ausgesonderten Gedichte zunimmt) nothwendig vor sic
schämen müssen.

Noch über etwas muß ich Ihnen meine Befremdung
kennen geben. Sehen Sie denn nicht so viel ein, ob Si
in der Mathematik über den Adam Risen nicht weit
men seyn mögen, daß mein letzter von Ihnen angeführ
wegungsgrund eine offenbare Ironie ist? Glauben S
wirklich, daß ich so einfältig bin, und dafür halte, daß e
renhüther mit einem solchen Poeten, wie Sie sind,
der geometrischen Proportion stehe, als ein Handsf
einem critischen Spötter, wie Tiefenthal ist. Ich m
derträchtig reden, weil ich mit Ihnen zu thun habe.

Lassen Sie sich indessen diesen Brief künftig zur Lehre
wie man sich, als ein vernünftiger Mensch, und gegen v
tige Leute, in der Welt aufführen müsse, und leben Sie

Leipzig, den 9 Oct.
1745.

F.

*** *** ***

Bemühungen

zur

Beförderung der Critik und des guten Geſchmacks.

Quid deceat, quid non? quo virtus, quo ferat error. *Hor.*

Funfzehntes Stück.

Anderer Band.

Halle, bey Carl Herrmann Hemmerde.
1746.

Ode,
auf Sr. Hochehrwürden,
Herrn Paſtor Leſſers
in Nordhauſen
Naturaliencabinet.

Von * *

Opitz.

. . . . Wir Menſchen ſind ſo gar
eblendet und verſtockt, daß wir in allen Werken
es weiſen Schöpfers Macht und Ordnung nimmer merken,
ß wenn was neues ſich, wie ſchlecht es auch mag ſeyn,
ir unſern Augen zeigt.

O Leſſer! der Du mit Bedacht,
Vernunft, Natur und Schrift verbindeſt,
Und GOttes Weisheit, Güt und Macht
In Steinen, Wurm und Muſcheln findeſt;

Erlaube meinem regen Kiele,
Daß er, was ich im Herzen fühle,
Dem leichten Blatte kühn vertraut.
Er ſucht, in unvollkommnen Bildern,
Die Wunder der Natur zu ſchildern,
Die man bey Dir vollkommen ſchaut.

Mit edler Neugier pflegt Dein Geiſt
Des Schöpfers Werke zu betrachten;
Und nie, was Deſſen Gröſſe preiſt,
Aus blinder Einfalt zu verachten.
Dein Blick durchdringt verborgne Klüfte;
Des Meeres Grund, die weiten Lüfte
Eröffnen ihm den innern Schooß.
Was tauſend heilig träge Seelen
Voll Unverſtand ſich ſelbſt verhehlen,
Das zeiget Dir den Schöpfer groß.

Folgt meines Leſſers ſichrer Spur,
Wollt ihr den Geiſt, wie er, erhöhen.
GOtt kennen, und nicht die Natur,
Heißt, ohne Licht und Augen ſehen.
Natur und Welt ſind deſſen Zeugen,
Was ſeinem hohen Weſen eigen
Und ſeines Ruhmes Urſprung iſt.
Wer iſts, der ſeinen Werth mehr ſchätzet;
Der deſſen Werk zum Grunde ſetzet?
Der deſſen Gröſſe träumend mißt?

Du, theurer Leſſer, biſt erſehn,
Durch niemals gnug erhobnen Schriften,
Dem, was durch GOttes Arm geſchehn,
Ein Denckmaal vor der Welt zu ſtiften.
Ein Wurm, den jeder Menſch verachtet,
Den man mit Ekel ſonſt betrachtet,
War Deiner Unterſuchung werth.
Aus Muſcheln, die verächtlich ſcheinen,
Aus tauſend ſonſt verborgnen Steinen,
Haſt Du uns GOttes Macht erklärt.

Nicht bloß entlehntes Fleiſſes Frucht
Hat deinem Fleiſſe GOtt entdecket,
Da, wo, wenn man ihn eifrig ſucht,
Ein Staub der Gottheit Lob erwecket.
Du haſt aus Luft und Meer und Erde,
Daß Deine Kenntniß völlig werde,
Des Schöpfers Werke klug vereint.
Hier zeigt ſich die Natur ſo prächtig,
Hier zeigt der Schöpfer ſich ſo mächtig,
Als ſonſt ein Wurm verächtlich ſcheint.

Wie, da des HErrn gerechte Wuth
Der Frevler Bosheit rächen wollte,
Und eine nie gerauſchte Fluth
Den Erdkreis überſchwemmen ſollte,
Ein jedes Thier zum Kaſten eilte,
Worinn ſie Noah klug vertheilte,

Und die Natur im kleinen ſah:
So manch Geſchöpf war hier vorhanden,
So manches Thier aus fernen Landen
Stund hier vor ſeinen Augen da:

So hat der Erden weiter Kreis
Faſt alle Schätze Dir vertrauet,
Da man, durch Deinen edlen Fleiß,
Die Welt bey Dir im kleinen ſchauet:
Aus unſrer Erd entfernteſten Theilen,
Vom Phaſis bis an Herkuls Seulen,
Haſt Du Dein Cabinet geziert:
Der Abgrund ſelbſt konnt in den Hölen
Dir ſeine Schätze nicht verheelen,
Die Dir dein Eifer zugeführt.

O welch ein Glück! was zeigt ſich mir!
Bin ich in Deinem Cabinette?
Mir iſt, als ob ich neben Dir
An deinen Schätzen Antheil hätte?
Ein Heer von wunderbaren Steinen,
Wo Koſtbarkeit und Pracht erſcheinen,
Stellt ſich den frohen Augen dar.
Was ich ſo oft nur unvollkommen
An ſeltnen Steinen wahrgenommen,
Das nehm ich hier vollkommen wahr.

Der,

Das, was das köſtlichſte Metall,
Was Kupfer, Gold und Silber bringet:
Was ſonſt in Klüften überall,
Durch die Natur, im Erzt entſpringet,
Seh ich, mit innigſtem Vergnügen,
Verſchiedenheit und Ordnung fügen,
Und Deiner Einſicht Zeugen ſeyn.
So manches Bild von Kraut und Thieren
Seh ich der Steine Flächen zieren;
Ja ſie finds ſelbſt, und ſind doch Stein!

Ein neuer Anblick rührt den Sinn
Durch neue Pracht, durch neu Ergetzen!
Welch ein Entzücken reißt mich hin
Zu tiefer Meere ſeltnen Schätzen?
Hier ſeh ich vieler Schnecken Schalen
Mit Schmuck, Geſtalt und Farbe pralen,
Als ſelbſt das Goderzt kaum gethan.
Daß auf dem Umkreis unſrer Erden
Nicht ſolche Wunder ſichtbar werden!
Zeugt ſie allein der Ocean?

O ſchlechter Thiere ſtolzes Haus!
Natur! wie theilſt du deine Gaben?
Die Thiere ſchmückſt du prächtig aus,
Die kaum ein ſinnlos Leben haben!
Wie? muß das Fleiſch halbtodter Schnecken
Ein Wunder der Natur bedecken,

Das tauſenden verborgen bleibt?
Ja, Schöpfer! deiner Weisheit fügen
Schenkt meiſtens uns ein ſolch Vergnügen,
Das uns erſtaunt zur Ehrfurcht treibt.

Schon wiederum entzücket mich
Dein ſeltner Vorrath, theurer Leſſer!
Des Schöpfers Weisheit zeiget ſich
Mir ſtets in ſeinen Werken gröſſer.
Ein groſſes Heer von kleinen Thieren,
Wo tauſend keine Weisheit ſpüren,
Und ſeines Schöpfers Allmacht ſehn,
Hat meinen Geiſt weit mehr entzücket,
Als was ſonſt eitler Hoffart ſchmüket,
Wenn ſich vermögne Thoren blähn.

Rühmt Zeuxis ſeltne Fertigkeit,
Mit Zug und Farben zu ergetzen:
Hier, dieſer Züge Seltenheit
Kann mich nur in Erſtaunen ſetzen.
Iſt ſolche Pracht auch ohne Neider?
Aus Gold und Sammt gewebte Kleider
Sind ſchlechter Würmer eigner Schmuk.
Muß unſre Pracht den Wurm erheben?
Wer hat ihm ſolche Zier gegeben?
Des Schöpfers Hand; dieß iſt genug!

Mittlerweile verliert sich Sinn und Geist;
Das Herz wird starr, die Lippen stocken,
So sehr, was hier den Schöpfer preißt,
So sehr mich Pracht und Ordnung locken.
Natur! vermag auch deinen Schätzen
Ein menschlich Aug ein Ziel zu setzen,
Daß Du, dir selbst gesetzet hast?
O nein! wer ihren Abgrund fände,
Fänd einen Abgrund sonder Ende,
Und gliche GOttes Weisheit fast.

O Lesser! hilf der Schwachheit auf,
Die deiner Schätze Glanz geblendet!
Befördre meinen matten Lauf,
Den Du schon fliegend fast vollendet!
Entdecke mir an GOttes Werken,
Sein Lob mit Ehrfurcht zu verstärken,
Noch ferner deiner Weisheit Spur.
So soll die späte Nachwelt wissen:
Warum mein Lesser sich beflissen,
Das war GOtt, Tugend und Natur.

Urſachen,

Warum die deutſche Sprache noch nicht zu ihrer Vollkommenheit gelanget?

Ich habe geglaubt, daß ich mir den Titel eines Gelehrten nicht mit guten Gewiſſen anmaſſen könnte, wenn ich mich nicht um meine Mutterſprache mehr bekümmerte, als diejenigen thun, die bloß des Brodts wegen ſtudiren. Nichts ſchien mir billiger, als einen Theil der Jahre, die man ſonſt mit der peinlichen Erlernung eines mäßigen Lateines zubringt, den Uebungen der deutſchen Mundart zu widmen. Es gereut mich ſolches gar nicht; ob ich gleich mit Betrübniß ſehe, wie man dieſelbe von den Höfen der Groſſen als eine elende Dorfmagd verſtößt, und das Anſehen, das ihr von Rechtswegen gehört, ausländiſchen Dirnen beylegt; die durch die unverdiente Ehre ſo trotzig und ſo undankbar worden, daß ſie ihre gröſten Wohlthäter mit einer ſehr hochmüthigen Mine verlachen.

Was Wunder, daß unſre Edelleute auf ihren Reiſen in fremde Länder ihrer Mutterſprache vergeſſen, und da ſie ſonſt durch Witz, Artigkeit und Vernunft ſich von vielen ihresgleichen unterſcheiden, dennoch die Schönheit, den Reichthum und den Nachdruck ihrer Mutterſprache, ich weiß ſelbſt

nicht,

nicht, aus was für einen Vorurtheil verkennen und für Pedanterey halten.

Gröſtentheils mag wohl die Schuld an vielen Gelehrten ſelbſt liegen, die ſich in die todten Alterthümer Athens und Roms ſo kindiſch verliebt haben, daß ſie nicht allein ſelber die Regeln des deutſchen Donats nicht wiſſen mögen, ſondern auch diejenigen für Barbarn und Verräther des Helikons ſchelten, die ſichs für keine Schande halten, die Kraft, Schönheit und Stärke der deutſchen Mundart in ihrer völligen Gewalt zu haben.

Man kann die Unwiſſenheit, den Eigenſinn, und die Nachläßigkeit der alten Schullehrer nicht ohne Aergerniß anſehen, die ſichs recht ſauer haben werden laſſen, die Rauhigkeit, Verderbung und Untertretung unſrer Sprache auf eine ſehr unvernünftige Art zu erhalten und zu vergröſſern. Worunter ich aber Weiſen, Groſſern, Uhſen, und andre ihresgleichen nicht im geringſten will gezählt wiſſen, die unter der damals noch fortdauernden Monarchie des üblen Geſchmacks, bey aller ihrer Unvollkommenheit, dennoch uns die Bahne gebrochen, und ſich um die deutſche Litteratur nicht wenig verdient gemacht haben.

In der That haben die ehemaligen Lehrer und Hofmeiſter gröſtentheils ihrer Schuldigkeit ſo ſchlecht Genüge gethan, daß, da ſie ſelbſt in den Lande der ſchönen Wiſſenſchaften Fremdlinge, und in ihrer Mutterſprache ganz ungeübt geweſen, ſie auch die adliche und bürgerliche Jugend in die-

dieſem Stück faſt gänzlich verſäumt, und ſtatt einer ſehr vortheilhaften Liebe dazu, ihr einen ungegründeten Ekel für dieſelben eingeflöſſet haben.

Hierzu kömmt noch, daß die Schriften die man lehrbegierigen Leuten damals in die Hände gegeben, ſo unregelmäßig, unrein, ungeputzt, matt, wäſſrig, oder ſchwülſtig und ungereimt geweſen, daß ſie entweder gar keinen Reiz daran finden, oder ihr Gemüthe gar nicht darnach ausbilden können, oder, wo ſie ja davon aufgemuntert worden, die Feder in die Hand zu nehmen, ihre Vorgänger in den Fehlern ſo wohl übertroffen haben, als Männling den Lohenſtein, und ein gewiſſer Dichter den Hofmannswaldau.

Inzwiſchen muß man unparteyiſch bekennen, daß der gröſte Theil unſrer Vorfahren, die öfters ſchlechte Helden in der Gelehrſamkeit waren, zu unſrer Beſchämung nach ihren Vermögen emſiger für das Aufnehmen unſrer Beredſamkeit geſorgt haben, als wir, die wir gegen ihre Bemühung unerkentlich, ja zuweilen ſchmähſüchtig ſind; die wir dasjenige tadeln, was an ihnen zu loben war; die wir ihren Ruhm und Verdienſt mit ihrer Aſche modern laſſen; und die wir endlich unſern ſpöttiſchen und unfreundlichen Nachbarn überall ſo gern, ſo leichtſinnig nachäffen, ausgenommen da, wo es am nöthigſten und am anſtändigſten wäre, nämlich in dem Eifer für die Verbeſſrung unſrer Mutterſprache.

Ich wollte meinen Landsleuten nicht die Schande anthun, und ſagen, daß entweder ihre natürliche

liche Trägheit, oder die wenige Achtſamkeit für ihren Ruhm, oder eine gewiſſe Kaltſinnigkeit daran Schuld ſey, die an nichts einen Geſchmack findet, was nicht aus fremden Grenzen ſich herſchreibt, und welcher nirgends, als in ihren Eigenthum, das Gute und das Schlechte gleich viel iſt. Das Bekenntniß der verdrüßlichſten Wahrheit, die ſie ſelbſt für einen wohlverdienten Verweis anſehen, würden ſie mit ſehr ungerechtem Zorne hintertrieben, und veranlaſſet werden, nach Art einiger bekannten Kunſtrichter, ihre Mundart eher mit Schmähungswörtern, als mit netten Ausdrücken zu bereichern.

Jener Maler, der dem Könige in Frankreich alle Nationen in ihrer landüblichen Tracht mahlte, ſtellte, als er auf die Deutſchen kam, einen nackenden Kerl vor, dem er ein Stück Tuch unter die Hände gab, und auf Befragen verſicherte, er würde ſich ſchon ſelber kleiden, wenn er fröhre; denn die Deutſchen hätten von allen ausländiſchen Trachten etwas, aber nichts eignes.

Dieſe Satire auf den wunderlichen Sinn meiner Landsleute findet ſo wohl bey ihrer Sprache ſtatt, als bey ihren Kleidermoden.

Es iſt eine Schande, mit was für unermüdetem Fleiſſe, mit was für genauer Richtigkeit ſie ſo viel fremde Sprachen treiben, und von ihrer eignen, die ſie als nichtswürdig hindanſetzen, kaum etwas gründlichers wiſſen, als ihre unerzognen Kinder.

Doch

Doch muß man unſern hohen Schulen, und ſonderlich dem witzigen und wohlgeſitteten Leipzig, welches Herr von Beſſer mit Recht die Säugamme beydes der Muſen und der Gratien, nennet, den unverwelklichen Ruhm laſſen, daß ſie dem Beyſpiele der gröſten Kenner und Beförderer der Wiſſenſchaften nachgeeifert, und was ihre Vorgänger ſaumſelig verſcherzt, mit doppelten Wucher wieder eingebracht haben.

Man erſtaunt, wenn man bedenkt wie der deutſche Witz und die wahre Gelehrſamkeit durch den völligen Durchbruch der geſunden Vernunft und einer geremigten Weltweisheit, in ſo wenger Zeit, ihren Frühling und ihren Sommer zugleich erleben, ſo daß ſie mit groſſen Schritten zu ihrer Reife und Vollkommenheit hinzueilen. Unſre Sprache ſieht ſich ſelber nicht mehr ähnlich, wenn man ſie mit derjenigen, die vor funfzig Jahren herrſchte, vergleichet, und die ganz unglaublichen Verändrungen die darinn zu ihrer Verbeſſerung vorgegangen in einem Blick überſiehet; welches rechtſchaffene Patrioten, die es mit der Menſchlichkeit, und ſonderlich mit der Ehre ihres Vaterlands wohlmeynen, nie ohne das gröſte und innigſte Vergnügen erkennen.

Nichts aber iſt mehr zu bedauren, als daß die deutſche Geſellſchaft in Leipzig, die ſonſt die vortreflichſten Dienſte gethan, und den Grund zum Fortgange der ſchönen Wiſſenſchaften gelegt hat, aus Urſachen, die am Tage liegen, itzo faſt einzuſchlummern ſcheinet, ſo, wie ein junger

und

und edler Baum, der in dem fetteſten Erdreich eine noch ſo friſche Wurzel ſchlägt, dennoch nach und nach erſtirbt und verdorret, wenn er nicht genugſam gepflegt und begoſſen wird, ob er gleich die reichſte Hoffnung ſeiner Fruchtbarkeit, durch eine Menge ſchöner Blüthen, darreichet.

Wenigſtens hat ihr rühmlicher und recht patriotiſcher Eifer einigen wackern Gelehrten, worunter Menke, Gottſched, May und Lotter nicht die letzten ſind, zu unſern Zeiten ſo viel verurſacht, daß auch die jämmerlichſten Scribenten ſich beſtreben, ſo gut ſichs immer will thun laſſen, rein und flieſſend deutſch zu ſchreiben. Die armſeligſten Proſadichter, die bey uns ſo häufig, wie die Heuſchrecken im Sommer, ſchwirren, thun doch der beſten Welt, und unſrer Sprache den Nutzen, daß ſie zu ihrer Verbeſſrung nach ihren kleinen Talent etwas beytragen.

Was kann man nicht erſt von ihrer künftigen Vollkommenheit hoffen, wenn unſre guten Verfaſſer fortfahren, uns Körnige Ueberſetzungen, ſcharfſinnige Poeſien, nachdrückliche Reden, und allerhand wohlgerathner deutſcher Schriften zu liefern?

Nur im gemeinen Reden, die den Gebrauch der Worte und Redensarten gröſtentheils beſtimmen, wird es ſchwerlich jemals dahin gelangen, daß man die Reinigkeit mit dem Wohlſtande, mit der Kraft und Annehmlichkeit verbindet.

In Athen, wo der Pöbel ſo gut griechiſch, als der Wortforſcher und Sprachkünſtler redte, mach-

te ſo gar ein ſchlechtes Kräuterweib, den beredten Theophraſt ſchamroth, als ſie ihm zu ſagen wuſte, er ſey ein fremder, weil er ein gewiſſes Wort nicht gehörig ausgeſprochen hatte.

Vornemlich verurſacht die Verſchiedenheit des Dialekts in unſrer Mundart faſt unüberſteigliche Hinderniſſe, indem nur in der Oberlauſitz die Ausſprache bey nahe mit jeder Meile abwechſelt, und keine von den Sechsſtädten recht genau mit einander übereinſtimmet.

Die Zittauer und Löbauer reden überaus Böhmiſch, weil ſie mit dieſen Lande angränzen, und im Handel und Wandel viel Gemeinſchaft haben, hingegen ſprechen die Görlitzer und Laubner gut Schleſiſch, und dehnen die Worte, daß einer, der es ungewohnt iſt, darüber lachen mus. Einer von meinen Freunden bekam aus Breßlau einen Staar zum Geſchenke, welcher auf gut Schleſiſch ſchrie: Chryſtoph deck a Tihſch! der Herr kommt, an ſtatt: Chriſtoph deckt den Tiſch; der Herr kömmt. Sonſt ſpricht man auch in Görlitz: Geh ino Hoysla, an ſtatt: Geh in den Schrank; oder: je Gaut behüto! da wir ſagen: je GOtt behüts.

Bloß das kleine Camenz richtet ſich nach der Hauptſtadt Budiſſin, wo das feinſte und beſte Deutſch in ganz Sachſen geſprochen wird. Weswegen ſich dieſer lezte und anſehnliche Ort ungemein wohl zu einer hohen Schule ſchicken ſollte, zumal, da geſunde Lufft, wohlfeile Lebensmittel, eine annehmliche Lage, ſchön gebaute Häuſer, gute

Sit-

Sitten, und eine Menge von vornehmen und gelehrten Leuten nicht, unter ihre geringſten Vorzüge gehören.

Man redet daſelbſt nicht ſo klar, und ſingt nicht alles ſo nach Noten ab, wie die Meißner und Dreßdner; Man künſtelt auch nicht ſo, wie die Leipziger in der Ausſprache, die ein å ſetzen, wo ein ſchlechtes e iſt, und in Låbän und in Stårbän ſprechen, an ſtatt, im Leben und im Sterben, oder die gar ohne Noth die Buchſtaben verdoppeln, und Naddeln, an ſtatt Nadeln, ingleichen Bodden und Hünner, an ſtatt Boden und Hüner zu ſagen pflegen.

Man wird mir dieſe Ausſchweiffung, die ich nur obenhin berühret habe, vergeben, und darinn mit mir einig ſeyn, daß nichts ſchumpflicher für einen Gelehrten laſſe, als wenn er ſeine Briefe und andre Aufſätze kaum zierlicher einzurichten weis, als der geringſte Dorfſchulze, ja, wenn er entweder ſich einbildet, daß dieſe Geſchicklichkeit bey Geſchäfften nicht nöthig ſey, oder daß es gar eine Galanterie ſey, ein ganzer deutſcher Stümper zu bleiben, damit man nur mit genauer Noth einen halben Franzoſen oder einen magern Lateiner vorſtellen könne.

Hamburg,
den 21. Auguſt, 1743.

E. N. M.

Fernere Uebersetzung von Popens Versuche vom Menschen.

Der dritte Brief.

Von der Natur und dem Zustande des Menschen, in Ansehung der Gesellschafft.

Wir bleiben demnach dabey: „Die allgemeine Ursache wircket zu einem Zwecke, aber nach verschiedenen Gesetzen:„ Bey aller Raserey des überflüßigen Wohlseyns, bey aller Pracht des Stolzes, bey aller Unverschämtheit des Reichthums, laßt euch diese grosse Wahrheit Tag und Nacht gegenwärtig seyn; aber am meisten muß sie zugegen seyn, wenn wir predigen, oder bethen.

Sieh dich in unserer ganzen Welt um: betrachte die Liebeskette, welche alles, was unten, und was oben ist, verbindet. Sieh, wie die bildende Natur zu diesem Zwecke wircket; wie jedes Stäubchen sich nach dem andern bewegt, wie es anziehet, wie es von dem nächstfolgenden angezogen wird, und gebildet ist, und angetrieben wird, seinen Nachbar zu umfassen. Sieh, wie nächst ihm die Materie, welche auf verschiedene Art belebet ist, alles nach einem Mittelpuncte, als nach dem allgemeinen Gute, dringet. Sieh, wie sterbende Pflanzen das Leben erhalten; sieh, wie das

sich

sich auflösende Leben wiederum von neuen lebet. Alle verderbenden Formen ersetzen andere Formen hervor; sie gehn um einen Kreis, Lufft zu schöpfen, und sterben. Gleich den Wasserblasen, welche auf dem Meere der Materie gebohren werden, entstehen, zerspringen und kehren sie wieder in diese See zurücke. Nichts ist hier fremde die Theile gehören zu dem Ganzen. Ein alles ausbreitender und alles erhaltender Geist verbindet ein iedes Wesen, das gröste mit dem kleinsten; es machte Thiere, den Menschen zum Besten, und Menschen, den Thieren zum Besten. Alles wird bedienet, und alles dienet auch! Nichts steht allein, die Kette hält alles zusammen, und wo sie aufhört, das ist unbekannt.

Du Thor, hat GOtt bloß dir zu gute, dir zum Vergnügen, dir zum Zeitvertreibe, dir zur Zierde, dir zur Nahrung, gewirket? Derjenige, welcher für deine Tafel das muntere Reh ernähret, schmückt für dasselbe eben so gütig das blumichte Feld. Geschiecht es deinetwegen, daß die Lerche in die Höhe fliegt, und singt? Die Freude stimmt ihren Ton, die Freude erhebet ihre Flügel. Geschieht es deinetwegen, daß der Hänfling seine Kehle gurgelnd bewegt? Die Liebe seiner selbst und Entzückungen erregen seine Stimme. Der geputzte Hengst, welchen du prächtig bereytest, theilet mit seinem Reuter Vergnügen und Ehre. Gehört der Same dir allein, welcher auf dem Felde ausgestreuet ist? Die Vögel des Himmels werden sich auch ihr Korn davon zu eignen. Ge-

höret die reiche Erndte des goldnen Jahres dir allein? Ein Theil davon gehöret, und zwar mit Rechte, dem dir dienenden Stiere. Das Schwein, welches nicht ackert, und nicht gehorchet, wenn du es ruffest, lebt von der Arbeit dieses allgemeinen Herren.

Sieh, wie alle Kinder der Natur die Fürsorge derselben unter sich theilen. Der Pelz, welcher einen Monarchen wärmt, wärmte zuvor einen Bär. Indem der Mensch ausrufft: „Sieh, alle „Dinge sind zu meinem Gebrauche vorhanden,„ artwortet die gemästete Gans: „Sieh, der Mensch ist zu meinem Nutzen vorhanden.„ Was für Sorgen wendet er nicht an, sie in Acht zu nehmen, zu verwahren, zu stopfen und zu erhalten! Alles dieses weiß sie aber nicht, daß dieses geschieht, sie zu essen. Der Mensch schließt eben so falsch, und irret, wenn er denkt, es sey alles für eins, und nicht eins für alles gemacht.

Gesetzt, der Stärkere regierte sie: es den Schwächern, der Mensch wäre der Geist und der Tyrann des Ganzen: so weis doch die Natur diesen Tyrannen zu seiner Schuldigkeit anzutreiben; sie allein kennet die Mängel und Schmerzen einer andern Creatur, und hilft ihnen ab. Sage, wird dem herabschiessenden Falken das bunte Gefieder der Taube rühren, und wird er ihrer deswegen schonen? Bewundert auch die Elster die vergoldeten Flügel der Insecten? Oder hört etwan der Habicht, wenn die Nachtigall schlägt? Der Mensch sorget für sie alle. Den Vögeln giebt er seine

Wälder

Wälder, den vierfüßigen Thieren seine Wiesen, und dem Fische sein Gewässer. Einige versorget er seines Nutzens, mehrere seines Vergnügens, noch mehrere aber seines Stolzes wegen. Sie werden alle von einem eitlen Herrn ernähret, und freuen sich der sich ausbreitenden Glückseligkeit seiner Schwelgerey. Selbst das Leben derjenigen Thiere, welche sein sinnreicher Hunger wählt, errettet er von dem Hunger der wilden Thiere. Er läßt die Thiere aus keiner andern Ursache schmausen, als weil er sie zu seinem Schmause verdammet hat; und so lange, bis er dessen Daseyn ein Ende macht, verschaffet er dem Thiere eine Glückseligkeit, welches seinen tödlichen Streich nicht eher sieht, und den Schmerz nicht eher fühlet, als der Mensch aus einem gütigen Geschicke, den Donnerschlag siehet und empfindet, als bis er ihn trifft. Das Thier genießt sein Gutes vor dem Ende des Lebens: auch du must sterben, wenn du dein Gutes genossen hast.

Damit der Himmel zeige, daß er ein Freund der vernunftlosen Wesen sey, so giebt er ihnen nicht die unnütze Wissenschafft ihres Endes. Dem Menschen giebt er dieselbe: aber auf so eine Art, daß sie, indem er sich vor dem Ende fürchtet, ihn auch darauf hoffen heist. Die Stunde ist vor ihm verborgen: und so ist die Furcht von ihm entfernet. Der Tod kömmt stets näher, aber er scheint doch niemals näher zu seyn. Grosses Wunder! daß der Himmel nur denkenden Wesen diese Eigenschaft des Geistes gegeben hat.

Was nun entweder mit Vernunft, oder mit natürlichem Triebe begabt iſt, das wiſſe: Alle haben eine Kraft, welche ſich am beſten für ſie ſchicket; eine Kraft, durch die Richtung derſelben ſowol nach ihrer Glückſeligkeit zu ſtreben, als auch die Mittel, welche ihrem Endzwecke gemäß ſind, zu finden. Sage, was haben diejenigen weiter für einen Pabſt, oder für ein Concilium nöthig, deren untrüglicher Führer der bloſſe natürliche Trieb iſt? Die Vernunft, ſo geſchickt ſie iſt, iſt doch meiſtentheils kalt; ſie bemüht ſich nicht, uns zu dienen; ſondern ſie dienet uns nur, wenn ſie dazu angetrieben wird; ſie ſteht ſtill, bis wir ruffen, und auch wenn wir ruffen, kömmt ſie öfters nicht: aber der gefällige natürliche Trieb kömmt ungeruffen. Er dienet uns ſtets; die Vernunft aber niemals lange. Das eine muß auf rechtem Wege gehen, das andere kan fehl gehen. So merke denn, daß die wirkende und die vergleichende Kraft in ihrer Natur eins, in unſerer aber zwey ſind. Erhebt, wenn ihr könnt, die Vernunft über den natürlichen Trieb. In dieſem regiert GOtt, in jenem der Menſch.

Wer lehrte die Völker des Feldes und des Waldes ihren Gift meiden, und ihre Nahrung ſuchen? Mit Vorwiſſen bauen ſie auf die Wellen und graben in den Sand, der Fluth und dem Wetter zu widerſtehen. Wer lehrte die Spinne, ſo richtig, als de Moivre * ohne Lineal und Linien,

* Ein in der Algebra ſonderlich berühmter Mathematicus, von Geburt ein Franzoſe.

en, Parallelen ziehen? Wer heist die Störche
ch dem Columbus, Himmelsgegenden, wel-
ihnen nicht eigen sind, und vorher ihnen un-
annte Welten, suchen? Wer beruft ihre Ver-
mlung, und setzt einen gewissen Tag an? Wer
t ihre Schaaren in Ordnung, und wer zeich-
ihnen ihren Weg vor?

GOtt gründet in der Natur eines jeden We-
s dessen Glückseligkeit, und sezt dessen Gren-
in demselben. Aber, als er ein Ganzes schuf,
te er zum Besten des Ganzen, das beyderlei-
Glück, auf beyderseitige Mangel. Diese
dnung entsprung aus der ersten ewigen Ord-
ng, und verband Geschöpfe mit Geschöpfen,
enschen mit Menschen. Was nur die alles
ebende Luft lebendes in sich hält, was nur in die
ft hauchet, oder in die Tiefen herab fähret,
er auf der Erde sich wunderbar durch einander
vegt, dessen Lebensflamme nähret, und dessen
tflanzenden Samen befeuchtet eine einzige Na-
. Nicht bloß der Mensch, sondern auch alles,
s in dem Walde lebt, was unter dem Himmel
webt, und was mit den Fluthen fortschwim-
t, jedes liebt sich selbst, aber nicht sich selbst al-
n. Ein jedes Geschlecht verlanget seines glei-
en, bis zwey eins sind. Das Vergnügen en-
gt sich auch nicht mit der brünstigen Verbin-
ung; sie lieben sich zum dritten mal selbst, in ih-
m Zweige. So erwarten Thiere und Vögel
re gemeinschaftliche Last. Die Mütter ernäh-
n sie, und die Väter beschützen sie. Wenn

denn die Jungen entlassen worden, die Erde oder die Luft durchzuwandern, so hört der Aeltern natürlicher Trieb auf, und ihre Fürsorge hat ein Ende. Das Band wird aufgelöset, ein jedes sucht eine neue Verbindung: nunmehr folgt eine andere Liebe, ein anderer Zweig. Des Menschen hülflose Natur hat einer längern Fürsorge vonnöthen. Diese längere Fürsorge macht die Bande dauerhafter. Ueberlegung und Vernunft befestigen die Bande stets: auf einmal erweitert sie der Eigennutz und die Liebe. Mit Wohl verbinden wir uns, mit Sympathie brennen wir. Eine jede Tugend nimmt ihren Weg in jede Leidenschaft; und stets entstehen neue Bedürfnisse, neue Hülfsleistungen, neue Gewohnheiten, welche die Güte auf das Mitleiden propft. Stets entstehet eine Frucht aus der andern; diese erhält die natürliche, und jene die angewöhnte Liebe. Die letzte gelangte kaum in einem erwachsenen Menschen zu ihrer Reife, so sah sie ihn von der Hülfe desjenigen verlassen, von welchem sein Leben den Ursprung nahm. Gedächtniß und Vorhersehung bewirkten sogleich die Rückkehr. Jenes kehrte sich rückwärts nach der Jugend, diese vorwärts nach dem Alter; indem Vergnügen, Dankbarkeit und Hofnung vereinigt stets den Nutzen ausbreiteten, und das Geschlecht erhielten.

Glaube nicht, daß die Menschen im Stande der Natur blindlings gewandelt haben. Der Stand der Natur war die Regierung GOttes. Die Selbstliebe und die gesellschaftliche Liebe entstun-

entstunden mit ihr zugleich; die Einigkeit ist das Band aller Dinge und das Band der Menschen. Damals war kein Stolz; es waren auch keine Künste, diesen Stolz zu unterstützen. Der Mensch gieng mit den Thieren, und beyde zusammen waren Besitzer des Schattens. Sie hatten einerley Tisch und einerley Bette. Kein Mord kleidete ihn und kein Mord nährete ihn. In einerley Tempel, in dem wiederschallenden Walde, besungen alle mit einer Stimme begabte Wesen ihren gemeinschaftlichen GOtt. Das Heiligthum war noch nicht gestickt, noch nicht mit Golde eingefasset; der unbefleckte Priester stund noch ungeputzt und ohne Blut darinne. Des Himmels Eigenschaft war die allgemeine Fürsorge; und der Vorzug des Menschen ist, daß er regieren, aber sanfte regieren soll. O wie unähnlich war sich selbst doch damals der Mensch, in Ansehung der künftigen Zeiten! Er ist der Würger und das Grab der Hälfte der lebenden Geschöpfe; er höret, als ein Feind der Natur, das allgemeine Seufzen, und ermordet ihre Arten und verkauft seine eigene. Aber der Schwelgerey folgt gerechte Krankheit, und ein jeder Tod zeuget seinen eigenen Rächer. Die wütenden Leidenschaften fingen mit diesem Blute an, und brachten noch ein grausames Wild, den Menschen wider den Menschen auf.

Sieh, wie er sich allmählich von der Natur zur Kunst gewendet hat. Die Vernunft ahmte damals dem natürlichen Triebe nach, und die

Stimme der Natur sprach also zu dem Menschen: „Geh, laß dich von den Geschöpfen unterrichten. Lerne von den Vögeln, was die „Gebüsche vor Nahrung geben. Lerne von den „wilden Thieren die Arzney des Feldes. Fasse „deine Baukunst von der Biene. Lerne von dem „Wurme weben. Lerne von dem kleinen Nautilus segeln, das leichte Ruder regieren, und den „treibenden Wind auffangen. Hier findest du „alle Arten der gesellschaftlichen Vereinigung, und „aus diesen laß zuletzt die Vernunft das menschliche Geschlecht unterrichten. Hier sich unterirdische Wercke und Städte, da Städte in der „Luft auf dem wankenden Baume. Lerne die „Eigenschaften und die Policeyen eines jeden kleinen Volkes; die Republick der Ameisen, und „die Monarchie der Bienen; wie jene alle ihr „Vermögen zum gemeinem Gebrauche dahin geben, und die Anarchie ohne Verwirrung verstehen; wie diese stets, ob schon ein Monarch regieret, ihre besondern Zellen und ihr Eigenthum „behaupten. Merke, wie unveränderte Gesetze „ihren Staat erhalten. Gesetze, welche so weise, „als die Natur, und so unbeweglich sind, als das „Schicksal. Umsonst wird deine Vernunft feinere Gewebe weben wollen, die Gerechtigkeit „dadurch mit ihrem Netze des Gesetzes zu bestricken, und das Recht allzustrenge zum Unrechte „zu machen; ein Recht, welches für dem Starken zu schwach, und für dem Schwachen zu „stark ist. So geh denn, und herrsche über alle

„Ge-

„Geschöpfe; laß dem Weiseren die übrigen ge-
„horchen, und laß dich um dieser Künste willen,
„welche dir der blosse natürliche Trieb gewähren
„konnte, als ein Monarch, krönen, oder, als eine
„Gottheit, anbethen!„

Die grosse Natur sprach, der aufmerksame Mensch gehorchte. Es wurden Städte gebaut und Gesellschaften aufgerichtet. Hier entstund ein kleiner Staat, nahe dabey wuchs ein anderer, durch eben dieselben Mittel, und ward durch Liebe, oder durch Furcht verbunden. Trugen hier die Bäume röthere Lasten? und breiteten sich dort die Flüsse in reinere Bäche aus? Was der Krieg rauben konnte, das konnte die Handlung wieder geben, und derjenige ging als Freund wieder zurück, welcher als Feind gekommen war. Da konnte der Umgang und die Liebe die Menschen am kräftigsten ziehen, als die Freyheit die Liebe, und die Natur das Gesetz war. So wurden Staaten aufgerichtet, und der Name eines Königs war unbekannt, bis der gemeine Nutzen die Macht einem überließ. Die Tugend, (welche sowol in den Künsten, als in den Waffen das Glück austheilet, und das Unglück abwendet) war es allein, welche einem Vater seine Kinder gehorsam, und einem Fürsten zum Vater eines Volks machte.

Hier war nun ein jeder Patriarch von der Natur gekrönet, ein König, Priester und Vater, seines aufwachsenden Staats. An ihm, als an einer andern Fürsicht, hingen die Mitglieder desselben;

ſelben; ſein Auge war ihr Geſetz, und ſeine Zunge ihr Orakel. Er ruffte ihre Nahrung aus dem erſtaunten Furchen. Er lehrte dem Feuer zu befehlen, den Fluthen zu widerſtehen, die Ungeheuer aus dem tiefen Abgrunde heraus zu ziehen, und den Adler aus der Luft auf die Erde herab zu ſtürzen, bis ſie, bey Schwachheit, Krankheit und Sterben, anfingen, denjenigen, welchen ſie als einen GOtt verehret hatten, als einen Menſchen zu betrauern. Alsdenn ſahen ſie vom Vater zum Vater zurück, und fanden einen einzigen groſſen und erſten Vater, und dieſen erſten Vater betheten ſie an. Oder es ward von der einſtimmigen Sage, daß dieſes All einen Anfang gehabt habe, der Glaube ununterbrochen von dem Vater zu den Sohne fortgebracht, man erkannte es, daß der Werkmeiſter von dem Werke unterſchieden ſey, und die bloſſe Vernunft ſuchte niemals mehr, als einen einzigen. Eh der verkehrte Witz dieſes ſichere Licht unterbrochen hatte, ſah der Menſch, wie ſein Schöpfer, daß alles recht war. Er ging zur Tugend auf dem Stege des Vergnügens, und erkannte einen Vater, wenn er einen GOtt erkannte. Alle ſein Glaube und alle ſeine Treue beſtunden damals in der Liebe. Nach der Natur kannte er kein göttlich Recht in dem Menſchen und keine Furcht in GOtt erkennen, und unter einem allerhöchſten Weſen verſtund er nichts anders, als ein allerhöchſtes Gut. Ein wahrer Glaube und eine wahre Policey herrſchten vereint untereinander;

jener

jener war nichts anders, als die Liebe gegen GOtt, und dieser die Liebe gegen den Menschen.

Wer hat zuerst den zu Sklaven gemachten Seelen und zerrüttenden Reichen den entsetzlichen Glauben beygebracht, daß viele für einem gemacht wären? Diese stolze Ausnahme von allen Gesetzen der Natur, die Welt umzukehren, und ihrer Ursache entgegen zu wirken. Erst machte die Macht Eroberungen, und diese Eroberungen machten Gesetze, bis der Aberglaube den Tyrannen lehrte das Volk in Furcht zu halten. Dann theilten sie die Tyranney, dann halfen sie einander, und machten aus Ueberwindern Götter, und aus Unterthanen Sklaven. Er, der Aberglaube, lehrte mitten unter der Flamme des Blitzes und unter dem Knalle des Donners, wenn die Berge wankelen und der Abgrund heulete, den Schwachen nach einer unsichtbaren Macht die Hände ausstrecken, und den Stolz zu einem Mächtigern, welcher entfernter ist, beten. Er sah aus der sich eröffnenden Erde und aus dem zerspringenden Himmel höllische Geister herauf kommen und Götter herabsteigen. Hieher setzten sie die schrecklichen, und dorthin die glückseligen Wohnungen; die Furcht machte ihre Teufel, und eine schwache Hoffnung ihre Götter; parteyische, veränderliche, affectenvolle ungerechte Götter, deren Eigenschafften, Wut, Rachsucht und Wollust, und die so beschaffen waren, wie sich die niederträchtigen Seelen dieselben vorstellen können; und da die Menschen, als Tyrannen waren

gezeuget

gezeuget worden, wollten sie auch Tyrannen glauben. Der verkehrte Eifer, und nicht die Liebe ward ihre Führerinn, und die Hölle ward auf Haß, der Himmel auf Stolz gebauet. Dann schien das Gewölbe des Himmels nicht mehr heilig; aus dem Marmor wuchsen Altäre, welche vom Blute rauchten. Dann kostete der Priester zuerst lebendige Speisen, neben einem mit Menschenblute besprützten scheuslichen Götzen. Mit des Himmels eigenen Donnern erschütterte er die Welt, und richtete den Gott, als eine Maschine, wider seinen Feind.

So führet die Selbstliebe, durch Recht und Unrecht, zu eines einzigen Menschen Gewalt, Hochmuth, Geiz und Wollust. Eben diese Selbstliebe wird bey allen die Ursache, durch welche sie im Zaume gehalten werden, nämlich Regierung und Gesetze. Warum würde einer etwas begehren, wenn es andere ebenfalls begehrten? Wozu dienet ein Wollen, wenn vieler ihr Wille widerstrebet? Wie würde er das verwahren können, was schlafend oder wachend ein Schwächerer überfallen, und ein Stärkerer ihm nehmen kan? Seine Sicherheit muß seine Freyheit zähmen. Alle vereinigen sich, dasjenige zu bewachen, was ein jeder zu besitzen verlanget. Selbst Könige werden auf diese Art durch die Selbstvertheidigung zur Tugend gezwungen und gerecht und gütig zu seyn gelehret. Die Selbstliebe verließ ihren ersten Weg, und fand das Beste einzelner Personen in dem allgemeinen Besten.

Damals

Damals geschah es nun, daß ein aufgeklärter Geist, ein edles Gemüth, ein Nachahmer GOttes, ein Freund des menschlichen Geschlechts, ein Poet, oder ein Patriot aufstund, den Glauben, und die Sittenlehre, welche die Natur zuvor gegeben, wieder herzustellen; er zündete das alte Licht wieder an, und kein neues. Konnte er gleich nicht GOttes Ebenbild malen, so entwarf er doch dessen Schatten. Er lehrte dem Volke und den Königen, ihre Macht gehörig zu gebrauchen. Er lehrte sie, ihre zarten Zügel wieder sinken zu lassen, noch zu stark anzuziehen, und den Geringern und den Grössern so geschickt neben einander zu setzen, daß, wenn der eine berühret wird, der andere auch getroffen wird. So wurde der sich widersprechende Nutzen vieler von sich selbst, zu einer übereinstimmenden Musik eines wohlvermischten Staates. So ist die grosse Harmonie der Welt beschaffen, welche aus der Einigkeit, Ordnung und völligen Uebereinstimmung aller Dinge entstehet, wo kleine und grosse, schwache und mächtige, gemacht sind, zu dienen, nicht zu leiden, anzustrengen, nicht anzufallen. Ein jeder ist um so viel mächtiger, als bedürftig die übrigen sind; so sehr er andere beglückseliget so glückselig ist auch er; alle zielen nach einem Zwecke, und bringen Thiere, Menschen, Engel, Knechte, Herren und Könige zu einem Mittelpuncte.

Ueber diese Regierungsformen mögen Narren streiten; welche am besten verwaltet wird,

die

die iſt die beſte. Für die Glaubensarten laßt die ſtörriſchen Zeloten fechten; wer recht lebt, deſſen Glaube kann nicht falſch ſeyn. Alles muß falſch ſeyn, was dieſem Einzigen, was dem groſſen Endzwecke zuwider iſt, und alles muß von GOtt kommen, was die Menſchen glücklich macht, oder beſſert.

Der Menſch lebt, wie der edle Wein, geſtützt. Die Kraft, die er erlanget, kömmt von ſeiner Umarmung. Gleichwie die Planeten, indem ſie ſich um ihre eigne Axe drehen, doch auch zugleich um die Sonne herum laufen, alſo treiben die Seelen zwo beyſammen beſtehende Bewegungen, deren eine ſie ſelbſt, und die andere das Ganze angehet.

So verbanden GOtt und Natur den allgemeinen Bau, und wollen, daß die Selbſtliebe, und die geſellſchaftliche Liebe einerley ſeyn ſollten.

****

Die

Vernunft in der Offenbarung.

An Herrn J**.

Mein J**, kennſt du nicht die freyelvolle Zunft,
Die ſich vernünftig nennt, und doch nicht der Vernunft
Und ihrer Vorſchrift folgt, die nur nach dem ſich richtet,
Was ihr verkehrter Wahn zur Richtſchnur ſich erdichtet:

Die

Die bey dem Buche lacht, das doch von GOtt entſpringt,
Und dem, der es erkennt, das Heil der Seele bringt?
Doch ja, du kennſt ſie ſchon, und bleibſt nicht unempfindlich,
Du nennſt ihr Weſen frech, toll, unverſchämt und ſündlich.

Mit Recht entbrennt in dir des Eifers heilge Glut.
Ihr Tollſinn mehret ſich, es wächſt ihr ſtolzer Muth;
Von Kühnheit aufgeblaht rühmt ſie die gute Sache
Die ſie vertheidiget, ſchreyt wider den um Rache,
Der ihrem Wahnwitz ſich zu widerſetzen wagt,
Und fordert, daß man glaubt, was uns die Bibel ſagt;
Der, von dem Irrthum frey, der ſie dahin gerüſſen,
In Glaubensſachen nie was will vom Grübeln wiſſen.

„Sagt, Menſchen, die ihr glaubt, und, wenn ihr glaubt, nicht denkt,
„Ward euch denn die Vernunft vielleicht umſonſt geſchenkt,
„Daß ihr ſo blindlings traut, den Grund nicht unterſuchet,
„Warum ihr jenes thut, warum ihr dieß verfluchet?
„Des herrlichen Geſchenks ſeyd ihr gewiß nicht werth,
„Weil ihr es nicht gebraucht, und es dadurch entehrt.
„Wie? ihr wollt Weiſe ſeyn, und fraget nicht nach Gründen?
„Wer ohne dieſe glaubt, wird ſchwer die Wahrheit finden.
„Wißt, wer vernünftig iſt, ſieht in vergnügter Ruh
„Der ſchwachen Blödigkeit des dummen Pöbels zu,
„Und lacht, wenn dieſer ſich mit ſchweren Pflichten quälet,
„Die ihm die Schrift befiehlt, der doch das Anſehn fehlet;
„Die tauſend Sätze lehrt, die zweifelhaftig ſind,
„Weil den Zuſammenhang nie die Vernunft ergründt:
„Dabey die Einfalt will, daß Göttlichkeit und Wiſſen,
„Vertrieben und verdammt, dem Glauben weichen müſſen.
„Sie glaubt und trägt das Joch, das ihr ihr Wahn auflegt,
„Mit freudiger Geduld, fragt nicht, warum ſies trägt?
„Sie trag' es immerhin: mich ſoll die Luſt nicht quälen
„Nur dich, Vernunft, will ich zu meinen Leitſtern wählen.
„Du herrſchſt zwar unumſchränkt: doch wer dir dient, lebt frey.
„Nur Gründe bringen ihm Pflicht und Gehorſam bey.

„Die Offenbarung wankt, die Christen göttlich preisen,
„Und hält die Probe nicht von Schlüssen tiefer Weisen.
„Drum folg ihr, wer da will: mein Geist gehorcht ihr nicht.„

Schweig, unverschämter Thor! nie hat das helle Licht
Der göttlichen Vernunft durch deine Brust gestralet.
Wo sind die Gründe denn, womit du so gepralet!
Wenn hat die Sätze wohl dein Leichtsinn überdacht,
Die uns der Glaube lehrt, und die nur der verlacht,
Den Unvernunft regiert? Wenn hat wohl deinen Schlüssen
Jemals ein Glaubenspunct als unwahr, weichen müssen?
Geschöpfen deiner Art ist ihre Freyheit lieb:
In ihrer Brust regt sich ein brennend starker Trieb,
Das, was man heilig heißt, als thöricht, zu verwerfen,
Und ihren stumpfen Witz durch Spotten erst zu schärfen.
GOtt und Religion sehn sie, als Mährchen, an,
Womit die fromme List den Pöbel schrecken kan.
Das hält ihr grosser Geist für Grillen finstrer Weisen,
Was andern Laster sind, was andre Tugend preisen.

Sagt dieß euch die Vernunft? Nein, dieses lehrt sie nicht.
Im Finstern tappet ihr; wo sie herrscht, herrscht auch Licht.
Laßt, Spötter! euer Thun nur die Vernunft regieren:
Sie wird euch, glaubt es mir, auf andre Wege führen.

Ja, göttliche Vernunft, wer deine Vorschrift ehrt,
Nicht eignem Dünkel traut, wer deine Lehren hört,
Deß Sinn ist aufgeklärt, der kann vollkommen wissen,
Daß so ein Wesen sey, das Menschen ehren müssen.
Geleitet durch dein Licht schaut sein erhabner Geist,
Wie jeder Theil der Welt des Schöpfers Allmacht preist.
Du lehrst ihn, Menschenland und Offenbarung trennen,
Und giebst ihm ihre Kraft und Absicht zu erkennen.
Nicht, daß des Menschen Witz an ihr die Kräfte prüft,
Und in Geheimnissen sich allzusehr vertieft,
Erhielten wir die Schrift, gab uns das höchste Wesen
Das, was es von uns heischt, des Menschen Pflicht, zu lesen.

Hier

Hier hört die Menschheit auf; hier herrscht der Glaube schon;
Der leitet unsern Geist bis zu der Gottheit Thron.
Genug, daß man in dem, was nie ein Mensch ergründet,
Nichts, das Dir widerspricht, und wahre Weisheit, findet.

Beglückt, wen die Vernunft und auch der Glaube lenkt,
Wer beyde gleich verehrt, und, wenn er glaubt, auch denkt!
Bey ihm wird die Vernunft mit ihren Schlüssen gelten,
Und ihre Freunde wird er nie für Ketzer schelten.
Steht wo ein Freygeist auf, der auf den Glauben schmäht,
Und sich mit der Vernunft, mit Menschenweisheit, blöht:
So wird er bald an ihm so einen Gegner finden,
Der ihn zu Boden wirft, und dieß mit starken Gründen.
Ein Morgan läßert kaum auf die Religion,
Gleich kämpfet wider ihn ein weiser Warburton.
Ihm reichet die Vernunft die sieggewohnten Waffen:
So kann er mit Vernunft auch die Vernunft bestrafen!

Wie weislich handelst du, Freund, Schüler der Vernunft!
Mit gutem Vorbedacht schwörst du zu ihrer Zunft.
Du kennst den Nutzen wohl, den sie stets dem gewähret,
Der ihren Beystand sucht, und sich für sie erkläret.
Doch lenkt auch deinen Geist des Glaubens göttlichs Licht;
Und so weicht die Vernunft aus ihren Schranken nicht.
Du siehst, durch sie gestärkt, nun jede Glaubenswahrheit
So, wie sie wirklich ist, in ihrer größten Klarheit.

G. W. S.

Fabeln und Erzählungen,

Von

C. F. Gellert.

Leipzig, bey Johann Wendlern, 1746. in 8. 12 Bogen.

Noch niemals haben wir mit so besondern Vergnügen den Liebhabern witziger Schriften ein Werk angekündiget, als wir bey Bekanntmachung gegenwärtiger Fabeln und Erzählungen in uns empfinden. Die Stärke des Hrn. M. Gellerts in der Dichtkunst, besonders in der apologischen, ist so wohl unter Kennern, als gemeinen Lesern, so bekannt, daß schon längst andere mehr, als einmal gesagt haben, daß es seine Gedichte zu loben, genug sey, zu sagen, daß er sie verfertiget habe. Wir sind also viel zu wenig, durch unser Lob noch etwas zu seiner poetischen Ehre beyzutragen, und wenden uns vielmehr ohne Umschweife zu gegenwärtigen Fabeln und Erzählungen.

Doch auch hierzu können wir nichts neues sagen, es wäre denn dieses, daß wir, nach unsrem Geschmacke (wir wollen nicht sagen, Einsicht) noch mehr Schönheiten darinne finden, als in denen, welche der Hr. M. Gellert in die Belustigungen des V. und W. hat setzen lassen. Die Reinigkeit in der Sprache, Schreibart und in den Versen, die Annehmlichkeit des Vortrages, die

angebrachten witzigen Scherze und Sati-
nd kurz, die vielen Schönheiten, welche sie
edichte überhaupt haben, erwerben ihnen
endig den Beyfall der Kenner so wohl,
r übrigen Leser. Doch, daß sie nebst so vie-
gemeinen poetischen Schönheiten auch haupt-
h die nützlichsten und wichtigsten Lehren
ten, welche folglich den Eingang in die
n aller Menschen mit der leichtesten Mühe
werden, dieses macht ihren Werth un-
ar.

ir wollen aufhören, ein Werk zu loben,
s sich selbst das größte Lob ist, und daher
ar Fabeln, statt aller Beweise, für die Ge-
keit unsrer Sache reden lassen. Auf der
eite steht

Der Fuchs und die Elster.

Elster sprach der Fuchs: o, wenn ich fragen mag,
as sprichst du doch den ganzen Tag?
ichst wohl von besondern Dingen?
ahrheit, rief sie, breit ich aus.
ines weis heraus zu bringen,
ich durch meinen Fleiß heraus,
dler bis zur Fledermaus.

st ich, versetzt der Fuchs, mit bitten dich beschweren:
nscht' ich mir, etwas von deiner Kunst zu hören.
e ein weiser Arzt, der auf der Bühne steht,
ne Künste rühmt, bald vor, bald rückwärts, geht,
nes Schnupftuch nimmt, sich räuspert, und dann spricht:
die Elster auch den Ast bald auf, bald nieder,
ich an einem Zweig den Schnabel hin und wieder,
cht ein sehr gelehrt Gesicht.

Drauf fängt sie ernsthaft an, und spricht:
Ich diene gern mit meinen Gaben,
Denn ich behalte nichts für mich.
Nicht wahr, Sie denken doch, daß Sie vier Füsse haben?
Allein, Herr Fuchs, Sie irren sich.
Nur zugehört! Sie werdens finden,
Denn ich beweis es gleich mit Gründen.
Ihr Fuß beweget sich, wenn er geht,
Und er beweget sich nicht, so lang er stille steht;
Doch merken Sie, was ich itzt sagen werde,
Denn dieses ist es noch nicht ganz.
So oft Ihr Fuß nun geht, so geht er auf der Erde.
Betrachten Sie nun Ihren Schwanz.
Sie sehen, wenn Ihr Fuß sich reget,
Daß auch Ihr Schwanz sich mit beweget.
Itzt ist Ihr Fuß bald hier, bald dort;
Und so geht auch Ihr Schwanz mit auf der Erde fort,
So oft Sie nach den Hünnern reisen.
Daraus zieh ich nunmehr den Schluß,
Ihr Schwanz, das sey Ihr fünfter Fuß;
Und dieß, Herr Fuchs, war zu beweisen.

* * *

Ja dieses hat uns noch gefehlt!
Wie freu ich mich, daß es bey Thieren
Auch grosse Geister giebt, die alles demonstriren!
Mir hats der Fuchs für ganz gewiß erzählt.
Je minder sie verstehn, spricht dieses schlaue Vieh,
Um desto mehr beweisen sie.

Auf der 39. Seite kömmt vor

Der Blinde und der Lahme.

Von ungefähr muß einen Blinden
Ein Lahmer auf der Strasse finden,

Und jener hofft ſchon Freudenvoll,
Daß ihn der andre leiten ſoll.

Dir, ſpricht der Lahme, beyzuſtehen?
Ich armer Mann kann ſelbſt nicht gehen:
Doch ſcheints, daß Du zu einer Laſt
Noch ſehr geſunde Schultern haſt.

Entſchlieſſe dich, mich fort zu tragen:
So will ich Dir die Stege ſagen:
So wird Dein ſtarker Fuß mein Bein,
Mein helles Auge Deines ſeyn.

Der Lahme hängt, mit ſeinen Krücken,
Sich auf des Blinden breiten Rücken.
Vereint wirkt alſo dieſes Paar,
Was einzeln keinem möglich war.

* * *

Du haſt das nicht, was andre haben,
Und andern mangelt Deine Gaben,
Aus dieſer Unvollkommenheit
Entſpringet die Geſelligkeit.

Wenn jenem nicht die Gabe fehlte,
Die die Natur für mich erwählte,
So würd er nur für ſich allein,
Und nicht für mich bekümmert ſeyn.

Beſchwer die Götter nicht mit Klagen!
Der Vortheil, den ſie dir verſagen,
Und jenem ſchenken, wird gemein,
Wir dürfen nur geſellig ſeyn.

Doch, aus froher Begierde, alles das Gute ſogleich zu ſagen, was wir von dieſen Fabeln und

Erzählungen auf unſrem Herzen hatten, haben wir beynahe die Nachricht und Exempel von alten deutſchen Fabeln, welche der Hrn. Verfaſſer dem Werke vorgeſetzt hat, vergeſſen. Sie iſt es werth, daß wir einen kurzen Auszug daraus machen.

Johann George Scherz, ehemaliger Doctor und Profeſſor der Philoſophie zu Straßburg, hat in 10 Diſputationen, die er von 1704 bis 1710 gehalten, 51 Fabeln aus einer alten Handſchrift geliefert, und ſie mit critiſchen und moraliſchen Anmerckungen verſehen. Dieſer ungenannte alte Fabeldichter ſcheint zu Kayſer Friedrichs II Zeiten gelebet zu haben. Er zeigt in ſeinen Fabeln einen ſehr poetiſchen natürlichen Witz, und würde einer von den größten Dichtern geworden ſeyn, wenn dieſes nicht die damalige Rauhigkeit der Zeit und der deutſchen Sprache verhindert hätten. In der bekannten Fabel vom Löwen und der Maus läßt er die Maus alſo zum Löwen ſagen:

- - Herr Louwe, lant mich gan!
Was eren mag ein Kunig bejagen,
Ob von Ime ein Knecht wurt erſchlagen?
Des er gewalt hat, wan er wil,
Iſt Im das ere? das iſt nit vil.
Was groſſer Künheit mag das gehin,
Ob ein Louwe ein muſelin
Ertöttet? der hat eren me,
Der geſchaden mag, und nit tut we.

Die

Die Lehre dieſer Fabel hat er folgendermaſſen recht nachdrücklich gegeben:

Gedenkent wie der gewalt ſy,
Dem miltikeit nit w[illegible]net by.
Gewalt erbermde ſol han;
An Gewalt ſol Tugent ſtan;
Der Groſs dem Myndenn ſol vertragen,
Nutze mag er ſin, der nit mag ſchaden.

Riderer hat in ſeinen Fabeln Aeſopi, die zu Coburg 1717 herausgekommen, dieſe Fabel, gegen jene alte gerechnet, ſehr ſchlecht gegeben. Auch Melander, welcher 1712 eine *Mythologiam Paraeneticam*, das iſt; die Fabeln Phädri in deutſchen Verſen, zu Eiſenberg heraus gegeben, iſt dieſem alten äſopiſchen Fabeldichter weit nachzuſetzen. Gegen das 14te Jahrhundert hat Hugo von Trymberg, ein Schulmann zu Babenberg, ein moraliſches Buch in Verſen geſchrieben, welches er den Renner nennet. Es ſind theils äſopiſche, theils andere Fabeln darinn enthalten. Die Sprache iſt ziemlich unrein. Am meiſten iſt ſeine edle Freymüthigkeit zu loben, vermöge welcher er weder des geiſtlichen, noch des obrigkeitlichen Standes geſchonet hat. Die Satire hat viel zu enge Grenzen, wenn ſie ſich nur mit den Fehlern des bürgerlichen Lebens beſchäftigen ſoll. Die Thorheiten der Groſſen machen beredter, als die Narrheiten der Niedrigen. Und man wird allemal finden, daß in dem Lande, wo die meiſte Freyheit herrſcht, auch die beſten

und kräftigſten Satiren angetroffen werden. In dem ſechzehnten Jahrhunderte hat ſich **Burkart Waldis** um die Fabel verdient zu machen geſucht, und vierhundert an der Zahl in Verſe gebracht, welche zu Frankfurt am Mayn, 1548 in 8lav im Drucke erſchienen. Die Rohigkeit ſeiner Zeit war ſchuld daran, daß das wenige Gute ſeiner Poeſie zu keinen höhern Grade ſtieg. Der **Reineckefuchs** des **Herrn von Alkmars**, **George Rollenhagens Froſchmäusler**, und der **Mücken - und Ameiſenkrieg** ſind mehr ſcherzhafte Heldengedichte, als Fabeln, zu nennen. Es giebt noch 3 andre alte Fabelbücher, die loſen **Füchſe dieſer Welt**, den **Eſelkönig**, und den **Gänſekönig**, welche aber auch eben nicht zu den äſopiſchen Fabeln gerechnet werden können. **Doctor Luther**, welcher ein groſſer Freund der äſopiſchen Fabeln geweſen, hat ihrer 16 aus dem Aeſopus überſetzt, und ſie mit einer Vorrede, von dem Nutzen der äſopiſchen Fabeln verſehen. Seine kurzen und fernichten Ueberſetzungen leſen ſich mit Luſt. Man findet ſie in dem 5ten Theile ſeiner deutſchen Werke, und auch in dem 100 Fabeln Aeſopi, welche **Nathan Chyträus**, ein Profeſſor zu Roſtock, 1571 in 8lav herausgegeben hat. In eben dieſer Ausgabe finden ſich 4 Fabeln, welche Doctor Matheſius, Luthers guter Freund, gemacht haben ſoll. Eben dieſer Matheſius erzählet in ſeiner Predigt über Jothams Fabel eine Fabel vom Philipp Melanchthon, die er im Wieſenthale

über

über Tische vorgebracht, da man von dem Undanke der Welt gesprochen. George Philipp Harsdörfer, und Justus Gottfried Rabener sind ein paar prosaische und Originalfabeldichter. Des erstern seine, welcher schon sonst bekannt ist, sind in seinem Nathan und Jotham, den er 1650 zu Nürnberg herausgegeben, enthalten, und voller Spielwerke und ohne viel erbauendes. Des letztern seine, welcher 1699. als Rector der Fürstenschule zu Meissen, gestorben, sind unter dem Titel: Nützliche Lehrgedichte, 1691 zu Dresden in 8. herausgekommen. Seine Erfindungen und seine Schreibart würden grössere Vorzüge haben, als sie wirklich haben, wenn er sich nicht den damaligen noch schlechten Geschmak allzusehr hätte verführen lassen. So weit der Auszug, welcher fast überall Hrn. M. Gellerts eigne Worte enthält.

Wir wünschen übrigens auch bald eine so auserlesene Samlung, von den übrigen Gedichten des Hrn. Magisters zu sehen, und sagen ihm indessen für den wichtigen Dienst, welchen er seinen Landsleuten durch Herausgebung seiner Fabeln geleistet hat, öffentlich Dank.

Von

****

Von einer alten deutſchen Ueberſetzung der Aeneis des Virgils.

Aus einem lateiniſchen Magiſterprogramma des Hrn. Prof. Gottſcheds überſetzt.

Wir halten dafür, daß wir nicht nur Entſchuldigung, ſondern auch Lob verdienen, wenn wir einige Nebenſtunden auf das Leſen unſrer alten Dichter verwenden, nachdem ſich die berühmteſten Männer, **Hückes, Spielmann, Junius, Goldaſt, Freher, Schilter, Morhof, Wagenſeil** und ſehr viele andre durch die Bemühungen um die älteſten Denkmäler des gelehrtem Deutſchlandes unſterblich gemacht haben. Denn wenn man es zu den Zeiten des Cicero, die bejahrten Schriften des Livius Andronikus, Ennius, Accius, Näwius, Pacurius und anderer lateiniſchen Poeten zu leſen, für keine Schande gehalten hat: ſo kann es uns nicht übel ausgeleat, und um ſo viel weniger getadelt werden, je ältere Schätze des deutſchen Witzes uns noch übrig ſind, und je treflichere Lehren der Weisheit und Spuren der unſträflichſten Sitten unſers Volks darinnen enthalten ſind. Hierzu kömmt noch, daß wir bey Durchſuchung dieſer Denkmäler allenthalben die deutlichſten Spuren entdecken, daß unſer Deutſchland

land, auch mitten in der Barbarey der mittlern Zeiten, nicht so barbarisch gewesen, daß es nicht die übrigen europäischen Völker an Scharfsinnigkeit und Fruchtbarkeit des Witzes, ja selbst in Nachahmung der römischen Gelehrsamkeit übertroffen hätte.

Ich will in Erzählung der deutschen poetischen Ueberbleibsel des IX, X, XI, und XII. Jahrhunderts nicht weitläuftig seyn, die seit den Zeiten Carls des Grossen, bis auf die Regierung Friedrichs des Rothbarts, die für die Gelehrsamkeit sehr glücklich war, geschrieben worden, und noch häufig in den Sammlungen und Büchersälen vorhanden sind. Nur des sehr seltnen und grössern Werks will ich Erwähnung thun, welches noch wenige gesehen, welches keinen Gelehrten recht bekannt gewesen und noch niemals gedruckt worden, und davon nur die einzige Abschrift in der berühmten Bibliothek des Durchlauchtigsten Herzogs von Sachsengotha gefunden wird.

Es enthält dieses sehr rare Werk eine freye Uebersetzung der virgilianischen Aeneis, die vor mehr als fünfhundert und funfzig Jahren, nemlich in dem zwölften Jahrhunderte, von einem damals berühmten Dichter Heinrich von Veldeck, oder nach andrer Meynung, von Veldig, verfertiget worden ist. Ich hatte öfters gelesen, daß Goldast, Morhof, Wagenseil und Omeis dieses Schriftstellers zu vielen malen Erwähnung gethan hatten, und konnte mich also

nicht

nicht genug wundern, daß diese gelehrten Männer von dem Werke selbst nichts anführten. Da sie doch alte Gedichte von schlechterm Werthe der Vergessenheit zu entziehen gewohnt gewesen sind. Da ich dieses öfters bey mir überlegte, so trug sichs vor zwey Jahren zu, daß er durch Vermittelung des wahren Mäcenaten, des erlauchten Reichsgrafen von Manteufel, des grossen Besitzers aller Wissenschaften, von der Durchlauchtigsten Herzogin von Sachsengotha, einer Prinzeßin, welche wegen ihres hohen Verstandes und der Neigung zur Beschirmung aller Arten von Gelehrsamkeit eben so berühmt, als wegen ihrer Freygebigkeit und Gnade gegen die Gelehrten ist, die Gnade erhielt, daß ich diese schöne und höchstschätzbare Handschrift auf etliche Wochen zum Durchsehen hieher geschickt bekam. Solchemnach sahe und las ich diese deutsche Aeneis, die, nach Beschaffenheit des zwölften Jahrhunderts, in zierlichen Versen abgefaßt ist, mit dem grösten Vergnügen; ja auf erhaltene gnädigste Erlaubniß dieser Durchlauchtigsten Fürstin nahm ich zum künftigen Nutzen des gelehrten Deutschlands eine genaue Abschrift von dem ganzen Werke: in gegenwärtiger Schrift aber will ich nur einige Proben dieses alten deutschen Werks geben, aus welchen man sowol die Einrichtung, als auch die Versart, das Alter und andere Dinge die zu der Geschichte dieses Buches gehören, abnehmen kann.

Ehe ich aber dieses thue, so kann man merken, daß der ehemalige berühmte Altdorfische Professor, **Magnus Daniel Aneis**, in seiner Anleitung zur deutschen Reim- und Dichtkunst im 3. Capitel auf der 37. S. der Nürnb. Auflage von 1712. sehr geirret habe, wenn er muthmasset, daß die 1606. zu Jena in Octav gedruckte deutsche Uebersetzung der Aeneis vielleicht von eben diesen vom **Heinrich von Veldeck** seyn dürfte, und uns auf eine unbedachtsame Weise verbessert und nach der Mundart der neuern Zeit eingerichtet worden wäre. Ich habe die Uebersetzung, gleichwie viele andre alte deutsche Uebersetzungen bey der Hand; allein, wie ich schon in der Vorrede, die ich neulich der neusten Uebersetzung der Aeneis in unsere Muttersprache vorausgesetzt, angemerkt habe, so versichere ich auch ietzt, daß diese jenische Auflage nichts anders sey, als eine wiederhohlte und verbesserte Ausgabe der **murnerischen Uebersetzung**, die im vorhergehenden Jahrhunderte, nämlich 1515. zu Straßburg in Folio gedruckt worden. Ueber dieses lehret der Augenschein, wenn man diese mit der sehr alten **Veldeckischen Uebersetzung** vergleichet, daß sie nichts mit einander gemein haben, als den Innhalt der virgilianischen Fabel überhaupt, welches aus dem beygefügten Anfange beyder Gedichte erhellen wird. Es fänget aber unser Heinrich ohne alle Vorrede an; ja, ob gleich das Gothische Exemplar vollkommen in Schweinsbande fest eingebunden und wohl verwahret ist, so findet man doch auf dem ersten

Blatte

Blatte nicht einmal eine Ueberschrift; sondern
fängt gleich also an:

Die Veldeckische Uebersetzung vom dreyzehnten Jahrhunderte.

Ihr habt wohl vernommen daz
Wie der Kunig Menelaus besaz
Troyen die reichen
Vil gewaldechlichen
Do her sie zu vuren wolde
Durch paris schulde
Der ihm sein Weip hatte genomen
Nicht er wolde her dannen komen
Ee den her troyen gewan
Vil manic Weip und Mann
Beleib do jemerlichen tot
Do was vil michel not
Da man die Burg sah vallen
Und der Luten allen
Der vil Kuzzel do genas
Manic rich pallas
Ward da zu vuret
Von Marmel gemuret
Und manic gut hus
Da wart der Kunig priamus
Ir slagen zu tode
Alle sturben sie node
In dem sturme harte schiere
Und seiner sune viere.

Die zu Anfang des 16. Jahrhunderts herausgegebene Murnerische Uebersetzung.

Ich beschrieb die Waffen und den Mann
Des, der zum ersten geschiffet kam
Flüchtig in das welische Landt
Gegen Lavinien wohl erkannt.

Der zu lande und auch uff meere
Geworffen ward geübet sere
Durch der götter krafft und zorn
Junoins der göttin hoch gebohren
Wieviel er doch erlitten hat,
Da er wolt buwen Rom die stat
In latium bracht die fremden göt
Da har ein ursprung warlich hat
Albani und latynisch Geschlecht.
Rom auch selb verstan das recht
Ach got sag mir doch welchen got,
Hat doch Eneas dir verspot,
Was zorns nimmt sich die Kungen an
Daß sie ein solchen milten man
Hebt und treibet in manchen stal
Zwingt in arbeit überall
Ich het nit gmeint das hymelsch gmiet
So zorneklich mit rache wiet.

Die neuere jenische Ausgabe weichet von der ersten Uebersetzung D. Murners hierinnen ab, daß sie von der bekannten Vorrede: *Ille ego, qui quondam*, u. s. f. anfängt, und in vielen Wörtern und Versen nach der neuern Mundart verbessert ist, wie aus der folgenden Probe erhället; welche wir der Fortsetzung des Veldectischen Textes beyzufügen für rathsam befinden.

Jr moste do also wesen
Da ne mochten nicht gnesen
Die gesunden noch die siechen
Sint daz die criechen
In die burg qwamen
Elenam sie namen
Und gaben sie menelao widder
Und brachten troyen darnider
In der burg an einem ende

Jegen dem soder winde
Da wonte eyn richer man
Den ich genenne wol kan
Das was der Herr Eneas
Der do Herzoge was
Des Kuniges tochter was sein weip
Der generte seinen Leip
Virgilius der mere

(Hier mangelt ein Vers, der von dem Verfaſſer weggelaſſen worden.)

Von irn Goten gebern
Die sie hetten hie bevorn
Unde das Venus die gottynne
Die Vrowe was über die mynne
Were sein muter
Und Cupido sein Bruder, u.ſ.f.

Ich der vormals hab zugericht
Mit groben Gsang ein schlecht gedicht
Darnach bald aus den Wälden ging
Und nach des feldbaws unterſinns,
Damit es frucht brecht nach der schwer
Wie neitzig schon sein Baumian wer,
Ein angnem Werk den Ackerleuten:
Sing nu von Stürmen und von Streiten
Und bschreib die Waffen und den Man
Des, der von Troy der erst entran,
Und floh in das Italisch Land
Da er lateinisch erfand,
Wie er zu Land vnd auf dem Meer
Geworffen ward, geübet sehr
Durch krafft der götter, vnd vmb das
Ihm Juno trug ein alten Haß
Wie viel er doch erlitten hat
Da er wolt bawen Rom die Stadt,
In Latium bracht frembde Gött,
Da her den ersten vrsprung hett

Alban vnd lateinisch Gschlecht
Auch selber Rom, versteht das recht.
Auf Musa sag mit welchen Gott
Hat doch Eneas je verspott? u. s. f.

Es erhället aber zugleich aus diesem Anhange, daß dieser alte Poet nicht sowol eine Uebersetzung des Virgils, sondern gleichsam ein neues Gedichte gemacht habe. Denn er folget der Eneis nicht so genau, daß er nicht zuweilen von ihr abweiche, vieles weglasse, welches vielleicht den Lesern zu seiner Zeit nicht würde gefallen haben, oder auch wohl unterschiedliches an bequemen Oertern, der grössern Anmuth und Zierlichkeit wegen, einschalte. Der Dichter hat nicht einmal sein Heldengedicht in Bücher abgetheilet, sondern nur kurtze Abschnitte gemacht, wie solches die grössern Anfangsbuchstaben anzeigen, die auf ieder Seite vorkommen.

Von gröſsrer Wichtigkeit ist, anzumercken, wie weit der Poet die Fabel des Virgils fortgeführt habe: denn es ist leicht zu muthmassen, daß sie nach Art der Alten nicht ohne Zusatze seyn werde, als die die alten Geschichte öfters bis auf ihre Zeiten fortsetzten. Heinrich von Veldeck beschreibt auch nach dem Tode des Turnus, des Aeneas Beylager mit der Larinia, und vergleicht sie mit einem Feste, welches der Kaiser Friedrich der I. zu Maynz angestellt hatte, als er seinen beyden Söhnen in Gegenwart vieler Fürsten den Degen gegeben; er versichert auch, daß er dieses selbst mit angesehn, und es auch von denen ge-

ört habe, die damals gelebet und dabey gewesen sind.

Do von sprach man so wite
Ich vornam von hochzite
In aller wile meere
Die also groz were
Alse do hete Eneas
Wan die do su menze was
Die wir selber sagen
Wir en durfften nicht vragen.
Die was betalle unmezlich
Da der Kayser Friederych
Gab zweyn synen sunen swertes
Manch tusend marcke werter
Vorzeret wart vnd gegeben
Ich wene alle die un leben
Nich eine grozen habe gesehen
Ich weiz, was noch solle geschehn
Des kan ich v nicht bereyten
Ich vornam von swertleiten
Nie werlich mere
Do so manch vurste were
Und mancher sluchte lvte
Jr lebet gnuc noch hute
Die ez wissen werliche
Dem Keyser Frederiche
Geschah so manch ere
Das mann iemer mere
Wunder do von sagen mac
Bis an den iungesten tac

Ich habe dieses aus der Ursache angeführet, daß man nämlich die Zeit, wenn der Verfasser gelebet habe, daraus abnehmen könne. Denn man weis, daß Kayser Friedrich der erste im Jahr 1190. auf seinem Creuzzuge zu Tarsus, wo

ich nicht irre, als er sich in einem Flusse baden wollen, ertrunken sey. Es muß dahero dieses maynzische Fest etliche Jahre vor seinem Todte seyn gefeyert worden: und da der Dichter weder von seinem Todte, noch von seinem Reichsfolger Erwähnung thut, sondern vielmehr durch die eingeschaltete Vergleichung dem Kayser schmeicheln zu wollen scheint: so folget hieraus, daß er dieses sein Gedicht noch bey Lebzeiten des Kayserß, der übrigens die deutschen Dichter sehr liebte, geschrieben; welches gegen das Ende noch deutlicher erhellen wird.

Nach dem Beylager des Aeneas beschreibet er auch den Tod des Königs Latinus, das glückselige und weite Reich, so auf ihn gefallen, die Stadt, so er erbauet, ja seine Nachkommenschaft, dergestallt, daß er den Ascan, oder Julus, als den nächsten und ersten Reichsfolger angiebt, hernach den Sylvius, den Aeneas Sylvius und noch einen andern Aeneas, und endlich den Romulus und Remus, die Erbauer der Stadt Rom nennet; nach diese setzt er sogleich den Julius Cäsar und den August, unter welchen JEsus Christus gebohren sey, und bey dieser Gelegenheit streuet er einige geistliche Betrachtungen mit ein; endlich schliesset er sein Buch also, daß er seinen Namen und die Quellen, aus den er alles geschöpfet, anzeiget:

Das ist genuc wizzentlich
Als iz do dichte Heinrich
Der iz vz den walischen buche las
Das vz latine getichtet was
Al nach der Warheit
Das buch heysset eneidt
Das Virgilius do von screip
Do von vns die rede bleip
Der tod ist vor manchem iar
Love her nicht so ist iz war
Das Heynrich machte darnach
Jne was zu der rede nicht zu ioch
Das her von syner schulde
Den sin verterben wolde
Sindt das her sichz unterwant
Wan als her do geschreben vant
Als hat hers vns vorgezogen
Das her anders nicht hat gelogen
Wan als her an dem buche las
Ob das nicht gelogen was
So wil her vnschuldic sin
Als ist walisch und latin
Aue misse wende
Hie sy der rede ein ende

Hierbey ist merkwürdig, daß der Verfasser sich auf einen welschen und lateinischen Schriftsteller zugleich beruft, und dadurch bekennet, daß er die Fabel oder seine Geschichte nicht allein aus den lateinischen der Aeneis, sondern auch aus einer italiänischen Uebersetzung, die vielleicht damals ist verfertiget worden, genommen, und nichts von seinem eignen darunter gemischet habe. Ich glaube schwerlich daß die heutigen Italiäner eine so alte Uebersetzung der Aeneis, die im XII. Jahrhundert zu Stande gebracht worden wäre, aufwei-

aufweisen können. Ja, es würde einer ganz füglig an der Wahrheit dieser Sache zweifeln können, da vor des Petrarcha Zeiten, ja vor der Eroberung von Constantinopel die lateinischen Poeten in Italien nicht gelesen worden sind; wenn nicht das aufrichtige Bekänntniß unsers Verfassers dieses auſſer allen Zweifel setzte. Doch ist es ungewiß, ob er durch das w..lische Buch eine italiänische oder eine französische Uebersetzung verstanden habe; da man sonst diese Sprache auch die Wallonische, die Wällische oder Gallische zu nennen in Gewohnheit gehabt hat, ja auch heutiges Tages werden bey den Holländern einige Kirchen, in welchen die französische Sprache eingeführet ist, die Wallonische genennt.

Es ist noch übrig, daß ich von dem Zusatze eines andern Schriftstellers, welcher doch mit einerley Hand und in unausgesetzter Ordnung fortgeschrieben, noch etwas erwähne; weil uns hieraus sowol das Schicksal des Buches, als auch die Person des Verfassers selbst bekannter werden können. Er sagt uns aber, daß der Urheber den größten Theil dieses Gedichtes fertig gehabt, als er es verlohren habe; er habe dahero die ganze Arbeit vor Verdruß liegen lassen. Denn er habe den fertigen Theil einer clevischen Gräfin gegeben; welcher es bey ihrem Beylager mit dem Landgraf Ludwig durch den Grafen Heinrich von Schwarzburg, dem Bruder des Landgrafen Heinrich wäre entzogen worden. Der Verfasser habe also sein unvollkommenes Werk neun Jahr

nicht mehr gehabt, da er es endlich in Thüringen, bey dem Pfaltzgraf Herrmann von Sachſen, welcher zu Nürnberg an der Unſtrut ſeinen Sitz gehabt, wieder gefunden habe: auf deſſen Bitte oder Befehl es endlich von unſerm Heinrich von Veldeck damals allererſt zu Ende gebracht worden iſt.

Es iſt aber aus den Scribenten des XII. Jahrhunderts bekannt, daß dieſer Herrmann, Landgraf in Thüringen um das 1200. Jahr gelebt habe, und daß bey ihm ſich alle deutſche Poeten ſeiner Zeit, die man damals nur Meiſterſänger nennte, verſammlet haben. Johann Chriſtoph Wagenſeil erzählt aus Spangenburgs Handſchrift, welche nach Hannemanns Berichte in ſeinen Anmerkungen zu Opitzens Poeterey zu Straßburg verwahret wird, in ſeinem Buche von der Meiſterſinger holdſeligen Kunſt, auf der 510. u. f. S. daß die damaligen berühmteſten Dichter, Woltram von Eſchenbach, Walther von der Vogelweide, Reinhard von Zweckſtein, Heinrich Schreiber, Johann Bitterolf, alle Edelleute, und Heinrich von Afterdingen, den etliche Eſterdingen, Oſterdingen, ja Oſterdingen (*) nennen, ein Bürger von Eiſenach, an dem Hofe dieſes Herrmann gelebet haben. Dieſer hat alſo, nach

(*) So lieſet man auf der letzten Seite des Heldenbuchs in der Auflage vom 1590. Jahre. Ich halte aber davor, daß man es als einen Druckfehler anſehen müſſe.

nach des Kaisers Friedrichs des ersten Absterben, den deutschen Musen bey sich eine Zuflucht verstattet; und man urtheilet recht, wenn man glaubet, daß auch unser Heinrich den neun Jahr lang verlohren gewesenen Theil seines Gedichts, und zwar, wie es mir vorkömmt, noch vor des Friedrichs des ersten Tode, bey ihm wieder gefunden habe, da noch Winsbeck an seinem Hofe der oberste Staatsminister war. Denn Goldast rechnet in der Vorrede zu den Anmerkungen über die Winsbeckischen Ermahnungen, Heinrichen von Veldig ausdrücklich unter diejenigen Dichter, welche zu den Zeiten Friedrich des Rothbarths gelebet haben, und die er in der Schobingerischen Bibliothek gesehen hatte. Allein es ist der Mühe werth, die merkwürdigen Worte dieses Beschlusses selbst zu hören.

Nv sulle wir enden das buch
Iz duchte dan meister genug
Der iz vz der walische kerte
In duzsche herz uns lerte
Das was von veldecken Heynrich
Das ist noch wissentlich
Das her tichten konnde
Her hette eyne lange stunde
Das mere teil getichtet
Ir duzces berichtet
Rechte do der here Eneas
Vrowen lavinen brief las
E dan herz wolde vol machen
Das meynete in sachen
Her liez iz durch eynen zorn
Wan her hete das Buch verlorn

Her liez iz eyne vrowen
Leſen vnde ſchowen
E dan man iz vol ſchribe
Das was die gravinne von clive
Die milde vnde die gute
Vnd die mit vreiem mute
Wol gros zimt geben
Vnd wol herliche leben
Als iz wol vrowen gezam
Do ſi der lantgrave nam
Da wart iz zu clive geſtoln
Eyne juncfrowen der ſiez hette bevoln
Des wart die grevinne vil gram
Von ſwarzburg grawe Heynrich der iz nam
Vnd iz dannen ſande
In Duringen heym zu lande
Da wart mer vón geſcreben
Dan ob iz dem meyſter were bleben
Das man ſagen wor war
Sindt was das Buch wol nawen jar
Dem meyſter Heynrich genomen
Daher nirgen mochte komen
Da Herz hete vnnden
Biz her zu eyner ſtunden
Quam zu Doringen in das land
Da her den pfalzgraven vant
Von ſachſen der eine das Buch wider liez
Vnd iz in vol tichten hiez
Wan Herz in hat vnd iz ime riet
(es ſcheint eine Zeile zu mangeln)
Wan das Herz in hiez tvn
Des Lantgraven Ludewiges ſvn
Durch den Herz vol machen began
Der phalentzgrave Herman
Von der vrenburg bin der unſtrut
Wan die rede duchte in gut

Vnd

Vnd das getichte meyſterlich
Do vol machten Heynrich
Durch ſein gebot und durch ſein bete
Wan her inne allen dienſt tete
Wie her mochte und konde
Vnd iz ime wol gvnde
Sindt oaz her ſin kunde gewan
Das was der phalenzgrave herman
Des lantgraven Bruder
Von Vater und von muter
Vnd der grave friderich
Dem diente gerne Heynrich.

Wie werth man nun dieſe und andere Denkmäler der alten deutſchen Dichter aus dieſem Jahrhunderte zu ſchätzen habe, ſiehet ein jeder, auch ohne unſere Erinnerung. Und ob wir uns gleich nicht unterſtehen, mit Taubmannen, welcher in der Vorrede zur Auslegung über Virgils Culicem eben dergleichen anführet, zu ſagen: Dieſes ſind ſolche Gedichte, gegen welchen einem rechtſchaffenen Deutſchen vor den griechiſchen und lateiniſchen Dichtern eckele: ſo tragen wir doch kein Bedenken, ohne Vorurtheil zu behaupten, daß es ſich für uns weit beſſer ſchicke, ſich mit Aufſuchung und Erklärung ſolcher deutſcher Alterthümer zu beſchäftigen, als die Geſetze der zwölf Tafeln, und andere veraltete Wörter der Oſcer und Veliſcer auszulegen und zu unterſuchen, wie es Evanders Mutter geredet habe. Hier wollen wir beyläufig anmerken, daß Morhof geirret habe, wenn er in ſeinem Tractate von der deutſchen Sprache

und

und Poeſie auf der 332. Seite ſagt: daß die neuſte Ausgabe des Heidenbuchs, welches ebenfalls um Kayſer Friedrichs des Rothbarths Zeiten verfertiget, oder vielmehr von Heinrichen von Afterdingen zuſammen geſchrieben worden, im Jahr 1560. herausgekommen ſey. Denn wir haben eine in Händen, die 30 Jahr jünger iſt, welche 1590. bey Sigismund Feyerabenden in 4. herausgekommen iſt: andrer Dinge zu geſchweigen, welche ebenfalls verbeſſert werden könnten.

****

Beſchluß der Recenſion des blöden Schäfers. (*)

Dieſen guten Anfang zur Dreiſtigkeit ſtört Iſmene ſo wenig, daß ſie ihm vielmehr da er auf einen kleinen und bloß ſcheinbaren Verweiß ſchon wieder blöde wird, und ſie beleidiget zu haben glaubt, ihre Liebe ſelbſt ordentlich anträgt. Sie ſagt:

Nein, liebſter Seladon, nun kan ich nicht mehr ſchweigen,
Ich muß dir nun mein Herz, mein zärtlich Herze zeigen.
Dein Band, dein Schäferſtab, dein Hilax iſt mir lieb,
Das macht, ich liebe dich. Erkenne meinen Trieb!
Das, was von dir nur kömmt, iſt würdig zu gefallen,
Du biſt der Schäfer Preiß, ꝛc.

Doch

(*) Siehe 12tes St. 384. S.

Doch alles dieſes hält Seladon für Spott und Scherz, und will ſchon aus Verdruß fortgehen, worauf ihm Iſmene noch offenherziger zuredet, und endlich gar ſpricht:

Komm her, du biſt mein Schatz, ich will dich ſelber küſſen.

Allein, auch dieſes wirkt nichts mehr bey dem blöden Seladon, als daß er mit dieſen Worten gar weggeht:

Ach nein, Iſmene, nein, du haſt ein falſches Herz,
Du treibſt mit mir nur Spott, du haſt nur Luſt an Scherz.
Doch ich will Gram und Leid gelaſſen in mich ſaugen,
Ich geh dir Schäferin auf ewig aus den Augen.

Hier iſt die Blödigkeit eines Verliebten unſtreitig bis auf den Grad der Einfalt getrieben, und Seladon erhält dadurch ſo einen Charakter, als es ſich für eine Hauptperſon in einem Schäferſpiele nicht ſchickt. Ein Schäferſpiel muß eben ſowol, als ein Luſtſpiel, die Eigenſchaft haben, daß es die Zuſchauer nicht mit einem erheblichen Mißvergnügen über die letzte Aufführung oder das letzte Schickſal der vornehmſten Perſon auf der Schaubühne weggehen läßt. Wer kann aber vergnügt ſeyn, wenn er die äuſerſt Verliebten Seladon und Iſmene wegen einer ſo unſchäfermäßigen Blödigkeit in ihrer Liebe, ſo unglücklich ſeyn, und kein beſſers Schickſal derſelben erfolgen ſieht?

Wegen unſerer obigen Erinnerung über die Sprache der Schäfer, wollen wir nur noch zwo

einzeln

einzelne Stellen anführen. Filamon ſagt dem Seladon, wie ein liebender Schäfer Gelegenheit nehmen ſolle, ſeiner Geliebten zuzureden, und ſpricht unter andern:

Es ſoll ein loſer Bock mit ſeiner Schönen ſpielen,
So fragt er: Soll ich denn nicht gleiche Triebe fühlen?

Das Spielen eines Bocks mit ſeiner Ziege giebt kein gutes Bild der Schäferliebe ab.

Da Seladon fortgehet, ſagt Iſmene von ihm:

Itzt malet ihn der Gang, ſo wie vorhin die Rede.

Wenn dieſer Ausdruck auch überhaupt nicht etwas zu dunkel wäre, ſo würde er doch wenigſtens für eine Schäferinn, und zumal bey ihrem gegenwärtigen Affecte, zu metaphoriſch ſeyn.

Bey allen dem aber bekräfftigen wir nochmals unſer obiges Lob, und verſprechen uns von dem muntern und ſinnreichen Hrn. Verfaſſer dieſes Schäferſpiels die Billigkeit, daß er unſere Freyheit im Beurtheilen uns für keine Tadelſucht annehmen werde.

Drey anakreontiſche Oden.

1.

Du ſeltner Gaſt an unſrem Himmel,
Komet, (*) was machſt du für Getümmel?
Was Augen hat, das ſieht nach dir,
Und mich reizt auch die Neubegier.

Ich will dich ſehn, und zu dem Ende
Nehm ich das Sehrohr in die Hände.
Ich ſeh hinein, und ſeh doch nichts;
Ich rück und dreh; woran gebrichts?

Halt! Doris hat ſich hier verſtecket;
Sie hatte mir das Glas verdecket.
Steht ſtille! Sehrohr und Komet,
Das ſie nicht meiner Rach entgeht.

2.

Zween von Hevels Kunſtverwandten
Sahen Jupiters Trabanten, (**)
Und derſelben Stand und Bahn
Durch ein langes Sehrohr an

Komm

(*) Im Jenner, 1744.
(**) Im Auguſt, 1744.

Komm, erheb itzt deine Blicke,
Sprach man, weil zu allem Glücke,
Dieſer Monden Hauptplanet
Itzo in der Jungfer ſteht.

Eine Jungfer bey den Sternen,
Sprach ich, ſoll ich kennen lernen?
Da ich, wo ich geh und ſteh?
Ohne Sehrohr Mägdgen ſeh.

3.

Die trägen Taxusbäume,
Der leere Myrtenſtrauch
Erfüllen groſſe Räume:
Und was iſt ihr Gebrauch?
Schnell reißt ſie aus der Erde,
Und, daß ſie nutzbar werde,
Pflanzt Wein an ihre Statt!

Gedanken über die Verbeſſerung der Schäferpoeſie. (*)

Es iſt mit der Dichtkunſt, ſeit den mehr, als vier tauſend Jahren, da ſie ſchon im Flore geweſen, noch nicht ſo weit gekommen, daß man die Regeln derſelben aus unumſtößlichen Gründen erweiſen und ein mathematiſch Lehrgebäude davon aufführen könnte. Vielleicht verſpotten einige ſchon meine hieraus erhellende Meynung, daß es mit der Zeit wol noch ſo weit kommen könnte. Dieſen kann ich gar gern ihren Spott verzeihen; denn ich weis, ſie ſpotten nicht, aus Ueberzeugung von der Unmöglichkeit der Sache, ſondern aus Furcht, ſie möchten alsdenn, wenn ſie möglich gemacht wäre, ihren poetiſchen Kopf, bey Verfertigung und Beurtheilung der Gedichte, allzuſehr anſtrengen müſſen.

Indeſſen iſt es doch gewiß, wenn man nicht eher ſich getrauen wolte, Gedichte zu verfertigen, als bis die Dichtkunſt wird zu einer Wiſſenſchaft geworden ſeyn, eben ſo thöricht handeln würde, als jener, welcher, da er kein Waſſer aus dem beſten Brunnen bekommen konnte, bey allem Ueberfluſſe der übrigen Quellen, welche auch den Durſt ſtilleten, erdurſtete. Die allerbeſten Beweiſe der Regeln

(*) Iſt eingeſandt.

Regeln der Dichtkunst, wie sie itzo noch be
sen ist, sind diese, wenn man zeiget, daß es d
ten bewährten griechischen und römischen D
so gemacht haben. Dieser ihre Schriften kö
wir, wegen des allgemeinen Beyfalls, welch
stets bey denen, die in anderen Dingen einen
geräumten Verstand und guten Geschmack
get haben, erhalten, sicher, als wahre Muste
ter Gedichte, annehmen und begnügen lassen,
wir unsere Gedichte den ihrigen so ähnlich ma
als es nur immer möglich ist. Man darf n
die verschiedene Stärke unserer Dichter sehen,
man die Wahrheit dessen, was ich gesaget
einsehen will. Selten, ja niemals wird ein
Physik- oder Metaphysikverständiger, we
noch so tiefsinnig die Sätze priesen und be
kann, und sich noch so lange in Bestimmun
gemeiner Begriffe in der Dichtkunst beschä
ein guter Dichter werden. Hingegen sind
nigen hierinne die glücklichsten, welche, neb
nem gesunden Witze, eine starke Belesenh
den griechischen und römischen Dichtern be
Durch die Nachahmung der besten Muster
gen es diese unendlich weiter, als jene durch
tiefsinnigste Nachdenken und Ausgrübeln.

Ich will jetzo nur an der Schäferpoesie
wie schändlich die wahre Dichtkunst dadurch
unehret wird, wenn ihre unwürdigen Ver
die Lesung der alten Dichter verabsäumen, un
doch unterstehen, von ihren Lesern den Beyf
verlangen, den sie jenen geben. Ich mag die

meiner Einſicht, ſehr geringe Zahl der guten Stücke, unter den faſt unzehligen Eklogen, Schäferoden und Schäferſpielen, welche nur ſeit zehn Jahren in Deutſchland zum Vorſcheine gekommen, nicht beſtimmen, damit ich nicht die Schande meiner eigenen Landsleute allzuſehr aufdecke. Was für einen elenden Begrif haben nicht unſere meiſten Schäferdichter von demjenigen Schäferleben, welches uns Virgil ſo reizend beſchreibt! Wie will es aber anders ſeyn? Den Virgil und andere alte und gute neuere Schäferdichter haben ſie nicht geleſen, und ſonſt ſind ihnen keine Schäfer bekannt, als unſere Bauerkerls, welche nicht beſſer ſind, als Ochſen- Küh- und Schweinhirten. Daher entſtehen denn auch aus ihrem elenden poetiſchen Witze, an ſtatt der Eklogen, Schäferoden und Schäferſpiele, ſolche Ochſen- Küh- und Schweinhirtengedichte.

Ich mache mir folgenden Begriff von dem Urſprunge und der wahren Beſchaffenheit der Schäferpoeſie. Die alten Dichter ſahen gleich bey dem Urſprunge der Dichtkunſt, daß die Liebe einer der reizendeſten Gegenſtände der Dichtkunſt wäre. Wie ſie nun alles gern in beſondern Bildern den Sinnen empfindlich machen; alſo befanden ſie das Schäferleben, wie es den arkadiſchen Schäfern zugeſchrieben wird, ſo ruhig, anmuthig und unſchuldig, daß es einen Menſchen zu nichts natürlicher verleiten könne, als zu einer unſchuldigen Liebe, und daß ſie alſo die Liebe und die Liebenden unter keinen ſchönern Bildern vorſtellen könnten,

als unter dem arkadischen Schäferleben und den arkadischen Schäfern. Was also bisher von dem beglückten Arkadien reizendes und unschuldiges noch nicht erzählet, oder vielmehr erdichtet worden das setzten sie vermöge ihrer Gewalt und Geschicklichkeit zu dichten hinzu, und setzten also Arkadien und überhaupt das Schäferleben in den Stand daß sie sich dessen zum Bilde der angenehmsten und unschuldigsten Liebe, und von den Schäfern die anmuthigsten Liebesgeschichte in ihren Gedichten erzählen konnten. Die Gedichte, welche ganz besondere Theile derselben, oder Gespräche zwischen Schäfern und Schäferinnen in sich hielten, wurden Eklogen, Idyllen, oder deutsch, insbesondere Hirtengedichte genennet. Es wurden hernach auch Oden verfertiget, deren Innhalt die Liebe der Schäfer war, und diese nennet man Schäferoden. Was Schäfercantaten sind, das ist hieraus ebenfalls klar.

Die Schäferspiele sind eine Erfindung der neuern. Man sah, daß in dem Reiche der Liebe vieles vorgienge, welches den schönsten Stoff zu ganzen Schauspielen, deren Innhalt und Haupthandlung lauter Liebe ist, darböthe. Diese Art von Schauspielen nennet man Schäferspiele. Gleichwie in Tragödien und Komödien das grosse und heftige der Leidenschaften die Hauptcharaktere ausmacht: also trifft man in den Charaktern der Schäfer in den Schäferspielen nur das Unschuldige und Feine der Leidenschaften, bey allen Schäfern aber, die Liebe, als ihre Hauptneigung an.

Man

Man sieht also, daß in der Schäferpoesie, die unschuldige Liebe das Hauptwerk ist. Ein jedes Schäfergedicht muß die Liebe zum Hauptinnhalte haben. Was von Schafen, Fluren, Horden, Hunden, Singen, Spielen und dergleichen mit dem Schäferleben, als Schäferleben verbundenen Dingen, darinnen vorkömmt, das muß mäßig, und nur deswegen angebracht seyn, damit das bey den Liebenden vorausgesetzte Schäferleben, eine Wahrscheinlichkeit habe, und allerley, was bey der Liebe vorkömmt unter angenehmen Bildern vorgestellet werden könne. Man kann also urtheilen, in wiefern diejenigen sogenannten Schäfergedichte diesen reizenden Namen verdienen, in welchen das Möckern der Böcke und Ziegen, das Blöcken und Bellen der Schafe und Hunde, das grobe Geplaudere der in arkadische Schäfer und Schäferinnen verkappten stötteritzer Bauerknechte und Bauermägde, vom Anfange bis zum Ende, die sanften Liebkosungen und die zarten Küsse verliebter Schäfer und Schäferinnen übertäuben. Ich glaube, daß solche und andere dergleichen Schäfergedichte, wo z. E. die arkadischen Fluren in Paris, Dreßden und Leipzig, und die Sprache der Schäfer in die Sprache der Bürger, Edelleute, Fürsten und Soldaten verwandelt werden, nur nach dem Geschmacke der huronischen und hottentottischen Kunstrichter für Schäfergedichte gelten können,

Da einmal die Regeln der Dichtkunst hauptsächlich auf dem Ansehen der alten griechischen und römischen Dichter beruhen: so wäre es wol

nöthig, daß die Regeln für eine jede Art der Gedichte, aus ihren Mustern, nach eines jeden Art, gezogen und zusammengebracht würden. Dieses müste bey verschiedenen Arten der Gedichte, auf verschiedene Art geschehen. In Ansehung der Schäfergedichte bin ich auf folgenden Einfall gerathen. Nämlich, es sollte ein vollkommener Kenner des Charakters aller Arten von Schäfergedichten, nach dem Innhalte der Muster der guten alten und neuern Schäferdichter, eine Geschichte von Arkadien verfertigen und herausgeben. Hierinne müste er von dem Ursprunge, der Beschaffenheit und Geschichte des Landes, von dem Charakter, den Sitten, den Hauptneigungen, dem Gewerbe, der Lebensart der Arkadier und dergleichen ausführliche Nachricht ertheilen. Ferner müsten in der Geschichte dieses erdichteten Landes viele artige, wunderbare und angenehme Liebes-Geschichte enthalten seyn. Alles dieses aber müste, theils aus den guten Schäferpoesien der Alten und Neuern genommen, theils aber von dem Verfasser, welchen ich als einen vollkommenen Kenner des poetischen Schäferlebens voraus setze, dazu erdichtet werden. Bey der Verfertigung dieses Buchs müste er alle Kenner der Schäferpoesie, deren er habhaft werden könnte, zu Rathe ziehen, damit man sich auf die Richtigkeit seiner Erzählungen desto besser verlassen könnte.

Wenn nun hernach ein jeder, welcher sich an ein Schäfergedicht machte, die Geschichte von Arkadien zum Grunde legte, und sich äuserst bemühte,

es

es allem, was darinne von dieſem Lande und deſſen Einwohnern enthalten iſt, gemäß einzurichten, und aus beſonders merkwürdigen Liebesbegebenheiten Schäferſpiele zu verfertigen: ſo könnten wir hoffen, daß man künftig die Schäfergedichte noch an etwas mehr, als an der Aufſchrift erkennen würde.

Ob mein Anſchlag Beyfall erhalten wird, das ſteht zu erwarten. Indeſſen weiß ich gewiß, daß einer von denjenigen geſchickten Schäferdichtern unter uns, welche ihre Kenntniß des wahren poetiſchen Schäferlebens in ihren Schäfergedichten ſchon gezeiget haben, gar wohl ein würdiger Geſchichtſchreiber eines ihm ſo bekannten Landes ſeyn würde. Dieſe Geſchichte würde nicht anders als ein ſymboliſches Buch der Schäferdichter zu betrachten ſeyn; doch mit der Einſchränkung, daß es ihnen frey ſtünde, nach Anzeigung wichtiger Gründe, von einem und dem andern abzugehen.

Nachricht aus dem Reiche der kriechenden Poeten.

Ich bin nun einmal dazu verſehen, einen Geſchichtſchreiber des Reichs der kriechenden Poeten abzugeben: und dieſe meine Pflicht nun gehörig zu verwalten, kann ich unmöglich diejenige groſſe That des Königes in dieſem Reiche mit Stillſchweigen übergehen, deren Ruff ohnlängſt von dem Südpole bis unter

den 51ſten Grad nördlicher Breite und noch weiter, gedrungen. Er hat, ſeiner hohen Würde und groſſen Pflicht gemäß, ein nach ſeriblerischen Regeln vollkommnes Gedicht verfertiget, und es die gerechtfertigte Prieſterheyrath, im Scherz und Ernſt entworfen, betitelt, und es mit einer lateiniſchen Zuſchrift und Ueberſchrift begleitet.

Man höre nur den prächtig kriechenden Anfang dieſes Gedichts!

Und ſtürmten Star und Styr auf Seidels Poeſie,
Und wollten Heinz und Kunz mit raſend blinder Müh,
Der Muſen freyes Roß in ſeine Klauße fallen:
So lacht mein Phöbus doch der Bileams Caballen.
Er lacht und muntert mich mit neuem Liebreiz auf,
Ihn ſtatt, aus träger Furcht ihm künftig Dienſt und Lauf
Und ſeinem Saitenſpiel die Neigung aufzuſagen,
Nur immer rüſtiger ein neues Lied zu wagen;
Zumal ein ſolches Lied, das Lieb und Freundſchaft heiſſet,
Und das den dürren Groll um ſo viel ſichrer täuſchet,
Je mehr er, wenn ſein Stolz, Vernunft und Witz verachtet,
Das Recht zur Unvernunft von Neid und Frechheit pachtet.

Dieſe Zeilen erläutern die Geſchichte des Reichs der kriechenden Poeten nicht wenig. Gleich im Anfange werden uns die Namen von vier Poeten dieſes Reichs bekannt, welche Heinz, Kunz, Star und Styr heiſſen. Und dieſe Nachricht iſt in der That von Wichtigkeit. Denn bisher

iſt

ist noch kein kriechender Poet unter einem von diesen Namen bekannt gewesen. Daß es wirklich kriechende Poeten seyn müssen, die in dem ihnen gehörigen unterirdischen Reiche unter dem Südpole leben, dieses ist ganz und gar nicht zu läugnen. Denn was haben oberirdische Dichter mit unterirdischen für eine Verwandschaft? und was sollten Dichter einander beneiden und verfolgen, deren Art zu dichten ganz und gar kein Verhältnis gegeneinander hat? Da nun gewiß unterirdische und kriechende Dichter sind; so ist die Frage, wenn sie auf der Oberwelt gelebet haben? Hievon geben uns die Geschichte keine Spuren. Aus den Namen läßt sich schliessen, daß die ersteren beyden deutsche, und die letztern beyden griechische Dichter gewesen sind. Ich habe immer gedacht, ob unter Kunzen Kunz von Kaufung, der Prinzenräuber, zu verstehen sey. Aber, weil von seiner Poesie nichts bekannt ist, so ist meine Muthmassung noch billig vielem Zweifel ausgesetzt. Uebrigens sieht man wie schön die Namen der kriechenden Poeten mit ihrer Natur übereinkommen. Diese letzteren lieben das Schlechte und Verachtete sehr; und das von Rechtswegen. Nun weiß man ja, daß Hemz eigentlich einen Schinder, Kunz, ein Schwein, männlichen Geschlechts bedeutet, Stax aber gemeiniglich für einen dummen Kerl genommen wird, und Styx der Name eines fürchterlichen Höllenflusses ist. Ich zweifle auch nicht, daß die kriechenden Poeten, vermöge des ihnen eigenem

beſondern Witzes, in dem Namen Seidel was beſonderes finden werden. Sie werden darinne den ſchönſten Anlaß finden, zu ſagen, Seidel beſäſſe nicht ein Seidel oberirdiſchen Witz. Und das iſt eins der größten Verdienſte im Reiche der kriechenden Poeten.

Wenn ich in der Betrachtung obiger Zeilen weiter gehe, ſo finde ich, daß Stax, Styx, Heinz und Kunz ſehr aufgeblaſene Scriblerianer ſeyn müſſen, weil ſie mit raſend blinder Müh den Pegaſus ihres Helicons in ihre Klauſe ſtallen wollen. Aber dafür erkläret ſie auch ihr König für Bileams Caballen, das iſt auf oberirdiſch, für Eſel. In der ſechſten Zeile kömmt eine ſchöne ſcribleriſche Figur vor. Es iſt die Zweydeutigkeit, und eine doppelte. Denn man kann nicht ſehen, ob der kriechende Phöbus bey meinem Dichter, oder dieſer bey jenem zur Miethe ſtehet, oder als Sklav dienet? Sonſt möchte einem vielleicht bey dieſen und den folgenden Zeilen einfallen, warum denn ein König gegen ſeine neidiſchen und beshaften Unterthanen ſich nur in Verſen verantwortet, und nicht die Mittel wider ſie anwendet, die er, vermöge ſeiner Königlichen Gewalt in Händen hat? Aber da muß man wiſſen, daß die kriechenden Poeten alles in Verſen abthun, und dieſes bey ihnen die gröſte Beſtrafung iſt, wenn ſie in einem recht kriechenden Gedichte recht ſcribleriſch ſind heruntergeriſſen worden. Nur in ihrem Hausſtande dulden die kriechenden Poeten noch die Strafen und Züchtigungen des Leibes,

bes, wie etwas weiter unten in dieſem Gedichte erhellet:

Der Segen macht dich recht zu ſeinem Hochziba:
Wie lange wirds noch ſeyn, ſo biſt du Großpapa!
Da ich hingegen erſt mein halbes Dutzend Söhne,
Bey Bluthe, Buch und Brey zum Guten angewöhne.

Auf der Oberwelt iſt es hierinne ganz anders. Da knüpfte einmal ein gewiſſer Rector ganzer zwey Jahre an einer Hetzpeitſche für einen ihm gehäßigen Kunſtrichter; und da es ihm zuletzt an Riemen zu Knoten fehlte, ließ er ſich den Schaden nicht dauern, die Knoten von ſeiner beſten Zipfelperücke abzuſchneiden und die Knoten ſeiner Hetzpeitſche damit zu vermehren. So groſſe Schmerzen nun die Streiche einer ſo derben Peitſche ſeinem vermeynten Feinde, Neider und Läſterer drohten, ſo wenig fürchtete ſich dieſer davor, welche er ſonſt zu nichts zu gebrauchen wuſte, bereit liegen hatte, ſich dieſelben unterzulegen, wenn die Geiſſelung anginge. Mit dieſem Panzer umgeben glaubte er æs triplex circa pectus zu haben, und alle Streiche mit lachen und Gedult auszuhalten.

Doch gegenwärtiges Gedicht iſt viel zu ſchön in ſeiner Art, als daß ich nicht noch einige Stellen daraus anführen ſollte. Gleich nach dem vorhergehendem heißt es:

Das ſag ich. Hätt ich dich nicht ganz beſonders lieb,
So gönnt ich dirs vielleicht, wenn dich das morſche Sieb

Der

Der Mißgunſt ſichtete. Du weißt, wie arg die ziſchet,
Wenn ihre Gelte nicht ſo, wie des Nachbars gißhet.
Doch Freund, ſo kriechend liebt Vernunft und Treue nicht.
Die Tugend lohnt ihn ſelbſt. Den Lohn erkennt die Pflicht
Der Freundſchaft ſonder Tand. Wie liebt die? Nie zum Scheine.
Du biſt mein ander Ich. Drum iſt dein Glück das meine.
Nun, dieß voraus geſetzt, ſo bring ich doppelt froh,
Auch dir erleſne Braut, hier mein Thalaßio! u. ſ. w.

Weiter hinten kömmt eine vortreffliche Stelle:

* * * Die Gans iſt todt geſtopfet:
Die fette Märtensgans! O wenns dabey noch blieb!
Allein hört weiter an. Die Henne will den Ziep,
Der Hahn das Hüftenweh, das Schaaf die Schwindſucht kriegen;
Der Bock liegt an der Gicht, die Ziege in letzten Zügen,
Das Kalb am Gloſſagra; am Podagra das Rind,
Das eine Pferd wird ſteif, das andre lahm und blind.
Das heißt verwahrloſt ſeyn! Wer ſorgt für Tränk und Pulver?
Für Doronk, Enzian, und Doſt, und Balſenſulpher?
Ihr ſelbſt. Wo bleibt das Amt? Noch mehr. Ihr ſelbſt ſeyd krank.
Geht, geht! und pflegt euch ſelbſt, und quetſcht die Ofenbank.

Ihr

Ihr friert: wer deckt euch zu! Ihr sprecht: Wer hilft mich
trengen?
Ihr kriecht: wer löffelt euch den Schippgensaft mit Feigen
Fein und liebreich ein? u. s. w.

Nachdem der Dichter gegen das Ende halb zwey Uhr einschläft, redet er die Reime, die einzigen Tröster seiner Poesie also an:

Ihr Reime morgen früh kommt vollends ins Geschicke.
Nach vieren weckt mich auf. Zu guter Nacht! Ich mke.

Die Reime haben gethan, was er befohlen, und ihn gleich aufgeweckt, da der Nachtwächter den Tag abgeruffen; daher er auch in der Eil die Verse gleich mit dessen Worten angefangen:

Der Tag vertreibt die Nacht. Mein Geist ermuntre dich.
u. s. w.

Nur noch was Extrafeines! bald darauf heist es:

Doch nein! Ich seh es schon; der Drucker hat genung.
Mein müder Pegasus braucht nur noch einen Sprung:
So ist das Ziel erreicht, so steht er an der Krippe.
Nun kämmt die freye Treu; die Kunst bekömmt die
Schippe. u. s. w.

So viel!

v. Tiefenthal.

****

Nachrichten,

Von sehr vielen seit kurzem herausgekommenen hieher gehörigen Schriften, wollen wir, ohne die Ordnung der Zeit und des Werths zu beobachten, itzo einige, wie sie uns in die Hände kommen vornehmen.

I. Thirsis und Damons freundschaftliche Lieder. Zürch, bey Conrad Quell und Comp. 1745. 6. Bogen, gr. 8. Der schweitzerische Herausgeber dieses Werkchens zeigt in der Vorrede ein Meisterstück in der Kunst den Lesern den Beyfall für eine Schrift abzunöthigen, deren wahrer Werth allzu verdächtig ist. Er setzt rechtschaffene Trümpfe drauf, wenn man ihr seinen Beyfall versagen sollte. Würde man gleich, sagt er, die Speise der Ohren, die Reime, darinne vermüssen, so würde man doch an dem poetischen Taumel, an dem Scheine der Unordnung, an unerhörtem Ausdrucke, u. s. w. sein Vergnügen finden. Er will nicht mit Scheelsucht auf die abgepaßten Schritte der Oden sehen, wo die Ordnung so methodisch, so mechanisch ist, als eine Chrie; noch auf die Spitzfündigkeit ihrer Strophen, welche mit dem hochgefärbten Putze des Madrigals verbrannt, und mit dem scharfen

Witze

Witze des Epigramma zugespitzt sind, wo man das Naturell unter dem Phöbus verlieret; noch auf die Frucht ihres Schulfleisses, nämlich ihrer abgenutzten moralischen Lehren, welche mit dem Herzen in keiner Verbindung stehen, und mit der Ode kein Ganzes ausmachen, u. s. w.

Was die Verfasser dieser Lieder anlanget, so werden wir hoffentlich keine Sünde begehen, wenn wir sagen, daß unter Damon der Herr Pastor **Lange** in Laublingen zu verstehen ist; anstatt aber den **Thirsis** zu nennen, wollen wir den Hrn. Herausgeber in folgenden selbst reden lassen:

„Derjenige, den ich Thirsis nenne, hat mehr „Sachen in andern Dichtungsarten geschrieben, „und zum Theil in öffentlichem Druck gegeben, „welche sein Andenken den Kennern der ächten „Poesie und der gesunden Critik schätzbar machen. Diese wissen, was sie durch seinen frühzeitigen Tod verlohren haben. Sein Sterben „hat indessen das Gute nach sich gezogen, daß „es den Neid gewisser kleiner Scribenten entwaffnet hat. Die ihn in seinen Leben angebellet „hatten, lobten ihn nach seinem Tode, doch ein „solches Lob, als von dergleichen Leuten kommen „kan, wird allzu theuer mit dem Tode erkauft. „Es ist keiner Aufmerksamkeit werth, weil sie, „wenn sie loben, solches so ungeschickt thun, „als wen sie tadeln.„

Die

Die freundschaftlichen Lieder selbst sind folgende: 1). Damon empfängt von Horaz lesbische Leyer. 2) Thirsis hört den Damon an Horazens Seite singen. 3) Der Muse Freude über Damons Wiederkunft. 4) Des Thirsis Empfindungen bey Damons Hochzeitluſt. 5) Amalia, der Doris Schwester. 6) Doris, auf Damons Namensfest. 7) Des Thirsis weissagender Segen über Hilar. (NB. diesen Namen muß man nicht mit Hilar verwechseln; dieser bedeutet einen Hund, und jener hier einen kleinen Knaben.) 8) Das Lob der schönen Henriette. 9) Der freundschaft Sieg über Gram und Neid. 10) Damons Zufriedenheit mit dem Himmel, der Dichtkunst, dem Thirsis, und der Doris. 11) des Thirsis Vereinigung mit dem Damon und Doris, den Himmel zu besingen. 12) Damon ladet seinen Thirsis zu sich ein. 13) Thyrsis macht sich bereit, dem Damon zu besuchen. 14) Des Thirsis Ruhe in Damons freundschaft. 15) Damons Empfindungen, als er mit der Doris den Thirsis zu besuchen geht. 16) Des Thirsis Empfindungen, da er ihnen entgegen gehet. 17) Des Thirsis Treue. 18) Die Kunstrichter. 19) Damons Thränen über des Thirsis Tod.

In diesen Liedern herrscht fast überall viel poetisches Feuer, und ein etwas mühsamer Witz. Wir glauben aber, daß ihnen, ausser der noch wohl zu

ent-

entbehrenden Zierrath des ordentlichen Sylbenmaasses und der Reime, noch die Reinigkeit und Anmuth der Schreibart fehlet. Wenigstens hätten wir sie besser vermuthet, dagegen dieselbe das Sylbenmaaß und die Reime für gar nichts geachtet worden. Der meiste Theil der Leser will durch das äuserliche zur Empfindung des innern Werths eines guten Gedichts gelocket seyn. Doch es sind Briefe: und Thirsis und Damon haben einander schon bewundern können.

Von des Thirsis Poesie in dieser Gattung mag folgender Schluß des zweyten Gedichts zur Probe dienen:

Wohin fliegst du, wo findest du den Weg,
Wodurch der irrende Aleides
Durch jenes helle Thor beflammter Schlösser drang?
Wie hörtest du die hohe Juno,
Im Götterrath das Schicksals strengen Schluß
Von Trojens Untergang vermelden?
Steigt, steigt zugleich durch die bestirnte Luft,
Horaz, und Du, o deutscher Flaccus,
Und setzt der Doris Bild bey Ariadnens Kranz.
Ich will hier in den Thälern bleiben,
Und ihrer blühenden erhobnen Schilderey
Der sanften Lieder Ehre opfern.

Das erste Gedicht schließt Damon also:

Die Nachwelt nennet keinen von uns beyden
Allein. Mein Lob ist deinem fast verkulpt.
Du auf der scharfen Flöt, ich auf der Leyer,
Verdunkeln die, die ich hier nennen würde,
Wenn nicht mein ewiges Gedicht der Nachwelt,
Durch manches einsten unbekannten Namen,
Den itzt der Pöbel ehret, dunkel würde.

In ſeinen Thränen über des Thirſis Tod ſeufzet er unter andern alſo:

Die Dichtkunſt, die dir ihren Tempel wieh,
Bekrönt dein Bild mit ihrem Sternenkranze;
Auf ihr Geheiß bläſt dich der Nachruhm aus.
Der Neid ſchreyt auch, doch ſchweiget er verſpeyet.
Die Dummheit raſt durch närriſches Bemühn;
Doch meine Fauſt erſchrecket ſie,
Und die Satire übt die Geiſſel,
Und ſtraft, durch mich, die dich verachten.

Der Doris Gedicht auf Damons, (ihres Ehegatten) Namensfeſt können wir nicht mit Stillſchweigen übergehen. Wenn wir auch ſonſt nicht ſchon wüßten, daß ſie eine geſchickte Dichterinn, und um deswillen beſonderer Hochachtung würdig wäre, ſo würde es uns dieſes Gedicht belehren. Der Schluß lautet alſo:

Und wollte Kälte oder Brand
Der müden Glieder Kraft vertreiben,
So wollt ich ſitzend in den Sand
Und Schnee ſtets deinen Namen ſchreiben;
Den Namen, der in aller Pein
Mir kan das beſte Troſtwort ſeyn.
Müßt ich durch einen grauſen Wald,
So wolt ich deinen Namen ſchreyen,
Und wenn die Echo zehnfach ſchallt,
Mich tauſendfach darüber freuen.
Ich ruffte dich, bis du mich hörteſt,
Und endlich wieder zu mir kehrteſt.
Da würd ich dann ganz auſſer mich
Dir keuchend in die Arme fallen,
Und, mein Dam. Damon, einzig dich,
Ach, Damon, Schatz, dich küſſend, lallen.

Doch

Doch, wie, darf ich auch sicher trauen,
Dich itzt in meinem Arm zu schauen?
Ja, weiche, Furcht, mein Freund, mein Schatz,
Hört mich auf seiner Brust ihn nennen.
Der HErr des Himmels wird so schnell
Noch unser schönstes Band nicht trennen:
Doch sollt ich einst auch sterbend lächzen,
So will ich sterbend Damon ächzen.

Wie glücklich biethen hier Witz und Zärtlichkeit einander die Hände! Wer eine solche Ehefrau findet, der findet was gutes.

Die Uebersetzungen der Erzählungen, aus Thomsons Englischem, welche hinten angehänget sind, müßten besser gerathen seyn, wenn sie ihrem schönen Originale ähnlich seyn sollen. Es wäre zu wünschen, daß Thomson bald unter bessere Hände geriethe, als bisher geschehen ist!

II. **Der Ruhmredige, ein Lustspiel in Versen, in fünf Aufzügen.** Aus des Herrn Nericault Destouches, Mitglieds der französischen Akademie, französischem übersetzt. Leipzig, 1745. bei Johann Michael Teubner. 9. Bogen, in 8. Von dieser schönen Uebersetzung müssen wir überhaupt sagen, daß sie so beschaffen ist, wie wir dergleichen Uebersetzungen längst gewünschet haben. Wir müssen die besondere Geschicklichkeit des Herrn Uebersetzers bewundern, mit welcher er die sonst fast unüberwindliche Schwierigkeit, aus Versen in Verse, und noch dazu eine Komödie in Versen,

in Verse wiederum zu übersetzen, so glücklich überwunden hat. Wir zweifeln nicht, daß die Schönheit dieser Schrift dieselbe schon den meisten unsrer Leser wird in die Hände gebracht haben; weswegen wir der Anführung einiger Stellen daraus überhoben sind. In der Vorrede eröffnet der Herr Uebersetzer seine Gedanken über die gereimte Komödie mit einer Gründlichkeit, welche wir bisher in dieser Materie noch vermisset haben. Er stellt den elenden Einwurf wider die Verfechter der gereimten Komödie, daß es nicht natürlich sey, in seiner Blösse dar, und verschweigt auch das nicht, was ihnen wirklich zuwider seyn könnte. Kurtz, wir sind nicht im Stande, etwas wider die Gedanken des witzigen und gelehrten Herrn Uebersetzers zu erinnern.

III. Zu Anfange dieses Jahres kam in Hamburg in Johann Adolph Martini Verlage eine **Ode vom Lobe der Gottheit**, auf zwey Bogen in groß 4. heraus. Der Dichter zeigt in dieser Ode viel Witz und Feuer, und er schwingt sich mit den erhabensten Gedanken, zuweilen bis auf die schwindlichsten Höhen der Dichtkunst. Man sieht, daß er es sich einen Ernst hat seyn lassen seinen allerhöchsten Gegenstand nach Würden und Kräften zu erheben, und in vielen Strophen reißt der Strom seines heiligen Feuers den Leser mit sich dahin. Folgende beyde Strophen können einigen Begrif von der ganzen Ode erwecken.

Seht die Tyrannen blasser Leichen,
Das Uebel würgt mit Pest und Seuchen,
Der Tod schwingt schon den scharfen Pfeil.
Des Lebens Vater heißt ihn ziehen,
Er weicht, die Krankheit muß entfliehen;
Halbtodte werden wieder heil.

Selbst in der Berge hole Schlünde
Und von Metallen schwangre Gründe
Steigt die nach Gold begierge Schaar.
Des Menschen Sehrohr weis die Zeiten
Vom Sternenlauf zwar anzudeuten:
Du aber machst ihn falsch und wahr.

IV. Seit dem 5ten Januar. dieses Jahres, wird alle Mittwochen nachmittags um 4. Uhr in der Wind- und Wetterstunde, in Hannover, bey Johann Wilhelm Schmid, als Verleger, und an andern Orten, ein Wochenblatt ohne Namen, in 8, auf einen halben Bogen ausgegeben. Gleichwie andere ihren Wochenblättern durch seltsame Titel ein Ansehen zu geben suchen, also ringet der Verfasser dieses Wochenblatts ohne Zweifel durch die Weglassung des Namens, nach eben diesem Zwecke. Die Ursache zwar, warum er seinem Kinde keinen Namen gegeben hat, ist, wie er sagt, diese, daß er vor vollbrachter Arbeit selbst noch nicht wissen könne, was ihr für eine Benennung zu kommen werde, u. s. w. Doch auch diese und dergleichen Ursachen, sind etwas neues, desgleichen auch die Weglassung der Blattziffern, und die dennoch dabey gegebene Versprechung eines Registers. Die Divise über dem ersten Blatte ist folgende:

Oft raubt ein geiſtiger Poete
Durch ſeine ſchmeichelhafte Flöte,
Dem, der die ganze Welt, nur ſich
nicht kennt, die theuren Augenblicke,
Und führt ihn auf ſich ſelbſt zurücke.

Dieſe Zeilen und die beyden folgenden Stück geben uns Anlaß zu vermuthen, daß der Hr. Verfaſſer Willens iſt, dieſes Wochenblatt den Schmeichler zu nennen. Es wird uns gleichgültig ſeyn, ob wir Recht oder Unrecht haben.

V. Die von der Vorſicht nach Sachſen abgeſchickte Irene, oder Göttinn des Friedens, u.ſ.w. Wir haben den Titelbogen ſchon zu Fidibus verbraucht, darum können wir den Titel nicht vollſtändig herſetzen. Es iſt ein Gedicht des Hrn. Rectors, M. Baumeiſters, in Görlitz, auf den Dreßdniſchen Frieden auf 4. Bogen, welches er den 31. Jan. ſeinen Schülern und den görlitziſchen Mäcenaten, zu ſeinem innigſten Vergnügen, vorgeleſen hat. Die Erdichtung iſt folgende: „Irene kömmt aus Schleſien in die Lau„ſitz, nach Hennersdorf, wo der ſächſiſche Krieg „ſeinen Anfang nahm. Von da geht ſie immer „weiter nach Görlitz und Bautzen, nach Meiſſen „und von dar nach Keſſelsdorf. Ueberall ſieht „ſie den traurigen Zuſtand der ſächſiſchen Lande, „während des Krieges, und nachdem ſie die „Schlacht bey Keſſelsdorf mit angeſehen, geht „ſie zur Vorſicht, und dieſe ſchickt ſie hernach „wieder nach Sachſen.„ Herrliche Erdichtung!

Irene,

Irene, die Göttinn des Friedens, d. i. proſaiſch ausgedrückt, der Friede, kömmt nach Sachſen, da der Krieg hinkömmt, und bleibt auch ſo lange darinnen, als dieſer. Hernach geht ſie zur Vorſicht, (wie ſie dahin gekommen, danach muß man nicht fragen) und dieſe ſchickt ſie hernach wieder nach Sachſen, und alsdenn betrachtet ſie Herr Baumeiſter erſt als die Göttinn des Friedens, oder einen Frieden. Welch ein Miſchmaſch und Wiederſpruch! Doch vielleicht iſt die Schreibart deſto beſſer. Einige Stellen mögen zur Probe dienen.

Nun geht das Metzeln an. Nun wird die Fauſt erhitzt,
Hier wird der Kopf zerſpalt, und das Gehirn verſprützt,
Dort liegt der Arm vom Rumpf hier hängt ein halber Backen,
Dem iſt die Bruſt zerfleiſcht, und jenem Hals und Nacken.

Ferner weiter unten:

Hier kroch ein anderer halb todt zu ſeinem Pferd,
Von Froſt und Kälte ſtarr. Das war ſein Feuerheerd:
Hier dachte er ſich noch an dieſem Aaß zu wärmen,
Da es doch ſchon verreckt, mit halb verfaulten Därmen.

Nach der erbaulichen Parodie auf HErr GOtt dich loben wir, ꝛc. ſchließt der Herr Rector alſo:

So ſang das Muſenvolk. Das war das Jubellied,
So nichts, als Lob und Dank und rege Luſt verrieth.
Irene hörte es. Sie klatſchte in die Hände.
Die Muſen fielen ein. Das war das Lied vom Ende.

Irene muß einen ſchlechten Geſchmack haben, daß ſie über dieſes Lied in die Hände geklatſchet hat. Deutſch zu ſagen, der Herr Rector Bau-

meiſter wird wohl thun, wenn er ſich künftig weder Poeten, noch Metaphyſicker auf die hohen Schulen zu ſchicken bemühet. Wir können nicht errathen, was ihn auf einmal hat zum Poeten machen wollen? Vielleicht iſt es nur ein ganz auſſerordentlicher Eifer für das Glück ſeines Vaterlandes geweſen, der ihm dieſes mal den poetiſchen Kiel in die Hände gegeben hat. Vielleicht wird dieſer übelgerathne Verſuch das Gute nach ſich ziehen, daß er nimmermehr kein Poet mehr wird ſeyn wollen. Wir wünſchen es, zu des Hrn. Rectors eigner Ehre, von Herzen.

VI. Da es ausgemacht iſt, daß niemand ſich eine beſondere kritiſche Einſicht zuſchreiben dürfe, ohne mit den lateiniſchen und griechiſchen Schriftſtellern bekannt zu ſeyn, ſo werden wir auch den Liebhabern blos der deutſchen Dichtkunſt nichts unangenehmes vortragen, wenn wir ihnen ein paar Schriften erzählen, deren Hauptgegenſtand zweene lateiniſche Dichter ſind. Ihr berühmter Verfaſſer, nimmt eine vorzügliche Stelle unter der kleinen Zahl der wahren Kenner und vernünftigen Verehrer des Alterthums ein, die aus den Ueberbleibſel der griechiſchen und römiſchen Gelehrſamkeit, etwas mehr als bloſſe Wörter und Begebenheiten gelernt haben Es iſt der gelehrte Prof. der Poeſie in Leipzig, Hr. Joh. Friedrich Chriſt, der uns ſeit kurzen zwo mit ſo viel Beleſenheit als Ueberlegung und Geſchmacke aufgeſetzte Abhandlungen, als academiſche Diſputationen geliefert hat. Die erſte führt den Titel: Aquilae iuventas, Secundum verba Horatii Flacci Libro

bro IIII Oda IIII temporibus ſuis contra interpretum errores reſtituta. Der Reſpondente dabey war Hr. Joh. Erdmann Walther aus Uffenheim in Franken. Die Diſputation iſt bey Langenheimen auf 4 B. in 4. gedruckt, und ward den 26. Merz itztlaufenden Jahres vertheidigt. Ihr Gegenſtand iſt der Anfang der bemerkten vortrefflichen Ode Horazens, den Hr. Chriſt folgendergeſtalt vorſtellet:

Qualem miniſtrum fulminis alitem
Cui rex deorum, regnum in aues vagas
Permiſit, expertus fidelem
Iupiter in Ganymede ſtauo
Olim iuuentas & patrius vigor
Nido laborum propulit inſcium,
Vernique iam nimbis remotis
Inſolitas docuere nitus
Venti pauentem, mox in ouilia
Demiſit hoſtem viuidus impetus
Nunc in reluctantes Dracones
Egit amor dapis atque pugnae.

Nachdem Hr. Chriſt gezeigt, daß der Text auf dieſe Art in den beſten Ausgaben geleſen werde, kömmt er zu dem Einwurfe den Scaliger im VI. Buche ſeiner Poetick gemacht. Dieſer behauptet der Adler legte im Anfange des Frühlings Eyer, brütete 30 Tage, und der junge Vogel wäre kaum im ſechſten Monate zur Jagd geſchickt, wo die vom Horaz erwähnten Frühlingswinde nicht mehr wären. Hr. Chriſt fragt erſtlich, woher Scaliger dieſe Nachrichten beweiſe. Weil der Criticus die Jagd nennet, ſo hat er es vielleicht von denen gelernt, die Raubvögel zur Jagd

abrichten: Aber wer weiß nicht, daß die Vögel in dieſer Gefangenſchaft viel ſpäter zu Kräften kommen als in ihrer Freyheit! Hierauf zeigt Hr. Chriſt, daß die *vernivents* ſpät im Sommer wehen können, denn ſie würde von ihrer Natur und nicht von der Jahrs-Zeit benennet. Alle gelinde und angenehme Winde könnten dieſen Namen führen. Wie Zephyri bey den Dichtern nicht eben Weſtwinde, ſondern Winde, ſo derſelben Anmuth hätten bezeichneten, und auf dieſe Art in Horazens 12. Ode des IIII. B. die Ereliae Gefährte des Frühlings, und Thraciae animae, und Kinder des Borras hieſſen. Alſo konnte Horazens Ausdruck bis in den Junius und noch weiter gezogen werden, welches auch eine alte Erklärung einer Handſchrift ſo Grävius beſeſſen bekräftiget: Vernali tempore tranſacto, quando plumeſcunt aues. Hiezu kömmt, daß der Dichter den Adler nicht in ſeiner völligen Stärke, ſondern noch furchtſam, der Mühe ungewöhnt, vorſtellet. Indeſſen hat Hr. Chriſt bey keinen Schriftſteller von der Naturgeſchichte gefunden, wie lange der junge Adler im Neſte bleibe. Nur Ariſtoteles erwähnt (H. An. L. VI. cap. 6. und L. VIIII. cap. 32. 34.) daß der Adler 30 Tage brüte. Woher Scaliger das übrige was er ſagt genommen, hat er nicht entdecken können. Er ſetzt aber Scaligern ſichere Erfahrungen entgegen. Geſner erzählt aus Georg Fabricius Nachricht, daß die Bauern zwiſchen Torgau und Meiſſen im Sommer 1551. ein groſſes Adlerneſt gefunden, die Gröſſe eines der drey Jungen wird (vermuthlich quer über die Flügel gemeſſen) 14 Fuß beſchrie-

beschrieben, und sie müssen also ziemlich erwachsen gewesen seyn. Waren sie so groß im Sommer, so werden sie nicht erst im Herbste zum Ausfliegen tüchtig. Geschahe dieß in unsern kalten Gegenden, so werden sie in warmen Ländern eher stark. Ein ander noch sicherer Exempel erzählt Thuanus im IIII. B. seiner Geschichte. Er hat in einer Reise in Auvergne einen jungen Adler gesehen, den die Hirten im Neste angefesselt hatten. Sie theilten die Speise mit ihm, so ihm von der Mutter gebracht wurde, und hatten daher die Vorsorge gebraucht, daß er nicht selbst darnach ausfliegen sollte. Also muste er schon dazu tüchtig seyn, und Hr. Christ zeigt aus den Umständen, daß dis ohngefähr im Junius gewesen. Ein Adler dem auf diese Art die Speise entzogen wurde, wird nothwendig später stark werden als ein anderer.

Dieses wird genug seyn zu zeigen, wie geschickt Hr. Christ den römischen Dichter vertheidigt, und zugleich darzuthun, daß ein Dichter und ein Criticus was mehr wissen müsse, als schöne Wörter und wohlklingende Redensarten, und daß insbesondere die Kenntniß der Natur ihnen sehr viel nutzen könne. Viele unserer neuern Kunstrichter legen durch ihre Kritiken nichts als ihre Unwissenheit an den Tag, und schelten z. E. einen Vers des grossen Hallers dunkel, weil sie nicht wissen, daß aus Raupen Schmetterlinge werden.

Der Rest von Hr. Christs Schrift, nebst einer Zugabe, ist beschäftiget verschiedene alte Lesarten im Horaz, wider neuere, besonders Bentleys Verbesserungen zu vertheidigen. Die

Die zweyte Abhandlung, so Herr Christ den 22. April, in Begleitung Hr. Joh. Friedrich Fischers aus Coburg auf der Leipziger philosophischen Katheder vertheidiget, ist überschrieben: de Phaedro eiusque fabulis, 6 Bogen. Herr Christ erklärt die Fabeln, so des Phädrus Namen führen, für untergeschoben. Sein erster Grund ist, daß alle alte Schriftsteller davon schweigen, und kein einziger Philosoph etwa eine Sittenlehre aus ihm neben den Publius Syrus, kein Sprachforscher einen Ausdruck neben den Tiro und Hyginus anführt, ja Seneca ausdrücklich sagt: Niemand unter den Römern hätte noch äsopische Fabeln versucht. Martial und Cicero nennen zwar einen Phädrus, aber es ist nicht klar, daß dieses ein Fabelschreiber sey, zugeschweigen daß die Endung des Namens einen Griechen anzeigt, denn ein Römer würde Phäder geheissen haben. Eben so ist warscheinlich, daß Avienus einen Griechen gemeint, wenn er in seiner Vorrede einen griechischen Babrias, und gleich darauf den Phädrus, nennt. Ferner läßt sich ein Beweisgrund aus der Zeitrechnung hernehmen, den Herr Christ sehr sinnreich ausführt. Phädrus muß nach Sejans Untergange geschrieben haben, denn bey dessen Wohlstande würde ihm seine Verwegenheit tödtlich gewesen seyn. Er erwähnt aber auch, daß er den Bathyll zu des Meeänas Zeiten gesehen. Da kein Sclave in die Schauspiele kommen durften, muß er damals seyn freygelassen, und also einige Zeit zuvor ein Knecht gewe-

wesen. Diese Zeit kann man nicht gar zu kurz
en, denn man sieht nicht, wie er sich aus Au-
sts Diensten, da er sich gewiß mit Gelde
ht loskaufen konnte, durch was anders als ei-
n langen Gehorsam befreyt. Er kann aber
ch als kein Kind in die Knechtschaft gekommen
n, weil er in Wissenschaften geübet war, die
erst als ein Jüngling konnte gelernt haben,
d die Knechte nicht lernten. Man setze also,
sey im 20. Jahr ein Knecht worden, und ha-
zehn Jahr gedient; Weil vom Mecänas bis
den Sejan 40. Jahr, so hat er im 70. Jah-
so viel Leichtsinnigkeit gehabt, diese Fabeln zu
eiben, und doch zu Rom, an Augusts Hofe,
ht besser Latein gelernt, daß Herr Christ mit
em Landsmanne von sich vergleicht, der, ohn-
chtet seines langen Aufenthalts in Frankreich,
e Unwissenheit im französischen damit entschul-
et: Was kan aener in zwanzig järle lärn.
chdem sieht man nicht wie Phrädrus an Au-
is Hofe gekommen. Er müste im Kriege
n gefangen worden, und wir finden keinen
eg mit den Thraciern als um das Jahr
ms 693. Wäre er damals 14. Jahr gewe-
, so hätte er die Fabeln im hunderten Jahre
chrieben.

Zu diesen chronologischen Beweise kommen an-
e kritische. Sein Stolz.

Plures habebit quos opponet Graeciae

u. d. g. da die Schriftſteller der damaligen Zeiten alle viel beſcheidener ſind; verſchiedene Ausdrückungen, die der Sprache und der Gedanken wegen, für Auguſts Zeiten ſich gar nicht ſchicken, als materiam reperire wo materia ſo viel als argumentum heiſſen ſoll, vitam conſilio monere, da zwar ein Menſch, aber nicht das Leben, kann erinnert werden, u. d. g m. die Herr Chriſt häufig anführt. Hiezu kömmt, daß man findet, Phädrus habe andere alte Fabelſchreiber gewaltig nachgeahmt. Herr Chriſt zeigt die aus den Accius nachgeahmten in einer Tafel an, und weiſet, daß er es meiſtens ſchlechter als ſeine Vorgänger gemacht. Herr Chriſt behauptet, Nicolaus Perottus habe bey Wiederherſtellung der ſchönen Wiſſenſchaften aus alten lateiniſchen Fabeln, dieſe in Jamben gebracht, und um die Gelehrten zu betrügen, für alte ausgegeben. Er macht dieß ſowol durch die Gewohnheit der damaligen Gelehrten, als durch andere Umſtände wahrſcheinlich; ja man hat ſelbſt ein Geſtändniß vom Perottus, in ſeinem Copiae Cornu, wo er bey den Worten Martials Arbor Palladis, die Anmerckung ſetzt: Allulit ad fabulam, quam nos ex Auieno in fabellas noſtras adoleſcentes iambico carmine transtulimus

Olim quas vellent eſſe in tutela ſua
Diui legerunt arbores. Quercus Ioui.

Und darauf folgt die ganze Fabel, wie ſie itzt als die 17. im 3. B. des Phädrus geleſen wird, nur mit einigen Verbeſſerungen. Man kann

auch

auch nicht sagen, Perottus habe sich fremder Arbeit anmassen wollen. Er war zu bescheiden, sich selbst mit seiner eigenen groß zu machen, und die damaligen Gelehrten hatten mehr in Gewohnheit ihre Werke den alten, als sich die Werke der alten zuzuschreiben. Perott hat also aus einigen alten Fabeln die seinen in Jamben gebracht, und ihnen der Namen des Phäders vorgesetzt, den er vielleicht aus dem Martial und Cicero gelernt, und für einen lateinischen Fabelschreiber gehalten. Diese Muthmassung wird durch ein altes Buch bestätiget, daß man nach Dorvilens und Burmanns Berichte noch vor kurzem im Italien gehabt. Es hat 30. Fabeln die noch itzt im Phädrus gelesen werden, nebst verschiedene andere kleine Aufsätze Perotts enthalten unter dem Titel: Nicolai Perotti epitome fabularum Æsopi Auieni & Phaedri ad Pyrrhum Perrotum fratris filium adolescentem Suauissimum. Dieses sind die vornehmsten Gründe H. Christs, wir müssen aber die lebhafte und einnehmende Ausführung derselben nebst andern gelehrten Erinnerungen unsern Lesern bey ihm selbst nachzusehen überlassen.

****

An die Deutſchen.

Ihr Deutſchen, die ihr noch der Deutſchen Ehre liebt,
Vernehmt ein Feſt, das euch dis Jahr zu feyern giebt!
Es iſt ein groſſes Feſt, ein Jubelfeſt zu nennen;
Ihr glaubt es, hört ihr mich nur euern Leibnitz nennen.
Itzt wachet, ſingt und jauchzt, itzt legt die Trägheit ab!
Der groſſe Tag, der euch den größten Landsmann gab,
Der Tag, da Leibnitz kam, (*) läßt itzt nach hun, dert Jahren,
Euch, ja die ganze Welt, der Weisheit Glück erfahren.
Ja, ihr empfindet es, ſo bald an dieſem Feſt
Ein Redner ſein Verdienſt euch, preiſend, hören läßt;
So bald ſein ewig Lob ein deutſcher Pindar ſinget;
So bald ein Patriot Ihm Freudenopfer bringet.

(*) Der (4. Jul.) 23. Jun.

Bemühungen

zur

Beförderung der Critik und des guten Geſchmacks.

Quid deceat, quid non? quo virtus, quo ferat error. *Hor.*

Sechszehntes Stück.

Anderer Band.

Halle, bey Carl Hermann Hemmerde.
1747.

HERRN

Carl Friedrich Drollingers,

weiland Hochfürſtlich-Baden-Durlachiſchen Hofraths und geheimen Archivhalters,

Gedichte,

ſamt andern dazu gehörigen Stücken,

wie auch einer

Gedächtnißrede

auf Denſelben,

ausgefertiget

von

J. J. Sprengen,

D. G. W. der deutſchen Beredſamkeit und Poeſie öffentlichen Lehrer zu Baſel, wie auch der D. G. in Leipzig und Bern Mitgliede.

Mit Königl. Pohlniſch- und Chur-Sächſiſcher Freyheit.

Frankfurt am Mayn, bey Franz Varrentrapp, 1745.

in 8. 1 Alphab. 7 Bog. nebſt einem Titelkupfer, und dem Bildniſſe des Verfaſſers.

So oft wir Gelegenheit haben, gute Gedichte bekannt zu machen, ſo oft empfinden

pfinden wir in uns die Süßigkeit desjenigen Glücks, welches nur je ein groſſes und seltnes Vergnügen zu erzeugen im Stande iſt. Wie könnte uns auch sonſt der Verdruß, welchen wir bey Recenſirung und Beurtheilung seideliſcher und lindneriſcher Gedichte ausſtehen müſſen, erträglich seyn, wenn wir nicht auch zuweilen das wahre Schöne der Dichtkunſt in den poetiſchen Stücken eines Gellerts, eines Gleims, eines Königs, und einiger andern zu bewundern fänden?

Gegenwärtige poetiſche Sammlung von dem vortreflichen Drollinger gehöret unter diejenigen Gedichte, welche, wenn man ſie nach Gedichten von erwähnter Art lieſet, uns eben ſo ſehr wieder erquicken, als der Burgunder nach dem meisniſchen Lauer. Der gleichfalls geſchickte Dichter, der Hr. Prof. Spreng in Baſel, hat ſich alſo durch Herausgebung der drollingeriſchen Gedichte um die Welt noch mehr, als um ſeinen verſtorbenen Freund, verdient gemacht. Nach der Zuſchrift an die deutſche Geſellſchaft in Bern, in welcher Hr. Spreng derſelben von einer in Baſel aufzurichtenden deutſchen Geſellſchaft Nachricht giebt, folgt eine kurze Vorrede. In dieſer berichtet er, daß die in dem erſten Theile befindlichen Gedichte von dem Hrn. Hofrath Drollinger ſelbſt geſammlet und zum Drucke beſtimmet worden. Die im zweyten Theile befindlichen aber hat der Hr. Pfarrer Buxtorf, welchen Hr. Drollinger ihm ſelbſt kurz vor ſeinem Ende zum Gehülfen gegeben, nebſt den Briefen, aus den Papieren

pieren zuſammengeleſen; welcher auch die Aufſicht über den Druck des ganzen Werks gehabt. Im erſten Theile hat Hr. Sprenz, nach dem letzten Willen und Angeben des Hrn. Verfaſſers allerley verbeſſert; doch nur in den Anmerkungen. Er ſchlüßt die Vorrede mit dem Verſprechen, daß auf die drollingeriſchen Werke mit der Zeit eine Fortſetzung auserleſener gereinigter ſchweizeriſcher Gedichte folgen ſoll; wozu er ſich aber alleine nicht anheiſchig gemacht haben will.

Hierauf folgt die Gedächtnißrede und Ode, auf den ſel. Hrn. Drollinger, in hochanſehnlicher Verſammlung, den 4. Brachmonats, 1743. zu Baſel gehalten, von J. J. Sprengen. Es iſt die Inauguralrede bey dem Antritte ſeiner Profeſſur. Vorher ſteht noch 1) eine kurze Einladungsſchrift, 2) ein Sinngedicht über Hrn. Drollinger Bildniß, und 3) das drollingeniſche Wappen, welches drey Bienen zeigt. Alsdenn folgt die Rede ſelbſt. Wir müſſen, mit des Hrn. Profeſſors Erlaubniß geſtehen, daß wir nicht durchgängig die den Lobreden gehörige Schreibart darinne finden. Das meiſte iſt nur ein hiſtoriſcher Lebenslauf. Von dieſem wollen wir folgenden kurzen Auszug machen.

Hr. Drollinger iſt 1688, den 26. Dec. in Durlach gebohren. Sein Vater war Martin Drollinger, damals Hochfürſtl. Markgräfl. Badendurlachiſcher Rechnungsrath, hernach aber Burgvoigt in der Herrſchaft Badenweiler. Er ſtarb 1718. Seine Mutter war Catharina Sibyl-

la, eine gebohrne Müllerinn. Sie iſt ſchon v
her verheirathet geweſen, aus welcher Ehe
Drollingers Stief-Bruder, Hr. Johann Ja
Baden, Hochfürſtl. Baden-Durlachiſcher H
rath und geheimer Secretar, noch lebt. Au
lebt noch Hrn. Drollingers leiblicher und jün
rer Bruder, Hr. Carl Wilhelm Drolling
Hochfürſtl. Markgräfl. Rechenungsrath.
Drollinq, hat in ſeiner erſten Jugend einen
ſondern Lehrmeiſter zu Hauſe gehabt, und iſt a
von dem Prediger in Mühlheim unterrichtet w
den. Im Jahr 1703 ging er auf die hohe Sc
le zu Baſel, wo er ſich in den abendländiſch
Sprachen, in der Naturkunde, in der Sitt
lehre, in der Wißkunſt (ohne Zweifel ſoll
Meßkunſt heiſſen), und in den übrigen Thei
der Gelehrſamkeit, hauptſächlich aber in d
Rechten, bis in das ſiebende Jahr, fleißig u
geſehen. Die mathematiſchen Wiſſenſchaf
lernte er bey dem berühmten Hermann, und
juriſtiſchen bey Battier, welchem er viel verdan
Im J. 1710 ſchrieb und vertheidigte er eine grün
liche Abhandlung *de Praeſcriptionibus inter g*
ter. Bald darauf berief ihn ſein Landsherr z
Regiſtrator bey dem geheimen Archive; welc
Amt er ſo wohl und mit ſolchem Beyfalle ſei
Landsherrn verwaltete, daß ihm zum wirklich
Vorſteher des Archivs nichts, als der Ti
fehlte. Er erhielt auch die erſte Stelle eh n
2 Jahre verfloſſen, mit dem Range und Geh
eines Secretars. Sein Fürſt vertraute ihm a

die Aufſicht über ſeine Bücher, Münzen, Gemälde u. dgl. Im J. 1722. machte er ihn zum Hofrathe und ertheilte ihm die damit verknüpfte Beſoldung. Im J. 1726. erfolgte noch die Stelle eines wirklichen geheimen Archivhalters. Dieſes Archiv hat er, mit unſäglicher Mühe und Geſchicklichkeit aus ſeinem faſt gänzlichen Verderben völlig wieder hergeſtellet. Er machte dabey viele und ſehr nützliche Gloſſarien über die uralten Wörter und Redensarten, wozu er, wegen ſeiner Stärke in der alten fränkiſchen, gothiſchen, celtiſchen, wendiſchen und angelſächſiſchen Sprache, beſonders geſchickt war. Dieſen Schatz hat die Durchl. Herrſchaft, als einen Schlüſſel ihres geheimen Archivs, von den Erben käuflich an ſich gebracht. Der unermüdete Fleiß, den Hr. Drollinger bey den ſchimmlichten und faulichten Pappieren anwandte, machte, daß er von der Zeit an bis an ſein Ende mit heftigen Kopfſchmerzen geplaget ward. Unter den wichtigen Früchten dieſer ſeiner Bemühungen iſt dieſes eine, daß er es, durch Aufſtellung unwiderleglicher Urkunden, ſo weit gebracht, daß ein gewiſſes Herzogthum, welches in fremden Händen iſt, durch reichshofräthliche Ausſprüche, dem Baden-Durlachiſchen Hauſe zugeſprochen worden. Von der Stärke des Hrn. Drollingers in der Poeſie ſind alle Kenner überzeugt. Zuerſt fand er an den hofmannswaldauiſchen und lohenſteiniſchen Gedichten einen Geſchmack. Der berühmte Rechtsgelehrte in Baſel aber, Hr. Nic. Bernoulli,

rieth ihm, beſſere Dichter zu leſen, und wirkte auch ſeine poetiſche Bekehrung mit glücklichem Erfolge; ſo, daß er keins von ſeinen vorher gemachten Gedichten gedruckt haben wollte. Er hatte viel poetiſche Arbeiten vor, welche er, wegen faſt beſtändiger Kopfſchmerzen und frühen Todes, nicht zu Stande brachte. Er konnte die beſten Dichter faſt in allen Sprachen leſen nur die griechiſche fehlte ihm noch; ſein unermüdeter Fleiß aber ruhte nicht eher, als bis er ſelbige von dem Hrn. Spreng und Hrn. Birr gelernet hatte. Er fand ein groſſes Vergnügen an Betrachtung der Naturſchätze und beſonders der Kräuter und Blumen; desgleichen an auserleſenen Gemälden; wie er denn den berühmten Huber zum beſtändigen freundſchaftlichen Umgange hatte. Er hatte eine groſſe Stärke in der Kenntniß der Münzen, und ſchrieb einen Unterricht, von der Nutzbarkeit und Kenntniß der neuern Münzen und Schauſtücke, welche Handſchrift die Erben dem Hrn. Buxtorf, ſie zum Drucke zu befördern, gegeben. Wegen ſeines groſſen Fleiſſes, den er auf alles wandte, pflegte ihn ſein Fürſt den Eifrigen zu nennen. Er leiſtete ihm bey deſſen wegen des Krieges geſchehener Flucht nach Baſel, in Reichsgeſchäften wichtige Dienſte. Dennoch wollte er keine höhere Ehrenſtuffe annehmen. Er ſchlug die 1727 ihm aufgetragene Stelle eines Lehnprobſtes, zum Beſten eines Freundes, aus. Im J. 1739. trug ihm ſein Herr den Charakter eines geheimen Hofrathes

raths an. Doch er ſchlugs ihm auch ab, bekam aber eine anſehnliche Verſtärkung ſeiner Beſoldung. Um eben dieſe Zeit kam das feſte Gebäude in Baſel zu Stande, worinnen itzo das Durlachiſche Archiv verwahret iſt; welches Hr. Droſinger angegeben. Seine ſchöne Ode zum Lobe der Gottheit verurſachte, daß er 1732. von der deutſchen Geſellſchaft in Leipzig zum Mitgliede aufgenommen ward. Vermöge ſeiner Einſicht, Treue und Redlichkeit that er dem Rathe und den Bürgern von Baſel groſſe Dienſte; daher er auch daſelbſt von jedermann ſehr geliebet und geehret wurde. Er brachte ſeine meiſte Zeit, nämlich 38. Jahre, in Baſel zu, und ſtarb daſelbſt den 1. Jun. 1742, da ihn morgens zwiſchen 9 und 10 Uhr ein Steckfluß, oder, wie einige glauben, ein Geſchwärchen, welches in ſeinem Haupte geborſten, in eheloſem Stande, plötzlich des Lebens beraubet, da er ſein ruhmvolles Alter noch nicht auf 54 Jahre gebracht hatte.

Wir haben uns bey dem Lebenslauf länger aufgehalten, als wir uns vorgeſetzt. Doch in Erzählung der Tugenden und Verdienſte rechtſchaffner Männer werden wir nicht müde, ſo, wie wir von unſern Leſern verſichert ſind, daß auch ſie nicht müde werden, ſolche Erzählungen zu leſen.

Die Ode des Hrn. Sprengs auf den ſel. Hrn. Hofrath hat viel poetiſches Feuer; doch vielleicht macht die Länge derſelben, daß ſie nicht durch-

gehends gleich ſtark iſt. Folgende iſt die letzte Strophe:

O ſchau, mit welchen Freudenblicken
Dir GOttes Schaar entgegen ſieht!
O eile, ſie auch zu entzücken!
Sie hofft, ſie fordert ſchon Dein Lied.
Sie ſchwinget ſich mit regern Flammen
Vertraulich ringsum Dich zuſammen.
Du ſtummſt, und alles horcht in Ruh.
Wohl mir! Wo bin ich hingeflogen?
Ich ſelbſt in ſühl auch ihr Vergnügen,
Und höre Dir noch immer zu.

Nach der Ode folgt der Beſchluß der Rede, und auf dieſen eine lateiniſche Grabſchrift auf den Hrn. Drollinger. Endlich ſieht man Ordnung und Verzeichniß aller in dieſer Sammlung befindlichen Gedichte, und dazu gehörigen Stücke.

Das ganze Werk beſteht, wie geſagt, in zwey Theilen. Im erſten Theile kommen vor 1) geiſtliche und moraliſche Gedichte, deren 9 an der Zahl von der 5. bis zur 33. Seite gehen; worauf noch bis zur 57. S. ein poetiſches Stück folgt, welches Hr. Drollinger in den hamb. Patrioten eingeſchickt. 2) Vermiſchte Gedichte. Deren ſind auch 9, und gehen von der 65. S. bis zur 104. 3) Leichen- und Troſtgedichte. Es ſind ihrer 3, von der 104. S. an bis zur 120. 4) Hochzeitgedichte und dergleichen Gedichte;

an der Zahl 12, von der 127. S. bis auf die 136. 5) Fabeln und Ueberſetzungen. Dieſer ſind 13, von der 139. S. bis zur 185. S. hierauf folgt noch von der 187. bis zur 246. S., Popens Verſuch von der Critik in Proſa überſetzt, und Klage des Buchſtabens i wider den Buchſtaben e, in Proſa. Das erſtere von dieſen beyden Stücken ſteht ſchon in den ſchweizeriſchen geiſtvollen Sammlungen; hier ſind nebſt Reſnels noch Hrn. Sprengs Anmerkungen dazu gekommen. Das leztere ſteht in den critiſchen Beyträgen; wo es aber, wie Hr. Drollinger Hr. Sprengen ſchriftlich gemeldet, ſehr verderbt worden.

Im zweyten Theile ſind 1) Leichen- und Troſtgedichte. Es ſind ihrer zweene 3, und ſtehen auf der 259. • • 272. S. 2) Vermiſchte Gedichte. Es ſind ihrer 9, und ſie ſtehen auf der 279. • • 303. S. 3) Unvollkommene Gedichte. Es ſind deren 6, von der 306. bis zur 316. S. 4) Briefe, zween an dem Hrn. Prof. Gottſched, und einer an dem Hrn. Prof. Stähelin, von der 321. S. zur 330.

In dem Anhange ſind 1) einige Fremde den Hrn. Drollinger betreffende Stücke; von der 345. S. bis zur 358. 2) Trauer- und Lobgedichte auf den ſel. Hrn. Drollinger. Es haben ſeinem Tod poetiſch beweinet Brockes, Chriſt, Bernoulli, Bodmer, Brüter, Buxtorf und Birr.

Des Hrn. Drollingers Stärke in der Dichtkunst durch Anführung von Exempeln zu beweisen sind wir beynahe gänzlich überhoben, da seine beyden Oden vom Lobe der Gottheit und von der Unsterblichkeit der Seele längst allgemeinen Beyfall haben. Da also seine Stärke im Erhabnen der Dichtkunst hieraus genug bekannt ist, so wollen wir auch zum Beweise derselben nichts anführen. Das Gedicht an sein Vaterland, und das poetische Sendschreiben an Hrn. Pfarrer Sprengen gefallen uns besonders wohl. Doch unter so vielen schönen ist es schwer, einige zu benennen, welche uns besonders wohlig fallen. Wir wollen vielmehr ein nicht allzulanges, aber überaus schönes Gedichte, welches Gedanken über die Malerey betitelt ist, ganz hersetzen. Sie sind an den berühmten Maler, Hrn. Rathsherrn Huber in Basel, gerichtet.

* * *

Aus dem Englischen des Hrn. Pope.

O möcht ich auch mein Lied, an ächtem Zierrath schön,
Und Deinen Farben gleich, beständig scheinend seyn!
O möchte, werther Freund! mein mühsams Reimgefüge
So frey, doch tadellos, wie Deine Pinselzüge,
Sanft, aber nicht zu matt, frisch, ohne Gaukelschein,
Und mit den Jahren erst an Anmuth reicher seyn,

Mehr

Mehr durch ein gutes Glück, als ſchweren Fleiß, gelungen.
Und von den Regeln nur geleitet, nicht gezwungen!

* * *

Du holde Zauberkunſt! belebte bunte Schatten,
Worinn ſich Feur und Geiſt mit todten Farben gatten,
Was wirket ihr in uns, für angenehmen Trug!
Was ſeh ich? Träumt es mir? Ein jeder Pinſelzug
Gebiert ein neues Werk. Er giebt den kalten Bildern
Den warmen Lebenshauch. Er kann die Regung ſchildern.
Schau, welch gewölbtes Bild aus glatter Leinwand ſteigt,
Das die gereizte Hand mit leeren Schatten treugt!
Sie fühlt, und kann doch nichts, als ebne Flächen, finden.
Hier blickt ein weites Land, vertieft mit dunkeln Gründen,
Mit Bergen überthürmt, aus einer Tafel vor.
Da ſteht ein naher Berg in grünlich buntem Flor.
Ein andrer hinter ihm weicht allgemach zurücke,
In purpurblauem Schmuck, erhellt durch lichte Blicke.
Dort läßt ſich weit entfernt durch einem Nebeldunſt
Ein neuer Gipfel ſehn, verloren in der Luft,
Und ſtreckt ſein bleiches blau aus blauer Reich der Sterne;
Mein Auge reißt ihm nach, bewundert ſeine Ferne,
Und mißt die Meilen aus. Ein ſilberheller Fluß
Entdeckt und ſchlängelt ſich um der Gebirge Fuß.
Ich ſeh ein ſchnelles Schiff auf ſeinem Rücken ſchweben,
Ein ſchwimmendes Gebäu. Die regen Lüfte beben;
Das leichte Segel weht. Es zittern Well und Flut,
Und Phöbus wirft darinn den Abdruck ſeiner Glut.

So folg ich voller Luſt dem angenehmen Strande,
Und irre hin und her in dieſem Wunderlande,
Bis, wenn ich es zuletzt begierig durchgereiſt,
Ein ſchattenreicher Wald die hohe Gegend ſchleuſt.
Sobald erlab ich mich an der gemalten Kühle;
Des Auges Reizung bringt den Eindruck ins Gefühle;
Es lockt ein hohler Raum, allmählig aufgethan,
Mit grauer Dunkelheit, mich ſchon zum Schlummer an.
Gleich einem Wandersmann, ermüdet von dem Wege,
Begeb ich mich zur Ruh. Bald werd ich wieder rege.
Ein neues Wunderwerk ermuntert meinen Blick.
Ein Bild, ein menſchlich Bild! der Schöpfung Meiſterſtück.
Es athmet, wie mich deucht, die Muskeln ſind belebet.
Schau, welch ein linder Weſt in ſeinen Haaren webet.
Sein Auge ſpielt und weht, und ſchimmert voller Kraft:
Man ſieht auf Wang und Mund den warmen Lebensſaft,
Die rege Purpurflut in dünnen Adern ſpielen.
Giebt auch des Künſtlers Hand den farben Geiſt und Fühlen?
Ein denkend Weſen blickt aus ſeinem Angeſicht;
Ich ſchau es wundernd an, und warte, bis es ſpricht.
Berühmte Wiſſenſchaft! wie groß iſt deine Stärke!
O ſtelle doch mein Kiel die Schönheit Deiner Werke
So wie Du die Natur mit Farb und Pinſel, vor!
Mein Lehrer, lehr es mich! Dir iſt der ganze Chor
Der größten Meiſter kund. Du kenneſt ihre Weiſen,
Und, was an jedem Werk zu tadeln und zu preiſen.
Du weiſt, wie Dürer ſtets auf ſtrenge Regeln zielt,
Und Holbeins reicher Geiſt in freyer Schönheit ſpielt;
Die Zeichnung Raphaels, von keinem Fehl befleckt,
Der Farben Wunderkraft vom Tician entdecket;

Wie

Wie Rubens die Natur mit neuer Kraft geziert;
Und wie die Gratien Correggiens Hand geführt.
Du kennſt Carraſchens hand und ſtark belebte Züge,
An Licht und Schatten reich: der Muskeln Kunſtgefüge
Von Bonarotens Hand den Marmorn nachgemacht,
Das Leben, das van Dyk in ſeine Bilder bracht;
Den Reichthum Tintorets in glücklichem Erfinden,
Und wo ſich Geiſt und Fleiß zuſammen ſonſt verbinden.
Du folgſt den Künſtlern nach, doch mehr noch der Natur;
Sie führt dich für und für auf eine neue Spur.
Mein eigen Bildniß kann von deinem Ruhme ſprechen.
Verliebt in Deine Kunſt vergeß ich der Gebrechen,
Die mein Geſicht entdeckt. Dein Pinſel macht ſie ſchön,
Und dennoch ſind ich ſie, nach neuem Ueberſehn.
Du weiſt die Aehnlichkeit auch ſchmeichelnd zu erlangen.
Ich ſchau ein dürres Bild von eingefallnen Wangen,
Der Farbe kränklichs Roth mit Gelbem ſtark geſchmückt,
Und funfzig Jahre ſchon den Zügen eingedrückt.
Der Anblick lehret mich, ich werde bald erkalten;
Drum ſuchſt Du, werther Freund, mein Denkmal zu erhalten.
Umſonſt! weil, wer den Blick auf Deine Bilder lenkt,
Mehr an des Künſtlers Hand, als nach dem Urbild, denkt.
Wohlan! ſo muſt Du mir nur dieſes noch gewähren:
(Dann wird man nebſt dem Bild auch meinen Werth verehren;)
Verſchaffe, daß darauf die Ueberſchrift erſcheint:
Dieß Bild iſt Hubers Werk. Er malte ſeinen Freund.

Wie glücklich Hr. Drollinger in ſcherzhaften Gedichten geweſen, iſt unter andern aus folgendem zu erſehen.

Der wider die Geſetze der Arzneykunſt geneſene Bauer.

Ein Bauer machte ſich vom Fieber
Mit Wein und Pfeffer glücklich frey.
Ein junger Doctor lachte drüber,
Und ſprach, das wär unmöglich ſey.
Ja, ſagte jener, der geneſen,
An dieſem liegt mir nicht ein Haar,
Obs möglich, oder nicht, geweſen;
Genug für mich: es iſt doch wahr.

Was Hr. Drollinger in poetiſchen Ueberſetzungen geleiſtet, welche er aber wohl meiſtens nur für freye Ueberſetzungen wird ausgegeben haben, läßt ſich eines Theils aus folgenden ſehen. Die erſte Strophe von der 13. Ode des 2. Buchs der Oden des Horaz heiſt alſo:

Orium diuos rogat in patenti
Prenſus Aegeo, ſimul atra nubes
Condidit lunam, neque certa fulgent
Sidera nautis.

dieſe hat er alſo überſetzt:

Ihr Götter, ſchenkt uns doch die Ruh!
So ruffen die dem Himmel zu,

Die

Die auf der See ein Sturm berücket.
Wenn Cynthie ihr Licht verſteckt,
Und ſchwarzer Dampf den Sternen deckt,
Nach dem der Schiffer ängſtlich blicket.

Über dieſes hat Hr. Drollinger auch allerley aus dem Boileau, de la Motte, Addiſon und Pope überſetzt.

Daß er auch ſeine poetiſche Stärke in lateiniſcher Sprache zeigen können, hat er durch folgendes kurzes Gedicht über das Doctorat Herrn Stadtſchreiber Chriſtens zu Baſel, im Jahr 1719, bewieſen:

Cum ſua diu Themis vileſcere munera dudum
Cerneret, & paucos jam reperire procos;
Non tulit ingratae genitrix faſtidia prolis,
Nec cultum vlterius paſſa iacere ſuum.
Quin ait, ecce meus, qui jam mihi CHRISTIUS adſtat,
Hic erit inuiſi prompta medela mali.
Dixit, & inſolitos circum praecordia motus
Suſcitat, & mentem flectit ad alta Viro.
Ille autem ſubito mutatus munera quaerit,
Quosque diu titulos fugerat, ipſe petit.
Tum vero exultans, jam jam Dea vicimus, inquit,
Atque ſuum repetunt praemia noſtra decus.
Cum Tu, noſter Amor, Doctoris munera poſcis,
Quis jam Doctoris nomina vana putet?

Aus der Unterſchrift unter dieſem Gedichte ſehen wir, daß Hr. Drollinger der Rechte Licentiat ge-

weſen: welches wir in der Gedächtnißrede nicht bemerket gefunden haben.

Wir hoffen nunmehr genug von den Gedichten eines Dichters geſagt zu haben, deſſen hoher Rang unter den deutſchen Dichtern durch keine Urkunden mehr bewieſen zuwerden nöthig hat. Wir wollen nur etwas von dem artigen Briefe deſſelben, an dem Hrn. Prof. Stähelin in Baſel, über die Aurikeln, gedenken. Er giebt darinne ſeinem Freunde von der ſchönen Blüth ſeiner Aurikeln Nachricht, und wirft dabey die Frage auf, woher denn die Aurikeln die ganz beſondere Schönheit und Mannichfaltigkeit der Farben und anderer Zierrathen haben? Er beantwortet dieſe Frage mit einer angenehmen Fabel, welche werth wäre, in die Sprache des Dichter überſetzt zu werden. Sie iſt kürzlich folgendes Inhalts:

„Die Göttinn Hygäa machte ſich einsmals „von ihrem geliebten Epidaurus, in Begleitung „des Aufwärters ihres Vaters, des kleinen Te„lerphorus, welcher in einen grauen Küttel ge„kleidet war, auf, ſich in andern Gegenden nach „geſunden Kräutern umzuſehen. Beyde Rei„ſende kamen endlich auf die ſchweizeriſchen Al„pengebirge und trafen die Flora daſelbſt an. „Die beyden Göttinnen unterredeten ſich von „den Pflanzen dieſer Gegend. Hierbey brach„te Hygäa bey der Flora eine Klage an, daß ſie „die unnützlichſten Pflanzen gemeiniglich am mei„ſten, und die heilſamſten am wenigſten ſchmück-

te

Flora lachte über diese Klage, und sagte,“
osse nichts von Krankheiten und Arzney.“
n. Als sie aber eben einige Blumen von“
n Felsen abpflücken wollte, so ward ihr“
er Arm, welchen sie stets bloß hatte, so“
verletzt, daß das Blut häufig davon her.“
rann. Sie suchte bey Hygäen Hülfe,“
diese nahm eine Hand voll Blätter von“
Aurikeln, und tröpfelte einige Tropfen“
daraus auf die Wunde der Flora. Sie“
auch einige Blätter darüber, und Felek.“
us mußte die Flora mit seiner Kutte be.“
n, weil es auf den frostigen Alpengebirgen“
ziemlich kalt war. Und auf diese Weise“
der Schmerz fast im Augenblicke gestil.“
und die Wunde heilte in wenig Stunden.“
n ertheilte alsbald, aus Danckbarkeit gegen“
Dienst, den ihr die Aurikelblätter geleistet“
n, den Aurikeln alle nur ersinnlichen Far.“
Der königliche Purpur (dieses bis zu En.“
nd Hrn. Drollingers eigene Worte) und“
ehrwürdige violenbraun schimmern noch“
aus ihnen in vollem Glanze. Ein Staats.“
ier findet darauf einen braunen Sammet,“
ein Kriegsmann einen brennenden Schar.“
Schönheiten von funfzehn Jahren kön.“
unter dem angenehmen Rosenroth, dem“
n Himmelblau, dem glänzenden Gelben“
o vielen bunten Farben nach Belieben wäh.“
Einer reizenden Wittwe geben sie die“
ärzeste Farbe zum Trauergewande, und“

„das allercrnſte Waſſe zu einer ſchönen Lein„wand. Auch die mehr betagten Matronen, „welche zuweilen am Fenſtern zu vergnügen „ſind, werden von unſern Blumen niemals „hülflos gelaſſen. Sie zeigen ihnen hunderterley „Arten dunkler und ſittſamer Farben, welchen „aber das geſchicklich eingemiſchte Bunte immer „eine gehelme Anmuth ertheilet. Die unzählba„re Menge verſchiedener Brocade ſind alle nach „dieſen Muſtern verfertiget. Auch ſelbſt das „weiſſe Mehl, womit unſre Schönen ihr Haar „beſtäuben, iſt von den Aurikeln entlehnet. Und, „wie die Flora wohl vorhergeſehen, daß die Phan„taſie der Menſchen unerſchöpflich ſey, ſo hat „ſie auch weislich verordnet, daß immer neue „Gartungen aus dem Samen und der Ver„pflanzung hervorſprieſſen müſſen. Das lächer„lichſte dabey iſt, daß Teles,phorus auch die Far„be ſeines Kürtels darauf haben wollen. Da„her kömmt es, daß unter die vielen Schönen „ſich auch einige graulichte und andere misfärbi„ge mit untermengen.„

Hierauf beſchreibt dieſer andere Ovid auf eine ſehr angenehme Art das Schöne bey den Auriklen. Endlich kömmt er im Ernſte auf die Fra„ge, woher denn die Blumen ihre groſſe Mannichfaltigkeit und Schönheit haben? Er verwirft das Lehrgebäude von der Auswickelung, und gerät auf die Muthmaſſung, ob nicht der Schöpfer vielleicht gewiſſe allgemeine wirkende Weſen verordnet, welche im Reiche der Pflanzen ſo wohl,

ohl, als im Reiche der Thiere, mit einer Frey-
t wirken und ſolche Verſchiedenheit verurſa-
n. Doch, wie Hr. Drollinger ſelbſt dieſem
ufalle nicht viel trauet, alſo wollen wir ihn
ch mit dem Hrn. Spreng nur für einen poe-
chen anſehen. Das allgemein wirkende We-
im Reiche der Pflanzen iſt die Flora, und
ſie iſt ein poetiſches Geſchöpf.

Aus dem Anhange wollen wir, weil wir zum
de eilen müſſen, nur noch des ſchönen Ge-
hts des Hrn. Bodmers auf den Tod des
n. Drollingers gedenken. Wir leſen darinne
gründlichſten Gedanken von dem wahren
ſen der Poeſie in den angenehmſten Aus-
ckungen. Der Anfang des Gedichts iſt fol-
der:

In dieſer finſtern Zeit von ungeheuren Tagen,
Da wenig Dichter ſind, und viel den Namen tragen,
Iſts für ein gütig Herz, das mit Begierde preiſt,
Ein vielgewünſchtes Glück, erſcheint ein munterer Geiſt,
Der ſolche Werke ſchreibt, die wir mit Recht verehren,
Und die den guten Trieb zu loben in uns mehren. ꝛc. ꝛc.

Hallern, Hagedornen, Drollingern und
ſien thut Hr. Bodmer in dieſem Gedichte
Ehre, ſie zu loben. Er ſchließt aber end-
alſo:

Die, und noch mehrere ſtehn an des Tempels (des Lobes), Thor,
Und heben ſchon den Fuß, hinein zu gehn, empor.
Euch wird zu naher Tag die werthen Namen ſagen:
Man hört ſie ſchon die Luft mit ſtillen Flügeln ſchlagen;
Bald aber, wenn ſie itzt, mehr durch Natur, als Fleiß,
Der Nacht entgangen ſind, ſo wird dann, nicht mehr leis,
Der Nachklang ihren Ruhm bis an die Sterne treiben;
Man wird ſie dankervoll in ſolche Werke ſchreiben,
Wo itzt manch groſſer Nam in Erzt gegraben ſteht,
Der a cachiret wird, wo er nicht ſelbſt veracht,
Und willig ſich beſchämt, den Gröſſern Raum zu geben,
Die ausgezeichnet ſind, daß ſie unſterblich leben.

Von Hrn. Drollingers Gedichten überhaupt müſſen wir noch dieſes erinnern, daß, wie uns der Hr. Prof. Sprengin einer Anmerkung berichtet, in denſelben kein einziger Hiatus vorkömmt, auſſer in einer einzigen Stelle, wo er, wegen des in derſelben enthaltenen Gedankens da iſt. Dieſes, und überhaupt die groſſe Reinigkeit der Sprache, des Sylbenmaſſes und der Reime dieſer Gedichte, müſſen wir um deſtomehr bewundern, da Hr. Drollinger in den ſchweizeriſchen Gegenden, wo auch den größten Kunſtrichtern und Dichtern die deutſche Sprache ſo unüberwindlich ſchwer fällt, gebohren und erzogen iſt, ja ſeine ganze Lebenszeit daſelbſt zugebracht hat.

Be-

ſchluß der Ueberſetzung von Popens Verſuche vom Menſchen.

Der vierte Brief.

on der Natur und dem Zuſtande des Menſchen, in Anſehung des Glücks.

Glück! du Zweck und Ziel unſres Lebens! Gut, Vergnügen, Ruhe, Zufriedenheit! oder was ſonſt dem Name iſt; du etwas, welches ein ewi. Seufzen einbläſt; um deſſentwillen wir das en lieben, und beherzt ſind zu ſterben; wel. ſ ſtets, ſo nahe es uns iſt, doch uns zu hoch welches von dem Thoren und von dem Wei. überſehen, und doppelt geſehen wird. Pflan. aus einem himmliſchen Samen! wenn du abgefallen biſt: ſo ſage, welches ſterbliche reich würdigeſt du, darinne zu wachſen? Eröffneſt du etwan die angenehme Blüthe von holden Scheine einiger Höfe? oder biſt du der Tiefe bey den Diamanten in dem flam. den Schachte? biſt du mit in die Lorber. ze des Parnaß eingeflochten? oder wuſt du dem Schlacht-Felde mit dem Schwerdte äbet und eingeerndtet? wo wächſt es? wo hſt es nicht? wenn unſre Mühe vergebens ſo müſſen wir der Pflege, und nicht dem den, die Schuld geben. Das wahre Glück

ist an keinen gewissen Ort gebunden; es wird entweder nirgends, oder überall gefunden. Es ist nirgends zu kaufen, sondern überall umsonst zu haben; es fliehet von den Monarchen, und hält sich, mein St. John, bey dir auf.

Frage die Gelehrten um den Weg desselben: die Gelehrten sind blind. Dieser heißt dem menschlichen Geschlechte dienen, und jener dasselbe lieben. Einige setzen die Glückseligkeit in die Wirksamkeit, einige in die Ruhe; jene nennen es Vergnügen, diese Zufriedenheit. Sagen diejenigen, die das Glück so erklären, mehr oder weniger, als: das Glück ist das Glück? Der eine glaubt, sein Vergnügen bestehe nur in der Abwesenheit des Misvergnügens; ein andrer zweifelt in allem, und noch ein andrer hält selbst die Tugend für eitel.

Geh auf dem Wege der Natur und verlaß den Steg der tollen Meynung. Alle Stände können es erreichen, und alle Köpfe können es fassen. Seine Güter kommen entgegen, sie halten sich an keinem äußersten Ende auf. Man muß nur recht denken und gut wollen. Wir mögen uns über unsern verschiedenen Antheil beklagen, so sehr wir wollen: die allgemeine Zufriedenheit ist so; wie die allgemeine menschliche Vernunft, gleich ausgetheilt.

Besinne dich, Mensch, „die allgemeine Ursache wirkt nicht nach besondern, sondern nach „allgemeinen Gesetzen„ und macht, daß das, was wir mit Recht Glück nennen, nicht in dem

Gute

ute eines einigen, ſondern aller, beſtehet. Es
ebt kein Glück einzelner Perſonen, welches ſich
cht auf einige Weiſe auf das Allgemeine grün-
et und auf daſſelbe ſeine Abſicht hat. Kein
echter Bandit, kein aus Stolz thörichter Ty-
nn, kein Eremit in ſeiner Höle, bleibt mit ſich
llein zufrieden. Welcher die Menſchen noch
ſehr zu fliehen oder zu haſſen vorgiebt, der
icht doch einen Bewunderer, und wünſcht ſich,
inen gewiſſen Freund zu haben. Wenn wir
ns allen dem entziehen, was andre fühlen, und
as andre denken, ſo fällt alles Vergnügen da-
in, und aller Ruhm ſinket. Ein jeder hat ſei-
en Antheil; und wer mehr haben will, wird
inden, daß das Vergnügen die Mühe nicht halb
ezahlet.

Ordnung iſt das groſſe Geſetz des Himmels;
nd wenn dieſes wahr iſt: ſo ſind und müſſen
manche mächtiger, reicher, weiſer ſeyn, als die
ndern: wer aber hieraus den Schluß macht,
aß dieſe glücklicher ſind, der widerſpricht der all-
gemeinen Vernunft. Wir behaupten, daß der
Himmel gegen das menſchliche Geſchlecht unpar-
teyiſch iſt, wenn alle in ihrem Glücke einander
gleich ſind: aber die verſchiedenen Mängel ver-
mehren dieſes Glück; aller Unterſchied der Na-
tur erhält alle Ruhe der Natur. Es kömmt
nicht auf den Stand und die Umſtände an; die
Glückſeligkeit iſt einerley bey dem Unterthan und
bey dem Könige, bey dem, der vertheidigt wird,
und bey dem, welcher vertheidiget, bey dem, wel-

cher ein Freund iſt, und bey dem, welcher einen Freund findet. Der Himmel hauchet durch jedes Glied des Ganzen eine allgemeine Glückſeligkeit, als eine allgemeine Seele. Aber wenn jeder gleich viel von den Gaben des Glücks beſäſſe, und alle einander gleich wären: würden ſie nicht alle ſtreiten? Wenn alſo das Glück für alle Menſchen beſtimmt iſt: ſo konnte GOtt die Zufriedenheit an kein äuſerſtes Ende ſetzen.

Das Glück mag ſeine Gaben verſchiedentlich vertheilen, dieſe mögen glücklich und jene unglücklich genennet werden: des Himmels richtiges Gleichgewicht wird doch allemal erſcheinen, indem jene in Hoffnung, und dieſe in Furcht geſetzt ſind. Die Freude, oder der Fluch ſieht nicht auf das gegenwärtige Gut oder Uebel, ſondern auf das künftige beſſere oder ſchlimmere.

O ihr Söhne der Erden! erkühnt ihr euch noch, Berge auf Berge zuthürmen, und zu den Himmeln zu ſteigen? Der Himmel ſieht die vergebliche Mühe lachend an, und begräbt die thörichten Menſchen unter die Haufen, die ſie aufgeworfen haben.

Wiſſe, alles dasjenige Gut, welches einzelnen Perſonen zu Theil wird, welches GOtt und Natur dem ganzen menſchlichen Geſchlechte beſtimmten, alles Vergnügen des Verſtandes, alle Frölichkeiten der Sinne, liegen in dreyen Worten: Geſundheit, Friede und Nothdurft. Aber die Geſundheit beſtehet allein durch Mäſſigkeit; und der Friede, o Tugend! Der Friede

iſt

ſt gänzlich dein eigen. Der Redliche und der Schalk erhalten die Gaben des Glücks: aber dieſe ſchmecken ſie um deſtoweniger, um wieviel unwürdiger er dieſelbe erhält. Sage, wenn Menſchen nach Nutzen oder Vergnügen ſtreben, welcher wagt am meiſten? Der, welcher falſche, oder der, welcher rechte Mittel ergreift? Trifft das Laſter, oder die Tugend, ſie ſeyn nun beglückt, oder unbeglückt, zuerſt Verachtung oder Mitleiden an? Betrachte alle Vortheile, welche das glückliche Laſter erlanget: es ſind nur diejenigen, welche die Tugend fliehet und verachtet. Und man geſtehe dem Schalke ein Glück zu, was für eins man will: ſo muß ihm doch eines fehlen, nämlich dieſes, daß er für ehrlich gehalten wird.

O wie blind iſt der bey der Wahrheit und bey GOttes ganzer Einrichtung in der Welt, welcher dem Laſter Glückſeligkeit und der Tugend Elend andichtet! Wer da ſieht und glaubt, daß die groſſe Einrichtung die Beſte iſt, der kennt die Glückſeligkeit am beſten, und wird am glückſeligſten ſeyn. Nur Thoren nennen den Tugendhaften, um ſolcher Uebel und Zufälle willen, welche alle betreffen, unglücklich. Sieh, Falkland (*), der tugendhafte und gerecht: Falkland, ſtirbt: Sieh, den GOtt ähnlichen Türenne in den Staub geſtreckt, zu Boden geworfen!

(*) War Staatsſecretar bey Carln I: ein redlicher Mann. Er kam in dem Treffen wider die Rebellen bey Newbury im 33. Jahre ſeines Alters um.

worfen! Sieh, Sidney (*) vergieſſet ſein Blut mitten unter dem martialiſchen Streite! Machte dieſes ihre Tugend, oder die Verachtung des Lebens? Sage, beweinter Digby (**), war es die Tugend, die der Himmel niemanden reichlicher gegeben, als dir, welche dich in die Gruft ſenkte: wenn die Tugend es machte daß der Sohn ſtarb, ſage nur, warum lebt der Vater, der an Jahren und Ehre reich iſt? Warum athmete der fromme Biſchoff in Marſeille (***) reinere Luft, als die Natur krank dahin fiel und ein jeder Wind der Tod war? Oder warum läßt der Himmel dem Armen und mir eine Mutter (****) ſo lange? Wenn anders bey dem Leben eine Länge Statt findet.

Das verurſacht alles phyſikaliſche und moraliſche Uebel? Dort weicht die Natur von ihrem Wege ab, und hier verirret ſich der Wille: GOtt ſchickt das Uebel nicht. Wenn wir es recht verſtehen, ſo iſt entweder ein beſonderes Uebel ein allgemeines Gut, oder der Wechſel läßt

(*) Ein tapferer, kluger, gelehrter und tugendhafter Staats und Kriegsmann in England, im 16. Jahrhunderte.

(**) Des noch lebenden alten Mylord Digby tugendhafter Sohn.

(***) Heinrich Xaver de Belſunce. Als bey der groſſen Peſt zu Marſeille 1720, faſt alle Kloſter ausgeſtorben waren, trug dieſer ſelbſt das Venerabile zu den Kranken herum.

(****) Popens Mutter lebte noch, als Pope dieſes ſchrieb. Sie iſt 1733, im 93. Jahre ihres Alters, geſtorben.

läßt es zu, oder die Natur läßt es auf eine kurze Zeit, oder selten auf den Menschen fallen, bis er es alles tadelt. Wir können über den Himmel deswegen nicht mehr mit Rechte klagen, daß der fromme Abel durch den Cain umgebracht worden, als deswegen, daß ein tugendhafter Sohn elend ist, da ihm sein gottloser Vater die abscheuliche Seuche empflanzte. Glauben wir, daß die ewige Ursache, wie einige schwache Fürsten, aus Gunst gegen ihre Lieblinge, ihre Gesetze umkehret?

Soll der brennende Aetna, wenn es ein Philosoph verlangt, vergessen zu donnern, und seine Feuer zurück ruffen? Sollen, o untadelhafter Bethel! (*) Deine Brust zu erquicken, der Luft oder der See neue Bewegungen eingeprä-get werden? Wenn ein getrennter Berg auf einer Höhe zittert: soll die Schwere aufhören, weil ihr vorbey gehet? Oder soll ein alter Tempel, welcher sich zu seinem Falle neiget, seine hängende Mauer für des Chartres (**) Kopf zurück halten?

Aber diese Welt, welche so gut für Böswichter ist, gefällt uns nicht. Sollen wir eine bessere haben? So laßt sie denn ein Reich der Tugend-

(*) Ein redlicher Privatedelmann in London, von schwacher Leibesbeschaffenheit.

(**) Ein ruchloser Mensch in England; bey dessen Begräbnisse sich der Pöbel empörte, seinen Sarg zerbrach, und den Körper auf den Schindanger werfen wollte.

gendhaften seyn. Aber zuerst erwäget, wie diese Tugendhaften übereinstimmen. Der Tugendhafte muß GOttes besondere Fürsorge verdienen, aber wer, ausser GOtt, kann uns sagen, welche es sind? Der eine denkt, der Geist des Himmels sey auf den Calvin gefallen; ein andrer hält ihn für das Werkzeug der Hölle. Wenn Calvin den Segen oder die Ruthe des Himmels fühlt: so schreyt dieser: Es ist ein GOtt, und jener: Es ist kein GOtt. Was einem Theile Aergerniß gibt, ist dem andern erbaulich. Bey einer einzigen Einrichtung können nicht alle glücklich seyn. Das wahre Beste wird sich auf verschiedene Seiten neigen, und was deine Tugend belohnet, das züchtiget die meinige. „Alles, was ist, das ist gut.„ Es ist wahr, diese Welt war für den Cäsar gemacht, aber auch für den Titus. Und welcher war glücklicher? Sage, war es der, welcher sein Vaterland fesselte, oder der, dessen Tugend seufzete, einen Tag verlohren zu haben?

„Aber zuweilen stirbt die Tugend vor Hunger, indem das Laster voll auf hat.„ Wie nun? Ist die Belohnung der Tugend Brod? Dieses kann das Laster auch verdienen; es ist die Belohnung der Arbeit. Der Lasterhafte verdient es, wenn er das Feld pflüget; der Lasterhafte verdient es, wenn er sich auf die See waget; wo die Thorheit für Tyrannen, oder um den Gewinnst kämpfet. Der Tugendhafte mag schwach und unempfindlich seyn: sein Verlangen

gen ist auch nicht Ueberfluß, sondern Zufriedenheit. Aber gesetzet ihm Reichthum zu: habt ihr so genug verlanget? „Nein. Soll dem Tugendhaften Gesundheit mangeln? Soll dem „Tugendhaften Macht mangeln?„ Gesetzt ihm auch Gesundheit, und Macht, und alle irdischen Güter zu. „Warum ist seine Macht eingeschränkt? Warum ist er ein Unterthan?“ Warum ist er kein König? Ja, warum sind ihm“ äuserliche und nicht innerliche Güter, gegeben?“ Warum ist der Mensch nicht ein GOtt, und“ die Erde ein Himmel?„ Wer so fragt und urtheilet, wird kaum begreifen, daß GOtt genug giebt, so lange er noch mehr zu geben hat. Unendlich ist die Macht; unendlich war das Verlangen. Sage, in welchem Theile der Natur wird es stille stehen?

Was nichts irdisches giebt und zerstören kann, die stille Heiterkeit der Seele, und die innere Freude des Herzens, sind der Tugend Preiß. Wollt ihr einen bessern bestimmen? So gebt denn der Demuth eine Kutsche mit sechs Pferden, der Gerechtigkeit das Schwert eines Weltbezwingers, der Wahrheit einen Priesterrock, dem Patrioten seine grosse Sorge, eine Krone; Belohnungen, welche entweder der Tugend kein Vergnügen zuwege bringen; oder zerstören würden. Wie oft sind durch diese die Tugenden eines der im 21. Jahre ein Heiliger war, Heiligen in einem Alter von sechzig Jahren umgekehret worden!

Können Reichthümer einem andern, als einem Tugendhaften, seine eigne Zufriedenheit und anderer Vertrauen bringen? Richter und Senate sind für Gold gekauft worden; Hochachtung und Liebe sind niemals feil gewesen. O Thor! daß du denkest, GOtt, hasse ein rechtschaffnes Gemüth, das die Menschen liebt und von ihnen geliebt wird, dessen Leben gesund und dessen Gewissen rein ist, weil ihm tausend Pfund jährliche Einkünfte fehlen!

Ehre und Schande entspringen aus keinem Stande. Thu das dienige recht; hierinne liegt alle Ehre. Das Glück hat unter dem Menschen einen kleinen Unterschied gemacht. Der eine stutzt in Lumpen, der andere brüstet sich in Brocade. Der Schuster prangt mit dem Schurzfelle, und der Priester mit dem Priesterrocke. Der Mönch mit der Capuse, und der Monarch mit der Krone. „Du schreyst: was ist denn „mehr unterschieden, als eine Krone und eine „Capuse?„ Ich will dir es sagen, mein Freund: Ein Weiser und ein Thor. Du wirst dieses also befinden, wenn einmal der Monarch einen Mönch spielet, oder wenn der Priester wird betrunken seyn, wie ein Schuster. Der innere Werth macht den ehrlichen Mann, und der Mangel desselben den liederlichen Geselle; das übrige alles ist nichts, als Leder und Priesterrock.

Mit Titeln überhefftet und um den ganzen Leib herum mit Bändern behangen zu seyn, dieses

ses kannst du durch Könige oder durch Huren der Könige erhalten. Dein gerühmtes Blut mag tausend Jahre von Lucretien zu Lucretien geflossen seyn: doch wenn du deinen Werth nach dem Werthe deiner Väter schätzest, so zähle mir nur diese allein, welche tugendhaft und groß waren. Geh! wenn dein altes, aber unedles Blut, auch gleich seit der Sündfluth, stets durch Nichtswürdige geflossen ist, so geh, und sage, dein Geschlecht sey neu, und gestieh es nicht, daß deine Väter so lange Narren gewesen sind. Was kann Thoren, oder Sklaven, oder niederträchtige Seelen adeln? O! das ganze Blut aller Howarde (*) kann es nicht.

Betrachte ferner die Grösse; sage, wo ist die Grösse? „Wo? bloß unter den Helden und“ unter den Weisen.„ Die Helden sind meistens einerley; ihre Absichten stimmten überein, von dem macedonischen Rasenden an, bis zu dem s***. Ihr ganzer bewundernswürdiger Endzweck war, einen Feind des ganzen menschlichen Geschlechts zufinden oder sich alle Menschen zu Feinden zu machen. Keiner sieht hinter sich; sie gehen nur vorwärts, und sehen niemals weiter vor sich hin, als ihre Nase ist. Nicht besser ist der Staatsmann, als schlau, bedächtig und von wachsamen Augen. Er fängt die Menschen in ihrer Unachtsamkeit bey unbewachten

(*) Ist eins der größten und vornemsten Häuser in England.

Stunden, nicht, weil er ſelbſt weiſe, ſond
bloß, weil andere ſchwach ſind. Aber geſ
daß jene Länder gewinnen und dieſe betrü
können: ſo iſt es ein abgeſchmackter Ausdr
einen Schelm groß zu nennen. Wer böß
gelehrt und thöricht tapfer iſt, iſt nur ein grö
rer Narr, ein gröſſerer Schalk. Wer
Abſichten durch edle Mittel erreicht, und w
es ihm fehl ſchlägt, auch verwieſen oder im
ten lacht, der mag, wie der tugendhafte Au
regieren, oder, wie Sokrates, ſterben; ein
cher Menſch iſt wirklich groß.

Was iſt der Ruhm? Dieſes eingebildete
ben in anderer Odem; ein Ding, welches
nichts angeht, auch vor unſerm Tode. Du
nur das, was du höreſt, und wovon du ni
weiſt, das gehört, mein Lord, ſo wohl dem
lius, als dir. Alles, was wir davon füh
fängt in dem engen Kreiſe unſrer Feinde
Freunde an, und endiget ſich auch darin
auſſer dieſen iſt ein lebender Eugen ſo wohl,
ein todter Cäſar vor allen ſo viel, als ein le
Schatten; es iſt einerley, wenn oder wo ſie
glänzet haben oder noch glänzen? ob am Ri
con oder am Rheine? Der Witz iſt eine Fe
und der Feldherr eine Ruthe. Ein ehrli
Mann iſt GOttes edelſtes Werk. Die Na
rede kann nur den Namen eines Böſewic
vor dem Tode bewahren; ſo, wie das Geri
ſeinen Körper nicht begraben läßt, da das, n
ches beſſer wäre, der Vergeſſenheit zu übergeb

in der Höhe hängt, die halbe Welt zu vergiften. Aller Ruhm ist ausser uns; ausgenommen der, welcher aus wahrem Verdienste entspringet, der andre schwärmt um den Kopf herum, kömmt aber nicht zu dem Herzen. Eine Stunde voll Selbstzufriedenheit überwiegt ganze Jahre dummer Bewunderungen und lauter Vivate; und der vertriebene Marcellus fühlt mehr wahres Vergnügen, als Cäsar, wenn ihn der Senat begleitet.

Was hat ein hoher Geist besonderes voraus? Sage (denn du kannst es sagen) was heist Weise seyn? Es heißt nichts, als wissen, wie wenig man wissen kann, die Fehler aller andern sehen, und seine eignen fühlen, zu Geschäften und Künsten verdammt seyn und ohne Gehülfen und ohne Richter arbeiten. Die Wahrheit willst du zeigen, oder ein sinkend Land erhalten? Alle fürchten sich, niemand hilft dir, und wenige verstehen es. Elender Vorzug! bey welchem du dich über die Schwachheit des Lebens und über seine Ergetzungen erhoben siehst.

So fasse denn diese Vergnügungen zusammen, berechne es genau, und sieh, was heraus kömmt? wieviel eine jede dir allemal andere kostet? wie oft eine jede um einer andern Willen gänzlich verlohren gegangen ist? wie wenig grössere Güter mit diesen bestehen können? wie zuweilen das Leben, und allezeit die Gemüthsruhe ist ausgesetzet worden? Bedenke, und, wenn deine Begierde diese Dinge dennoch

lobet, sage, wolltest du wohl derjenige seyn, welchem sie zufallen? Wenn du so einfältig bist, nach Ritterbändern zu seufzen, so sieh, wie schön sie den Lord Umbra und den Herrn Billy zieren. Ist ein gelber Koth das Vergnügen deines Lebens? Betrachte den Gripus, oder des Gripus Weib. Reizt dich ein hoher Gast, so bedenke, wie berühmt Baco war, der weiseste, der vornehmste, der geringste unter den Menschen. Oder entzückt dich das Säuseln des Nachruhms, so sieh Cromwellen an, welcher zu einem ewigen Namen verdammt ist! begehret dein Ehrgeiz alles dieses zusammen, so lerne aus der alten Geschichte dieses alles verachten. Da sieh an dem Reichen, Gelehrten, Berühmten und Grossen die ganze falsche Leiter des Glücks. Wer in dem Herzen der Könige oder in den Armen der Königinnen lag, jene (welch ein Glück!) zu stürzen, diese zu betrügen, bey diesen merke, mit was für schändlichen Schritten ihre Ehre wuchs, so, wie das stolze Venedig aus Schlamm und Meergrase entstund. Merke, wie bey iedem Laster und Grösse gleich stark zunahmen, und wie bey jedem, was den Held erhebt, den ehrlichen Mann erniedrigt. Betrachte ferner Europens Lorbern an ihrer Stirne, welche aber mit Blute besprützt oder unglücklich für Gold ausgewechselt sind. Alsdann sieh, wie sie vor Arbeit entkräftet, oder in Wollust gesunken, oder um geplünderter Provinzen willen unehrlich worden sind. O unglückseliger Reich-

thum,

um, welchen niemals irgend eine Wirkung des
erüchtes berühmt zu ſeyn lehrte, oder vor der
chande heiligte! was für eine gröſſere Glück-
igkeit erwartet das Ende ihres Lebens? Ein
rriger Liebling, oder ein gebiethertſches Weib
erfällt ihre geſpannten Ehrenbogen, ihre be-
mten Säle; und ſtören ihren Schlummer
dem prächtigen Schatten. O! laß dich ih-
Mittagsſtral nicht blenden. Rechne den
orgen und den Abend auch mit zum Tage. Aller
erſtaunliche Ruhm, läuft auf ein Mährchen
aus, welches ihre Ehre mit ihrer Schande
miſchet.

So erkenne denn dieſe Wahrheit: (genug zu
en für den Menſchen!) die Tugend allein
die Glückſeligkeit auf Erden; der einzige
ct, wo das menſchliche Vergnügen ſtill ſteht
das Gut ſchmecket, ohne in ein Uebel zu
n; wo allein das Verdienſt einen beſtändi-
Lohn empfängt, und wo man durch das,
es nimmt, und durch das, was es giebet,
ſelig iſt: wo ſie eine Freude, die ihres glei-
nicht hat, empfindet, wenn ſie ihren End-
, erreicht, und wenn ſie ihn nicht erreicht,
Qual empfindet; wo ſie niemals des Gu-
berdrüßig wird, ob ſie gleich ſtets glückſe-
, und wo ſie das Gute nur deſtomehr er-
jemehr ſie Mangel leidet. Das freudig-
chen eines unempfindlichen Thoren verdie-
eit weniger, als ſelbſt die Thränen der Tu-
Sie iſt ein Gut, welches von jedem Ge-

genſtande, von jedem Orte erlanget wird; ſie wird ſtets geübet, und doch niemals ermüdet. Sie erhebet ſich niemals, wenn ein Menſch unterdrücket wird; ſie fällt niemals dahin, wenn ein anderer glücklich iſt. Bey ihr ſind keine Mängel und keine Wünſche: denn mehr Tugend nur wünſchen, iſt ſo viel, als mehrere erlangen.

Sieh, dieſes iſt allein diejenige Glückſeligkeit, welche der Himmel ſich über alles konnte erſtrecken laſſen, welche, wer nur fühlt, ſchmecken, und wer nur denkt, erkennen kann. Doch muß es der Laſterhafte, arm bey dem Glücke, und blind bey der Gelehrſamkeit, entbehren; aber der Tugendhafte wird es ohne Unterricht finden; denn er iſt kein Sklav von irgend einer Secte, er geht keinen eignen Weg, ſondern ſieht durch die Natur hinauf zu dem GOtte der Natur; er verfolget dieſe Kette, welche die ewige Abſicht, welche Himmel und Erde, Sterbliches und Göttliches verbindet; er ſieht, daß kein Weſen einige Glückſeligkeit kennen kann, ohne einige über und einige unter ſich zu haben, er lernet aus dieſer Vereinigung des entſtehenden Ganzen den erſten und den letzten Zweck der menſchlichen Seele, und weis, wo Glaube, Beſtes und Sittenlehre entſprungen ſind, und daß aller ihr Endzweck die Liebe GOttes und die Liebe des Menſchen iſt.

Ihn allein führet die Hoffnung Schritt vor Schritt, und öffnet ſtets, und öffnet ſeine See-

le,

bis sie, durch den Glauben gestärket und un-
grenzt, das Vergnügen rege macht, welches
ganze Gemüth erfüllet. Er siehet, warum
Natur in den Menschen allein die Hoffnung
r erkannten Glückseligkeit und den Glauben
eine unerkannte Glückseligkeit pflanzet? Die
tur deren Aussprüche keinem andern Ge-
echte ohne Nutzen gegeben sind; sondern
s sie suchen, das finden sie. Das Geschenk
vortrefflich. Sie verbindet in denselben sei-
größte Tugend mit seiner größten Glückselig-
; sie verbindet den weitläuftigen Anblick sei-
eignen Glückseligkeit, und den stärksten Be-
gungsgrund, den andern zu dienen.

Es macht also die Selbstliebe, wenn sie bis
der gesellschaftlichen, bis zu der göttlichen ge-
eben wird, daß deines Nächsten Glück das
ne ist. Ist dieses zu wenig für dein uneinge-
ränktes Gemüth: so erstrecke es weiter, und
deine Feinde Theil dran haben. Bringe
e Welten der Vernunft, des Lebens und der
mpfindung in ein verschlossen Gebäude von
ütigkeit zusammen. Je gütiger, je glückse-
er in einem jeden Grade. Ein hoher Grad
r Glückseligkeit ist nichts anders, als ein ho-
r Grad der Liebe.

GOtt liebte vom Ganzen zu den Theilen:
er die menschliche Seele muß von dem Ein-
lnen zu dem Ganzen hinaufsteigen. Bloß die
Selbstliebe erhält ein edles Gemüth in der Wach-
mkeit. Wie ein kleiner Stein einen stillen

Teich in Bewegung bringt, da, wenn der Mittelpunct beweget worden, ein enger Zirkel drauf folget, und wieder ein anderer, und noch ein anderer sich ausbreitet, so wird es erst Freund, Anverwandte und Nachbar umfassen, alsdann sein Vaterland, und dann das ganze menschliche Geschlecht. Das, wessen das Herz übergehet, breitet sich stets aus und nimmt ein jedes Geschöpf, von einer jeden Gattung, immer mehr und mehr ein. Die durch eine unumschränckte Güte beglückseligte Erde lächelt um einen solchen herum, und der Himmel betrachtet sein Ebenbild in dessen Brust.

Komm denn, mein Freund! mein Genius, komm mit, Herr des Dichters und des Gesanges! und lehre mich, da die Muse zu der Menschen niedern Leidenschaften, oder ihren ruhmvollen Endzwecken, bald erniedriget, bald hinaufsteiget, gleich dir, bey den mannichfaltigen Umständen in der Natur, mit Ansehen fallen, und mit Mäßigung steigen, daß ich durch deinen Umgang geschickt werde, mich glücklich vom Traurigen zum Frölichen, vom Muntern zum Ernsthaften zu lenken, daß ich regelmäßig wirke, ungezwungen beredt, aufmerksam zum Urtheilen und fein zum Ergetzen sey. O sage! soll, indem dein ausgebreiteter Name mit dem Strome der Zeit fliesset und allen ihren Ruhm sammlet, soll denn auch meine kleine Barke ämsig segeln, den Triumph verfolgen und an dem Winde Theil nehmen? Wenn Staatsmänner,

Hel-

Helden und Könige, deren Söhne ſich ſchämen werden, daß ihre Väter deine Feinde geweſen ſind, im Staube liegen werden, ſollen denn dieſe Verſe von der Nachwelt zu glauben verlangen, daß du mein Führer, Philoſoph und Freund geweſen biſt? daß ich, auf deinen Antrieb, die Kunſt des Wohlklangs von Tönen zu Sachen, von der Phantaſie zum Herzen gelenket, anſtatt des falſchen Spiegels des Witzes, das Licht der Natur in die Höhe gehalten und dem irrenden Stolze gezeigt habe, daß alles, was iſt, gut iſt; daß Vernunft und Leidenſchaft zu einer gemeinſchaftlichen groſſen Kette gehören; daß die wahre Selbſtliebe und die geſellſchaftliche Liebe einerley ſind; daß die Tugend allein unſere Glückſeligkeit hier auf der Welt ausmacht, und daß alles unſer Wiſſen iſt, uns ſelbſt zu kennen. (*)

Ende des ganzen Gedichts.

(*) Popens Verſuch vom Menſchen iſt ein viel zu vortreffliches und zugleich lehrreiches und erbauliches Gedicht, als daß es ein Deutſcher, welcher es mit ſeinen Landsleuten redlich meynet, denſelben in ſeine Mutterſprache es getreu überſetzt zu liefern ſich nicht alle Mühe geben ſollte. Es kann gleich viel ſeyn, ob es in Verſen oder in Proſe die deutſchen Leſer unterrichtet und erbauet. Wir haben es, in Verſen getreu und mit dem Originale gleich ſchön zu liefern für ein für unſre Kräfte unüberwindliches Werk gehalten.

Beantwortung der Critik, über Thyrsis und Damons freundschaftliche Lieder, welche in dem 200ten Stück des hamburgischen Correspondentens von Jahr 1745. anzutreffen ist; verfasset von Damon und seinem Freunde.

Frankfurt und Leipzig 1746. 2¼ B. in 8.

Diese Blätter verdienen nichts weniger als von uns recensiret zu werden. Es ist dieses auch unsre Absicht im geringsten nicht; sondern wir sind nur Willens, uns gegen einige nachtheilige Beschuldigungen, und zum Theil wirkliche Schmähungen zu vertheidigen. Hat es der Verfasser dieser Beantwortung, wie billig, für seine Pflicht gehalten, die Ehre seines verstorbenen Freundes zu retten, so wird er es auch uns nicht verargen können, wenn wir den Ungrund seiner Beschuldigungen in möglichste Deutlichkeit zu setzen uns bemühen.

Die

ten, und daher diesen Schatz von Schönheiten und wichtigen Lehren, lieber getreu in Prose liefern, als unsere Landsleute des grossen Nutzens, den sie aus einer getreuen Uebersetzung schöpfen können, länger beraubet wissen wollen.

Die Gelegenheit zu dem Ausbruche ſeines Eifers über uns hat ihm das Schreiben eines Ungenannten in den hamburgiſchen Correſpondenten gegeben, worinne derſelbe gegen ihn behauptet, und unſrer Meynung nach, hinlänglich bewieſen hat, daß uns der ſel. Hr. Conrector Pyra nicht niedergeſchlagen. Wir wollen die Punkte, die wider uns ſind, nach einander kürzlich beantworten.

Auf der 14. Seite giebt der Beantworter vor, die Gegner des Seligen, (worunter er uns meynet) hätten, gegen alle Vernunft, gegen alles Kriegsrecht in der gelehrten Welt, gegen alle Billigkeit gehandelt. Sie hätten die Sachen des ſeligen Hrn. Pyra unberührt gelaſſen, und durch elende Poſſen und Kindereyen ſeine Perſon geſucht lächerlich zu machen. Wir brauchen nichts, als uns auf unſer Schreiben an dem ſel. Hrn. Pyra, und auf die Recenſion ſeiner unſichtbaren Geſellſchaft, im 4ten Stück der Bemühungen zu beruffen, um zu zeigen, daß wir wirklich die Sachen deſſelben, und zwar mit Gründen, angetaſtet. Daß Perſonalien in ſelbigem Schreiben mit vorkommen, können wir nicht leugnen. Aber hatte dieſes Hr. Pyra nicht in ſeinem Erweiſe durch gleiches Verfahren, an uns erholet? Dem ungeachtet bekennen wir aufrichtig, daß wir in dieſem Puncte viel gelinder verfahren würden, wenn wir dieſes Schreiben itzo abfaſſen ſollten.

Auf

Auf der folgenden Seite wird sehr übere
und niederträchtig von uns gesprochen, w
ches von vernünftigen Menschen keine Antwo
verdienet. Man nennet uns Personen vo
schlechter Gemüths- und Vernunftbesch
fenheit, ohne solches im geringsten zu bew
sen. Sind das nicht Schmähungen? D
Verfasser drohet uns mit schweren Züchtigu
gen, wenn wir ihm, wie dem Hrn. Pyra, b
gegnen sollten. Wir versichern ihm aber, d
wir alle seine Züchtigungen mit noch weit sch
rern Gegenzüchtigungen zu erwiedern im Stan
de seyn würden, wenn es uns einmal gefalle
sollte, seine Furcht in Erfüllung gehen zu lassen.

Der Anfang der 16ten Seite veranlasset un
eine kleine Ausschweifung zu machen. D
Gegner sagt daselbst: Etwas gründliches z
sagen sind die Bemüher so wenig im Stan
de, als es jemals ein Vernünftiger vo
ihnen erwartet hat. Kein Vernünftiger er
wartet also, nach seinen Gedanken, von un
daß wir etwas vernünftiges sagen können, un
wer es von uns erwartet, der ist also unvernün
tig. Monsieur Damon, der so wahre und zärt
liche Freund des sel. Hrn. Pyra, welcher ih
auch nach seinen Tode wider alle Schmähun
gen vertheidigen will, schmähet ihn daher selbst
indem er ihn wider Schmähungen vertheidige
will. Denn Hr: Pyra lobte in einem Schrei
ben an uns unsre Gedanken über das homeri
sche Schild. Er hat also geglaubt, daß sie ver
nünftig

nünftig wären; denn was unvernünftiges wird er doch nicht gelobet haben. Wer nun aber glaubt, daß wir was vernünftiges schreiben können, der erwartet auch was vernünftiges von uns; ein solcher aber ist, nach Damons Ausspruche, unvernünftig. Also sagt er offenbar, daß Hr. Pyra unvernünftig gewesen. Welch eine Schmähung gegen einen Verstorbenen von so grossen Verdiensten! und, was das abscheulichste ist, aus der Feder seines wahren und zärtlichst geliebten Freundes! Doch vielleicht leugnet der Schmäher des wirklich vernünftig gewesenen Hrn. Pyra den Untersatz unsrer Schlußrede. Diesen zu beweisen sehen wir uns, wider unsern sonst gefaßten Vorsatz genöthiget, das ganze Schreiben des Hrn. Pyra allhier einzurücken. Der Titel ist folgender: An die Herren Hrn. Verfasser der Bemühungen zur Aufnahme der Critik. Bei Herrn Hemmerde zu bestellen, in Halle. Das Schreiben selbst aber lautet also:

Meine Herren.

Ich sehe; Sie sind schon wieder fertig. Es ist gut. Wer kans ihnen wehren. Ich will es nicht thun. Damit sie aber sich nicht mehr Unwahrheiten, die ganz Berlin dafür mit Lachen erkennet, aufbinden lassen,

laſſen, und die Welt damit beläſtigen: zu deren Dinſt ich gerne alles beitragen möchte; So bitte ſie nicht mehr ſich an Jhren *Correſpondenten* allhier zu halten; Denn er muß mich nicht einmal von Perſon kennen; Sondern wo ſie ja Perſonalien nötig haben; ſo fordern Sie ſie nur getroſt von mir ſelbſt; ich will Jhnen auch meine Fehler aufrichtig bekennen. Jch kan es. Daß ich nicht mißtrauiſch bin, iſt mir keine Schande. *Addiſſon* hälts für das Zeichen eines groſſen Geiſts. Was iſt aber das für eine Seele, die ſich offentlich Jhrer Verrätherei rühmt. Aufrichtig meine Herrn! Wären alle Jhre Bemühungen wie die Betrachtung über den Schild Homers; ſo wäre ich auch von ihren Schriften, wie beſtändig von ihren Perſonen

ein

ergebner Freund

der Verf. d. Erweiſes.

Unsrem Gegner zu beweisen, daß dieser Brief wirklich von dem Hrn. Pyra eigenhändig geschrieben sey, sind wir erböthig, ihm denselben gegen seine Parole, (in welche wir kein Mistrauen setzen wollen) selbigen mit der ersten Gelegenheit unsrem Verleger wieder unverletzt zuzustellen, zuzuschicken; da er denn sogleich die Hand und das Petschier des Hrn. Pyra erkennen wird. Doch wir zweifeln nicht, daß er so viel kunstrichterliche Einsicht besitzen wird, dem Verfasser des Beweises aus der Schreibart mit eben der Ueberzeugung zu erkennen, als er ihn aus der Hand erkennen würde. Wir trauen ihm hierinne mehr zu, als wir von gewissen eingebildeten Kunstrichtern aller Kunstrichter erfahren, welche selbst die Schreibart ihrer viel Jahre gewesenen Schüler so wenig kennen, daß sie ihnen Schriften aufbürden, deren Schreibart der unerfahrenste kritische Lehrling von der Schreibart derselben unterscheiden kann.

Noch auf der 16ten Seite will Damon mit aller Gewalt aus dem Schreiben des Ungenannten erzwingen, daß wir über den sel. Hrn. Pyra lachten, daß er sich zu tode geärgert. So viel wir sehen, so hat der Ungenannte nur vorausgesetzt, daß es wahr sey, was Damon von uns sagt:

Sie krümmen sich in Staub, und lästern,

und, wofern dieses wahr wäre, wir nur deswegen

gen lachten, weil sich Hr. Pyra über uns zu
de geärgert. Wir können nicht leugnen,
es lächerlich ist, wenn sich einer über Geg
welche er so verächtlich hält, zu tode ärgert,
wir können also die Worte des Ungenan
nicht übel auslegen. Aber daß wir über
Tod des Hrn. Pyra wirklich lachten, d
kann uns nur ein vorsätzlicher Verleumder
schuldigen. Man sehe nur unsre Bemühu
in denjenigen Aufsätzen an, wo wir des H
Pyra nach seinem Tode gedacht haben, so
ben wir vor der ganzen unparteyischen Welt
rechtfertiget seyn. Und zu beweisen, daß
auch ausser dem keinen Muthwillen über
Tod unsres heftigsten Gegners getrieben ha
beruffen wir uns so lange auf das Zeugniß
derer, die uns kennen, bis man uns das Ge
theil beweiset. Wir versichern auch hie
nochmals vor den Augen der Welt, daß
niemals aufhören werden, die wirklichen V
dienste des Hrn. Pyra zu verehren und se
frühen Tod zu bedauern; trotz der unendlic
Rachsucht derjenigen, welche uns, dieser Bil
keit wegen, in das Gesicht verspottet, und
sel. Hrn. Pyra wirklich nach seinem Tode öff
lich gelästert haben! Wir wollen die Nam
dieser nur allzubekannten Leute noch so lange
uns behalten, bis uns ihre Raserey Dinge
entdecken nöthigen wird, vor welchen sich
Vernunft und ehrliebende Welt entsetzen wi
Doch unser Gegner ist itzo Damon, und
de

dem, was wir gesagt haben, folgt; daß er uns geschmähet hat, wogegen wir uns nothwendig haben vertheidigen müssen.

Wir kommen nun auf die ärgste und uns empfindlichste Schmähung, welche auf der 17ten Seite in folgenden Worten enthalten ist: daß sie (die Bemüher) aber lästern, in diesem Staube, solches zeiget die Schandschrift, das volleingeschenckte Tintefäßl. Damon giebt uns hier, mit der größten Zuversichtlichkeit auf die Gewißheit seines Vorgebens, für Verfasser oder Mitverfasser des Tintefäßls aus. Mit was für einem boshaften Vorsatze, uns zu schmähen, und mit was für Ungrunde dieses geschehen sey, muß ihm sein Gewissen, vor dessen Richterstuhl wir ihn hiermit fordern, am besten sagen können. Wir, unsres Orts, bekennen vor den Augen des allwissenden Richters aller Verleumderer und Lästerer, daß wir von dem ganzen Unternehmen der vernunft- und ehrvergessenen Verfasser und Herausgeber dieser von dem Damon billig so genannten Schandschrift, kein Wort gewußt haben, bis sie, da sie schon gedruckt war, uns ungefähr in die Hände gerieth. Unsre Unschuld klärer darzuthun, könnten wir alle Verfasser derselben, mit zuverläßiger Gewißheit, nennen; indem wir solche aus dem Munde desjenigen haben, welcher das meiste davon verfertiget hat: aber wir wollen so noch schweigen, bis unsre Ehre ein harte Geständniß unumgänglich erfordern wird. Es ist,

uns ohnedieß Leid, daß wir schon so weit mit de
Sprache haben herausrücken müssen. Aber we
kann von uns verlangen, daß wir aus unzeiti
ger Gefälligkeit und Erkenntlichkeit gegen ein
ge Verdienste, vor der ganzen vernünftige
Welt zum Abscheu werden sollen? So viel ha
ben wir, in Ansehung des Tintefäßls, gegen d
Schmähung unsres Gegners, zu unsrer Ver
theidigung, für diesesmal sagen wollen. Vie
leicht könnten wir mit mehrerer Gewißheit de
Verfasser der sehr kalten Satire von den Ver
diensten des Hrn. Prof. Gottscheds nenne
wenn wir eben so rachgierig als bedächtig w
ren.

Wir haben nun zur Genüge gezeigt, daß d
Ungenannte Recht hat, wenn er sagt, daß D
mon Schmähungen auf lebende in die L
beserhebungen eines todten Freundes ei
geflochten. Wir haben aber nicht Schm
hungen mit Schmähungen vergolten, sonde
nur bewiesen, daß seine Beschuldigungen Schm
hungen sind; und dadurch haben wir noch ni
einmal einen schändlichen Lästerer bestra
wie er es verdienet hat, sondern nur der v
nünftigen Welt zu entscheiden gegeben, we
einer Strafe er würdig ist. Doch damit u
sern Lesern unsre Sanftmuth nicht allzu gezwu
gen und verdächtig vorkomme, so soll unsre ge
ze Rache darinne bestehen, daß wir ihnen e
decken, daß Damon ein Verächter der halle
schen Muse ist. Vielleicht beweisen wir die
nu

noch einmal mit einem Auszuge aus einem Briefe deſſelben an uns, deſſen wir ſchon im 9ten Stücke der Bemühungen gedacht haben. Er bekunſtrichtert darinne den von ihm ſogenannten halleriſchen Morgenſegen auf die niederträchtigſte und elendeſte Art von der Welt, und verlangt mit rechtem Ungeſtüm von uns, dieſe kritiſche Misgeburt in unſrer Schrift mit bekannt zu machen. Kann wohl ein geſchworner Schweizerianer zugleich ein Antihallerianer ſeyn?

Uebrigens befinden wir nicht für nöthig, etwas mehr von dieſer Beantwortung und den angehängten Schreiben zu ſagen, weil ſchon genug davon in dem hamb. Correſpondenten von dem Ungenannten geſagt worden. Und wenn Damon noch zehn Folianten ungereimte Pſalmen Davids herausgäbe, ſo würde er doch wenigſtens durch ſein Exempel, nicht alle Zuneigung zu den Reimen aus unſerm Herzen ausrotten. Es braucht uns niemand die längſt alt gewordne und offenbare Wahrheit, daß die Reime nicht zum Weſen der Dichtkunſt gehören, in ganzen Abhandlungen vorzukäuen. Auch die Erzgottſchedianer erkennen dieſelbe. Pedantiſche Grillen aber werden niemals einige Gewalt über unſre Ueberzeugung bekommen.

Schreiben an die Verfaſſer.

Meine Herren,

Tauvillon iſt noch immer ein witziger Kopf. Sie werden vielleicht hieran gezweifelt haben, weil er ſeit ſo langer Zeit die Deutſchen keine Dummköpfe geheiſſen. Aber beygelegte Gedichte, welche er verwichnen Sommer allhier drucken laſſen, ſind ſtatt alles Gegenbeweiſes. Wenden Sie mir nicht ein, daß ein paar Gelegenheitsgedichte keinen witzigen Kopf machen; daß das eine kalt, matt, mager und gezwungen, der Einfall in dem andern aber abgedroſchen und ſchlecht ausgeführet iſt, und daß es in beyden an üblen Ausdrückungen und falſchen Gedanken nicht fehlt. Nur etwas anzuführen, ſo legt er GOtt die Dragonermäßigen Worte in den Mund: *il ſe pendra de rage.* Hier iſt dem Dichter ſein ehmaliger Stand eingefallen. Nach eben demſelben ſchmeckt, der Ausruff des verzehrten Adams: *Ah! ſi ma force &c.* Sein Beweis, daß die Mademoiſelle Dufour ſchöner iſt, als Eva, iſt dieſer: *je ſoutiens.* Was ſollte auch ein witziger Kopf für einen andern und artigern Beweis

er-

rſinnen können? Wie galant iſt endlich nicht
er Schluß des Gedichts an die Braut: *Am-*
s gardez Vous &c. Wie artig und verblümt hat
r hier nicht dem neuen Paare geſagt, daß ſie
nander nicht Hörner aufſetzen ſollen! und zwar
ey dem Entzückungen ihrer neuen Glut,
o es gewiß am wenigſten zu befürchten iſt. Al-
er dieſer und mehrerer dergleichen Fehler unge-
chtet ſind doch dieſe beyden Hochzeitſtückchen ein
Beweis, daß Mauvillon noch ein witziger Kopf
l. Denn es ſind Verſe, und wer Verſe macht,
er iſt ein witziger Kopf. Dieſes habe ich Ih-
en, zu dem franzöſiſchen Witze und Mauvillo-
en zu Ehren, melden wollen, der ich übrigens
in,

Meine Herren,

Dero

Leipzig,
n 27. Oct. 1746.

gehorſamſter Diener
la Fleur.

Epithalame

A Monſieur Vidal.

Quand l' Eternel fit l' homme a ſon image.
Il fut, dit-on, content de ſon ouvrage;
Mais auſſitot faiſant reflexion;
Laiſſerons nous, dit-il, ce perſonage
Seul en ces lieux n' ayant pour compagnon,
Pour tout plaiſir, enfin pour tout potage
Ce vieux hibou de ſiniſtre preſage.

Bientôt l' ennui deviendra ſon partage
Et puis qui ſait? il ſe pendra de rage,
Le deſeſpoir étouſe la raiſon.
L' homme n' eſt fait pour un tel hermitage.
Ca pourſuit-il, endormons ce mignon;
Et donnons lui, sans tarder davantage,
Une Compagne auſſi belle que Sage.

Ainſi

nſi fut fait le prémier mariage.
ſon réveil, Adam vit un tendron,
ux cheveux bruns, et de gentil corſage;
ant il l' aima, qu' il s' écria, dit-on,
h! ſi ma force égaloit mon courage,
sne voudrois finir ce badinage.

Envoi.

r ce tendron coûtoit un Aloyau
u payvre Adam, à ce que dit l' hiſtoire.
uelque Cenſeur me répondra; tout beau!
Auteur Sacré, ſi j'ai bonne mémoire,
it une côte. Et bien ſoit j'y conſens:
: pour ſi peu faire un procès aux gens,
ela n' eſt pas à mon gré fort honnête.
u' il diſe donc ou côte, ou côtelette:
oi je ſoutiens que l' animable ſuzette
t un morceau plus gentil, plus friand,
us velouté. plus doux, plus ragoûtant

Que Madame Eve, et toute ſa ſequelle,
Et ne vis onc plus gentille pucelle;
D' où je conclus, par forme d' argument,
Que Sir Vidal eſt plus heureux qu' Adam.

Epithalame
A Mdlle Dufour.

Graces amours, celebrez ce grand jours,
Rendez hommage à votre Souveraine,
Voyez vous pas la charmante Dufour?
Accourez tous auprès de votre Reine;
Et, hâtez vous d' aller, groſſir ſa cour.
Déja l' hymen vers ſon temple la méne
Et ſemble enfin s' entendre avec l' amour.

L' amour, l'hymen ſtroient d' intelligence?
Ces Dieux rivaux, de tout temps, ennemis,
Pouroient enfin quitter leur défiance?

Par quel bonheur ſe verroient ils unis?
Ah! c' eſt à vous qu' on doit cette alliance,
Belle Suzette, et vous avez ſoumis
Deux concurrens bronillés à toute outrance.

Amour, hymen ſoyez long-temps d' accord;
Et renonçant à vôtre antipathie,
Ramenez-nous les jours du ſiecle d'or,
Que ce concert, cette douce harmonie
De nos Epoux ſoient le plus cher tréſor,
Et que du Ciel la clémence infinie
Les uniſſant, leur faſſe un heureux ſort.

Et Vous Epoux, qui d' un ſi beau lieu
Avez ſerré vos flammes mutuelles,
Souvenez-vous que l' unique moyen
De retrouver des douceurs éternelles
C' eſt de s' aimer. Ainſi gardez-vous bien,
Dans les transports de vos ardeurs nouvelle,
De ſéparer l' amour d' avec l' hymen.

****

Schreiben einer Comödiantinn an die Verfaſſer.

Meine Herren,

Ich komme itzo gleich vom Theater. Wir haben heute ein von der Frau Gottsched verfertigtes Stück, die närriſchen Grillen genannt, vorgeſtellet. Ich habe zwar eine wirklich ſtumme Perſon abgeſpielet, bin aber dennoch ſo müde, daß ich kaum die Feder halten kann, welche ich auch heute gewiß nicht anrühren, wenn mich nicht eben der Verdruß über die abgeſpielte Rolle dazu zwänge. Ich weiß, nebſt 3 andern Frauenzimmern zu einer Mopſam gemacht, und mußte auf allen Vieren kriechen, kratzen, bellen, aufwarten, ſuchen, exerciren, kurz, alles mit machen, was in den Verſammlungen der Mopsgeſellſchaften vorgeht. Dieſes hat mich ſo müde, und meine alberne Rolle ſo verdrießlich gemacht, daß ich meiner Principalinn lieber heute, als morgen, den Kauf aufſagen möchte. Ich höre mich doch beſtändig und durchgängig loben, und gleichwohl kann ſie mir zumuthen, ſo eine meſchante Perſon vorzuſtellen, zu welcher auch ihres Lichtputzers Tochter geſchickt genug geweſen wäre. Doch

ich

beſänftige mich ſelbſt einigermaſſen, wenn ich
enke, daß ſie zweenen ihrer beſten Komödian-
, nämlich Hr. Kochen und Hr. Suppigen,
keine Rolle darinnen gegeben hat. Sie iſt
a, und ich glaube, daß ſie dieſes bey allen
echten Stücken ſo macht. Denn als wir
lich die allemannſchen Brüder, auf unauf-
liches ungeſtümes Anhalten des Verlegers,
mit er, wie er es auch hat, vor dem Einzan-
des Schauplatzes, etliche Exemplare abſetzen
ne, ſpielten, ſo gab ſie den Geſchickteſten klei-
Rollen, und die Hauptperſonen vertheilte ſie
er die Ungeſchickteſten. Was ſie bey den
mannſchen Brüdern in Anſehung deſſen zur
ſicht gehabt, habe ich leicht errathen können:
ß ſie aber eben dieſe Abſicht bey ihrem närri-
en Grillen auch ſollte gehegt haben, laßt
nicht mit der geringſten Wahrſcheinlichkeit
thmaſſen. Ich glaube, daß der Gott der
chaubühnen hier unmittelbar ſeine Hand im
piele gehabt hat. Ich ſtehe zwar nicht da-
, daß mir nicht der Zorn dieſe Muthmaſſung
giebt: ſo viel aber habe ich doch die Kühn-
t, gegen die ganze Welt zu behaupten, daß
in Zorn gerecht iſt. Wollen Sie, ſo ſagen
ie auch, daß mir der Zorn folgendes Epi-
amma, welches ich bey meiner heutigen lan-
n Weile auf dem Theater gemacht habe, ein-
geben hat:

Sinnreiche Neuberinn! Du weist von Deinen Stücken,
Durch ein Wort, so Critik, als Inhalt, auszudrücken.

Ich unterschreibe mich, mit dem Namen, welchen ich heute in der Komödie geführet habe,

In Eil.

Leipzig.
den 19. Nov.
1746.

Amande.

P. S. Die Frau Neuberinn bekennet selbst, was ich in meinem Epigramma gesagt habe. Denn sie sagt auf dem heutigen Zettel, es würden vorgestellet werden die närrischen Grillen, von Friderica Carolina Neuberinn. Ist nicht dieses, und: der Frau Neuberinn ihre närrischen Grillen, d. i. ihre alberne Komödie, einerley gesagt? Mein Vorgeben zu beweisen, will ich den ganzen Zettel abschreiben. Vielleicht ist diese Ehre noch keinem wiederfahren. Er lautet in extenso: „Heute wird „von den Königl. Pohlnischen Churfürstl. Sächsischen, imgleichen Hoch-Fürstl. Braunschweig-Lüneburg. auch Hoch-Fürstl. Schleswig. Hol-

stein-

steinischen Hofcomödianten ein deutsches Schau-
spiel vorgestellet werden, genannt: Die närr-
ischen Grillen von Friderica Carolina
Neuberinn. Ein neues lustiges Stück, wel-
ches heute zum erstenmal aufgeführet wird.

Personen:

Philibert, ein Kaufmann, der um sein Ver-
„mögen gekommen.

Sorbine, seine 2te Frau, mit der er ein gross
„Heyrathsgut zu erhalten gedacht.

Melitte, seine Stieftochter von der 1ten Frau;
„eine junge Wittwe.

Lisidor, sein Stiefsohn von der ersten Frau.
„Der von Reisen kommt.

Missinde, seine Stieftochter von der 3ten Frau;
„einfältig.

Amande, (*) seine jüngste Tochter von der 3ten
„Frau. Sprachlos.

Ordine, eine alte Jungfer, in Lisidor ver-
„liebt.

Verrander, ein junger reicher Mensch.

„Mut-

*) NB. das bin ich.

„Mufel, des Philiberts Hausknecht; hernach
„als Jungfer Mützgen verkleidet.

„Muschi, des Lisidors lustiger Diener; hernach
„als Frau Mäffgen verkleidet.

„Hanngen, der Melitte Mägdgen.

„Es kommt darinnen vor: Eine Coffeekoffen-
„wahrsagerey, eine Heldmacherey, und nie 4.
„Frauenzimmer zu Mä.ten gemacht werden.
„Der Anfang ist um 5 Uhr in dem Schauspiel-
„hause in Leipzig auf der Nicolaistrasse, in Horn.
„Krahens, oder in dem sonst bekannten Zotens
„Hofe. Sonnabends, den 19. Novembr. 1746.
„Johann Neuber.„ Sie sehen wohl, m. H. daß die Fr. Neuberinn, wenn sie es nicht so, wie ich es ausgelegt habe, hätte verstanden haben wollen, ohne Zweifel würde gesetzt haben, verfertiget von ꝛc. ꝛc. Doch bald ist das Postscript länger worden, als der Brief. Was der Zorn nicht thun kann! Aber nun fällt mir die Feder aus der Hand. Gute Nacht!

Die

************* ***************

Die Gewalt der Liebe.

An Hrn. W * *

O Liebe! Du mächtige Göttinn der Erden,
Es drängen die Völker sich, Sklaven zu werden,
Die kräftigsten Triebe zur Freyheit vergehn,
So bald Du nur winkest, so bald sie dich sehn.
Es blitzen die Schwerdter der stolzen Tyrannen;
Sie wollen die Freyheit mit Stürmen verbannen:
Man wehrt sich, und flieht ihr tyrannisches Joch;
O Liebe! Du lockst nur, und siegest dennoch.

O süsseste Knechtschaft! wo Küssen und Scherzen,
Die wichtigsten Pflichten vereinigter Herzen,
Wobey man die Freude zum Lohne gewinnt,
Der Liebenden täglicher Gegenstand sind.

Man

Man läßt uns, die Werke der Knechtſchaft zu üben,
Die edelſte Freyheit, die Freyheit zu lieben.
Es wird man zum Sklaven, und denket dabey:
Wer dieſe beſitzet, iſt glücklich und frey.

Eilt, Kinder der Erden! durch zärtliches Verbinden,
Im Joche der Liebe die Freyheit zu finden,
Durch die man die herrlichſten Güter der Welt,
Die Früchte des ſüſſen Gehorſams, erhält!
Erkennet den Vortheil der menſchlichen Sinnen,
Und werdet die zärtlichſte Fähigkeit innen,
Durch die ihr, indem ihr euch liebet und küßt,
Der Menſchlichkeit lieblichſtes Vorrecht genießt!
Auch, blühende Jugend! der Mannheit Früchte;
Es mache Dein Feuer das Murren zunichte,
Das, wenn man die Schwärme der Grillen zerſtört,
Man täglich vom Alter mit Ungeſtüm hört.

Wer

Verſpotte die Trägheit der ſtoiſchen Geiſter!
Sie ſelbſten ſind ihrer Empfindung nicht Meiſter,
So oft ſich in ihnen, was Felſen bewegt,
Die Liebe, das Weſen der Menſchlichkeit, regt.
Es ſchägt ſich des Stoikers Großmuth vergebens
Mit Zeno, dem Feinde des glücklichſten Lebens,
Der, weil ers, zum Glücke für nöthig erkannt,
Der Leidenſchaft Regung vom Weiſen verbannt.
Verbannt nur die Regung aus allen Gemüthern;
Entfernt euch, aus Großmuth, von wirklichen Gütern;
Verſchmähet das Lieben, und fraget die Zeit,
Wie thöricht ihr denket, wie ſchädlich ihr ſeyd!
Es wird euch die Folge der Jahre belehren,
Daß, wenn ſich die Menſchen durch Liebe nicht mehren,
Und, wenn ſie bey ſtoiſcher Großmuth vergehn,
Selbſt Großmuth und Tugend und Glück nicht beſtehn.
Vermehrt ihr die Menſchen, und haſſet die Liebe?
O närriſche Großmuth! o ſeltene Triebe!

Zu lieben, und doch nicht empfindlich zu ſeyn.
Geht, Stoiker! ſeht doch den Widerſpruch ein!

Mein W** Du haſſeſt das ſtoiſche Weſen.
Du haſt Dir die Freyheit zu lieben erleſen,
Du wirſt über der Liebe, was menſchlich iſt, fröhnt,
Und die nur die Stoa zum Scheine verhöhnt.
Du haſſeſt die Freyheit, ein Glück zu verachten,
Nach welchem die mächtigſten Könige ſchmachten,
So lange nur Hoheit und Reichthum und Pracht
Sie äuſerlich prächtig und glücklich gemacht.
Die Liebe, die Liebe weis glücklich zu machen;
Ihr Nothzwang erreget Vergnügen und Lachen.
Wer ſich ihr ergiebet, der bleibt ihr getreu;
Die Knechtſchaft der Liebe ſelbſt machet ihn frey.

In=

Inhalt
dieses andern Bandes.

IX. Stück.

1) Vorrede 3

2) Schreiben von denen, welche die Alten wollen kennen lernen, in Versen 17

3) Schreiben an die Verfasser 20

4) Antwort auf das vorhergehende Schreiben 29

5) Seiner hochwürdigen Magnificenz, des Hrn. Abt Mosheims Vorrede zu Hr. Voltens Lexico antibarbaro. Aus dem Lateinischen ins Deutsche übersetzt, 37

6) Kurze Vertheidigung Herrn Schlegels, wegen seiner Critik über den hallerischen Vers: Sobald der trübe Herbst 62

7) Beurtheilung der ersten neukirchischen Ode auf die Königl. Preuß. Krönung Fridrichs I. 68

8) Vergleichung der neukirchischen Uebersetzung der ersten Satire aus dem Boileau, mit der Urschrift 79

9) Anakreontische Ode 84

10) Nachrichten 84

11) Fortsetzung und Beschluß des Schreibens des Hrn. Abts von Bellegarde vom guten Geschmacke 88

X. Stück.

1) Anmerkungen über des Hrn. Abt Mosheims Vorrede zu Hrn. Noltens Lexico antibarbaro 99

2) Gedanken über die Schreibart der Aufschriften. Aus dem Französischen des Hrn. Despreaux übersetzt 126

3) Der Werth wahrer Gelehrten, eine Ode 130

4) Untersuchung, ob man die Materie in Gedichten erschöpfen solle 134

5) Von dem Wesen der Dichtkunst. Erste Abhandlung des Hrn. Racine. 143

6) Beurtheilung einer Ode von Hrn. Joh. Georg Bock, ordentl. Lehr. der Dichtk. in Königsberg, auf das Gedächtnißfest der Stiftung dasiger hohen Schule 164

7) Nachrichten 187

XI. Stück.

1) Beweis eines neuen Lehrsatzes in der Mechanik, in Versen 195

2) Des Hrn. Racine Abhandlung vom Weſen der Dichtkunſt. Zweyter Theil 198

3) Recenſion von M. Weiſens Lobrede auf den Churfürſten Moritz 210

4) Die Homileten, eine Satire 236

5) Nachricht von den neuen Beyträgen zum Vergnügen des Verſtandes und Witzes 241

6) Dedication zur folgenden Abhandlung 255

7) Betrachtung über eine Stelle des Cicero, aus dem 24. Capitel ſeines 3. Buchs vom Redner 259

8) Das Zimmerbeil und das Haus, eine Fabel 270

9) Schreiben aus Dresden, an einen Freund in H. in Verſen 272

10) Recenſion von einem halbenhundert neuer Fabeln 278

XII. Stück.

1) Ode auf Ihre Majeſtät, Fridrich den Andern, König in Preuſſen, und Churf. zu Brandenburg, beym Antritte der Regierung von J. J. Pyra, aus Cotbus 29

2) Ein Brief von der Malerkunſt. Aus der auserleſenen Briefen der Mitglieder der franzöſiſchen Akademie überſetzt. 31

3) Recenſion von D. Lindners Gedichten 321

4) Eine Rede von der Glückſeligkeit der Zweifler 336

5) Fernere Nachricht von den neuen Beyträgen zum Vergnügen des Verſtandes und Witzes 353

6) Nachricht von einigen neuen Wochenblättern 366

7) Recenſion des blöden Schäfers, eines Luſtſpiels 379

XIII. Stück.

1) Verſuch vom Menſchen. Aus dem Engliſchen des Herrn Alexander Pope überſetzt. Der erſte Brief 388

2) Die beſten Beweiſe in der Liebe; ein Gedicht 402

3) Schreiben an Herrn M. A. G. Käſtnern, in Leipzig; wegen deſſelben Gedanken, über die Verbindlichkeit der Dichter, allen Leſern deutlich zu ſeyn 406

4) Recenſion der Aerzte, eines Luſtſpiels 416

5) Ueberſetzung einiger Briefe aus Rolandi Maresii Epiſtolis philologicis 423

6) Von einigen neuen Monatſchriften 481
7) Hieher gehörige Neuigkeiten 419
8) Nachricht 467
9) La Bataille de Fontenoy, Poëme, par Mr. de Voltaire 468

XIV. Stück.

1) Recenſion der Gedichte des Hrn. von Königs 483
2) Schutzrede für die Freyheit der Gelehrten 497
3) Schreiben an die Verfaſſer, von der Erregung der Gemüthsbewegungen in Reden 527
4) Popens Verſuch vom Menſchen; überſetzt. Zweyter Brief 541
5) Recenſion des faulen Bauers, eines Nachſpiels 554
6) Herrn M. Käſtners Antwort auf das im 13ten Stück an Ihn gerichtete Schreiben 558
7) Schreiben an den Herrn Rector Seidel, in Lauban 570

XV. Stück.

1) Ode auf Se. Hochehrw. Herrn Paſtor Leſſers in Nordhauſen Naturaliencabinet 580

2) Ursachen, warum die deutsche Sprache noch nicht zu ihrer Vollkommenheit gelanget 586

3) Popens Versuch vom Menschen; übersetzt. Dritter Brief 594

4) Die Vernunft in der Offenbarung, durch G. W. S. 608

5) Recension der Fabeln und Erzählungen Hrn. M Gellerts 612

6) Von einer alten deutschen Uebersetzung der Aeneis des Virgils. Aus einem lateinischen Magisterprogramma des Hrn. Prof. Gottscheds übersetzt 620

7) Beschluß der Recension des blöden Schäfers 636

8) Drey anakreontische Oden 639

9) Gedanken über die Verbesserung der Schäferpoesie 641

10) Nachricht aus dem Reiche der kriechenden Poeten 647

11) Nachrichten 654

12) An die Deutschen 672

XVI. Stück.

1) Recension der Gedichte des Hrn. Hofrath Drollingers 675

Popens Verſuch vom Menſchen, überſetzt. Vierter Brief 695

Gedanken über die Beantwortung der Critik über Thyrſis und Damons freundſchaftl. Lieder 714

Schreiben an die Verfaſſer 724

Zwey franzöſiſche Hochzeitgedichte von Mauſillon 726

Schreiben einer Komödiantinn an die Verfaſſer 730

Die Gewalt der Liebe, ein Gedicht 735

*** *** ***
*** ***
***

Druckfehler.

Anſtatt	eben diejenigen	leſe man	denjenigen	IX. St.	15 S. 1 Z.
-	zeugen	-	Zeugen	- - 38	- 5 -
-	fruchtbar	-	furchtbar	- - 38	- 31 -
-	ſollſt	-	ſollteſt	- - 69	- 28 -
-	vielleicht dadurch	-	vielleicht	- - 70	- 25 -
-	klingen	-	ſchreyen	- - 71	- 28 -
-	ihn	-	das Buch	- - 76	- 10 -
-	aken	-	aien	- - 78	- 9 -
-	zurück laſſen	-	zurück läßt	- - 78	- 29 -
-	mir	-	mich	- - 79	- 23 -
-	denſelben	-	demſelben	- 79	- 25 -
-	ſangs	-	ſans	- 80	- 1 -
-	laſſen	-	läßt	- 82	- 1 -
-	quo	-	quoi	- 83	- 17 -
-	Erhält ihm	-	Erhält ihn	- 84	- 20 -
-	die	-	der	- 91	- 25 -
-	an	-	in X. St.	93	- 10 -
-	ſchriftliche	-	geiſtliche	- - 110	- 2 -
-	hämiſchen	-	hämiſchen	- 125	- 17 -
-	zeugen	-	zeigen	- 125	- 18 -
-	flieht	-	fliegt	- 130	- 9 -
-	Thronen	-	thronen	- 130	- 14 -
-	Metaphorien	-	Metaphoren	- 139	- 1 -
-	Gericht	-	Gerücht	- 151	- 23 -
-	um	-	in den	- 152	- 5 -
-	was	-	wir	- 156	- 26 -
-	dazuſetzen	-	ſetzen	- 162	- 18 -
-	Strophen	-	Strophenfalter	192	- 8 -
Krebs oder Zwilling		-	Zwilling oder Krebs	XI. St.	197 - 6 -
-	dieſen	-	dieſem	- 197	- 9 -
-	Racini	-	Racine	- 198	- 18 -
-	nichts	-	nichts beſitzet	- 208	- 17 -
-	von	-	vom	- 228	- 28 -
-	weiſer	-	weiſſer	- 236	- 25 -
-	vom	-	von	- 238	- 8 -
-	Eyerfrucht	-	Eyers Frucht	- 238	- 16 -
-	ſpielenden	-	ſpielendem	- 239	- 22 -

Am

ſtatt	In	leſe man im	XI. St.	240	S. 11 Z.
-	Chriſten	- Geiſter		241	7 -
-	arkadiſchen	- arkadiſchen	-	244	- 27 -
-	Lucidas	- Lycidas	-	246	- 10 -
-	ſchärfſte	- ſchönſte	-	250	- 25 -
-	geſchollen	- geſchwollen	-	251	- 23 -
-	meidrer	- mehrer	-	252	- 31 -
-	et iam	- etiam	-	262	- 5 -
-	Heremius	- Herennius	-	266	- 15 -
-	E.	- X.	-	267	- 9 -
-	D.	- Dresden,	-	272	- 1 -
-	den	- dem	-	281	- 21 -
-	von	- vom	-	288	- 18 -
-	haruiſchen	- homeriſchen XII. St		292	- 31 -
-	der andern	- den andern	-	295	- 1 -
-	der	- des	-	296	- 1 -
-	der andere	- des andern	-	297	- 1 -
-	der andere	- des andern	-	299	- 1 -
-	der andere	- den andern	-	301	- 1 -
-	ſchwegen	- ſchweben	-	304	- 6 -
-	der andere	- den andern	-	303	- 1 -
-	bezirt	- Bezirk	-	304	- 10 -
-	Marors	- Mavors	-	309	- 17 -
-	Philkles	- Philokles	-	312	- 12 -
-	ſchient	- ſchiene	-	315	- 23 -
-	Luvas	- Lucas	-	319	- 28 -
Brandenburgs		- Brandenburges	-	932	- 27 -
Rieſenſchwang		- Rieſenſchwanz	-	333	- 25 -
-	jaulerlich	- jämmerlich	-	335	- 15 -
-	Rauſſeau	- Rouſſeau	-	357	- 5 -
-	Reichen	- Reihen	-	358	- 9 -
-	tourner	- tourner	-	369	- 11 -
-	Erde	- Erden	-	374	- 13 -
Bolniabrock		- Bolnigbroke XIII.	-	387	- 19 -
-	Anaen	- Anae	-	391	- 26 -
-	eingeſchraubt	- eingeſchränkt	-	392	- 11 -
em fernen Wege		- den fernen Weg	-	392	- 17 -
-	rollet	- wallet	-	394	- 7 -
-	allen	- allem	-	396	- 15 -
-	tiefen	- tiefem	-	409	- 1 -

An-

Anſtatt	Deutlichkeit	leſe man	Dunkelheit	XIII St.	414	S 33.
-	den	-	als	-	415	- 17 -
Auf der 416 S. wird alles von der 1. bis zur 22. S. ausgeſtrichen						
-	unmögliche	-	unnütze	-	419	- 11 -
-	des	-	wegen	-	420	- 31 -
-	beweglichſte	-	bewegliche	-	421	- 3 -
-	Wedra	-	Medra	-	426	- 6 -
-	leiblich	-	lieblich	-	426	- 16 -
-	neueſten	-	meiſten	-	439	- 26 -
-	thir	-	this	-	453	- 21 -
-	geben	-	ſtellen	-	454	- 2 -
-	geben	-	ſtellen	-	454	- 26 -
-	wollen	-	wollten	-	466	- 18 -
-	Reimergen	-	Reimereyen	-	466	- 19 -
-	lances	-	lancés	-	471	- 13 -
-	ygnorer	-	ignorer	-	471	- 19 -
-	Longuanay	-	Longaunay	-	471	- 26 -
-	Longuanay	-	Longaunay	,	471	, 33 ,
,	Accurez	,	Accourez	,	474	, 9 ,
,	chevrier	,	Chevrier	,	476	, 7 ,
,	Jori	,	Juri	,	476	, 13 ,
,	fogers	,	foyers	,	479	, 31 ,
,	enivre	,	enivré	,	490	, 3 ,
,	Gedicht	,	Gleichniß XIV. St.		486	, 29 ,
,	ſpielend	,	ſchielend	,	488	, 2 ,
,	epopeenmäßig	,	epopeenmäßig	,	490	, 29 ,
,	konnte	,	könnte	,	495	, 30 ,
,	förmigten	,	körnigen	,	495	, 31 ,
,	meiner	,	meine	,	517	, 7 ,
,	der	,	des	,	541	, 24 ,
,	demnach	,	dennoch	,	545	, 27 ,
,	Silberrangen	,	Silberwangen	,	562	, 20 ,
,	eine	,	neue	,	565	, 24 ,
,	das	,	was	,	566	, 27 ,
,	Sie	,	ſie	,	571	, 10 ,
,	Sie	,	ſie	,	573	, 16 ,
,	Ihnen	,	Ihrer	,	574	, 26 ,
,	Chriſtoph	,	Chriſtoph XV. St.		592	, 19 ,
,	E. T. M.	,	C. T. T.	,	593	, 28 ,

Am

ſtatt	ſie leſe	man ſie;	XV. St.	596	16
	Wohl	Wahl		600	11
	grauſames	grauſameres		621	27
	'einem	einen		603	26
	dem	den		604	2
	kannte	konnte		604	26
	zerrüttenden	zerrütteten		605	4
	wankelen	wankten		605	17
	wieder	weder		607	11
	wollen	wollten		608	17
	gehin	gelin		616	27
Oſeer und Beſeer		Olſeer u. Volſeer		635	28
	annehmen	anrechnen		638	20
und Ueberſchrift		u. griechiſchen Ueberſchrift		648	7
	heiſſet	heiſcht		648	19
	ihre	ſeine		650	11
	Hachziba	Hephziba		651	3
	Ruthe	Ruthe		651	6

uf der 17. Z. dieſer S. muß vor welche ſtehen: weil er Seidels Gedichte,

	verbrannt	verbrämt		654	27
	faſt	feſt		657	28
	Pündar	Pindar		672	15
-	zur	bis zur	XVI. St.	683	22 -
-	Sträke	Stärke	-	684	8 -
-	Statt	ſtatt	-	700	15 -
	dem	denen		725	6 -
	image	image		726	3
	Jours	jour		728	7
	nouvelle	nouvelles	-	729	17 -
-	ihrem	ihren		731	16

F. K. 61

V
6426

Melanchthon.

Eine

Ode

von

Johann Andreas Cramer.

Lübeck

bey Christian Gottfried Donatius.

1772

BIBLIOTHECA
PORCKIANA

In christiana religione cum universae virtutis cultus necessarius sit decus quoddam certe illius atque pulcritudo eminens temperantiae modestiaeque non poterit neque debebit omitti atque negligi.

Joach. Camerarius.

Soll er von uns vergeſſen ſeyn?
Weil Luther gröſſer war, vergeſſen? Nein!
Melanchthon auch ſoll leben! Leben!
Empfangen ſeiner Deutſchen Dank,
Und hoch empor; (o breite mein Geſang
Die Flügel aus!) auf deinen Flügeln ſchweben!
Und nah an Luthern denn er flog
Voran nicht, aber hin, wo Luther flog!

Der Sturmwind ſchweig und brauſe nicht!
Um meinen Hymnus fließ ein Silberlicht,
Dem gleich, das Wanderer erfreuet,
Wenn dein getreueſter Gefärth,
In einer Winternacht durch dich verklärt
O Sonne, ſeinen hellſten Glanz verſtreuet,
Daß vor den Wallern her die Bahn
So lichtvoll wird, daß keiner ſtraucheln kann!

Am Morgen ſeiner Jugend ſtand
Der Jüngling am Parnaß, vernahm, empfand
Der Grazer Oſſian, den hohen
Olympusvollen Sänger, ſah
Den Himmelglanz, vor dem, Germania,
Die Schatten deiner Barbarey entflohen,
Und ward, von ſeinem Lichte hell,
Mehr als Prometheus, ſelbſt ein Stralenquell.

Von deines Sachſens Elbe floß
Der Quell und ward zu Strömen, und ergoß
Sich zu der fernſten Völker Grenzen.
Sie ſahn der alten Weisheit Pfad,
Und wandelten vertraut mit dir, Sokrat,
Sahn deinen Plato, fingen an zu glänzen,
Und drangen auch, o Latium,
In deiner Kunſt geheimſtes Heiligthum.

Und die Vernunft hob auf ihr Haupt,
Sah; (faſt Aeonenlang lag ſie beraubt
Der Freyheit;) ihre Ketten brechen.
Melanchthon bricht ſie ganz entzwey,
Und ſie, entflohn der langen Sklaverey,
Verſucht zu denken, lernt nun wieder ſprechen,
Wie ſie im Weiſen von Stagir
Schon dacht und ſprach, und, Tullius, aus dir!

Mit edler hoher Einfalt ſpricht
Die freye Weisheit, überhäufet nicht
Die Pracht der Farben, will nicht blenden,
Schön, wie die ſittſame Natur,
Sorgfältig, mit dem ſanften Schimmer nur
Zu ſchmücken, reich, doch ohne zu verſchwenden.
Das Auge, das zu ſehn vermag,
Sieht keine Wetterſtralen, ſieht nur Tag.

Wie ſie der Barbarey ſpricht Hohn!
Wie freudig ſie der kämpfenden Religion
Mit ihren Waffen eilt zu nützen!
Der Unterſuchung Fackel nimmt,
Was dunkel iſt, erhellet, und beſtimmt,
Was Wahn und Liſt verwirren, ſich zu ſchützen,
Im Staub, den ſie umher verſtreun,
Mit ihrer Schande nicht geſehn zu ſeyn!

Leicht fliegt er auf; ſchnell ſinkt er hin.
Sie leuchtet, gleich der Pflanzenweckerinn,
Der Morgenſonne, wärmt, beſeelet
Die jungen Pflanzen; freudig bricht
Die Blüth, entfaltet durch ihr mildes Licht
Der Knoſpen Hülle, welche ſie verheelet.
Schön iſt ſie; ſchöner werden ſeyn
Die Früchte, die die Blumen prophezeyn.

Verſammlet euch, die ihr den Flug
Zur Sonne wagen wollt; der Adler trug
Viel Jüngre ſchon zur Sonne! Kommet!
Seyd arm; er theilet gern mit euch,
Iſt nie für ſich, nur für die Armen reich,
Wenn, was er ausſtreut, Gott und Menſchen frommet;
Auch frölich dann, wann ſeine Saat
Verunglückt; daß er doch geſäet hat.

Heil dir und Sieg, du Myrias
Der Allemannen, die des Wahnes Haß
Zum Kampf beflügelt für die Tugend!
Sie fleugt; ſo flog Achillen nach,
Zu rächen ihres Vaterlandes Schmach,
Hin zum Scamander ſeiner Grajer Jugend,
Und Troja flammt und klagt, wie Roms
Wehklage ſchallt am Ufer ſeines Strems!

Ach nicht ſein Hales, nicht ſein Scot,
Nicht Decretalen, wie ihr Bann auch droht,
Nicht ihrer Gloſſen Mitternächte,
Nicht Wolken, die kein Sternglanz bricht,
Vermögen ſeiner Flammenfackel Licht
Zu löſchen. Wie ſie ſtrahlt in ſeiner Rechte!
Wie hoch ſie aufſtralt! Wie die Welt
Ihr Glanz, gleich eines Pharos Glanz erhellt!

Was weigerſt du des Lichts dich noch,
Verführter Erdkreis? Warum klagſt du doch,
Er ſey, wie Luther, ein Empörer!
Stürzt je die Wahrheit einen Thron?
Und iſt der ſanfteſten Religion
Verkündiger nicht auch der Treue Lehrer,
Gern unterwürfig, aber frey
Von feiger Furcht und feiger Schmeicheley?

Wie iſt ſein ſanftes Herz ſo reich
An Liebe zu Verirrten! Wie ſo weich!
Wie ſo behutſam zu verwunden!
Wen ſchmücket mehr Beſcheidenheit?
Wer heilt ſo gern? Wer hat die Traurigkeit,
Daß Chriſten Chriſten haſſen, mehr empfunden?
Wer mehr in ſeinem Herzen Gram,
Daß mit der Wahrheit Krieg zur Erde kam?

Er kam! Weh euch ihr Chriſten! Grimm entflammt
Der Götzenprieſter Herzen und verdammt
Zur Folter euch! Zum Schwerdt! Zum Feuer!
Ach lange würgt er! Endlich lobt
Der Erdkreis Einen Gott, dann aber tobt
In Chriſten ſelbſt ein neues Ungeheuer
Es nennt ſich Eifer! Härter war
Der Grimm nicht, den das Heidenthum gebar!

Sein Name lügt. Verfolgung heißt
Der Lügner, der in dieſer Larve gleißt.
Er wurde von dem Stolz empfangen;
Gebohren von der Heucheley,
Mit Blut ernährt, bedrängt er die, die frey,
Die Gott nur unterthan zu ſeyn verlangen.
Er ſchmiedet auch, wie Roms Vulkan
Des Anathema Blitz und flammt ihn an.

Flieht, Herolde des Friedens, flieht,
Erſtickt, erſtickt die Flamme, die ſchon glüht;
Laßt Flamm und Schwerdt dem Aberglauben!
Ehrt ihr nicht einen Gott? O freut
Des Friedens euch, wie Er! Laßt keinen Streit
Euch trennen, euch nicht eure Stärke rauben!
Wenn hat der Sterblichen Verſtand,
Was hoch, wie Gott iſt, ohne Fehl erkannt?

Die Weisheit liebt die Eintracht! Still
Und friedsam ist sie, und gelind, und will,
Erleuchten will sie, nicht verwirren.
Nicht alles, was Gott lehrt, soll hell,
Viel soll euch dunkel seyn! Wer kühn und schnell
Entscheiden will, muß freveln oder irren.
Flieht, Herolde des Friedens, flieht,
Erstickt, erstickt die Flamme, die schon glüht!

Doch brauſt der Sturm. Wie fürchterlich!
Wer hört, Melanchthon, wer vernimmt nun dich
Und deine väterliche Stimme?
Auch dich, du nur des Krieges Feind,
Schmähn sie, als wärst du nicht der Wahrheit Freund
Und, wie sie wähnen, mit verdientem Grimme.
Roms Hügel, die sie streiten sehn,
Frolocken, fürchten nicht mehr zu vergehn.

Wie ängſtigt, wie verzehrt der Schmerz,
Der Zwietracht Wut zu ſehn, dein friedlich Herz!
Wer kann die Flut des Bergſtroms hemmen?
Er brauſt von ſteilen Felſen her,
Entwurzelt Wälder, reißt ſich, wie ein Meer,
Aus allen Ufern, trotzet allen Dämmen:
So brauſt der Eifer auch, der Sohn
Des Stolzes, deiner nicht, Religion!

Beſtürme nicht den frommen Mann
Du Stürmer aus Illyrien! Wer kann
Nicht ſtraucheln, wenn Melanchthon fehlet?
Fürcht auch zu fallen, wenn ſein Geiſt
Der gern nicht irrte, Wahn, weil er ihm gleißt,
Als wär er Wahrheit, wählt — und furchtſam wählet!
Fürcht auch zu fallen; tiefer fällt
Der Eifrer, den der Demuth Arm nicht hält.

Die reinern Kirchen ſind zertrennt!
Wehklage mein Geſang! Denn wer erkennt,
Wer fühlt genug die tiefen Wunden?
Wehklage! Säkula ſind ſchon,
Daß ſie unheilbar bluten, hingeflohn:
Wer hat ſie noch gelindert und verbunden?
Wer lehrt nun andern nach und glaubt
Nicht ſeine Brüder alles Lichts beraubt?

Wehklage mein Geſang! Es ſiehe
Der fromme Greis, das unauslöſchlich glüht
Des Haſſes Flamm in aller Herzen.
An ſeinem Leben nagt der Gram
Und, was nur Streiter fühlen ſollten, Scham:
Wehklage, mein Geſang, ſo edle Schmerzen
Und Deutſchland halle mit der Schmach
Des falſchen Eifers deine Seufzer nach!

Daß ſeine Lehrer nicht, wie Er,
Der Schwachen liebreich ſchonten, ſich nicht mehr
Mit ihm vom Grimme Roms entfernten;
Daß ein ſo heitres ſanftes Licht
So früh verſchimmern muß und Deutſchland nicht
Von ſeinen Saaten ſieht noch reichre Erndten;
Daß mehr denn ein Jahrhundert lang
Die Kirche Krieg hat, klag es mein Geſang!

Nun kömmt ſein Ruhetag; nun entreißt
Der Zwietracht Wohnung ſich ſein freyer Geiſt
Zum Lichte der ihm dunklern Lehren.
Wie jauchzt er, nicht das Kriegsgeſchrey
Des blinden Eifers noch der Heucheley
Scheinheilige Wehklagen mehr zu hören,
Nicht mehr zu ſchwanken, nun ein Mann
Der Gott ſchaut, der nun nicht mehr irren kann!

IOACHIM. CAMERARIVS

IN VITA

PHILIPPI MELANCHTHONIS.

Omnia, quae ad praeclariſſimam exiſtimationem et ſummam laudem pertinentia optari ab homine fas eſt, PHILIPPO MELANCHTHONI contigerunt. Puer infantiae opinionem et ſpem, pueritiae adoleſcens, adoleſcentiae ſuperavit admiratione omnium, quam ipſam vicit ſeneſcentis aetatis quaſi viriditas mirabiliter operoſa neque fugiens laboris et nullo in munere exſequendo langvida — Confuſa et disjecta in doctrina tam cetera, quam eccleſiae collocando et diſponendo et implicata quaſi enucleando et expediendo haerentia et confirmando dubia et indiſerta explanando non modo plurima, in quibus priores erraverant correxit, et perfecit ut noſtra aetate eſſet doctrina ſpecrata atque illuſtris. — Fuerit in ipſo vitii aliquid. Quaedam neſcierit. Lapſus deceptusque alicubi ſit. Fuit enim homo, et ſolius Dei eſſe novimus, ut omni labe ignorantiae et macula turpitudinis careat; confirmare tamen opinor liceat, inter noſtros homines ſanctitate religionis, ingenii excellentia, ſapientiae virtutisque ſplendore, pietate, humanitate, beneficentia, omnis officii munere, ea quidem conditione, qua ille fuit et tali loco, parem ei hac aetate fuiſſe neminem. Futurusne aliquis ſit poſthac incertum eſt. Cui vero

non

non eſt perſpecta atque adeo experiendo cognita PHILIPPI MELANCHTHONIS facilitas in moribus, bonitas erga ſuos, comitas liberalitasque in omnes? — Iſtud ſit peccatum illius, quod aluit et fovit improbas et ſerpentes ſecundum proverbium in ſinu. Accidit hoc ſemper optimis et probatiſſimis. Quorum tanta ſcilicet eſt et tam abſoluta et ſimplex bonitas ut nihil in animum ſuum penetrare patiantur, quod benignitatem impediat aut obſtet humanitati. P. 410. 411. 412.

Cogitandi et omnia diligentiſſime expendendi eo in cura erat pene infinita; itaque in ſua inquirere ipſe ſemper et retexendo ſtudere fieri meliora. P. 63.

Sermo planus atque purus, et id, quod volebat intelligi ſignificans ipſi in ſtudio erat ; — Nihil eſt in hoc fucatum, nihil inaequale, nihil ineptum, nullum aucupium varietatis quaſi in pictura colorum, nullus tumor, denique ſimplicia ſunt et recta omnia P. 74.

Non jam ſpectator ejus furoris, cujus impetum ipſe ſemper valde metuit ut animorum acerbitate palam erumpente etiam conjuncti antea ſtudiis atque doctrina diſſilirent et ſe mutuo gladiis ſuis pene in oculis adverſariorum concíderent. P. 88.

Semper improbavit neque neceſſarias et mirificas quaeſtiones et multo maxime diſceptationes perniciosas et rixarum cauſas. — Oppoſuit etiam ſuas admonitiones quorundam proclivitati ad inaudita atque nova, ut inconſiderata levitas coerceretur. P. 397.